Süddeutsche Monatshefte
1911-1912
I


053
S943
v.9
pt.1

Süddeutsche Monatshefte.

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann,
Hans Pfitzner, Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann.

Neunter Jahrgang. Erster Band.

Oktober 1911 bis März 1912.

* *
*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Druck von F. Bruckmann A.-G., München.

Inhaltsverzeichnis.

Das Tagebuch der Redegonda.

Novellette von Arthur Schnitzler.

Gestern nachts, als ich mich auf dem Heimweg für eine Weile im Stadtpark auf einer Bank niedergelassen hatte, sah ich plötzlich in der anderen Ecke einen Herrn lehnen, von dessen Gegenwart ich vorher nicht das geringste bemerkt hatte. Da zu dieser späten Stunde an leeren Bänken im Park durchaus kein Mangel war, kam mir das Erscheinen dieses nächtlichen Nachbars etwas verdächtig vor und eben machte ich Anstalten, mich zu entfernen, als der fremde Herr, der einen langen grauen Überzieher und gelbe Handschuhe trug, den Hut lüftete, mich beim Namen nannte und mir einen guten Abend wünschte. Nun erkannte ich ihn, recht angenehm überrascht. Es war Dr. Gottfried Wehwald, ein junger Mann von guten Manieren, ja sogar von einer gewissen Vornehmheit des Auftretens, die zumindest ihm selbst eine immerwährende stille Befriedigung zu gewähren schien. Vor etwa vier Jahren war er als Konzeptspraktikant aus der Wiener Statthalterei nach einer kleinen niederösterreichischen Landstadt versetzt worden, tauchte aber von Zeit zu Zeit wieder unter seinen Freunden im Caféhause auf, wo er stets mit jener gemäßigten Herzlichkeit begrüßt wurde, die seiner eleganten Zurückhaltung gegenüber geboten war. Daher fand ich es auch angezeigt, obzwar ich ihn seit Weihnachten nicht gesehen hatte, keinerlei Befremden über Stunde und Ort unserer Begegnung zu äußern; liebenswürdig, aber anscheinend gleichgültig erwiderte ich seinen Gruß und schickte mich eben an, mit ihm ein Gespräch zu eröffnen, wie es sich für Männer von Welt geziemt, die am Ende auch ein zufälliges Wiedersehen in Australien nicht aus der Fassung bringen dürfte, als er mit einer abwehrenden Handbewegung kurz bemerkte: „Verzeihen Sie, werter Freund, aber meine Zeit ist gemessen und ich habe mich nur zu dem Zwecke hier eingefunden, um Ihnen eine etwas sonderbare Geschichte zu erzählen, vorausgesetzt natürlich, daß Sie geneigt sein sollten, sie anzuhören."

Nicht ohne Verwunderung über diese Anrede erklärte ich mich trotzdem sofort dazu bereit, konnte aber nicht umhin, meinem Befremden Ausdruck zu verleihen, daß Dr. Wehwald mich nicht im Caféhause aufgesucht habe, ferner wieso es ihm gelungen war, mich nächtlicherweise hier im Stadtpark aufzufinden und endlich, warum gerade ich zu der Ehre ausersehen sei, seine Geschichte anzuhören.

„Die Beantwortung der beiden ersten Fragen", erwiderte er mit ungewohnter Herbheit, „wird sich im Laufe meines Berichtes von selbst ergeben. Daß aber meine Wahl gerade auf Sie fiel, werter Freund (er nannte mich nun einmal nicht anders), hat seinen Grund darin, daß Sie sich meines Wissens auch schriftstellerisch betätigen und ich daher glaube, auf eine Veröffentlichung meiner merkwürdigen, aber ziemlich zwanglosen Mitteilungen in leidlicher Form rechnen zu dürfen."

Ich wehrte bescheiden ab, worauf Dr. Wehwald mit einem sonderbaren Zucken um die Nasenflügel ohne weitere Einleitung begann: „Die Heldin meiner Geschichte heißt Redegonda. Sie war die Gattin eines Rittmeisters, Baron T. vom Dragonerregiment X, das in unserer kleinen Stadt Z. garnisonierte." (Er nannte tatsächlich nur diese Anfangsbuchstaben, obwohl mir nicht nur der Name der kleinen Stadt, sondern aus Gründen, die bald ersichtlich sein werden, auch der Name des Rittmeisters und die Nummer des Regiments keine Geheimnisse bedeuteten.) „Redegonda", fuhr Dr. Wehwald fort, „war eine Dame von außerordentlicher Schönheit und ich verliebte mich in sie, wie man zu sagen pflegt, auf den ersten Blick. Leider war mir jede Gelegenheit versagt, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, da die Offiziere mit der Zivilbevölkerung beinahe gar keinen Verkehr pflegten und an dieser Exklusivität selbst gegenüber uns Herren von der politischen Behörde in fast verletzender Weise festhielten. So sah ich Redegonda immer nur von weitem; sah sie allein oder an der Seite ihres Gemahls, nicht selten in Gesellschaft anderer Offiziere und Offiziersdamen, durch die Straßen spazieren, erblickte sie manchmal an einem Fenster ihrer auf dem Hauptplatze gelegenen Wohnung, oder sah sie abends in einem holpernden Wagen nach dem kleinen Theater fahren, wo ich dann das Glück hatte, sie vom Parkett aus in ihrer Loge zu beobachten, die von den jungen Offizieren in den Zwischenakten gerne besucht wurde. Zuweilen war mir, als geruhe sie mich zu bemerken. Aber ihr Blick streifte immer nur so flüchtig über mich hin, daß ich daraus keine weiteren Schlüsse ziehen konnte. Schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, ihr jemals meine Anbetung zu Füßen legen zu dürfen, als sie mir an einem wundervollen Herbstvormittag in dem kleinen parkartigen Wäldchen, das sich vom östlichen Stadttor aus weit ins Land hinaus erstreckte, vollkommen unerwartet entgegenkam. Mit einem unmerklichen Lächeln ging sie an mir vorüber, vielleicht ohne mich überhaupt zu gewahren und war bald wieder hinter dem gelblichen Laub verschwunden. Ich hatte sie an mir vorübergehen lassen, ohne nur die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, daß ich sie hätte grüßen oder gar das Wort an sie richten kön-

nen; und auch jetzt, da sie mir entschwunden war, dachte ich nicht daran, die Unterlassung eines Versuchs zu bereuen, dem keinesfalls ein Erfolg hätte beschieden sein können. Aber nun geschah etwas Sonderbares: Ich fühlte mich nämlich plötzlich gezwungen, mir vorzustellen, was daraus geworden wäre, wenn ich den Mut gefunden hätte, ihr in den Weg zu treten und sie anzureden. Und meine Phantasie spiegelte mir vor, daß Redegonda, fern davon mich abzuweisen, ihre Befriedigung über meine Kühnheit keineswegs zu verbergen suchte, es im Laufe eines lebhaften Gespräches an Klagen über die Leere ihres Daseins, die Minderwertigkeit ihres Verkehrs nicht fehlen ließ und endlich ihrer Freude Ausdruck gab, in mir eine verständnisvolle mitfühlende Seele gefunden zu haben. Und so verheißungsvoll war der Blick, den sie zum Abschied auf mir ruhen ließ, daß mir, der ich all dies, auch den Abschiedsblick, nur in meiner Einbildung erlebt hatte, am Abend desselben Tages, da ich sie in ihrer Loge wiedersah, nicht anders zumute war, als schwebe ein köstliches Geheimnis zwischen uns beiden. Sie werden sich nicht wundern, werter Freund, daß ich, der nun einmal von der Kraft seiner Einbildung eine so außerordentliche Probe bekommen hatte, jener ersten Begegnung auf die gleiche Art bald weitere folgen ließ, und daß sich unsere Unterhaltungen von Wiedersehen zu Wiedersehen freundschaftlicher, vertrauter, ja inniger gestalteten, bis eines schönen Tags unter entblätterten Ästen die angebetete Frau in meine sehnsüchtigen Arme sank. Nun ließ ich meinen beglückenden Wahn immer weiter spielen, und so dauerte es nicht mehr lange, bis Redegonda mich in meiner kleinen, am Ende der Stadt gelegenen Wohnung besuchte und mir Seligkeiten beschieden waren, wie sie mir die armselige Wirklichkeit nie so berauschend zu bieten vermocht hätte. Auch an Gefahren fehlte es nicht, unser Abenteuer zu würzen. So geschah es einmal im Laufe des Winters, daß der Rittmeister an uns vorbeisprengte, als wir auf der Landstraße im Schlitten pelzverhüllt in die Nacht hineinfuhren; und schon damals stieg ahnungsvoll in meinen Sinnen auf, was sich bald in ganzer Schicksalsschwere erfüllen sollte. In den ersten Frühlingstagen erfuhr man in der Stadt, daß das Dragonerregiment, dem Redegondas Gatte angehörte, nach Galizien versetzt werden sollte. Meine, nein, unsere Verzweiflung war grenzenlos. Nichts blieb unbesprochen, was unter solchen außergewöhnlichen Umständen zwischen Liebenden erwogen zu werden pflegt: gemeinsame Flucht, gemeinsamer Tod, schmerzliches Fügen ins Unvermeidliche. Doch der letzte Abend erschien, ohne daß ein fester Entschluß gefaßt worden war. Ich erwartete Redegonda in meinem blumengeschmückten Zimmer. Daß

für alle Möglichkeiten vorgesorgt sei, war mein Koffer gepackt, mein Revolver schußbereit, meine Abschiedsbriefe geschrieben. Dies alles, mein werter Freund, ist die Wahrheit. Denn so völlig war ich unter die Herrschaft meines Wahns geraten, daß ich das Erscheinen der Geliebten an diesem Abend, dem letzten vor dem Abmarsch des Regiments, nicht nur für möglich hielt, sondern daß ich es geradezu erwartete. Nicht wie sonst gelang es mir, ihr Schattenbild herbeizulocken, die Himmlische in meine Arme zu träumen; nein, mir war als hielte etwas Unberechenbares, vielleicht Furchtbares, sie daheim zurück; hundertmal ging ich zur Wohnungstüre, horchte auf die Treppe hinaus, blickte aus dem Fenster, Redegondas Nahen schon auf der Straße zu erspähen; ja, in meiner Ungeduld war ich nahe daran, davonzustürzen, Redegonda zu suchen, sie mir zu holen, trotzig mit dem Recht des Liebenden und Geliebten sie dem Gatten abzufordern, — bis ich endlich, wie von Fieber geschüttelt, auf meinen Divan niedersank. Da plötzlich, es war nahe an Mitternacht, tönte draußen die Klingel. Nun aber fühlte ich mein Herz stillestehen. Denn daß die Klingel tönte, verstehen Sie mich wohl, war keine Einbildung mehr. Sie tönte ein zweites und ein drittes Mal und erweckte mich schrill und unwidersprechlich zum völligen Bewußtsein der Wirklichkeit. Aber in demselben Augenblick, da ich erkannte, daß mein Abenteuer bis zu diesem Abend nur eine seltsame Reihe von Träumen bedeutet hatte, fühlte ich die kühnste Hoffnung in mir erwachen: Daß Redegonda, durch die Macht meiner Wünsche in den Tiefen ihrer Seele ergriffen, in eigener Gestalt herbeigelockt, herbeigezwungen, draußen vor meiner Schwelle stünde, daß ich sie in der nächsten Minute leibhaftig in den Armen halten würde. In dieser köstlichen Erwartung ging ich zur Türe und öffnete. Aber es war nicht Redegonda, die vor mir stand, es war Redegondas Gatte; er selbst, so wahrhaft und lebendig wie Sie hier mir gegenüber auf dieser Bank sitzen, und blickte mir starr ins Gesicht. Mir blieb natürlich nichts übrig, als ihn in mein Zimmer treten zu lassen, wo ich ihn einlud, Platz zu nehmen. Er aber blieb aufrecht stehen und mit unsäglichem Hohn um die Lippen sprach er: ‚Sie erwarten Redegonda. Leider ist sie am Erscheinen verhindert. Sie ist nämlich tot.‘ ‚Tot‘, wiederholte ich, und die Welt stand still. Der Rittmeister sprach unbeirrt weiter: ‚Vor einer Stunde fand ich sie an ihrem Schreibtisch sitzend, dies kleine Buch vor sich, das ich der Einfachheit halber gleich mitgebracht habe. Wahrscheinlich war es der Schreck, der sie tötete, als ich so unvermutet in ihr Zimmer trat. Hier diese Zeilen sind die letzten, die sie niederschrieb. Bitte!‘ Er reichte mir ein offenes, in

violettes Leder gebundenes Büchlein und ich las die folgenden Worte: ‚Nun verlasse ich mein Heim auf immer, der Geliebte wartet.‘ Ich nickte nur, gleichsam zur Bestätigung. ‚Sie werden erraten haben‘, fuhr der Rittmeister fort, ‚daß es Redegondas Tagebuch ist, das Sie in der Hand haben. Vielleicht haben Sie die Güte, es durchzublättern, um jeden Versuch des Leugnens als aussichtslos zu unterlassen.‘ Ich blätterte, nein, ich las. Beinahe eine Stunde las ich, an den Schreibtisch gelehnt, während der Rittmeister regungslos auf dem Divan saß; las die ganze Geschichte unserer Liebe, diese holde, wundersame Geschichte, — in all ihren Einzelheiten; von dem Herbstmorgen an, da ich im Wald zum erstenmal das Wort an Redegonda gerichtet hatte, las von unserem ersten Kuß, von unseren Spaziergängen, unseren Fahrten ins Land hinein, unseren Wonnestunden in meinem blumengeschmückten Zimmer, von unseren Flucht- und Todesplänen, unserem Glück und unserer Verzweiflung. Alles stand in diesen Blättern aufgezeichnet, alles — was ich niemals in Wirklichkeit, — und doch alles genau so wie ich es in meiner Einbildung erlebt hatte. Und ich fand das durchaus nicht so unerklärlich wie Sie es, werter Freund, in diesem Augenblick offenbar zu finden scheinen. Denn ich ahnte mit einemmal, daß Redegonda mich ebenso geliebt hatte wie ich sie und daß ihr dadurch die geheimnisvolle Macht geworden war, die Erlebnisse meiner Phantasie in der ihren alle mitzuleben. Und da sie als Weib den Urgründen des Lebens, dort wo Wunsch und Erfüllung eines sind, näher war als ich, war sie wahrscheinlich im tiefsten überzeugt gewesen, alles das, was nun in ihrem violetten Büchlein aufgezeichnet stand, wirklich durchlebt zu haben. Aber noch etwas anderes hielt ich für möglich: daß dieses ganze Tagebuch nicht mehr oder nicht weniger bedeutete, als eine auserlesene Rache, die sie an mir nahm, Rache für meine Unentschlossenheit, die meine, unsere Träume nicht hatte zur Wahrheit werden lassen; ja, daß ihr plötzlicher Tod das Werk ihres Willens und daß es ihre Absicht gewesen war, das verräterische Tagebuch dem betrogenen Gatten auf solche Weise in die Hände zu spielen. Aber ich hatte keine Zeit, mich mit der Lösung dieser Fragen lange aufzuhalten, für den Rittmeister konnte ja doch nur eine, die natürliche Erklärung gelten; so tat ich denn, was die Umstände verlangten, und stellte mich ihm mit den in solchen Fällen üblichen Worten zur Verfügung.“

„Ohne den Versuch“ —

„Zu leugnen?!“ unterbrach mich Dr. Wehwald herb. „Oh! Selbst wenn ein solcher Versuch die leiseste Aussicht auf Erfolg geboten hätte, er wäre mir kläglich erschienen. Denn ich fühlte mich durch-

aus verantwortlich für alle Folgen eines Abenteuers, das ich hatte erleben wollen und das zu erleben ich nur zu feig gewesen. — ‚Mir liegt daran,‘ sprach der Rittmeister, ‚unsern Handel auszutragen noch eh Redegondas Tod bekannt wird. Es ist ein Uhr früh, um drei Uhr wird die Zusammenkunft unserer Zeugen stattfinden, um fünf soll die Sache erledigt sein.‘ Wieder nickt' ich zum Zeichen des Einverständnisses. Der Rittmeister entfernte sich mit kühlem Gruß. Ich ordnete meine Papiere, verließ das Haus, holte zwei mir bekannte Herren von der Bezirkshauptmannschaft aus den Betten — einer war ein Graf — teilte ihnen nicht mehr mit als nötig war, um sie zur raschen Erledigung der Angelegenheit zu veranlassen, spazierte dann auf dem Hauptplatz gegenüber den dunklen Fenstern auf und ab, hinter denen ich Redegondas Leichnam liegen wußte, und hatte das sichre Gefühl, der Erfüllung meines Schicksals entgegenzugehen. Um fünf Uhr früh in dem kleinen Wäldchen ganz nahe der Stelle, wo ich Redegonda zum ersten Male hätte sprechen können, standen wir einander gegenüber, die Pistole in der Hand, der Rittmeister und ich."

„Und Sie haben ihn getötet?"

„Nein. Meine Kugel fuhr hart an seiner Schläfe vorbei. Er aber traf mich mitten ins Herz. Ich war auf der Stelle tot, wie man zu sagen pflegt."

„Oh!" rief ich stöhnend mit einem ratlosen Blick auf meinen sonderbaren Nachbar. Aber dieser Blick fand ihn nicht mehr. Denn Dr. Wehwald saß nicht mehr in der Ecke der Bank. Ja, ich habe Grund zu vermuten, daß er überhaupt niemals dort gesessen hatte. Hingegen erinnerte ich mich sofort, daß gestern abends im Caféhaus viel von einem Duell die Rede gewesen, in dem unser Freund, Dr. Wehwald, von einem Rittmeister namens Teuerheim erschossen worden war. Der Umstand, daß Frau Redegonda noch am selben Tage mit einem jungen Leutnant des Regiments spurlos verschwunden war, gab der kleinen Gesellschaft trotz der ernsten Stimmung, in der sie sich befand, zu einer Art von wehmütiger Heiterkeit Anlaß, und jemand sprach die Vermutung aus, daß Dr. Wehwald, den wir immer als ein Muster von Korrektheit, Diskretion und Vornehmheit gekannt hatten, ganz in seinem Stil, halb mit seinem halb gegen seinen Willen, für einen Anderen, Glücklicheren, den Tod hatte erleiden müssen.

Was jedoch die Erscheinung des Dr. Wehwald auf der Stadtparkbank anbelangt, so hätte sie gewiß an eindrucksvoller Seltsamkeit erheblich gewonnen, wenn sie sich mir vor dem ritterlichen Ende des Urbilds gezeigt hätte. Und ich will nicht verhehlen, daß der Gedanke,

durch diese ganz unbedeutende Verschiebung die Wirkung meines Berichtes zu steigern, mir anfangs nicht ganz ferne gelegen war. Doch nach einiger Überlegung scheute ich vor der Möglichkeit des Vorwurfs zurück, daß ich durch eine solche, den Tatsachen nicht ganz entsprechende Darstellung der Mystik, dem Spiritismus und anderen gefährlichen Dingen neue Beweise in die Hand gespielt hätte, sah Anfragen voraus, ob meine Erzählung wahr oder erfunden wäre, ja, ob ich Vorfälle solcher Art überhaupt für denkbar hielte — und hätte mich vor der peinlichen Wahl gefunden, je nach meiner Antwort als Okultist oder als Schwindler erklärt zu werden. Darum habe ich es am Ende vorgezogen die Geschichte meiner nächtlichen Begegnung so aufzuzeichnen, wie sie sich zugetragen, freilich auf die Gefahr hin, daß viele Leute trotzdem an ihrer Wahrheit zweifeln werden, — in jenem weithin verbreiteten Mißtrauen, das Dichtern nun einmal entgegengebracht zu werden pflegt, wenn auch mit weniger Grund als den meisten anderen Menschen.

Fritz Mauthner: Schul-Erinnerungen.

Wertvolle Selbstbiographien werden immer seltene Bücher bleiben. Wer so gut zu erzählen versteht, daß er auch schlechten Stoff zum Kunstwerke umschaffen kann, oder wer so Merkwürdiges erlebt hat, daß auch eine kunstlose Darstellung den Reiz nicht abzuschwächen vermag, der wird eine lesbare Selbstbiographie schreiben können; aber ein Buch von bleibendem Werte entsteht nur, wenn zu der künstlerischen Darstellung und dem ungewöhnlichen Erlebnisse noch die Kraft hinzutritt, die eigene Seele wie mit den Augen einer Überseele betrachten zu können. Ich möchte also nur vorausschicken, daß ich nicht die Absicht habe, letzte Bekenntnisse niederzuschreiben. Es hat nicht jeder die inbrünstige Offenheit eines Augustinus, die pathologische eines Rousseau.

Eines aber sollte jeder, so gut er es versteht, niederschreiben und veröffentlichen: seine eigenen Schulerinnerungen. Denn die Schule hat seit mehr als hundert Jahren, eigentlich langsam schon seit dem Aufkommen der mittelalterlichen Gelehrtenschule, eine solche Macht gewonnen, eine Macht über die Entwicklung des jungen Menschen, daß das Schicksal des künftigen Geschlechtes in hohem Grade davon abhängig ist, ob wir taugliche oder untaugliche Schuleinrichtungen besitzen. Einzig und allein von der Schule kann die Zukunft einer Generation freilich nicht abhängig sein; denn dann hätte die Menschheit unserer Kulturländer doch wohl schon zugrunde gegangen sein müssen. Die kräftige Menschen-

natur hilft sich selbst gegen die elenden Schuleinrichtungen wie gegen andere schlechte Gesetze. Das Haus bekämpft die Schule. Selbst die Roheiten eines Trunkenboldes von Vater können für den Charakter des Knaben eine günstige Wirkung haben; der Vater jagt den Jungen von den Büchern weg auf die Straße, wo für den spätern Kampf ums Dasein aus dem Raufen mit Altersgenossen mehr zu lernen ist, als aus der Geschichte des Königs Hiskias. Desto besser, wenn der Vater kein Trunkenbold ist, wenn der erfahrene Vater oder die mitleidige Mutter das Kind mit Bewußtsein von den Büchern fortjagt und spricht: „Sei meinetwegen ein schlechter Schüler; sei nur ein glücklicher Junge und werde ein tüchtiger Mensch!"

Unsere Schule ist wie eine epidemische Kinderkrankheit, die jeder von uns durchmachen muß; Unzählige sind an dieser Krankheit gestorben, Unzählige sind zeitlebens seelische Krüppel geblieben. Es wäre gut, Eigenberichte über den Verlauf der Krankheit zu sammeln. Die Gesetzgeber würden dann wenigstens erfahren, wie den Schülern unter der Herrschaft der alten Gesetze zumute war. Der Leser müßte manches zufällige Vorkommnis, müßte manches allzu persönliche Urteil mit in den Kauf nehmen; aber wir würden endlich einmal den Schrei der Kreatur hören und nicht immer wieder die flüsternde Totensprache einer offiziösen Wissenschaft. Es wäre vielleicht überhaupt günstig für die angewandte Medizin, wenn die Krankengeschichten nicht von den Ärzten, sondern von den Patienten geschrieben würden.

Man wird mir einwenden wollen, daß nicht alle erwachsenen Menschen mit Haß und Zorn an ihre Schulzeit zurückdenken. Es gibt sicherlich viele Menschen, die zu guten Staatsbürgern prädestiniert sind, die alle Polizeiverordnungen löblich finden und die darum auch an unsern Schuleinrichtungen nichts auszusetzen wissen. Es gibt ferner an allen unseren Schulen, den niedersten wie den höchsten, viele prächtige Lehrer, die ihren Beruf lieben und die in stetem Kampfe mit dem Schulreglement und mit ihren Vorgesetzten den Kindern und den jungen Leuten freundliche Führer auf der Höllenfahrt der Schule sind. Es kommt aber noch eins hinzu; die guten Menschen, die mit manchem Wenn und Aber freundlich und dankbar an ihre Schulzeit zurückdenken, verwechseln sehr häufig die Stimmung der glücklichen Jugendzeit, die sich nicht einmal von der Schule unterkriegen läßt, mit der Schule selbst; wer es einstens ernst nahm mit den Schulpflichten, und wer es nachher ernst nimmt mit den Pflichten gegen die eigenen Kinder, der kann nicht so optimistisch von seiner Schulzeit sprechen. Ernste Männer, die ernste Schüler waren, dürften mit seltenen Ausnahmen einig sein in

einem Verdammungsurteil über die alte Schule, die immer noch die unsere ist.

Meine eigenen Schulerinnerungen nun sind leider nicht typisch für die Leiden eines begabten deutschen Knaben. Ich bin als Jude geboren und habe meine ganze Schulzeit, achtzehn Jahre, in dem schönen hunderttürmigen Prag verbracht, also in einer schon damals sehr slawischen Stadt. Ich kann aber meine Erinnerungen nicht fälschen und muß noch froh sein, wenn durch diese beiden Umstände ein wenig Abwechslung kommen wird in die Einerleiheit des Schulfabrikbetriebes, durch welche ich hindurchgeschleppt wurde.

Geboren bin ich zu Horzitz, einem kleinen Landstädtchen zwischen Königgrätz und Trautenau, nicht gar weit von der Sprachgrenze; mein Geburtsort gehört zum tschechischen Gebiete, doch war es meiner Kindheit noch ganz selbstverständlich, daß die Honoratioren des Städtchens entweder Deutsche waren oder doch mit einigem Stolze etwas deutsch redeten. Zu den deutschen Honoratioren gehörten auch (damals selbstverständlich) die jüdischen Besitzer der kleinen mechanischen Webereien. So ein Fabrikbesitzer war auch mein Vater. Horzitz ist jetzt bekannter geworden durch die Tatsache, daß es am Tage der Schlacht von Königgrätz das preußische Hauptquartier war. Für uns Kinder war Sadowa einer der nächsten Ausflugsorte, Königgrätz die nächste große Stadt. Als diese Namen historische Berühmtheit erlangten, lebte ich längst nicht mehr in Horzitz. Mein Vater, im Verkehr mit Frau und Kindern ein stiller Mann, für sich selbst vielleicht nur etwas eitel und stolz, für seine Kinder in seiner Weise ehrgeizig, war im Jahre 1855 — ich war noch nicht sechs Jahre alt — nach Prag übersiedelt, um dort den fünf Knaben einen besseren Schulunterricht bieten zu können. Mein Vater mochte wenige Schulkenntnisse haben und hatte auch darum gewiß keine deutliche Vorstellung davon, was diesen Knaben zu lernen etwa dienlich sein könnte. Wir waren alle fünf zu Kaufleuten bestimmt. Als ich nach Prag kam, hatte ich bereits bei meiner guten Mutter lesen gelernt. Sie zeigte mir in der Gartenlaube, auf die wir abonniert waren, die großen und dann die kleinen Buchstaben der Überschriften und ich brachte es sehr bald dazu, mir ganze Worte und Sätze zu deuten. In Prag war das erste für mich, daß ich die Straßentafeln, Geschäftsfirmen und Wirtshausschilder als geeignete Lesebücher entdeckte. Auf einem Spaziergang wurde zur Freude meiner Mutter festgestellt, daß ich lesen konnte, und daß ich es fast allein erlernt hatte. Das war der Anfang meiner kurzen Wunderkindschaft. Von den Geschwistern erntete ich, nach der schmerzhaften aber gesunden Sitte unseres

Hauses, nur Spott. Ich hatte einmal, als wir am Waisenhause vorüberkamen, altklug zu meinem jüngeren Bruder gesagt: „Wenn du auch lesen könntest, würdest du wissen, daß das hier das Wirtshaus zum weißen Hans ist.“ Das Gelächter, das übrigens noch nach Monaten nicht ganz aufhörte, war meine erste philologische Lektion: über den Unterschied von u und n. Das Gelächter änderte nichts an der Bedeutung des Erlebnisses; ich konnte lesen, darum sollte ich so schnell wie möglich in die Schule. Dumm, aber logisch.

Der Vater hatte vom Lande mit der ganzen Familie auch unsern Hofmeister mitgebracht, Herrn Fröhlich, einen tüchtigen, braven und fleißigen Mann, dem meine Wißbegierde bald gründliche Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen verdanken sollte. Herr Fröhlich, der in Horzitz nur die älteren Brüder für die vorgeschriebenen Prüfungen unterrichtet hatte, machte jetzt aus zwei Zimmern unserer Prager Wohnung eine richtige Schule; wir fünf Knaben, dazu unsere einzige Schwester, ferner ein Vetter und zwei Kusinen wurden so ungefähr in sechs Klassen eingeteilt, in welche von dem unermüdlichen Lehrer von früh bis abend hineingepaukt und hineingeprügelt wurde, was irgend hineinging. Über Methode und Unterrichtsziel unseres Hofmeisters kann ich natürlich heute nicht mehr urteilen. Ich darf nicht verschweigen, daß irgend ein Einfluß auf die Persönlichkeiten seiner Schüler und Schülerinnen durchaus fehlte; niemals haben wir von ihm ein Wort vernommen, das für das Leben, für den Charakter hätte bildend wirken können; er war kein Erzieher. War bei seiner Gewissenhaftigkeit auch wohl so müde, wie es sonst nur ein Volksschullehrer in einer Klasse von sechzig Schülern sein kann. Dazu kam — wie schon leise erwähnt — seine Härte bei körperlichen Strafen, die übrigens vom Vater immer gebilligt wurde, da dessen Erziehungsprinzip ebenfalls in der Prügelstrafe bestand. Trotzdem habe ich die beste Erinnerung an die Zeit dieses überhasteten und nüchternen Unterrichts. Wenn ich es heute recht bedenke, so hatte Herr Fröhlich den Auftrag und also die Pflicht, uns möglichst rasch für die öffentlichen Prüfungen vorzubereiten. Da die meisten von uns aufgeweckte Kinder waren, etwa die Hälfte von uns sogar ungewöhnlich begabt, so tat die kleine Presse ihre Schuldigkeit. Meine älteren Brüder gingen immer elegant durch die Prüfungen.

Ich kann nicht sagen, welche Erfolge unser Hofmeister mit mir hätte erzielen können. Denn schon etwa zwei Jahre nach unserer Übersiedelung verließ er uns, um eine höhere Mädchenschule zu leiten. Unsere jungen Damen nahm er natürlich mit in die neue Anstalt. Wir Knaben wurden dahin und dorthin verstreut. Wer seine Prüfungen abgelegt

hatte, der war gut daran; er trat eben in die nächst höhere Klasse einer öffentlichen Schule ein. Mir aber geschah damals etwas, woran ich noch heute, nach dreiundfünfzig Jahren, nicht anders als mit äußerster Erbitterung denken kann, ein Unrecht, das von keinem Lebenslaufe gesühnt werden kann. Ich schwanke nicht, es ein gemeines, ruchloses Verbrechen zu nennen. Ich war reif fürs Gymnasium und mußte noch drei Jahre auf einer widerwärtigen Klippschule wiederkäuen, was ich bei Herrn Fröhlich gelernt hatte. Als ich die Geschichte dieses Verbrechens vor einigen Jahren einer Exzellenz von der Unterrichtsbranche erzählte, konnte der hochmögende Herr die Sache gar nicht so tragisch finden. Die Schulen seien für die Mittelmäßigkeit eingerichtet und das müsse so bleiben.

Ich hatte nämlich bei unserm Hofmeister binnen zwei Jahren genug gelernt, um in allen den kleinen positiven Kenntnissen die neun- und zehnjährigen Knaben zu übertreffen, die bereits in das heißersehnte Gymnasium eintreten durften. Und das Gymnasium sollte ich ja besuchen, zum eigenen Staunen der Eltern, weil der Hausarzt mich für ein Wunderkind erklärt hatte; und ein Wunderkind hieß ich, weil ich Gedichte auswendig lernte, leicht und zu meinem Vergnügen.

Man muß es mir schon glauben, daß ich damals bereits reif für das Gymnasium war, und nicht erst drei Jahre später. Vielleicht fehlte im Lehrplan unseres Hofmeisters die eine oder die andere Kleinigkeit, die just in jenen Zeitläuften bei der Aufnahmsprüfung für das Gymnasium verlangt wurde; aber diese Lücken hätte ich sicherlich binnen wenigen Wochen ausfüllen können. So zum Beispiel waren meine Kenntnisse in der tschechischen Sprache wahrscheinlich sehr mangelhaft. Ich mochte bis etwa zum dritten Lebensjahre tschechisch und deutsch gleich gut oder gleich schlecht geplappert haben; tschechisch gar noch etwas früher, weil in Böhmen (d. h. in den gemischten Bezirken des Landes) tschechisch als die gottgewollte Ammensprache angesehen wurde. Seitdem ich aber am Elterntische essen durfte, ging die Übung im Tschechischsprechen langsam verloren; und tschechisch richtig zu schreiben habe ich eigentlich niemals gelernt. Nun war aber Tschechisch von Gesetzes wegen die zweite Landessprache geworden und von den armen Schulkindern wurde etwas tschechische Orthographie und etwas tschechische Grammatik verlangt. Wirklich nur ein wenig Sand in die Augen. Wie gesagt, binnen wenigen Wochen hätte ich das Verlangte nachholen können. Ich aber wurde nach tagelangem Schwanken in die zweite Klasse einer vierklassigen Privatschule gesteckt und erst drei Jahre später auf das Gymnasium entlassen.

Es ist mir gar nicht zweifelhaft, wer für dieses Verbrechen an einem Kinde verantwortlich war. Meine Eltern fügten sich, weil man ihnen sagte, ich wäre schwächlich und müßte im Lernen zurückgehalten werden. Als ob dem wißbegierigen und phantasievollen Knaben nicht anhaltende Arbeit gesünder gewesen wäre, als das fünfzehnjährige Lungern, das nun folgte. Die Sache wurde offenbar zwischen unserem Hofmeister und dem abscheulichen Direktor jener Privatschule abgemacht. Damit dieser Direktor drei Jahre lang ohne jeden Sinn das Schulgeld für mich bekam, darum wurde ich der Gefahr ausgesetzt, an Leib und Seele zu verkommen. Und da habe ich noch nicht einmal hervorgehoben, daß diese Privatschule nur von jüdischen Knaben besucht wurde, daß der Direktor oder der Besitzer ein völlig unkultivierter ungarischer Jude war; vielleicht war es nach dem damaligen Stande der österreichischen Gesetzgebung nicht möglich, das Kind religionsloser, aber jüdischer Eltern anders als in einem solchen Pferche unterzubringen. Ich kann auch heute noch über die Marter nicht lachen, die ich damals zu erleiden glaubte; die ich also erlitten habe.

Nur selten haben Erwachsene ein Verständnis für die ernsten Qualen einer Kinderseele. Ich fühlte es damals noch lebhafter, als ich es heute nachfühle, daß mir ein Unrecht zugefügt wurde: daß ich unter eine Bande von Schülern versetzt worden war, deren Lehrer ich hätte sein können; daß meine Lehrer tief unter dem Kulturniveau meines kleinen Elternhauses standen. Vielleicht nicht das Gesetz, jedenfalls aber die Praxis machte es unmöglich, auch auf Grund der ungewöhnlichsten Leistungen eine Schulklasse zu überspringen. So war ich verurteilt, die drei Jahre, um welche man mich bestohlen hatte, niemals wieder einbringen zu können. Immer blieb ich zu alt für den aufgezwungenen Studienplan, zwiefach zu alt: durch meine Jahre und durch meine Altklugheit.

Ich möchte nun bei keinem Leser in den Verdacht kommen, als beklagte ich mich über die gestohlenen drei Jahre deshalb, weil ich sonst zu siebzehn Jahren meine Maturitätsprüfung, zu einundzwanzig Jahren meinen Doktor gemacht hätte und . . . es ist ja nicht auszudenken, was aus mir dann noch alles hätte werden können. So ist meine Klage wirklich nicht gemeint. Ich wäre auch dann ein freier Schriftsteller geworden, wenn ich zur richtigen Zeit so viel wie möglich gelernt hätte. Die Folgen des Unrechts, des Diebstahls von drei Jahren, die Folgen, die ich zu beklagen habe, sind ganz anderer Art. Ich hatte nichts, aber auch gar nichts zu lernen, um jahrelang immer der Erste unter meinen Schulkameraden zu sein; so gewöhnte ich mich an Faulheit und an Überhebung und blieb faul und überheblich, für die Schule wenigstens

auch dann noch, als in den höheren Gymnasialklassen und auf der Universität Fleiß und Bescheidenheit nützlicher gewesen wären. Ich könnte noch mancherlei über die Folgen der Faulheit, der frühreifen Überhebung und der vollständigen Vereinsamung erzählen. Aber ich möchte nicht moralisieren. „Tetem" könnten mir die Menschen antworten, die Vischers „Auch Einer" gelesen haben und darum lieben.

Daß die seelischen Nachteile der widerrechtlichen Einpferchung in jene Klippschule sich aber erst später einstellten und nicht auf jener Schule selbst, das lag an einigen gutartigen Lehrern und wieder an meiner damals noch nicht überwundenen Wunderkindschaft. Daß der Besitzer der Schule ein ekelhafter Geldmacher war, daß einzelne Schulmeister der Nebensächer recht wurmstichige Persönlichkeiten waren, das kam mir damals nicht zum Bewußtsein und konnte mir darum kaum schaden. Die Hauptlehrer waren gute und eifrige Menschen. So wurde tüchtig gearbeitet; und gar für die öffentliche Jahresprüfung, welche in Gegenwart des rundlichen Bezirkspfarrers und eines in seinen Kreisen berühmten hageren Rabbiners abgehalten wurde, mußte ein starkes Quantum auswendig gelernt und in sauberen Heften zusammengeschrieben werden. Da wurden die besseren Schüler nach Kräften herangezogen und meine Eitelkeit verhinderte mich, zu dem Gefühle des Müßiggangs zu kommen. Ich wurde bei diesen Prüfungen unaufhörlich vorgeritten, mußte zu diesem Zwecke das ganze Jahr zugeritten werden, trainiert, so daß seltsamerweise diese drei gestohlenen Jahre mit die fleißigsten meines Lebens waren. Es ist nicht zu sagen, was ich damals alles gewußt und gekonnt habe. Es ist ein Wunder, daß das unsinnige Auswendiglernen mich nicht blödsinnig gemacht hat. Ich gebe nur ein Beispiel von dem, was mir zugemutet wurde. Am ersten Tage einer solchen öffentlichen Prüfung waren von uns eine Unzahl Schillerscher Gedichte aufgesagt worden. Kurz vor der Mittagspause äußerte der rundliche Bezirkspfarrer den Wunsch, eines dieser wunderschönen Schillerschen Gedichte auch auf tschechisch deklamiert zu hören. Wir seien doch gewiß gute Böhmen? Der Schuldirektor katzenbuckelte: er (der ungarische Jude) sei ein sehr guter Böhme. Dann nahm mich dieser Mann beiseite, bedrohte mich mit geballter Faust, wenn ich nicht am Nachmittage, also binnen zwei Stunden, Schillers „Bürgschaft" in einer tschechischen Übersetzung auswendig gelernt hätte. Es gelang mir, den ehrenvollen Auftrag auszuführen. Ich sagte die Übersetzung, deren Wortlaut mir nicht völlig begreiflich war, mit Verstand auf und wurde vom Pfarrer und vom Direktor gelobt und gestreichelt. Ich weiß noch, daß ich am nächsten Morgen nicht mehr imstande war, auch nur den dritten Vers der Übersetzung aus dem Gedächtnisse wieder herzustellen.

Es sind aus so viel Wunderkindern später Dummköpfe und Subalternbeamte geworden, daß ich von dieser Art meiner Begabung gewiß unbefangen reden darf. Natürlich wurde meine Überheblichkeit, deren ich mich schon beschuldigt habe, durch diese Art des Schulbetriebs sehr verstärkt, wenn nicht erst geweckt. Ich war der Schnittlauch auf allen Suppen. Der Himmel ist mein Zeuge, sogar im Singen (meiner *partie honteuse*) leistete ich nach dem Urteile der Lehrer Außerordentliches; als einmal ein zweistimmiger Gesang durch meine Schuld umkippte, bekam mein Banknachbar die Prügel dafür. Ich erinnere mich, daß einmal die Lehrer aus allen Schulstuben zusammengerufen wurden, um eine Karte von Europa anzustaunen, die ich aus dem Gedächtnisse und aus freier Hand mit der Kreide auf die Tafel gemalt hatte; auch das hatte ich bei unserm Hofmeister gelernt; und die Kunst, die Fjorde von Norwegen durch einen zitterigen Kreidestrich hübsch naturalistisch anzudeuten. Auf eine Anregung des rundlichen Pfarrers, dem meine Heldentat vom Direktor schnell gemeldet worden war, mußte ich für die nächste Jahresprüfung eine ebenso schöne Karte von Palästina auf die Tafel malen; ich ließ es auch da nicht an Fjorden fehlen und glaube fast, es war schon Übermut dabei. Diese Wunderkindschaft, welche sich außer in einem seltenen Gedächtnisse noch in einer erstaunlichen Begabung für Mathematik, für Sprachen und für Zeichnen kundgab, hielt ungefähr bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre an. Dann hat es sich ja wohl gegeben. Aber ich darf nicht unterlassen zu berichten, was die Schulen mit diesen Begabungen anzufangen gewußt haben.

Mein Sinn für alles Mathematische muß wirklich ursprünglich sehr stark gewesen sein; noch in meinem sechzehnten Jahre, auf dem Gymnasium, machte sich unser Mathematikprofessor, ein unwahrscheinlich dicker Piaristenpriester, im Sommer mitunter den Spaß oder die Bequemlichkeit, mich statt seiner die Stunde abhalten zu lassen. Aber ich habe von wissenschaftlicher Mathematik, ja eigentlich von der eigentümlichen mathematischen Logik in allen Schuljahren niemals etwas gehört und habe als vierzigjähriger Mann das bißchen Mathematik nachlernen müssen, das ich zu einer Annäherung an die höhere Analyse und zum Verständnis eines naturwissenschaftlichen Buches brauchte. Ich möchte gleich hier auf eine der schlimmsten Lügen unseres Gymnasialbetriebs hinweisen. Der seit der realistischen Gymnasialreform vorgeschriebene mathematische Stoff wird von allen Schülern verlangt; nun gibt es ganz brave Lateiner, die den mathematischen Begriffen völlig hilflos gegenüberstehen, die zwischen dem Logarithmus und dem Wurzelziehen nur unklar unterscheiden können. Soll so ein fleißiger Bursche der Primus in der

Klasse bleiben, so muß das mathematische Pensum an allen Ecken beschnitten werden, die Prüfung darf nicht ernst genommen werden und die ganze Klasse lernt nichts.

Daß ich auch im Zeichnen „ausgezeichnet" war, muß ich meinen Lehrern glauben. In unserer Klippschule gab es auch Zeichnenunterricht. Ein heruntergekommener Kalligraph erteilte ihn, mit dem Staberl in der Hand, mit dem Rohrstock. Es ist mir noch heute unverständlich, warum er so grimmig mit dem Staberl auf uns losschlug; es muß ihm wohl Vergnügen gemacht haben. Er teilte diese Leidenschaft übrigens mit dem Direktor, der noch vom Schuldiener regelrechte Schillinge (fünfundzwanzig Stockschläge) aufzählen ließ. Gott habe sie selig, den Direktor und seinen Zeichnenlehrer. Sie ruhen beide in Frieden und haben es nicht um uns verdient. Ich war übrigens der Liebling auch dieses Lehrers und habe unter seiner Leitung und mit seiner Hilfe für die öffentlichen Jahresprüfungen Gräßliches zustande gebracht. Ich habe so etwas wie Parkettfußböden gezeichnet und koloriert, ich habe kämpfende wilde Tiere nach Vorlagen gezeichnet. Für ein solches Bild von meiner Künstlerhand soll die Schule einmal einen Preis bekommen haben; ich weiß nicht mehr, waren es Tiger oder Krokodile, oder war es eine gemischte Gesellschaft von Tigern und Krokodilen, oder waren es Bastarde von Tigern und Krokodilen. Niemals wurden wir angeregt, ein Blatt, eine Blume, ein Tier, einen Menschen oder auch nur einen Stein nach der Natur zu zeichnen. Niemals wurde uns auch nur angedeutet, daß es eine Freude sein könnte, die Natur mit eigenen Augen anzusehen. Und auch auf dem Gymnasium habe ich niemals Gelegenheit gehabt, auch nur einen Bleistiftstrich auf ein Blatt Zeichenpapier zu werfen. Nur ein einziges Mal kam die Leidenschaft über mich, als ein bildender Künstler zu schaffen. Das innere Erlebnis mag ein Licht werfen auf den Grad der Vereinsamung, die mich in meiner Jugend von allem Kunstgenießen schied.

Zu Hause erfuhr ich durch die Mutter mancherlei von Büchern und von Theateraufführungen; ich wurde mitunter ins Theater mitgenommen, wo wir ein halbes Abonnement auf zwei Sperrsitze hatten, und die Bücher, die ich meiner Mutter aus der Leihbibliothek holte, verschlang ich gewöhnlich auf dem Heimwege: Dickens, Gerstäcker, Hackländer, Gutzkow, Spielhagen, Auerbach, die Mühlbach. So war für geistige Anregung immerhin gesorgt, wenn auch heimlich. Aber der Begriff Kunst war mir fremd geblieben. Ich kannte eine einzige Oper, allerdings den Freischütz, zu dem ich einmal ins Theater gehen durfte, weil die älteren Geschwister ihn nicht mehr hören wollten. Es gab in unserem Hause nicht einmal ein Klavier. Und gar von Architektur oder

Malerei hatte ich in meinen begeisterungsfähigen Jugendjahren wohl niemals einen ganz klar bewußten Eindruck erhalten, trotzdem wir in dem schönen Prag wohnten. Niemals war ich zu Hause oder in der Schule auch nur auf eines der prächtigen alten Gebäude aufmerksam gemacht worden. Was ich von selbst an herrlichen Kirchenportalen und von den Türmen der Altstadt wahrnahm, das machte einen tiefen Eindruck auf mich; da ich aber nicht wußte, daß auch andere Menschen so etwas schön fanden, so sann ich dem Eindruck nicht weiter nach. Ich wunderte mich höchstens darüber, daß die alten winklichen Gassen so viel heimlicher waren, als die geraden Straßen der Neustadt. Von Bildern bekam ich nichts zu sehen als die beiden Stahlstiche an der Wand, die als Prämien eines vaterländischen Kunstvereins in keinem bürgerlichen Hause fehlten. So gelangte ich kunstfremd bis in mein siebzehntes Jahr, als mir einmal ein Schulkamerad das Kupferstichwerk zeigte, das ihm unter den Weihnachtsbaum gelegt worden war. Es brachte in guten Nachzeichnungen gegen sechzig der berühmtesten Gemälde alter Meister. Ich hatte bis dahin Namen wie Rembrandt, wie Tizian niemals vernommen. Ich weiß nicht mehr, ob beim Durchblättern des Werkes mein Entzücken größer war oder mein Neid. Der Mitschüler mußte mir das Werk borgen; zu Hause saß ich davor in einer zornigen Erschütterung. So etwas gab es und so etwas bekamen andere Knaben geschenkt? Das war ja das Höchste, dem ein Jüngling sein Leben widmen konnte! Nun kann ich nicht mehr sagen, ob ich mich in meiner Begeisterung selbst für einen begnadeten Maler hielt oder ob ich mir nur unbemerkt eine Kopie des herrlichen Buches anfertigen wollte. Jedenfalls ging ich, so oft ich mich unbeobachtet wußte, daran, die schönsten Kupferstiche auf kleinen Blättchen mit dem besten Bleistift nachzuzeichnen, den ich auftreiben konnte. Nach einigen Wochen hatte ich meine armselige Künstlermappe beisammen. Einige Rembrandts und Raffaels meiner Faktur existieren noch; ein Künstler würde über diese ängstlichen, pedantischen, kümmerlichen Stricheleien sicherlich lachen. Ich aber besaß eine Kunstgalerie für den heimlichen Gebrauch.

Ungefähr in die gleiche Zeit fällt der noch traurigere Versuch, mir für mein persönliches Kunstbedürfnis ein Leiblied zu komponieren; es läßt sich nicht leugnen, daß zwar der Text von mir war, aber die Melodie eine sehr schöne, liebe und alte Melodie.

Bitterer wird meine Stimmung, wenn ich daran denke, was Klippschule und Gymnasium mit meinem Sinne für Sprachen angefangen haben; und auch sonst wäre mancherlei zu sagen über die besonderen Verhältnisse, die das Interesse für eine Psychologie der Sprache bei mir

bis zu einer Leidenschaft steigerten. Dieses Interesse war bei mir von frühester Jugend an sehr stark, ja ich verstehe gar nicht, wie ein Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren ist, zur Sprachforschung nicht gedrängt werde. Er lernte damals (die Verhältnisse haben sich seitdem durch den Aufschwung der Slawen und durch die bessere Assimilierung der Juden ein wenig verschoben) genau genommen drei Sprachen zugleich verstehen: deutsch als die Sprache der Beamten, der Bildung, der Dichtung und seines Umgangs; tschechisch als die Sprache der Bauern und der Dienstmädchen, als die historische Sprache des glorreichen Königreichs Böhmen; ein bißchen hebräisch als die heilige Sprache des Alten Testaments und als die Grundlage für das Mauscheldeutsch, welches er von Trödeljuden, aber gelegentlich auch von ganz gut gekleideten jüdischen Kaufleuten sprechen hörte. Der Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren war, mußte gewissermaßen zugleich deutsch, tschechisch und hebräisch als die Sprachen seiner Vorfahren verehren. Und die Mischung ganz unähnlicher Sprachen im gemeinen Kuchelböhmisch und in dem noch viel gemeineren Mauscheldeutsch mußte schon das Kind auf gewisse Sprachgesetze aufmerksam machen, auf Entlehnung und Kontamination, die in ihrer ganzen Bedeutung von der Sprachwissenschaft noch heute nicht völlig begriffen worden sind. Ich weiß es aus späteren Erzählungen meiner Mutter, daß ich schon als Kind die törichten Fragen einer veralteten Sprachphilosophie zu stellen liebte: w a r u m heißt das und das Ding so und so? Im Böhmischen so, und im Deutschen so? Mein Vater, der in seiner Weise sich für einen musterhaften Gebrauch der deutschen Sprache einsetzte, würdigte mich manchmal einer Unterhaltung über solche Belustigungen des Verstandes und des Witzes, trotzdem er sonst nicht leicht ein Wort an eines seiner Kinder richtete. Er verachtete und bekämpfte unerbittlich jeden leisen Anklang an Kuchelböhmisch oder an Mauscheldeutsch und bemühte sich mit unzureichenden Mitteln, uns eine reine, übertrieben puristische hochdeutsche Sprache zu lehren. So erinnere ich mich, daß er mir gegenüber einmal das Wort m i s c h e n als ein vermeintliches Wort der ihm verhaßten Judensprache heftig tadelte, man müßte gut deutsch m e l i e r e n dafür sagen; mein Vater wußte nicht, daß sowohl m i s c h e n als m e l i e r e n von dem lateinischen *miscere* stammt; diese Unkenntnis braucht dem eifrigen Sprachfreunde um so weniger angekreidet zu werden, als noch heute Forscher wie Kluge und selbst Paul eine sogenannte Urverwandtschaft zwischen m i s c h e n und *miscere* für möglich halten.

Ich kam in meiner kindlichen Sprachvergleichung hie und da zu überraschenden Entdeckungen. So hatte ich als Kind das Zeug, mit dem

mir beim Waschen die Hände getrocknet wurden, in meinem Kuchelböhmisch hantuch genannt; das Wort in meine deutsche Sprache mit hinübergenommen und kam in meinem fünften Jahre auf den gelehrten Einfall: hantuch bedeute ein Tuch für die Hand, wäre also ein deutsches Wort.[1])

Man wird mir nun glauben, daß ich als achtjähriger Junge darauf brannte, in der Schule nicht nur ein tadelloses Deutsch zu lernen, sondern auch zu erfahren, warum die böhmischen Deutschen so oft anders redeten, als die richtigen Deutschen in der Gartenlaube schrieben, warum die böhmischen Juden ein noch schlimmeres Kauderwelsch sprachen. Meine Hoffnung wurde gröblich getäuscht. Ich lernte auf der Klippschule ebensowenig Deutsch und gar Tschechisch oder Hebräisch, wie ich später auf dem Gymnasium Lateinisch oder Griechisch lernte. Endlos wurden Deklinationen und Konjugationen gebüffelt und wieder gebüffelt, alle Formen der Dingwörter und der Zeitwörter im Deutschen, im Tschechischen und im Hebräischen so behandelt, als ob die lateinische Grammatik die Mustergrammatik für alle Sprachen der Welt wäre. Ich muß daran erinnern, daß meine Klippschule eine von jüdischen und slawischen Tendenzen herumgezerrte Anstalt war; ich muß vorwegnehmen, daß mein erstes Gymnasium wohl mit Recht eine besonders elende Mittelschule genannt werden konnte; aber das Wesentliche meiner Erfahrungen dürfte auch zu den Erfahrungen anderer Schüler gehören. Die geradezu idiotische Art, durch Paradigmen in die Sprachen einführen zu wollen, wird die Freude an jeder Sprache gerade dem begabten Kinde verekeln. Ich habe später oft geweint, als ich lateinische Paradigmen auswendig lernen mußte, anstatt die mit ahnungsvollem Zittern ersehnten lateinischen Autoren lesen zu dürfen. Und man weiß, wie auch heute noch und selbst auf bessern Gymnasien (nicht nur Cicero, der es verdient hat) selbst Homeros, der Köstliche, nur zu dem Zwecke gelesen wird, um an seinen Worten die grammatischen Regeln einzuüben. Neuerdings hat sich eine vernünftigere Art ausgebildet, wenigstens moderne fremde Sprachen den jungen Leuten beizubringen. Ich weiß nicht, ob in meiner Jugend die französische und die englische Sprache ebenso idiotisch gelehrt wurde wie

[1]) Meine liebe Freundin Lilli Lehmann hat ihre Jugend ebenfalls in Prag verbracht. Als ich ihr einmal von dieser meiner ersten etymologischen Entdeckung erzählte, gab sie mir lachend aus ihrer eigenen Erinnerung eine ähnliche Leistung zum besten. Sie war von ihrer Mutter oder erst im Ursulinerkloster abgerichtet worden, jedesmal nach Landessitte kißt'hant zu sagen, wenn sie von einer Dame angesprochen wurde; auch sie hielt diese Formel lange für ein tschechisches Wort und kam erst viel später darauf, daß die Formel ich küß' die Hand bedeutete.

die Muttersprache und wie die lateinische. Denn auch das muß ich gleich vorausschicken, daß auf den österreichischen Gymnasien damals kein englischer und kein französischer Sprachunterricht bestand; man konnte Französisch und Englisch, auch Italienisch treiben, wie man tanzen oder schwimmen lernte; verboten war es nicht. Ich habe später einige moderne Sprachen ohne Lehrerhilfe so gelernt, daß ich einen berühmten Dichter mit einem Wörterbuche in der Hand solange langsam dechiffrierte, bis mir die Sprache geläufig wurde. Ich werde ja noch darauf zurückkommen, wie ich in all den Jahren der Klippschule und des Gymnasiums nicht ein Sterbenswörtchen über die Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Literatur vernahm, natürlich noch weniger jemals ein Sterbenswörtchen über Schönheit und Kraft unserer deutschen Muttersprache; wie ich dagegen von fanatischen Tschechen doch einigermaßen in die Geschichte der tschechischen Sprache und in die philologische Kenntnis eines gefälschten tschechischen Literaturkleinods eingeführt wurde. Niemand von meinen Lehrern hat je daran gedacht, meinem Sprachhunger ein bißchen Futter zu reichen. Auf jener Klippschule zahlte mein Vater drei Jahre lang Schulgeld dafür, daß ich für die Zwecke des Besitzers wie ein Zirkuspferd abgerichtet wurde. Unser Hofmeister war nur kein Erzieher gewesen; der Besitzer der Privatschule war ein schlechter Schulleiter und ein schlechter Mensch: er verprügelte die unbegabten Kinder, mit denen kein Geschäft zu machen war, und versuchte die begabten Kinder aufzublasen, wie betrügerische Händlerinnen mageres Geflügel aufblasen.

Ich war also beinahe zwölf Jahre alt, trotz meiner Wunderkindschaft, da ich endlich als reif für die „Parva" des Gymnasiums entlassen wurde. Ich war also beinahe zwölf Jahre alt, fleißig und ehrgeizig wie einer, nach meiner geistigen Entwicklung für die Arbeit des Obergymnasiums vorbereitet, als ich endlich in die unterste Klasse des Untergymnasiums aufgenommen wurde. Und doch freute ich mich, als ich zum ersten Male als „Student" den Weg zum Gymnasium gehen durfte (in Österreich nennt man alle Gymnasiasten Studenten, wie man jeden Mann aus dem Volke adelt); ein Abzeichen für Gymnasiasten oder gar für jede einzelne Klasse gab es bei uns nicht, meine gute Mutter hatte es aber erlangt, wer weiß wie schwer, daß ich als Symbol meiner neuen Würde eine schwarze Samtmütze bekam. Die Mütze hatte den Stürmen dreier Jahre widerstanden und war wirklich nicht mehr ganz reinlich, als sie bei Gelegenheit einer Knabenschlacht zwischen „Gymnasiasten" und „Realisten" ein unrühmliches Ende fand. Wieder war es die Mutter, die durch heimlichen Ankauf einer neuen Mütze ein drohendes

Unheil von mir abwandte. Mein Vater hätte niemals verstanden, daß ein Gymnasiast die Realschüler befehden müßte und in der Hitze des Gefechts seine Mütze verlieren könnte.

Als ich mit dem Bewußtsein, von unserm Dienstmädchen Student genannt zu werden, zum ersten Male den Weg zum Gymnasium einschlug, ahnte ich unklar, daß noch nicht die rechte Höhe erreichte, was in meinem Kopfe an kleinen Kenntnissen beisammen war: der ganze Wust von Jahreszahlen großer Schlachten, von Namen der Könige, der Berge und der Flüsse, von Paradigmen und von Gedichten; wie ein Rausch kam es über mich, daß ich jetzt Lateinisch und Griechisch lernen und alle Wahrheit und Schönheit aus den alten Quellen schöpfen würde. Ein einsichtsvoller Privatlehrer hätte mich damals gewiß binnen zwei Jahren dazu bringen können, Lateinisch zu verstehen, es besser zu verstehen als die Lehrer an meinem Gymnasium; und in der gleichen Zeit die griechische Sprache zu erlernen, wäre mir einfach wie eine Belohnung erschienen. Ich zitterte förmlich nach den alten Sprachen. Die ersten lateinischen Schulbücher nahm ich mit heiliger Andacht in die Hand, und empfand es als eine Schande und als eine Entweihung so köstlicher Schriften, daß ich sie beim Antiquar kaufen mußte.

In dieser Stimmung setzte ich mich in eine Klasse von etwa fünfundsechzig Knaben, die mir ganz und gar nicht andächtig zu sein schienen; so wenig aber ich selbst mir anmerken ließ, welche Sehnsucht nach Wahrheit und Schönheit mich erfüllte, so wenig wird mancher andere Kamerad sein Herz auf der Hand getragen haben; vielleicht hatte ich viele Genossen in meiner Inbrunst und dann in meiner Enttäuschung. Die bessern Elemente waren wie immer in der Minderzahl; etwa sechzig von den Schülern gehörten nicht auf eine Gelehrtenschule, auch nicht in deren unterste Klasse. Wie immer entschieden die schlechtern Elemente über den Fortgang der Studien; wir brauchten beinahe ein halbes Jahr, bevor wir *mensa* deklinieren konnten. Ich schreibe nicht einen Roman, in welchem die Leiden eines deutschen Kindes an sich erzählt werden sollen; ich schreibe meine Schulerinnerungen nieder, wenn auch mit einer erziehlichen Absicht für Eltern und Lehrer. Ich gebe meine eigenen Erinnerungen und muß darum auf einige Besonderheiten meines ersten Gymnasiums aufmerksam machen. Und auf einige Einrichtungen des österreichischen Gymnasiums überhaupt. Ich muß immer wieder hervorheben, daß ich das Unglück hatte, auf eine ganz besonders elende Schule zu geraten; man würde eine Anstalt wie das damalige Prager Piaristengymnasium in ganz Deutschland vergebens suchen, hoffentlich auch vergebens im heutigen Österreich.

Ich trat in die Prima oder Parva ein. Man zählt in Österreich bekanntlich die Gymnasialklassen nicht von sechs bis eins, sondern von eins bis acht. Der Knabe betritt das Gymnasium als Primaner oder Parvist und verläßt es als Oktavaner. Die alten scholastischen Bezeichnungen für jede der acht Klassen fingen zu meiner Zeit schon an, in Vergessenheit zu geraten. Und wie schon der kleine Parvist Student genannt wurde, so hieß jeder Lehrer, auch wenn er nur zur Probe oder zur Aushilfe angenommen war, Herr Professor. Auch meine Lehrer hießen Professoren, trotzdem sie eigentlich hochwürdige geistliche Herren waren. Denn mein erstes Gymnasium war eine Anstalt der Piaristen. Es ist mir lieb, daß dieses Neustädter Gymnasium von Prag seitdem in eine ordentliche Staatsanstalt umgewandelt worden ist; so darf ich zugeben, daß nicht mehr für die gegenwärtigen Verhältnisse gilt, was ich zu erzählen habe.

Die Stätte ist die alte geblieben: die Ecke des Grabens und der Herrengasse, die vornehmste Stelle der vornehmsten Straße Prags. Dort steht noch heute die Piaristenkirche, ein geschmackloser Bau. Nach der Herrengasse zu ging das Kloster und eine niedere Klosterschule, nach dem Graben zu das Klostergymnasium, auch dieses ein klosterähnlicher Bau, von welchem lange gewölbte Gänge zu den Wohnungen der geistlichen Herren führten. Wir mußten oft den Weg machen, an Kruzifixen und Heiligenbildern vorbei, die breite Treppe hinauf, in die sogenannten Zellen der hochwürdigen Herrn Professoren; das waren plump möblierte Junggesellenzimmer, in denen es merkwürdig viel Schlummerrollen und andere Handarbeiten gab, von den Müttern der Schüler gestiftet. Die geistlichen Herren ließen uns Hefte und Bücher aus ihren Zellen holen und wieder dahin zurücktragen; es galt als eine Auszeichnung, diese kleinen Ministrantendienste zu verrichten. Die wirklichen Ministranten, die Sonntags bei der Messe zu schaffen hatten, wurden als künftige Theologen betrachtet und waren wochentags häufig die Laufjungen der Professoren. Es waren Galgenstricke unter ihnen und diese waren es, die das Geschäft der Aufklärung in der Klasse besorgten. Von ihnen hörten wir, daß die Ordensleute bei ihren Mahlzeiten und auch sonst ein üppiges Leben führten; von ihnen hörten wir, was an unanständigen Anekdoten über die Piaristen im Umlauf war. Das schadete uns nicht viel; es gibt auf jeder Knabenschule solche Freunde der geschlechtlichen Aufklärung. Aber wir erfuhren gerade von diesen Ministranten auch — und es wurde uns bald von Schülern der höheren Klassen bestätigt —, daß unser Gymnasium allgemein für das weitaus schlechteste der drei Prager Gymnasien galt. Ich konnte es zuerst gar nicht fassen, daß es

ein Gymnasium geben könnte, dessen Lehrer uns die ganze Wahrheit und Schönheit nicht darreichen konnten oder wollten. Und als mir mit der Zeit klar wurde, daß das Urteil der öffentlichen Meinung recht hatte, da half das auch nicht. Was blieb uns übrig? Das Gymnasium der Altstadt, das in der Nähe unserer Wohnung lag, war vollkommen tschechisch geworden und das Gymnasium der Kleinseite, jenseits der alten Nepomukbrücke am Fuß des Laurenziberges, war für einen Parvisten zu weit entfernt. Mit diesem Grunde wurde ich abgespeist, wenn ich über unsere Lehrer klagte. So schlug ich denn jeden Morgen den Riemen um meine Bücher, wanderte durch eine Reihe dunkler, schmutziger Durchhäuser täglich nach dem Piaristengymnasium und ließ mir bei der Heimkunft von den lachenden Dienstmädchen entgegenrufen: „Piaristen, schlechte Christen!"

Ich habe in diesem Klostergymnasium fünf Jahre verloren. Vom Herbste 1861 bis zum Ausbruch des Krieges von 1866 habe ich dort die Bänke gedrückt und für die Schule nichts, aber auch gar nichts gearbeitet, weil die Lehrer nichts von mir verlangten. Noch einmal: ich möchte meine Erfahrungen an dieser Anstalt nicht generalisiert wissen, möchte selbst nicht generalisieren.

Auch wäre es ein Irrtum, die Schuld ausschließlich und ohne weiteres auf den geistlichen Charakter der Anstalt zu schieben. Die Lehrer waren geistliche Herrn, aber der Unterricht war schon ziemlich verweltlicht. Von den fünfundsechzig Schülern der Parva waren beinahe die Hälfte Juden und an einigen Protestanten fehlte es auch nicht. So gab es keine Glaubenseinheit, und wenn die Herren Piaristen mitunter über Luther und über die Juden ihre Witze rissen, so taten sie das zu ihrem Vergnügen und nicht aus Glaubenseifer. Ich weiß von österreichischen Gymnasien aus jener Zeit, in denen wirklich ein streng katholischer Geist herrschte, und die dennoch Musteranstalten waren.

Wir wurden nicht mit allzuviel Frömmigkeit geplagt. Der Unterricht wurde freilich an jedem Tage durch ein Gebet eröffnet und durch ein Gebet geschlossen; aber nur der Katechet, wenn er zufällig die erste Stunde zu geben hatte, machte die Sache mit einiger Würde ab. Die anderen Lehrer hatten ungefähr die gleiche Gewohnheit angenommen; sie schlugen in dem Augenblicke, da sie das Katheder betraten, eilfertig oder zerstreut ein Kreuz und gaben damit den Schülern ein Signal, das lateinische Gebet zur Mutter Gottes herunter zu plärren. Wir erlangten darin eine gewisse Virtuosität; vor den erwünschteren Stunden beteten wir viel rascher als vor den unangenehmen, aber meistens taktmäßig und langsam. Inzwischen nahm der geistliche Lehrer seine erste Prise — sie schnupften

alle —, wischte sich die Finger an der neuen oder alten Kutte ab, schneuzte sich und überblickte die Klasse bissig oder gelangweilt, wie ein böser Hund oder wie eine alte müde Katze. Viele Protestanten und Juden sprachen die Gebete mit. Es gehörte zum Ganzen wie die Frühstückssemmel, die auch ohne Unterschied der Konfession beim Schuldiener gekauft wurde. Als wir später auf dem weltlichen Gymnasium der Kleinseite einen kirchenfeindlichen Lehrer hatten, der das Gebet mit gutgespielter Zerstreutheit zu vergessen liebte, da wurde er häufig von ordentlichen Schülern an seine Pflicht gemahnt; vielleicht waren sie fromm, vielleicht wollten sie auch nur die gefürchtete Stunde um einige Minuten kürzen. Gerade dort auf dem weltlichen Gymnasium nahmen viele die Religion ernster und innerlicher; aus Knaben waren Jünglinge geworden.

Bei den Piaristen sorgte schon die Körperlichkeit der Lehrer dafür, das Göttliche zum Spott werden zu lassen. Einen einzigen, sinnigen und kränklichen, magern und kleinen Mann ausgenommen, waren sie alle so beschaffen, daß die Schülerkarikaturen nicht viel an ihrem Umriß zu verändern brauchten. Es war einer unserer Schülerwitze: der faule Bauch der Piaristen fange bei der Stirne an. Namentlich die drei Hauptlehrer des Untergymnasiums waren Kolosse, hätten Modelle für Grützner werden können. Der eine hatte ein rohes, erschreckend gemeines Knechtsgesicht, der zweite feine, aber lüsterne Pfaffenzüge, der dritte sah so apathisch aus, als hätte er anstatt sechzig Schülern sechzig Pflastersteine vor sich, die er in die Erde rammen müßte. Aber dick waren sie alle drei, fabelhaft dick, dick von Müßiggang und Kreuzherrnbier. Der mit dem gemeinen Knechtsgesicht, ein jähzorniger und böser Mensch, warf im Laufe der Jahre zweimal den Kathedertisch mit der eigenen Körperfülle um, als er aufsprang, um einen von uns beim Schopf zu packen.

Nein, die Religion spielte auf dem Piaristengymnasium keine große Rolle. Und die heiligste Pflicht eines Lehrers, die religiöse oder moralische Pflicht der Gerechtigkeit, wurde nicht erfüllt. Ich ahnte damals noch nicht, daß die Korruption fast auf allen Schulen zu Hause ist, daß der ärmere Schüler bei der Gebrechlichkeit des Weltlaufs immer im Nachteile ist gegen den Schüler, dessen Eltern bestechen können und wollen. Ein förmliches Institut der Bestechlichkeit war es, das meine Entrüstung über meine geistlichen Lehrer weckte, noch bevor ich ihre geistige Unfähigkeit begreifen konnte.

Zwar daß die Ministranten bevorzugt wurden und noch weniger Latein zu lernen brauchten als wir, schien mir weniger bedenklich; es waren Kinder unbemittelter Eltern und hatten sich das Wohlwollen des Ordi-

narius immerhin durch eigene Arbeit erkauft. Nur die Rigoristen unter uns nahmen auch das übel. Aber die ganz schamlose Einrichtung der Bestechung, von der ich berichten will, war doch wohl eine dem Klostergymnasium eigentümliche Erscheinung.

Es war den Geistlichen verboten, Privatunterricht zu erteilen. Dafür entschädigte sich unser Klassenlehrer — von andern Lehrern des Gymnasiums kann ich das nicht mit Bestimmtheit bezeugen — durch die schlichte und sinnreiche Begründung eines Privatissimums, das immerhin ein paar hundert Gulden im Jahre abwarf. Zweimal wöchentlich blieben die kleinen Schüler, deren Eltern die Ausgabe erschwingen konnten, nach der Schule in der Klasse beisammen und der gute Ordinarius diktierte ihnen die Hausarbeiten in die Feder, die er vorher selbst aufgegeben hatte. Christliche Barmherzigkeit war auch dabei; denn die Freischüler, deren Väter keinen Kreuzer aufbringen konnten, durften an dieser Privatstunde gratis teilnehmen; aber das Fernbleiben zahlungsfähiger Schüler wurde mit Recht als Hochmut und Gemeinheit ausgelegt. Ich war meines Erinnerns der einzige in der Klasse, der an diesen Nachhilfestunden nicht teilnahm; aus Rechtsgefühl und aus Trotz, wie ich wohl sagen darf. Auch war ich zu stolz, meiner Mutter zu sagen, daß sie den Vater um die zwei Gulden für jedes Semester bitten sollte.

Ich weiß jetzt, daß auch Lehrer Menschen sind, daß auch anderswo, auf Volksschulen und auf Universitäten, Gefälligkeiten des Vaters oder der Mutter, Geschenke in Naturalien oder in Geld, auch leiseste Winke eines einflußreichen Vaters, das Fortkommen eines Schülers begünstigen. Ich weiß jetzt, daß die Korruption so allgemein ist wie Gestank in den Städten, und gerate nicht mehr über jedes „Schmieren" in knabenhafte Aufregung. Aber eine so schamlos öffentliche Bestechung wie die, die ich eben geschildert habe, ist mir doch niemals wieder vorgekommen. Die meisten von uns fanden gar nichts an dieser Privatstunde; geschmiert wurde doch und die zwei Gulden waren ja nicht der Rede wert. Auch von dem krassesten Falle einer individuellen Korruption wurde unter den Mitschülern mit mehr Heiterkeit als Zorn gesprochen. Der Sohn eines reichen und sehr einflußreichen Mannes war von einer Unfähigkeit, die an Kretinismus grenzte und dazu von einer wahrhaft göttlichen Faulheit; er wußte niemals eine Antwort zu geben und verstand es nicht einmal, bei den Klausurarbeiten vom Banknachbar abzuschreiben. Er war so dumm, daß wir ihm nicht einmal mehr einsagten, wenn er gefragt wurde. Und dieses Roß Gottes fiel niemals durch, ging von Klasse zu Klasse mit, machte übrigens später pünktlich sein Abiturientenexamen und seinen Doktor. Er ist ein ganz angenehmer Mensch ge-

worden und fällt unter seinen studierten Berufsgenossen nicht sonderlich auf.

Bevor ich aus treuem Gedächtnis ein Urteil über die wissenschaftliche Befähigung unserer Lehrer abzugeben suche, will ich noch eines Umstandes erwähnen, der für den Geist der Schule von Bedeutung war. Mehrere der Geistlichen, die am Untergymnasium unterrichteten, waren nach ihrer politischen und nationalen Gesinnung Tschechen. Nun war unser Piaristengymnasium offiziell eine deutsche Schule. In den beiden untersten Klassen gab es (vielleicht irre ich in der Bezeichnung) tschechische Parallelklassen, in denen die tschechischen Kinder ein wenig an die deutsche Unterrichtssprache gewöhnt wurden. Später saßen Deutsche und Tschechen in derselben Klasse beisammen, ungefähr in gleicher Stärke. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß unter solchen Umständen auch bei besseren Lehrern die sprachliche Langsamkeit der einen Hälfte ein Hemmschuh für den gesamten Unterricht geworden wäre. Von den nationalen Kämpfen Böhmens, die damals schon sehr lebhaft waren und bereits auf die österreichische Politik Einfluß nehmen mochten, wußten wir in unserm jugendlichen Alter noch nicht viel, die deutschen Knaben jedenfalls viel weniger als die tschechischen. Wir lernten voneinander in den Pausen die „zweite Landessprache", in welcher wir uns ja nach dem Schulregulativ mündlich und schriftlich sollten ausdrücken können wie in der Muttersprache. Ich gewann einen tschechischen Freund, der mich zu seiner nationalen Gesinnung bekehren wollte; es kam aber nichts dabei heraus, als daß er mir seine tschechischen Gedichte brachte, die ich verdeutschte, wofür er dankbar meine ersten Verse ins Tschechische übersetzte. Wir bewunderten einander umschichtig.

Die tschechische Gesinnung der Lehrer, die sich von Jahr zu Jahr offener und gehässiger äußern durfte, hatte nun wieder üble Folgen für die Behandlung der Schüler. Daß freilich die Lokalgeschichte Böhmens mit besonderer Vorliebe getrieben wurde, war ja wohl ganz in der Ordnung; die romantische Geschichte Böhmens hatte ja nicht nur die heimischen Dichter Ebert und Meißner, nicht nur den großen Österreicher Grillparzer, sondern sogar den Rheinländer Brentano zu Dichtungen begeistert; wir bemerkten es kaum, daß unser Geschichtsunterricht die Geschichte Böhmens wie eine rein slawische Geschichte darstellte und von dem mächtigen Einfluß deutscher Kunst und deutscher Kultur überhaupt wenig zu erzählen wußte. Es kommt auch anderswo vor, daß die Weltgeschichte durch eine farbige Brille gezeigt wird. Schlimmer war es schon, daß diese geistlichen Herren für alle nationalen Unternehmungen der Anhänger von Johannes Hus die wärmsten Gefühle äußerten und zu wecken suchten; am schlimmsten aber, daß die Knaben aus den

rein deutsch gebliebenen Zipfeln Böhmens für ihre Unkenntnis der tschechischen Sprache bei jeder Gelegenheit gehänselt und zurückgesetzt wurden. Eine theatralische Begeisterung für die Hussitenkriege in einem katholischen Klostergymnasium, da stimmte etwas nicht. Für manchen Schüler etwa aus der Gegend von Eger, wo wieder ein unklarer Wallensteinkultus zu Hause war, hatte der Unterricht in der Religion und in der tschechischen Sprache eine gewisse Ähnlichkeit; sie lernten in beiden „Gegenständen" dogmatische Sätze auswendig, bekamen für beide Leistungen gute „Klassen" (Zensuren), verstanden aber kein Wort von der Sache. Ich werde auf meine persönliche Lehrzeit in der Religion wie in der tschechischen Sprache noch zurückkommen.

Über die Hauptsache, über die wissenschaftliche Befähigung meiner geistlichen Lehrer glaubhaft zu berichten, wird mir schwer fallen; der Gegensatz ihrer Vorbildung zu der der vielverspotteten und doch gründlich geschulten deutschen Oberlehrer war unwahrscheinlich stark. Von einem obersten Leiter des österreichischen Schulwesens wurde mir später einmal gesagt: die Umwandlung des Klostergymnasiums in ein Staatsgymnasium wäre im Unterrichtsministerium damals schon eine beschlossene Sache gewesen und darum hätte der Piaristenorden diese Anstalt so arg verkommen lassen; der Herr fügte allerdings zögernd hinzu, die schlechten Qualitäten der Lehrer und die skandalösen Leistungen der Anstalt hätten das Ministerium dann plötzlich zu seinem Beschlusse bestimmt. Mein Urteil über meine Lehrer, die uns doch den Glanz der antiken Welt hätten erschließen sollen, versuchte er nicht einmal zu mildern.

Tschechisch verstanden sie alle, darin hätten wir vielleicht Fortschritte machen können. Darüber hinaus wurde uns nichts geboten. Mit gutem Bedacht schreibe ich es hin und man wird es schon der Beobachtungsgabe eines lernbegierigen siebzehnjährigen Knaben (so alt war ich fast, als ich das Piaristengymnasium verließ) glauben müssen: die uns fünf Jahre lang im Lateinischen unterrichten sollten, verstanden kein Latein, die uns drei Jahre griechischen Unterricht gaben, verstanden kein Griechisch; ebenso stand es um Geschichte und Mathematik; und die uns in der deutschen Sprache unterrichteten, konnten deutsch nicht einmal richtig sprechen, geschweige denn, daß sie sich jemals wissenschaftlich mit der deutschen Sprache beschäftigt hätten. Der Dicke, mit dem gemeinen Knechtsgesicht, war, wenn ich nicht irre, durch volle vier Jahre unser Ordinarius. Nachdem er uns die lateinischen Paradigmen eingepaukt und eingeschopfbeutelt hatte, wobei wir ihn allzuoft auf Schnitzern ertappten, und als wir dann lateinische Stücke zu lesen anfingen, präparierte er sich auf die Stunden genau so mit Eselsbrücken vor, wie wir;

wir sahen den „Freund" unter dem Schulbuche auf seinem Kathederpult liegen; entdeckte er so einen „Freund" in einer der Schulbänke, so gab es natürlich erst recht kräftige Püffe. Er muß ungewöhnlich unbegabt gewesen sein, da er das Pensum im Laufe der Jahre nicht auswendig gelernt hatte. Gott mag dem bösen Dicken verzeihen, was er beim lateinischen Unterricht an uns gesündigt hat; aber auch Gott, wenn es anders immer noch einen deutschen Gott gibt, kann ihm seinen deutschen Unterricht nicht verzeihen. Es ist mir unvergeßlich, wie wir einmal Goethes „Fischer" aufzusagen hatten, und wie unser Botokude das Gedicht erst erklärte und dann in seinem entsetzlichen Deutsch so vordeklamierte, wie er es von uns hören wollte. Es wäre ein zu grober Posseneffekt, wollte ich das ganze Gedicht in seiner Aussprache hersetzen. Nur eine Stelle kann ich ihm nicht schenken. Einer von uns, ein prächtiger Egerländer, hatte richtig gesprochen: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin." Der böse Knecht schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und wetterte: „Hob ich dir g'sagt, das is Geggensatz. Halb zock sie ihn, halb sonk'r hien." Und der arme Egerländer, wenn er nicht durchfallen wollte, mußte den „Geggensatz" so betonen. Auf diese Weise erhielten wir eine Vorstellung von dem Wohlklang Goethescher Verse.

Ich könnte natürlich manche harmlose Schulanekdote erzählen. Ich möchte aber nicht unterhalten, ich möchte nur durch Beispiele belegen, was ich über das Elend meiner Schulzeit gesagt habe. Was so trostlos war, das äußerte sich ja nicht in den kleinen Lehrerdummheiten, die überall möglich sind und für die die schlimmen Schulbuben so scharfe Ohren haben; was so trostlos war, das war die allgemeine Bildungsstufe der Lehrer und der Schüler, also der ganzen Anstalt. Die preußischen Unteroffiziere, die unter Friedrich dem Großen Schulmeister wurden, hatten nur im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten und besaßen schwerlich weniger Kultur als dieser böse Klassenlehrer. Unser Ordinarius in der fünften Klasse hatte viel Mutterwitz und einigen Schliff, aber auch er ließ sich von uns auf Donatschnitzern ertappen. Ein Geschichtslehrer, der sich gerne reden hörte — er soll ein guter Prediger gewesen sein —, war der einzige Deutsche unter den Professoren und ein Mann von einiger Belesenheit. Er war kein Piarist; er gehörte einem Orden an, in dessen Küche die höheren Töchter Prags die höhere Kochkunst studierten, in dessen Brauerei und in dessen Bibliothek man gut bedient wurde. Aber auch diesem Herrn passierte es einmal, daß er die Ausfuhr Venedigs nach Amerika zur Zeit der Kreuzzüge rühmend hervorhob.

Ich muß von meinem harten Urteile noch einen Lehrer ausnehmen, den kränklichen Piaristen, der sich auch äußerlich von den faulen Bäu

chen unterschied. Er lehrte in der Volksschule den Katechismus und bei uns Naturgeschichte. Aber auch bei ihm lernten wir nichts, weil „man“ Naturgeschichte für das Abiturientenexamen nicht brauchte. Das wußte er und das wußten wir, daß Naturgeschichte nur eben geduldet war. Er brachte Liebe für sein Fach und für die Kinder mit, und wenn wir im Frühjahr mit ihm botanisieren gehen durften, so war es doch ein kleiner Gewinn fürs Leben. Um seine Frömmigkeit mag es schlecht bestellt gewesen sein. Er widmete sich mit Vorliebe den wenigen protestantischen Schülern, brummelte immer, wenn wir auf den Ausflügen bei einer der vielen Kapellen vorüberkamen, und bemühte für die Zoologie die Schöpfungsgeschichte der Bibel nicht. Auf einem unserer Botanisierbummel hatte einer der Ministranten den lateinischen Namen des Löwenzahns nicht gewußt; der Lehrer ließ ihn, als wie zur Strafe, die zehn Gebote aufsagen und brummelte dann: „Aber ein dummer Kerl bist du doch!“ Ich träumte mir von diesem Lehrer einen ganzen Roman zusammen, von einem unglücklichen Freigeist im Kloster, der lieber die Kleinsten im Katechismus unterrichtete, als daß er in der Naturgeschichte Konzessionen gemacht hätte.

Der wichtigste Lehrgegenstand meiner fünf Piaristenjahre war natürlich das Latein. Ich will darum über die Erfolge noch einige ehrliche Worte sagen. Die Zeit, in welcher fünfzehn- oder sechzehnjährige Jungen perfekt Latein lesen und schreiben konnten, die Zeit der alten Gelehrtenschule, war selbstverständlich längst vorüber. Längst waren die Ansprüche auf ein Minimum herabgesunken. Wir hätten es in der fünften Klasse aber doch so weit bringen sollen, Nepos, Cäsar und Ovid geläufig zu verstehen. Ich weiß nicht, warum wir Buben gerade den Cäsar und den Ovid lesen durften; die Feldzüge Cäsars sind Männerlektüre; und die gräßlichen Metamorphosen des Ovid wären eigentlich recht beschaffen, für Lebenszeit einen Abscheu vor der lateinischen Poesie zu befestigen. Aber die Wahl der Autoren geht uns hier nichts an. Der Erfolg eines fünf Jahre fortgesetzten täglichen Unterrichts in der lateinischen Sprache dürfte etwa folgender gewesen sein. Die Hälfte der Schüler hatte nichts gelernt, einfach nichts; diese schlechten Schüler hatten vielleicht ein Dutzend Regeln und fünf Dutzend Vokabeln notdürftig auswendig gelernt, und wenn der Lehrer sie sehr laut anschrie und die Banknachbarn einsagten, fügten die Ärmsten am Ende auch ein Subjekt, eine Kopula und ein Prädikat stammelnd zusammen. Aber daß das, was der Lehrer aus ihnen herausschrie und herauszerrte, Ähnlichkeit hätte mit einer Sprache, meinetwegen mit einer toten Sprache, das hätte auch ein Optimist nicht behaupten können. Man denke sich nur in die

Seele so eines Unglücklichen hinein. Er wird auf das Gymnasium geschickt, weil er nach dem Willen des Vaters Arzt, Richter oder Pfarrer werden soll; er hat auch nicht die allergeringste Neigung, etwas von der antiken Welt zu erfahren; ein Fliegendreckchen an der Wand interessiert ihn mehr als die lateinische Sprache; und er hat auch schon davon munkeln gehört, daß er nachher als Arzt, als Richter, als Pfarrer — was der zum Messelesen braucht, das ist ja wirklich gar bald gelernt — die lateinische Sprache gar nicht mehr brauchen wird, daß es nur so ein alter Schlendrian ist, Latein für die Lateinschule zu lernen. So kratzt sich sein Gedächtnis für die Lateinstunde die paar Dutzend der notwendigsten Begriffe zusammen, und mit dem Glockenzeichen ist alles wieder vorüber. Die wenigsten von diesen schlechten Schülern sind durchgefallen; die meisten wurden von Klasse zu Klasse gequetscht und haben bewiesen, daß man arzten, richten, predigen kann, ohne Latein gelernt zu haben.

Die andere Hälfte der Klasse las in der Quinta Cäsar und Ovid, das heißt man entzifferte den ungefähren Sinn mit Hilfe der Eselsbrücken und des Wörterbuchs und stand den lateinischen Konstruktionen mit ahnungsvoller Hilflosigkeit gegenüber. Bei keinem von uns konnte davon die Rede sein, auch nur den leichtesten lateinischen Autor so zu lesen, wie unsereins nach einem halbjährigen Unterricht im Französischen einen leichten französischen Schriftsteller liest. Es gab natürlich Musterknaben unter uns (ich fürchte, ich gehörte damals noch zu ihnen), es gab auch einen Primus; es gab aber keinen einzigen leidlich guten Lateiner.

Unser Ordinarius in der Quinta, der lüsterne Pfaffe mit dem Mutterwitz, imponierte uns in der ersten Stunde nicht schlecht, da er uns androhte, mit uns lateinisch zu reden. Es stellte sich aber bald heraus, daß die *copia verborum* seiner lateinischen Konversation in drei Sätzchen bestand, die wir ihm denn auch bald ablernten: *loquamur latine. Optime. Verte in vernaculam.* So, darin bestand seine lateinische Eloquenz. Ich bitte seinen breiten Schatten um Verzeihung, wenn er noch einen weitern Satz sprechen konnte, und ich den vergessen habe. Und das war der Jammer: wir hatten nicht das Gefühl, unwissender zu sein als unsere Lehrer. Ich glaube jetzt wie damals, daß diejenigen von uns, die den „Freund" fleißig benützt hatten, im psychologischen Augenblicke mehr wußten, als der Herr Professor, der das Faulenzerbuch auch vor sich liegen hatte, der aber zu faul war, hineinzusehen.

Ich darf nun nicht länger mit dem Geständnisse zurückhalten, daß ich in diesen fünf Jahren ein so fauler Schulknabe war, als nur je einer

den Tag um seine Stunden bestohlen hat. Ich gab mir nicht die Mühe, irgend etwas zu lernen, für die Schule zu lernen, wohlgemerkt. Ich hatte es ja nicht nötig. Ich war mit einem einzigen Ausnahmefall immer einer der Ersten in der großen Klasse (das hieß: ich hatte eine der besten Lokationsnummern) und galt überdies bei den Kameraden und eigentlich auch bei den Lehrern für den besten Schüler. Ich hörte nur zu — wenn ich nicht just unter der Bank was zu lesen oder zu dichten hatte —, ich arbeitete zu Hause gar nichts und durfte mich dennoch rühmen, daß meine „Kompositionen" (die Klausurarbeiten) recht viel von den Mitschülern abgeschrieben wurden. Auch die Ersten der Klasse hatten Vertrauen zu mir, trotzdem mir gelegentlich ein falscher Genetiv oder ein falsches Perfektum aus der Feder lief. Es war eine Schande, wie wir um die schönen Jahre betrogen wurden. Ich drückte die Bank und hatte die Hoffnung aufgegeben, auf diesem Gymnasium jemals geistige Fortschritte zu machen. Die Einführung in das antike Kulturleben blieb aus; und was ich für den Schulbedarf brauchte, das flog bei dem ewigen Wiederkäuen des armseligen Stoffs einem von selber an, auch wenn man während der Schulstunde Goethe las oder schwer gereimte Sonette schmiedete. Man brauchte nur dann und wann hinzuhören.

Ich möchte es noch einmal sagen, und deutlicher als vorhin, daß ich nur für die Schule ein so nichtsnutziger Faulpelz war. Außerhalb der Schule kam meine Lesewut und mein Wissensdrang — wie ich wohl sagen darf — bald wieder zum Durchbruch. Man konnte doch nicht immer in der Moldau schwimmen oder auf der Moldau schlittschuhlaufen. Ich las, wenn ich nicht schwimmen, schlittschuhlaufen, essen oder schlafen konnte.

Diese Erinnerungen haben eine erziehliche Absicht und es täte mir leid, wenn ein anderer fauler Schlingel aus meiner Erzählung den Schluß ziehen wollte: man könnte durch bloße Faulheit ein einigermaßen geachteter Schriftsteller werden. Ich will nicht auf meine sprachphilosophischen Schriften hinweisen, an denen just die vielseitigen Kenntnisse öfter gerühmt und überschätzt worden sind. Ich habe mir den nötigen Schulsack erst in sehr reifem Alter angeschafft. Aber ich hatte doch (auf den obersten Klassen des Gymnasiums) den Plan gefaßt und einen Bruchteil des Plans ausgeführt, Heines Gedichte ins Griechische zu übersetzen. Ich kann nicht leugnen, daß unser Primus mir in der Übersetzung von „Du hast Diamanten und Perlen" einen falschen Dual korrigieren mußte; trotzdem scheint mir die Übersetzung von einem Dutzend Heinescher Gedichte ins Altgriechische immerhin ein Beweis, daß ich trotz meiner gottsträflichen Schülerfaulheit ein recht fleißiger Bursche gewesen war.

Man wird es mir nicht übel deuten, wenn ich eine der Übersetzungen hier einfüge:

M·A·Y·Θ·NE·P· ΕΙΣ ΖΩΙΗΝ.

Σοι μεν κειμηλια χρυσα,
Σοι γ'εστιν ὁσ'ἀν ἐθελῃς,
Σοι δ'ὀμματα ἐστι καλλιστα —
Ζῳη, τι νυν ἐτι χρῃς;

Εἰς ὀμματα σου τα καλλιστα
'Αοιδος ἀειγενετης
Μελων μαλα μυρι' ἐπῃδον —
Ζῳη, τι νυν ἐτι χρῃς;

Σελᾳ λιπαρῳ τοιν ὀσσοιν
Συ δυσποτμον μ'ἐτιθης,
Και μην με διολεσασα —
Ζῳη, τι νυν ετι χρῃς;

Der Widerspruch löst sich natürlich durch meine Lesewut. Es dürfte schwer zu berechnen sein, wieviel Bände ich während meiner Gymnasialzeit verschlungen habe. Was ich las? Das Beste und das Schlechteste durcheinander. Einige Romane, die deutschen Klassiker und dann — Räuber- und Geistergeschichten, die eine große Abteilung im Kataloge unserer Leihbibliothek ausmachten. Ohne Wahl, ohne jede Leitung, ohne jede Hilfe, ohne jede Kritik habe ich damals viele, viele hundert Bände von Klassikern gelesen, von deutschen, lateinischen und griechischen Klassikern. Das Wort „Klassiker" hatte es mir angetan. Ich bin noch sehr lange nachher kindlich genug gewesen für wertvoll zu halten, was öffentlich angepriesen wurde. In meiner Jugend erfüllte mich diese Glaubensseligkeit mit einer namenlosen Ehrfurcht vor den Autoren, die von irgend einem Verleger in eine Klassikersammlung aufgenommen worden waren. Mit dieser Andacht zu den Klassikern wanderte ich bei gutem und schlechtem Wetter jeden Sonntag in die Judenstadt, um mir für mein winziges Taschengeld oder für ein paar bei der Mutter erbettelte „Sechserl" (zehn Kreuzer) Klassiker zu kaufen. In der Judenstadt durfte am Sonntag „gehandelt" werden. Da standen auf der einzigen breiten Straße die schmutzigen Verkäufer hinter ihren Tischen, und auf den Tischen lagen zwischen zerbrochenem Hausrat auch Bücher. Sehr häufig Klassiker. Irgendwelche längstvergessene deutsche Dichter in elendem Nachdruck auf Löschpapier, sodann die auf Kredit geliebten lateinischen und griechischen „Klassiker" in der augenmörderischen Ausgabe von Tauchnitz. Ich habe damals gewiß den Grund zu dem Augenübel gelegt, das

mir jetzt jede Arbeit so erschwert. Aber das ahnte ich noch nicht; ich las und las, ich las, als hätte ich mich freiwillig zum Lesen verurteilt. Wahllos und ohne jede Leitung las ich jedes lateinische und griechische Buch, das ich erstanden hatte. Es war ja ein Klassiker, der Redner und der Dichter, der Grammatiker und der Geograph, jeder war mir recht, jeder wurde verschlungen. In trotzigem Gegensatz gegen die Art, wie auf der Schule zwei Zeilen in der Stunde durchbuchstabiert wurden, las ich die lateinischen und dann die griechischen Klassiker sehr schnell durch; im Lexikon wurde nur dann nachgeschlagen, wenn sonst nicht einmal der ungefähre Sinn klar geworden wäre. So gewann ich mit der Zeit eine erstaunliche Übung im Lesen lateinischer und griechischer Schriften, freilich ohne die wünschenswerte grammatikalische Festigkeit. So gewann ich aber auch langsam die Überzeugung, daß ein Klassiker ein recht langweiliger Herr sein kann. Keiner von den Lateinern hat mir jemals Freude gemacht. Meine ganze Liebe gehörte Homer, bei dem ich es freilich nicht mit einem ungefähren Verständnis abgetan sein ließ. Mit Hilfe eines Homerwörterbuchs überwand ich die Schwierigkeiten des Anfangs; später habe ich ganze Gesänge der Ilias mit Lust auswendig gelernt. Ich fürchte, meine griechische Heineübersetzung weist homerische Einflüsse auf und ist kein Muster der attischen Sprache. Doch dieses wilde Lesen der alten Klassiker und dann das ebenso leitungslose Erlernen moderner Sprachen fällt schon in die Zeit meines zweiten Gymnasiums. Ich glaube, ich litt schon in jenen Jahren sehr bitter darunter, daß ich auf der Welt keinen Menschen wußte, den ich in meinem Wissensdrange hätte um Rat fragen können. Es mag aber auch an mir selbst gelegen haben, daß ich lieber für einen Faulpelz galt und keiner Seele das Geheimnis meines heimlichen Fleißes anvertraute. Einen Wegweiser habe ich auf meinem Wege nicht gefunden, auch später nicht.

Ich war also bei absoluter Schulfaulheit einer der besten Schüler und hatte mir privatim eine erstaunliche Übung im oberflächlichen Lesen lateinischer und griechischer Schriften angeeignet; aber ich verließ das Piaristengymnasium ohne die Kenntnis der lateinischen Grammatik, ohne die Kenntnis gerade, zu der auch der letzte Schüler der Klasse verpflichtet gewesen wäre. So frage ich mich besonnen, ob es möglich ist, was ich nun aussprechen will; und ich weiß doch, daß es wahr ist. Acht Jahre waren vergangen, seitdem ich aus den Händen unseres Hofmeisters gekommen war. Von diesen acht Jahren hatte ich drei mit angestrengtem Fleiße dem Geschäfte und der Eitelkeit eines gewissenlosen Schuldirektors gewidmet, hatte ich fünf Jahre mit ruchloser Zeitvergeudung fünf bis sechs Stunden täglich den geistlichen Lehrern gegenüber versessen. Und

an Schulkenntnissen war ich in diesen acht Jahren nicht reicher geworden, als ich bei verständiger Leitung in einem halben oder meinetwegen in einem ganzen Jahre hätte werden können. Daß ich in diesen Jahren trotz alledem etwas gescheiter und kritischer geworden war, das war wahrhaftig nicht das Verdienst der Schulen.

Ich muß es nun zu meiner Ehre sagen, daß mir das Bewußtsein immer unerträglicher wurde, so die Zeit zu vertrödeln. Mein Wunsch, etwas Ordentliches zu lernen, gab mir den Gedanken ein, das Piaristengymnasium zu verlassen, das Kleinseitner-Gymnasium aufzusuchen, das in der Schülerwelt bekannt und gefürchtet war um seiner Strenge und um seiner tüchtigen Leistungen willen. Ich stand bereits in meinem siebzehnten Jahre; aber dennoch darf ich es als ein gutes Zeichen betrachten, daß mich dieser Ruf anzog. Ein bißchen Deutschtümelei mag mitgesprochen haben, denn das Kleinseitner-Gymnasium war eine wirklich deutsche Anstalt. Und ich will auch nicht verbergen, daß mein Wissensdrang gewiß auch von Eitelkeit gespornt wurde; ich hörte es nicht gern: „Ja, bei den Piaristen, da bist du ein Vorzugsschüler; aber bei uns auf der Kleinseite, da geht's dir schlecht, da fällst du bei Nacke (dem Lehrer der Mathematik) sicher durch."

Ich habe wohl immer die Neigung gehabt — mir selbst unbewußt — das Brett zu bohren, wo es am härtesten ist. Ich war also entschlossen, mit dem Gymnasium zu wechseln; das war aber nicht so leicht ausführbar, weil in unserem Hause die Kinder keinen eigenen Willen haben durften und unter der Fuchtel des Vaters auch kaum mehr hatten. Mein Vater hatte mich auf dem Piaristengymnasium einschreiben lassen; da hatte ich zu bleiben bis zur „Maturitätsprüfung". Es war nicht Sitte in meinem Elternhause, dem Vater zu sagen: ich gehe zugrunde, wenn dein Wille geschieht. Ich habe mir gewiß unter der schlecht patriarchalischen Zucht meines Vaters erst den passiven Widerstand angewöhnt, mit dem ich später oft — anstatt in offenem Kampfe — Widerstände gebrochen habe.

Im Jahre 1866 brachte eine jener Ungerechtigkeiten, die einen Knaben vernichten können, meinen Entschluß zur Reife; und wenige Monate später half mir ein Stückchen Weltgeschichte meinen Vater meinen rebellischen Plänen geneigt zu machen. Krieg und Cholera mußten kommen, um mich aus dem Piaristengymnasium zu erlösen.

Die entscheidende Ungerechtigkeit, welche die Wendung in meinem Schülerleben herbeiführte, war eine richtige Dummejungengeschichte; und ich verlange von keinem Leser, daß er sie tragisch nehme. Auch ich gedenke der Sache nach fünfundvierzig Jahren ohne Schmerz, aber immer noch in Zorn; denn ich weiß, was der Knabe gelitten hat.

Die Geschichte hat anzuheben wie andere Schülergeschichten; der Ordinarius in der Quinta „hatte eine Pike" auf mich. Damals bildete ich mir ein, mein einsames Frondieren gegen die allgemeine Privatstunde wäre der alleinige Grund dieses Hasses gewesen; der frühere Ordinarius, der mit dem bösen Knechtsgesicht, hätte seinen klügeren und darum mutigeren Nachfolger gegen mich aufgehetzt. Wenn ich mir die Lage der Dinge heute recht überlege, so muß ich gestehn, meine guten wie meine schlimmen Eigenschaften möchten dazu beigetragen haben, mich manchem Lehrer unliebsam zu machen. Ich fügte mich nicht recht in die Schablone des Unterrichts, ich war ja zu alt für meine Klasse. Ich galt bei denjenigen Lehrern, die mich gern hatten, für ein Lumen der Schule; die andern hatten mein schlechtes Präparieren und meine vorlauten Antworten oft zu rügen. Der Ordinarius gab mir seine Abneigung, die freilich gegenseitig war, deutlich zu erkennen und drohte mir einmal vor der Klasse, mich von meiner guten „Lokationsnummer" herunter zu bringen. (Die Reihenfolge, in welcher wir nach der Güte unserer Zensuren gesetzt wurden, hieß die „Lokation".) Nun wurde ich noch trotziger, gab ganz ungehörige Antworten und machte in den Pausen Epigramme auf seinen Bauch, auch in lateinischen Distichen. Solche Dinge wurden den Lehrern immer hinterbracht; wir glaubten bestimmt, daß die Ministranten die Spione machten; Angeberei ist in einem Klostergymnasium wohl unausrottbar.

Eines Tages hatte ich in einer lateinischen Klausurarbeit das Wort *hauddum* für n o c h n i c h t gebraucht, ich weiß nicht, ob der Sinn ganz richtig getroffen war oder nicht; ich hatte das Wort bei meiner wilden Livius-Lektüre aufgeschnappt und fand es wahrscheinlich schön. Als der Lehrer die Arbeiten am nächsten Tage wiederbrachte, rief er mich heraus und seine Augen funkelten von Bosheit. Die Klasse wieherte vor Wonne, als er immer wieder *hauddum, hauddum* rief und dann meinte, ich hätte wohl s a u d u m m schreiben wollen, wie ich wäre. Ich muß ihn wohl unverschämt angesehen haben, denn bevor ich ein Wort erwidern konnte, schrie er mich an: „Du hast dir da ein Wort erfunden, das im Lateinischen gar nicht möglich ist. Du bist verrückt. Ich lasse dich durchfallen. Du kriegst einen Dreier (die schlechteste Zensur) aus Latein. Setz' dich!"

Am nächsten Morgen brachte ich meinen Klassiker mit und zeigte das Wort erst der ganzen Klasse und dann dem Ordinarius. Er warf das Buch auf den Boden und sagte nichts. Von da ab bis gegen den Schluß des Wintersemesters stellte er keine Frage mehr an mich. Dann, eines Morgens, pries er in der Lateinstunde die Schönheiten der tschechi-

schen Sprache. Man werfe ihr vor, ihre Vokabeln seien zu arm an Vokalen; das sei aber nicht wahr und eine Sprache aus lauter Vokalen wäre noch lange nicht schön. Und zu einem Hauptspaße der Klasse quetschte er die Tonfolge *eoa* aus seinem breiten Munde wie ein Froschgequake heraus. „Und das ist ein gutes lateinisches Wort, das jeder von euch kennen muß, wenn er nicht durchfallen will.“ Wir machten alle verdutzte Gesichter, und auch mir mag man es angesehen haben, daß ich nicht klüger war als meine Mitschüler. Ich kann natürlich nicht wissen, ob der Ordinarius diesen Schlag gegen mich vorbereitet hatte oder ob er erst beim Anblick meines dummen Gesichts auf den Einfall kam, mich zu strafen. Er blickte mit einem boshaften Zucken noch einmal nach mir hin und rief meinen Namen. »*Eoa. Verte in vernaculam.*« Ich verstand das Wort nicht, ich konnte es nicht übersetzen. Über der Klasse lag Totenstille wie vor einem Gewitter; vielleicht würde die ganze Klasse nachbleiben müssen. Aber der geistliche Herr war wieder in seiner besten Laune. „Jetzt hast du deinen Dreier aus Latein“, rief er mir zu und überhäufte mich mit groben Redensarten: wer *eoa* nicht übersetzen könne, der solle sich begraben lassen oder Schuster werden; ein solches Kamel dürfe nicht weiterstudieren. Und so ging es weiter bis zum Schluß der Stunde. Ich ging zum Direktor, einem gutmütigen, aber seine Ruhe über alles liebenden Herrn; er war ganz freundlich zu mir, aber er tat nichts. Wenige Tage später erhielten wir unsere Semesterzeugnisse und ich hatte aus Latein „zur Not genügend“ oder so etwas Ähnliches. Und so rückte ich trotz einem sonst vorzüglichen Zeugnisse dicht an die Letzten der Klasse heran, die durchgefallen waren. Ich war so ungefähr der fünfundfünfzigste unter sechzig Schülern.

Na ja. Man lache den dummen Jungen nur aus. Ich empfinde es auch heute nicht mehr als eine untilgbare Schmach. Es war aber keine Kleinigkeit, als so der oberste Lehrer mit sichtlicher Bosheit mir ein Unrecht zufügte. Selbstverständlich war ich nicht der einzige, der unter seinem bösen Charakter litt; keiner von uns wird es vergessen haben, wie sich dieser geistliche Herr über den Ärmsten unter uns, einen unglücklichen Krüppel, lustig zu machen pflegte. Ich kann weder vergessen noch verzeihen, was dieser Lehrer uns zugefügt hat, was er mir zugefügt hat. Trotzdem dieser Vorfall — wie gesagt — meine Befreiung entschied.

Schülerselbstmorde waren damals noch unerhört. Aber ich wußte, daß so etwas Unerhörtes geschehen mußte, damit der Ordinarius gestraft würde. Auch konnte ich ja unmöglich mit diesem Zeugnisse meinem Vater unter die Augen treten. Also hat der saudumme Junge zu

sterben. Aber wie? Das Wasser tat's nicht, ich war ein zu guter Schwimmer. Eine Pistole besaß ich nicht. Ich wußte nicht, wie man sich Gift verschafft. Und gegen das Aufhängen hatte ich eine starke Abneigung. Stundenlang irrte ich in der Stadt umher. Gegen Mittag kam ich auf den Obstmarkt, fühlte Hunger, wurde noch unglücklicher und faßte den Entschluß, mich ganz heimlich totzuhungern. Vor der Leihbibliothek, aus der ich der Mutter Romane zu holen pflegte, faßte ich diesen Entschluß. Dann fiel mir ein, daß meine Mutter just Gutzkows „Zauberer von Rom" las; ich hatte mit ihr erst den ersten Band gelesen und wollte doch bis zu Ende kommen. Der „Zauberer von Rom" hat sein Teil dazu beigetragen, daß ich mich nicht tothungerte. Als ich die vielen Bände in Zwischenräumen — ich bekam ja den nächsten Band immer erst dann, wenn meine Mutter mit dem früheren zu Ende gekommen war — verschlungen hatte, interessierte auch mich nichts als der bevorstehende Krieg. Im Frühjahr 1866 hatte ich das entsetzliche Semesterzeugnis erhalten, und schon im Juni wurde das Sommersemester plötzlich beendet, weil der Krieg ausgebrochen war. Wir erhielten die Jahreszeugnisse. Ich war wieder zu den Vorzugsschülern aufgerückt; aber mein Wille stand fest, das „Pfaffengymnasium" zu verlassen und auf dem Kleinseitner-Gymnasium mein Seelenheil zu versuchen.

Der Krieg war ausgebrochen und wir waren dumme Jungen genug, uns darüber zu freuen, daß er uns Ferien von beinahe vier Monaten verschaffte. Man weiß, wie rasch die Ereignisse sich folgten. Schon am 8. Juli waren die Preußen in Prag; die Hauptstadt Böhmens war unmittelbar vorher, um überflüssiges Blutvergießen zu vermeiden, zu einer offenen Stadt erklärt worden. Prag war eine gar zu altmodische Festung gewesen; der Feind hätte sie, wenn an Verteidigung gedacht worden wäre, sehr bequem zusammenschießen können.

Unsere Stadt wurde ein preußisches Truppenlager. Wir lernten vom Kriege nichts kennen als: Truppendurchmärsche, den Transport von Verwundeten, das Treiben eines Trosses von Frauenzimmern und die Cholera. Alle öffentlichen Gebäude Prags waren zu Hospitälern umgewandelt worden und alle Schulen; auch das Piaristengymnasium. Dort wütete die Cholera furchtbar unter den österreichischen und unter den preußischen Verwundeten. Dann griff die Seuche nach dem Kloster hinüber. Der Klatsch der niedern Bevölkerung war so ungerecht, das unmäßige Leben der Geistlichen für die Cholera verantwortlich zu machen. Viele von den Piaristen starben; auch unser Direktor und zwei meiner Lehrer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Monistenbund.

Erzählung von Heinrich Steinitzer.

Es schlug zwei Uhr in Mitteleuropa, also auch in dem Markt Vilskirchen, wo es um diese Zeit fast neunzehn Jahrhunderte hindurch dreiviertel geschlagen oder vielmehr nicht geschlagen hatte, weil die Uhr auf dem schlanken Turm der Pfarrkirche nur die ganzen Stunden anzeigte. So lebten die 4367 Bewohner Vilskirchens seit dem 1. April 1893 eine Viertelstunde voraus, starben auch natürlich um so viel früher, ohne sich jemals darüber aufzuregen, daß der Staat ihnen fünfzehn Minuten ihres kostbaren Daseins geraubt hatte. Wer angesichts solcher Tatsachen noch von Nörgelsucht und Unzufriedenheit im deutschen Volkscharakter zu sprechen wagt, der verkennt ihn offenbar gröblich, — wenigstens soweit die Bevölkerung Vilskirchens in Frage kommt.

Übrigens hatte der Oberst a. D. Georg Kriebel, als er nicht ganz freiwillig in Pension ging, den Markt durchaus nicht deshalb zur Niederlassung ausersehen, weil er des Lebens überdrüssig war und eine Viertelstunde an Aufenthalt im irdischen Jammertale ersparen wollte — im Gegenteile, gerade die schöne gesunde Lage des Ortes auf hügeliger Hochfläche, nicht weit vom Rande des Gebirges, hatte ihn zu seiner Wahl bestimmt, deren Vorteile er noch lange zu genießen hoffte. Abgesehen von seinen natürlichen Reizen war Vilskirchen freilich arm an weiteren Vorzügen, wenn man nicht seine Weltabgeschiedenheit dazu rechnen will. Zwar vermittelte die Eisenbahn den Zusammenhang Vilskirchens mit der übrigen Welt, und ein Amtsgericht symbolisierte die Allgegenwärtigkeit des Staates; aber jene war nur eine Sekundärbahn ohne weiteren Anschluß, und die Versetzung an dieses pflegte nicht gerade als Anerkennung hervorragender Befähigung oder besonderer dem Vaterlande geleisteter Dienste gedeutet zu werden. Dagegen war das Leben billig in Vilskirchen, weshalb sich auch eine Reihe von Pensionisten dort angesiedelt hatte. Unter ihnen war Kriebel fraglos der vornehmste. Was die beiden Hauptleute und den charakterisierten Major anbetrifft, ist dies ja selbstverständlich, aber auch der frühere Kanzleirat Alois Huber und der freiresignierte Notar Gottlieb Berger konnten nicht mit ihm auf eine Stufe der bürgerlichen Rangordnung gestellt werden, was auch von ihnen ohne jeden Hintergedanken freimütig anerkannt wurde.

Wäre der Oberst beweibt gewesen, wie Huber und Berger, so hätte bei der mangelnden Achtung der Frau vor den wohlerworbenen Rechten anderer wahrscheinlich ein langwieriger Kampf die Vorherrschaft entschieden, aber er war es nicht, oder vielmehr, er war es nicht mehr, als er

nach Bilskirchen zog; daß er es jedoch überhaupt gewesen, bezeugte die Existenz einer Tochter, der lieblichen Emmerenzia, die, als es zwei Uhr schlug, eben im väterlichen Gemüsegarten mit der Reinigung der Kohlköpfe von Schnecken und Raupen beschäftigt war.

Der geneigte Leser wird jetzt höhnisch sagen: „Nun ja, natürlich, eine Tochter. Jetzt wissen wir schon alles. Also eine Heiratsgeschichte, der alte Kitsch.“ Ich möchte dazu dem geneigten Leser bemerken, daß man schon außergewöhnlich dumm sein muß, um solches Zeug zu reden. Ist es etwa meine Schuld, daß der Oberst in dreizehnjähriger, glücklichster Ehe nur eine Tochter, keinen Sohn erzeugte? Oder soll ich der Wahrheit einen Fußtritt geben und behaupten, eine fünfundzwanzigjährige Jungfrau wie Emmerenzia wünsche unvermählt zu bleiben? Ist denn die gewöhnliche, alltägliche Wirklichkeit immer Kitsch und nur das Absonderliche, Krampfhafte, Psychologische ein Kunstwerk? Ja, noch mehr, ich gebe zu, daß ich diese Geschichte nie geschrieben hätte, wäre Emmerenzia etwa Ulanenleutnant, Korpsstudent oder Hilfsprediger oder eines jener seltsamen weiblichen Geschöpfe, die mit unendlichen Reden über Rechte, Bedürfnisse und Literatur die natürliche Sehnsucht nach Glück zu stillen vermögen.

Oder will man mir vorwerfen, daß Emmerenzias Zukunftsgedanken sich mit dem Amtsrichter Otto von Redern beschäftigten? — Ich frage nun ernstlich, sollte sie sich vielleicht in einen der pensionierten Hauptleute verlieben, von denen der jüngste siebenundvierzig Jahre alt war, oder in den Apotheker oder Arzt, die längst verheiratet waren, oder trotz ihres Standes und ihrer Abkunft in den Niedertupferseppl oder den Krautschustermichel? Wäre das weniger kitschig, weil es unwahrscheinlich, blödsinnig, pervers ist?

Geneigter Leser, du hast jetzt hoffentlich eingesehen, wie unsäglich albern deine Einwürfe waren. Sollte ich zu deiner Bildung etwas beigetragen haben, so freut es mich aufrichtig. Fahre ruhig fort, weiter zu lesen. Die Herzensnöte der Emmerenzia Kriebel sind in dieser Geschichte keineswegs die Hauptsache. Du wirst noch anderes, Bedeutsameres darin finden, das nicht das Geringste zu tun hat mit Liebe, Glück, Tugend, Hoffnung, kurz allem jenem, das du in der Literatur Kitsch zu nennen gewöhnt bist, obwohl du den Besitz dieser Dinge als Hauptaufgabe deines geneigten Lebens zu betrachten pflegst.

Jedenfalls sammelte Emmerenzia, gänzlich unbekümmert um deine Ansichten, Schnecken und Raupen von den Kohlblättern, erstens, weil ihr die zerfressenen verwüsteten Kohlköpfe ein Greuel waren, außerdem, weil sie wußte, daß Otto von Redern gegen halb drei Uhr auf seinem Wege ins Bureau hier vorüberkommen würde. Wer Bilskirchen, Emmerenzia und noch einige nähere Umstände kennt, wird weder erstaunt sein, daß ihr

diese Begegnung als wichtigstes Ereignis des Tages erschien, noch auch, daß sie um diese Stunde nicht auf dem Sofa lag und Weisheit aus Ruskin, Weininger oder Oskar Wilde sog.

Von dem Kriebelschen Garten aus konnte man nach beiden Seiten die Straße in beträchtlicher Länge auf und ab übersehen, und da der Amtsrichter der einzige Bewohner Vilskirchens war, der auch an Werktagen, der Würde seines Amtes gemäß, ein Jackett, sowie einen steifen, schwarzen Hut trug, erblickte ihn Emmerenzia in eben dem Augenblicke, da er aus dem „Bayerischen Löwen" trat, wo er zu Mittag zu essen pflegte. Zuerst erschien er der Entfernung entsprechend ganz klein, und Fräulein Kriebels Empfindungen wuchsen, während sie sich über die Kohlköpfe beugte oder Schnecken und Raupen unter ihren derben Gartenschuhen zertrat, im Verhältnisse zu der zunehmenden Gestalt, bis mit deren Vorüberkommen am Garten der Höhepunkt erreicht war, und höflicher Gruß und schüchterne Erwiderung als Auslösung der gewaltigen Spannung geradezu beruhigend wirkten. Das Gefühl einer momentanen Gemeinschaft gab ihr sogar die Kraft, dem nun wieder sich sachte verkleinernden Amtsrichter nicht nachzublicken und erst den Kopf zu heben, wenn er ihrer Berechnung nach längst am Ende der Straße verschwunden sein mußte. Erleichtert wurde ihr diese Entsagung allerdings noch durch das Bewußtsein, von allen Seiten sorglich beobachtet zu werden. Eine vorschnelle Kopfbewegung, und sie war verloren, entwürdigt — war es doch schon auffallend genug, daß Redern den Weg an ihrem Garten vorbei wählte, statt den näheren durch den Kirchhof.

Redern wußte auch genau, daß sein täglicher Gruß wie eine tägliche Liebeserklärung betrachtet wurde. Wäre er einmal fünf bis zehn Sekunden stehen geblieben, um etwa zu sagen: „Schönes Wetter heute" oder „Der Kohl gedeiht aber vortrefflich dieses Jahr" — so hätte er sich den Gang in Frack und Zylinder zum Oberst sparen können. Die Verlobung war fertig — wenigstens in den Augen der Vilskirchener.

Und darum blieb der Amtsrichter nicht stehen und machte weder meteorologische noch landwirtschaftliche Bemerkungen. Seine Leidenschaft für Emmerenzia war eine gedämpfte. Er zweifelte nicht, daß er sie schließlich heiraten würde, — denn, was sollte man mit einem schlechten Dreier im Staatskonkurse und voraussichtlich ewigen Aufenthalt in Vilskirchen machen? — aber es genügte ihm, die Beziehungen vorläufig warm zu halten, ohne sich durch unkluge Überstürzung endgültig zu binden.

Als er sich dem Gerichtsgebäude näherte, ging er unwillkürlich langsamer. Es fehlte ihm etwas, das zu erwarten er ein Recht hatte. Aber es fiel ihm nicht ein, was das sei, bis plötzlich der Pfiff der Lokomotive vom Bahnhof her ertönte, die täglich den 2[35] Zug von Vils-

kirchen in die weite Welt hinausbeförderte. Jetzt wußte auch der Amtsrichter, daß er auf diesen Pfiff gewartet hatte, wie auf ein Signal, das seinem Eintritt ins Bureau vorhergehen mußte. Er schüttelte den Kopf und sagte vor sich hin: „Herr Gott, man vertrottelt doch vollständig hier.“

Der Kolonialwarenhändler Schickedanz, der dem Amtsgericht gegenüber seinen Laden hatte, stand an dessen Türe und sah das Kopfschütteln. „Hm“, dachte er, „da ist etwas nicht in Ordnung“. Und da in seinen Vorstellungen der Amtsrichter mit Emmerenzia zusammenhing, schien ihm das Kopfschütteln besonders bedeutungsvoll. Er beschloß, das Paket Apollo-Kerzen, das Emmerenzia bei ihm bestellt hatte, selbst hinzutragen, „weil er gerade so wie so vorbeikäme“, natürlich. Schickedanz sah auf die Uhr: 2^{37}. Also noch eine Viertelstunde, denn bis drei Uhr schlief der Oberst; das wußte jedermann in Vilskirchen.

An diesem besonderen Tage jedoch täuschte sich jedermann: Der Oberst schlief nicht. Er lag zwar auf dem Sofa, aber mit weit offenen Augen und überlegte, ob er liegen bleiben oder aufstehen solle. Er wußte, daß es in der Ordnung der Dinge war, noch ungefähr zwanzig Minuten liegen zu bleiben, anderseits langweilte er sich, oder vielmehr er hätte dies getan, wäre ihm nicht von Jugend an eingeprägt worden, daß „sich ein Mann nie langweilt“. Schließlich jedoch stellte sich in diesem Kampfe zwischen Pflicht und Neigung sein kriegerisches Temperament auf die Seite der letzteren und er stand auf. Zunächst nahm er den Teppich vom Fußende des Sofas und breitete ihn auf den Boden. Dann ging er einigemale im Zimmer auf und ab, und trat endlich mit schnellem Entschlusse ans offene Fenster.

„Emmerenzia“, rief er hinunter, „wo bleibt der Kaffee?“

Emmerenzia sah verwundert zu ihrem Vater hinauf, warf einen schnellen Blick auf die Kirchenuhr, und ging ernstlich besorgt ins Haus.

Aber sie sagte nichts, während sie den Kaffeetisch deckte. Fragen nach seinem Befinden konnte der Oberst nicht leiden. Er erwartete von einer Tochter, daß sie den seelischen und körperlichen Zustand ihres Vaters ahnen müsse. Ahnte sie falsch, war er beleidigt und legte den Irrtum als Mangel an Gefühl aus; ahnte sie richtig, war jede Anspielung erst recht verletzend und rücksichtslos. Durch solche Feinheiten der Empfindung wirkt man erziehlich und beugt erfolgreich einer Versumpfung des Familienlebens vor.

Emmerenzia schwieg also, innerlich bedrückt von bangen Ahnungen ob der vorzeitigen Beendigung des Nachmittagschlafes, und der Oberst schwieg, weil er dachte, daß seine Tochter möglicherweise vermuten

könnte, er habe sich gelangweilt, was er der Würde eines Vaters für nicht entsprechend erachtete. Da er jedoch darüber keine Gewißheit hatte und deshalb einen direkten Vorwurf scheute, begab er sich auf neutrales Terrain und bemerkte, der Rahm scheine ihm heute merkwürdig dünn.

Emmerenzia erhob sich hastig. „Ich will hinaussehen“, sagte sie, „vielleicht ist der Rest etwas dicker“.

Das ist natürlich Unsinn. Der Rest des Rahms ist von genau der gleichen Konsistenz wie die ganze Flüssigkeit, was sowohl Emmerenzia, wie ihr Vater wußten, aber gerade das Unvernünftige ihrer Diensteifrigkeit wirkte versöhnlich auf den Oberst. Es rührte ihn geradezu und er sagte freundlich: „Laß nur, mein Kind. Im Kriege habe ich noch ganz andern Rahm trinken müssen“.

Aber Emmerenzia war schon draußen. In der Küche traf sie Schickedanz, der das Paket Apollo-Kerzen gebracht hatte und aus Zenzi, der Köchin, auf unverfängliche Weise herausbringen wollte, ob in der Familie Kriebel etwas nicht in Ordnung sei.

„Guten Tag, Fräulein Emmerenzia“, sagte er, „schönes Wetter heute“.

„Guten Tag, Herr Schickedanz“, entgegnete die junge Dame. „Nur etwas warm.“

Schnell füllte sie den Rest des Rahms in ein Kännchen und ging wieder ins Zimmer.

Aber Schickedanz hatte trotz der Kürze des Vorgangs und der Geringfügigkeit der gewechselten Rede ihre leicht bekümmerte Miene bemerkt, — und am Abende hieß es in gewissen Kreisen Vilskirchens: „Die arme Emmerenzia Kriebel. Jetzt wird es wohl nichts mit der Frau Amtsrichter.“

Emmerenzia sah Schickedanz das Haus verlassen und wußte natürlich nichts von dem Gerüchte, das gierig den Auszug in die Welt angetreten, im Herzen des Kolonialwarenhändlers annoch schlummerte.

Der Oberst betrachtete sie, wie sie am Fenster stand, und die leichte Rührung von vorhin ergriff ihn wieder. Die etwas volle Gestalt seiner Tochter verdeckte die Aussicht nicht ganz, rechts und links blieb noch ein schmaler Ausblick in die weite Landschaft frei. Dadurch bekam das junge Mädchen etwas Verlorenes, seines Schutzes Bedürftiges — wenigstens für den Oberst.

„Sei ruhig, ich bin da“, rief seine Seele, die Lippen aber fragten: „Wollen wir etwas spazieren gehen, mein Kind?“

Das war keine eigentliche Frage, sondern eine Aufforderung, und Emmerenzia antwortete demgemäß:

„Ja, Papa.“

„Dann will ich meine Stiefel anziehen", entschied der Oberst und ging in sein Schlafzimmer.

Emmerenzia band die Schürze ab und setzte einen breiten Strohhut auf. Während sie das tat, dachte sie gar nichts.

Der tägliche Spaziergang von halb vier bis halb sechs Uhr war eben nicht eine Sache der Wahl oder Überlegung, sondern ein mit naturgesetzlicher Regelmäßigkeit eintretender Vorgang. Ob man dann an der Mühle vorüber den Fußweg über die Grafenhöhe einschlug oder auf der Straße blieb, die über Löhberg zurück zum Bahnhof führte, konnte doch erst bei der Wegteilung bestimmt werden. Zum Bahnhofe mußte man immer, denn um 5[25] traf der Zug ein, der das Morgenblatt aus der Hauptstadt brachte.

Wenn der Zug keine Verspätung hatte, konnte es also der Oberst genau um halb sechs Uhr aus den Händen des Expeditors Metzinger in Empfang nehmen. Dabei sagte der Expeditor mit berufsmäßiger Verbindlichkeit: „Das Allerneueste, Herr Oberst", und dieser antwortete etwas verächtlich: „Es steht doch nichts darin, aber was soll man machen?"

Eigentlich erschien ihm, seit er sich von der Welt zurückgezogen hatte, alles, was draußen vorging, unbedeutend, kleinlich und lächerlich — aber trotzdem steckte er das Blatt jedesmal hastig in die Tasche, und der kurze Weg nach Hause wurde mit ziemlicher Eile zurückgelegt.

Emmerenzia nahm die Zeitung niemals zur Hand. Wozu auch — was sie etwa hätte interessieren können, las ihr der Oberst vor und begleitete es mit erläuternden Randbemerkungen, weil diese Dinge sehr oft für ein junges Mädchen unverständlich und verwirrend waren.

Der Inhalt des Abendblattes, das mit der ersten Post zugestellt wurde, konnte nicht gleich besprochen werden, da Emmerenzia vormittags im Haushalte beschäftigt war. Er bildete daher das Unterhaltungsthema auf dem Spaziergange.

Bis zur Mühle gab der Oberst nur kurze Bemerkungen von sich. Denn man begegnete noch zu vielen Leuten und konnte in zusammenhängender Rede unterbrochen werden, was er durchaus nicht liebte. An der Wegteilung gab es dann einen Aufenthalt von reichlich vierzig Sekunden, manchmal auch von anderthalb Minuten.

Der erste Fall trat ein, wenn der Oberst fragte: „Nun, mein Kind, gehen wir heute einmal über Löhberg?"

Daraufhin sagte Emmerenzia: „Ja, Papa" und der Weg wurde unverweilt fortgesetzt.

Fragte der Oberst jedoch: „Nun, mein Kind, welchen Weg gehen wir heute?" und Emmerenzia antwortete etwa: „Über Löhberg", dann

mußte der Oberst erst einige Gründe vorbringen, die es zur unabweisbaren Notwendigkeit machten, über die Grafenhöhe zu gehen. Daß die Entwicklung dieser Gründe nie länger als höchstens fünfzig Sekunden in Anspruch nahm, beweist, wie zwingend und jeden Widerspruch unmöglich machend sie jedesmal waren. Für Emmerenzias Charakter aber war es bezeichnend, daß sie niemals die Grafenhöhe vorschlug, wenn sie lieber über Löhberg gegangen wäre, obwohl sie wußte, daß sie nur auf diese Weise ihre Absicht erreichen konnte. Jedoch eben diese Weise erschien ihr krumm und unkindlich.

War endlich „gemeinschaftlich", wie der Oberst meinte, die Wegrichtung festgestellt, so pflegte er ein Gespräch über die letzten Tagesereignisse zu beginnen, das er bis auf gelegentliche „Ja Papa" Emmerenzias allein fortsetzte.

Wer übrigens glauben sollte, daß Emmerenzia sich durch die Art ihres Vaters etwa beleidigt, verletzt, vergewaltigt, in ihrer Freiheit gehemmt oder tyrannisiert fühlte — der ist gewaltig auf dem Holzwege. Sie war ehrlich überzeugt, daß jener alles unendlich besser verstehe und zu beurteilen wisse, als sie selbst, und ohne den Schleier von dem Heiligtume einer keuschen Mädchenseele allzuweit hinweg zu ziehen, können wir verraten, daß sie bereit war, ihren Geist mit allem, was dazu gehört, in gleicher Weise dem künftigen Gatten unterzuordnen.

Sollte die geneigte Leserin an dieser Stelle sagen: „Solch eine Gans", so muß ich die Verantwortung für diesen unziemlichen Ausruf ihr allein überlassen. Denn ich teile ihre Ansicht keineswegs — im Gegenteil berührt mich die geistige Demut Emmerenzias bedeutend wohltuender als die oberflächliche Überhebung ihrer geneigten Schwester.

Da nun Emmerenzia die Gespräche und Belehrungen ihres Vaters mit dankbarer Seele aufnahm, so war sie natürlich äußerst erstaunt, ja beunruhigt, daß er an jenem Tage, von dem ich erzähle, beharrlich schwieg.

Und doch ist die Erklärung seines Schweigens ebenso einfach wie überzeugend. Der Oberst dachte nämlich, und da er seine Gedanken nicht aussprechen wollte, die Kunst, das eine zu denken und über anderes gleichzeitig zu reden, jedoch nicht gelernt hatte, so mußte er schweigen.

Die Gedanken des Oberst begannen mit einem Eingeständnis, das auch der aufrichtigste Vater einer Tochter nur sehr selten machen wird. Er sagte sich nämlich: „Ich bin ein Esel."

Natürlich war dieses Bekenntnis nicht etwa die letzte Frucht längerer Überlegung. Sonst wäre der Oberst zu einem ganz andern, bedeutend günstigeren Resultate gekommen. Aber der unterbrochene Nachmittagsschlaf und die darauffolgende Langeweile hatten sich in ihm zum Ausgangspunkte einer Reihe von Vorstellungen verdichtet, die das Leben

in Vilskirchen mit dem Auge der Kritik und Unzufriedenheit maßen. Und plötzlich ging wie ein Windstoß die Erkenntnis in des Obersten Seele auf, daß er nach seiner Pensionierung an sämtlichen Orten der bewohnten Welt oder mindestens des Deutschen Reiches sich hätte ansiedeln können. Während seine Blicke über das durchaus nicht unschöne hügelige Gelände schweiften, beschwor die Phantasie alle landschaftlichen Herrlichkeiten herauf, von denen er jemals gelesen oder gehört hatte. Alle schienen sie im Bereiche seines Willens zu liegen — und er hatte Vilskirchen gewählt, eigentlich nur, weil er einmal im Manöver dort gewesen war und es ihm damals gefallen hatte. Aber ein Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden war doch etwas anderes, als ein solcher von vielleicht — hoffentlich sogar — ebensoviel Jahren.

„Ich bin ein Esel", dachte der Oberst.

Aber nun war auch die tiefste Stufe der Depression erreicht, und sein Ich wandte sich, empört über den Vorwurf, gegen den eigenen Herrn.

„Bist du wirklich nur deshalb nach Vilskirchen gezogen?" sagte es. „Nein, mach' dich nicht schlechter, als du bist. Dein Hauptgrund war Emmerenzia. Welchen Gefahren wäre dies mutterlose Kind in einer Großstadt entgegengegangen! Auch ist ihre Gesundheit nicht die beste. Erinnere dich gefälligst, daß deine unvergeßliche Frau dir durch ein Magen- und Nierenleiden entrissen wurde. Wahrscheinlich ist die Anlage dazu auch auf deine Tochter übergegangen. Darum sind für sie Landluft, Bewegung, Mangel an Aufregung geradezu Existenzfragen. Dem Wohle deines Kindes mußtest du das eigene Behagen, den Drang deiner Männerseele ins Weite, zum Opfer bringen. Das war deine Pflicht als Vater, und die hast du redlich getan."

Das Ich hatte gesiegt. Langeweile war nicht mehr eine Schwäche, sondern ein Verdienst. Ein alter Offizier wußte eben immer, was er tat. Verzichten hatte er ja sein ganzes Leben lang lernen müssen. Der Oberst schüttelte sich im Geiste selbst kräftig die Hand.

Sie waren nun auf der Grafenhöhe angelangt, wo stets eine kurze Rast gemacht wurde, um vom Anstiege auszuruhen und das weite Panorama zu besichtigen.

War das Wetter klar, dann sagte der Oberst gewöhnlich: „Dieses Vilskirchen ist doch ein herrlicher Fleck Erde", verhüllten jedoch Nebel und Wolken die Berge, so pflegte er die Geschichte einer russischen Gräfin zu erzählen, die sechs Wochen in Vilskirchen zugebracht hatte, ohne das Gebirge einmal zu Gesicht zu bekommen.

Heute aber blickte er nicht auf die Landschaft hinaus, sondern auf Emmerenzia.

Er bemerkte mit Vergnügen ihre gebräunte Gesichtsfarbe und sagte sich: „Nein, krank ist sie nicht, das habe ich erreicht.“ Aber wie sie so dastand und unter dem breiten Strohhut hervor gerade vor sich hin sah, erschien sie ihm einen Augenblick lang wie eine Fremde, von der er in Wahrheit auch nicht das Geringste wußte.

„Emmerenzia“, fragte er. „Bist du glücklich?“

Das junge Mädchen errötete in hilfloser Verlegenheit.

„Ja, Papa“, sagte sie leise.

„Nun natürlich“, dachte der Oberst. „In diesem Alter kann man leicht glücklich sein.“

Sie gingen jetzt die Grafenhöhe auf der anderen Seite hinunter, durch dichten jungen Fichtenwald, der keinen Ausblick gestattete.

„Heute ist Donnerstag?“ fragte der Oberst weiter.

„Ja, Papa“, antwortete Emmerenzia zuversichtlich.

„Da muß ich abends in den Bayerischen Löwen. Der Doktor wäre unglücklich, wenn der Dritte beim Tarock fehlen würde. Und was wirst du zu Hause machen?“

„Ich habe eine Menge zu tun“, sagte Emmerenzia. „Die Papiere zu den Einmachgläsern muß ich zuschneiden und das Küchenbuch und zu nähen habe ich auch, weil beim Arbeiten im Garten soviel zerreißt und herausgeben für morgen — — —“

Der Oberst beneidete sie fast. Es kam ihm nun wieder vor, als ob er sie ganz genau kannte bis in den letzten Winkel ihrer Seele. Schwer war es ja nicht. Sie war eben ein junges Mädchen, die das Leben überall anlächelte. Aber er — er tat sich wahrlich bedeutend härter. Was sollte man auch in solch einem Nest anfangen? Draußen in der Welt geschehen die wichtigsten Dinge, hier konnte man davon höchstens in der Zeitung lesen. Wenn er nur wüßte, was er tun sollte, um sein Leben reicher zu gestalten. Einen Verein gründen?! Er hatte schon manchmal daran gedacht, aber was für einen?

Emmerenzia erzählte noch immer von ihren Hausfrauenpflichten. Der Oberst schwieg und hörte nicht zu.

Plötzlich ertönte ein scharfer Pfiff. Das war der Abendzug. Schon 5[35]. Heut kam er einmal pünktlich. Natürlich, weil sie sich auf der Grafenhöhe etwas verspätet hatten. Das hatte wenigstens das Gute, daß die Zeitung schon bereit lag, als sie den Bahnhof erreichten.

„Das Allerneueste, Herr Oberst“, sagte der Expeditor Metzinger, als er sie aus dem Schalter reichte. Der Oberst entgegnete nichts, dankte nur kurz und ging schnell mit seiner Tochter weiter.

Metzinger, der die gewohnte Antwort vermißte, sah ihm beunruhigt

nach. „Da muß etwas nicht in Ordnung sein", murmelte er. Als er abends in der Bahnhofrestauration den Bäckermeister Luschmann traf, machte er ihm sofort von seiner Beobachtung Mitteilung. Er habe auch so etwas gehört, sagte dieser. Die Frau vom Kolonialwarenhändler Schickedanz habe es seiner Frau erzählt, daß die Verlobung Emmerenzias mit dem Amtsrichter zurückgegangen sei. Er habe es zwar nicht geglaubt, aber nach dem, was der Herr Expeditor eben berichtet, sei wohl kein Zweifel mehr.

„Ja, die Männer", setzte er seufzend hinzu.

„Und gar die vom Gericht", bemerkte bissig der Expeditor, der im Staatskonkurse durchgefallen war.

Der Oberst saß mittlerweile zu Hause am Fenster und las die Zeitung, natürlich nur den politischen Teil, Lokales und die amtlichen Nachrichten. Zwar hätte er auch das Feuilleton gern gelesen — Zeit genug hatte er ja, aber das war einmal von der Tradition den Frauen zugewiesen; und jeder Schritt über den ominösen Strich bedeutete eine Einbuße an Manneswürde.

Heut war er zerstreut und geriet, ohne es zu bemerken, in das verbotene Gebiet des „Vermischten".

„Monistenbünde", las er. „Die Gründung von Monistenbünden schreitet rüstig vorwärts, ja, die Bewegung scheint sich auch auf die Provinz auszudehnen, was von allen Anhängern einer gefestigten Weltanschauung nur begrüßt werden kann. Von Kiseritz, Plettach, Thalhausen und Sägedorf wird die Errichtung von Zweigstellen gemeldet, und werden wir fortfahren, weitere Nachrichten über Neugründungen zu veröffentlichen." Dann folgte in neuem Absatze: Die berühmte Gedankentänzerin Piedogrossa — — —

Der Oberst lenkte ärgerlich den Blick wieder hinauf in Politisches. Aber etwas blieb von dem eben Gelesenen in seinem Geiste haften: Thalhausen. Da war er einmal mit seiner Abteilung durchgekommen, auf einem Übungsmarsche. Ein kleines elendes Städtchen, er erinnerte sich noch ganz gut an das schlechte Quartier und die filzigen Bewohner. Und die hatten einen Monistenbund gegründet! Was das nur war? Die Gymnasialzeit lag zwar weit zurück, aber daß μόνος einzig oder so etwas Ähnliches hieß, wußte er doch noch. Und wie hatte in der Zeitung gestanden? „Eine gefestigte Weltanschauung." Die tat freilich unserer Zeit not und sie war am besten durch Einigkeit zu erreichen. Das war klar, und da hatte er ja die genaue Bedeutung des Wortes.

Also bis nach Thalhausen — — — dachte er. Das ist so gut wie überall, denn ein abgelegeneres Nest gab es kaum. Überall —

natürlich bis auf Vilskirchen. Das lag noch hinter überall. Aber — — — aber — — —!

Der Oberst stand hastig auf, lief zur Tür und rief hinaus: „Emmerenzia, essen wir denn heute gar nicht?"

„Aber Papa", tönte es aus der Küche zurück, „es ist doch erst drei Viertel auf sieben Uhr."

„Dann geht sie nach", entschied der Oberst und sah auf seine Taschenuhr. „Es ist genau in elf Minuten sieben. Pünktlichkeit kennen Frauen einmal nicht."

„Ich eile mich schon", rief Emmerenzia. „Gleich wird alles fertig sein."

„Was der Papa heute nur hat", dachte sie, während sie den Tisch deckte. „Den Kaffee konnte er auch nicht erwarten. Er wird doch kein Magenleiden haben."

In dieser Befürchtung bestärkte sie noch der Appetitmangel des Obersten, der schnell und schweigend aß und dann sogleich aufbrach, um in den Bayerischen Löwen zu gehen. Das war umso auffallender, als er sonst im Gefühle seines Ranges den Doktor Zeller und Liebeskind, den sechsundvierzigjährigen Hauptmann, immer absichtlich einige Minuten warten ließ.

Kaum war er fort, lief Emmerenzia daher zur Apotheke hinüber und bat um etwas „gegen den Magen".

„Also doch", dachte Krempelhuber, während er mittels eines Hornlöffels aus dem großen Glase doppelkohlensaures Natron in einen kleinen, weißen Papiersack füllte. „Ja, ja, starke Gemütsbewegungen werfen sich leicht auf den Magen."

„Nach dem Essen jedesmal eine Messerspitze voll", sagte er und versuchte ein besonderes Mitgefühl in den Ton seiner so wie so etwas fettigen Stimme zu legen. „Nicht wahr — dann wird es bald gut sein."

Als Emmerenzia gegangen war, schloß er die Apotheke, denn es ging schon allmählich auf acht Uhr. Während er die große eisenbeschlagene Holztüre zuzog, war es ihm, als ob er eine symbolische Handlung ausführte. Wie die Türe die Welt von der Apotheke trennt, so war also auch Emmerenzia gleichsam ausgeschlossen vom Glück, einmal Frau Amtsrichter zu werden.

Der Oberst saß unterdessen im Nebenzimmer des „Bayerischen Löwen" und tarockte. Er spielte gut und glaubte, noch viel besser zu spielen. Seine beiden Partner waren ihm nicht gewachsen. Das gaben sie selbst zu. Der kleine lustige Dr. Zeller spielte leichtsinnig und ohne feste Grundsätze, und Hauptmann Liebeskind war viel zu zerstreut, um gut zu tarocken. Er mußte seine Gedanken immer erst mit Gewalt

von dem Römerkastell losreißen, dessen Grundmauern bloßzulegen seit fast elf Jahren seine Lebensaufgabe bildete. Da ihm seine spärlichen Mittel nicht erlaubten, Hilfskräfte anzustellen, so verhehlte er sich nicht, daß im besten Falle binnen einhundertfünfzig Jahren das Ziel erreicht würde, er also kaum Hoffnung habe, persönlich den letzten Spatenstich zu tun. Darum ermutigte er sich selbst durch Aufsätze in Zeitungen, die überschrieben waren: „Die Römer in Vilskirchen" und begannen: „Der unermüdlichen Tätigkeit des Hauptmanns Liebeskind ist es zu verdanken, — — —." Erschien dann der Artikel, so las er ihn, als ob er von fremder Hand eingeschickt worden wäre und schöpfte aus dem Lobe und der Anerkennung neue Kräfte für sein mühsames Werk.

In Vilskirchen waren seine Bestrebungen nicht unpopulär, seit einmal dreißig Teilnehmer des „Kongresses für vaterländische Forschung" dagewesen waren, um die Ausgrabungen zu besichtigen. Unter dem Eindrucke dieses Ereignisses war sogar durch einstimmigen Gemeindebeschluß dem Nachtwächter gestattet worden, in seinen dienstfreien Stunden dem Hauptmann hilfreich beizustehen. Da der Nachtwächter naturgemäß tagsüber zu schlafen pflegte, war sein Beistand nicht viel wert, aber die Gemeinde bekundete durch ihren Beschluß, daß sie dem patriotischen Unternehmen nicht nur wohlwollend gegenüberstehe, sondern dasselbe auch nach Kräften zu unterstützen gewillt sei. Der Oberst interessierte sich gar nicht weiter für die Ausgrabungen, aber die Kameradschaft verlangte, daß er sich, so oft er mit dem Hauptmann zusammenkam, nach den Fortschritten der Arbeiten erkundige.

„Die östliche Umwallung", antwortete Liebeskind, „liegt nun fast vollständig zutage."

„So, so", sagte darauf Kriebel. „Also die östliche Umwallung. Sie spielen aus, Herr Doktor."

Heute aber hatte er vergessen, den Hauptmann zu befragen. Der war infolgedessen gekränkt und spielte noch schlechter als gewöhnlich.

Der Oberst bemerkte es nicht, ja er machte selbst einige für ihn unverzeihliche Fehler, so daß der Doktor erstaunt sagte: „Wenn das am grünen Holze geschieht — — — Was haben Sie nur heute, Herr Oberst?"

Gott sei Dank, da war die erlösende Frage. Wäre sie nicht gekommen, so hätte der Oberst unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen müssen. So aber durfte er aussprechen, was ihm auf dem Herzen lag.

„Der Zustand der gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland macht mir Sorge", begann er. „Es ist so viel Unzufriedenheit und Uneinigkeit vorhanden." Er betonte die Uneinigkeit.

Der Hauptmann nickte zustimmend. „Darum ist auch für gemeinnützige Unternehmungen kein Geld zu haben“, sagte er.

„Also ich gebe“, rief der Doktor, den das Gespräch langweilte. „Bitte abzuheben.“

Der Oberst warf ihm einen strengen Blick zu. „Die Teilnahmslosigkeit der weitesten Kreise ist es, die solche Zustände möglich macht“, fuhr er fort. „Da könnte nur eine straffere Zucht helfen, eine Organisation sozusagen. Man hat das auch erkannt und überall Vereine gegründet, Bünde, die der Einigkeit Vorschub leisten, sie pflegen sollen. Monistenbünde.“

Er hatte immer langsamer und nachdrücklicher gesprochen und sah jetzt seine beiden Partner erwartungsvoll an.

„Also, gründen wir einen“, rief der Doktor und erhob den Bierkrug. „Prost, Herr Präsident.“

Der Oberst ignorierte den frivolen Ton und sagte: „Ich hätte allerdings nicht übel Lust dazu — im Interesse der Allgemeinheit — aber zuerst müßte ich mich der Mitarbeit meiner Freunde versichert halten. Würden Sie zum Beispiel das Amt eines Schriftführers übernehmen, Herr Hauptmann?“

„Ich?“ protestierte dieser. „Dazu mangelt mir wirklich die Zeit. Sie wissen doch — — — — —“

„Gerade deshalb“, meinte der Oberst. „In einflußreicher Stellung —“ Liebeskind verstand. Er dachte an sein Kastell und auf welche Weise die Förderung der Einigkeit zu dessen Freilegung dienen könnte.

„Nun, vielleicht . .“, begann er, aber der Doktor unterbrach ihn.

„Ja, was soll denn in diesem Verein eigentlich geschehen?“ rief er. „Wir können doch nicht immer nur einig sein.“

„Ich dächte, das wäre immerhin sehr viel“, entgegnete der Oberst würdevoll. „Übrigens würde es uns meines Erachtens nie an Aufgaben fehlen.“

„Das glaube ich auch“, bestätigte der Hauptmann.

„Denken Sie nur“, fuhr Kriebel fort, „nach meinen neuesten Informationen sind in Kiseritz, Plettach, Thalhausen und Sägedorf solche Monistenbünde gegründet worden. Von diesen Orten ist Plettach kaum, Sägedorf gewiß nicht größer als Bilskirchen. Es wäre also geradezu beschämend, wenn wir allein zurückblieben.“

„Wo alles liebt, kann ich allein nicht hassen“, zitierte Dr. Zeller.

„Nun, für Witze jedenfalls — — —“, fuhr der Oberst auf.

„Aber Herr Oberst“, begütigte der Doktor. „Es fiel mir nur gerade ein. Ich bin ja sehr gerne bereit, beizutreten.“

„Ich auch“, fiel Liebeskind ein.

„Ich danke Ihnen, meine Herren“, sagte Kriebel. „Das Weitere werde ich Ihnen noch mitteilen. Sogleich“, fuhr er, sich erhebend fort, „werde ich an den Entwurf der Statuten gehen. Das Spiel muß, wo es sich um solche Dinge handelt, wohl zurückstehen.“

Dr. Zeller fand zwar, morgen sei auch noch ein Tag, aber der Oberst war nicht zurückzuhalten. Er wollte heute noch beginnen, damit, was er allerdings verschwieg, die Gründung des Monistenbundes Bilskirchen unter keinen Umständen auf einen Freitag fiele.

Der ungewohnt zeitige Aufbruch des Obersten erregte begreiflicherweise großes Aufsehen.

Der Wirt Dimpfl sah ihm kopfschüttelnd nach, und bemerkte zu dem eben eintretenden Apotheker:

„Jetzt möchte ich wirklich wissen, warum der heut schon so früh nach Haus geht.“

„Nun, das ist doch einfach“, sagte Krempelhuber, „weil er seine arme Tochter nicht so lange allein lassen will.“

„Ja, is' denn wahr?“ fragte Dimpfl. „Ich habe doch selber heut noch den Amtsrichter vorbeigehen und grüßen sehen. Bst — — da kommt er gerade.“

Die beiden Männer traten grüßend auf die Seite, als Redern rasch ins Nebenzimmer eintrat und sogleich auf den Tarocktisch zuging.

„Guten Abend, meine Herren“, sagte er. „Wo ist denn der Herr Oberst?“

Krempelhuber stieß Dimpfl an. „Jetzt kommt's“, flüsterte er ihm zu.

Der Doktor und der Hauptmann sahen sich unschlüssig an. „Leider schon nach Hause“, antwortete endlich Liebeskind mit Betonung, um anzudeuten, daß wichtige Gründe vorlägen.

„Das ist dumm“, sagte der Amtsrichter und setzte sich. „Jetzt muß ich morgen nochmal hin. Ich wollte ihm Adieu sagen. Ja, meine Herren, übermorgen geht's in die Stadt, wenigstens für ein paar Wochen. Ich hab Urlaub genommen. Gott sei Dank hab ich einen Assessor. Was hier zu tun ist, wird der wohl auch noch zusammenbringen.“

Der Wirt brachte einen Krug Bier und setzte sich an einen entfernten Tisch zu Krempelhuber und Schickedanz.

„Haben Sie's gehört?“ sagte der Apotheker. „Morgen will er hingehen. Wenn's nur kein Duell gibt! Ich kenn mich aus in solchen Geschichten, ich hab doch auch studiert.“ —

Ein Duell gab es zwar nicht, aber eine Überraschung, und auch die

nur für Emmerenzia, welche um halb 3 Uhr vergeblich nach dem Amtsrichter aussah.

Sie pflückte mit Hingebung alle welken Blätter ab, riß Unkraut aus, und warf während der Arbeit verstohlene Blicke in die Richtung des Bayerischen Löwen.

Er kam also nicht, und daß dies mit dem unbegreiflichen Benehmen ihres Vaters zusammenfiel, der schon seit frühem Morgen große Papierbögen vollschrieb, gab ihr zu denken.

Etwas mußte geschehen sein, aber was? Emmerenzia fühlte sich dunkel von einem Schicksal umfangen — was sich durch eine peinliche Druckempfindung in der Magengegend äußerte.

Jetzt hörte sie einen Pfiff vom Bahnhof her.

Also schon 2³⁵. Sie nahm sich vor, noch ein Beet vom Unkraut zu säubern. Aber Hoffnung hatte sie nicht mehr.

Nun war auch das Beet fertig. Sie legte das Unkraut fein säuberlich zusammen in einen Winkel und wandte sich, um ins Haus zu gehen. An der Gartentür warf sie noch einen Blick die Straße hinunter und sah den Amtsrichter, der schon ziemlich nahe war.

Krempelhuber beobachtete sie gespannt durch die Glastür der Apotheke, die er halb geöffnet hatte.

„Was wird sie nun tun?“ überlegte er. „Gesehen hat sie ihn, sie kann doch nicht warten, bis er kommt. Geht sie jetzt hinein, so ist es ein Zeichen — — — —“

Die Tür wurde zurückgeschlagen, daß er eilig ins Zimmer treten mußte. Auf der obersten Stufe erschien Schickedanz.

„Ich möchte um fünf Pfennige — — —“ begann er, jedoch er hielt es nicht für der Mühe wert, den Satz zu vollenden. Der Apotheker wußte ja doch, warum er gekommen war. Also drehte er sich sogleich wieder um und lugte vorsichtig durch den Türspalt hinaus, Krempelhuber, der über die Störung ungehalten brummte, desgleichen. Aber sie sahen nichts Besonderes drüben, der Amtsrichter und Emmerenzia waren schon im Hause verschwunden.

Emmerenzia hatte, ohne zu wissen, was sie tat, gewartet, um den Gruß nicht zu versäumen und ihn erwidern zu können. Der Amtsrichter grüßte denn auch wie gewöhnlich, aber er ging nicht vorbei, sondern kam näher auf sie zu. Da trat Emmerenzia wie auf der Flucht schnell ins Haus und hörte, daß ihr Redern folgte. Nun standen sie alle beide im halbdunklen Flur vor der engen, steilen Treppe.

„Bitte“, sagte der Amtsrichter und machte eine zur Besteigung einladende Handbewegung.

„Nein, bitte", sagte auch Emmerenzia, die um keinen Preis zuerst hinaufgegangen wäre.

„Bitte", wiederholte jener etwas nachdrücklicher. Dann fiel ihm ein, daß Emmerenzia weiß Gott was denken könnte und er fügte hinzu: „Ich wollte mich nämlich von Ihrem Herrn Vater verabschieden, da ich für einige Wochen verreise."

Emmerenzia fiel ein Stein vom Herzen. Hätte er gesagt: „Willst du mein Weib sein?" oder so etwas, dann hätte sie ihm natürlich gehorchen und vor ihm die Treppe hinaufsteigen müssen. Das erschien ihr als etwas geradezu Entsetzliches. Sie wußte selbst nicht warum. Darum atmete sie auf. Er hatte noch kein Recht, ihr etwas zu befehlen.

„Papa ist oben", antwortete sie, und als er immer noch dastand und keine Miene machte, die Treppe zu betreten, sagte sie: „Aber ich bin doch hier zu Hause."

So mußte denn der Amtsrichter wohl oder übel ihr vorangehen, wenn er überhaupt in den oberen Stock gelangen wollte.

Emmerenzia klopfte zuerst an der Zimmertür ihres Vaters, da die Stunde seines Nachmittagsschlafes noch nicht völlig verflossen war. Er öffnete jedoch sofort selbst.

„Was gibt's denn?" rief er unwirsch in den dunklen Flur hinaus. „Kann man wirklich keinen Augenblick Ruhe haben!"

Emmerenzia wollte erklären, aber der Amtsrichter nahm selbst das Wort, bedauerte die Störung und nannte den Grund derselben.

„Das trifft sich ja herrlich", rief der Oberst, zog den Besucher ins Zimmer und machte Emmerenzia die Tür vor der Nase zu.

Klopfenden Herzens ging sie in die Küche, wo Zenzi, die Köchin, eben den Kaffee bereitete. Sie vermied es absichtlich zu denken, denn sie wußte, was ihre Gedanken fragen würden, wenn sie ihnen freien Lauf ließe.

Zenzi war weniger diskret.

„Nicht wahr, Fräulein", sagte sie, „der Herr Amtsrichter ist drin?" Und dabei lächelte sie in jener nicht mißzuverstehenden Art, die das Platzen eines längst geahnten Geheimnisses andeuten soll.

Emmerenzia antwortete nicht. Doch während sie die Tassen und die Zuckerbüchse auf das grünlackierte Tablett stellte, fiel ihr ein, daß Rebern ja den Zweck seines Besuches angegeben habe. Eben überlegte sie bei sich, ob es sich schicke, Zenzi davon Mitteilung zu machen. Da ertönte die laute Stimme des Obersten: „Emmerenzia, den Kaffee! Der Herr Amtsrichter trinkt auch mit."

Der Herr Amtsrichter mußte, ob er wollte oder nicht, denn der

Oberst hatte ihm erst einundzwanzig Paragraphen der Statuten des zu begründenden Monistenbundes vorgelesen, und sie enthielten deren dreiundvierzig.

Jetzt erfuhr auch Emmerenzia den Grund der väterlichen Unruhe, insoweit sie sich nach Vorlesung der Paragraphen zweiundzwanzig bis siebenunddreißig darüber klar werden konnte.

Ehe nämlich der etwas längliche, von den Pflichten und Rechten des stellvertretenden Vorstandes handelnde § 37 ganz erledigt war, hörte man draußen einen starken, lebhaften Schritt. Es klopfte und seine Hochwürden Dechant Kreitmayer trat ein.

Er warf einen schnellen Blick über den mit Papieren bedeckten Kaffeetisch, reichte Emmerenzia die Rechte zum Kusse, berührte flüchtig die Hand des Amtsrichters, schüttelte kräftig jene des Obersten, lehnte mit der Linken dankend den angebotenen Kaffee ab, setzte sich, ohne zu zögern, in den Lehnstuhl, von dem der Hausherr aufgestanden war und sagte: „Herr Oberst, wie ich höre, sind Sie im Begriffe, einen neuen Verein zu gründen. Als geistlicher Leiter der Gemeinde habe ich wohl Anspruch darauf, über das Nähere unterrichtet zu werden."

Wie eine Kampfdrommete dröhnte seine helle, kräftige Stimme durch das Zimmer.

Der Oberst bekam einen roten Kopf. Er ahnte, daß er um die Vorstandsstelle des Monistenbundes zu kämpfen haben würde.

„Gewiß, Hochwürden", antwortete er. „Ich wollte auch noch heute Nachmittag — — —"

„Nun, umso besser", unterbrach ihn der Dechant. „Dann habe ich Ihnen den Weg zu mir erspart."

„Am liebsten möchte ich — — —" fuhr der Oberst fort. Aber er sagte nicht, was er möchte. Kreitmayer wußte es: Mit ihm allein reden — natürlich. Das war auch sein Wunsch. Aber der Ausführung stellten sich große Schwierigkeiten in den Weg. Sie konnten doch nicht den Amtsrichter und Emmerenzia allein lassen.

Alle fühlten die Unmöglichkeit eines solchen Arrangements.

Seine Hochwürden sah den Amtsrichter an, der den Blick kühl zurückgab. Es fiel ihm gar nicht ein, zu gehen. Jetzt gerade nicht, da der Pfarrer ihn forthaben wollte. Die Geschichte fing an, ihn zu amüsieren. Der Gedanke, daß er morgen in der Stadt sein würde, stimmte ihn unternehmungslustig.

Aber Kreitmayer wußte sofort einen Ausweg.

„Sie pflegen doch täglich um diese Stunde spazieren zu gehen", sagte er, zum Oberst gewandt. „Gestatten Sie mir, mich anzuschließen, dann könnten wir *ambulando* alles Nötige erörtern."

Gegen diesen Vorschlag wurde von niemandem etwas eingewendet, und so sahen die Bewohner Vilskirchens wenige Minuten später den Amtsrichter mit Emmerenzia und zwei kleine Schritte hinter ihnen den Oberst an der Seite ihres geistlichen Oberhauptes die Straße hinunter zur Mühle gehen.

Dimpfl, der Wirt vom „Bayerischen Löwen" sah sie nur undeutlich durch das schmutzige Fenster des Kellers, wo er Wein abzapfte. Der Sägmüller Semmelrock aber konnte sogar vernehmen, was sie sprachen, während er das Gangwerk abstellte und einen neuen Stamm auf den Schlitten rollte.

Er erzählte es noch denselben Abend Schickedanz und Krempelhuber, die er im Wirtshaus „zum Lamm" traf. Der Amtsrichter habe nichts gesagt, Emmerenzia auch nicht, der Oberst aber gefragt, ob über die Grafenhöhe oder durch Löhberg gegangen werden solle.

„No und der Pfarrer?" drängte Schickedanz.

„Auf der Grafenhöhe ist's wohl kühler, hat er gesagt", entgegnete Semmelrock. „Ja, dös hat er g'sagt."

Der Sägmüller hatte nicht gelogen. Die vier hatten tatsächlich den Weg zur Grafenhöhe eingeschlagen; hätte er ihnen weiter nachgeblickt, so würde er unzweifelhaft bemerkt haben, daß der Abstand zwischen dem ersten und zweiten Paare immer größer wurde. Denn die beiden Herren blieben zuweilen stehen, wenn ihr Gespräch besonders lebhaft war oder der Oberst einen Bogen aus der Innentasche zog und den Entwurf der Statuten vorlas. Als der Weg in den Wald einbog, bemerkte der Amtsrichter beim Umsehen den Oberst und den Pfarrer tief unten gerade am Beginne der ersten Serpentine.

Es war ihm gleich; hier begegneten sie ja doch niemandem. Und wenn auch, er hatte ja den gemeinschaftlichen Spaziergang nicht vorgeschlagen.

Viel Mühe gab er sich nicht, Emmerenzia zu unterhalten. Erst schimpfte er etwas auf Vilskirchen, als sie aber nichts antwortete, schwieg auch er. Von Zeit zu Zeit sah er Emmerenzia von der Seite an und dachte: „So würden wir als Ehepaar auch nebeneinander hergehen." Und er versuchte sich vorzustellen, daß sie verheiratet wären und fragte sich, ob ihn das glücklich machen würde.

„Ach Gott", seufzte er einmal laut, und wartete erschrocken auf die Frage, warum er geseufzt habe. Aber Emmerenzia fragte nicht. Sie hielt es für selbstverständlich, daß er auf diesem Spaziergange sie bitten würde, sein Weib zu werden. Warum wäre er sonst mitgegangen? Sie hörte im Geiste seine Frage und ihre Antwort. Wenn sie gesagt hatte: „Ja, Otto", würde er wohl zärtlich werden. An dieser Stelle ihrer Gedanken brach sie ab und fing von neuem mit seiner Erklärung an.

Daß er nicht damit begann, beunruhigte sie nicht im mindesten, im Gegenteile, sie war ihm dankbar dafür. So lag all das Schöne noch vor ihr — wenn er einmal gesprochen hatte, dann war es vorbei — vorbei für immer.

Sie dachte sich aus, daß sie antworten würde: „Nein, Otto." Doch, wenn sie sich weigerte, seine Frau zu werden, durfte sie auch nicht „Otto" zu ihm sagen. Also „nein, Herr von Redern", oder „nein, Herr Amtsrichter". Aber während sie das dachte, wußte sie ganz genau, daß sie nie „nein" sagen würde und lächelte fröhlich, gerade als der Amtsrichter „ach Gott" seufzte.

„Lachen Sie mich aus?" fragte er.

Nun lachte sie hell auf. Er kannte ja doch alle ihre Gedanken, — natürlich kannte er sie. Daß er geseufzt hatte, hatte sie gar nicht gehört. Er wollte sie nur necken, das gehörte auch zu den schönen Dingen, die so wohl taten und wie ein Strom von Wärme der Seele Selbstgefühl gaben.

„Ja, ich lache Sie aus", sagte sie übermütig.

„Und warum?"

„Weil du so dumm bist", hätte sie am liebsten gerufen, aber das ging natürlich noch nicht. „Sprich doch", sagte sie innerlich, „damit ich dir endlich alles sagen darf, alles, alles."

„Warum lachen Sie mich aus?" fragte er von neuem. Sie sah ihn von der Seite an und fing zu laufen an, den sanft steigenden Weg hinauf, bis sie oben stand auf der Grafenhöhe. Dort setzte sie sich auf einen großen Felsblock, den vor Jahrtausenden die Gletscher der Eiszeit vom fernen Gebirge hergetragen hatten und der jetzt halb in blühendem Ginster und Heidekraut versteckt war.

„Was sie für Temperament hat", dachte Redern, während er ihr langsam folgte. Und als er sie etwas über sich im hellen Sonnenschein sitzen sah, blieb er stehen und betrachtete sie.

„Nun?" rief sie halb nach rückwärts gewandt, „trauen Sie sich nicht herauf?"

Sie lachte wieder bei dem Gedanken, daß er sich etwas nicht trauen sollte.

Jetzt lächelte auch der Amtsrichter.

Er stieg die paar Schritte empor und setzte sich neben Emmerenzia auf den sonnenwarmen Stein.

Sie gefiel ihm besser als jemals und er dachte mit einer gewissen Zufriedenheit: „Ich habe sie wirklich gern."

Langsam legte er den Arm um ihre Taille, doch ohne sie zu berühren. Emmerenzia fühlte die Bewegung. Sie sah nichts mehr von der Landschaft. In ihr war eine große Leere und zugleich eine große zitternde Glückseligkeit.

Aber der Amtsrichter zögerte noch. „Wenn ich mich heute verlobe“, überlegte er, „kann ich morgen unmöglich abreisen. Ich verliere einige Tage von meinem Urlaub. Und in der Stadt darf ich dann jeden Tag einen ausführlichen Brief schreiben. Das ist zu langweilig. Warten wir bis ich zurückkomme. Sie läuft mir ja nicht fort.“

Leise zog er den Arm zurück.

Emmerenzia empfand auch dies.

„Das ist doch nicht möglich“, dachte sie. „Was habe ich nur getan?“

Sie saß ganz still und blickte gerade vor sich hin.

„Wie schön das Gebirge heute ist“, sagte Redern.

„Gemein — es ist gemein“, dachte Emmerenzia. „Ich hasse ihn.“ Aber sich jetzt nur nichts merken lassen, um Gottes willen.

„Sehr schön“, antwortete sie mit ihrer gewöhnlichen Stimme, wie sie meinte. „Fast zu klar, wir bekommen schlechtes Wetter.“

Der Amtsrichter erriet, was in ihr vorging. Ihr Schmerz erhob sein Selbstgefühl und stimmte ihn sentimental.

„Armer Kerl“, dachte er. „Aber es ist ja nur aufgeschoben. Ich komme wieder und dann — — —“

Von unten wurde die helle Stimme des Dechanten hörbar. Redern erhob sich. Er war taktvoll genug, Emmerenzia nicht anzusehen.

Doch in deren Seele stieg die Hoffnung noch einmal mächtig empor.

„Er wird zuerst mit Papa reden wollen“, sagte sie sich. „Die Männer haben ja in solchen Sachen immer besondere Formen. Was verstehe ich davon? Ich habe ihm Unrecht getan. — Das werde ich ihm dann auch sagen müssen. Ich werde ihn bitten, mir zu verzeihen.“ —

Die beiden Herren kamen langsam den Hügel herauf, in bester Laune, wie es schien.

„Ja, ja, Sie haben jüngere Füße“, rief der Oberst schon von weitem. „Bei uns Alten geht's nicht mehr so schnell.“

Nun standen die vier auf der höchsten Kuppe und betrachteten die Aussicht.

„Sehen Sie dort unten Ihren Kalvarienberg, Herr Dechant?“ fragte der Amtsrichter.

„Gewiß sehe ich ihn“, entgegnete Kreitmayer scharf. „Und in einigen Wochen, wenn erst die Kreuzigungsgruppe aufgestellt ist, wird man ihn noch viel deutlicher sehen.“

Redern lächelte ironisch und sah den Oberst mit schlauen Blicken an. Aber der verzog keine Miene.

Jeder Bewohner Vilskirchens wußte, daß es der höchste Ehrgeiz des Dechanten war, die Kalvarienberge der umliegenden Dörfer und Ort-

schaften durch eine besonders schöne und eigentümliche Anlage dieser Art zu übertrumpfen und in den Schatten zu stellen. Seit Jahren sammelte er für diesen Zweck, hatte bei der Gemeinde die Schenkung eines passenden Hügels durchgesetzt, Bäume pflanzen, Wege ausheben und Figuren schnitzen lassen. Der Kalvarienberg Vilskirchens sollte anders werden wie alle bisher bestehenden. Es gab dort einen Weg nach Golgatha, die Begräbnisstätte, die durch eine riesige Steinplatte markiert war, sogar einen Ölberg oder wenigstens eine kleine Bodenerhebung, welche eine Tafel als Ölberg bezeichnete. Der Hauptunterschied von der üblichen Darstellung aber sollte in der Form der drei Kreuze liegen, deren Querbalken nicht wagrecht, sondern geneigt nach oben stehend ausgeführt waren. So hatte sie die Nonne Katharina von Emmerich in ihren Visionen erschaut, und so wollte sie der Dechant haben. Aber seine vorgesetzte kirchliche Behörde war damit nicht einverstanden und verbot ihm, die Kreuze aufzustellen. Doch Kreitmayer gab nicht nach. Er führte mit seinem Bischof einen erbitterten Kampf um die Schrägheit der Querbalken, der schon länger als ein Jahr dauerte. Mittlerweile lagen die Kreuze im Holzschupfen des Schreiners Heidenhahn und jeder, der den Dechanten gelinde ärgern wollte, pflegte ihn nach seinem Kalvarienberg zu fragen und wann er vollendet würde. Auch der Oberst war bisher unter den Spöttern gewesen. Desto erstaunter war der Amtsrichter, daß er jetzt sehr ernst sagte: „Gewiß, Hochwürden, in wenigen Wochen sind wir zweifellos so weit.“

„Na, mir kann's recht sein“, dachte Redern. „Morgen bin ich in der Stadt.“

„Die Herren gehen gewiß zum Bahnhof weiter“, fragte er. „Dann werde ich mich verabschieden, ich habe noch zu packen.“

„Ach, Sie verreisen ja“, rief der Oberst. „Erst müssen Sie aber noch unserem Monistenbund beitreten. Er ist so gut wie begründet. Wir reservieren Ihnen natürlich eine Stelle im Ausschuß.“

„Der Herr Oberst ist erster Vorstand“, sagte Kreitmayer.

„Und der Herr Dechant zweiter“, ergänzte der Oberst.

„Und der Jahresbeitrag?“ fragte vorsichtig der Amtsrichter.

„Wir haben gedacht, daß drei Mark das Richtige wäre.“

„Also, dann meinetwegen“, sagte Redern.

Der Oberst wollte auf dem erhöhten Punkte, von dem man das ganze Gebiet Vilskirchens überschaute, gleich eine Gründungsrede halten, aber der Amtsrichter behauptete, er habe Eile und verabschiedete sich.

Als er Emmerenzia die Hand reichte und ihren fassungslosen Blick sah, tat es ihm doch fast leid, daß er nicht gesprochen habe. „Aber da hilft

nun einmal nichts", dachte er, während er schnell bergab schritt. „Diesmal will ich noch ohne Verpflichtung in der Stadt sein. Es gilt ja den Abschied vom Junggesellenleben."

Emmerenzia sah ihm nach, bis er im Walde verschwand.

„Nun mein Kind", rief der Oberst, „wir wollen jetzt weitergehen. Geh' nur voraus, Hochwürden und ich haben noch einiges miteinander zu besprechen."

„Ja, Papa", sagte Emmerenzia.

Sie sah sich nicht einmal um, bis sie aus dem Walde auf die Landstraße trat, die schnurgerade zum Bahnhof führte. Dort blieb sie stehen und wartete. Des Expeditors Schnauzl, der sich auf der Straße umhertrieb, kam fröhlich bellend herangesprungen. Emmerenzia nahm einen Stein von einem Schotterhaufen und warf nach dem Hunde. „Garstiges Vieh!" murmelte sie. Sie traf nicht, aber sie nahm keinen zweiten Stein auf. Sie lächelte, daß ihr nicht einmal dieser Wurf gelungen war. Es war ein böses, schmerzliches Lächeln. —

Heute mußte Emmerenzia die Zeitung in Empfang nehmen, da der Oberst den Dechanten nicht vor dem Bahnhofe warten lassen wollte. Der Expeditor sah sie forschend an und fand in ihrem Gesichte eine Bestätigung seiner Ansicht vom vorigen Tage, daß im Hause des Obersten etwas nicht in Ordnung sei.

Aber was?

Darüber gab es in den nächsten Tagen heftige Diskussionen. Zwei Parteien hatten sich gebildet. Die Wortführer der einen waren Schickedanz, Krempelhuber, Luschmann und der Expeditor selber. Sie behaupteten, ihre vereinten Beobachtungen machten es zweifellos, daß zwischen dem Amtsrichter und Emmerenzia alles aus sei.

Die Gegenpartei bestand nur aus Dimpfl und dem Sägmüller Semmelrock, die diese Meinung für augenscheinlich unrichtig erklärten, nachdem sie den Amtsrichter noch am letzten Tage seines Hierseins mit Emmerenzia zusammen erblickt hatten.

Jeden Abend wurden die Argumente für und gegen am Biertische im Bayerischen Löwen oder im Lamm zusammengeworfen und von neuem geprüft und verglichen, und jeden Abend mußte, zu meist vorgerückter Stunde, die Diskussion ergebnislos abgebrochen werden, da die Vilskirchner als charakterfeste Männer die einmal gewonnene Überzeugung hartnäckig festhielten. Erst nach einer vollen Woche wurde neues Material beigebracht, das den Streitpunkt endgültig zu Gunsten der Partei Schickedanz entschied. Der alte Briefträger Fließ berichtete nämlich, nachdem alle Anwesenden feierlich Verschwiegenheit gelobt

hatten, daß seit der Abreise des Amtsrichters weder von ihm an Emmerenzia ein Brief eingelaufen sei, noch auch jene an den Amtsrichter geschrieben habe.

„Na jetzt ist's doch klar, daß alles aus ist", sagte der Apotheker. „Wenn sie verlobt wären, würden sie sich jeden Tag mindestens einmal schreiben. Dagegen kannst du auch nichts sagen, Dimpfl."

Dimpfl räumte es ein. „Aber merkwürdig ist es doch," setzte er hinzu, „daß sie damals noch miteinander spazieren gegangen sind. Sehr merkwürdig."

Und das mußten auch die andern alle zugeben. Übrigens traten nun Ereignisse ein, welche das Interesse der besseren Kreise Vilskirchens an der Zukunft Emmerenzias weit in den Hintergrund drängten.

Ganz überraschend kamen die Ereignisse nicht. Schon war einiges geschehen, das geeignet war, ernstes Nachdenken zu erregen.

Ein auffallend reger Verkehr zwischen dem Dechanten und dem Oberst war nicht unbemerkt geblieben.

„Zweimal in ei'm Tag ist er kommen," erzählte Wally, die dicke Köchin Kreitmayers jedem, der es hören wollte, „und immer mit einer großen schwarzen Mappen."

„Was da wohl drin gewesen sein mag?" meinte kopfschüttelnd Frau Schickedanz.

„Papier war drin", sagte Wally. „Große Bögen. Und überall is' was draufg'standen."

Dann wurde bekannt, daß Oberst und Dechant beim Bürgermeister gewesen waren und nach Verlauf von gut zwanzig Minuten alle drei sich in den Bayerischen Löwen verfügt hatten, wo unter Zuziehung Dimpfls eine geheime Unterredung stattfand.

So geheim, daß selbst Barbara, Dimpfls würdige Gattin, nichts Näheres darüber auszusagen wußte.

„Wirst's schon sehen", hatte der Wirt auf ihr stürmisches Drängen nach Klarheit erwidert. „Hab nur Geduld."

Sie brauchte auch nur wenig Geduld zu haben, denn schon zwei Tage später war am Gemeindebrett ein schön geschriebener Aufruf angeschlagen, durch den sämtliche Bewohner Vilskirchens aufgefordert wurden, sich am Samstage abends sieben Uhr im großen Saale des „Bayerischen Löwen" einzufinden, allwo die Gründung eines Monistenbundes vorgenommen werden solle. Unterzeichnet war der Aufruf von Kriebel, Oberst a. D., und Kreitmayer, Dechant.

Also jetzt wußte man das Geheimnis oder eigentlich wußte man gar nichts. Denn was ein Monistenbund sei, war den Vilskirchnern nichts weniger als klar.

Selbst der Expeditor hatte sich nur dadurch den Fragen seiner Freunde gegenüber aus der Verlegenheit gezogen, daß er im Tone des höchsten Erstaunens erwiderte: „An Monistenbund? Jetzt wissen die wirklich nicht, was ein Monistenbund ist?" Darauf hatten die andern gesagt: „No ja — wir meinen ja doch bloß so." —

Die Frage war aber nicht weiter erörtert worden.

Gerade weil sie nicht wußten, worum es sich handelte, kamen die Vilskirchener. Schon lange vor sieben Uhr war der Saal gesteckt voll.

An dem vordersten Tische hatten der Oberst mit seiner Tochter, Major a. D. Brömel und Gemahlin, die beiden Hauptleute, der pensionierte Kanzleirat Alois Huber und der freiresignierte Notar Gottlieb Berger, beide mit ihren Frauen, sowie der Dechant Platz genommen. Zwei Stühle standen noch leer, der eine für den Amtsassessor bestimmte, blieb es auch; denn dieser rechnete nicht auf längeren Aufenthalt in Vilskirchen und interessierte sich deshalb durchaus nicht für die Ortsangelegenheiten. Der zweite Stuhl war dem Dr. Zeller reserviert. Zwar hatte Major Brömel die Ansicht vertreten, daß der Doktor als Sohn eines einfachen Bauern im besten Fall an den zweiten Tisch gehöre, aber der Oberst und Liebeskind machten geltend, daß sie Dr. Zeller ja auch der Teilnahme an ihren Tarockabenden für würdig befunden hatten, und darauf verzichtete Brömel mit verbindlichem Kopfnicken auf weitere Einwände.

Am zweiten Tische saßen der Lehrer Heindl, der Bürgermeister Blamanger, der Expeditor mit seiner Frau und der Apotheker; noch weiter zurück kam Gewerbe und Kunst an zwei Tischen, wo auch Schickedanz, Luschmann, Semmelrock Platz gefunden hatten, und den Rest des Saales füllte das Agrariertum, das in Vilskirchen ausschließlich durch Bauern vertreten war.

Auf den beiden ersten Tischen glänzten bunt gewebte Tischtücher, die andern entbehrten dieses Schmuckes.

Zwischen sieben und halb acht Uhr stand der Oberst ungefähr sechsmal auf, warf einen forschenden Blick über den Saal, beugte sich dann zum Dechanten herab, flüsterte ihm etwas zu und setzte sich wieder.

Um halb acht Uhr erhob er sich zum siebten Male, ergriff die vor ihm liegende Mappe und machte einen Schritt auf das Podium zu, als Dr. Zeller erschien und sich ein Schweinernes mit Kraut bestellte. Er entschuldigte sich nicht einmal, daß er zu spät gekommen war. Der Oberst gab in seinen Gedanken dem Major Brömel recht in Hinsicht auf die soziale Minderwertigkeit des Doktors, wartete stehend, bis die Kellnerin das Gewünschte gebracht hatte und stieg dann langsam die zwei Stufen auf das Podium empor.

Wo sonst bei Tanzfestlichkeiten die Musik zu sitzen pflegte, stand heute ein einsames Pult.

Der Oberst entnahm der Mappe ein umfangreiches Heft und legte es auf das Pult. Da er aber nicht wußte, wohin er die Mappe legen sollte, winkte er Emmerenzia, die jedoch seinen Wunsch vollständig mißverstand und ihm den Bierkrug brachte, was hinten im Saale sofort unterdrücktes Gelächter erregte. Erst als sie tiefbeschämt mit Mappe und Krug wieder auf ihren Platz sich zurückgezogen hatte, fing der Oberst an, oder vielmehr, er wollte anfangen. Offenbar fehlte ihm noch irgend etwas. Er warf flehende und zornige Blicke auf seine Tischgenossen, die sich verlegen anstarrten und nicht wußten, was er wollte. Endlich verstand Hauptmann Liebeskind. Er ergriff die in der Mitte des Tisches stehende Glocke und überreichte sie dem Dechanten, der heftig läutete, obwohl vollständige Ruhe herrschte.

Jetzt schien der Oberst zufriedengestellt und begann. Die Rede war nicht von ihm allein verfaßt, sondern von Kreitmayer zum mindesten beeinflußt; des Obersten eigenster Individualität jedoch entsprach die Art, sie zu halten. Aus seiner Soldatenzeit hatte er Bestimmtheit und Härte des Tons mit herübergenommen, die noch durch eine gewisse Gereiztheit, vor einem so anders zusammengesetzten Publikum sprechen zu müssen, als es ehemals seine Offiziere waren, gesteigert wurde. So klang sein Appell an die Einigkeit eher wie ein Kriegsruf zu Kampf und Blutvergießen als eine Aufforderung zur Ausübung der bürgerlichen Tugenden. Dann fiel ihm plötzlich wieder ein, daß er hier nicht befehlen könne, sondern überreden müsse. Man fühlte, wie er sich zwang, Liebenswürdigkeit in seine Stimme zu legen, als er die Aufgaben erwähnte, deren Lösung geradezu eine Pflicht der Vilskirchener sei und nur durch Einigkeit erreicht werden könne. Zum Schlusse begeisterte er sich an sich selbst, und sein Vortrag nahm jene drohende Färbung an, die aus äußerster Überzeugungstreue entspringt.

„In Kiseritz, Plettach, Thalhausen und Sägedorf", rief er, „haben sie Monistenbünde gegründet. An Ihnen ist es, zu beweisen, daß, was diese Städtchen können, Vilskirchen, obwohl es nur ein Markt ist, auch kann. Zeigen Sie, daß wir alle eines Sinnes sind, wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt."

Als er geendet hatte und vom Podium herabstieg, wußte eigentlich noch immer niemand recht, worum es sich handelte. Einigkeit war gewiß recht schön, aber sie waren ja so wie so alle einig. In den Landtag und Reichstag wählten sie einstimmig Zentrum, und auch sonst hatte seit Menschengedenken kein Kampf die Gemeinde Vils-

kirchen erschüttert. Da sie nicht verstanden, was von ihnen verlangt wurde, wurden die Bauern mißtrauisch. Einige schlugen vor, doch lieber gleich zu gehen, als der geistliche Herr, der seine Leute kannte, das Podium bestieg und zu reden anhub.

Jetzt wurde die Sache endlich deutlich. Die „Aufgaben", die der Oberst nur im allgemeinen gestreift hatte, schälten sich klar aus den kurzen, energischen Sätzen des Dechanten. Da war vor allem der Kalvarienberg, der in seinem unvollendeten Zustande einen Schandfleck Vilskirchens bildete, während er berufen war, ein Ruhmestitel dieses Ortes zu sein. Dann das Römerkastell! Wie viele Orte auf der ganzen Welt gab es, die ein Römerkastell besaßen? War es erst vollständig freigelegt, so mußte der Andrang der Fremden ein ungeheurer werden. Und damit rückte auch die Erfüllung des Hauptwunsches aller Vilskirchener näher, die Weiterführung der Eisenbahn bis zur Hauptlinie. Bis jetzt hatte der Referent im Ministerium stets behauptet, es sei kein Bedürfnis vorhanden. Das sollte er in Zukunft nicht mehr sagen können. Kalvarienberg und Römerkastell würden Scharen von Besuchern herbeiziehen. Dann mußte allerdings etwas für die Verschönerung der Umgegend geschehen, Bäume gepflanzt, Ruhebänke errichtet, Wege angelegt werden — und all dies waren ja lockende Aufgaben für den Monistenbund.

Der Zuhörer bemächtigte sich langsam steigendes Entsetzen. Aber gerade darauf hatte Seine Hochwürden gerechnet. Als er erklärte, daß er sofort einen Bogen zur Entgegennahme von Beitrittserklärungen zirkulieren lassen werde und daß der jährliche Beitrag auf drei Mark, für ganze Familien auf fünf Mark bemessen sei, zog ein Gefühl wohliger Enttäuschung durch die Vilskirchener Seelen. Nun schien ihnen allerdings in der Einigkeit jene geheimnisvolle Kraft zu liegen, von der der Oberst gesprochen hatte, die alles Versprochene auch mit kleinen Mitteln erreichen würde. Der Bogen bedeckte sich mit Unterschriften. Als er zum Honoratiorentische zurückkam, zählte Kreitmayer deren dreiundvierzig.

„Ein schöner Anfang", sagte er zufrieden.

Der Oberst gab das Resultat bekannt und verkündete, daß am nächsten Dienstag, der glücklicherweise Feiertag wäre, nachmittags zwei Uhr die konstituierende Generalversammlung stattfinden würde.

Dann schloß er die erste, „in der Geschichte Vilskirchens einen Markstein bildende" Versammlung des Monistenbundes.

Aber man blieb noch lange beisammen. An allen Tischen wurde eifrig diskutiert, selbst die Bauern verloren unter dem Eindrucke des

vielen genossenen Bieres ihre Schwerfälligkeit. Das Bilskirchen der Gegenwart verschwand aus den Vorstellungen und an seine Stelle trat etwas ein bißchen Verschwommenes, aber ungleich Großartigeres. Schnellzüge sausten daran vorüber und spieen haufenweise Fremde aus, die vom Kalvarienberge zum Römerkastell und vom Römerkastell zum Kalvarienberge eilten und dann erklärten, jeden Sommer hier verbringen zu wollen. Die Fremdenzimmer stiegen ungeheuer im Preise — neue Gasthöfe entstanden — Schickedanz vergrößerte seinen Laden — Krempelhuber baute eine neue Apotheke — — — — Und wie sich alles Schöne und Herrliche, alles Blühen und Gedeihen um Bilskirchen legte, so erfuhr der dumpf geahnte Neid und Widerstand der Welt durch das Gefühl: „Denen werden wir's schon zeigen", eine allgemeine und gerechte Abfertigung.

Als der Planernazi, der höhnisch gerufen hatte: Der Monistenbund sei ein Mist, die erste „Watschen" erhielt, brachen die Honoratioren auf — durchaus nicht zum Besten des Nazi, der nun rücksichtslos verhauen wurde.

Am Dienstag gab es bereits siebenundfünfzig Monisten in Bilskirchen. Die General-Versammlung nahm jedoch trotz der großen Beteiligung einen durchaus würdigen Verlauf. Der Dechant schlug den Oberst als ersten Vorsitzenden vor; der Oberst den Dechanten als zweiten, hierauf beide den Hauptmann Liebeskind zum Schriftführer. Daß der freiresignierte Notar Gottlieb Berger Kassier werden müßte, war selbstverständlich, da er ja Jurist war und gar nichts zu tun hatte. In den weiteren Ausschuß wurden dann noch Schickedanz, Krempelhuber und der Bürgermeister gewählt.

Um fünf Uhr war alles vorüber.

Der Oberst ging nach Hause und schrieb einen langen Brief an die Zeitung. Er war höchlichst unzufrieden, als er nach einigen Tagen im Abendblatt nur folgende kurze Notiz fand, in die der Redakteur seinen ausführlichen Artikel zusammengezogen hatte: „Aus Bilskirchen wird uns die Gründung eines Monistenbundes berichtet, die unter großer Beteiligung aller Volksschichten stattfand. Als Vorsitzende wurden gewählt der Oberst a. D. Georg Kriebel und Dechant Mathias Kreitmayer und wünschen wir dem neuen Zweigbunde alles Glück bei seiner künftigen Entwicklung."

„Emmerenzia", rief der Oberst. „Du hast doch alles abgeschrieben, was ich dir am Dienstag Abend für die Zeitung gegeben habe."

„Aber ja, Papa", entgegnete Emmerenzia. „Du hast es ja selbst durchgelesen."

„Schundblatt", murmelte der Oberst.

Emmerenzia aber seufzte leise. Denn Abschreiben gehörte durchaus nicht zu ihren Lieblingsbeschäftigungen.

Und es gab so viel abzuschreiben in letzter Zeit, Programme, Statuten, Protokolle.

Der Oberst saß fast den ganzen Tag zu Hause und schrieb. Schrieb er nicht, hatte er gewiß Ausschußsitzung. Aber mußte er auch selbst auf den täglichen Spaziergang verzichten, so sah er doch strenge darauf, daß Emmerenzia diese gesunde und heilsame Übung regelmäßig fortsetzte.

Anfangs war ihm die Vorstellung seines allein durch Wald und Heide wandernden Kindes äußerst beunruhigend erschienen, und er hatte Emmerenzia eröffnet, daß er ihretwegen mit Frau Kanzleirat Auguste Huber sprechen werde, behufs Anschlusses beim Spazierengehen.

„Bitte nicht, Papa", sagte Emmerenzia.

Der Oberst machte ein Gesicht, als ob er von seiner Tochter zeitlebens nichts als Widerstand erfahren hätte.

„Warum nicht?" fragte er scharf. „Ist Frau Huber nicht eine äußerst würdige Dame?"

Emmerenzia konnte nichts dagegen sagen, sie kam sich selbst sehr unvernünftig vor, aber sie wußte, daß es ihr schrecklich wäre, mit dieser äußerst würdigen Dame spazierengehen zu müssen.

„Ja, Papa", antwortete sie leise.

„Nun also", fuhr der Oberst fort. „Nein, Papa — Ja, Papa ... in deinem Alter könnte man doch wissen, was man will."

Da ihn aber in diesem Augenblicke die präzise Fassung des § 43a über den freiwilligen Austritt aus dem Monistenbunde stark beschäftigte, vergaß er, mit Frau Huber zu reden, und Emmerenzia durfte ungehindert allein spazieren gehen.

Den einen Tag ging sie über Löhberg zum Bahnhofe, den nächsten über die Grafenhöhe. Einmal einen neuen Weg zu suchen, kam ihr nicht in den Sinn, ja selbst zwei Tage nacheinander etwa über die Grafenhöhe zu gehen, hätte ihr Gefühl des Anständigen und Zulässigen verletzt. Sie empfand, ohne darüber nachzugrübeln, daß der Mensch sich Regeln seines Betragens setzen müsse, um nicht ins Uferlose fortgerissen zu werden. Daher entfernte sie sich auch in ihren Gedanken nur ungern von jenen Pfaden, die sie so oft mit ihrem Vater gewandelt war. Sie wußte bei jeder Ecke und Biegung des Weges, was er einmal gesagt hatte und vermutlich auch heute sagen würde oder wenigstens könnte. Hatte sie Aussicht auf der Grafenhöhe, so dachte sie: „Ein herrliches Stück Erde, dieses Vilskirchen" in eben dem Tonfalle, wie

es der Oberst unzähligemal ausgesprochen hatte. Sie ließ auch ihr bescheidenes „Ja, Papa" nicht weg und erzählte sich selbst bei trübem Wetter die Geschichte von der russischen Gräfin, die durch sechs lange Wochen nicht einmal die Berge zu Gesicht bekommen hatte.

Durch solch strenge Gedankendisziplin glaubte sie sich der Freiheit würdig zu erweisen, aber manchmal konnte sie es doch trotz aller Willensanstrengung nicht hindern, daß „es" in ihr selbständig weiterdachte. Dann stiegen Vorstellungen und Bilder in ihr auf, die sie mit Scham und tiefem Entsetzen erfüllten. Das unbewußte Sehnen ihrer unverbrauchten Jugendkraft nach Betätigung faßte sich in Worte der Auflehnung, des Wagemutes, die sie nimmer mit Absicht ausgesprochen haben würde und ängstlich zu unterdrücken bestrebt war. Nur die Gedanken und Träume, die sich um den Amtsrichter spannen, ließ sie ruhig sich entwickeln. Damals, an dem verhängnisvollen Tage, war ja der Oberst dabei gewesen, alles, was mit Redern zusammenhing, war also erlaubtes Gebiet. Es machte sie ja gewiß unglücklich, an ihn und jene schmerzliche Stunde zu denken, aber in gewisser Weise genoß sie dieses Sichunglücklichfühlen, ohne zu wissen, daß es ihre Jugend war, die sich des Kampfes freute.

In ihrem innersten Herzen übrigens war nicht jede Hoffnung erstorben. „Warum", sagte sie sich, „ist er jeden Tag bei uns vorübergegangen, obwohl der Weg über den Kirchhof näher ist?" Vom ersten Male an, als er sie gegrüßt, bis zu ihrem letzten und einzigen Spaziergange durchlebte sie alle Phasen ihres Verkehrs, und wenn sie alles sorgfältig überdachte und abwog, blieb doch am Schlusse nebst einem starken Gefühle zorniger Demütigung ein Ausblick in Möglichkeiten, die noch alles gut machen konnten.

Nur, wenn sie auf der Grafenhöhe auf dem großen Stein saß, empfand sie die Erbitterung jener letzten Stunde so stark, daß sie dachte: „Nein — niemals — das ist aus." Aber sie wußte zu gleicher Zeit, daß ihre Gedanken nicht die ganze Wahrheit enthielten. Und gerade um jener Wahrheit willen, die sie sich nicht deutlich machte, liebte sie den Platz und blieb stets so lange auf dem alten Felsblocke sitzen, daß sie dann eilen mußte, um den Zug zu erreichen und den Vater auf das Morgenblatt nicht warten zu lassen.

Einmal saß schon jemand auf dem Steine, als sie den Berg heraufkam, ein fremder Mann, den sie nicht kannte. Sie wartete einige Sekunden, und als er sitzen blieb, ja sich nicht einmal umwandte, ging sie weiter mit dem Gefühle, ein Unrecht erlitten zu haben und um den wertvollsten Teil ihres Tages betrogen worden zu sein.

Zwei Tage später traf sie den Fremden wieder. Er kniete etwas unterhalb des Gipfels und tat irgend etwas auf dem Boden. Emmerenzia lief schnell hinauf und sicherte sich ihren Platz. Der Mann sah auf, als sie vorüberlief, erhob sich dann und ging langsam gerade auf sie zu. Er hatte in der Hand eine große Glasflasche, in der sich ein langer und dunkler Körper hastig bewegte.

„Sehen Sie", sagte er zu Emmerenzia und hielt ihr die Flasche nahe vor das Gesicht. „Die hätten wir endlich. Ein schönes Exemplar der seltenen *pelias berus*."

Emmerenzia schrie laut auf.

„Pfui", rief sie und schloß die Augen. „Eine Schlange, tun Sie sie doch weg!"

Der Fremde lachte. „Jetzt ist sie nicht mehr gefährlich", sagte er, stellte aber das Glas neben sich ins Gras.

Emmerenzia schielte hin und schüttelte sich.

„Sie lebt noch immer", sagte sie ängstlich.

„Ja", meinte der Mann, „das kann ich leider nicht ändern. Lange wird's nicht mehr dauern."

Emmerenzia fand die Bemerkung herzlos und abscheulich. Außerdem kam ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß sie allein mit einem Manne sei, den sie zudem nicht einmal kenne.

Sie stand auf, um weiterzugehen.

Der Mann rief ihr nach.

„Geht's da zum Bahnhof?" fragte er.

„Ja", antwortete Emmerenzia nach einem Augenblicke des Zögerns, ohne stehen zu bleiben.

„Dann gehe ich mit", sagte jener. „Das ist auch mein Weg."

Emmerenzia sah sich nicht um. Sie ging sogar etwas schneller, aber der Mann war im Augenblick an ihrer Seite. Die Flasche mit der Schlange trug er in der Hand.

„Gut, daß ich Sie getroffen habe", sagte er. „Ich habe meine Karte zu Hause vergessen und sehe, daß ich die Gegend doch nicht genügend kenne. Wie weit ist's denn zum Bahnhof?"

„Drei Viertelstunden", entgegnete Emmerenzia.

„Was, so weit? Auch in dem Tempo? Laufen Sie immer so?"

Emmerenzia gab keine Antwort, aber sie ging etwas langsamer.

„Wenn Sie so eilen," begann der Fremde wieder, „sehen Sie ja gar nichts von der Natur."

Das war denn doch fast unverschämt. Gegen ihren Willen entfuhr es Emmerenzia: „Ich bin doch immer da."

„Ja so“, sagte der Mann. „Die alte Geschichte. Was wir immer haben, macht uns keinen Eindruck mehr.“

Er begann leise vor sich hin zu pfeifen.

Plötzlich jedoch rief er: „Nein, da kann ich nicht vorübergehen. Kommen Sie nur.“ Und er ergriff Emmerenzia tatsächlich beim Arm und zog sie ein paar Schritte seitwärts vom Wege in den Wald. Da blieb er stehen vor einem riesenhaften Ameisenhaufen, beugte sich herab und betrachtete die durcheinanderlaufenden Tiere.

„So oft ich sie auch schon beobachtet habe,“ sagte er, „sie sind mir immer von neuem wunderbar.“

Emmerenzia war empört. Deshalb hatte er sie angefaßt.

„Die ekelhaften Tiere“, sagte sie mit Nachdruck.

„Ekelhaft.“ Es klang sehr verwundert. „Warum?“

„Überall kommen sie hin und alles fressen sie auf.“

Der Mann lachte.

„Die Ameisen, die wahrscheinlich in Ihrer Speisekammer sind,“ sagte er, „sind eine ganz andere Art als diese da. Und ekelhaft sind sie deshalb noch lange nicht, weil sie dort Nahrung suchen. Man darf nicht alles von dem Standpunkte menschlicher Bequemlichkeit aus betrachten.“

Den letzten Satz verstand Emmerenzia nicht; sie fühlte nur eine Zurechtweisung heraus. Wie kam der fremde Mann dazu, sie zu belehren? Sie war nun wirklich zornig.

„Dumm sind sie“, stieß sie hervor. Sie ging wieder auf den Weg zurück und der Mann folgte ihr.

„Dumm sind sie schon gar nicht“, sagte er ruhig. „Sonst hätten sich wohl die größten Gelehrten nicht so viel Mühe gegeben, ihr Leben zu beobachten und zu erforschen.“

Und er begann, einen richtigen kleinen Vortrag über die Ameisen zu halten, von ihrer gleichsam staatlichen Organisation, wie sie Kriege führten, Verträge schlossen, sich Sklaven hielten und Haustiere züchteten.

Emmerenzia war zuerst nur mit sich und der „Frechheit“ des Fremden beschäftigt. Dann hörte sie zu und lächelte höhnisch. „Er will mich zum besten halten,“ dachte sie, „aber so dumm, wie er meint, bin ich doch nicht.“

Der Mann bemerkte ihren Gesichtsausdruck.

„Sie glauben mir wohl gar nicht?“ sagte er.

„Ach!“ entgegnete Emmerenzia. Sie legte in das einzige Wort ihre ganze Entrüstung und Verachtung.

„Mir brauchen Sie ja endlich auch nicht zu glauben“, fuhr er fort.

„Ich werde Ihnen ein Buch von einem Jesuitenpater bringen, der die Ameisen studiert hat. Dann werden Sie sehen, daß ich nichts Unwirkliches behauptet habe."

„Bring nur", dachte Emmerenzia. „Aber lesen werde ich es nicht."

Sie traten nun aus dem Walde auf die Straße, die schnurgerade zum Bahnhof führte. Emmerenzia blieb unwillkürlich stehen. Wenn der Mann noch weiter mitging, so war das einfach entsetzlich. Was sollte sie nur tun, sie konnte es ihm doch nicht verbieten. Wenn er nur wenigstens das Glas mit der Schlange wegwerfen wollte. Emmerenzia machte ein grenzenlos hilfloses und unglückliches Gesicht.

Der Fremde verstand zum Teile, was in ihr vorging.

„In diesem Aufzuge kann ich wohl nicht weiter mit Ihnen kommen", sagte er. „Ich will eben meinen Koffer holen. Ich bleibe ja noch einige Zeit hier. Da werden wir uns wohl noch öfter sehen."

Emmerenzia hörte nur die Anfangsworte und atmete auf. Zum ersten Male sah sie den Mann halb von der Seite an. Er sah ziemlich schäbig aus in seiner blauen Jacke, dem grünen verschossenen Hut und halbhohen sehr schmutzigen Stiefeln. Das Gesicht war ja ganz — — —

Sie brach die Beobachtung hastig ab und ging die Straße hinunter. Fast hätte sie mit dem Kopfe genickt aus Dankbarkeit, daß er sie nun allein ließ, aber das ging natürlich nicht.

Als sie die Zeitung geholt hatte und aus dem Bahnhofe trat, kam er ihr gerade entgegen. Er lüftete leicht den Hut. Sie sah weg und schlug schnell die Straße ein, die in den Markt führte. Hoffentlich hatte niemand den Gruß bemerkt. Was hätte man sonst von ihr denken sollen?

Zu Hause traf sie den Oberst in schlechter Laune — deren Gründe er wie gewöhnlich für sich behielt, da es ihm nicht richtig dünkte, seiner Tochter Einblick weder in seine äußeren Angelegenheiten, noch das Triebwerk seiner Seele zu gewähren.

Emmerenzia erhielt aber Kunde davon durch einen langmächtigen Brief an den Dechanten, der ihr zur Reinschrift ausgefolgt wurde. Für gewöhnlich schrieb Emmerenzia die väterlichen Elaborate rein mechanisch ab, Wort für Wort, ohne sich um deren Bedeutung zu kümmern, was durch die schöne, etwas steife Handschrift des Obersten erleichtert wurde. Dieses Briefkonzept aber trug in wilden Zügen, ausgestrichenen und doppelt unterstrichenen Worten, so sehr den Stempel einer außerordentlichen Erregung, daß Emmerenzia erst mühsam aus dem Zusammenhange den Sinn herausklauben mußte.

Da wurde ihr nun offenbar, daß der Brief die Antwort auf ein vorangegangenes Schreiben Kreitmayers bilden mußte, in dem er dem Obersten

Vorwürfe machte, die dieser im ersten Teile des Briefes zurückwies, während er im zweiten zu offenem Angriffe überging.

Emmerenzia, die vor allem Kirchlichen einen naiven Respekt hatte, war über die Sprache ihres Vaters tief bestürzt. Selbst die Wichtigkeit des Kalvarienberges für das allgemeine Wohl zog der Oberst in Zweifel und behauptete, sein Vorschlag, den Felsblock auf der Grafenhöhe als Bismarck-Gedenkstein zu weihen, entspreche in weit höherem Maße den Zielen des Monistenbundes, sintemalen Bismarck dem deutschen Volke die Einigkeit gegeben habe und als Symbol dieser höchsten aller Bürgertugenden anzusehen sei. „Wenn Hochwürden", so schloß der Brief, „erklären, an einer solchen Feier wegen der kulturkämpferischen Bestrebungen Bismarcks nicht teilnehmen zu können, so meine ich im Gegenteil, daß Ihnen die Gelegenheit erwünscht sein müßte, öffentlich unsere Einigkeit in allen Fragen nationaler Bedeutung zu dokumentieren. Im übrigen werde ich die Angelegenheit der für morgen einberufenen außerordentlichen Generalversammlung unterbreiten."

Für Emmerenzia hatte der Streit nur in persönlicher Beziehung Interesse. Ihre Erziehung schloß weitere Gesichtspunkte aus. Sie hatte die Einsamkeit der Grafenhöhe lieb gewonnen. Damit war es aber vorbei, wenn erst Bänke oben standen und Bismarckverehrer hinaufspilgerten.

Fast hätte sie unter dem Eindrucke dieser wehmütigen Betrachtungen auf dem Spaziergange am nächsten Tage die Regelmäßigkeit ihres Lebens durchbrochen und wäre wieder über die Grafenhöhe gegangen, aber nach kurzem Bedenken auf dem Trennungspunkte vor der Sägmühle siegte doch ihr Ordnungssinn und sie schlug die Straße nach Löhberg ein.

Das war ein Weg so recht zum Denken geschaffen. Schon bei den letzten Häusern Vilskirchens konnte man den spitzigen Löhberger Kirchturm erkennen, denn nichts lag zwischen den beiden Dörfern als Wiesen und Weideland, durch das sich die Straße in nutzlosen Windungen hinzog. Warf man nur einen Blick auf den Kirchturm, so hätte man glauben können, in einer Viertelstunde dort zu sein, behielt man ihn während des Gehens aber im Auge, so schien er in stets gleicher Entfernung zu bleiben, und man bekam allmählich das Gefühl, daß man ihm niemals näherkommen würde. Auf einmal stand man dann dicht davor und erstaunte, daß der Turm, den man riesengroß und stattlich zu finden erwartet hatte, in Wirklichkeit recht unansehnlich war.

Emmerenzia natürlich erstaunte nicht mehr, sie war diesen Weg zu oft gegangen und kannte seine Eigenheiten. Sie sah auch nicht auf, während sie in gleichmäßigem Schritt dahinging. Ihr fiel ein, was der fremde Mann gestern von den Ameisen erzählt hatte. Zu dumm,

daß er verlangte, sie sollte all das törichte Zeug glauben. Wenn die Ameisen so ungeheuer gescheit waren, dann hätten sie doch auch eine Seele haben müssen. Und daß sie die nicht hatten, das wußte Emmerenzia. Das wußte übrigens jedes Kind. Eine Seele hat nur der Mensch. Aber sie stellte sich zum Spaß vor, daß die Ameisen Seelen hätten und sich gerade so benehmen würden, wie die Menschen. Über diesen Gedanken mußte sie lachen und bemerkte die Frau Kanzleirat Auguste Huber, die von Löhberg, wo sie Butter geholt hatte, ihr entgegenkam, erst, als sie fast dicht vor ihr stand. Die Kanzleirätin ärgerte sich natürlich, daß Emmerenzia lachte, ohne daß sie den Grund kannte. Überhaupt erschien ihr Lachen auf offener Straße für ein junges Mädchen unpassend.

„Nun", sagte sie daher spitz: „So lustig?! Ist etwas Freudiges vorgefallen?" Das sagte sie, weil sie wie ganz Bilskirchen wußte, daß alles zwischen Emmerenzia und dem Amtsrichter aus war. Und sie drohte mit dem Finger.

Emmerenzia errötete.

„Nein," antwortete sie, „ich dachte nur so."

„Ja, ja", sagte Frau Auguste Huber. „Gedanken sind zollfrei." Jetzt seufzte sie, um den traurigen Unterschied zwischen Gedanken und Wirklichkeit anzudeuten. „Aber auch gefährlich." Sie machte noch einige Bemerkungen über das Wetter, die Unverschämtheit der Bauern und die Notwendigkeit, Butter nur in Löhberg einzukaufen. Dann trug sie Emmerenzia viele Grüße an den Oberst auf, drohte noch einmal mit dem Finger und setzte ihren Weg fort mit der wohltuenden Gewißheit, Emmerenzia die Lust zum Lachen verdorben zu haben.

Das war ihr nun auch gelungen. Denn Emmerenzias Erziehung hatte sie zwar ziemlich blind für die Wirklichkeiten der Dinge gemacht, desto empfindlicher und feinfühlender aber für versteckte Anspielungen und heimliche Andeutungen.

Sie dachte fast mit Erbitterung an den Amtsrichter. So ein Mann tut sich doch leicht. Der ging in die Welt hinaus und sie durfte dasitzen und mußte sich seinetwegen quälen und demütigen lassen. Derweilen saß er irgendwo und hatte sie längst vergessen. Nicht einmal eine Ansichtskarte hatte er geschrieben. Ja, der verstand es, sich zu amüsieren.

In dieser Hinsicht beurteilte ihn Emmerenzia falsch. Redern verstand es nicht oder nicht mehr, sich zu amüsieren, wenigstens in der Art, wie Emmerenzia sich das vorstellte.

Er selbst bemerkte das mit Schrecken. Der langjährige Aufenthalt

in Vilskirchen hatte ihn für das Stadtleben verdorben. Das Theater langweilte ihn, in den Restaurants störte ihn die schlechte Luft. Die meisten seiner ehemaligen Freunde hatten sich verheiratet, und er fand es mühsam und wenig lohnend, sich von neuem in ihre Interessen einzuarbeiten. Im Ministerium hatte er unter der Hand erfahren, daß er sich keine Hoffnung machen dürfe, in eine größere Stadt versetzt zu werden — der schlechte Dreier klebte einmal seinem juristischen Ich auf Lebenszeit an, und machte jeden weiteren Ehrgeiz zu einer nutzlosen Plage. Was blieb da noch übrig, als die Gründung einer Familie, um das Leben gemütlicher zu gestalten?

Der Amtsrichter dachte in der Stadt mehr an Emmerenzia als jemals in Vilskirchen. Er sprach auch offen über seine Pläne mit dem Rechtsanwalt Adolph Bühler, dem einzigen Freunde, der Junggeselle geblieben war und die Neigungen ihrer gemeinschaftlichen Studienzeit bewahrt hatte. Allabendlich gingen sie in irgend ein Tingeltangel oder Operettentheater und saßen noch bis spät in die Nacht im Café.

Bühler sah die Zeitungen durch und plauderte mit Rebern, — er konnte beides zu gleicher Zeit. Es war auch kein besonderes Kunststück, denn dieser sprach meistens allein davon, daß er heiraten wolle. Er hatte das Gefühl, sich deswegen entschuldigen zu müssen.

„Weißt du,“ pflegte er zu sagen, „wer wie du nie in solch einem Nest gelebt hat, der weiß nicht, wie das ist. Das kann man einfach gar nicht auf die Dauer allein aushalten.“

„Dann mußt du dir eben ein Weib suchen, die dein Dasein verschönt“, meinte Bühler, während er weiterlas.

„Werde ich auch, oder eigentlich habe ich schon.“

„Nun also!“

„Ich weiß nur noch nicht, ob ich schreiben soll oder warten, bis ich wieder dort bin.“

„Schreiben — sonst fischt sie dir ein anderer fort.“

Rebern lachte. „Ach Unsinn“, sagte er. „Die habe ich sicher. Und ein anderer ist gar nicht da.“

Bühler legte die Zeitung nieder und schüttelte den Kopf.

„Du bist doch beim Amtsgericht in Vilskirchen?“ fragte er.

Rebern war etwas gekränkt. „Das könntest du eigentlich wissen“, meinte er.

„Da geht's ja zu wie im Paradiese vor dem Sündenfalle. Haben die einen Monistenbund gegründet mit einem leibhaftigen Oberst und einem Pfarrer an der Spitze. Da steht's.“

Er reichte dem Amtsrichter die Zeitung hinüber, der die vom Oberst

inspirierte Notiz aufmerksam las. Er ahnte dunkel, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei.

„Du", sagte er verlegen, „weißt du, da draußen verbauert man vollständig. Ich muß dir wirklich gestehen — — — was ist denn das — ein Monistenbund?"

Bühler machte eine belustigte Grimasse.

„Du brauchst dich nicht zu schämen, wenn du es nicht weißt", antwortete er. „So eine Freidenker-Gesellschaft, die den lieben Gott durch irgend etwas anders ersetzen will, — wissenschaftliche Weltanschauung oder so etwas. Du wirst begreifen — da ein Oberst als Vorstand und ein Pfarrer — das ist zum mindesten originell."

„Himmelherrgott", rief Redern. „Ich bin auch Mitglied geworden."

„Noch origineller", meinte Bühler kühl. „Aber empfehlen wird es dich im Ministerium nicht gerade."

„Hol mich der Teufel", sagte erbost der Amtsrichter. „Gehe ich deshalb seit vier Jahren jeden Sonntag in die Kirche? Aber wer hätte auch so etwas denken können? Der Oberst ist doch ein — — Und ich wollte mich noch mit ihm — — — — — — — — — — — —"

„Was?" fragte gleichgültig Bühler, der bereits wieder eine andere Zeitung vorgenommen hatte.

„Ach nichts, das ist ja jetzt doch aus. Erlaubst du, daß ich schnell einen Brief schreibe?"

„Aber ich bitte. Du siehst ja, ich lese ruhig weiter. Willst du deinen Austritt aus eurem Monistenbund erklären?"

„Natürlich", sagte Redern. „Dem werd ich's schon sagen. Das ist doch ein starkes Stück, einen königlichen Amtsrichter hinterlistig in eine Freidenkergesellschaft hereinzulotsen."

Er ließ sich Papier und Tinte bringen, aber erst der dritte Brief gelang zu seiner vollständigen Zufriedenheit. Auf dem Heimwege warf er ihn dann in den Kasten.

„Da wär ich bald schön hineingefallen", murmelte er, während er nach Hause ging. „Womöglich hätten sie mich noch weiter hinausversetzt. Hoffentlich weiß noch niemand, daß ich dabei war. Famos, daß ich gerade jetzt Urlaub habe."

Den Brief, den er im Kaffeehause geschrieben hatte, erhielt Emmerenzia mit der Zeitung vom Expeditor ausgefolgt, als sie von Löhberg zurückkehrte. Er machte dabei ein äußerst verschmitztes Gesicht. Emmerenzia aber ahnte nicht, was das zu bedeuten habe, da sie ja Rederns Schrift nicht kannte. So brachte sie ohne Herzklopfen und Gemütserregung den Brief dem Oberst, der heute in froher Stimmung war. Er gab

Emmerenzia einen Pack Blätter zum „ins Reine schreiben": das Protokoll der außerordentlichen Generalversammlung.

„Lies es nur, mein Kind", sagte er mit gehobener Stimme. „Dann wirst du sehen, daß man mit deinem Vater nicht umspringen kann, wie man will. Nicht ungestraft wenigstens. Und schreibe ja recht deutlich, denn die Protokolle werden aufbewahrt. Wer weiß, wer sie einmal vielleicht in hundert Jahren zu lesen bekommt!"

Emmerenzia setzte sich an den großen Tisch in der Mitte des Zimmers zur Arbeit, während der Oberst am Fenster die Zeitung las. Sie freute sich über die gute Laune ihres Vaters, aber sie begriff nicht recht, wie der Verlauf der Generalversammlung dazu beigetragen haben sollte. Ihr erschien es im Gegenteile äußerst betrüblich, daß der Dechant mit dreiundzwanzig Mitgliedern ausgetreten war, „um", wie es im Protokolle hieß, „einen Monistenbund zu gründen, der die echten Ziele besser zum Ausdruck brächte". Allerdings, vierunddreißig Mitglieder standen auf der Seite ihres Vaters. Es war ein Sieg — aber wo blieb da die Einigkeit? Jetzt gab es also zwei Monistenbünde. Da stand es auf der letzten Seite. Zur Unterscheidung hatten sie Namen bekommen. Der des Oberst hieß Monistenbund „Bismarck", der Dechant hatte den seinigen „Katharina von Emmerich" getauft.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ringtheater.

Wiener Erinnerungen von Ludwig Ganghofer.

Aus dem stillen, schönen Sommer 1881 zu Fall im Isarwinkel ist mir eine kleine Jagdgeschichte lebhaft in Erinnerung geblieben, die mir charakteristisch erscheint für die freundlichen Gewogenheiten des Lebens.

Da stieg ich an einem wundervollen Morgen mit dem Jagdgehilfen Eberl zum Luderer Gewänd hinauf. Wald und Berge funkelten in der reinen Sonne. Und überall das schöne ruhige Rauschen der Wildbäche.

An der Baumgrenze führte der Steig quer über einen steilen, von Heidelbeerbüschen überwachsenen Hang, der überhaucht war vom schweren Duft des verblühenden Seidelbastes. Der Jagdgehilfe, der durch das Fernrohr eine Sennerin auf dem gegenüberliegenden Berggehänge beobachtete, war zurückgeblieben. Ich schlenderte gemütlich den Steig hinan, halb schauend, halb träumend. Und plötzlich sah ich, daß sich hundert Schritte unter mir, in dem dichten Heidelbeergestrüpp, etwas Schwarzbraunes bewegte. Es huschelte und hüpfte, tauchte aus dem

Grün heraus und verschwand wieder. Ich riß die Büchse von der Schulter und machte mich schußfertig. Jetzt erschien da drunten zwischen den Stauden ein langgestreckter Vogelkopf. Mein erster, fieberheißer Gedanke jubelte: „Ein Adler!" Was sonst? Solch ein „Endstrumm Vogel" konnte doch nur ein Adler sein! Ich hob die Büchse zur Wange. Der Vogel gewahrte diese Bewegung und schwang sich mit schwer wuchtelnden Flügelschlägen aus den Stauden. Mein Schuß krachte, und der Vogel stürzte leblos, schwer wie ein großer Stein in das Gebüsch zurück.

Jetzt, nach dem glücklichen Schuß befiel mich das „Adlerfieber". Ich mußte die Augen schließen und meine Hände zitterten. Wie ein Narr kam der Jagdgehilf Eberl über den Steig heraufgerannt und brüllte: „Was is denn? Was is denn?"

Erst mußte ich einen Jauchzer in die Sonne hinausschreien. Dann konnte ich reden. „Einen Adler hab ich."

„Was? An Adler? Liegt er?"

„Ja, da drunten."

„Herrgottsakra! Haben Sö aber a Sauglück!"

Wir rannten lachend über den Hang hinunter. Doch als wir zu der schwarzbraunen Sache kamen, sah ich es selber gleich: das war kein Adler.

„Mar' und Josef!" stammelte der Jäger und wurde kreideblaß vor Schreck. „Dös is ja an Auerhohn!"

Na also! Kein Adler! Nur ein Auerhahn! Aber doch eine feine Jägerprimeur! Ich hatte noch nie einen Auerhahn geschossen, noch nie einen gesehen. Und nun den ersten gleich im Flug mit der Kugel! Das war doch Ursache, um vergnügt zu lachen! Warum erschrak der Jäger? Warum guckte er mich mit mauerbleichem Gesicht so entgeistert an?

„Eberl? Was haben Sie denn?"

„Angst hab i."

„Angst? Warum denn?"

„Weil i net woaß, ob Schußzeit is. Bei uns weard der Auerhohn bloß allweil auf'm Falz im Fruhjahr geschossen. Himisakra! Bal mer jetzt da an Hohn in der Schonzeit umbracht haben, da krieg i an noblen Putzer vom Förster!" Der Jäger wollte den schönen Vogel gar nicht anrühren.

Auch mir fuhr der kalte Schreck in die Eingeweide. Ich, der Sohn eines Forstrates! Und ein Frevler wider das Jagdgesetz! In einem königlichen Forstbezirk!

Alle Lust für eine weitere Pirsche war uns beiden vergangen. Und das wurde ein unbehaglicher Heimweg. Ich selber trug den Auerhahn

im Rucksack. Der Jäger fluchte alle fünf Minuten eine fürchterliche Litanei herunter. Und daheim verschwand er gleich in seiner Stube und ließ sich nimmer blicken. Während ich im Flur des Forsthauses den Rucksack an einen dunklen Nagel hängte, vernahm ich aus der Stube die Stimme des Försters. Das schlechte Jägergewissen drückte mich, daß ich kaum reden konnte, als ich in die Stube trat. Nach allerlei Umschweifen brachte ich das Gespräch auf die Auerhahnjagd.

Auch der Förster sagte: „Den Auerhohn schießt ma bloß allweil im Falz."

„Aber ich glaube mich dunkel zu erinnern, daß auch im Sommer Schußzeit ist? Oder im Herbste?"

„Da woaß i nix davon. Aber im Jagdkalender müaßt's ja drinstehn." Der Förster holte den Jagdkalender aus dem Wandkastl und blätterte. Dann lachte er. Und sagte: „Recht haben S', Herr Doktor! Und dös is gspassi! So a Zuafall. Grad heut is der erste Tag von der Schußzeit."

Wie ein Verrückter sprang ich auf. Die Freude war gleich einem heißen Schwips in mir.

„Jesses! Herr Doktor? Was haben S' denn?"

„Warten S' ein bisserl!" Ich rannte in den Flur hinaus und brachte lachend meine Beute. „Na also! Dann hab ich heut einen Auerhahn geschossen!"

Das wurde ein lustiger Tag. Und der Jagdgehilf Eberl, als er sich von seiner „Angst" erlöst fühlte, soff sich auf meine Kosten einen Rausch an, der sich sogar bei einer Kirchweih mit Ehren hätte sehen lassen können.

Meinem Leben hatte ich solch aktuelle Freundlichkeiten noch des öfteren zu danken. War mir das Blut heiß geworden und hatte ich — um beim weidmännischen Bilde zu bleiben — blind drauf losgepulvert, dann stellte sich schließlich immer heraus, daß die „Schußzeit" gerade angegangen war. Und mein leichtsinniger und unüberlegter Streich bekam den Anschein eines klugen und rechtlichen Vorganges. Alle eiserne Gerechtigkeit des Lebens ist fein durchädert mit dem Golde liebenswürdiger Barmherzigkeit. Wenn's nicht für uns alle so wäre, würde die Statistik der Missetäter viel höhere Ziffern aufweisen — vielleicht die gleichen Ziffern wie die Volkszählung.

Die Welt ist klein. Bald nach dieser „Adlergeschichte" kam ich im Grenzgebiete zwischen Bayern und Tirol zu einem Erlebnis, dem einige Bedeutung für meine zukünftige Stellung als Dramaturg des Ringtheaters in Wien nicht abzusprechen war.

Mit einem Freunde, der mich in Fall besuchte, unternahm ich einen Ausflug nach dem Achensee. An diesem grünblauen See war die Heimat

der berühmten Tiroler Sängerfamilie Rainer, die den Volksgesang zu einer erfolgreichen Kunstform erhoben hatte und einen verdienten Weltruf besaß, den sie nun, nach vielen, einträglichen Sängerfahrten durch Europa und Amerika, praktisch bei der Führung zweier Hotels ausmünzte, in denen es immer von Gästen wimmelte. Diese Geschwister Rainer waren geborene Musikanten, packende Sänger, meisterhafte Gitarristen und Zitherspieler, jedes Mitglied der Familie ein Künstler von ursprünglicher Art. Was sie künstlerisch schufen, hat nicht bleibende Schule gemacht; es war ihr subjektives Können, ihr persönlicher Besitz, und ist mit ihnen erloschen und versunken. Als ich die Familie Rainer damals kennen lernte, war die berühmte Truppe schon ein bißchen in die Brüche gegangen. Eine der Schwestern regierte als Wirtin im Hotel Pertisau. Und im Hotel Seehof zu Achensee präsidierte an der Table d'hote der Senior Rainer, eine prächtige, nur leider schon grau gewordene Andrä-Hofer-Gestalt, mit der klugen, musikalisch genialen Schwester Theres, die auch als Vierzigjährige noch mit dem heiteren Charme bezwingender Jugend wirkte und viele Herzen knickte.

Man wohnte im Seehof sehr gemütlich und wurde famos verpflegt. Eine sieghafte Attraktion für die Gäste und eine Gratiszugabe zur Pension waren die fidelen Sängerstunden, die allabendlich in einem hübsch dekorierten Souterrainlokal der Dependance abgehalten wurden, das mit Berechtigung den charakteristischen Namen „Das süaße Löchl" führte. Wenn da die Zither schmeichelte und die feinen Lieder klangen, wurde so viel Sekt getrunken, daß sich diese künstlerische Gratiszugabe zur Pension für die Gäste in eine sehr kostspielige Sache verwandelte. Ich mußte schon am dritten Tage um Geld nach Hause telegraphieren.

Neben dem prachtvollen Liederklang und neben den unwiderstehlichen Zitherkünsten der Theres Rainer hatten die Abende und Nächte im süßen Löchl noch einen vielbewunderten Star: den jungen Kutscher Ludwig, einen schlanken, sehnigen, mit quecksilbernen Lebenskräften erfüllten Burschen, der ein Schuhplattltänzer von seltener Meisterschaft und origineller Erfindungsgabe war. Wie die Rainertruppe den volkstümlichen Gesang zur Höhe der Vollendung erhoben hatte, so machte der junge Ludwig aus diesem derben, volkstümlichen Tanz eine wundervolle Sache, die man um ihrer Kraft und Grazie willen als Kunst bezeichnen mußte. Er war gut gewachsen, aber von Gesicht nicht schön, hatte hagere Züge, Sommersprossen wie Kupferkreuzer und vordringliche Backenknochen. Doch wenn dieser Ludwig tanzte, wurde er schön; da blitzte die Kraft seines jungen Lebens, und jede seiner Bewegungen wirkte hinreißend. Als Tänzer brach er die weiblichen Herzen, wie er wollte. Damals waren zwei junge, zierliche Engländerinnen, zwei Schwestern von neunzehn und zwanzig Jahren, so

bis zum Irrsinn in diesen gaukelnden Adonis vernarrt, daß sie an jedem Morgen seine Arbeit im Stall verrichteten, um seinen müden Gliedern nach der durchtanzten Nacht ein paar Stunden notwendiger Ruhe zu bescheren.

Unter der Schar der Hotelgäste im Seehof befanden sich damals vier geheimnisvolle Personen, die man nie zu Gesicht bekam. Unter meiner Mansardenstube wohnten sie in drei Zimmern und nahmen hier auch alle Mahlzeiten ein. Ein Verlangen nach Spaziergängen oder nach Verkehr mit anderen Hotelgästen schienen sie nicht zu empfinden. Und an jedem erwachenden Morgen, wenn ich vom süßen Löchl kam und zu meiner Mansarde hinaufwanderte, standen vor der Mitteltüre dieser drei Zimmer vier Paar Schuhe, jedes Paar verschieden, zwei Paar Schnürschuhe für Herren, zwei Paar Stiefelchen für Damen — feines, elegantes Schuhwerk, wie es weder in München noch in Berlin fabriziert wurde.

Meine Neugier erwachte. Im Hotel war nichts zu erfragen. Nur der Hausknecht war ein kleiner Brunnen des Wissens — er konnte mir verraten, daß jedes der drei eleganteren Schuhpaare eine Wiener Firma, das vierte, etwas minder gelungene Produkt der Schuhmacherkunst eine Hamburger Marke an den Strupfen trug. Also: ein Wiener, zwei Wienerinnen und ein Hamburger. Diese nicht völlig klare, landsmannschaftliche Zusammenstellung mehrte meine Sehnsucht nach exaktem Wissen. Der Zufall im Bunde mit einem meiner leichtsinnigen Streiche brachte mir die Aufklärung, die etwas überraschend auf mich wirkte.

Dicht neben dem Fenster meiner Mansardenstube ging zwischen vorspringenden Balkenköpfen des Holzfachwerkes der Blitzableiter herunter. Und eines Morgens, als ich nach den lustigen Klangstunden im süßen Löchl eine Kahnpartie zu Ernüchterungszwecken gemacht und den reichlich verschluckten Sekt noch nicht völlig ausgedunstet hatte, kam ich in meiner animierten Verfassung auf den hirnrissigen Einfall, den Umweg über die vielen Treppen zu sparen und am Blitzableiter zum offenen Fenster meiner Mansarde hinaufzuklettern.

Die Sonne blinkte schon über die Berge auf den glatten See herunter, doch im Hotel war alles noch schlummerstille, als ich die Kletterei begann.

Im ersten Stockwerk stand das Fenster offen — und das mußte eines von den drei Zimmern der vier Geheimnisvollen sein. Ich guckte in den Raum. Es war ein hübscher Salon. Sonst war irgend etwas Wissenswertes nicht zu sehen. Doch als ich weiterklettern wollte, stand plötzlich ein Herr am Fenster, in hellem Beinkleid und blauseidenem Nachthemd — ein gutkonservierter Vierziger mit energischem Schauspielerkopf, mit einer schlanken, festen Nase in dem gescheiten Gesicht, das einen klugen Mund und geistvolle, heiterblitzende Augen hatte.

Mit beiden Händen seine Hüften fassend, guckte er verwundert drein und fragte in gemütlichem Wiener Dialekt: „Sie? Was machen S' denn da?"

„Eine Turnerübung."

„Am Blitzableiter?"

Ich hielt es für notwendig, die verwunderliche Sache ein bißchen zu motivieren. „Weil ich unter dem Dach da droben wohne. Der Weg da hinauf ist der nächste in meine Stube."

Er lachte, streckte den Kopf zum Fenster heraus und sah in die Höhe. „Da haben S' aber noch weit bis auffi. Möchten S' als verständiger Mensch net lieber umkehren?"

„Nein."

Mit seinen klugen Augen betrachtete er mich forschend, während der Morgenwind die Falten seines blauseidenen Nachthemdes pludern machte. „Sie? Wer san S' denn eigentlich?"

„Gestatte mir, mich vorzustellen: Doktor Ganghofer aus München."

Mein Name schien ihm eine heitere Verblüffung zu bringen. Lachend betonte er meinen Vornamen: „Ludwig Ganghofer? Der vom Herrgottschnitzer?"

„Zu dienen!"

„Na, so was! Sö! Da machen S' aber jetzt augenblicklich, daß S' mit Ihnere narrischen Glieder am Boden kommen! Kraxeln S' abi! Flink!"

Der energische Ton dieser Aufforderung reizte meinen Eigensinn. „Haben Sie mir vielleicht was zu befehlen?"

„Noch nicht, aber bald! Wir zwei haben doch Vertrag miteinander gmacht. Ich bin Ihr Direktor Franz Jauner vom Wiener Ringtheater."

Der Inhalt der nächsten zehn Sekunden sieht in meiner Erinnerung wie eine sehr dunkle, konfuse Sache aus. Ich rutschte und sprang, war drunten auf festem Boden und entschloß mich nun doch als verständiger Mensch zum Umweg über die Treppe. Und völlig nüchtern war ich geworden.

Am Nachmittage machte ich meinem Herrn Direktor einen höflichen Besuch. Er nahm mir das Abenteuer am Fenster nicht übel, sondern sagte lachend: „Kraxeln S' nur auch in der Kunst so kuraschiert in d' Höh!" Dann sprachen wir von der Inszenierung des Herrgottschnitzers, der am Ringtheater im November aufgeführt werden sollte. Und da gewann dieser schneidige und unternehmungsflinke Theatermann in zehn Minuten mein Zutrauen und mein ganzes Herz. Was man ihm sagte, verstand er sofort und sah es auch gleich in besserer Form. Auf jede Anregung ging er ein, aus jedem guten Gedanken machte er rasch eine este Sache, und die vier Worte „Das kostet zu viel!" schien er nicht zu

kennen. Ich erinnere mich, daß er sagte: „Wenn beim Theater was hereinkommen soll, muß es zuerst hinaus."

Nach diesem Besuche verließ ich meinen Direktor in der glückseligen Sicherheit, daß man am Ringtheater mit dem Herrgottschnitzer ein Stück überzeugender Natur auf die Bühne stellen würde. Alle dekorativen Bilder sollten so gestaltet werden, wie ich es vorschlug, und die kostümliche Ausstattung sollte nicht in der Werkstätte des Theaterschneiders entstehen, sondern in bayerischen Gebirgsdörfern echt gesammelt werden.

Am Abend kam Franz Jauner mit dem Hamburger Theaterdirektor Pollini und zwei jungen Damen von verblüffender Schönheit zum Gratiskonzert in das süße Löchl. Und als da der Kutscher Ludwig seinen hinreißenden Schuhplattler tanzte und seine graziösen Räder schlug, sagte ich zu Direktor Jauner: „So einen, wie den da, sollten wir beim Hochzeitstanz im Herrgottschnitzer haben!"

„Sie, das is an Idee! Dös machen mer!"

Am anderen Morgen war der gaukelnde Star des süßen Löchls von Achensee für das Wiener Ringtheater engagiert.

Vergnügt wie ein Schneekönig wanderte ich zurück nach Fall. Und während der folgenden vier Wochen rannte ich nimmer hinter den Hirschen und Gemsen her, sondern sammelte Bauernmöbel und gebirglerische Kostümstücke, die mit der Echtheit auch malerischen Reiz verbanden. Und alles, was ich an Brauchbarem aufstöberte, wanderte nach Wien — einem großen Feuer entgegen, in dem es zu Asche werden sollte.

Dann die letzten Tage daheim im Elternhaus. Vater und Mutter teilten die frohen Erwartungen, die mich selbst erfüllten. Keine drückende Abschiedsstimmung tauchte auf. Und Mama kochte mir nach der Reihe noch alle meine schwäbisch-bayerischen Lieblingsspeisen. „Weißt", sagte sie, „daß du mir bei der guten Wiener Koscht nit ganz an Mutterles Tisch vergesse tueschst!"

Doch außerhalb meines Familienkreises verursachte meine Loslösung von München allerlei Schwierigkeiten. Ich hatte Schulden wie Heu. Zwei gute Freunde halfen. Alles Kleine wurde glatt geebnet, und so blieben hinter mir in München nur zwei fette Schuldposten zurück, die mit liebenswürdiger Geduld auf den Ausgleich warteten. Es hat ein dutzend Jahre gedauert, bis ich den letzten Knopf berappen und mich für alle Geduld meiner Freunde bedanken konnte. Ein Richard Wagner war ich nicht. Drum sind meine Schulden nicht unsterblich geworden. Kleine Leute müssen bezahlen, was sie borgten.

Und nun die Reise! Sie war bei mageren Taschen eine Fahrt ins Blaue und galt mir doch als Reise in eine Zukunft, in der ich schöne leuchtende Berge des Lebens sah.

Wien!

Ich liebte Wien von der ersten Stunde an, in der ich es sah. Es ist mir eine zweite Heimat geworden, die mir reich und lachend gab, und blieb mir Heimat, auch als ich sie nach zwölf Jahren wieder verlassen mußte, bedrückt von Schmerz und müd auf Wegen schreitend, von denen ich nicht wußte, wohin sie mich führen würden. Und auch heute ist das noch immer so in mir: wenn ich Wien wieder sehen darf, und wenn der Zug einfährt in den Westbahnhof, bekomme ich das Herzklopfen einer zärtlichen Freude.

Was fesselte mich gleich so fröhlich an Wien? Schon bei den ersten Atemzügen in seiner Luft? Es war wohl jener Wert des Wienertums, der von einem Fremden am rascheſten erkannt und drum auch am leichtesten falsch beurteilt wird: das Hängen der Wiener am heitern Leben, ihre Daseinskunst nach dem lehrreichen Worte „Leben und leben lassen!" Mir kam da mit glücklichem Lachen etwas entgegen, was ich halb schon in mir selbst besaß. Und gastlich tat mir dieses Heimische die freundlichen Arme auf. Der erste Besuch, den ich am ersten Tag einer mir von München her bekannten Wiener Familie machte, dauerte von vormittags 11 Uhr bis um die Mitternacht. Als ich in schlafender Zeit aus dem Haustor auf die Straße trat, zog ein schlanker, flinker Mensch das Hütl und sagte freundlich: „Gnä Herr, dös hat aber lang dauert!" Es war mein Fiaker, den ich im gemütlichen Schoß der Wiener Gastlichkeit völlig vergessen hatte. Ich lachte zu den fünfzehn Gulden, die das kostete — sie galten mir als willig erlegtes Sperrsechserl am Tore von Wien.

Die Freude am heiteren Genuß des Lebens mag zuweilen wie ein Dokument des Leichtsinns erscheinen. Aber sie ist auch ein Zeichen von irdischer Klugheit, von reifem, durch Kultur geschultem Verständnis des menschlichen Lebens und seiner eng gezogenen Grenzen, die zu erweitern und mit frohem Wert zu erfüllen der Mensch ein Recht besitzt. In allem Frohsinn des Wienertums hab ich immer solch ein Ernstes und Tiefes empfunden und gesehen. Das unverwüstliche Lachen dieser Stadt ist die abgeklärte Philosophie eines an den Erfahrungen von Jahrhunderten gereiften Volkes. Wien, diese Heimat der zärtlichen und begehrsamen Nörgler wider sich selbst, ist die Heimat der verläßlichsten Lebensgläubigen, in denen ruhelos eine kostbare, schöne und vertrauensvolle Hoffnung brennt. Im Wiener ist Mozart und Johann Strauß; aber im Wiener ist auch Beethoven. Nur wer die Wiener nicht kennt, ist so töricht, sie oberflächlich zu nennen. Sie sind nachsichtig und geduldig, weil sie wohlwollend und hilfreich sind. In Wien fand ich

die treuesten Freunde, deren Freundschaft aushielt fürs ganze Leben. In keiner Stadt, die ich zu sehen bekam, hab ich geistig anregende Stunden in solcher Fülle erlebt, wie gerade in Wien. Und ich leichtsinniger Bummler lernte in Wien das ernste, zähe und ausdauernde Arbeiten, nicht aus mir selbst heraus, sondern am nützlichen, den Ehrgeiz weckenden Beispiel der anderen — und an der Seite jener kleinen, klugen, gut und klar gearteten Wienerin, die meine Frau und die Mutter meiner Kinder wurde.

Als ich in Wien eintraf, war das Ringtheater schon eröffnet. Man spielte mit freundlichem Erfolg den „Rattenfänger von Hameln", eine zwischen Operette und Singspiel baumelnde Sache mit einer graziösen Musik des jungen Hellmesberger. Aber eine Woche verging, bevor ich das Ringtheater betrat. Mich lockten Dinge, die mir wichtiger erschienen als die Stätte meiner eigenen Wirksamkeit. Abend für Abend saß ich im Burgtheater. Das war noch im alten Haus am Michaelerplatz. Und die sieghaften Künstler, von denen die meisten schon versunken sind und nur wenige noch wie Säulen einer stolzen Vergangenheit in die Gegenwart hereinragen, waren damals noch jung oder noch in der Blüte ihres schönen Könnens: Kraftel, Robert und Hartmann, Baumeister und Sonnenthal, Gabillon, Lewinsky, Meixner, Schöne und Thimig — die Wessely und Charlotte Wolter, die Hartmann, Zerline Gabillon, Frau Mitterwurzer und Stella Hohenfels. Und in einer Loge des dritten Ranges sah man noch das feine, geistvolle Gesichtchen der greisen Haizinger aus einer wunderlichen Bänderhaube heiter herauslugen.

Man muß jene Glanzzeit des Burgtheaters im alten Hause noch erlebt haben, um recht zu verstehen, was den Wienern ihr Burgtheater gegolten hat und noch immer gilt — um zu begreifen, wie sich das Beste des Wiener Lebens um dieses Theater als Kern und Angel drehen konnte. Das Burgtheater von damals war nicht Kunst in Wien, es war Wiener Kunst im edelsten Sinn des Wortes, war Wien selbst, sein Herz und Pulsschlag, sein wahrheitgewordener Schönheitstraum und seine frohe Kraft. Was im Wienertum an Ernst und reizvollem Lachen war; was es hoffte und sann, was in ihm klang und trauerte; wie der Wiener ging und sich trug, wie er plauderte, wie er als Lebender nahm und gab; jeder Hauch seines Daseins, jeder Kern und Funke seiner Eigenart, jeder kostbare Wert seiner hohen und vornehmen Kultur — das alles sublimierte sich in der Kunst des Burgtheaters, wie auch im Kunstverständnis seines streng geschulten Publikums, zu blank geschliffener Form und zu goldhaltiger künstlerischer Tradition.

So war es einmal. Und so wird es, allen Schwankungen der letzten Jahrzehnte zum Trotz, auch wieder kommen. Und bald! Weil Wien, nach ein paar schwer erklärlichen Verstörtheiten seines Lebens, sich seiner selbst wieder zu besinnen beginnt. Ein auflebendes Wien bedeutet naturgemäß auch ein Aufleben des Burgtheaters.

Seit damals sind dreißig Jahre vergangen. Und noch heute kann ich den Rausch jener Abende im Burgtheater bis in jede trunken fiebernde Regung nachfühlen. Ich saß da immer zitternd, wie vor jubelnden Offenbarungen des Lebens. Und war die Herbstnacht klar und schön, dann verträumte ich gern noch eine späte Stunde vor dem silberweißen Wiener Geheimnis der Votivkirche, an der noch die letzten Gerüste hingen.

Der „Rattenfänger von Hameln" war im Ringtheater schon eine verleierte Sache geworden, als ich ihn mir endlich ansah. Der Besuch flaute schon ab. Und ich bekam im Sekretariate für mich und einen Freund, den ich mitnahm, eine feine Proszeniumsloge. Neugierig und behaglich guckte ich drein, immer mit dem sonderbar wohligen Gedanken: Ich gehöre dazu, das alles hier ist für mich ein Zuhause. Und keine Ahnung sagte mir, daß eine Minute dieses Abends über mein Schicksal als Mann entscheiden und den treuesten Wert meines Lebens vor mich hinstellen würde.

Ein geschmackvolles Haus, in dem man gerne saß; an ihm mißfiel mir nur, daß man zum Parkett über eine Treppe hinaufsteigen mußte. Eine große Bühne, auf der man feine Bilder mit guter Perspektive stellen konnte. Tüchtige Sänger und Schauspieler, ein Schwarm bildschöner Frauenzimmer, eine Aufführung von fleißiger Arbeit, und ein Stück, aus dem eine findige Regie mehr herausgeholt hatte, als in ihm steckte. Ich trug die Burgtheaterstimmung in mir, hatte viel erwartet und war ein bißchen enttäuscht. Doch ich sagte entschuldigend: „Auch beim Theater ist das Anfangen eine schwere Sache."

Da begann der dritte Akt. Und zur Tochter des Bürgermeisters von Hameln, welche Braut geworden, kommt eine Freundin zu Besuch, eine kleine, zierliche, heitere Blondine — und frägt: „Darf ich denn auch deine schönen Sachen anschauen?" Beim Klang dieser warmen, herzlichen Stimme, die nicht wie Theater, sondern wie Natur und Leben berührt, muß ich verwundert aufblicken. Auf dem Zettel steht: „Eine Bürgerstochter — Kathinka Engel." Und mein Glas zeigt mir in einem lieben, runden Gesichtl zwei klare, kluge, ehrliche Augen, ein zartes, keckes Näschen und einen Mund, der heiter ist und doch ein bißchen streng.

Was war in mir? Auf dem Wege durch mein Blut war es nicht gekommen. Auch durch keinen bewußten Gedanken. Vielleicht durch ein unbewußtes Gefühl des Vertrauens und der gläubigen Sicherheit? Durch eine leise, nur traumhaft fühlbare Mahnung des wohlwollenden Lebens, das mich beschenken wollte mit einem verläßlichen Glück?

Das ist eine Wahrheit: es gibt Menschenkinder, in deren Nähe man plötzlich ein besseres und verständigeres Geschöpf wird, als man vor einer Minute gewesen.

Solch ein segenbringendes und aufwärts führendes Menschenkind war dieses zierliche, blonde Wiener Mädel. Diese Wahrheit muß ich damals beim ersten Blick als überzeugende Ahnung in mir empfunden haben. Denn ich hatte dieses Mädchen noch nie gesehen, hörte ein fremdes und mir dennoch gleich vertrautes Stimmchen acht kleine, ferne Worte sagen — und klammerte erregt die Hand um den Arm meines Freundes: „Du! Wenn die noch zu haben ist, die muß meine Frau werden!"

Mein Freund lachte natürlich: „Geh, du Narr!"

Den ganzen Abend blieb eine wunderliche Versonnenheit in mir. Dann schlief ich fest. Am Morgen betrachtete ich das unerklärliche Erlebnis des vergangenen Abends mit einiger Konsternation. Und bei ‚vernünftiger Überlegung' begann ich der Meinung meines Freundes recht zu geben: daß ich ein überspannter Narr wäre! „Und wenn du willst . . . wird sie denn wollen?" Im Bett sitzend, nahm ich den Kopf zwischen die Fäuste. „Du? Und heiraten? Wie willst du denn das machen? Du bist nichts und hast nichts! Und wo nichts ist, da hat nicht nur der Kaiser, auch das Herz alles Recht verloren." Mit dieser nüchternen Rechnung begann ich mir auszureden, was so unbegreiflich fein und zärtlich in mir glomm und zitterte.

Ich wollte vergessen. Und ich unterließ auch jeden Versuch, die persönliche Bekanntschaft dieser für meine Ruhe und Freiheit höchst gefährlichen jungen Dame zu machen.

Ein übermütiges Drauflosleben begann. Ich verwienerte nach jener billigen Seite hin, die nur wienerisch aussieht, ohne wienerisch zu sein. Es ist jenes Wienertum, das ein Zugereister immer so hurtig fertig bringt, wie er sich Wiener Schuhe und ein Wiener Hütl kauft.

Wohlig pritschelte ich in der lustigen Theatergesellschaft, in die ich geriet. Und vielleicht wär' ich da auf eine schiefe Rutschbahn gekommen, wenn ich in Wien nicht ein Stück Münchener Heimat gehabt hätte, das mich festhielt. Freund Richard Alexander war am Stadttheater, Konrad Dreher und Hans Albert waren vom Münchener Gärtnerplatz an das Ringtheater übersiedelt. Wir viere hielten gemütlich zusammen,

zu unserem Kreis gesellten sich ein paar heitere Wiener, und da gab's nach den Theaterstunden fidele Nächte in ‚Vaters Weinstube', die in einem dunklen Winkel hinter der Kärntnerstraße lag. Damals kam das Hypnotisierungsfieber nach Wien. Ein junger Komponist in unserem Kreise war Hypnotiseur, der lange Konrad Dreher war das willigste Medium, das man sich wünschen konnte — und wenn alle anderen Gäste sich aus Vaters Weinstube verzogen hatten, wurde Konrad Dreher in Trance versetzt für die Aufgabe, in der Hypnose alle Tische und Bänke des Lokals mit seiner großen Nase umzuwerfen. Der alte, geduldige Wirt, der nie ein Spaßverderber war, sagte staunend: „Es is merkwürdig, was a Mensch firti bringt, wann 'r urdntli antaucht."

Stand im Burgtheater etwas mir Neues auf dem Zettel, so war ich drin. Die übrigen Abende gehörten den anderen Theatern. In der Oper hörte man prachtvolle Stimmen: Scaria, Walter, Rokitanski, Müller und Sommer, die Bianchi, Materna, Ehnn, Kupfer und Pauline Lucca. Im Stadttheater, wo Bukovics, Alexander, Tyrolt, die pompöse Frank und die hübsche Jenny Groß waren, wurde bei bürgerlichem Repertoire noch mit einem Reste Laubescher Tradition gespielt. Auf einer Probe, bei der ich zuguckte, erschien der alte eiserne Herr. Heinrich Laube! Eine Zeit! Ein menschgewordenes Kapitel deutscher Geschichte und Literatur, der abgedankte Löwe des Burgtheaters! Mir schlug natürlich gleich das Herz bis in die Kehle herauf. Und als ich ihm vorgestellt wurde, erbat ich mir die Freude, ihn besuchen zu dürfen. Er sagte knurrig: „Wenn Sie glauben, daß Sie es nicht unterlassen können, in Gottesnamen!" Ich unterließ es. Man muß die Wünsche anderer Menschen nach Möglichkeit zu erfüllen suchen.

Im Theater an der Wien begann der junge Girardi die Herzen von Österreich zu erobern, dieser Grazer Schlosserbub, der als Mensch und Künstler zum vollendeten Typus des elegisch-heiteren Wieners wurde. In der Josefstadt wurde „Der Böhm in Amerika" noch ferne von den Schatten des Nationalitätenhabers als liebenswürdige Drolerie goutiert. Das Fürsttheater im Prater zehrte noch von Kaiser Josefs edlem Blut. Und im Carltheater, das unter Teweles Leitung stand, war eine Wiener Sensation in Aussicht: ein Gastspiel der Josephine Gallmeyer. Ich besaß einen Empfehlungsbrief an die berühmte Künstlerin. Auf der Bühne hatte ich sie noch nie gesehen. Aber ich wußte viele Anekdoten von ihr — auch solche, die nur in Herrengesellschaft erzählt wurden. Da war ich begreiflicherweise sehr neugierig. Ich fand eine reife, schon etwas in die Breite gegangene Dame. Doch ihren Mangel an äußerlichen Reizen vergaß man, sobald sie nur fünf Worte gesprochen hatte.

Jeder Laut, jede Bewegung an ihr war fesselnde Natur, ihr Lachen eine bezwingende Macht. Und Augen hatte sie wie gaukelnde Sterne; sie sprühten von heiterem Feuer und konnten plötzlich wunderlich ernst und traurig werden. Auch kokettierte sie ein bißchen spöttisch mit dem „alten Eisen", das sie für die Wiener schon wäre. Ich mußte sagen: daß ich mir gerne zehn Jahre aus meinem Leben herausschneiden ließe, um sie bei ihr nach der Jugendseite hin wieder anzustückeln. Sie lachte: „Geh, Sie Schnaberl!" Dann schwieg sie, betrachtete mich prüfend, fuhr mir plötzlich mit beiden Händen in den dicken Wust meines blonden Haarwaldes und sagte mit heiterem Seufzer: „Schad, daß i jetzt net um zwanzg Jahr jünger bin!" Mir wurde ein bißchen schwül. Aber die Besuchsstunde ging heiter und gefahrlos vorüber. Und als ich mich verabschiedete, nahm mich Josephine Gallmeyer unter der Türe beim Ohrläppchen und gab mir noch einen guten Rat: „Sie! Andere Hemdkrägen müssen S' tragen! Aber so was Vorsindflutliches, wie Sie da haben, lacht ma in Wean!" Ich trug damals den Münchener „Künstlerkragen", der bis über den Adamsapfel herunter ausgeschnitten war und nach zwei Seiten abstand wie ein gestärkter Vatermörder. Es war mir auch schon aufgefallen, daß ich mit diesem Hemdkragen überall auf der Straße Aufsehen erregte. Und im Freundeskreise begann man mich um dieses Kragens willen die Münchener „Leinwandtulpe" zu nennen. Doch kein Gelächter ließ mich an dieser schöngeschwungenen Sache irr werden. Ich wahrte und verteidigte die Kragenmode der Münchener Bohème mit obstinatem Eigensinn.

Mitte Oktober gab es im Ringtheater einen schauspielerischen Leckerbissen. Friedrich Mitterwurzer, der zu Jauner kommen sollte, spielte vorerst als Gast in einer Matinee den Figaro in der Komödie des Beaumarchais. Ich hatte Mitterwurzer noch nie gesehen. Gleich in der ersten Szene faßte er mich an Hals und Blut und Seele. Ich saß der blitzenden Kraft seiner originellen Darstellungskunst als ein staunendes Kind gegenüber und zitterte wie ein Kaninchen vor dem Auge der Schlange. In Wien waren sie damals nicht ganz mit ihm zufrieden; man warf ihm vor, er hätte sich bei der Vagabondage seiner Gastspielreisen und seines häufigen Theaterwechsels ein bißchen verwildert. Mir erschien er als ein Gipfel der Schauspielerei.

Nach dieser feinen Sache servierte Franz Jauner wieder bürgerliche Hausmannskost: den „Kompagnon" von L'Arronge, mit dem Berliner Komiker Thomas, der die Wiener lachen machte, ohne sie völlig gewinnen zu können.

Und dann kam die Leseprobe zum „Herrgottschnitzer". Jauner war sehr

nett, hielt vor Beginn der Probe eine kleine Rede und sprach den Wunsch aus, daß „das einfache, aber gesunde Stück" in Wien den „gleichen Erfolg wie draußen im Reiche" finden möchte. Zum Schluß sagte er: „So, lieber Doktor, und jetzt machen S' mit uns, was Sie für richtig halten. Jeder von uns wird sich's angelegen sein lassen, Ihren Intentionen nachzukommen."

Ich hörte nur halb. Denn ich fühlte schon wieder jene wunderliche Gefahr für meine Freiheit und Ruhe. Unter der Künstlerschar, die den „Herrgottschnitzer" in Wien lebendig machen sollte, befand sich jene zierliche, blonde „Bürgerstochter" aus dem „Rattenfänger von Hameln". Bei allen Mitgliedern des Ringtheaters hatte ich höflich meine Visitenkarte abgegeben — nur bei dieser Einen nicht. Und allen Schauspielerinnen, die im „Herrgottschnitzer" beschäftigt waren, ließ ich mich durch den Direktor vorstellen — nur dieser Kleinen nicht. Ich war ihr in einem sonderbaren Angstgefühl aus dem Wege gegangen. Aber nun stand sie da und sah mich verwundert an. Und es fiel mir auf, daß die Schauspieler sich mit einer im kameradschaftlichen Verkehr des Theaters ungewöhnlichen Höflichkeit gegen diese junge Kollegin benahmen. Keiner kam zu ihr mit den Scherzen, wie sie hinter den Kulissen üblich sind. Sie schien eine Ausnahmsstellung einzunehmen und doch bei allen Mitgliedern des Theaters beliebt zu sein.

Die Leseprobe begann. Mit allen, die in dem Stück beschäftigt waren, hatte ich über die Auffassung der Rolle zu debattieren. Nur zu dieser einen Kleinen sagte ich kein Wort. Man hatte ihr eine Rolle übertragen, die nicht viel größer war als ihr winziges Näschen. Sie las die paar Worte frisch, heiter und natürlich. Ich schwieg.

Nach der Probe kam sie resolut auf mich zu. „Herr Doktor? Sie haben bei mir keinen Einwand gemacht. Ich möchte aber doch gerne wissen, ob Ihnen die Art, wie ich die Rolle las, auch entsprochen hat?"

Ruhig lächelnd, in ihrer blühenden Jugend, stand sie vor mir. Sie war nicht kostbar gekleidet; ganz einfach. Ein Waschkleidchen, weiß und kupfergrün gestreift, mit grünen Aufschlägen. Aber das Fähnchen saß der zierlich modellierten Figur wie angegossen. Über dem welligen Blondhaar trug sie einen schmucklosen Hut mit breiter Krempe. Ich mußte mich ein bißchen bücken, um unbehindert in den Schatten dieses Hutes hineingucken zu können. Und während ich in diese klaren, heiteren Augen blickte, sagte ich leise: „Fräulein! Sie können lesen, wie Sie wollen: mir werden Sie immer gefallen."

Über das liebe Gesichtl flog ein heißes Rot. Dann wurden die heiteren Augen ernst und groß. Und schweigend wandte sie sich von mir ab und ging davon.

Bei den Bühnenproben, die ein paar Tage später begannen, sahen wir uns wieder. Doch während die reizvolle Weiblichkeit, die da versammelt war, sich gegen mich als Regisseur sehr liebenswürdig zeigte, hielt sich die zierliche Blonde immer fern von mir, als könnte sie ein unbehagliches Mißtrauen gegen mich nicht überwinden. Ich begann mich ein bißchen zu ärgern.

Nun trat auch der ländliche Tanzkünstler, dieser Ludwig vom Achensee, in Aktion. Als er zu seiner ersten Probe kam, sagte ich zu ihm: „Wählen Sie sich die Tänzerin, von der Sie glauben, daß sie die Sache am besten macht." Die zwanzig hübschen Frauenzimmer mußten die Hände in die Hüften stemmen und sich drehen. Ludwig musterte sie mit Kennerblick und wählte lang. Dann deutete er mit der schwieligen Hand und sagte: „Dö da hint, dö gar net füri mag, dö taat mer am besten taugen." Es war die kleine Blonde. Die Wahl freute mich. Solch ein Naturmensch, wenn er zugreift, hat immer eine merkwürdige Witterung für gesunde Lebenswerte. Diese Wahl gab dann Veranlassung zu mancherlei Heiterkeiten. Der Achenseer verliebte sich bis über die Ohren in seine zierliche, graziöse Tänzerin. Aber diese blonde Wienerin war nicht in England geboren. Um ihr junges Herz zu rühren, dazu genügte es nicht, kecke Purzelbäume und übermütige Räder zu schlagen. Das mußte nicht nur der Ludwig vom Achensee, sondern auch der Ludwig in mir selbst erfahren. Um ein Scheffelsches Wort zu gebrauchen: „Es hatte mich!" Aber meine Sehnsucht fand keinen Weg, auf dem sie vorwärts kam. Aufs Hofmachen verstand ich mich nicht, nur aufs lachende Zugreifen. Und diese flinke Lebenskunst versagte da zum erstenmal. Meine Seelenstimmung wechselte zwischen Verzweiflung und Wut. Aber diese zwei heiteren Mädchenaugen, wenn sie plötzlich so ernst und groß wurden, bauten immer eine Schranke, über die man sich nimmer hinüberwagte.

Schließlich nahm das ganze Künstlerpersonal des Herrgottschnitzers barmherzigen Anteil an meinem Liebeskummer. Aber wenn meine Herzenshelfer dieser kleinen strengen Wienerin eindringlich zuredeten, lächelte sie erheitert. Und wenn die bildhübschen Frauenzimmer, die da in Masse vorhanden waren, mit sich schöntun ließen oder sich zärtlich zu mir stellten, um die blonde Spröde ein bißchen eifersüchtig zu machen, dann schien sie nicht zu sehen, was nur geschah, damit sie es sehen sollte.

Ich hatte da Geister zu Hilfe gerufen, von denen ich nicht alle wieder los wurde. Dieses Geschwirre, das immer um mich herum war, machte mich schließlich auf den Proben ungeduldig, nervös und grob. Und eines Vormittags, als ich während einer Spielpause mit dem Inspizien-

ten was zu reden hatte, kam wieder eine von diesen Liebenswürdigen und legte die Hand auf meinen Arm. In wütender Gereiztheit fuhr ich auf: „Meine Ruh will ich haben! Zehn Schritte vom Leib! Bei der Arbeit auf der Bühne gibt es für mich keinen Unterschied zwischen Manndl und Weibl!"

Da sahen mich erschrocken, entgeistert und empört die Augen meines lieben Mädels an.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor!" sagte sie mit ganz erloschenem Stimmchen. „Aber Sie irren sich. Ich wollte nur etwas fragen wegen meines Kostüms."

Als sie davonging und von der Bühne verschwand, wurde mir weh und kalt ums Herz herum. Ich wußte: jetzt hab ich den Pfad meiner Hoffnung gründlich verschüttet.

Tags darauf mußten die Proben zum Herrgottschnitzer abgebrochen werden, um die Bühne für das Gastspiel der Sarah Bernhardt und ihrer französischen Truppe zu räumen. Dieses Gastspiel wurde für Wien aus doppelten Gründen ein aufregendes Ereignis. Erstens: die Sarah Bernhardt für sich. Und zweitens: man nahm in Wien dieses Gastspiel als einen Rivalitätskampf der Pariserin wider die von den Wienern vergötterte Charlotte Wolter. Das Ringtheater war für die zehn Abende ausverkauft bis auf den letzten Platz.

Ich hatte für die Dauer des Gastspiels einen feinen Parkettsitz. Aber ich verschenkte ihn, um droben auf der Galerie, wo Direktor Jauner zwei Bänke für die Mitglieder seines Theaters reserviert hatte, Abend für Abend neben der kleinen blonden Wienerin sitzen zu können, die sehr höflich gegen mich war, aber den kühlen Luftraum, mit dem sie sich umgab, um keinen Grad erwärmen ließ. An einem dieser Abende kam es bei mir zu einem bösen Paroxismus meines Kummers, meiner Ungeduld und meiner Wut. Und der gute Konrad Dreher, der mein Leiden sah und mir helfen wollte, machte dem unbarmherzigen Fräulein eine schreckliche Szene, während Sarah Bernhardt als „Froufrou" auf der Bühne zwitscherte. Die kleine Wienerin sah den zürnenden Freund und Komiker verwundert mit den groß und ernst gewordenen Augen an, — und schwieg.

Bei dieser trostlosen Zerrissenheit meines Herzens blieb die stupende Kunst der berühmten Pariserin für mich eine halbe Wirkung, fast eine ferne, wirr umnebelte Sache. Manchmal rüttelte mich der süße Schmelz ihres Tones aber doch zum Schauen auf und dann konnte ich für eine Viertelstunde meiner selbst vergessen, um die Grazie ihrer Erscheinung und ihrer schlangenlinden Bewegungen zu bewundern, die elegante Rein-

heit und das Geschliffene ihres schauspielerischen Stils, ihren stürmenden Redestrom in der Tragödie, dieses unbeschreibliche Gezwitscher im Konversationsstück, diese plaudernde Poesie des in seiner Schlankheit zärtlich sprechenden Körpers, den Feuertraum dieser großen Augen, die eminente Technik und den blitzenden Farbenzauber ihrer geistreichen Einfälle, bei denen wirkliche Kunst und äußerliche Mache sich untrennbar miteinander verschmolzen.

Doch über allem, an was ich mich da erinnere, liegt es wie ein Schleier, unter dem mir das einzelne verschwimmt. Am deutlichsten blieb mir der schauspielerische Trick im Gedächtnis, mit dem der Pariser Star die Schlußszene eines schwachen Stückes, der „Sphinx“ von Oktave Feuillet, sensationell aufzuputzen verstand. Die Heldin vergiftet sich. Sie heißt „Blanche“ und ist in schwarzen Samt gekleidet, mit einer grauen Tüllfahne um die Schultern. Auf schwarzgedecktem Tische wird ihr elegant und stilvoll in Silber der letzte Tee serviert. Neben diesem schwarzen Tisch im Lehnstuhl ruhend, nimmt sie das Gift, will in Schönheit sterben, und windet, um den Krampf des Gesichtes zu verhüllen, den Schleier in dichter Fülle um den Kopf. Dabei erlischt ihre letzte Kraft, die beiden Arme sinken vom verschleierten Gesichte seitwärts auseinander, die eine Hand fällt mitten in das silberne Geschirr hinein, eine hohe Kanne wird umgestürzt, und über den schwarzen Tischteppich und über den schwarzen Schoß der Entseelten fährt rasch und kalt diese weiße Schlange der verschütteten Milch herunter. — Das mag, nur erzählt, ein bißchen komisch berühren. Doch wie dieses Bildliche auf der Bühne wirkte, das läßt sich nicht schildern. Man schauderte und glaubte dennoch etwas Schönes zu sehen. Und hatte die überzeugende Empfindung: „Das ist Tod!“

Eine große Künstlerin! Aber das Kleine, das ich da von ihr erzählte, ist vielleicht ein wesentliches Charakteristikum für die Art ihrer Kunst. Für eine Tasse Thee braucht man im wirklichen Leben ein winziges Kännchen Rahm — für diesen letzten Tee der Sarah Bernhardt als „Blanche“ war eine große Silberkanne mit drei Schoppen einer ganz besonders weißen Flüssigkeit unentbehrlich.

Neben der „Sphinx“ und der „Froufrou“, die sie selber war, gab sie in Wien noch die Kameliendame, die Adrienne Lecouvreur, die Doña Sol in Hernani und wollte — als Dolchstoß gegen das Burgtheater — auch die Phädra spielen, die eine der berühmtesten Rollen der Charlotte Wolter war.

Die Wiener ließen sich zuerst nur widerstrebend von den funkelnden Goldnetzen dieser Pariserin einfangen. Aber dann gab es im Ringtheater Beifallsstürme, wie man sie auch in dem begeisterungsfähigen Wien noch

nicht oft gehört hatte. Die Getreuesten der Wolter schäumten vor gerechtem Zorn über die „Undankbarkeit der Wiener". Und heißer mit jedem Tag entwickelte sich die von der ganzen Stadt geführte Debatte: wer von den beiden die größere wäre, diese Sarah oder „unsere Charlotte". Und die Wiener hatten recht, wenn sie sagten: bei der Bernhardt ist das Wirksamste ein Äußerliches, das Beste der Wolter ist innerliche Glut. Zu einem Entscheidungskampf auf den Brettern kam es nicht. Direktor Jauner hatte der berühmten Gastin das höchst Gefährliche dieses Unterfangens, in Wien als Phädra mit der Wolter zu konkurrieren, eindringlich und mit sorgenschwerem Herzen vorgestellt. Und so mußte der Darsteller einer kleinen Rolle — wenn ich nicht irre, hieß er Monsieur Gally — im Luftzug der Wiener Ringstraße heiser werden, um eine Absage der Phädra im Ringtheater zu ermöglichen. Sarah Bernhardt konnte sich ohne Verstimmung und Schatten der tobenden Beifallsstürme ihrer Abschiedsvorstellung erfreuen. Und als Charlotte Wolter noch während der gleichen Woche im Carltheater zu wohltätigem Zweck ihre berühmte Phädra spielte — der Meißel Viktor Tilgners hat sie in dieser Rolle verewigt — da gab es einen Heimatsjubel mit Lorbeermassen und Verzückungen, die allen Beifallsrausch, wie er im Ringtheater getobt hatte, zu einer bescheidenen Kleinigkeit machte. Ein Wolterschwärmer schüttete bei der denkwürdigen Vorstellung im Carltheater von der Galerie ein Tausend rosenfarbener Zettel mit einem begeisterten Sonett herunter, dessen Moral mir im Gedächtnis blieb: Wir wollen jener fremden Frau nicht Lob und Gunst beschneiden; die Kunst hat kein Vaterland; aber unser Vaterland hat seine Kunst, der wir froh und dankbar die Stirn mit dem verdienten Lorbeer umwinden.

Aller Lokalpatriotismus hat einen leisen Zug von unwillkürlicher Komik im Gesichte; aber er hat in diesem Gesicht auch schöne, ehrliche und treue Augen. Und stolz zu sein auf das beste ihrer heimatlichen Kunst — dazu hatten die Wiener damals Recht und Ursache. Auch ich, als Fremder in Wien, hätte die heilig erschütternde Phädra der Wolter nicht hingegeben für die Phädra der Sarah Bernhardt — die ich um der Heiserkeit des Monsieur Gally willen freilich nie gesehen habe. Aber auch an Gott muß man glauben, ohne daß man seine heiligen Werte durch Vergleich mit einem Konkurrenten höher schätzen lernt.

Aus den aufregungsvollen Tagen der Sarah Bernhardt im Ringtheater hab ich noch ein paar persönliche Erinnerungen zu registrieren.

Ignaz Brüll, bei dem man nach Art und Aussehen eher auf einen jovialen Universitätsprofessor als auf einen Musiker geraten hätte, wollte von mir, als ich noch in München saß, das Libretto für eine heitere Oper haben. Ich schlug ihm dann, als ich in Wien war, das Grimmsche Märchen vom

treuen Johannes vor, das ich mit ein paar eigenen Motiven durchwob. Der Vorschlag gefiel ihm; nur sollte das Buch, das ich mit dem Tod und der Leichenfeier des alten Königs einleiten wollte, einen anderen Anfang bekommen. Brüll sagte: „Ich kann doch nicht eine heitere Oper mit einem Trauermarsch beginnen.“

„Warum denn nicht? Ich meine, daß man gerade die Heiterkeit am wirksamsten aus einem Dunkel des Lebens herausschält.“

Wir zerzankten uns, und es wurde nichts aus der Sache. Aber ich hatte ihr eine wertvolle Bekanntschaft zu danken. Eines Nachmittags führte mich Brüll in ein Kaffeehaus auf dem Kohlmarkt. Wir fanden da zwischen ein paar Leuten, an die ich mich nicht mehr erinnere, einen untersetzten, breitschultrigen Mann mit einem rötlich bebarteten Haupte, halb Zeus und halb Wotan. Als ich ihm vorgestellt wurde, nickte er wie einer, der was ist und verlangen kann, daß man es weiß. Aber ich kannte ihn nicht. Und ein Freund von schweren Gesprächen schien er zu sein. Nach zwanzig Worten waren wir bei Spinoza und Kant. Was er sagte, hatte wuchtiges Fundament. Ein Gelehrter? Nein. Doch wohl ein Künstler! Es war etwas Freies, Festes und Herrschendes in seinem Blick. Ich riet auf einen Bildhauer, der berühmt sein mußte, ohne daß ich seinen Namen zu erraten vermochte. Als er ging, fragte ich Brüll: „Wer war das?“

„Johannes Brahms.“

Mir verschlug's den Atem. Und da hatte ich nun seit zwei Jahren sein radiertes Porträt, das ich mir aus einer Zeitschrift herausgeschnitten, in meiner Stube hängen. Die Bildnisse berühmter Menschen sind eine unzuverlässige Sache.

Vorwurfsvoll murrte ich: „Warum haben Sie mir denn das nicht gesagt?“

„Damit Sie nicht über Musik mit ihm sprechen.“

Und neben diese Geschichte meiner ersten Begegnung mit Brahms will ich gleich das Bild der letzten stellen. Das war viele Jahre später, bei Max Kalbek. Der gab ein Festmahl zu Ehren eines berühmten Quartetts. Und zwischen den gefeierten Geigern saßen Johann Strauß und Max Burckhard. Zu oberst an der Tafel Meister Brahms, mit abgezehrtem Körper, das Gesicht vergilbt von dieser unerbittlichen Krankheit. Ich unten am Tische neben dem Bratschisten des Quartetts. Der sprach zwei Stunden lang nur von seinem Instrument. Bei aller Verehrung und Höflichkeit machte mich das ein bißchen müde. Und als der schwarze Kaffee serviert wurde, rief plötzlich Johannes Brahms über die lange Tafel zu mir herunter: „Ganghofer!“ Und winkte. Ich

rannte zu ihm hinauf: „Meister?" Da nahm er mich bei der Hand und sagte: „Kommen Sie her da, Sie Armster! Setzen Sie sich zu mir! Ich seh doch, der da drunten bohrt Ihnen mit seiner Bratsche ein Loch in den geduldigen Bauch!"

In allen großen Menschen ist ein großes Mitleid.

Noch ein anderes Gesicht steigt herauf aus jener ersten Wiener Zeit. Trotz der guten Lehre, die mir Heinrich Laube erteilt hatte, mußte ich doch zu einem gehen, den ich verehrte: zu Julius von der Traun, dem Dichter des „Schelm von Bergen". Ich fand einen feinen, liebenswürdigen alten Herrn, der beinahe blind war. Aber das merkte ich erst, nachdem er schon eine Stunde freundlich mit mir geplaudert hatte. Und ich würde es überhaupt nicht gemerkt haben, wenn er nicht selber davon gesprochen hätte, mit der leisen Klage, daß ihm das Arbeiten schwer fiele.

„Ich sehe die Buchstaben nimmer, die ich schreibe."

„Haben Sie nie versucht, zu diktieren?"

Er schüttelte den Kopf. „Das geht nicht. Künstlerisches Schaffen ist immer so was Ähnliches wie Liebe und glückliche Ehe. Wenn Mann und Frau da zärtlich miteinander werden, wollen sie doch keinen haben, der ihnen zuguckt."

In meiner Erinnerung an diese Wiener Stunde bei dem halb erblindeten Reichsrat Schindler ist ein Duft nach alten, schönen Dingen.

Heiß zog es mich zu Ludwig Anzengruber. Aber ich predigte mir Geduld und sagte: „Studiere zuerst gut und tüchtig dein Stück ein, und dann geh zum Meister und bitte ihn, deine Lehrlingsarbeit anzusehen!"

Während des Gastspiels der Sarah Bernhardt machte ich mir nach den Abenden, die mein Herz marterten, noch saure Nächte. Wenn um zehn Uhr das Pariser Froufrou verraschelte, begannen die Dekorations- und Beleuchtungsproben zum Herrgottschnitzer, die manchmal bis zwei und drei Uhr morgens dauerten. Ich hatte mir's in den Kopf gesetzt, die Bühnenbilder natürlich bis aufs Tüpfelchen auszuarbeiten. Schließlich hätte ich zufrieden sein können. Aber ich war's noch immer nicht. Und auf den letzten Proben gab es allerlei Verdrießlichkeiten mit den Damen, die sich gegen meine Kostümvorschriften sträubten. Nur die kleine spröde Blonde verursachte mir keinen Ärger und zog sich gewissenhaft so an, wie ich es haben wollte. Die anderen, namentlich die vom Chor, wären gern in seidenen Röckelchen und Battistschürzen gekommen, in gestöckelten Schucherln mit durchbrochenen Strümpfen, in feinen Frisuren und mit den Simpelfransen, die damals in Mode waren. Aber da gab's keinen galanten Pardon. Und eine feste Hilfe hatte ich an

Franz Jauner, der immer das Rechte und Echte wollte. Aber weil ich auch auf der Generalprobe noch immer was zu bessern fand, verlor schließlich auch der willige Direktor die Geduld, und es gab einen fürchterlichen Skandal. Wir beide fuhren aufeinander los wie rabiate Wölfe. Ich sagte mir: „Jetzt kannst du abfahren von Wien, mit dem Wohlwollen deines Direktors hat's ein Ende!" Doch eine Viertelstunde später schlug er mich lachend auf die Schulter: „Sie, Ganghofer, passen S' auf, die Premier' macht sich! A Rauferei auf der Generalprob is allweil die sicherste Garantie für an Erfolg."

Ich atmete wieder auf. Und am Nachmittag, mit einer Logenkarte bewaffnet, ging ich zu Anzengruber. Er wohnte in der Wiedener-Vorstadt. Mit einem Gefühl der Ehrfurcht betrat ich das alte, ein bißchen dustere Haus. In der Küche fand ich eine Frau, welche wusch. Ich fragte, ob ich den Dichter sprechen könnte. Ja, und ich sollte nur geradeaus gehen, er wäre schon drin. Mir hämmerte das Herz bis in den Hals herauf, als ich nach schüchternem Klopfen die Tür öffnete. Scharfer Tabakgeruch quoll mir entgegen. Wie ein grauer Nebel war's vor meinen Augen. In meiner Erinnerung seh' ich ein Fenster und einen großen Raum. In der Mitte ein langer Tisch mit Büchern und Zeitschriften. Neben dem Fenster stand der Schreibtisch, von dem sich Anzengruber erhob, mit langer Pfeife. Der vorgestreckte Bart und die scharfe Hackennase hatten weiße Lichtlinien von der Fensterhelle. Der Dichter schien über die Störung, die ich brachte, sehr unwillig. Ich hatte eine Stunde getroffen, in der ich unbequem erschien.

Stammelnd brachte ich's heraus: ich wäre der und der, jetzt würde in Wien meine Erstlingsarbeit aufgeführt, und es wäre mir eine große Freude und Ehre, wenn Meister Anzengruber sich die Premiere meines Stückes im Ringtheater ansehen möchte.

„Na!" Anzengruber schüttelte den Kopf, daß sich die Welle seines Bartes bewegte. „Wann i a Stuck sehgn will, schreib i mer selber ans."

Ich drehte mich erschrocken auf dem Stiefelhacken um. Wie ich auf die Straße hinunterkam, das weiß ich nimmer. Und drunten rannte ich ins Blinde hinein. Diese Abfuhr tat mir so grausam weh, daß ich hätte heulen mögen. Es dauerte lang, bis ich ein bißchen ruhiger wurde. Dann sagte ich mir: „Du weißt doch, wer er ist! Vielleicht hat ihm dein ungerufener Besuch eine wertvolle Stunde kaput gemacht, vielleicht hast du ihm einen kostbaren Gedanken in Fetzen gerissen." Ich dachte an die unverblümte Weisheit Heinrich Laubes. Und für die Folge hab ich mir's abgewöhnt, berühmte Leute zu besuchen, weil ihre Bekanntschaft *mir* von Wert erschien. Solche Einseitigkeit der

Auffassung ist kein zureichender Grund für Belästigungen beschäftigter Menschen.

Die Freude an meiner Premiere im Ringtheater war mir versalzen. Ohne sonderliche Erwartung ging ich ins Theater. Erst der glückliche Verlauf des Abends machte mich wieder froh.

Die Hauptrollen wurden von Jauner, von Elise Bach, von der schönen Zampa, von Albert, Lindau und Dreher gespielt. Die Aufführung in ihrem schauspielerischen Teil war gut und wirksam ausgeschliffen, ohne die heimatliche Echtheit der Münchener ganz zu erreichen. Doch ein Musterhaftes war alles übrige: Bühnenbild und Licht und Farbe. Solch ein Vollendetes ist dem „Herrgottschnitzer" niemals wieder auferstanden. So oft sich der Vorhang hob, setzte der Beifall ein, der dem natürlich wirkenden Bilde der Szene galt. Und als ich mich nach den Aktschlüssen immer wieder und wieder bedanken mußte, sah ich hinter den Kulissen in zwei lieben, blauen Augen, die mich bisher sehr mißtrauisch betrachtet hatten, die Freude über den Erfolg meiner Arbeit glänzen. Das wog mir als der beste Gewinn dieses Abends.

„Mein Glück wird werden! Und jetzt hab ich mich festgesetzt in Wien!" Mit diesem erquickenden Gedanken schloß ich nach vergnügter Nacht die Augen. Aber am Morgen! Als ich aufwachte! Und meine Neugier auf das Wohlwollen der Kritik nicht überwinden konnte! Da hätte ich am liebsten die Augäpfel nach innen gedreht.

Freilich, die Gestrengen maßen das kleine Haus des Herrgottschnitzers am Kirchturm der Kreuzelschreiber! Und machten aus dem Namen Anzengruber eine schwere stählerne Keule, mit der sie mich totschlugen — nicht ganz, aber doch ein bißchen. Ich habe fest Atem ziehen müssen, um wieder leiblich Luft für ein weiteres Leben zu kriegen. Und dabei half mir einer, von dem ich's am letzten erwartet hätte.

Im Theater war's nicht gemütlich. Der Herrgottschnitzer fand wohl reichlichen Applaus, aber nicht den riesigen Kassenerfolg, den Jauner erwartet haben mochte. Und die Schauspieler, die mir den Verdruß nachtrugen, den es auf den Proben abgesetzt hatte, waren nicht frei von Schadenfreude darüber, daß von der Kritik mein poetisches Haar so schmerzlich gegen den Strich gebürstet wurde. Nur die zierliche Blonde, als sie mich eines Abends während der Vorstellung hinter den Kulissen in melancholischer Stimmung fand, sagte zu mir: „Das Stück ist gute und gesunde Arbeit. Ob es in Wien ‚was macht' oder nicht, das kann Ihnen doch ganz gleichgültig sein. Nicht?"

Ich hörte diese Worte nicht so, wie ich sie hätte hören müssen. Ich fühlte: das ist Mitleid. Und darum sagte ich wütend: „Bei Ihnen hat's noch weit bis zur Liebe!"

Sie machte wieder die großen Augen und schwieg.

Immer quälender war die Frage in mir: „Wie wecke ich dieses umschmiedete Herz?" Seinen Wert begann ich zu erkennen, als ich Kathinka außerhalb des Theaters, in ihrer Familie sah. Sie hatte Vater und Mutter schon verloren, denen sie Zärtlichkeit und Liebe über den Tod hinaus bewahrte. Bei ihrem Bruder lebend, war sie neben einer von Schwierigkeiten durchkräuselten Ehe die treue und hilfreiche Freundin ihrer Schwägerin, der Abgott ihrer kleinen Nichten und Neffen. Mit einer hübschen Sopranstimme begabt, wollte sie Sängerin werden. Eine ungeschickte Schule übermüdete das junge, zarte Stimmchen, das nun ein Jahr der Ruhe nötig hatte. Um nicht müßig zu bleiben, war Kathinka für kleine Sprechrollen ans Ringtheater gegangen. Der schauspielerische Beruf färbte nicht ab auf ihr Wesen. Alles Komödiantenhafte war ihr fremd, alles Trübe des Theaters ging an ihrer reinen und festen Art vorüber, ohne sie zu berühren. Nie hörte man von ihr ein übles Wort über andere; und wer von ihr sprach, mußte nur Gutes zu sagen und bekam in der Stimme immer gleich einen herzlichen Ton. Für alles, was Arbeit und Aufgabe eines Mädchens hieß, hatte sie eine angeborene Geschicklichkeit, verstand alles, ohne daß sie es erst lange lernen mußte. Was sie an Arbeit begann, kam ihr als ein tadellos Vollendetes aus den kleinen, fleißigen Händen. Sparsam, dazu gesegnet mit Geschmack, verstand sie sich aus bescheidenen Mitteln entzückend zu kleiden. Ihre Erscheinung fiel immer auf, ohne daß an ihr ein Zug von Eitelkeit war. In allem, was sie tat, und in jedem ihrer Worte war Takt und Wohlwollen. Für künstlerische Dinge hatte sie ein Urteil von überraschender Sicherheit; äußerliche Flunkereien bestachen sie nicht, immer sah sie den Kern. Gerades Denken und spielender Humor, verläßlicher Ernst und erquickende Heiterkeit mischten sich zu gleichen Werten in ihrer frohen, doch immer prüfenden Natur. Ein frisches, redliches, gesundes und unkompliziertes Menschenkind! Eine Wienerin besten Schlages! Und dazu noch für die Augen ein allerliebstes Kerlchen, mit dem fein geschnittenen Gesichtl in verblüffender Ähnlichkeit an eine berühmte schöne Frau erinnernd. Ich habe in jenen kämpfenden Sehnsuchtstagen ein Jugendbildnis der Geistinger, das ich in der Auslage einer Kunsthandlung sah, für ein Bild des Mädchens gekauft, das ich liebte — mit einer Art von Liebe liebte, die mir trotz einiger Erfahrung auf diesem Gebiete etwas völlig Neues war. Immer saß in mir dieses Gefühl der Sicherheit: „Wenn du die bekommst, dann bist du geborgen fürs Leben!"

Aber die Theaterluft, in der bei Geklatsch und Geraune, bei Geflüster und Getuschel hinter allen Kulissen, das Mißtrauen und die Verstimmung gedeiht, war den Wegen meiner Sehnsucht nicht günstig. Statt uns zu

finden, rückten wir beide mit jedem Abend immer weiter auseinander. Und brachte ein wohlwollender Augenblick ein gutes, hilfreiches Wort, dann blies die nächste Minute wieder erkältend und gefährlich drüber hin.

Neben den typischen Bildern in den Herzenskämpfen dieser Wochen gab es auch ein paar wunderliche Episoden.

Abend für Abend wurde dem Fräulein Kathinka anonym ein mächtiges, kostbares Rosenbukett in die Garderobe geschickt. Man begann im Theater davon zu reden. Mir war unbehaglich zumute. Aber ich schwieg. Daß sie manchem gefiel und keinem gefallen wollte, das wußte ich. Und eines Abends trat sie auf mich zu. „Herr Doktor? Sind die Rosen, die ich immer bekomme, von Ihnen?"

„Nein! Ich gebe Ihnen gern mein Leben. Aber Rosensträuße wie Wagenräder schenke ich nicht."

„So? Aber ich habe in der Blumenhandlung fragen lassen. Und dort sagte man: der Besteller dieser Blumen wäre der Doktor Ludwig Ganghofer."

„Das versteh' ich nicht. Ich kann Ihnen nur sagen, daß man in der Blumenhandlung gelogen hat. Warum? Das ist mir dunkel."

Später hat sich das Mysterium aufgeklärt. Ein Schwärmer, der eine Gefahr in mir sah und mich verdrängen wollte, schickte diese Rosen und nannte im Blumengeschäft meinen Namen. Und kalkulierte: ich könnte, durch die Gelegenheit verführt, so tun, als wären die Rosen von mir. Und dann wollte er mit dem großen Coup meiner Blamage kommen. Hirnrissig! Was doch in verliebten Köpfen für sonderbare Blasen wachsen! Aber ich darf meinem Konkurrenten keinen Vorwurf machen. Denn solch einen hirnverdrehten Einfall, der nicht klüger, aber noch viel gefährlicher war, hatte ich selber!

Ich begleitete mein blondes Bild ohne Gnade eines Vormittages vom Theaterbureau nach Hause. Dabei kam die Ungeduld meiner Sehnsucht zu einer Krise. Mitten in der Sonne der von tausend Menschen belebten Ringstraße blieb ich stehen. „Sie! Fräulein Kathinka! Daß ich Sie gern habe, das wissen Sie. Aber ich will jetzt endlich auch einmal was wissen. Ein Wort ist nicht notwendig. Ein Kuß genügt. Den will ich haben. Ich weiß, daß Sie nur den Mann küssen, dem Sie von Herzen gut sind. Bekomm' ich den Kuß?"

Heiß brennend flog es ihr über das verblüffte Gesichtl. Dann lachte sie. „Herr Doktor? Haben Sie einen Schwips?"

„Vielleicht, ja! Trunkenheit kommt nicht nur vom Wein. Ich glaub' auch, daß Sie mir gut sind. Und wenn Sie mir jetzt nicht ehrlich versprechen, daß ich meinen Kuß daheim bekomme, dann nehm' ich Sie

hier auf der Ringstraße beim Schopf und küsse Sie vor allen Leuten so fürchterlich ab, daß Sie um Hilfe schreien."

Sie bekam wieder die großen Augen. Dann sagte sie ruhig: „Ihnen trau' ich das wirklich zu . . . daß Sie so was fertigbringen."

„Ich schwöre! Also? Bekomm' ich meinen Kuß? Daheim?"

„In Gottesnamen! Ja."

Auf dem ganzen Wege sprachen wir kein weiteres Wort mehr. Ich freute mich im stillen. Aber mein liebes Mädel schien, je näher wir dem Haus in der Nibelungenstraße kamen, immer beklommener zu atmen. Daheim aber fand sie rasch ihre sichere Haltung wieder. Und sagte ernst: „Um Ihnen eine Torheit zu ersparen, hab' ich Ja gesagt. Dieses Ja muß ich halten." Sie bot mir den Mund. Mein Vergnügen hatte die Würze eines Witzes — es war sehr kurz. Dann ein schneidiges Stimmchen: „Adieu, Herr Doktor! Vor einem Spaziergang über die Ringstraße in Ihrer Begleitung werde ich mich für die Zukunft hüten." Und weg war sie.

Mir wurde schwül, aus doppelter Ursache: aus gemehrter Sehnsucht und aus dunkler Angst. Und wirklich — während der nächsten Tage schien es, als wäre alles zu Ende und als stünde jetzt zwischen uns beiden eine Mauer, die nicht mehr niederzureißen war. Ich geriet in eine schwarze Verzweiflungsstimmung und machte allerlei Dummheiten, die meine hoffnungslose Situation noch verschlimmerten.

Mit der Pein meines Herzens mischte sich noch die Qual meiner Arbeit. Ich wollte und mußte was Neues beginnen. Aber jedem Einfall mißtraute ich; und was ich am einen Tage niederschrieb, wanderte am nächsten wieder in den Papierkorb. Die Schläge der stählernen Keule, die ich schmerzlich empfunden hatte, führten zu einer lähmenden Nachwirkung. Und schließlich dachte ich selber: „Aus! Vorhang! Du wirst nichts! Du kannst nichts! In dir ist nichts!"

Ratlos verlungerte ich die Tage und verbummelte die Nächte. Im Theater hatte ich nichts zu tun. Der „Herrgottschnitzer" wollte einschlafen, und neben einem Bürgerschen Stück, das auch durch die Kunst Friedrich Mitterwurzers nicht über Wasser gehalten wurde, begann man „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach zu studieren. Bei Jauner wechselten die Entschlüsse flink; ging es nicht so, so ging es anders; war mit Volksstück und Schauspiel nicht viel zu machen, so mußte die Oper helfen. Und ich selber bekam den Eindruck: jetzt hat er einen Treffer. Bei einer Probe, die ich hörte, schmeichelte sich mir dieser bezwingende Klang in Blut und Sinne. Das wird für das Ringtheater ein großer Erfolg! Dann dominiert die Musik. Und alles andere ist abgetan. Auch ich.

Dieses beklemmende Zukunftsbild stand mir vor Augen, wenn ich am Schreibtisch saß und das weiße Papier anguckte.

Eines Vormittages warf ich die Feder fort, die mir in der Hand trocken geworden war, und rannte davon. Ich kam durch die Herrengasse und schusselte verloren so vor mich hin. Plötzlich hielt mich etwas Hartes am Arme fest: die Zwinge eines derben Hakenstockes. Ich sah mich um. Ludwig Anzengruber stand vor mir und sagte: „Sö san doch der? Ja? Der bei mir gwesen is?" Mit einem herzlichen Worte machte er in mir alle Bitterkeit verschwinden, die von jenem übel geratenen Besuche zurückgeblieben war. Und dann sagte er: „Weil ma gar so mit mir auf Eahna rumdroschen hat, hab ich mir doch Ihr Stuck anschauen müssen. Alles hat mir net gfallen. Aber es san doch Sacherln drin, dö packen und was versprechen. 's Beste dran is der vierte Akt und dö Figur von dem Alten da! Respekt!"

Er ging mit mir bis zum Schottentor, sprach immerzu über den Herrgottschnitzer und nahm jedes Detail der Arbeit unter scharfe Gläser. Für das kostbare Geschenk dieser zehn Minuten muß ich dem Unsterblichen dankbar sein. Denn als ich mit siedendem Köpfl heimkam in meine Bude auf dem Heumarkt, da hatte ich wieder Mut und konnte arbeiten. Bis spät in die Nacht hinein saß ich am Schreibtisch. Und im Bett, bei der flackernden Kerze, las ich nochmal die Kritiken über den Herrgottschnitzer. Und da wirkten sie auf mich wie eine gerechte, vorwärtsschiebende Sache. Zwischen dem Bumm der stählernen Keule klangen doch auch gute, wohlwollende Worte. Einer nannte mich den „Defregger der Bühne". Ein anderer sagte: Bühnenbilder von solcher Naturtreue hätte man in Wien noch nie gesehen. — Dieses Freundliche hatte ich früher, unter dem ersten Gebrumm meines geklopften Haardaches, völlig überhört. — Und daß es viele Menschen allen Dingen des Lebens gegenüber so machen, nur das Schmerzende fühlen und verfluchen, ohne das tröstende und herzliche Lächeln des Lebens zu gewahren — ich glaube, das ist die Ursache aller pessimistischen Weltauffassung. Pessimismus ist immer der Ausfluß eines Übermaßes subjektiver Wehleidigkeit, eines Übermaßes ungerechtfertigter Lebensansprüche und persönlicher Eitelkeiten. Der Pessimist sieht immer nur Beweiskraft im eigenen Jammerschrei; den Jauchzer eines anderen, der glücklich ist, hält er für eine Sache, die nicht zählt. Das ist eine Art von Gerechtigkeit, bei der man das wahre Gesicht des Lebens nicht entschleiert.

Am folgenden Morgen war mir zu Mut wie einem neugedrechselten Menschen mit dauerhaften Scharnieren im Gliederbau. Ich schloß mich eine Woche lang so fest in meine neue Arbeit ein, daß alles andere

für mich versank. Sogar das peinigende Gekribbel meines Herzens wurde still und stumm. War dieses Dürstende völlig in mir erloschen? Es schien so.

Und was im Ringtheater geschah, wurde mir ein Fremdes und Gleichgültiges, soweit es mich selbst betraf. Der große Erfolg, den „Hoffmanns Erzählungen" am Abend des 7. Dezembers im Ringtheater fanden — ein klingender Erfolg, der nun alles beiseite schob, was Volksstück hieß — machte mir keine Sorge. Ich dachte: „Hier bist du erledigt, aber irgendwo kommst du schon wieder in die Höhe." Und um Franz Jauners willen, der im Ringtheater nun endlich festen und sicheren Boden gefunden hatte, freute ich mich dieses Erfolges, der eine Jubiläumszahl von ausverkauften Häusern in verläßliche Aussicht stellte.

Am Vormittage des 8. Dezembers, der ein Feiertag war, begegnete ich auf der Ringstraße der Kathinka und ihrer Schwägerin. Wir plauderten. Doch eine Mauer war da! In mir eine wunderliche Verlegenheit. Ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte. Wir sprachen vom Erfolg im Ringtheater. Kathinka war am Abend der Premiere daheimgeblieben, weil ihre zwei kleinen Neffen Halsentzündung hatten — wurde bei ihr zu Hause jemand krank, dann war sie die Pflegeschwester und das Sorgenmutterl. Aber jetzt ging es den beiden Jungen schon besser. Und da wollte sie am Abend, an diesem 8. Dezember, in die Theaterloge kommen, um die zweite Aufführung von „Hoffmanns Erzählungen" zu sehen.

Ich sagte: „Da komm ich auch. Natürlich!"

Doch auf dem Heimweg schüttelte ich den Kopf. „Nein! Du gehst nicht hin! Du bleibst daheim bei deiner Arbeit."

Das alles war doch jetzt ein Aussichtsloses geworden! Was man ‚materielle Existenz' zu nennen pflegt, das begann für mich dem Minuszeichen wieder entgegenzurutschen. Das oberbayerische Volksstück im Ringtheater? Und Franz Jauner? Für den bin ich seit gestern was Überflüssiges geworden! Der wird doch morgen oder übermorgen meinen Vertrag kündigen! Dann kann ich wandern. Wohin? Halt wieder heim nach München!

Nach der Mahlzeit spielte ich mit Alexander und Dreher in unserem Kaffeehäusl die gewohnte Billardpartie mit Kegeln. Ich spielte schlecht und verlor so abscheulich, daß ich schließlich den Stecken fortwarf und heimrannte, um zu arbeiten.

Für zwei Stunden, bei der Arbeit und in meinen Zigarettendampf eingewickelt, vergaß ich wieder alles. Doch gegen sechs Uhr begann in mir eine wunderliche, beklemmende Unruhe zu wühlen. Es zog mich

wie mit hundert Stricken zum Ringtheater, zu der im dritten Rang gelegenen Theaterloge. Doch immer wieder kam die vernünftige Überlegung obenauf. „Nein! Du bleibst bei der Arbeit daheim!" Ich beschwor es vor mir selbst mit einem heiligen Eid.

Als es halb Sieben geschlagen hatte, saß ich noch immer am Schreibtisch. Doch plötzlich — Eidschwur hin oder her! — mußte ich die Feder fortwerfen. Und mußte meinen Hut und Überrock packen — zwei Dinge, die ich zehn Minuten später nicht mehr besaß — und die ich auch im Leben nie wieder gesehen habe.

Zog ich den Überrock gar nicht an? Behielt ich ihn bei diesem hirnwirbligen Gerenne über dem Arm? Ich weiß es nicht. Der Abend war nicht kalt, nur ein bißchen neblig. Und verrückt, wie einer, der das Glück seines Lebens zu versäumen fürchtet, rannte ich durch die lange Herrengasse hinunter.

Atemlos komme ich zum Schottentor, zur Ringstraße. Vor dem Portal des Theaters brennen im trüben Abend die zwei Bogenlampen wie große Sonnen. Plötzlich erlöschen sie. Und hoch in den dunklen Lüften zuckt es wie ein roter Schein, wie ein mattes Wetterleuchten. Ich bleibe stehen und gucke nach aufwärts. Und da öffnet sich das steile Dach des Theaters wie eine schwarze Riesenmuschel. Und eine gelbe, rauchlose Flamme fährt baumhoch gegen den finsteren Himmel.

„Jesus!" Für eine Sekunde ist alles lahm und tot in mir. Dann der schreiende Gedanke: „Mein Mädel in der Theaterloge! Im dritten Stock! Auf Armslänge beim Vorhang!"

Ich weiß noch, daß ich schrie wie ein Tier. Und dann sprang ich, im Irrsinn meines Entsetzens, gegen das Theater hin — und schleuderte von mir, was mich beim Rennen hinderte — Hut und Überrock.

(Schluß folgt.)

Hugo von Hofmannsthal: Über die Pantomime.

Die Schrift des Lukian, welche den gleichen Gegenstand behandelt, wird man nicht ohne Nutzen und Vergnügen durchlesen.

Ihr Titel περί ὀρχήσεως durfte dem Sinne nach in den oben stehenden Worten übertragen werden. Ebensowohl hätte die Überschrift lauten mögen: „Über den Tanz". Es ist vom darstellenden Tanz zumeist die Rede; doch kann niemand auch den primitivsten Formen des Tanzes ein darstellendes pantomimisches Element absprechen. Wie wäre das Pantomimische andererseits denkbar, ohne daß es durch und durch vom Rhythmischen, rein Tanz-

mäßigen durchsetzt wäre? Fällt dieses weg, so befinden wir uns in einem Schauspiel, dessen Darsteller sich absurderweise ihrer Hände bedienen, anstatt ihrer Zunge; also in einer mit Willkür unvernünftigen Welt, darin zu verharren beklemmend wirkt.

Dagegen in eine Haltung, eine Gebärde, eine rhythmische Wiederholung von Bewegungen einen Gemütszustand zusammenfassen, darin ein Verhältnis zu umgebenden Personen, zu unsichtbaren Mächten, gedrängter und bedeutender als die Sprache es vermöchte, auszusprechen, etwas an den Tag zu geben was zu groß, zu allgemein, zu nahe ist, um in Worte gefaßt zu werden: diese Ausdrucksform ist einfachen heroischen Zeiten, ja besonders urweltlichen Zuständen geläufig, und wiederum aus unserer bis zur Verworrenheit vielfältigen, übergreifenden Gegenwart hebt sich, wie alles Menschliche beharrender Art ist, das gleiche unzerstörbare Bedürfnis hervor; welches zu stillen, da der Lebensboden ungünstig ist, die Kunst eine ihrer uralten Formen zu einer neuen Belebung uns darbietet.

„Die frommen Inder", sagt Lukian, „begnügen sich nicht, die aufgehende Sonne nach Art der Griechen durch den Kuß der eigenen Hand zu verehren; nach Osten gewandt, grüßen sie schweigend den Gott durch eine Folge bewegter Gebärden, womit dessen eigener Tageslauf über das Gewölbe des Himmels darzustellen gemeint ist; und durch diesen pantomimischen Ersatz für unsere Gebete, Opfer und Chorlieder versichern sie sich seiner Gunst bei Anfang und Ende seines täglichen Kreislaufes. Weiter gehen noch die Äthiopier und tanzen auch während der Schlacht. Der Pfeil, den ein Äthiopier aus der Federkrone seines Hauptes zieht, die ihm statt des Köchers dient, wird nicht von der Senne fliegen, ohne daß rhythmische Bewegungen, worin sich das Gefühl der eigenen Kraft mit der dem Feinde zugedachten Todesdrohung verbindet, sich zwischen die einzelnen kriegerischen Handgriffe einschieben."

Auf Zeremonie läuft alles hinaus, in ihr stillt sich ein tiefstes Bedürfnis, urtümlich, religiöser Sphäre. Hier ist nichts von leer, mit welchem Beiwort die im Schwang gehende Tagessprache gerne das Wort Zeremonie zu behängen pflegt. Es sind wie bei jenen Sonnenanbetern, bei jenen Kriegern die erfülltesten Momente des Daseins, ehrfürchtige Hingenommenheit oder die Ekstase des Kampfes, in welchen aus innerer Überfülle sich ein gehaltenes zeremoniöses Gebaren entbindet. Zur Zeremonie kann die einfachste Handlung erhoben werden: das Schütteln von Speer und Schild, ebenso wie das Darreichen einer Trinkschale, und welche wäre so einfach, daß sie nicht in gereinigtem Sinne als erhaben erscheinen könnte? So haben wir Ruth St. Denis hervortreten sehen und im Gewand eines im Tempel dienenden Mädchens, die Schale mit dem reinen Feuer in Händen, in einer langen

Folge der einfachsten Gebärden, mit Schreiten und Neigen, Entzünden und Weihen eine unendliche, wahrhaft geistige Schönheit entfalten.

So ist der große Tänzer Nijinsky, und vermag in der Gebärde eines, der mit hohler Hand am Quell sich Wasser schöpft, alle Reinheit und Erhabenheit der unverderbten menschlichen Natur zu offenbaren. So waren die Zeremonien der Sada Yakko, eingeschoben zwischen den Dialogen einer uns fremden Sprache, in langwierigen Dramen, deren Handlung uns unverständlich war, — und haben wir nicht gleichfalls von der großen europäischen Schauspielerin dergleichen Momente erlebt, in denen sie aus der Nüchternheit der Vorgänge einer „Cameliendame" gleichsam auf eine ganz andere, die eigentliche Bühne trat und in Augenblicke eines wahrhaft tragischen Tanzes, der Gehalt nicht mehr des abgespielten Theaterstückes, sondern menschlich ewiger Situation sich für uns zusammendrängte?

Die Erfindung, durch welche allenfalls der Theaterdichter solchen Offenbarungen einer hohen seelisch-sinnlichen Begabung zu Hilfe kommen kann, indem er sich ihr in auserwählten Fällen mit Freude unterordnet, bewegt sich auf einer anderen Ebene als das Drama. Es sind wohl Schauspiele, was hier zu geben versucht wird, aber keine Dramen. Der Aufbau bleibt schematisch, den Figuren muß das Individuelle mangeln, welches nicht anders als durch die Sprache zu geben ist. Ein geistiger, bedeutender, ja unendlicher Inhalt wird aber nur scheinbar fehlen. Denn die Kunst wie die Natur ist in ihrem Bereich unerschöpflich an Auskunftsmitteln, jedem ihrer Geschöpfe einen unendlichen Lebensreichtum zu sichern und unbedingt ist ihr Vermögen, alles schließlich wieder ins Gleichgewicht zu setzen. Ist die Erfindung der Situation nur derart, daß sie den Tänzer schnell in sein eigentliches Element hinüberführen, so steht auch hier wie nur je im Wortgedicht ein Unendliches vor uns. Kein Neigen des Hauptes, kein Heben des Fußes, kein Beugen des Armes gleicht dem andern: hier ist Kunst, und wie Natur ist sie „nach unendlichen Arten unendlich". Eine reine Gebärde ist wie ein reiner Gedanke, von dem auch das augenblickliche Geistreiche, das begrenzte Individuelle, das fratzenhaft Charakteristische abgestreift ist. In reinen Gedanken tritt die Persönlichkeit vermöge ihrer Hoheit und Kraft hervor, nicht eben allen sogleich faßlich. So tritt in reinen Gebärden die wahre Persönlichkeit ans Licht und über die Maßen reichlich wird der scheinbare Verzicht auf Individualität aufgewogen. Wir sehen einen menschlichen Leib, der sich in rhythmischem Fluß bewegt, nach unendlichen Modifikationen, die in vorgezeichneten Bahnen ein innerer Genius leitet. Es ist ein Mensch wie wir, der sich vor uns bewegt, aber freier, reiner als wir jemals uns bewegen und dennoch spricht die Reinheit und Freiheit seiner Gebärden das Gleiche aus, das wir aussprechen wollen, wenn wir

gehemmt und zuckend uns innerer Fülle entladen. Ist es aber nur Freiheit des Körpers, was uns hier beglückt? Enthüllt sich nicht hier die Seele in besonderer Weise? Entlädt sie sich nicht hier wie in den Tönen, aber noch unmittelbarer, noch zusammengefaßter?

Worte rufen eine schärfere Sympathie auf, aber sie ist gleichsam übertragen, vergeistigt, verallgemeinert; Musik eine heftigere, aber sie ist dumpf, sehnsüchtig ausschweifend; die von der Gebärde aufgerufene ist klar, zusammenfassend, gegenwärtig, beglückend. Die Sprache der Worte ist scheinbar individuell, in Wahrheit generisch, die des Körpers scheinbar allgemein, in Wahrheit höchst persönlich. Auch redet in Wahrheit nicht der Körper zum Körper, sondern das menschliche Ganze zum Ganzen.

„Das ist wahr", heißt es beim Lukian, „der Pantomime muß gewappnet sein von Kopf zu Fuß. Sein Werk muß in Harmonie ausgesonnen sein, vollkommen im Gleichgewicht und in den Verhältnissen; eins in sich selber, jedem Gegner gewachsen. Da dürfen keine Flecken daran sein; da muß alles vom Besten sein; ein schöner Einfall, ein tiefer Kunstverstand, vor allem wahre Menschlichkeit. Wenn jeder Einzelne von den Zusehern eins wird mit dem was sich auf der Szene bewegt, wenn jeder Einzelne in den Tänzen gleichsam wie in einem Spiegel das Bild seiner wahrsten Regungen erkennt, dann — aber nicht früher als dann — ist der Erfolg errungen. Solch ein stummes Schauspiel ist aber auch nicht weniger als eine Erfüllung jenes delphischen Gebotes: ‚Erkenne dich selbst!' und die aus dem Theater nach Hause gehen, haben etwas erlebt, das des Erlebens wert war."

Regensburg.

Von Karl Theodor Heigel.

„Regensburg liegt gar schön", schrieb Goethe am 4. September 1786 im Gasthof zum Goldenen Kreuz zu Regensburg in sein Tagebuch. „Die Gegend mußte eine Stadt herlocken!"

Im Ausland wird darüber gelächelt, daß wir Deutsche zu Beleg und Bekräftigung unserer Urteile so überaus häufig Aussprüche Goethes anwenden, doch darf ich zur Rechtfertigung meines Zitats wohl die Frage aufwerfen: Könnten der Reiz und die Bedeutung der Donaustadt treffender in einen Satz zusammengefaßt werden?

Auch Michelet war bei einem Besuche der Stadt im Jahre 1842 von ihrer Lage entzückt: „Ein weiter, edler, heroischer Ausblick, man möchte sagen, eine keusche Landschaft"! —

Der Gesamteindruck des Nürnberger Stadtbildes ist stärker, denn Regensburg hat nicht einen dominierenden Punkt, wie die hochragende Zollernburg, doch bieten dafür Ersatz der mächtige Strom, die einen herrlichen Überblick über die Stadt gewährenden, grünen Höhen, in mäßiger Ferne die schimmernde Walhalla, im Hintergrunde die dämmernden Berge des Bayerwaldes. „Die Gegend mußte eine Stadt herlocken!"

Und schon an der Schwelle stoßen wir auf ein ehrwürdiges Denkmal der Hohenstaufenzeit, die von Herzog Heinrich dem Stolzen erbaute steinerne Brücke, die, im Mittelalter als Weltwunder angestaunt, seit acht Jahrhunderten den ungestümen Angriffen von Hochwasser und Eisgang siegreich widerstand, aber leider der Rücksichtslosigkeit des modernen Verkehrs bald zum Opfer fallen wird.

Auf andern Gebieten machen sich die Anforderungen der neuen Zeit weniger stürmisch geltend. Hart am Strom steht ein Häuschen, das sich einer gewissen Berühmtheit erfreut und vielen Gästen als Ziel dient, die Wurstküche. Lassen wir sie lieber unbesucht, da Patina auf Wirtstischen und Eßbestecken nicht von jedermann geschätzt wird; treten wir lieber durchs Tor des reizvollen Brückenturmes ins Innere der Stadt.

Nicht ein einheitliches, geschlossenes Bild bietet sich unsren Blicken, nicht eine Architektur wie aus einem Guß, wie in Rothenburg oder Nürnberg. Vergangene Zeit mischt sich mit Gegenwart, doch überwiegen die älteren Teile, so daß auch noch heute die Züge der mittelalterlichen Großstadt erkennbar sind, und zwar einer Großstadt der ältesten Periode. Wenn Nürnbergs Architektur die anmutigen Renaissanceformen der Dürerperiode, die augsburgische das Gepräge der heiteren Spätrenaissance aufzuweisen haben, ist in Regensburg die schlichte Kunstrichtung der Vorgotik und der Frühgotik am ausgiebigsten vertreten. Über alle Stadtteile sind Überreste der ältesten deutschen Kultur zerstreut. Man erschrickt förmlich, wenn man plötzlich in eine verträumte Straße einbiegt, die noch ganz den Charakter des tiefsten Mittelalters an sich trägt. Da stößt man nicht bloß auf Kirchen und Klöster von einfacher Großheit, sondern auch auf originelle Profanbauten von ehrwürdigem Alter. Keine andere deutsche Stadt hat noch so viele trotzige Wehrtürme aufzuweisen, viereckige, romanisch-gotische Türme, die dem Stadtbild eine ganz eigenartige, malerische Kontur geben. Die Straßen sind vorwiegend eng, krumm, geheimnisvoll sich kreuzend, die Plätze unregelmäßig und winkelig. Ein Franzose wollte im Jahre 1870 die Beobachtung gemacht haben, daß die regelmäßig gebauten Städte in Frankreich sich von drei Ulanen einnehmen ließen, während die alten und winkeligen zur Selbstverteidigung bereit waren. Wenn wir den Schluß gelten lassen würden, dürfte sich von den wackeren Regensburgern gegebenen Falles eine heldenhafte Abwehr erwarten lassen.

Welch ein Reichtum an stimmungsvollen, malerischen Wirkungen ist über diese Plätze und Plätzchen, Straßen und Gäßchen ausgebreitet! Nicht selten haben auch ärmliche Häuser in versteckten Winkeln irgend welchen künstlerischen Zierat aufzuweisen, ein rätselhaftes Steinrelief oder ein halberloschenes Fresko oder ein romanisches Säulchen oder ein hübsches Gitter oder einen fein ziselierten Türklopfer. Das Regensburger Gemeinwesen erwuchs ja erst im Laufe der Jahrhunderte zu einem größeren Ganzen mit zunehmendem Reichtum; hauptsächlich aus diesem Grunde bieten die einzelnen Stadtteile so viel Wechselvolles, Sprunghaftes, Überraschendes, aber immer von echt deutscher Art und malerischer Schönheit. Freilich mag sich der Freund altertümlichen Reizes beeilen, die Donaustadt zu besuchen. Leider waltet nicht in allen Kreisen jene Pietät, die zum Beispiel dem Städtchen Rothenburg den Zauber seiner Eigenart gerettet hat. Noch vor kurzem wurden an einem der schönsten Wehrtürme die oberen Stockwerke abgetragen, die unteren Teile mit Türen und Fenstern versehen und für ein — Warenhaus eingerichtet.

Auch die Namen der Straßen und Plätze erinnern den Gast, daß er auf geschichtlichem, auf uralt deutschem Boden sich befindet. In manchen Fällen können wir nur vom Sprachforscher die richtige Deutung erfahren. Der Name „Römling" hat mit den Römern nichts zu tun, sondern ist aus „Riemling"-Giebelhaus, Bergfried, hervorgegangen. Der Hunnenplatz hieß ursprünglich Hennenplätzl. Die Prebrunnstraße ist die Straße am hellen, glänzenden Wasser, der Wiedfang der Witfend, Holzlagerplatz (Schwäbl), und so weiter. Auch an launigen Haus- und Straßenbezeichnungen fehlt es nicht: da gibt es eine Fröhliche Türkengasse, eine Silberne Fischgasse, ein Haus: Zur schönen Gelegenheit, und so weiter.

Und nun stehen wir plötzlich vor dem Dom! Einfach und groß! Mächtig und schlank! Auf einem unregelmäßigen Platz, der gerade noch geräumig genug ist, um die architektonische Wirkung zur Geltung kommen zu lassen, erhebt sich das gotische Münster, das zu Kaiser Rudolfs I. Zeiten von Bischof Leo Thundorfer begonnen wurde. Mehr als zwei Jahrhunderte währte der Bau der Hauptteile, dem mehrere Mitglieder der Familie Roritzer ihre Kräfte widmeten. Der Regensburger Dom ist — von der alten Schulmeistergewohnheit des Zensierens und Klassifizierens läßt sich nun einmal nicht loskommen! — dem Straßburger oder auch dem Freiburger oder Ulmer nicht ebenbürtig, aber er ist nicht bloß als „bedeutendster Ausdruck bayerischen Wesens in der kirchlichen Baukunst des Mittelalters" (W. Riehl) beachtenswert, sondern scheint mir auch stattlicheren Nebenbuhlern überlegen zu sein durch einen, ich möchte sagen, gemütlichen Reiz. Stärker, als an anderen gotischen Kathedralen, treten hier die Unterschiede der einzelnen

Bauperioden hervor, ein Übermaß von verschiedenartigen Kräften scheint Verwirrung und Unruhe zu stiften, aber trotzdem beherrscht der tiefe, geheimnisvolle und doch einfach klare Grundplan das Ganze. Eine Transsubstantiation der schwerfälligen Materie, zugleich anmutig und erhaben!

Am liebsten ließ ich den Zauber des Bauwerkes vom sogenannten Domgarten auf der Ostseite des Domes auf mich wirken. Ein reizvolles Plätzchen!

„Von alten Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf',
In reizendem Verwildern
Ein blühender Garten d'rauf ...."

In engem Raum sind hier Reliquien aus längst vergangenen Zeiten gehäuft. An den hochragenden Chor des Domes mit seinen zahllosen Pfeilern und Ziertürmchen und Wasserspeiern und Zinnen schließt sich eine Reihe von teilweise uralten romanischen Gruftkirchen und Kreuzgewölben, die den Bischöfen der ältesten Zeit als Hofkapellen dienten. Inmitten des Platzes stehen, von schattenspendenden Bäumen umgeben, ein spätgotischer Ölberg und eine Säule mit dem ewigen Licht. Im Hintergrunde erheben sich der an die uralte Pfalz der bayerischen Herzoge angelehnte sogenannte Römerturm und die Ulrichskirche, ein schmuckloses Bauwerk der Frühgotik, das heute als Museum dient und einen reichen Schatz von Skulpturen und Geräten aus allen Perioden mittelalterlicher Kunst verwahrt. Im Osten stoßen an den Garten die aus alten und neuen Bauelementen zusammengesetzten Wirtschafts- und Stiftungsgebäude des Domes, überragt von den schlichten quadratischen Glockentürmen des Niedermünsters.

Ein Plätzchen, wo sich gern, wie Ossian sagt, die Seele in sich selbst zusammenrollt. In so weihevoller Stille können wir am ungestörtesten die wechselvollen Bilder der Vergangenheit Regensburgs an uns vorüberziehen lassen.

Meine Absicht zielt nur darauf, die Eigenart meiner Lieblingsstadt flüchtig zu skizzieren, um ihr neue Freunde zu gewinnen. Nichts anderes als Eindrücke und Erinnerungen will ich bieten, nur einen Niederschlag des Anziehenden und Interessanten, was ich über die Stadt gelesen und in der Stadt, wie ich hoffe, mit offenen Augen gesehen habe. —

Regensburg gehört zu jenen deutschen Munizipien, welche den Römern ihre Gründung verdanken. Sogar dem Laien drängt sich die Beobachtung auf, daß sich der Platz wie kaum ein anderer zur Verteidigung eignet. Bekanntlich schätzte Napoleon I. den strategischen Wert Regensburgs sehr hoch ein. Auch in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, als die Anlage einer Landesfestung für Bayern ins Auge gefaßt wurde, entschieden sich fast alle Sachverständigen für Regensburg, und das weniger

geeignete Ingolstadt wurde schließlich nur deshalb gewählt, weil Wrede befürchtete, daß in einer Befestigung Regensburgs eine Spitze gegen Österreich erblickt werden könnte. Die strategischen Vorzüge der Lage wurden schon von den Römern erkannt; deshalb bauten sie hart an den Strom ein verschanztes Hauptlager, Castra Regina. Eine im vorigen Jahrhundert gefundene Steinplatte römischen Ursprungs, das Fragment einer Torinschrift, enthält die Angabe, daß Kaiser Marc Aurel und sein Sohn Commodus Tor und Türme des Kastells gebaut haben, doch handelte es sich dabei vielleicht nur um eine Neuanlage, die Gründung wird in frühere Zeit zurückreichen, ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon Tiberius der Erbauer der Militärstadt war, wie die aus Regensburg stammende Kaiserchronik und auch Enenkels Reimchronik versichern. Vor ungefähr zwanzig Jahren stieß man — welch prächtige Überraschung! — beim Umbau der Brauerei im Bischofshof in unmittelbarer Nähe des Domes auf schwarze, mächtige Quadern, die Überreste der Porta Praetoria. In einiger Entfernung traten noch andere Teile des römischen Walles zutage, so daß der Zug der römischen Festungswerke genau verfolgt werden kann. An vielen Stellen fand man römische Grabsteine, Gedenktafeln, Handlämpchen, Münzen, Ziegel und so weiter. Alle diese Gegenstände sind nur handwerksmäßig und roh gearbeitet; Castra Regina war eben nicht ein Modebad, wie Pompeji, sondern nur eine zur Abwehr feindlichen Überfalls gebaute Trutzburg.

Doch weder der feste Mauerkranz, noch die Tapferkeit der Legionare konnten gegen die Angriffe der Germanen auf die Dauer Schutz gewähren. Eine Völkerwelle nach der andern überflutete das Donauland, bis endlich im sechsten Jahrhundert die Bajuwaren sich festsetzten und die römische Festungsstadt der Mittelpunkt des bajuwarischen Herzogtums wurde. Nun hielt auch das Christentum siegreichen Einzug. Einige Krypten und Altäre reichen noch in die älteste Zeit christlicher Kultur zurück. Der bedeutendste bayerische Missionar, der Organisator der bayerischen Kirche, Haimeran (St. Emmeram), legte den Grund zu Kirche und Kloster, die seinen Namen tragen.

Nachdem Karl der Große dem bayerischen Stammesherzogtum ein Ende gemacht hatte, wurde Regensburg ein Hauptsitz der Karlinger. In St. Emmeram ist Hemma, die Gemahlin Ludwigs des Deutschen, bestattet; ihr Grabmal ist eins der merkwürdigsten Werke der romanischen Plastik. Als Kaiser Arnulf wohlbehalten aus dem Feldzug in Mähren heimgekehrt war, schenkte er dem Stift St. Emmeram ein prächtiges Ziborium in Gestalt eines Säulenbaues mit einem reich mit Edelsteinen übersäeten Dach, ehedem das kostbarste Stück des Kirchenschatzes, heute der sogenannten Reichen Kapelle in der Münchner Residenz. Ein andres Geschenk Arnulfs war der jetzt in der Münchner Staatsbibliothek verwahrte Kodex Aureus, ein für Karl

den Kahlen geschriebenes Evangeliar, in Mittelalter und Neuzeit als eines der schönsten Werke westfränkischer Kunst bewundert. Man sieht, die Stadt hat manchen Schatz ihrer ersten Glanzperiode verloren, doch verwahrt sie in Kirchen und Profangebäuden noch so unendlich viele Zimelien, daß sie einem kunstverständigen Liebhaber solcher Werte als unvergleichliches Dorado erscheinen muß.

Seit der Niederwerfung der räuberischen Avaren konnte sich der Handel im Donaulande ungestörter entwickeln. Der Strom bot eine günstige Verkehrsstraße, wenn auch der Plan des großen Karl, die Donau mit Main und Rhein durch einen Kanal zu verbinden, — vermutlich war damals schon Wassermangel das gefährlichste Hindernis — gescheitert war. Regensburg wurde das Emporium des Handels einerseits zwischen Italien und Deutschland, anderseits zwischen Deutschland, den östlichen Marken und den anstoßenden Ländern. Die Kaufleute — schon im neunten Jahrhundert schenkt ein „sehr reicher" Kaufmann, wie eine Urkunde von St. Emmeram berichtet, diesem Stift seinen Grundbesitz — bildeten eine eigene „Hanse", von welcher die Kleinhändler ausgeschlossen waren; ein „Hansgraf" war der Schiedsrichter in genossenschaftlichen Streitigkeiten. Regensburger Kaufleute vermittelten den Austausch von Erzeugnissen deutschen Gewerbfleißes gegen russische Pelzwaren, deren sich die reicheren Bürger zur Verbrämung ihrer Gewandung mit Vorliebe bedienten. So erklärt sich die überraschende Tatsache, daß zahlreiche Funde von Regensburger Münzen aus ältester Zeit im nördlichen Rußland gemacht wurden.

Je reicher sich das deutsche Kulturleben, damals im wesentlichen noch auf die oberdeutschen Stämme beschränkt, entfaltete, desto stattlicher wuchs die alte Stadt empor, nach dem Erlöschen der deutschen Karlinger wieder die Hauptstadt des neu erstandenen bayerischen Herzogtums. Das ganze Mittelalter hindurch bot sie den fruchtbarsten Nährboden für alle Zweige der deutschen Kultur. Sie hatte rühmlichen Anteil an der bedeutendsten völkischen Leistung des bayerischen Stammes, der Kolonisierung der Ostmarken, des Nordgaues und des Egerlandes. In einer Zeit, da Gefahr bestand, daß dem slavischen Volkstum die Alleinherrschaft in diesen Landschaften zufallen könnte, setzten sich dort bayerische Ansiedler fest, deren kulturelle Überlegenheit die Slaven zu Empfangenden und damit zu Dienenden machte. Mit der Germanisierung ging die Christianisierung Hand in Hand. Die Regensburger Kirche hat eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten aufzuweisen. Es sei nur erinnert an den heiligen Wolfgang, der während seiner Verwaltung des Bistums Regensburg im verweltlichten Klerus wieder strengere Zucht einführte, ein Vorläufer der Hirschauer Reform. Der größte Polyhistor des Mittelalters war Bischof Albertus Magnus, ein Zeitgenosse Rudolfs

von Habsburg, der streitbare Gegner des Pantheisten Averroës, ein Mann von gewaltiger Arbeitsenergie, — seine Werke füllen in der Lyoner Gesamtausgabe einundzwanzig Foliobände! In der Zeit Albrechts I. lebte in Regensburg der Franziskaner Bruder Berthold, dessen Predigten so mächtige Anziehungskraft übten, daß sich viele tausend Hörer einfanden, wenn der fromme Mystiker von einer Anhöhe oder einem Baume herab zu Reue und Buße mahnte oder die Freuden des himmlischen Lebens schilderte.

Noch zur Zeit Friedrich Barbarossas nennt Bischof Otto von Freising Regensburg die „norische Hauptstadt“, das heißt, die Hauptstadt des Herzogtums Bayern, doch war ein Teil der Stadt mit dem Dom als Mittelpunkt, der Pfaffengau, unmittelbar den Bischöfen unterstellt. „Wenn zwei sich streiten, kann der Dritte sich freuen.“ Der Hader der beiden Nachbarn wurde von der Bürgerschaft zur Mehrung der eigenen Rechte benützt, und die Kaiser, die in Regensburg häufig Quartier nahmen, erstatteten ihren Dank durch Freiheitsbriefe aller Art, so daß sich allmählich drei Gewalten, Bischof, Herzog und Stadtrat, ziemlich selbständig, nicht selten auch feindselig gegenüber standen. Daneben gab es noch die unabhängigen Reichsstifter St. Emmeram, Ober- und Niedermünster mit ihren hörigen Leuten. Bekanntlich ließ sich Friedrich II., um die Gunst der Fürsten zu gewinnen, die Einschränkung der Selbständigkeit der Städte angelegen sein, doch weil Bischof Sigfried von Regensburg sich widerspenstig zeigte, wurden den Bürgern von Regensburg alle Freiheitsbriefe, die sie wirklich oder angeblich von früheren Kaisern erhalten hatten, bestätigt. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts konnte Regensburg als unabhängige Reichsstadt gelten, wenn auch die Wittelsbacher im ganzen Weichbild die burggräflichen und die Bischöfe in ihrem Bezirk die „tumbvogteilichen“ Rechte, auch eigene Märkte, Münz- und Zollstätten und so weiter behielten.

Aus dieser Periode der Entwicklung zu einem freien Gemeinwesen stammen die großartigsten Baudenkmäler. Vorwiegend dienten sie freilich kirchlichen Zwecken, was sich für alle Zeiten im Stadtbild ausprägte. „Die geistlichen Herren“, notierte Goethe in sein Tagebuch, „haben sich in Regensburg gar wohl bedacht, alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift.“

Aus dem elften und zwölften Jahrhundert stammt eine ganze Reihe interessanter romanischer Bauten. Eine Schöpfung Kaiser Heinrichs des Heiligen war die dreischiffige Basilika des Oberen Münsters, in dem ursprünglich edle Frauen als Kanonissen lebten, bis der heilige Wolfgang die Regel des heiligen Benedikt einführte. Ähnlichen Charakter weist die Stiftskirche von Niedermünster mit ihren merkwürdigen Ziborienaltären auf. Die in diesen Stiftern schreibenden und malenden und stickenden Nonnen bieten ein eigen-

tümliches Kulturbild. Man gibt sich gern dem Gedanken hin, daß in den frommen Hallen tiefer Friede und reinstes Glück walteten; vielleicht ist die entgegengesetzte Auffassung ebenso berechtigt. Jedenfalls sind wir den frommen Damen zu Dank verpflichtet, denn die Arbeiten ihrer fleißigen Hände sind in ihrer Art nicht mehr übertroffen worden. Zu den schönsten romanischen Bauten gehören die zierliche Allerheiligenkapelle und die zur Domprobstei gehörige Galluskapelle. Aus etwas späterer Zeit stammen die frühgotische imposante Minoritenkirche, „die durchdachteste Anlage der Kirche eines Bettelordens" (Hugo Graf von Walderdorff), und die Schottenkirche, „ein Erzeugnis halb irisch-normanischer, halb einheimischer Bauweise" (Hans Hildebrandt). Im elften Jahrhundert hatten sich irische Mönche in Regensburg niedergelassen, um das Evangelium zu predigen und ihre heimische Kultur ins deutsche Land zu verpflanzen. Hundert Jahre später bauten die „Schotten", wie das Volk die frommen Brüder nannte, Kloster und Kirche neu auf, und Bruder Rydan schmückte den Portalbau an der Nordseite mit Menschen- und Tierfiguren, die auf den ersten Anblick an assyrische Kunst erinnern. Die Frage nach der Bedeutung der geheimnisvollen Skulpturen hat schon viele Forscher beschäftigt. Bald wurde die nordisch-germanische Mythologie zur Erklärung herangezogen, bald die Gedankenwelt des Johannes Scotus Erigena. Wahrscheinlich ist an symbolische Bilder aus dem Hohen Lied und der Apokalypse zu denken. An der Innenseite der Türe hat der Meister seinen Namen „Rydan" eingemeißelt.

Es würde viel zu weit führen, auf die in allen diesen Gotteshäusern zerstreuten Kunstwerke näher einzugehen. Hermann Voß findet, daß für die altbayerische Plastik ein „bäurisches Element" typisch ist. Gut denn! Ich sehe darin nur ein Lob, nicht eine Herabwürdigung. Freilich, ernst und streng sind Skulpturen und Bilder, der Sinnlichkeit ist kein Raum gegeben, nie ist ein Wohlgefallen an dem leiblich Schönen ausgeprägt, wie in den lebenswarmen Gestalten der italienischen Kunst, der Formensinn bleibt immer dem heiligen Zwecke untergeordnet. Doch immer und überall war künstlerischer Sinn lebendig. So oft in neuerer Zeit in Regensburger Kirchen Erneuerungen vorgenommen wurden, stieß man auf alte Fresken und andere Kunstübung. Sogar in der von Albertus Magnus erbauten Kirche der Dominikaner, die als Feinde künstlerischen Schmuckes auftraten, wurden vor einigen Jahren merkwürdige Wandgemälde sowohl aus dem vierzehnten Jahrhundert, als aus der Schule Wolgemuts aufgefunden. Für die Geschichte der Glasmalerei ist Regensburg recht eigentlich die klassische Szene. Nur die Tafelmalerei erlebte in Regensburg keine Blüte. Erst gegen Ende des Mittelalters wirkte hier ein Künstler, der zu den ganz Großen gehörte, ein Schüler Dürers, der sich aber seine besondere Richtung wahrte, Albrecht

Altdorfer. Sein heiliger Georg im Laubwald (Münchener Pinakothek) ist ja wohl das stimmungsvollste Landschaftsbild des deutschen Cinquecento. Bekannt ist auch sein Holzschnitt mit der „schönen Maria" der Neupfarrkirche, mit der Unterschrift: „Gantz schön bistu, mein Frundtin, und ein mackel ist nit in Dir!" —

Während die politische Macht des Kaisertums nach dem Ausgang der Staufen immer tiefer herabsank, entfaltete sich die christliche Kunst noch üppiger und reicher. Das christliche Leben im Mittelalter wird uns weit weniger durch die Literatur, als durch die Baukunst erklärt. Seit dem dreizehnten Jahrhundert, in dem auf allen Kulturgebieten die Laienemanzipation zum Siege gelangte, wurden die Bauten nicht mehr von Klosterbrüdern erdacht und ausgeführt, sondern von Laien, die in Frankreich in die Geheimnisse der Proportions- und Konstruktionslehre eingeweiht wurden und die köstliche Kenntnis wie eine Geheimlehre auf ihre Schüler fortpflanzten.

Die edelste Schöpfung der gotischen Periode ist der Dom. Auch das Innere, an einen heiligen Hain mit hochragenden Bäumen gemahnend, ist zugleich grandios und graziös. Durch dunkelfarbige Glasfenster fällt nur ein mystisches Dämmerlicht auf die Altäre und die Grabmäler der Regensburger Insulträger. In den weiten Hallen kann sich der Prunk des katholischen Gottesdienstes mit all seinem Zauber entfalten. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, da mir Glockengeläute noch mehr war als irdischer Klang, an eine nächtliche Auferstehungsfeier im Regensburger Dom; ihr ernstes, majestätisches Gepränge steht noch heute lebendig vor meiner Seele. Das ungeheure Schiff lag fast völlig im Dunkel, nur der Mond warf schwachen Schimmer durch die bunten Scheiben auf die gespenstischen, steinernen Bischöfe und die andächtigen Beter, und in den Seitenkapellen glimmten ein paar Lichtlein, als flatterten dort arme Seelen, ängstlich auf Erlösung harrend — da erstrahlten plötzlich der Hochaltar und alle Seitenaltäre in hellem Kerzenschein! „Christ ist erstanden!" verkündigte der Priester dreimal mit gehobener Stimme, schmetternder Trompetenruf und brausende Orgelklänge begrüßten die Botschaft, und von außen drang mächtiger Glockenton durch die Hallen!

Auch nachdem mich der Gedanke an die dem Schauspiel zugrunde liegende Absicht ernüchtert hatte, konnte ich mich dem überwältigenden Banne nicht entziehen. Der Bayreuther Parsifal bietet nur schwachen Abglanz solcher Wirkungen. —

Nur ein paar hundert Schritte vom Dom entfernt erhebt sich als Mittelpunkt des bürgerlichen Regensburg das Rathaus. Der Bau entbehrt des einheitlichen Charakters, da er verschiedenen Perioden entstammt; auch in bezug auf künstlerische Durchführung und Ausschmückung kann er sich mit

vielen anderen deutschen Rathäusern nicht messen; immerhin gibt das sein Wesen und seinen Zweck ausdrucksvoll kundgebende Gebäude von Wohlhabenheit, Kunstsinn und Selbstbewußtsein der Bürgerschaft in der Blütezeit des deutschen Städtewesens kräftiges Zeugnis. Der älteste Teil stammt vermutlich vom Dombaumeister Albrecht aus den ersten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts. Ein mit prächtigen Skulpturen geschmücktes Spitzbogenportal und ein originelles Stiegenhaus führen in den 1408 vollendeten großen Saal. Abgesehen von einem anmutigen Erkerchen bietet er keinen besonderen architektonischen Reiz, doch welche geschichtlichen Erinnerungen knüpfen sich an diese Räume! So oft ein römischer Kaiser deutscher Nation in Regensburg Herberge nahm, diente dieser Saal zu ernster Ratsversammlung, wie zu Bankett und Mummenschanz. Seit 1663 tagte im Rathaus der „immerwährende Reichstag". Der große Saal war der „Re- und Korrelationssaal", die anstoßenden Gemächer dienten den Vertretern des kurfürstlichen, des fürstlichen und des reichsstädtischen Kollegiums zu gesonderter Beratung. In jener Zeit, da das heilige römische Reich nach Börnes bitterem Wort weder heilig, noch römisch, noch ein Reich war, verblich auch die Pracht der Herberge der Reichsvertretung, nur einige wunderschöne Holzvertäfelungen überdauerten den Verfall. Erst in jüngster Zeit, nachdem inzwischen ein neues Deutsches Reich erstanden war, erfuhren das Rathaus und insbesondere der Reichssaal seine vorsichtige, liebevolle Erneuerung. Jetzt sind auch wieder die Wände geschmückt mit den „herrlichen Tapezereyen", denen der Chronist Baselius um das Jahr 1600 begeistertes Lob spendete. Die aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden gotischen Teppiche zählen zu den köstlichsten Kleinodien der Stadt und zu den wertvollsten und schönsten der Gattung überhaupt.

Das Rathaus birgt noch andere Gelasse, die in ihrer Art Interesse bieten, aber nur ein schauriges und trauriges. In den Kellergewölben befinden sich die mit allen erdenklichen Marterwerkzeugen ausgestattete Folterkammer, sowie der vergitterte Raum, in welchem der Untersuchungsrichter die den Gefolterten abgepreßten Geständnisse mitanhörte und protokollieren ließ. Wie viele hundert „Hexenleut" mögen hier verhört und gemartert worden sein in jener Zeit der Umnachtung der deutschen Volksseele, da ein unseliger Spuk gerade das bedrohte, was den alten Deutschen das Heiligste gewesen war, das Weib und das Alter! Juristen und Theologen werden die dunklen Kammern nicht ohne Herzbeklemmung betrachten, doch können sie aufatmen bei dem Gedanken: Wenigstens in bezug auf Menschlichkeit und Gerechtigkeit ist in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit ein Fortschritt unverkennbar!

Welches Ansehen die Regensburger Bauhütte genoß, beweist die Tatsache,

daß in der Donaustadt 1459 die Meister der Steinmetzbruderschaft von ganz Deutschland sich zu engerem Bunde einigten. Unmittelbar vorher hatte Konrad Roritzer den mittleren Teil der Domfassade in der reichen und freien Formgebung der Spätgotik vollendet. Der Bau ging aber nur noch langsam vorwärts. Die Stadt war bereits im Niedergang begriffen. Während Nürnberg erst recht ins Kunstleben eintrat, war es in Regensburg dem Erlöschen nahe.

Der Verfall erklärt sich aus verschiedenen Gründen. Da die Stadt auf allen Seiten vom starken bayerischen Herzogtum umschlossen war, sah sie sich vielfach in freier Betätigung ihrer Kräfte gehindert. Sie hatte nicht, wie Nürnberg und andere bedeutende Reichsstädte, ein Hinterland, dessen Steuern und Abgaben zur Bestreitung des Aufwandes für die Stadtverwaltung beigetragen hätten. Vor allem: Regensburg war nicht mehr der bedeutende Handelsplatz, wie in alten Zeiten. Es besaß nicht mehr so rührige, unternehmungslustige Geschäftsleute, wie es zum Beispiel die Rantinger im vierzehnten Jahrhundert gewesen waren. Verhängnisvoll war auch die Veränderung der Handelswege. Seit die italienischen Seestädte den Levantehandel an sich gezogen hatten, ging der Handel aus Italien nach dem Norden fast ausschließlich über Augsburg und Nürnberg. Mit der Abnahme der Wohlhabenheit der Bürger verlor sich aber auch ihr kräftiges Selbstbewußtsein. Während „die Gemein der Burgäre" früher in Befreiung von herzoglicher und bischöflicher Bevormundung das wichtigste Ziel erblickt hatte, wollte gegen Ausgang des Mittelalters, hauptsächlich von wirtschaftlichen Rücksichten geleitet, ein beträchtlicher Teil der Bürgerschaft ihre Stadt unter bayerische Landeshoheit bringen. Ivo Striedinger hat der interessanten Episode eine treffliche Abhandlung gewidmet. Herzog Albrecht IV., immer eifrig bestrebt, seine Fürstenmacht im Innern zu stärken und nach außen zu mehren, ließ sich gern bereit finden, die Stadt in seinen Schutz zu nehmen, doch Kaiser Friedrich III. verbot solche Verletzung der Reichspflicht und nötigte den Herzog, die Stadt wieder auszuliefern. Der Plan, Regensburg unter Bayern zu bringen, hatte aber auch in der Folge noch Freunde in der Bürgerschaft, und bezeichnenderweise gehörte sogar ein Mitglied der Familie Roritzer, der Dombaumeister Wolfgang Roritzer, zu den Verschworenen; am 30. Mai 1514 wurde er, da „gegen die widerwärtigen und aufrührerischen Personen, die im Finstern und in Freiungen sitzend ihr Unwesen forttrieben, ernstlich zu verfahren" sei, vor dem Rathaus enthauptet.

Wegen Mangels an Mitteln wurde der Dombau 1524 förmlich aufgegeben. Das Gemeinwesen hatte nicht mehr die Leistungsfähigkeit, welche ein kräftiges Kunstleben ermöglicht hätte, leider gerade im nämlichen Augenblick, da die Stadt ihren bedeutendsten Künstler, den schon genannten Alt-

dorfer als Stadtbaumeister berief. Ihm ist mit Sicherheit nur der anmutige Arkadenhof des Thon-Dittmerschen Hauses zuzuschreiben. Da treten uns schon die Formen des neuen Stiles entgegen! Charakteristisch für die in der Stadt eingerissene Verwirrung und Verarmung ist die Geschichte des letzten größeren Kirchenbaues, der evangelischen Neupfarrkirche.

Wie nicht selten in Mittelalter und Neuzeit, wurde auch damals für den wirtschaftlichen Rückgang die Judenschaft verantwortlich gemacht. Die Regensburger benützten also die kaiserlose Zeit nach dem Tode Maximilians I. zur Austreibung der „kaiserlichen Kammerknechte", die Synagoge auf dem heutigen Neupfarrplatz wurde zerstört und an ihrer Stelle zunächst eine hölzerne Kapelle errichtet. Ein dorthin gestiftetes Madonnenbild, die „schöne Maria" genannt, gelangte in kurzer Zeit in den Ruf der Wundertätigkeit, zahlreiche Wallfahrer stellten sich ein, so daß der Stadtrat den Entschluß faßte, einen steinernen Neubau nach einem von Hans Hueber großzügig angelegten Plane aufzurichten. Das in Holz geschnitzte Modell des projektierten Baues ist in der Modellkammer des Rathauses noch zu sehen. Unter begeisterter Teilnahme der gesamten Einwohnerschaft wurde der Bau begonnen. „Ein solichs Arweiten was von Geistlichen und weltlichen, das unglaublich ist", berichtet der gleichzeitige Regensburger Chronist Lorenz Widmann, „je einen Tag drei oder viertausend Menschen, so scharwerketen, vier oder fünfhundert Wagen, so Koth ausführeten". Bald geriet jedoch das Werk in Stocken. Bischof und Stadtrat kamen wegen des Opfergeldes der Wallfahrer in Streit. Karl V. war höchst ungehalten, daß die Stadt den unter kaiserlichem Schutz stehenden Juden so übel mitgespielt hatte. Noch verhängnisvoller für Wallfahrt und Wallfahrtskirche wurde die Ausbreitung der neuen Lehre. Bald wurde im Staufferhof, der sich inzwischen in den Gasthof zum Grünen Kranze umgewandelt hat, für die Herren von Stauffen zu Erenfels, die nächsten Verwandten der Frau Argula von Grumbach, evangelischer Gottesdienst gehalten, die katholischen Gebräuche wurden allmählich abgeschafft, die Lehre Luthers fand immer zahlreicheren Anhang. Unter diesen Umständen verflüchtigte sich natürlich der Eifer für die Erbauung eines Gotteshauses in großem Stil, vom Bauriß Huebers wurde abgesehen, nur ein weit kleineres Münster kam zur Ausführung. Der Stil ist noch gotisch, die Ornamentik geht schon in altrömische Bildungen über. Die Weihe fand nach katholischem Ritus statt, aber schon 1542 wurde die Augsburgische Konfession amtlich in Regensburg eingeführt, und der Rat als Bauherr und Patron ließ fortan auch in der Kirche zur Schönen Maria den Gottesdienst mit dem Abendmahl unter beiden Gestalten abhalten. Leider scheint bald darauf das vermutlich von Altdorfer gemalte „abgöttische Bild" einem sinnenfeindlichen Puritanismus zum Opfer gefallen zu sein.

Die Regensburger Grabplastik hat aus dem sechzehnten Jahrhundert einzelne treffliche, von feinem Gefühl für Wahrheit und Würde belebte Arbeiten aufzuweisen. Vor allem die im Vorhof von St. Emmeram angebrachte Grabsteinplatte mit dem Porträt des Johannes Turmeyer, genannt Aventinus. Der wackere Chronist brachte den größten Teil seines arbeitsreichen Lebens in Regensburg zu; im Hause seines Freundes Primbs am Spielhof wurde er trotz seiner Verdienste um das bayerische Fürstenhaus auf Befehl Herzog Wilhelms IV. „*ob evangelium*“, wie er in seinen Hauskalender eintrug, in Haft gezogen. Das ganze Wesen des deutschen Humanismus ist in dem Porträtrelief des schlichten, aber charakterfesten und temperamentvollen Gelehrten ausgeprägt.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert hört Regensburg auf, die Hauptstätte der bayerischen Kunstentwicklung zu sein, doch begegnen wir auch noch aus späterer Zeit reizvollen Werken. Als jene Wandlung im Kunstgeschmack eintrat, die in den Werken der Gotik nur noch altfränkischen Formalismus erblicken ließ, wurden auch hier Gebäude aufgeführt, in denen das Schwelgen in auffälligen Formen und Farben, der Aufwand von Erz und Vergoldung, mit einem Wort, die dekorativen Absichten dominierten.

Ein Barockbau von starker Wirkung ist die Dreifaltigkeitskirche mit ihrem gewaltigen Tonnengewölbe, ein originelles Rokokowerk der Hochaltar in St. Cassian, den durch die rückwärts angebrachten Fenster das Sonnenlicht wie himmlischer Glorienschein überflutet. Im allgemeinen aber war die Bautätigkeit erlahmt, denn die Stadt, die jahrhundertelang eine Nebenbuhlerin der stolzen welschen Republiken gewesen war, ging trotz der Beherbergung des permanenten Reichstages langsam dem Verfall entgegen. Mit der Verarmung ging Hand in Hand ein Niedergang der Volkssitte und des Volkscharakters. Die ängstliche Abschließung der ratsbürgerlichen Familien, das eifersüchtige Festhalten an veralteten Formen des städtischen Regiments, der Nepotismus, die „Kettenfreundschaft“, wie der deutsche Ausdruck in einer Eßlinger Satire lautet, hatten in den kleinen Republiken, in deren Kulturleben das deutsche Volkstum jahrhundertelang seinen glücklichsten Ausdruck gefunden hatte, unheilbaren Schaden angestiftet. Die konfessionellen Reibungen nahmen kein Ende, und an Gemeinsinn fehlte es den Herren, wie den Zünftlern. Unter so trüben Verhältnissen wurde der Verlust der Freiheit kaum noch als Übel empfunden. 1803 hörte Regensburg auf, freie Reichsstadt zu sein. Napoleon überließ es an den seines Kurfürstentums Mainz beraubten Karl Theodor von Dalberg, der fortan als Primas und Erzkanzler des Deutschen Reiches am Sitz des Reichstages residieren sollte. Dalberg zählte zu den würdelosesten Schleppträgern des Bonapartismus in Deutschland; als Regent seines kleinen Fürstentums waltete er segensvoll; zahlreiche er-

sprießliche Einrichtungen und Anstalten sind auf seine Initiative zurückzuführen. Auch im Regensburger Stadtbild hat die kurze Dalbergsche Periode eine eigene Note. Der Palast des Primas, jetzt Wohnung des Regierungspräsidenten, erinnert an jene Zeit, da Held Bonaparte für gut befand, an Cäsar anzuknüpfen, und seinem ganzen Zeitalter den antikisierenden Stil des Kaiserreiches aufprägte.

Schon 1806 fanden die Sitzungen im Relationssaal des Rathauses ihr Ende; das Deutsche Reich hörte auf zu existieren. 1810 ging die Stadt in Besitz Bayerns über. Wohl mochten es die älteren Bürger als Kränkung empfinden, daß vor dem Oberhaupt ihrer Stadt nicht mehr die Abzeichen der souveränen Gewalt einhergetragen wurden, doch konnte sich keiner der Überzeugung verschließen, daß der Zerrüttung des Stadthaushalts und der Verarmung der Bürgerschaft nur durch Anschluß an ein größeres und kräftigeres Gemeinwesen abzuhelfen sei. Allein die bayerische Provinzstadt wurde anfänglich auffällig vernachlässigt und zehrte jahrzehntelang fast ausschließlich an der reichen Hofhaltung des Hauses Thurn und Taxis, das die Gebäude des Stiftes St. Emmeram für sich erworben hatte und neben dem ehrwürdigen Kloster ein elegantes Fürstenschloß erbauen ließ. Von den neuen Wegen des Weltverkehrs war die Stadt, die wie geschaffen war, Mittelpunkt des wirtschaftlichen und insbesondere des Handelslebens in Bayern zu werden, so gut wie ausgeschlossen; sie war nur noch ein Pompeji des deutschen Mittelalters, doch nicht einmal als solches nach Gebühr geschätzt und besucht. Die Bürgerschaft begnügte sich damit, die Erzeugnisse ihres Fleißes auf dem heimatlichen Markte zu verwerten und im übrigen ein behagliches, aber weder Gewinn noch Ehre bringendes Stilleben zu führen.

Ein Aufschwung wurde eingeleitet durch die Fürsorge, welche Ludwig I. von Bayern der Hauptstadt des oberpfälzischen Kreises zuwandte. Es kam der Bedeutung Regensburgs nicht wenig zugute, daß der ebenso patriotische wie kunstsinnige Fürst in nächster Nähe die beiden großartigen Denkmäler edelsten Deutschtums aufrichtete, die Walhalla und die Befreiungshalle. Ihm ist auch zu danken, daß das in der Zeit des Verfalles in Stocken geratene Werk des Dombaues zu glücklichem Ende geführt wurde. Da ältere Originalpläne nicht vorhanden waren, wurden die beiden Türme von dem Lütticher Baumeister Denzinger nach eigenem Entwurfe emporgeführt und 1869 vollendet. Neue Stadtteile entstanden; die Langeweile der modernen Häuserzeilen ist hier anmutig gemildert durch das überall sich einschiebende Grün von Gärten. Wo noch vor hundert Jahren altersgraue Mauern und Wälle standen, umzieht eine Lindenallee die ganze innere Stadt. Hübsche Villen zeugen von gutem Geschmack der Besitzer, und die immer zahlreicher anwachsenden Fabrikschlöte von neu erwachter Betriebsamkeit. Aus dem

Bürgertum selbst ging die Wiedererhebung der Stadt hervor, durch eigene Kraft hat sie sich eine neue, bessere Zeit erkämpft. Die Einwohnerzahl, die im Jahre 1818 auf den tiefsten Stand von 18000 herabgesunken war, stieg seither fast auf das Vierfache. Und seit die Bürgerschaft wieder als bewegende Kraft auftrat, regte sich auch wieder der Gemeinsinn zu rühmlichen Leistungen. Die Wohlfahrtseinrichtungen der jüngsten Zeit wetteifern glücklich mit den Leistungen weit größerer Städte. Für Hebung des geistigen Lebens sorgen stark besuchte Schulen und rührige wissenschaftliche Vereine. Die wichtigste Errungenschaft ist zweifellos der im vorigen Jahre angelegte, geräumige Doppelhafen im Osten der Stadt. Die dafür von der Stadtverwaltung und der bayerischen Staatsregierung geopferten Millionen dürften reiche Zinsen tragen. Bei der Eröffnung des „Luitpoldhafens" sprach Prinz Ludwig ein gutgeprägtes Wort: „Regensburg ist der westlichste Hafen des Schwarzen Meeres!" Es läßt sich in der Tat erwarten, daß der Frachtverkehr auf der Donau durch die neue Anlage in erfreulicher Weise sich steigern, daß Regensburg die alte Bedeutung für den Orienthandel und damit die Stellung einer süddeutschen Handelszentrale wieder gewinnen wird.

Im verarmten, wirtschaftlich und geistig rückständigen Regensburg war das letzte Flackerlicht des alten Reiches erloschen, mit dem Aufblühen des neuen ist auch die Stadt Ludwigs des Deutschen zu frischem, gesundem Leben erwacht.

Eine Kaisertochter, die ihren Purpur und ihre Schätze verloren hat, doch in der Ehe mit einem tüchtigen, strebsamen Bürger glücklich geworden ist!

Aus der letzten Lebenszeit Philipp Mainländers.

Nach ungedruckten Briefen und Aufzeichnungen des Philosophen.

Von Walther Rauschenberger in Frankfurt a. M.

Alle Welt kennt Schopenhauer, aber nur wenige kennen den Mann, der ihm am nächsten steht in der deutschen Philosophie und der sein Nachfolger ist: Philipp Mainländer, der im Jahre 1876, noch nicht 35 Jahre alt, auf der Höhe seiner Wirksamkeit stehend, freiwillig aus dem Leben schied.

Philipp Mainländer (richtiger Name: Batz) wurde am 5. Oktober 1841 zu Offenbach am Main geboren als Sohn eines Fabrikanten protestantischer Konfession.[1]) Von väterlicher Seite wurde auf ihn ein gutes Herz, von mütterlicher Seite eine weltflüchtig-melancholische Gemütsveranlagung und die Neigung zur Spekulation vererbt. Er war das jüngste von fünf Kindern. Unter seinen Geschwistern stand

[1]) Vergl. Sommerlad: Aus dem Leben Philipp Mainländers. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Bd. 112, S. 74 ff.

ihm besonders nahe seine Schwester und Mitarbeiterin Minna, an die die Mehrzahl der folgenden Briefe gerichtet ist. Nachdem Mainländer die Realschule seiner Vaterstadt, hierauf zwei Jahre die Handelsschule in Dresden besucht hatte, nahm er 1858 eine Stelle in einem Handelshause in Neapel an. In Italien hielt er sich über fünf Jahre auf und lernte Land und Leute genau kennen. Hier war es auch, wo er, im neunzehnten Lebensjahr stehend, in einer Buchhandlung zufällig auf die Werke Schopenhauers aufmerksam wurde. Er kaufte sofort ein Exemplar der „Welt als Wille und Vorstellung" und stürzte mit seinem Schatze nach Hause, um sich in die Lektüre zu vertiefen. Als er aufhörte, war es heller Tag: er hatte die ganze Nacht durch gelesen. Es war dies „der große, der bedeutungsvollste Tag" seines Lebens, wie es in der leider bis jetzt ungedruckten Selbstbiographie Mainländers heißt. Wie mancher andere Philosoph der Vorzeit war Mainländer Autodidakt. Er sagt hierüber in seiner Selbstbiographie: „Ich habe als Kaufmann die Welt gesehen, einen umfassenden weltmännischen Blick gewonnen und blieb verschont vom giftigen Hauch der Philosophieprofessoren."

Nachdem er von Italien Abschied genommen hatte, war er längere Zeit im Geschäft seines Vaters in Offenbach tätig, in seiner freien Zeit in zärtlichem Zusammensein mit seiner leidenden Mutter. In dieser Zeit verfaßte er das dramatische Gedicht: „Die letzten Hohenstaufen", ein größeres Werk in drei Teilen, zu dem er die Anregung in Italien erhalten hatte. Im Jahre 1865 verlor er seine innig geliebte Mutter. Dieses Ereignis griff tief in sein Leben ein und rüttelte ihn auf. Hatte er bisher nur verehrend der Schopenhauerschen Philosophie gegenübergestanden, so trat er nunmehr kritisch an sie heran. Die Kritik wurde der Ausgangspunkt zu seinem eigenen System, das langsam vor seinem geistigen Auge emporzusteigen begann. Er vertiefte sich zu gleicher Zeit in den Buddhismus, bald darauf auch in Kants „Kritik der reinen Vernunft". Daneben las er die deutschen Mystiker des Mittelalters und den „unübersehbar tiefen Parcival des großen Wolfram„.

Im Jahre 1868 nahm Mainländer in Berlin eine Stelle in einem Bankhause an. Hier setzte er das Einsiedlerleben, das er in Offenbach geführt hatte, fort und las die bedeutendsten Philosophen. Im Frühjahr 1874 gab er seine Berufstätigkeit auf und beschloß, einem lange gehegten Wunsch gemäß, der aus seiner großen Vaterlandsliebe entsprang, und den er 1866 und 1870 hatte zurückstellen müssen, Soldat zu werden. Er betrachtete die Erfüllung der Militärpflicht als seine Pflicht gegen den Staat. Es wurde ihm gestattet, im Herbst desselben Jahres in Halberstadt bei den Kürassieren einzutreten. In den nun vor ihm liegenden vier freien Monaten Juni, Juli, August und September 1874 stellte Mainländer in Offenbach sein lange vorbereitetes Werk fertig: „Die Philosophie der Erlösung" I., das die konsequenteste Vertretung des Pessimismus in der Geschichte der Philosophie überhaupt ist. Mainländer verlegt im Gegensatz zu Schopenhauer alle Realität in das Individuum und seinen Egoismus. In erkenntnistheoretischer Richtung ist er — mit Ausnahme seiner Auffassung der Materie — Realist. Seine Philosophie ist durch und durch eudämonistisch. Der Weltprozeß besteht darin, daß Gott aus dem Übersein durch das Werden in den seligen Schoß des absoluten Nichtseins tritt. Gegenwärtig befindet sich die Welt im Stadium des Werdens, der Bewegung.

Die Gott-Einheit ist untergegangen, sie ist in Teile zerfallen: die Einzelindividuen. Diese haben alle das Streben nach der Leidlosigkeit des Nichtseins; sie schwächen sich gegenseitig durch den Kampf ums Dasein (Mainländer bestreitet die Gültigkeit des Gesetzes der Erhaltung der Energie) und tragen dadurch zur Beschleunigung der Erlösung des Weltganzen bei, das nach Raum, Zeit und Materie als endlich gedacht wird. Die Menschheit tritt durch den idealen Staat hindurch (Mainländer ist theoretischer Sozialist) mit Hilfe der Virginität in das Nichtsein. Mainländer verwandelt also den mystisch-transzendenten Akt der Schopenhauerschen Willensverneinung in einen innerweltlichen Prozeß. Er nennt seine Philosophie „immanente Philosophie". In der reinen Christuslehre (die er als esoterisches Christentum dem herrschenden exoterischen gegenüberstellt) erblickt Mainländer eine Bestätigung seiner Lehre. Der „Heilige Geist" ist nach ihm der in der Welt wehende Atem der vorweltlichen, untergegangenen Gottheit.

Mit der Vollendung seines Hauptwerkes waren die letzten Tage des September (1874) herangekommen. Welche Auffassung Mainländer selbst von seiner Philosophie hatte, geht aus folgendem Ausspruch hervor:

> „Ich stehe noch allein da, aber hinter mir steht die erlösungsbedürftige Menschheit, die sich an mich klammern wird, und vor mir liegt der helle flammende Osten der Zukunft. Ich blicke trunken in die Morgenröte und die ersten Strahlen des aufgehenden Gestirns einer neuen Zeit, und mich erfüllt die Siegesgewißheit."

Am 26. September 1874 ging Mainländer an das Grab seiner Mutter. Hier gelobte er, die Hand auf den Hügel legend: Virginität bis zum Tode. Das, was er gelehrt, wollte er auch im Leben üben. Die gleiche Stellung nahm er einer andern Leidenschaft gegenüber ein, der Sucht nach Ehre und Ruhm. Bezeichnend hierfür ist folgender Brief Mainländers an seinen Verleger aus derselben Zeit:

September 1874.

Für den Fall, daß Sie sich entscheiden, meine Arbeit zu verlegen, bitte ich Sie, sich wegen alles Weiteren mit meiner Schwester zu verständigen, der ich diese Angelegenheit vollständig und mit unbeschränkter Vollmacht zu ordnen überlasse, weil eine andere Sache meine Zeit ganz in Anspruch nimmt. Ich habe im angedeuteten Falle nur Folgendes zu bemerken:

Es ist nicht nöthig, daß ein Philosoph seiner Lehre gemäß lebe; denn man kann etwas als vortrefflich erkennen, ohne doch die Kraft zu haben danach zu handeln. Einige Philosophen haben aber nach ihrer Ethik gelebt und erinnere ich an Kleanthes, den Wasserträger, und an Spinoza, den Brillenschleifer. Nun ist auch Das, was ich lehrte, gleichsam in mein Blut übergegangen, so daß ich meinem Werke, dürfte ich von seiner Wirkung auf mich auf seine Wirkung auf Andere schließen, den größten Erfolg prognosticiren müßte. So kommt es, daß ich vor Nichts mehr zurückschrecke, als den Blicken der Welt ausgesetzt zu sein. Ich gehöre zu denen, von welchen der Mystiker Tauler sagt: daß sie sich vor allen Creaturen so verbergen,

daß Niemand von ihnen sprechen könne, weder Gutes noch Böses, und keine mir bekannte Sentenz hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, als die in den Katakomben von Neapel befindliche Inschrift:

Votum solvimus nos quorum nomina Deus scit.

Ich müßte Sie demnach freundlichst ersuchen, mir Ihre Zusicherung zu geben, daß Sie mich niemals als den Verfasser der Philosophie der Erlösung nennen werden. Für dieses Werk bin ich Philipp Mainländer und will es bis zum Tode bleiben. Die gleiche Bitte richte ich natürlich an Sie auch für den Fall, daß Sie den Verlag ablehnen sollten.

Am 1. Oktober 1874 trat dann Mainländer, im 33. Lebensjahr stehend, bei den Halberstadter Kürassieren als gemeiner Soldat ein. Aus dieser Halberstadter Zeit stammen die folgenden Briefe an seine Schwester Minna[1]).

Halberstadt, den 2. Juli 1875.

Liebe Minna.

Deine beiden lieben Briefe, den letzten mit . . . versehenen sind mir richtig zugegangen und quittiere ich über gedachte Summe hiermit dankend.

Diese Quittung veranlaßt eine große Ideenassociation, deren Endglied das ist, daß wir redlich weiterfahren wollen, das Schicksal zu befragen und, falls es unzweideutig, — durch Zusammenschließung aller Coulissen — sagen sollte, daß es uns zu Opfern für die grade Linie seiner Bahn auserkoren hat, ohne Murren ihm folgen wollen. Ich bin schon lange dazu bereit; ob Du, weiß ich nicht. Auch kann ich nicht beurteilen, ob es nicht in den Intentionen der höchsten Macht liegt, daß ich die Bühne allein verlasse und Du dann Horatio-Paulus sein sollst und mußt. — — — Doch das wird sich, wenn unsere Bäume des Lebens Früchte tragen werden, ganz von selbst finden.

Ich schreibe dies ganz kalt, ja gewissermaßen im höchsten Seelenfrieden. Warum auch nicht? Ich glaube, daß Deine letzte Illusion wohl die ist, in einer X. X.-Mühle, tief im schattigen oder verschneiten Hochwald, ohne Wunsch und Sorgen, abgeschieden von der Welt, mit mir zu leben, zu weben und zu schreiben. Aber ich frage Dich, liebes Kind, bist Du wirklich der Meinung, daß Dir, wäre in Berlin Dein Wunsch in Erfüllung gegangen und uns ein Häuschen geschenkt worden, wie jenes am Canal — im Grünen verborgen und mit gedecktem Teetisch unter der breitästigen Linde — diejenige Befriedigung zu Theil geworden wäre, welche Du in idealer Weise anticipirtest?

[1]) Die hier veröffentlichten Briefe sind von Mainländers Schwester Minna — auch sie hat 1891, fünfzehn Jahre nach ihres Bruders Tod, Selbstmord begangen — abgeschrieben; der Herausgeber verdankt sie Herrn Redakteur Hörth-Frankfurt.

Nein! Und ist dies nicht, was sollten wir dann noch Köstliches zu kosten haben?

Was wir schreiben könnten? Gewiß nicht! Denn das wäre nur für Andere eine Verdünnung der kostbaren Essenz, die uns ihren vollen Wohlgeschmack und Wohlgeruch bereits gegeben hat.

Und ich wiederhole, was ich schon früher einmal gesagt habe: wir haben, weil mir durch ganz exceptionell günstige Umstände der allerfreieste und unbefangenste Blick in die Welt und ihre Mysterien verliehen wurde, das höchste geistige Leben — gewiß doch das edelste und reinste — bereits gelebt.

Also ruhig wie Friedrich der Große, der vor der Schlacht von Kunersdorf fest entschlossen war, das Fläschchen Gift, das er bei sich trug, zu leeren, wenn die von ihm an das Schicksal gerichtete Frage mit „Nein" beantwortet werden würde.

Lebe wohl! Diese Gedanken sind freie Kinder der Luft und der Sonne, entstanden, als wir vor wenig Augenblicken auf dampfenden Pferden über das Brachfeld in voller Rüstung rasten. Ich schrieb sie hin noch im vollen Lustgefühl der Bewegung — wie das fallende Meteor, das stürzende Wasser, der zündende Blitz, kurz alles in der Welt, — nach dem von mir gelehrten Ziel der Erlösung, der Ruhe, der Abtödtung der Energie, des ewigen Friedens, und — — — noch schwarz wie ein Kohlenbrenner. Es ist die höchste Zeit, daß ich mich wasche und umkleide.

Halberstadt, 22. September 1875.

Liebe Minna.

Ich bin aus dem Manöver gesund und wohl zurückgekehrt. Ich habe während desselben große ästhetische Genüsse gehabt: solche, wie sie mir in irgend einer anderen Lage nicht hätten geboten werden können. Nun sehne ich mich aber aus diesen Verhältnissen heraus, ohne Sehnsucht nach irgend etwas Anderem, als Ersatz dafür zu empfinden. Ich glaube, ich bin verbraucht, *worked out:* ohne Lust und Trieb zu irdischen Dingen. Ich würdige ganz die Weisheit der Goetheschen Worte über die Dämonen, die uns, nachdem wir unsere Aufgabe auf dieser Welt erfüllt haben, so lange ein Bein stellen, bis wir verblutet sind. Für mich gab es nur noch einen Dämon, dessen Macht deshalb so groß war, weil er in Verbindung mit den Ergebnissen meiner Philosophie stand, und ich befürchte, daß er das letzte feste Band durchschnitten hat, das mich an die Welt fesselte. Ich habe der Sphinx in das unverhüllte Auge gesehen, und es giebt keinen Schleier mehr, der es mir neuerdings verhüllen könnte. Denn der Ruhm, das einzige Getränk auf der Lebenstafel, das ich noch nicht gekostet habe, widert mich an. Ich bin bei vollkommen gesundem, stahlhartem Körper un-

ausſprechlich müde. An mir bewahrheitet ſich das Wort des Gracian, daß der Geiſt Nahrung verlangt wie der Körper. Kein Streben mehr: wo finde ich Nahrung?

Es giebt thatſächlich in mir nur noch eine Leidenſchaft, die mich augenblicklich anſtachelt und aufrecht erhält. Sie iſt von ganz untergeordneter Natur und über alle Maßen peinlich: Ordnungsliebe. Ich möchte mit allem fertig ſein, ich möchte mein Haus beſtellt haben: und ich kann es nicht. An dieſem Faden hält mich vorläufig das Schickſal über einem Abgrund. Vielleicht zernagt ihn totale Gleichgültigkeit; vielleicht gewinne ich an ihm und in der Wiedervereinigung mit Dir wieder einen feſten Boden.

Das Nächſte, was ich ordnen kann, ſind meine Schriften, und ſehe ich darüber Deinen Nachrichten entgegen. Sende mir, was ich zuerſt durchſehn muß, und laſſe das Andere in angemeſſenen Pauſen folgen.

Ich wünſche aus tiefſter Seele, daß ſich bald an entgegenkommenden äußeren Gruppirungen oder aus neuen Impulſen im Verkehr mit Dir, das verlöſchende Feuer meines Willens zur lodernen Flamme entwickeln könne, damit unſer Zuſammenſein nicht in die kalte Nacht brütender Melancholie verſenkt ſei.

Halberſtadt, 22. Oktober 1875.

Liebe Minna.

Es iſt ſehr ſchwer, Deinem letzten Schreiben gegenüber den richtigen Standpunkt zu gewinnen; denn wir befinden uns in zu verſchiedenen Lagen: ſowohl in betreff unſeres Inneren als der äußeren Verhältniſſe. Während Du allem Anſchein nach nun doch noch die Höhe erreichen ſollſt, deren ſteile Wand Dich ſo oft wieder zurücktrieb, ſehe ich nur Arbeiten vor mir, die ich als Laſt empfinden muß. Ich habe meine goldene Frucht bereits gepflückt; die Folge davon: Correkturen, Correſpondenzen und Polemik geben Frohndienſt. Und rede mir nicht von den „philoſophiſchen Eſſays“, denn abgeſehen davon, daß ſie eine Aehrenleſe wären und deshalb getroſt unterbleiben könnten, ringen ſie nicht in mir nach Geſtaltung. Ich werde ſie allerdings in Angriff nehmen, wenn wir beiſammen ſind; aber wenn die Luſt nicht während des Schreibens kommt, wird ihnen die rechte Weihe fehlen. Gewiß wechſeln auch in mir die Stimmungen, aber aus dem Schwanken eines Stabes kann ein aufmerkſames Auge doch die Richtung deutlich erkennen, nach der er fallen wird und ſo bleibt es dabei, daß ich verbraucht bin, wenn mir nicht ein mächtiger Impuls von außen gegeben wird, d. h. die Mittel — große Mittel — um Das zu verwirklichen, was ich ſchon mehrmals als den Inhalt einer möglichen zweiten Periode meines Lebens hingeſtellt habe. Ich habe, als Du im Wahne, Du habeſt es mit einem ſinkenden Muthe und nicht mit einer klaren Erkenntnis zu thun, Dich redlich bemühteſt, mir Ziele zu geben, deren totale Abweſenheit ich offen beklagte,

bitter lächeln müssen; denn in der Hauptsache führtest Du Augiasställe an, deren Reinigung ich bewerkstelligen soll und Arbeiten, die ich oben schon charakterisierte: Lasten, Lasten, Nichts als Lasten.

Die äußeren Verhältnisse begründen keine kleinere Verschiedenheit zwischen uns. Du sehnst Dich, mit Deiner begnadeten Individualität des Sonntagskindes *par excellence*, Dir völlig selbst genügend, und einem angeborenen Zuge Deines Wesens folgend, den unser engvereintes Geistesleben noch um so mehr in Dir vertieft hat, als er auch in mir und vielleicht noch viel mächtiger als in Dir vorhanden, nach einem stillen verborgenen Winkel weit abseits der großen staubigen Landstraße und glaubst der guten Vollendung Deiner Arbeit auch nur in einem solchen sicher sein zu dürfen. Ich dagegen könnte Das, was ich in der nächsten Zeit zu thun habe, überall thun.

Hiernach war doch der Ausdruck, daß ich mich Dir zur „Verfügung" stelle, kein der Wirklichkeit entsprechender.

Doch lassen wir Das. Wer weiß, was die Zukunft bringen wird, und ich wiederhole deshalb die bestimmte Versicherung, daß ein ungestörtes Leben mit Dir, auch in meinen Wünschen liegt, daran die Hoffnung knüpfend, daß es mir eine Aufgabe gebe, deren Bewältigung mich mit Lust erfüllt.

Aber wenn ich nun Alles in Deine Hände lege, da darf ich wohl jetzt erwarten, daß Du aus den Allgemeinheiten heraustrittst, „ein Försterhaus tief im Walde", eine „einsame Fischerhütte am Meer", eine „Mühle hoch im Gebirge" u. s. w. und einen bestimmten Ort namhaft machst, wohin wir ziehen wollen. — — —

Ich glaube, Bergen wäre der richtige Ort, wenn Du Deine Bedenken gegen die Nähe Offenbachs fallen lassen willst. Wir müssen ja nur Einsamkeit haben und nicht im selben Ort mit den Anderen wohnen. Letzteres ist ein *conditio sine qua non*, aber nur der häufigen Unterbrechungen ohne alle Bedeutung wegen. Bergen erfüllt dann so gut den wahren Zweck wie Kronberg, Seeheim oder ein xbeliebiges Dorf im Harz.

Auch wäre alsdann die Bibliothek in der Nähe und die Gegenstände der früheren Haushaltung. Manches Bedürfnis kann hier schnell befriedigt werden, das sonst schwer zu stillen und dadurch quälend wäre.

Am 1. November 1875 kam Mainländer nach Beendigung seines Militärjahres wieder in Offenbach an — als ein mit Todesgedanken ringender Mensch, wie sich aus folgenden Aufzeichnungen ergibt.

Dezember 1875.

Wie Du Dich nach meinen Briefen aus der letzten Zeit meines Halberstadter Aufenthaltes und nach der bestimmtesten Erklärung über meinen Zustand, der Hoffnung hast hingeben können, mit mir ein glückseliges langes Leben zu führen, mich bis zu meinem natürlichen Tode allein zu

besitzen — Das ist mir unbegreiflich. Ich kam mit der Aussicht hierher, drückende, mühselige Arbeiten, zu denen ich verpflichtet war, zu erledigen — darüber hinaus starrte ich (wie ich noch jetzt starre) in das Nichts, oder auf eine dunkle Bahn, von der Dich Deine Natur entfernt, die ich also einsam durchlaufen muß. Daß neben die drückenden Arbeiten, durch eine eigentümliche Hast, die ähnlich der Hast des Insects ist, mit der es im Herbst seine letzten Eier legt, um darauf zu verenden, noch eine berauschende duftige Nachblüthe meines Geistes getreten ist, ist Nebensache. Es ist alles Aehrenlese auf abgeernteten Feldern und giebt Arbeit auf Monate, nicht für Jahre. Soll ich nach der Reife dieser Frucht nicht, aus Mangel an jedem Motiv, mit Wollust den Tod suchen, so muß ich die sozialdemokratische Bahn betreten, die mich aufreibt und sofort betäubt gegen die verlockenden Stimmen dieser Sehnsucht nach der absoluten Ruhe, der Erlösung für immer.

Das ist Alles genau so, wie ich es von Halberstadt geschrieben habe: . . . Denn ich täusche Niemand, ich bin seit Jahren klar mit mir und spiele nicht Verstecken mit Anderen. Die Rede, die mich sofort auf die höchste Woge der Partei heben wird, liegt in den Grundzügen vor mir und ihre Ausarbeitung verlangt nur zwei Tage. Ich brauche dann nur mit den Führern der heutigen Sozialdemokratie zwei Worte zu sprechen, dann eine Versammlung in Frankfurt zu berufen und am dritten Tage werden alle Zeitungen von mir reden und alle Arbeiter mit verzehrender Glut an meinem Munde hängen, der, wie noch keiner vorher, ihre Sache klarlegte und vertheidigte.

Ob ich die Ruhe des Todes allem Dem vorziehen und mit ihm den letzten Schluß meiner Lehre besiegeln werde — Das weiß ich jetzt noch nicht. Das aber weiß ich, daß ich kein geistiges Phäakenleben, weder auf Grund eines Goldbergwerkes, noch ganzer Berge von Lorbeerkronen, führen kann . . .

Ich bin durch 34 Jahre erzogen worden von außen und von innen zu politischen Thaten, d. h. zu Thaten für die Menschheit, und wer solche thut, ist abgelöst von Personen und Sachen. Er läßt sich nicht binden, wie sich Albano nicht von der vollendetsten Weiblichkeit, der Linda, binden ließ. Auch kann er alles Persönliche nur in Beziehung auf die Menschheit auffassen, und es giebt einen Standpunkt, wie ich schon mündlich angedeutet habe, wo Ich mich ganz frei fühle, selbst wenn ich Alles persönlich auffasse. Die Menschheit, für die ich, keine persönlichen Vorteile im Auge habend, mein Werk schrieb und jetzt mein Leben einsetze, die muß Dir einmal danken für Alles, was Du mir warst . . .

Daß ich trotz dieser von Personen und Sachen losgelösten Individualität von „gewinnender Liebenswürdigkeit“ sein kann, und trotz meiner

„Philosophie der Milde und Entsagung" mit dem Fuße zu stampfen fähig bin, kann einen objektiv Urtheilenden keinen Augenblick in Verwunderung setzen. Ersteres ist ja allererst möglich durch die Ablösung, und in Betreff des letzteren hat Christus bei den Geldwechslern und vor dem Feigenbaum, der keine Früchte trug bewiesen, daß Leidenschaft und Weltentsagung sehr wohl zusammen in einer Person bestehen können.

Warum also so spitzig stechen?

Ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich, eben weil ich leidenschaftlich bin, die Leidenschaftlichkeit an Anderen nicht vertragen kann. Mein Herz wird eisig unter ihrem Hauche.

In der Taunusstraße, als ich den ersten Band der Phil. d. Erl. schrieb, warst Du matt, mild, traurig, hingebend, auf gutem Wege eine echte Masodhara zu werden. — Das rief alle Sympathien in mir wach und die Frucht war ein schönes Leben und eine schöne ungetrübte Erinnerung.

So schließe ich auch heute. Werde wieder, was Du damals warst. Lasse Dich wieder vom Odem des Todes, aller Menschen Ziel, anwehen, wie damals und zwinge dadurch auf unser beider Bahn den Sonnenschein zurück für die kurze Zeit, die wir noch vor uns haben. Denn jenseits der nächsten sechs Monate ist, wie schon gesagt, für mich das Grab oder ein Weg, den Dein Fuß nicht betreten kann. In Deine Hand ist es gegeben, Dir, vielleicht auch mir, (nämlich, wenn ich die Partei-Bahn betrete) eine neue schöne Erinnerung zu schenken.

Du hast keinen besseren Freund auf der Erde als mich — aber mein Herz gehört keinem Vater, keiner Schwester, keinem Bruder, keinem Freunde, nicht einmal der Menschheit allein — — — es gehört meinem Gott.

Einige Tage später.

Ich bezwinge mich und beantworte Deinen seltsam überhasteten Beschluß, wie ich möchte, nicht. Ich wiederhole nur: „Sei vernünftig" und „in Deine Hand ist es gegeben".

Warum hast Du zu den „Zeugen der eigenen Hand", die Du wieder mich aufrufst, den Brief nicht beigelegt, wo ich klar und deutlich, noch in Halberstadt, meinen Seelenzustand geschildert habe? Auf ihn allein habe ich mich bezogen, weil er einer der letzten, wenn nicht der letzte war.

Die anderen Briefe beweisen nichts. Gewiß würde ich am liebsten die „Hochschule" gründen; aber Alles schweigt um mich herum, und wenn Du aufmerksam meinen Brief liesest, so wirst Du finden, daß ich immer, immer von einem äußeren Anstoß gesprochen habe! Er ist nicht vorhanden. Die Sache verbietet sich also von selbst.

Trotzdem — und das ist der zweite und wichtigste Punkt — könnte mich zehn Mal so viel „erbliche Anlage", als ich zur Melancholie besitze,

nicht in den Tod treiben. Eine ruhige friedliche Thätigkeit könnte sie allerdings schon am zweiten Tage zerstören, aber keine agitatorische, die sich voll und ganz dafür einsetzt, den armen verdüsterten Brüdern da draußen ein menschenwürdiges Dasein zu erringen. In ihr liegt Betäubung und Befriedigung.

Erwähle ich sie nicht, so sterbe ich aus Mangel an jedem Motiv, wie ich bereits deutlich erklärt habe, nicht wegen der Überhandnahme von „Verdüsterungen", deren sich „ein Gesetzgeber der Menschheit mit männlicher Kraft erwehren soll".

Es ist aber fast gewiß, daß ich sie erwähle. Das Schicksal spricht zu deutlich: ich werde auf die Bahn von allen Seiten gepeitscht, und es durchzuckt mich bei allem Widerstreben der Gedanke, daß ich dort noch ein besseres Schwert als „die Philosophie der Erlösung" ist, finden werde.

Vielleicht ist es mir dann noch vergönnt, den Lieblingsgedanken zu verwirklichen: die Schule zu gründen und zwar auf den Trümmern des modernen Staats.

Ende Februar 1876.

Du hast vollkommen Recht, wenn Du sagst, daß wir uns zu „verlieren beginnen" .....

Nicht nur eilst Du zurück, sondern ich eile voran: die Entfernung wird täglich größer. Das Einzige, was ich thun kann, ist einen Augenblick zu warten, Dich aufzufordern, wieder voranzugehen und den Saum meines Kleides zu erfassen; dann die Augen zu schließen, damit Dich kein Schwindel erfaßt. Das ist aber wirklich nichts Anderes als Wiedergeburt verlangen, also fast ein Unmögliches. Indessen

Bei Gott sind alle Dinge möglich.

Meine innere Entwickelung ist eine Thatsache, mit der Du Dich auf irgend eine Weise auseinandersetzen mußt: sie ist nicht ungeschehn zu machen, noch kann ihr weiterer Verlauf eingehalten werden.

Meine innere Entwickelung vollzieht sich nach dem Gesetz der Fallgeschwindigkeit, d. h. sie nimmt im Quadrat zu. Es ist eine Entwickelung, bei deren Anblick es wohl Starken wie Schwachen, Gebildeten wie Ungebildeten zu Muthe wird, wie dem Sekretair Egmonts:

„Verzeiht, Herr, daß es mir schwindelig wird, wenn ich in rasender Eile, einen Mann dahinfahren sehe." —

Ich verließ Halberstadt im Wahne, ich fände hier Correkturarbeit und hätte nebenbei eine Aehrenlese zu bewerkstelligen. Dann sah ich das Grab. Ich schrieb, daß ich vom Tod nur durch eine Aufforderung von außen abgehalten werden könnte, und daß ich eine solche Aufforderung für unmöglich hielte. In mir schwieg Alles und ich schreckte vor einer Berührung mit der Welt zurück.

Ich kam in Offenbach an.

In zwei Monaten (November und December) corrigirte ich mit Dir noch einmal durch das ganze Manuskript:

1) Die Hohenstaufen
2) mein Werk die Phil. d. Erl.

Ich ordnete 3) drei Tage lang meine Papiere;
ich schrieb 4) Rupertine del Fino
5) 600 Druckseiten klein 8: Aus meinem Leben.
Ich führte 6) eine sehr umfangreiche Correspondenz und läuterte in drei Tagen den Stoff zu
7) Budha und Tiberius, so daß sie jederzeit gedichtet werden können.
Ich las 8) regelmäßig die Zeitungen
corrigirte 9) die schwierigen Druckbogen der Phil. d. Erl.
und die noch schwierigeren der Hohenstaufen mit Dir
und studirte 10) die Psalmen, Hiob, Koheleth,
nochmals Zeile für Zeile *Manual of Budhism*,
Plato's Staat
Parzival.

Am 4. Januar begann ich dann meine Essays und in wenigen Tagen, d. h. noch ehe dieser Monat (Februar) zu Ende geht, wahrscheinlich noch früher, werden sie fertig sein. Sie werden 6—700 Druckseiten gr. 8° ausmachen und die Phil. d. Erl. muß vor ihnen erbleichen wie die Sterne vor der Sonne.

Und in dieser fieberhaften Tätigkeit kam auf einmal die Stimme von daher, wo ich sie nie, nie vermuthet hätte: von innen.

So sagte ich Dir denn zuerst: ich hätte nur eine Wahl zwischen öffentlicher Tätigkeit und dem Tode.

Aber schon wenige Tage nachher mußte ich schreiben: der Tod sei unwahrscheinlich geworden.

Und wieder nur wenige Tage nachher brach der Sturmwind in mir los, der wächst und wächst mit jeder Stunde, den Nichts mehr aufhalten kann. Und käme unsere Mutter aus dem Grabe und würfe sich mir entgegen, ich würde sie von mir schleudern wie jetzt Dich, und über ihren greisen Kopf wegschreiten, trunken den Blick in die strahlende Ferne, in das Bild einer leidlosen Menschheit vertiefend.

Und wäre ich der blödeste, dümmste Mensch, ich würde doch mit diesem „Wettersturm" in der Seele, wie Wolfram singt, und der unerschütterlichsten Zuversicht Alles vollbringen, was ich vollbringen muß, und, weil ich es vollbringen muß, vollbringen werde.

Ich werde von außen furchtbar geschüttelt werden, aber die Seele ist unbe-

weglich und erdenfremd: sie wird lächeln, während das Auge weint und der Leib schreit.

Ich ein Socialdemokrat? Ich ein Haupt der Social-Demokraten wie Lassalle? O! welche Entfernung liegt schon zwischen uns, die kaum noch eingeholt werden kann.

Gestern schrieb ich:

Fragt man mich, ob ich Bürger eines idealen Staates sein wolle, so werde ich rund sagen: Nein!

Fragt man mich dagegen, ob ich Gut, Blut und Leben an die Verwirklichung eines idealen Staates setzen wolle, so werde ich ohne Umschweife und Limitationen sagen: Ja!

Ich würde Nein sagen, weil ich mit Absicht auf mein individuelles Wohl gar kein Interesse an einem idealen Staate habe.

Ich würde dagegen Ja sagen, weil die Erlösung der Menschheit vom idealen Staate abhängt.

Ich füge hinzu: Also kein Mitglied der Partei, kein Mandat von der Partei, keine Concession dieser Partei: aber über der Partei Alles für die Partei.

Schon Gutzkow schrieb vor Jahren:

Unsere Zeit ist reif für eine neue Messiasoffenbarung. Was würden denn die Mächtigen beginnen, mit einer Persönlichkeit, die u. s. w. — — — Er wäre der Welt, was Christus den Juden war.

Es ist eine Stille in den Seelen der Welt eingetreten, das Wehen und Nahen der Gottheit zu vernehmen.

Auch ist es die Gottheit, die mein neues Werk schreibt; es ist der Geist, in dem ich vor der Welt war, der meine Hand führt. Auf gewöhnliche, rein individuelle Weise ist meine Thätigkeit gar nicht zu erklären.

Hänge Dich an mich, wenn Du mir folgen willst: wenn Du mich hindern willst, zertret' ich Dich. Es giebt für mich kein privilegirtes Individuum mehr, ich kann keine Unterschiede mehr zwischen Mensch und Mensch machen.

Und nun möge der äußere Mensch bewegt werden.

Hier kann ich nur die ernste Mahnung an Dich richten: Spiele nicht mit der Macht und mit der Kraft, die Dir gegeben ist. Im Übrigen bitte ich Dich vernünftig zu sein. Voltaire sagt:

Nous n'avons que deux jours à vivre; il ne vaut pas la peine de les passer à ramper sous des coquins méprisables (*coquins* und *méprisables* hier mit *appréhension* und *déplorable* zu übersetzen).

Denk an das Wort des Jean Paul im Titan:

Wer irgend Etwas noch fürchtet im Universum, und wäre es die Hölle, Der ist noch ein Sklave, und höre auf mit Phantomen zu kämpfen. Erkläre aus meiner Ungeduld und Hast manche Vorfälle, aber leite diese nicht aus Quellen ab, die nicht existiren.

Aus verschiedenen Blättern vom Januar—März 1876.

Ich gebe den Kampf auf. Ich sehe zu deutlich ein, daß Du mich nie verstehen wirst, so wenig wie die Phil. d. Erl. in Deinem Herzen gezündet hat.

Ich brauche Niemand, der mich auf meiner einsamen Bahn anfeuert, aber ich darf auch Niemand haben, der meine Flügel bindet. Wie soll eine *sympathie de coeur* noch zwischen zwei Wesen möglich sein, von denen das Eine für Ziele erglüht, die das Andere verabscheut? So mein Eintritt in das Heer, so meine bevorstehende Verbrüderung mit der *„crapule"*; Beides aus Prinzipien entsprungen, mit denen ich stehe und falle. Da ist nur noch eine *sympathie d'épiderme* möglich. Das würde ein Kind einsehen. —

Du meine Schülerin! Ach! ach! was brechen da für Wunden auf! In welchem Lichte erscheint mir da der rebellische Menschenstoff, an den ich heranzutreten vorhabe, wie nothwendig erscheint mir da, daß neben das Wort der „Phil. d. Erl." der Zwang der That kommen muß, daß nicht nur gepredigt werden darf: Verzichtet auf Geld und Gut und liebt euch, sondern auch daß das Eigentum und alles andere, das letzte Band, das Menschen an Menschen kettet, tatsächlich vernichtet werden muß.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nur eine Wiedergeburt (war das wirklich so schwer zu verstehen?) kann unser Inneres wieder zusammenführen; einem äußeren Zusammenleben steht nichts im Wege. — —

Wenn Einer in den Tod gehen will, so kann ihn keine Macht des Himmels und der Erde davon abhalten. Einem solchen Ereignis steht der Einzelne immer gegenüber wie einer Überschwemmung, einem Erdbeben u. s. w. — —

Ich war froh, Dich auf besserem Wege zu sehen: Und nun muß ich in betreff meines beabsichtigten Eintretens in die sociale Bewegung, das doch im engsten Zusammenhange mit meiner Philosophie steht, wieder Auffassungen begegnen und Sätze lesen, die der verbohrteste, dünkelhafteste Aristokrat nicht anders leisten könnte und die wie in bengalischer Beleuchtung die Kluft zeigen, die zwischen unseren Seelen liegt. Ich darf mich wirklich nicht mehr wundern, daß ein Holzapfelbaum keine Renetten trägt.

Die unerhörte Logik dich darüber anzuklagen, daß Du durch Unterschaffung der Phil. d. Erl. in einen geeigneten Verlag — „mit eigener Hand mein Sterbekleid gewoben" (!) oder „was noch schlimmer, mir die Bahn zum Sturz in den *gouffre* der *crapule* klar gemacht."!! (Warum nicht lieber gleich in den Höllenpfuhl?)

Mögest Du aus anderen Gründen, als jetzt, nie bereuen, das Werk in den Hafen gesteuert zu haben. Einstweilen aber glaube mir, daß der Kampf auf hoher See nun erst für es anhebt. Nur ich werde (indem ich nur eine Richtung betone) die Kraft haben, die tausend und tausend Angriffe zu er-

tragen, die mir das Buch einbringen wird. Ich werde bis an's Knie in Geifer und Lügen waten müssen; meine Gegner kämpfen um ihr Brod, und da ist ihnen jedes Mittel gut. Hättest Du nur eine Ahnung von Dem, was das Buch angreift, so würdest Du Dich dreimal für einmal besonnen haben, es über jede weitere Fährlichkeit hinaus geborgen zu nennen.

Ich habe für meine neuen Arbeiten mir selbst den Weg zu bahnen mit vorheriger Überwindung der mir durch die Phil. d. Erl. entstandenen Schwierigkeiten. Ich muß einen Verleger finden, der, wie ich, seine Person zur Noth einzusetzen bereit, und den finde ich nicht in der Leipziger Königsstraße, noch in Berlin im Königgrätzer Revier. Ich werde ihn aber finden, weil ich ihn finden muß.

Ich ein „Volksredner mit dem dröhnenden Rhetorenschritt genre Lassalle", der „hinter jeden gesprochenen Satz einen unsichtbaren (?)! Trommelwirbel, einen Tusch, eine Fanfare als Quittung der geliebten Menge setzt!" — —

Wenn ich zu ihnen rede, muß es sein, als lese man ihnen aus dem Buch eines Verstorbenen vor ....

Es muß sein, als ob ein Geist zu ihnen spräche, der, nachdem er gesprochen hat, in sein Grab zurückkehrt.

Denn todt ist der Ehrgeiz in mir, die Lust an jedem Motiv, das die Menschenbrust bewegt.

*

Der Wunsch, die sozialdemokratische Laufbahn zu betreten, scheint vorübergehend gesiegt zu haben, wie sich auch aus dem Schluß der Selbstbiographie ergibt, der am 7. März 1876 geschrieben ist:

Am 1. November 1875 kam ich in Offenbach wieder an. Ich glaubte, als ich Halberstadt verließ, daß ich in der Heimat nur die Druckbogen meiner Philosophie der Erlösung zu besorgen und nebenbei eine kurze Aehrenlese zu halten hätte. Da keine Stimme in mir sprach und außen Totenstille herrschte, so beantwortete ich die Frage: was dann? mit einem sehnsuchtsvollen Aufwallen des Herzens nach absoluter Ruhe.

Aber es kam anders.

Ich sah nochmals das Manuskript meines Hauptwerks durch. Dann begann ich die zweite Hälfte dieses Buchs. Dann schrieb ich in zehn Tagen eine Novelle, meine erste und letzte, *Rupertine del Fino*, nur weil meine Schwester behauptete, ich könne keine Novelle schreiben. Dann schrieb ich den ganzen zweiten Band meiner Philosophie der Erlösung, wiederum zunächst dieser Schwester zuliebe, der ich ihn schuldete, wie man einem treuen Kameraden auch dann noch ein gegebenes Wort einlöst, wenn die reißende Strömung im Flusse der Entwickelung aller Dinge in und außer uns, den ursprünglichen Kern eines solchen Versprechens im Wesentlichen ganz verändert.

Und während des Schreibens wurde in meinem Herzen das erstickende Mitleid mit der Menschheit geboren: da sprach auf einmal laut und vernehmlich der göttliche Athem in mir:

„Noch bist Du nicht verbraucht; du mußt mir noch dienen. Dann gehe ein in den ewigen Frieden.“

Vor zwei Jahren noch hatte ich meiner Schwester erklärt: Du hast Recht. Ich kann nicht anders für das Volk im Staate wirken als durch die Feder. Mein ganzes Wesen lehnt sich dagegen auf, mich in diese socialen Wirren zu stürzen. . . . .

Heute treibt mich ein Wirbelwind mitten in das Volk, und entstiege meine Mutter dem Grabe und würfe sich mir entgegen, ich würde über ihr greises Haupt schreiten.

*

Die letzte schriftliche Äußerung, die wir von Mainländer besitzen, ist ein Brief vom 27. März 1876 (vier Tage vor seinem Tode) an seinen Verleger:

Die Kritik Hartmann geht morgen an Sie ab. Da ich mit meiner Philosophie stehe und falle, mithin auch mein Standpunkt Hartmann gegenüber, durch Nichts Kommendes verrückt werden kann, so wiederhole ich meine Bitte um sofortige Drucklegung, wenn Sie keine anderen Bedenken haben.

Den mir in Ihrem w. Schreiben vom 23ten angekündigten ersten Exemplaren des vollendeten Werkes sehe ich entgegen. 6 davon wollen Sie direkt an die Adresse meiner Schwester gehen lassen, drei andere in deren Auftrag an Prof. Drobisch, Gutzkow und Gottschall senden. Die übrigen werden in Geschenken aufgehen, hierbei aber sehr wahrscheinlich auf indirektem Wege zu einigen guten öffentlichen Urtheilen führen. Übrigens sind heftige Angriffe fast mehr werth als Lobhudeleien gemäß dem Goethe'schen Wort:

„Alle Gegner einer geistreichen Sache, großen Idee schlagen nur in die Kohlen; diese springen umher und zünden da wo sie sonst nicht gewirkt hätten.“

Überhaupt fasse ich meine Philosophie als Grundbaß der anhebenden Geschichtsperiode auf und mein Hauptbemühen wird sein, gleichzeitig mit meinem entscheidenden Angriff gegen Hartmann, in welchem das versinkende Alte und Absurde noch einmal aufgeflackert ist, von unten herauf energische Stimmen ertönen zu lassen. Vielleicht treten die Folgen hiervon nicht schnell in die Erscheinung, aber ich hoffe, daß Sie so wenig wie ich zu den Ungeduldigen gehören, die das Korn schon am Mittag schneiden wollen, das sie bei Sonnenaufgang gesät.

*

Am 31. März 1876 hielt Mainländer den ersten Band seines Werkes in Händen. Er äußerte, sein Leben habe nun keinen Zweck mehr. In der folgenden Nacht machte er ihm ein Ende.

Christoph Schrempf: Glossen zum Fall Jatho.

Bis dieser Aufsatz in die Hände der Leser kommt, wird die Aufregung über den Fall Jatho niedergebrannt sein. Dann wird auch, was kein Schaden ist, das Zufällige, das dieser wie jeder Fall an sich hat, zurücktreten. Und dann ist die Zeit gekommen, ihn, damit er nicht ganz vergeblich sei, zu verarbeiten. Dazu möchte ich im folgenden einen Beitrag geben. Und zwar möchte ich die theologische Bedeutung dieses Falls etwas beleuchten, die zumeist, wie mir scheint, ziemlich obenhin genommen wird. Ich hoffe, daß es auch den Laien interessieren wird, ihn von dieser Seite genauer zu betrachten.

I.

Der Rechtsgrund für Jathos Entfernung aus dem Pfarramt ist, daß seine Wirksamkeit innerhalb der evangelischen Landeskirche Preußens unvereinbar sei mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnis der Kirche einnehme. Aber welche Stellung hat denn das Bekenntnis selbst in der Kirche?

Die evangelische Kirche der Rheinprovinz „anerkennt die fortdauernde Geltung ihrer Bekenntnisse". Das kann nur bedeuten, daß sie ihre Bekenntnisse in dem Sinn weiter bekennt, wie sie einst aufgestellt wurden. Hätte das Bekennen dieser Bekenntnisse seit deren Entstehung seinen Sinn geändert, so wäre die „fortdauernde Geltung" ja nur Schein. In welchem Sinne wurden nun die Bekenntnisse von der Kirche einst aufgestellt? Und werden sie in diesem Sinne heute noch fort bekannt?

Die Kirche hat sich einst im Bekenntnis ihren Glauben oder ihre Lehre (beides galt ihr damals gleich) auf die Formel gebracht, um einen Glauben oder eine Lehre aus ihrem Bereich ausschließen zu können, die sie ausschließen zu sollen glaubte: weshalb der Fortschritt in der Ausbildung des Bekenntnisses immer die Absplitterung von Sekten oder die Kirchentrennung zur Folge hatte. Auf einfachste Weise geschah das schon sehr frühe in dem Taufbekenntnis, das dem Apostolikum zugrunde liegt: jede Bestimmung desselben sollte eine bestimmte Ketzerei abwehren. Dem Bedürfnis der Zeit entsprechend wurde das Taufbekenntnis im Nizänum und Athanasianum genauer ausgeführt: wobei auf die neuen, detaillierten Bestimmungen das größere Gewicht fiel, weil durch sie die Irrlehren der Gegenwart abgewehrt werden sollten. In veränderter Richtung wurde diese Detaillierung der Bekenntnisse im sechzehnten Jahrhundert fortgesetzt, bis man auf lutherischem Gebiet in der Konkordienformel die reine Lehre, das heißt den richtigen Glauben, unzweideutig festgesetzt zu haben glaubte. Auch hierbei fiel der Nachdruck natürlich immer auf die letzte, genaueste Bestimmung, weil durch

sie die Irrlehre, die der Gegenwart drohte, ausgeschlossen werden sollte. Dieser Prozeß der Bekenntnisbildung ist in sich folgerichtig und klar.

Dabei hat doch die zweite bekenntnisbildende Periode, die Reformationszeit, eine Neuerung gebracht, die die Sicherheit und Bestimmtheit des Bekenntnisses gefährdete. Da hat man nämlich nicht bloß die reine Lehre, wie einst, festgestellt und gegen die Irrlehre abgegrenzt, sondern in das Bekenntnis selbst den Grund seiner Geltung aufgenommen. Die Reinheit der Lehre garantierte man sich dadurch, daß sie aus der Heiligen Schrift geschöpft sei. Wie aber, wenn es strittig wird, ob im Bekenntnis der Sinn der Heiligen Schrift richtig wiedergegeben sei? Was soll dann gelten? das Bekenntnis selbst? oder die Heilige Schrift? Oder vielmehr: die im Bekenntnis niedergelegte? oder die neu aufgekommene Deutung der Heiligen Schrift? Dieser Fall wurde nicht scharf ins Auge gefaßt, obwohl man auf Grund der gemeinsamen Autorität der Heiligen Schrift nicht zur Verständigung gelangen konnte. Jeder glaubte eben für sich des richtigen Verständnisses der Schrift sicher zu sein. Noch weniger dachte man daran, daß die Heilige Schrift selbst auch einmal von Christen, ja im Namen des christlichen Glaubens, könnte beanstandet werden. Indem man aber die Begründung des Bekenntnisses durch die Heilige Schrift in das Bekenntnis selbst aufnahm, wurde dieses mit dem Keim der Zersetzung infiziert.

Hatte die Ausbildung des Bekenntnisses schon bisher sich immer nur gegen einen innern Widerstand in der Kirche durchsetzen können, so trat jetzt eine rückläufige Bewegung ein. Ich kann sie hier nicht einmal skizzieren; aber es genügt auch, sich die Motive zu verdeutlichen, die sie erzwangen.

Da die fortschreitende Detaillierung des Bekenntnisses (die ihrer Natur nach ins Endlose gehen mußte) eine fortschreitende Zersplitterung der Kirche mit sich brachte, wurde aus praktischen Gründen der Nachdruck gelegt auf die Grundgedanken des christlichen Glaubens, die zugleich den gemeinsamen Besitz aller Christen bilden sollten. Dadurch wurde das Gewicht der Einzelbestimmung des Bekenntnisses vermindert.

Da die Frucht der Rechtgläubigkeit für das wirkliche Leben von sehr zweifelhaftem Wert war, mußte die Frage entstehen, ob die Reinheit des Glaubens und der Lehre überhaupt den Heilswert habe, der allein den Kampf um das Bekenntnis rechtfertigte. Dadurch wurde das Gesamtgewicht des Bekenntnisses vermindert.

Endlich verschob sich der Schwerpunkt des religiösen Lebens in dem Maße, daß er nicht mehr mit dem Schwerpunkt des Bekenntnisses zusammenfiel. In der ersten bekenntnisbildenden Periode war der Schwerpunkt des religiösen Lebens das Mysterium des Gottmenschen; in der zweiten bekenntnisbildenden Periode war der Schwerpunkt des religiösen Lebens die Rechtfertigung allein

aus dem Glauben; darum wurde also je mit Leidenschaft gekämpft; um diese Punkte kristallisierte sich je das Bekenntnis. Heute wird — im Ernst — nicht mehr um den Gottmenschen und nicht mehr um die Rechtfertigung allein aus dem Glauben gekämpft; sondern um Gott. Die religiöse Frage der Gegenwart ist: ob Gott nur ein leeres, wertloses Traum- und Wahngebilde ist, oder eine notwendige regulative Idee, oder eine Macht des Geistes, der wir bedingungslos überantwortet sind und uns auch bedingungslos überlassen können. Darum wird heute im Ernst gekämpft. Diese Frage ist aber im Bekenntnis nicht bewußt vorgesehen, nicht ausdrücklich beantwortet, also gewiß auch nicht der Schwerpunkt des Bekenntnisses. Fällt aber der Schwerpunkt des Bekenntnisses nicht mehr mit dem Schwerpunkt des religiösen Lebens zusammen, so hat jenes in diesem keinen festen Halt, jenes für dieses kein vitales Interesse mehr.

Aus dem allem begreift sich als Folge, daß der Zweifel an der Wahrheit des Bekenntnisses in der Kirche so weit um sich greifen konnte, wie es tatsächlich der Fall ist. Die geschichtliche Forschung hat die geschichtlichen Bestandteile und Grundlagen des Bekenntnisses in Frage gestellt (die Menschwerdung Gottes als geschichtliches Ereignis); die Besinnung auf die Bedingungen und die Tragweite des menschlichen Erkennens hat die Aussagen des Bekenntnisses über Gott untergraben (Trinität); eine Veränderung der Gemütsstimmung macht uns gewisse Urteile des Bekenntnisses über das Menschenleben unleidlich (Erbsünde, Ewigkeit der Höllenstrafen). Doch ist das im einzelnen immer Nebensache; die Hauptsache ist, daß Ton und Geschmack des Bekenntnisses uns überhaupt nicht mehr ansprechen. Ich schätze die Geistesarbeit, die im Bekenntnis niedergelegt ist, sehr hoch ein; trotzdem kann ich mir es nicht verbergen: Ton und Geschmack des Bekenntnisses spricht mich nicht an; weniger als Ton und Geschmack in der Apologie des Sokrates, in den Reden Buddhas, in den Sprüchen Laotses; während mich freilich Ton und Geschmack gewisser Partien des Neuen Testaments noch stärker anspricht als diese Denker.

Nun darf ich allerdings hierin nicht ohne weiteres von mir auf andere schließen. Aber die Art, wie die Bekenntnisgläubigen den Bekenntnisstand der Kirche verteidigen, scheint mir deutlich zu zeigen, daß auch für sie das Bekenntnis nicht mehr dasselbe ist wie für die Urheber des Bekenntnisses.

Verdächtig ist schon die in dem Bekenntniskampf der Gegenwart beliebte Betonung der Notwendigkeit einer kirchlichen Ordnung. Das Bekenntnis ist nicht der Ordnung wegen geschaffen worden, sondern aus einem viel tieferen und wesentlich verschiedenen Interesse: um Heil suchenden Menschen den sicheren Weg zum Heil zu weisen. Athanasius und Luther waren keine bloßen Ordnungsmenschen, sondern doch noch etwas ganz anderes.

Aber der Heilswert des Bekenntnisses ist so gut wie allgemein preisgegeben. Wer wagt noch mit dem Athanasianum denen die Seligkeit abzusprechen, die nicht den rechten Glauben an den dreieinigen Gott und an den Gottmenschen Jesus Christus haben? Welcher Lutheraner wagt heute dem Katholiken zu sagen, daß er nicht selig werden könne, weil er sich nicht auf die Rechtfertigung allein aus dem Glauben verlasse? Auch das Spruchkollegium hat Jatho nicht gesagt, daß er seine Gemeinde vom Weg des Heils abgeführt habe; hat Jathos Gemeinde nicht gesagt, daß sie mit dem Glauben, den Jatho sie gelehrt, nicht selig werden könne. Und das wäre doch die Hauptsache gewesen — wenn man an den Heilswert des Bekenntnisses glaubte.

Endlich hält es auch der preußische Oberkirchenrat weder um der Ordnung noch um des Heils willen für notwendig aus den einzelnen Bestimmungen des Bekenntnisses ein „starres Lehrgesetz" zu machen; und es scheint ihm sogar so überflüssig wie unmöglich, genau zu definieren, was im Bekenntnis unbedingt festgehalten werden müsse, was als diskutabel freigegeben werden könne. (Luther hat in den Schmalkaldischen Artikeln bekanntermaßen eine solche Unterscheidung gewagt.) Aber die ursprüngliche Tendenz des Bekenntnisses ist, eine sichere Grenze zwischen dem Wahren und dem Falschen zu ziehen; wozu hätte man denn sonst um das einzelne Wort gekämpft? Auch hat das Spruchkollegium gegen Jatho nicht die scharfen Bestimmungen des Bekenntnisses zu setzen gewagt, sondern nur schwankende, schillernde Ausdrücke der erbaulichen Sprache. („Gott, der Vater im Himmel" — „der Christus der Heiligen Schrift", „der auferstandene Herr und Heiland" — „Abstand des sündigen Menschen von dem heiligen Gott" und dergleichen.)

Wer aber die Autorität des Bekenntnisses im einzelnen und den Heilswert des Bekenntnisses im ganzen aufgegeben hat, der hat überhaupt das Bekenntnis in seinem ursprünglichen Sinn aufgegeben. In der Tat hat der Kampf der Bekenntnisgläubigen um das Bekenntnis keinen rechten religiösen Ernst: wie auch der Kampf gegen das Bekenntnis zumeist des religiösen Ernstes entbehrt. Zum religiösen Ernst gehörte, daß alles Feilschen um ein Mehr oder Weniger abgelehnt und auf eine grundsätzliche, klare und sichere Bestimmung des Verhältnisses zum Bekenntnis gedrungen würde: davon will man aber hüben wie drüben gleich wenig wissen.

II.

Wer dem religiösen Leben der Gegenwart dienen will, muß in dem Schwerpunkt desselben Fuß fassen und von da aus zu wirken suchen. Fällt der Schwerpunkt des religiösen Lebens in der Gegenwart nicht mehr mit dem Schwerpunkt des kirchlichen Bekenntnisses zusammen, so kann das Bekenntnis nicht mehr Grundlage einer religiösen Wirksamkeit sein. Soll

der Pfarrer heute etwa das Mysterium der Menschwerdung Gottes zum Angelpunkt seiner Predigt machen? oder die Rechtfertigung allein aus dem Glauben? Eins ist so unmöglich wie das andere. Denn die Voraussetzung wäre, daß für Prediger und Gemeinde nur das noch in Frage kommen könnte: wie der Mensch in das richtige Verhältnis zu Gott kommt; Gott selbst aber, sein Dasein und Wesen nicht in Frage stünde. Mit dieser Voraussetzung ist aber nicht mehr sicher zu rechnen. Naturwissenschaft und Religionsgeschichte haben den naiven Gottesglauben zerstört, auf dem sich die Heilswahrheit des Bekenntnisses aufbaut. Oder: der naive Gottesglauben, den das Kind durch Vermittlung der Kirche noch überkommt, muß sich mit der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Bildung der Gegenwart auseinandersetzen und wird bekanntermaßen sehr häufig durch diese zersetzt.

Also: Gott selbst ist zum Problem geworden: das kann die Kirche nicht mehr ignorieren. Ehe sie mit der Verkündigung des Bekenntnisglaubens beginnen kann, müßte sie dem Hörer das Gottesproblem gelöst haben; wenigstens so weit, daß es dem ehrlichen, vorsichtigen Menschen begreiflich würde, wie man in der Gegenwart von Gott als einer Realität, die als Hauptfaktor in die Lebensrechnung aufzunehmen wäre, noch reden kann. Das Bekenntnis selbst bietet dafür keinen Anhalt: es hat sich nur mit einer falschen Auffassung Gottes, nicht mit der Leugnung Gottes auseinanderzusetzen gehabt, kennt also das Gottesproblem in seinem gegenwärtigen schrecklichen Ernst noch nicht. Ebensowenig gibt die Schrift dafür einen Anhalt. Der äußerste Zweifel, den sie kennt, ist in der Frage Jesu enthalten: „mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — worin Gott selbst immer noch unerschütterte Voraussetzung ist. (Auch Qohelet und Hiob führen nicht darüber hinaus.) Der moderne Mensch aber fragt in seiner höchsten Not vielmehr: ist Gott? Das heißt: entspricht dem Wort Gott überhaupt eine Realität, die man für das Leben in Rechnung nehmen kann und muß? Diese Frage wird auch durch den Hinweis auf Jesus nicht genügend beantwortet. Für den, der nicht schon an Gott glaubt, ist Jesus eben ein liebenswürdiger und bedauernswerter Schwärmer, und als solcher etwa auch ein großer tragischer Held: und das war er bloß dann nicht, wenn Gott ist: aber daß Gott ist, wird weder durch seine Lehre noch durch sein Leben genügend begründet. Mir wenigstens vermochte keine „christozentrische" Betrachtung des Lebens über den toten Punkt der Skepsis hinüberzuhelfen; dazu mußte der Anstoß von einer ganz anderen Seite kommen.

So ist der religiösen Wirksamkeit in der Gegenwart eine neue Aufgabe gestellt, zu deren Lösung Schrift und Bekenntnis keine sichere Anweisung geben: das Recht zu gewinnen und nachzuweisen, daß man überhaupt von Gott als einer Realität rede, die man in der Rechnung des Lebens

berücksichtigen kann und muß. Die Kirche hat diese Aufgabe noch nicht begriffen: sie darf sie nicht begreifen, da durch die bloße Anerkennung derselben das Recht ihres Bekenntnisses in Frage gestellt wird. Also wird ihre Lösung dem einzelnen Pfarrer überlassen, auf den überhaupt in der Gegenwart alle wirklich schwere religiöse Arbeit abgeschoben wird. Der hilft sich dann (wenn er es nicht auch vorzieht, diese schwerste Aufgabe der Gegenwart zu ignorieren) tastend zurecht, so gut es eben geht. Dabei soll er sich aber nach seiner Amtspflicht an die Heilige Schrift halten und von dem Bekenntnis nicht abweichen — was wirklich keine Förderung bedeutet in der Lösung einer Aufgabe, die in Schrift und Bekenntnis gar nicht vorgesehen ist.

Von hier aus ist Jathos Wirksamkeit und Schicksal zu verstehen. Jatho machte den tastenden, selbstverständlich unvollkommenen, aber doch ernsthaften Versuch, diese neue religiöse Aufgabe der neuen Zeit zu bewältigen. Die Kirche aber bemerkt nur, daß er dabei mit dem Bekenntnis in Widerspruch kommt, — an das er sich bei diesem Versuch doch gar nicht halten kann, das er bei diesem Versuch sogar ignorieren muß, — und sie wehrt es ihm, diesen Versuch zu machen, obgleich seine Gemeinde ihm bezeugt, daß viele durch ihn den Weg zu Gott gefunden haben. Die Aufgabe, die Jatho zu lösen sucht, ist für sie einfach nicht vorhanden. Das wird durch die Begründung des Urteils über Jatho in ein grelles Licht gesetzt.

Jathos Predigt ist, wie es in der Gegenwart sein muß, wesentlich Zeugnis von Gott. Aber seine Lehrverkündigung, wird ihm vorgeworfen, stehe mit der christlichen Gotteserkenntnis in Widerspruch. Das Vertrauen zu Gott, dem Vater im Himmel, der ursprünglichste Ausdruck christlicher Frömmigkeit, verliere im Zusammenhang seiner religiösen Weltanschauung den festen Grund und unentbehrlichen Halt. Mit Verlaub: welches ist denn der feste Grund und unentbehrliche Halt des Vertrauens zu Gott, dem Vater im Himmel? Das etwa, daß von der Kanzel nur immer Gott „der Vater im Himmel“ genannt wird? Wie wenn „Vater im Himmel“ (ein bloßes Bild!) mehr bezeichnen würde als den Gemütswert, den Gott für den Menschen bekommen kann — wenn nämlich Gott ist! Das bloße Evangelium vom Vatergott bringt keinen ernsthaften Zweifler zum Glauben an Gott den Vater; wenigstens hat an mir seine Kraft versagt. Ja, daß ich mit Gewalt in Gott sofort meinen Vater sehen wollte, hat mir den Weg zu Gott geradezu versperrt. Vorwärts kam ich erst, als ich von der Väterlichkeit Gottes absehen lernte. Da entdeckte ich wenigstens einen Gott, der Geist und Macht, also Geistesmacht ist. Darauf erst festeren Fuß fassend, suche ich jetzt die Geistesmacht „Gott“ als väterlich zu verstehen. Wie man anders über den Zweifel hinauskommen könne (ich meine natürlich nicht

den gemachten Zweifel des Cartesius, sondern den echten, ernsthaften, unwillkürlichen), verstehe ich nicht. Jatho nun sucht offenbar auch zuerst einen Eindruck von Gott zu erwecken als einer Geistesmacht, die alles Leben erzeugt und durchwaltet: auch das Wunderlichste, was er über Gott sagt, dient diesem Zweck. Erreicht er ihn, so hat er schon sehr viel erreicht; er hat damit für das Verständnis Gottes als des Vaters den Grund gelegt. Der heitere, siegesgewisse Optimismus aber, womit er das Leben betrachtet, bezeugt mir, daß er dem Vatergott nahe gekommen ist — näher jedenfalls als ich. Gott hat für ihn den Gemütswert, der durch das Wort „Vater" ausgedrückt ist. Ich vermute, daß die Herren des Spruchkollegiums mit Gott auch noch nicht viel weiter gekommen sind als Jatho. Sie verstehen nur nicht, was Jatho damit leistet, wenn er moderne Menschen Gott als Geistesmacht fühlen oder schauen läßt; und deshalb haften sie an dem bloßen Wort „Vater im Himmel", das Jatho ja schließlich auch hätte gebrauchen können — und besser (als zu abgegriffen) nicht gebrauchte.

Über die persönliche Fortdauer des einzelnen nach dem Tode ist Jatho, wie er selbst sagt, nie zu einer Gewißheit gekommen; — da geht es ihm also eben wie den allermeisten, die darüber ernsthaft nachgedacht haben. Die Gewißheit der persönlichen Fortdauer nach dem Tod ist in der Regel nur anerzogene, offizielle, nicht erworbene persönliche Überzeugung, und hat deshalb auch nicht Kraft und Wert eines das Leben bestimmenden Gedankens. Übrigens ist Jatho in diesem Punkte noch lange nicht der schlimmste; es gibt auch Pfarrer, die darüber freilich zur Gewißheit gekommen sind — nur zur Gewißheit der Verneinung. Daß Jatho in Predigt und Grabrede vom Jenseits gar nicht gesprochen hat, finde ich nicht richtig; aber er durfte ja seiner Ungewißheit nicht Ausdruck geben; da mußte er das Jenseits eben beschweigen. Da er übrigens glaubt, die Menschen kehren im realsten Sinne des Worts zu Gott zurück, hätte er wohl auch dem Bekenntnis gemäß das „ewige Leben" verkündigen können. Und da wir uns von dem Sein in Gott überhaupt keine Vorstellung machen können, hätte er es auch wohl „persönlich" heißen mögen. So hätte sich Jatho mit Leichtigkeit helfen können. Aber er wollte offenbar nicht. Schlimm genug für ihn! Und doch: da haben wir einmal einen Pfarrer, der lieber zu wenig sagt als zuviel! Offiziell ist ja der Pfarrer verpflichtet, mit einem Maximum religiöser Überzeugung zu arbeiten, wie Jesus, Paulus, Luther es hatten. Also muß er eben mit Nachempfundenem nachhelfen, wo die erworbene eigene Überzeugung noch nicht zureicht. Das gefährdet freilich die Solidität seines eigenen Personallebens und schafft der Gemeinde keinen reellen Nutzen. Aber wenn der Pfarrer, wie ein solider geistiger Haushalt es erfordert, statt mit dem Maximum mit dem Minimum seiner religiösen

Überzeugung arbeitet, so kann er seiner Amtspflicht nicht genügen und ist nicht zu brauchen.

Was Jatho über Schuld und Sünde sagt, vermag nach dem Urteil seiner Richter die Heiligkeit Gottes und den Abstand des sündigen Menschen von dem heiligen Gott nicht zum Ausdruck zu bringen, läßt daher für das Verständnis des Christentums als Erlösungsreligion keinen Raum, legt vielmehr dem Evangelium von der Erlösung unüberbrückbare Hindernisse in den Weg. Das mag dogmatisch richtig sein, ist aber pastoraltheologisch dann nicht mehr richtig, wenn der heilige Gott nicht mehr als feste Voraussetzung des religiösen Lebens betrachtet werden kann. Wer dann zu Gott führen will, darf nicht von dem Abstand des Menschen von Gott ausgehen, sondern muß dabei einsetzen, daß der Mensch göttlichen Geschlechts ist. Der moderne Mensch bedarf es nicht sowohl, daß man ihn vor sich selbst schlecht mache (er denkt bei aller Pose eines aufs höchste gesteigerten Selbstgefühls nur zu schlecht von sich), sondern daß man ihn lehre, wieder wirklich groß, erhaben von sich zu denken. Eine Einzelheit diene zur Probe. Jatho wird das Wort zum Vorwurf gemacht, daß der Augenblick, dem der Mensch seine Entstehung verdankt, die heiligste Feier des Lebens sei. Das widerspricht freilich schnurstracks dem Dogma von der Erbsünde, ist aber eine ganz notwendige Korrektur des Bekenntnisses. Wenn wir nicht an die Heiligkeit der Fortpflanzung des Lebens glauben dürfen, so können wir überhaupt nicht mehr an Gott den Vater glauben; so verwandelt er sich uns in einen dummen, wüsten Willen. Beiläufig bemerkt ist das auch die einzige wirkliche Hilfe in der sexuellen Not der Gegenwart, daß die Heiligkeit des Sexuellen wieder ins Bewußtsein trete. Also Bekenntnis hin, Bekenntnis her: die Hauptsache ist, daß der moderne Mensch Gottes wieder inne werden könne. Dazu führt aber der Weg nicht über das Bewußtsein der angebornen Verderbnis der menschlichen Natur, sondern vielmehr über das Bewußtsein der unzerstörbaren Göttlichkeit der menschlichen Natur. Ist der Mensch Gottes erst wieder inne geworden, so wird sich ihm sein unendlicher Abstand von Gott schon bemerklich machen.

Der Christus Jathos sei nicht der Christus der Heiligen Schrift, nicht der auferstandene Herr und Heiland der christlichen Kirche. Mag sein. Aber welchen Wert hat es denn, dem modernen Menschen den „Auferstandenen“ zu verkündigen? Das leere Grab: das hätte wenigstens Sinn. Die Wiederbelebung des toten Leibes Jesu würde den Gott der Wunder beweisen. Aber d i e s e Auferstehung kann nicht bloß Jatho nicht verkündigen: ich erlaube mir die Frage, ob seine Richter alle rückhaltslos und unbedingt dafür eintreten könnten. Daß aber der tote Jesus sich seinen Jüngern, wie man jetzt sagt, irgendwie „lebendig erwiesen“ habe, dieses Evangelium macht mir

wenigstens so wenig Eindruck mehr, daß ich kaum mehr begreifen kann, wie es mir einst Eindruck machen konnte. Oder welchen Wert hat es, dem Menschen der Gegenwart von dem zu erzählen: „welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub Gott gleich sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an" und so fort. Zunächst: nicht bloß Jatho kann das nicht mehr erzählen, als Geschichte des Jesus Christus; ich erlaube mir wieder die Frage, ob seine Richter alle das als Geschichte erzählen können. Aber wenn je: wer, der nicht schon an den Gott des Bekenntnisses glaubt, bekommt durch diese Erzählung den Eindruck, daß er durch Jesus Christus mit Gott in Verbindung trete? nämlich mit einer realen Geistesmacht, die er als Faktor in die Rechnung seines Lebens aufnehmen kann und muß? Die Auferstehung Jesu Christi, die Menschwerdung Gottes in Jesu Christo ist für uns Menschen der Gegenwart zunächst nur ein Grund, das Evangelium von Jesu Christo an uns abgleiten zu lassen: wie das Wunderhafte in dem Leben des Apollonius von Tyana für uns zunächst nur ein Grund ist, diesen Doppelgänger Jesu nicht ernst zu nehmen. Soll Jesus für uns der „Weg" zu Gott bleiben oder vielmehr wieder werden, so muß die Verkündigung von ihm etwas anders eingerichtet werden, als die Richter Jathos sichs denken — oder nicht denken: denn haben sie wirklich daran gedacht? Ob Jathos Versuch, Jesus für die Gegenwart religiös zu nützen, mehr oder weniger gut oder schlecht angelegt ist, kann dabei dahingestellt bleiben. Wer ihn tadeln will, möge erst den Versuch selbst machen und zeigen, daß er es besser machen kann.

Endlich wird Jatho vorgeworfen, daß er in uneingeschränktem Subjektivismus (o des herrlichen Schlagworts!) die geschichtliche Offenbarung beiseite schiebe: „auch das Christentum muß nach Jatho durch Offenbarungen der Gegenwart weitergeführt werden, und zwar vertieft und erweitert sich dabei nicht bloß die Kenntnis von Gott und Welt." Der Rede Sinn ist etwas dunkel; immerhin erhellt soviel daraus, daß Jatho aus der Religionsgeschichte etwas gelernt hat, während seine Richter aus der Religionsgeschichte offenbar nichts gelernt haben. „Was ich bestreite (sagt Jatho), ist die Anschauung, daß die christliche Religion die in Christo vollendete Offenbarung Gottes sei; ich bin der Meinung, daß diese Offenbarung in Christo ihren Anfang genommen hat und bis heute noch nicht vollendet ist; ich halte das Christentum für diejenige Religion, welche bis jetzt die übrigen historischen Religionen an religiöser, sittlicher und kultureller Lebenskraft übertroffen hat; das schließt aber nicht ein, daß es die allein wahre oder allein berechtigte Religion sei." Das ist im Blick auf die Geschichte der Kirche und die allgemeine Religionsgeschichte eine sehr freundliche, „positive" Auffassung des Christentums, die man sogar etwas parteiisch finden könnte!

übrigens hat die Kirche selbst in ihrer Entwicklung versteckterweise immer eine fortlaufende Offenbarung angenommen: ihre Bekenntnisse sind ja unter Beistand des Heiligen Geistes zustande gekommen! Und wehe ihr, wenn sie die Offenbarung mit Jesus und seinen Aposteln, also mit dem Neuen Testament, abschließen will! Dann erzählt uns die Kirchengeschichte nur die allmähliche, unaufhaltsame Entartung des Christentums, die schon bei Lebzeiten der Apostel einsetzte, die auch durch die Reformation nicht geheilt werden konnte. Es ist wirklich tragikomisch: Jatho wird auch deshalb in der Landeskirche Preußens unmöglich befunden, weil er die Entwicklung des Christentums, und damit auch den gegenwärtigen Bestand der Kirche, religiös zu deuten, religiös zu rechtfertigen sucht!

Obwohl ich es nicht gern sage, kann ich es doch auch nicht unterdrücken, daß Jathos Theologie nicht nach meinem Geschmack ist. Sie ist mir zu — gemütlich. Für mein Gefühl besteht zwischen Gott und Welt eine höchst ungemütliche Spannung. Diese wird für mich am schärfsten gekennzeichnet durch das Symbol des Kreuzes: daß Gott immer seinen liebsten Sohn opfern muß, um die Welt mit sich zu versöhnen; und daß die Welt immer den ausstoßen muß, der sie erlösen soll. Da die Spannung zwischen Gott und Welt sich im „Diesseits“ nicht auflöst, fällt für mich auch ein scharfer Akzent auf das „Jenseits“. Jathos Weltanschauung ist, wie gesagt, gemütlicher: naiv optimistisch, und deshalb diesseitig. Ob das die Ursache hat, daß ich schärfer empfinde als Jatho, oder daß Jatho im Verständnis Gottes weiter ist als ich, das kann ich natürlich nicht entscheiden. Aber darauf kommt es mir jetzt auch gar nicht an. Die Hauptsache ist, daß Jatho einen ehrlichen Versuch gemacht hat, zu einer neuen Zeit, für die Gott nicht mehr feste Voraussetzung ist, von Gott so zu reden, daß er als Realität empfunden wird; und daß die Kirche, statt diesen notwendigen Versuch als solchen zu würdigen, ihn untersagt hat.

III.

Die evangelische Kirche sollte sich darauf einrichten, daß ein Versuch, wie ihn Jatho machte, in ihr mit der Freiheit gemacht werden dürfte, ohne die er keinen Erfolg und Wert haben kann.

Aber, könnte man erwidern, dazu ist doch nicht der Pfarrer da! Der soll doch nicht erst die Ungläubigen für den Glauben gewinnen! Der sollte doch vielmehr die Gläubigen im Glauben erbauen! Die Gläubigen, die eingesessenen Bürger der Kirche, dürfen doch nicht verkürzt werden um der Ungläubigen willen, die vielleicht doch nicht für das kirchliche Leben gewonnen werden! Würde dadurch nicht die Kirche, eine Hochschule der göttlichen Wahrheit, zur bloßen Elementarschule der Religion erniedrigt?

Das hört sich, mit Leidenschaft vorgetragen, ganz überzeugend an — und trifft doch nicht den Kern der Sache.

Zunächst: wenn die Kirche auf die Arbeit an den Ungläubigen verzichtet, entsagt sie ihrer Weltmission und wird zum Konventikel. Das sollte sie doch lieber nicht tun.

Es geht aber auch nicht an, daß sie die Arbeit teilen, die Einführung in den Glauben einem besonderen Missionar übertragen, dem Pfarrer aber die Erbauung der schon Gläubigen vorbehalten würde; wobei der Pfarrer verbunden wäre, die ganze Fülle der Heilswahrheit der Gemeinde mitzuteilen, während der Missionar in freiem Versuch überhaupt erst den Sinn für das Göttliche wecken sollte. Das entspräche weder der Lage der Kirche, noch den allgemeinen Gesetzen der religiösen Entwicklung.

Denn die „Ungläubigen", um die es sich handelt, sind ja vielmehr an dem Glauben irre geworden, den ihnen die Kirche einst mitteilte. Sie haben als Kinder den Glauben der Kirche vertrauensvoll in sich aufgenommen, dann aber im Fortschritt ihrer persönlichen, intellektuellen und moralischen Entwicklung Schwierigkeiten darin entdeckt, deren sie nicht Herr werden konnten. Im äußersten Fall sind sie auf die Frage gekommen, ob in Gott überhaupt eine Realität zu sehen sei, die man als Faktor in die Rechnung des Lebens aufnehmen könne und müsse. Damit sind sie aber nicht zurückgekommen, sondern fortgeschritten: denn diese elementarste Frage der Religion ist zugleich ihr letztes und höchstes Problem. So ist auch die religiöse Entwicklung im ganzen von einem naiven Glauben an Götter und Gott zu der Frage, ob und in welchem Sinne mit Gott überhaupt als mit einer Realität gerechnet werden dürfe und müsse, fortgeschritten: der Kampf um Gott hat für die Gegenwart doch unvergleichlich mehr Ernst und Tiefe als für Luther, für die Väter der alten Kirche, für Johannes und Paulus, ja für Jesus selbst. Diese alle kämpften auf Grund eines naiven Glaubens an Gott um das Verständnis Gottes: wir müssen wohl oder übel um Gott selbst kämpfen.

Die Kirche muß also damit rechnen, daß ihre Glieder, die als Kinder den christlichen Glauben naiv von ihr übernommen haben, im Fortschritt ihrer Entwicklung bis auf die Grundfrage der Religion zurückgedrängt werden: was es denn überhaupt mit Gott sei. Damit hat ihre Arbeit an Schwierigkeit, Ernst und Bedeutung nur gewonnen. Und darum ist nicht mehr die Erbauung in einem vorausgesetzten Glauben, sondern der Kampf mit dem vorauszusetzenden Unglauben die Hauptarbeit der Kirche. Oder sie wird es mehr und mehr werden. Auf diese Arbeit also muß mehr und mehr die Organisation der Kirche eingestellt werden. Der Pfarrer muß im Hauptamt mehr und mehr Missionar werden. Der „Priester" ist längst abgetan; der „Pfarrer" folgt ihm nach; die Zukunft gehört dem „Missionar".

Für den Kampf mit dem Unglauben aber ist die Bindung an Schrift und Bekenntnis eine unerträgliche Fessel. Wer sich auf Schrift und Bekenntnis als die offizielle Autorität in Glaubenssachen berufen wollte, macht sich vor dem modernen Menschen bloß lächerlich. Der Verdacht, daß der Pfarrer von Amtswegen gewisse „Wahrheiten" vertrete, entnervt die Wirkung seines Zeugnisses auf den modernen Menschen. Ja, daß ihm überhaupt eine innere, unfreie Gebundenheit an den überlieferten Glauben anzufühlen ist („Pietät"), erweckt dem modernen Menschen Mißtrauen gegen ihn. Gewiß: nicht wenige fühlen noch anders; und sie mögen sogar noch die Mehrheit haben. Doch hat der „Modernismus" auch die Gläubigen schon stark infiziert (so hat der schwäbische Pietist vor dem Kirchenamt als solchem im allgemeinen sehr wenig Respekt); und er wird, auch wenn Rückschläge eintreten werden, doch unaufhaltsam fortschreiten. Autorität und Pietät, als Faktoren des religiösen Lebens, verlieren von Geschlecht zu Geschlecht mehr und mehr an Einfluß.

Vielleicht erweist sich im Fortschritt dieser Entwicklung die Kirche überhaupt als unfähig, von Gott noch ein wirksames Zeugnis abzulegen. Zunächst aber hat sie noch nicht ausgedient; und es scheint mir sogar die Möglichkeit vorhanden, daß sie durch Anpassung an die veränderten religiösen Verhältnisse ihren Einfluß auf die Entwicklung unseres Geisteslebens noch steigere.

Daß Schrift und Bekenntnis Norm des religiösen Lebens in der Kirche sei, war nie ganz wahr, ist jetzt schon eine offenbare Unwahrheit, und wird allmählich zur baren Lüge. Dagegen ist Schrift und Bekenntnis ein wertvoller Besitz der Kirche und wird es bleiben. Also werde Schrift und Bekenntnis in der Kirche demgemäß verstanden und behandelt: als Kapital der Kirche, das nicht in religiöser Ängstlichkeit mündelsicher angelegt, sondern in Glaubenszuversicht fleißig umgesetzt werde. Oder: die bisherige negative Verpflichtung des Pfarrers („nicht abweichen") muß umgewandelt werden in eine positive („ausnützen").

„Sich an die Heilige Schrift halten", „von dem evangelischen Lehrbegriff nicht abweichen": das ist, an den modernen Theologen gerichtet, eine bis zur Lächerlichkeit unsachgemäße Forderung; und sie ist ihm für seine amtliche Tätigkeit kein Halt, nur eine Last. Dagegen hat es auch für den modernsten unter den Theologen noch seinen guten, schönen Sinn, daß er Schrift und Bekenntnis nach bestem Wissen und Gewissen für das religiöse Leben ausnütze. Und ausnützen kann er Schrift und Bekenntnis sowohl für die Erbauung im Glauben als für den Kampf mit dem Unglauben. In der pflichtmäßigen Ausnützung von Schrift und Bekenntnis kann sich der Pfarrer auch der pädagogischen Rücksicht auf die Gemeinde und sich selbst mit der notwendigen Freiheit bedienen, die durch die pflichtmäßige Bindung an Schrift und Bekenntnis eigentlich ausgeschlossen ist. Von Jatho, um noch einmal auf ihn zurückzukommen, hätte wohl bessere Ausnützung von Schrift und Bekenntnis verlangt

werden können; während seinem religiösen Leben und Wirken durch Bindung an Schrift und Bekenntnis auch richtig die Lebensader unterbunden wird.

So könnte also die Verpflichtung des Pfarrers durch eine eigentlich leichte Veränderung in Ordnung gebracht werden. Dagegen erforderte die Hebung der Not, die dem modernen Pfarrer die Liturgie schafft, einen empfindlicheren Eingriff in das kirchliche Leben. Darauf gehe ich jedoch hier nicht ein, da die Liturgiefrage im Fall Jatho (leider!) nicht auch aufgerollt wurde.

Doktordissertationen.

Der Heidelberger Nationalökonom Gothein hat das Verdienst, die Frage der Doktordissertationen von neuem einer gründlichen Erörterung unterzogen zu haben („Archiv für Sozialwissenschaft", Band 32, Heft 3). Es handelt sich bei ihr um eine Angelegenheit, die zweifellos das öffentliche Interesse beanspruchen darf. Schon allein vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus: Gothein berechnet die Summe, die jährlich für den Druck von Dissertationen in Deutschland ausgegeben wird, auf mehr als eine halbe Million Mark. Aber noch vieles andere tritt hinzu. Wir wollen nicht von dem Kampf des Ehrgeizes und der Eitelkeit sprechen, der hier, in verschiedener Gestalt, eine Rolle spielt. Die Hauptsache ist, daß wir es bei der Frage der Doktordissertationen mit einem Problem der wissenschaftlichen Ausbildung und Erziehung zu tun haben.

Die Doktordissertation soll — so bestimmt Gothein richtig ihren Zweck — dartun, daß ihr Verfasser gelernt hat, einen wissenschaftlichen Gegenstand selbständig, unter Anwendung aller Hilfsmittel der gelehrten Arbeit, in der Weise zu behandeln, daß er eine Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis erzielt. Gothein bezeichnet es auch mit Recht als Ideal, daß jeder tüchtige Student zu diesem Ziel gelangt. Wir wollen deshalb freilich noch keinen Stein auf den werfen, der die Doktorwürde nicht erwirbt. Manche Hochschullehrer verhalten sich ja prinzipiell ablehnend gegen Promotionswünsche der Studierenden; manche haben, bei vielleicht größeren Verdiensten auf anderem Gebiet, nicht die Art, zu Arbeiten, wie sie die Dissertationen darstellen sollen, anzuleiten. Aber das ist hier Nebensache. Zur Diskussion steht die Frage: entsprechen die Dissertationen, auf Grund deren heute die Doktorwürde erlangt wird, den vorhin bezeichneten Anforderungen?

Gothein spricht von dem „Schwall des Bedeutungslosen", und es läßt sich in der Tat nicht bestreiten, daß sehr viele Dissertationen keine Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis (von der Handhabung der wissenschaftlichen Technik wollen wir ganz absehen) bringen. Namentlich trifft dieser

Tadel Dissertationen aus dem Gebiet der Jurisprudenz und der Medizin (es wird behauptet, teilweise auch aus dem der Chemie); eine Zeitlang traf er ferner Dissertationen aus dem Gebiet der neueren (französischen und englischen) Philologie.

Natürlich ist es widersinnig, Dissertationen zuzulassen, die ihren Zweck nicht erfüllen. Der Doktor, der seine Würde auf Grund einer zwecklosen Dissertation erworben hat, hat sie lediglich erkauft. Dies Handwerk muß beseitigt werden. Was für Mittel der Abhilfe stehen uns nun zur Verfügung?

Hier haben wir zunächst festzustellen, daß im Laufe der Zeit eine zweifellose Besserung eingetreten ist, und zwar wesentlich dadurch, daß man die Veröffentlichung der Dissertationen verlangt hat. Früher fehlte an mehreren außerpreußischen Fakultäten der Druckzwang für die Dissertationen (in Österreich fehlt er noch heute). Er wurde aber vor etwa einem Jahrzehnt überall im deutschen Reich eingeführt infolge einer (von dem damaligen Ministerialdirektor Althoff veranlaßten) Erklärung der preußischen Regierung, sie würde nur bei gedruckt vorliegender Dissertation den Doktortitel anerkennen. Der Druckzwang war schon seit längerer Zeit in den Fakultäten, die ihn noch nicht besaßen, von einzelnen Mitgliedern derselben als notwendig gefordert worden. Aber wenn sie einen entsprechenden Antrag stellten, so drangen sie in ihrer Fakultät nicht durch. Zum Siege verhalf ihnen eben erst die Erklärung der preußischen Regierung. Von welcher Wichtigkeit der Druckzwang ist, das möchte ich nur durch Erwähnung einer einzelnen Äußerung, deren Zeuge ich war, erläutern. In einer Sitzung einer Fakultät, die kurz vorher den Druckzwang eingeführt hatte, richtete der Dekan an den Fachmann die Frage, ob eine eingelieferte Dissertation angenommen werden könne. Er erwiderte: „Wenn wir den Druckzwang noch nicht hätten, würde ich die Annahme beantragen.“ Die juristische Fakultät in Leipzig beobachtete vor der Einführung des Druckzwangs das Verfahren, nur bei den besseren Dissertationen den Druck zu gestatten. Man kann sich vorstellen, von welcher Qualität die andern — Leipzig produzierte sehr viel — gewesen sein mögen!

Der große Vorzug, den der Druckzwang verbürgt, liegt in der Möglichkeit der öffentlichen Kontrolle. Das System, die Dissertationen „unter der Hand“ zu erledigen, fällt fort. Die angeführte Äußerung spricht ja Bände.

Allerdings ist mit dem Druckzwang nur die — immerhin sehr wertvolle — Möglichkeit der öffentlichen Kontrolle gegeben. Es fragt sich jedoch weiter, ob sie tatsächlich in umfassendem Maße ausgeübt wird. Von der Mehrzahl der Disziplinen darf man heute rühmen, daß sie energisch gehandhabt wird und gute Früchte bringt. Dagegen von einer (oder gar: der) großen Menge der juristischen und medizinischen Dissertationen trifft das zu, was Gothein (etwas zu sehr verallgemeinernd) sagt: sie erscheinen trotz des Druckzwangs „unter

Ausschluß der Öffentlichkeit." Sie werden einer öffentlichen Kontrolle nicht unterzogen, und man merkt es ihnen an, daß ihre Verfasser wissen, daß die Kritik sich ihrer nicht bemächtigen wird.

Man hat nun vorgeschlagen, dem Übel dadurch zu steuern, daß den Professoren die Promotionsgebühren entzogen werden, damit sie fortan nicht mehr an einer großen Zahl von Promotionen interessiert sind. Indessen solche Erwägungen sind bereits von dem Göttinger Nationalökonomen Cohn treffend zurückgewiesen worden („Internationale Wochenschrift" 1911, Sp. 590 f.). Er hebt hervor, daß diejenigen Mitglieder der Fakultäten, die keine Dissertationen veranlassen, die passiven Pfründner der Gebühren sind. Der Dozent aber, welcher eine Doktorarbeit veranlaßt und leitet, erhält für seine oft große Mühe nur zwanzig bis dreißig Mark. Es ist ein wissenschaftlich-pädagogischer Trieb des Universitätslehrers, der ihn den Promotionswünschen der Studenten entgegenkommen läßt; es ist öfter freilich auch ein Übermaß an „Wohlwollen und Langmut". Und Gothein sagt mit Recht, daß die Doktorgelder da, wo der Dozent sich redliche Mühe mit der Dissertation seines Schülers gibt, gewiß die am sauersten verdienten Gelder des Professors sind. Eine Abschaffung der Gebühren würde die Zahl der Promotionen nicht herabmindern, wenigstens zum mindesten nicht in den philosophischen und theologischen Fakultäten. Ich habe fünf Universitäten mit verschiedenen Gebührensätzen angehört, jedoch nirgends einen Einfluß der Höhe der Gebühren auf die Zahl der Promotionen wahrgenommen.

Gothein macht seinerseits den Vorschlag: „die Dissertationen sollen herausgegeben werden von den Fakultäten, die für sie die volle Verantwortung tragen." Dabei „wird nur das wirklich Neue, wissenschaftlich Fördernde mitgeteilt". Hiermit würde man ungefähr zu Jahresberichten über den Inhalt der Dissertationen, und zwar zu offiziellen, von den Fakultäten besorgten, Jahresberichten gelangen. Indessen würde ein solches Unternehmen die Verantwortung zu sehr auf die Seite der Professoren verlegen, während doch in erster Linie der Verfasser der Dissertation, zum mindesten für die Durchführung des Beweises im einzelnen, sich verantwortlich fühlen soll. Sodann kann die Forschung mit dem Bericht über eine Arbeit noch nicht viel anfangen; man wünscht vor allem zu sehen, wie der Autor sein Resultat erreicht. (Übrigens will Gothein den Einzeldruck auch nicht vollständig ausschließen. Seine Ausführungen scheinen mir hier nicht ganz klar zu sein.) Endlich und namentlich vermag Gotheins Vorschlag das Übel nicht an der Wurzel zu treffen: eine Fakultät könnte die Berichterstattung mit der gleichen liebenswürdigen Nachsicht besorgen, die sie heute gegenüber den eingelieferten Dissertationen bekundet.

Ein anderer Vorschlag Gotheins ist wohl annehmbar. Er erwähnt ein scharfes Schreiben des Kurfürsten Ludwig an die Heidelberger Juristenfakultät über die Leichtherzigkeit, mit der die Doktorwürde erteilt werde,

und empfiehlt, ein Faksimile dieses Briefes in den Prüfungszimmern aller Fakultäten anzubringen. Aber die Mahnungen solchen allgemeinen Inhalts haben ja leider keine sehr eingreifende Wirkung.

Die erfolgreichste Abhilfe dürfte auf dem Wege zu suchen sein, auf dem der Stand der neuphilologischen Dissertationen verbessert worden ist. Innerhalb der betreffenden Fakultäten erhob sich von den Vertretern anderer Fächer her eine Opposition gegen die zu geringen Anforderungen, mit denen die neuere Philologie sich begnügen zu können glaubte. Meistens waren die Opponenten andere Philologen. In einer mir bekannten Fakultät ging die Reform von einem Mathematiker, im letzten Grunde — ein ganz interessanter Fall — von dessen Gattin, aus. Es ist ein Appell an die Ehre der Fakultät, der so eingelegt wird. Man darf den Schein der Unkollegialität, der der Aktion anfangs anhaften mag, nicht fürchten. Nachträglich wird die gute Tat doch anerkannt.

Ein Mittel der Abhilfe liegt auch in der fortschreitenden Vermehrung der kritischen Revuen, die sich in allen Disziplinen im Lauf der Zeit vollzieht. In der Philologie und Geschichtswissenschaft sind wir heute schon so stattlich damit versehen, daß eine Dissertation nicht so leicht durchschlüpfen kann. Dagegen fehlt es noch sehr an kritischen Revuen innerhalb der Jurisprudenz. Wenn heute noch so viele juristische Dissertationen „unter Ausschluß der Öffentlichkeit“ erscheinen, so liegt das eben auch daran, daß es an kritischen Revuen fehlt, in denen sie scharf unter die Lupe genommen werden. Ein Anfang zu Besserem läßt sich jedoch auch hier beobachten. Man denke an den zunehmenden Ausbau der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte und ihrer Rezensionenabteilung: daselbst wird heute die wünschenswerte Kritik tatsächlich geübt. Damit hängt es teilweise wohl zusammen, daß auf dem Gebiet der rechtsgeschichtlichen Doktorarbeiten bei weitem nicht so viel gesündigt wird wie auf dem der andern juristischen Dissertationen.

Am schwersten wird die Reform bei den medizinischen Dissertationen durchzusetzen sein. Die Schwierigkeit besteht hier darin, daß jeder Arzt den Doktortitel seiner Praxis wegen unbedingt nötig hat. Derjenige, der ihn nicht führt, wird vom Publikum ohne weiteres als minderwertig betrachtet. Die geringen Anforderungen, die an die medizinischen Dissertationen gestellt werden, sind einfach eine Konzession an jene Tatsache. Wollte man mit einem Male wesentlich höhere Anforderungen an die medizinische Promotion stellen, so würde man vielen Medizinern, die das Staatsexamen bestanden haben, die Praxis vorenthalten. Es dürfte indessen auch bei Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes doch möglich sein, die medizinischen Dissertationen im einzelnen etwas zu heben.

Freiburg i. B. G. v. Below.

Streik-Recht oder Streik-Macht?

Lehren vom englischen Dock-Arbeiterstreik.

Von Stadtrat Dr. Karl Flesch M. d. A. (Frankfurt a. Main).

Von Liverpool wird berichtet, daß hundert Wagen mit Lebensmitteln vom Bahnhof aus unter starker militärischer Bedeckung in die innere Stadt gebracht wurden. Die Soldaten hatten Instruktion, gegebenenfalls die Waffen zu gebrauchen. Aus Glasgow wird berichtet, daß in Folge des Streiks der Straßenbahnverkehr vollständig ruht. Aus London, daß den streikenden Dockarbeitern eine Lohnaufbesserung von 25 Prozent und eine Arbeitsverkürzung von 12 auf 10 Stunden zugesagt wurde und daß die Ausständigen auf einem Bahnhof, dem von St. Pankraz, beschlossen hätten, die Arbeit wieder aufzunehmen in der Erwartung, daß die Verwaltung ihre Forderungen prüft. Ob die Notizen genau sind, wissen wir nicht. Wie sich die Ereignisse in den nächsten Tagen, und bis diese Zeilen gedruckt sind, gestalten werden, steht dahin. Es kann zu Straßenschlachten und zu Blutvergießen kommen; es wird vielleicht unter dem Druck — nicht der „öffentlichen Meinung", sondern — unter dem Druck der Angst für das Bestehen des Staats, — ein friedlicher Ausgleich den Parteien aufgenötigt werden.

Über die Gründe des Streiks, die bisherigen Arbeitsbedingungen der Streikenden und ihre speziellen Beschwerden ist in den Zeitungen nur wenig berichtet. Ich weiß nicht einmal, ob es sich hauptsächlich um Lohnerhöhung, oder um Arbeitszeitverkürzung oder um irgendwelche Machtfragen (Art und Weise der Annahme von Arbeitern? Forderung der Entlassung mißliebiger Vorgesetzter? Verhältnis zu den Arbeiterorganisationen und so weiter) handelt. Aber auf dies alles kommt es für das, was ich sagen will, auch gar nicht an. Ich spreche nicht von dem Streik in den englischen Hauptstädten, sondern vom Streik überhaupt, von der Auflösung der Arbeitsverträge durch die Arbeiter; von der gleichzeitigen Auflösung nicht eines einzelnen, sondern vieler Tausende von Arbeitsverträgen, durch viele Tausende von Arbeitern. Zunächst: in Liverpool besteht oder bestand Gefahr einer Hungersnot, weil die im Hafen befindlichen Lebensmittel nicht an das Publikum verbracht werden konnten. Der Staat sorgt nun mit seinen ganzen Machtmitteln dafür, daß diese Gefahr beseitigt wird. Kann man seinem Verhalten widersprechen unter Bezug auf das „unverletzliche Streikrecht" der Arbeiter? unter Bezug auf den Grundsatz, daß der Staat sich nicht in die Arbeits-Streitigkeiten einmischen, nicht Partei „für die Ausbeuter und gegen — die Ar-

beiter" nehmen dürfe?[1]) Ist es nicht vielmehr ersichtlich, daß es direkt Torheit ist, wenn behauptet wird, die Transportarbeiter hätten „das Recht", eine Hungersnot zu verursachen, Leben und Gesundheit von Tausenden, die ökonomische Existenz der gesamten unbemittelten Bevölkerung — auch in England sicher zwei Drittel bis drei Viertel der Einwohner — zu schädigen? Ergibt nicht die einfachste Erwägung, daß es töricht ist, von einem Streikrecht zu sprechen? und daß nichts vorliegt als die Streikmacht, die von Gesetzgebung und Recht bisher nicht beachtete, und deshalb zwar nicht verbotene, aber auch in keiner Weise geordnete Möglichkeit, die grundlegende Institution des Staats, den Arbeitsvertrag, zeitweise außer Funktion zu setzen?

Gewiß, Staat und Gesellschaft wanken in ihren Grundfesten, sowie der Arbeitsvertrag seine Aufgabe nicht mehr erfüllt; sowie er die notwendigen Kräfte für die notwendigsten Verrichtungen der Gesamtheit, zum Beispiel für die Verteilung der Lebensmittel, für den Transport der Güter und Menschen von Ort zu Ort nicht mehr liefert. Sie wanken, weil eben der Arbeitsvertrag mit der Familie die Grundlage bildet, auf der Staat und Gesellschaft beruhen. Folgt aber daraus, daß einer der Beteiligten beim Arbeitsvertrag „ein Recht habe", von Staats- und Rechtsordnung autorisiert sei, eben den Staat und die Rechtsordnung aufs äußerste zu gefährden? Muß nicht vielmehr gegen diejenigen, die dies unternehmen, ob Arbeiter oder Arbeitgeber, das Notrecht des Staats, das Recht zur Selbstverteidigung, in Kraft treten? Und weiter: der Grundsatz, daß der Staat sich in das Verhältnis von Arbeitern und Arbeitgebern (richtiger: der Produktionsleiter und der Produktionsgehilfen) nicht zum Nachteil der einen Partei einmischen darf, wird kaum weniger als von den Arbeitern von den Arbeitgebern selbst angerufen; zum Beispiel von der Großindustrie, von den Bergherren, von den Großgrundbesitzern, wenn der Staat anfängt, sich um die Folgen zu kümmern, die aus der erzwungenen Aufrechthaltung allzu ungünstiger Arbeitsverträge für die Gesamtheit entstehen. Die Leutenot im preußischen Osten, durch die die Existenz der Landwirtschaft bedroht wird, kann, wie Kapp, der Generaldirektor der ostpreußischen Landschaft, mit Recht bemerkt, nicht geheilt

---

[1]) Inzwischen hat der englische Arbeiterführer Macdonnald den englischen Ministern eben diese Vorwürfe gemacht; freilich anscheinend ohne die Beschimpfungen und Schmähungen, die leider zum eisernen Inventar der Mehrzahl der deutschen Marxisten gehören, und die jede Diskussion mit diesen Herren so sehr erschwert, ja unmöglich macht. Minister Churchill hat mit vollem Recht geantwortet, daß die Regierung, wenn sie durch das Aufgebot des Militärs für die Aufrechthaltung des Eisenbahnverkehrs sorgte, weder für das Kapital noch für die Arbeiter Partei ergriffen, sondern sich auf die Seite des Volkes gestellt habe.

werden durch die im nationalen Interesse so bedenkliche Heranziehung slavischer Saisonarbeiter, sondern nur durch eine „den veränderten Bedürfnissen und Ansprüchen der ländlichen Arbeiterschaft entsprechenden Gestaltung des landwirtschaftlichen Arbeitsvertrags".[1]) Aber der Grundsatz vom Nichteinmischungsrecht, diese moderne Formulierung des *laissez faire, laissez aller* wird um nichts richtiger, weil sich beide Parteien, — jede, so lang sie glaubt, die stärkere zu sein, auf ihn beruhen. Eben weil der Staat auf dem Arbeitsvertrag beruht, kann die Festsetzung der Bedingungen der Arbeitsverträge nicht unter allen Umständen dem sogenannten freien Arbeitsvertrag überlassen bleiben. Weder dem freien Vertrag, den ein an die Scholle gefesselter Landarbeiter, oder ein vollständig mittelloser Fabrikarbeiter, oder ein vom Ausland importierter, des Deutschen kaum mächtiger Galizier oder Ruthene mit dem Gutsherrn, mit dem Industriefürsten, mit der Zuckerfabrik abschließt; noch dem freien Vertrag, der etwa zu Stand käme, wenn die Hungersnot, durch deren Herbeiführung die englischen Dockarbeiter und die englischen Eisenbahnarbeiter ihre Arbeitgeber schrecken wollten, einige Wochen gewütet hätte. Der Staat kann sich von der Aufgabe, sich um die Arbeitsbedingungen zu kümmern, nicht fernhalten lassen; und zwar muß er namentlich die Bedingungen aller Arbeitsverträge, die Starke und Schwache, „Vermögende" und Unvermögende abschließen, sorgsam im Auge halten. Nur muß er auch rechtzeitig dafür sorgen, daß Organe vorhanden sind, durch die er über die bestehenden Verhältnisse und namentlich über bestehende Mißverhältnisse, über Mißbräuche und Ungerechtigkeiten unterrichtet wird — die preußische Regierung hat seinerzeit von dem verderblichen, ungerechten Mißbrauch des „Nullens" in den westfälischen Bergwerken nichts gewußt —; und er muß Organe haben, mittels deren er in drohende oder ausgebrochene Streitigkeiten rechtzeitig eingreifen kann.

Eine Zeitlang sah es aus, als ob speziell das Deutsche Reich diese Verpflichtung anerkannt hätte: in den Jahren, als in das Gewerbegerichtsgesetz und Kaufmannsgerichtsgesetz wenigstens einige Vorschriften über Einigungsämter und über die Befugnis der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte zur gutachtlichen Äußerung und Antragstellung aufgenommen wurden; und als Posadowski die Meinung aussprach, daß man bei Ausbildung dieser Vorschriften besondere Arbeitskammern nicht gebrauche. Aber Posadowski ist fort; zur Ausbildung und Entwicklung jener Vorschriften ist nichts geschehen; die in der Gewerbeordnung gelegentlich erwähnten Arbeiterausschüsse wurden nicht ausgebaut, wozu vor allem die den Produktionsleitern so verhaßten Vorschriften zur Verhütung der willkürlichen Entlassung ihrer Mitglieder

---

[1]) Kapp, Denkschrift über innere Kolonisation und Selbstverwaltung, Seite 17.

gehört hätten. Als vor Jahresfrist die Baugewerbeunternehmer es unternahmen 400000 Bauarbeiter auszusperren, — man denke an die Folgen des dadurch entstandenen Lohnverlustes für die Gesundheit der Kinder dieser Bauarbeiter, — sah der Staat ruhig zu. Und wenn heute bei uns ein Streik der Eisenbahnarbeiter ausbräche, würde ganz wie in England die militärische Macht das einzige Mittel zur Verhütung unübersehbaren Unglücks sein. Die Rechtsordnung lenkt heute, ebenso wie zur Zeit, da Goethe die „Natürliche Tochter“ schrieb, nur

Gesetzlich streng das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemessenen Räumen
Gewaltig seltsam hin und her bewegt,
Belebt und tötet ohne Rat und Urteil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns rätselhaft.

Das galt früher für die Handlungen der absoluten Fürsten; das gilt auch heute noch, nicht nur „droben“, — für die Leiter der auswärtigen Politik Englands, für die skrupellosen Leiter des Stahltrusts, des Petroleum-Weltmonopols, der A. E. G. und so weiter; sondern auch „drunten“, für das wimmelnde Heer der Vermögenslosen, die vom Tag zum Tag und von der Hand in den Mund leben. Auch ihr Tun wird, wie das der Rockefeller und Carnegie, heute „ohne Rat und Urteil“ geregelt; denn die zur Beratung, zum Ausgleich, zum Urteil in ihren Lebensfragen: in den Fragen des Arbeitsvertrags berufenen Stellen sind nicht vorhanden!

Und endlich: die Londoner Dockarbeiter sollen nach den Mitteilungen sehr wesentliche Vorteile errungen haben. Elementare Bewegungen, wie es solche Streiks sind, entstehen nicht ohne die dringendsten Ursachen. Es muß hart kommen, es muß an jedem gerechten und vernünftigen Entgegenkommen fehlen, bis hunderttausend rohe, ungeschulte, von der Hand in den Mund lebende, infolgedessen zum Leichtsinn, zum Trunk, zur Gewaltsamkeit neigende Menschen sich einigen, sich einer einheitlichen Leitung fügen und sich die Opfer auflegen, die der Streik immerhin auch für sie fordert. Und ähnlich ist es bei fast allen großen Ausständen in allen Ländern gegangen. Ob sie augenblicklichen Erfolg hatten oder nicht, sie gaben stets den Anlaß, daß sich die Arbeitgeber, sei es aus rein egoistischen Motiven, sei es unter dem Druck der öffentlichen Meinung oder unter dem Druck der endlich in die Erscheinung tretenden Staatsverwaltung, bequemen die Arbeitsbedingungen zu revidieren; daß sie einen Teil von dem taten, was die Arbeiter forderten; in einer Art tätig wurden, die, wenn sie früher eingetreten wäre, möglicherweise den Streik mit seinen Verlusten für beide Teile und mit

seinen Gefahren für die Gesamtheit verhindert hätte. Die öffentliche Meinung findet dies zurzeit fast selbstverständlich. Es ist doch natürlich, daß die Arbeitgeber, zum Beispiel diejenigen, die Heimarbeiter beschäftigen, oder die weibliche Arbeitskräfte ausnützen, nicht mehr zahlen, als sie müssen! Es ist natürlich, daß sie sich darum, ob und wie die Arbeiter — zum Beispiel die Konfektionsarbeiterinnen, die Näherinnen — unter den gegebenen Bedingungen leben können, erst kümmern, wenn sie zu ihrem Erstaunen finden, daß die Arbeiter sich auflehnen, mit Gewalt, wie die Dockarbeiter in London; oder in der Stille, wie die Landarbeiter im Osten Deutschlands, die abwandern und die bekannte Leutenot verursachen, weil man sich nicht rechtzeitig entschließen konnte, „durch ländliche Wohlfahrtspflege in großem Stil und in allen ihren Zweigen der inneren Ursache der Landflucht ein Ende zu machen".[1]) Ja, man ist so sehr davon überzeugt, daß die Arbeitgeber befugt sind, alle und jede Bedingung aufrecht zu halten, wenn und so lange es sich die Arbeiter gefallen lassen, daß kein Mensch sich erlaubt, den Arbeitgebern einen Vorwurf zu machen, die durch fahrlässiges, oder böswillig gewinnsüchtiges Festhalten an absolut schlechten und unerträglichen Arbeitsbedingungen die Arbeitsstreitigkeiten verschuldet haben. Erst wenn die Arbeiter durch einheitliches Aufheben der Arbeitsverträge Handel und Verkehr zum Stocken bringen, namentlich wenn zugleich auch, — weil der Streik in einer Großstadt vor sich geht — die Gefahr für Ruhe und Ordnung handgreiflich vor Augen liegt, oder allenfalls dann, wenn man es so herrlich weit gebracht hat, wie zurzeit unsere Großgrundbesitzer, daß der gesamte Osten in Gefahr steht, entnationalisiert zu werden, weil es deutsche Landarbeiter kaum mehr gibt:[2]) erst dann besinnt sich der Staat darauf, daß es nicht genügt, einzelnen Gewalttätigkeiten trunkener Müßiggänger, oder aufgehetzter Streikender entgegenzutreten; sondern daß die Ursachen beseitigt werden müssen; daß es auch den Unvermögenden ermöglicht werden muß, die Vielvermögenden zu Arbeitsverträgen zu zwingen, bei denen sie, die Schwachen, eine den jeweiligen kulturellen Ansprüchen entsprechende, mit dem Gedeihen der Nation vereinbarte Lebenshaltung finden können.

Wenn unser Recht dieser Sachlage gegenüber bisher stumm geblieben ist, so ist der Grund einfach der, daß die soziale Moral bisher geschwiegen hat, daß man sich der großen Vermögen gefreut hat, ohne irgend zu fragen,

[1]) Kapp a. a. O.

[2]) Im Regierungsbezirk Breslau gibt es nur noch wenig landwirtschaftliche Betriebe, die außer dem notwendigen Personal zur Viehpflege noch andere als ausländische Arbeiter beschäftigen! Heft 8 der Schriften des Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise, S. 81.

ob bei ihrer Entstehung, das heißt bei den Arbeitsverträgen, die die Großunternehmer — zum Beispiel die im Carnegieschen Stahltrust — mit ihren Gehilfen abschlossen, das Interesse dieser Gehilfen — das heißt das Interesse der gesamten unbemittelten Bevölkerung — genügend gewahrt war. Das Recht kann eben nur erzwingbar machen, was die geltenden Anschauungen über gute Sitte und Moral vorbereitet haben. Aber wir glauben, daß Ereignisse, wie der große Streik in England, mächtig dazu beitragen, daß sich die Anschauungen darüber klären, was Sitte und Moral in bezug auf die Arbeitsverträge verlangen. Der Gesetzgeber möge die Anforderungen der Zeit verstehen; und die politischen Parteien mögen prüfen, ob ihre Programme, die zu einer anderen Zeit entstanden sind, diesen Anforderungen der heutigen Zeit gerecht werden.[1])

Rundschau.

Anmerkungen zu Büchern.

(Ludwig Speidel: Schauspieler. — Roda Roda: Junker Marius. — Rudolf Huch: Wilhelm Brinkmeyers Abenteuer. — Otto Stoessl: Allerleirauh. — Hans Schrott-Fiechtl: Der Bauernprofessor. — Anna Croissant-Rust: Arche Noah. — Hugo von Hofmannsthal: Frühe Werke.)

Kein Buch der letzten Zeit läßt so eindringlich die Veräußerlichung erkennen, der das deutsche Theaterwesen anheimzufallen droht, wie der vierte Band der Schriften Ludwig Speidels.[2]) Auf den ersten Blick scheint, dem Titel entsprechend, nur von Schauspielern die Rede. Nur von Schauspielern! fiele uns hier schon der Klassiker der Wiener Schauspielkritik ins Wort, wenn sich dieser beredte Mund nicht längst für immer geschlossen hätte: Nur von Schauspielern! Als ob nicht der Schauspieler von allen Mitteln der Dichtung das erste, das wichtigste, das entscheidende wäre! Als ob nicht hinter dem Schauspieler alle anderen zurückstehen müßten! Als ob nicht mit dem Schauspieler das deutsche Theater stände und fiele! Nur von Schauspielern! ... Gar, wenn es sich um die Größten handelt, um Davison, Julie Rettich, La Roche, Ernesto Rossi, Salvini, um den alten Anschütz, um Bernhard Baumeister, Adolf Sonnenthal, Lewinsky, Coquelin,

[1]) Wer sich speziell für die am Schluß angedeutete politische Frage interessiert, sei auf meine Schrift: „Reform des Arbeitsrechts", Berlin 1910, Verlag der Gewerksvereine, verwiesen; die reine Rechtsfrage wird behandelt in meiner in der ersten Auflage vergriffenen Schrift: „Zur Kritik des Arbeitsvertrags". (Zweite Auflage unter den Titel: „Privatangestellte und Arbeitsrecht; im Auftrag des Bundes der technisch industriellen Beamten; bearbeitet von mir gemeinsam mit Dr. Potthoff, M. d. R. — Berlin, Industriebranchen-Verlag.)

[2]) Berlin, Meyer & Jessen.

Ludwig Gabillon, Mitterwurzer, Kainz, Charlotte Wolter und Stella Hohenfels! Wirkt nicht der schöne Ernst, mit dem Speidel das Wirken der Großen vom Burgtheater begleitet, der freudige Stolz, mit welchem er ihr Aufsteigen und Wachsen verfolgt, der starke Ton der Warnung, wenn er sie auf Abwegen glaubt, vernichtend gegenüber dem Theaterbetrieb einer geistverlassenen Zeit, die in der Aufmachung das Eigentliche, im Dekorativen das Dichterische, im Äußerlichsten das Wichtigste sieht? Nie erhebt sich Speidel, sonst so maßvoll, zu zürnenderem Pathos, als wenn er die Anmaßung dem Drama gegenüber bekämpft, sei es, daß er Ferdinand Bonns damals schon egozentrisches Spiel zornig ablehnt, oder daß er sich gegen die ganze Richtung wendet, die heute als Reinhardt und damals als Meiningertum selbst feine Köpfe verwirrte: „So etwas malt man auf die Leinwand und verliert weiter kein Wort darüber. Dann kann man auch dankbar sein und sagen: Seht, was für hübsche Dekorationen ihr habt; sie sind so hübsch, daß sie nicht einmal den poetischen Eindruck stören! ... Die Griechen haben ein Sprichwort für das Unmögliche: aus Sand Stricke drehen. Man kann daran denken, wenn man die Komparserie des Meininger Theaters in voller Tätigkeit, wenn man diese vielen dummen Kerle — denn dumm ist jeder Deutsche in Sachen körperlicher Geschicklichkeit — so anstellig sich gebärden, bewegen und in die Handlung eingreifen sieht. Das ist ein Wunder, das man gesehen haben muß, und wäre es nur, um es nachträglich unnütz und vielleicht ein wenig lächerlich zu finden ... Ich will eine Dichtung genießen, und ihr kommt mir mit reichen Kleiderstoffen und angepinselter Leinwand; ich will mich am warmen Atem eines Künstlers ergötzen, und ihr werft mir ganze Rotten gestikulierender, summsender und schreiender Statisten entgegen; ich will gerührt, erbaut, erschüttert sein, und statt dessen macht man mich zum geblendeten, verblüfften und bestürzten Maulaffen. Es ist das Hineintragen der Oper und des Balletts in das Schauspiel; aber was ist eine Oper ohne Musik, ein Ballett ohne Tanz? Das Schauspiel hätte allen Grund, vor der täglich mehr um sich greifenden Macht der Oper auf der Hut zu sein und sich hauptsächlich da zu befestigen, wo sein Wesen und seine Stärke liegt, nämlich im gesprochenen Worte; es sei lieber nüchtern, als überschwenglich, es versage sich eher jeden Reiz der Ausstattung, als daß es auf eine einzige Silbe verzichte, in welcher ein Funken poetischen Geistes schläft!"

Aber der aktuelle Reiz einer Polemik, die vor zwanzig und dreißig Jahren kaum aktueller wirkte, ist nur einer der Gründe, die diesen neuesten Speidel zu einem so anziehenden Buche machen. Noch stärker als der Warner ist der Gestalter und der wirkungsvolle Kunstpolitiker tritt zurück gegen der nachschaffenden Künstlerbiographen. Es gehört zu den reizvollsten Aufgaben der Schauspielkritik, das ewig Flüchtige der schauspielerischen Leistung festzuhalten, das Augenblickliche und anscheinend unwiderbringlich Entglittene mit der Zauberkraft des Wortes zu bannen: die Gebärde, die so wenig Spur in der bewegten Luft hinterläßt, wie der Vogel; ein Lächeln, das nur einem Lippenpaare, und vielleicht auch ihm nur ein einzigesmal vollendet, möglich war; den verschwebenden Ton einer Stimme, die wir Andern nie gehört, die wundervolle Haltung eines Leibes, den wir nie gesehen haben; die große Linie, und die kleine Nüance; ein Auge unsterblich aufglänzen

zu lassen, das längst im Tode brach; Hände, die schon verwelkt sind, unsterblich mit der Güte oder der Macht zu beseelen, die sie in einigen höchsten Stunden ausdrückten; all die Energie, die vordem den leichten Geschöpfen der Dichtung einen Theaterabend lang Blut und Fleisch, Geist und Blick lieh, noch einmal auf ein paar Seiten dauernd körperhaft werden zu lassen, wenn auch gleichsam durch einen Schleier nur; hinter den vielen Masken, die das Gesicht eines Großen auszulöschen schienen, eben dies Gesicht und gerade durch diese Masken zu zeigen. Speidel hat das vermocht wie Wenige, und in einer Sprache, wie kaum ein Einziger. Ihre feinste Schönheit ist der Verzicht auf den Schmuck, ihr bleibender Reiz die Abwesenheit des Effektes, ihre Lichter blenden nicht, sondern beleuchten, und ihre scharfe Pointen sind nicht vergiftet. Wenn für ihn jenes Wort galt, daß das Glück in der Freiheit, die Freiheit aber im Mute liege, so verstand er es auch im Mute noch anmutig zu sein, und selbst im Unmut nicht die Grenze zu überschreiten, die den Stilisten vom Tagesschreiber scheidet.

In der Ansicht, daß Roda Roda, im Gegensatze zur Mehrzahl der heutigen Erzähler, viel mehr könnte, als er will, wird man aufs neue bestärkt durch sein lustiges Pußtabuch: Junker Marius (Schuster und Löffler), das von den Streichen eines richtigen Lausmädels berichtet. Scheinbar also Unterhaltungsware leichtesten Kalibers. Die halbasiatische Gegend wirkt dazu rein stofflich. Aber Roda Roda hat eine persönliche Art zu erzählen, die hoffen läßt, er werde endlich selber die faden Mikoschwitze satt bekommen, die er für den „Simplicissimus" als Spaltenfutter beisteuert und uns den Roman von „Da Drunten" geben, der Roman der Pußta, der deutschen Ansiedler, der kleinen Totschießegarnison an der Militärgrenze; ein ernstes, und dennoch fröhliches Buch, das diese bunte Welt malte ohne bissige Satire und ohne billige Anekdotenjägerei. Es wäre jammerschade, wenn er seine unleugbare Begabung in lauter Gschnas verzettelte.

Rudolf Huchs neuer Roman: Wilhelm Brinkmeyers Abenteuer (Georg Müller) ist eine in Erfindung, Ton und Sprache gleich manierierte und gequälte Geschichte: ein ermüdendes Herumreiten auf ein paar Einfällen von fragwürdigem Humor. Es gibt eine gewisse Sorte von deutschem Humor, die ungefähr auf eine Stufe zu stellen wäre mit deutschem Senf, deutschem Sekt und deutschen Beefsteaks; womit beileibe nicht gesagt sei, daß das englische Vorbild dieses Humors wesentlich genießbarer wäre. Germanischer Humor ist oft nur schlecht vergorene Wehleidigkeit; oft nur Unvermögen zur Sachlichkeit; oft nur Mangel an Distanz zum Gegenstande; oft nur unzulängliche Technik. Das deutsche Humorwetter ist wie ein Landregen. Wie ganz anders ist das südliche Humorwetter des Cervantes, des Lesage, der provenzalischen Erzähler, Gottfried Kellers! Daß Rudolf Huch auch in diesem unglücklichen Produkt ein Dichter ist, läßt nur um so stärker die Zeit und Mühe beklagen, die er auf eine Schrulle verwandte. Denn eine Schrulle, und nichts anderes ist dieser lange und langweilige Lebenslauf eines vor sich und der Welt unehrlichen Eigenbrödlers.

Mit seinem neuen Novellenbuch: Allerleirauh (Georg Müller) zeigt sich Otto Stoessl abermals als einer der ersten unserer Erzähler, soweit das Technische in Frage kommt. „Bubenreise" schildert nichts anderes, als die Fahrt eines dreizehn-

jährigen Bauernbübleins mit einem Fabrikherrn nach Wien; aber mit welcher Feinheit und Liebe ist das erzählt! „Gerti begleitet den Papa" ist eine schmerzliche Kindergeschichte mit einer unmöglichen und unlöslichen Ehe als Hintergrund. „Die Botschaft" ein Tanzstundenabenteuer. „Die heilige Kümmerniß" verwendet und vertieft ein altes Legendenmotiv. „Der Verleger" endlich, den die Leser dieser Zeitschrift kennen (S. M., Mai 1910) läßt den Band mit vergnügter Schelmerei ausklingen. Stoessl erzählt ausgezeichnet; er hat von Keller viel gelernt, und besitzt viel natürliche Erzählerbegabung, die manchmal, wie im „Abenteuer der Gräfin N.", fast anekdotisch knapp wirkt, zur rechten Zeit aber sich mit vollem Behagen gehen läßt. Er hat jene triumphierende, positive Freude an der Sache, an der Realität, die den wirklichen Humoristen macht. Was ihm bis jetzt noch fehlt, ist die Geduld, die ein Motiv solange dreht und wendet, bis es von allen Seiten, in allen Beleuchtungen, mit allen Reflexen sichtbar geworden ist. Wie man ein Thema ausschöpft, ohne es auszupressen, lehrt Gottfried Keller. Die Arbeit des Erzählers hat einiges mit der des Symphonikers gemein: das Thema selbst ist schließlich nicht das wichtigste, sondern die Fähigkeit, alles, was in ihm steckt, was sich natürlich zu ihm fügt, daraus zu machen. Mit manchen Motiven geht es wie mit jenem Papagei, von dem der Ornithologe Ruß erzählt, er habe erst im zwanzigsten Jahre angefangen zu sprechen, dann aber so rasch und so viel, als hätte er mehr als zwanzig Jahre nur gelernt und geübt. So hat man das Gefühl, als hätte sich aus jeder der Novellen noch mehr machen lassen. Die „Bubenreise" ist ein Aufhören ohne Pointe, „Gerti" arbeitet mit zwei Motiven, führt aber nur eines zu Ende, die „Botschaft" ist wie ein Auftakt, dem kein Einsetzen der Stimme folgt, das „Abenteuer" nur der Keim zu einer Geschichte, und der „Verleger" nicht so ganz fest, wirklich geworden, wie Landschaft und Personen zum Beispiel in der „Bubenreise". Was vollends Gottfried Keller aus dem Motive der Kümmerniß gemacht hätte, läßt sich nicht einmal ahnen. „Bin ich denn der Keller?" wird Stoessl vielleicht fragen. Das Wort Wilhelm Weigands: „Wir sind, was wir werden", dies schöne und tiefe, verpflichtende und aufrichtende Wort wäre vielleicht die Antwort auf diese Frage.

In einer kleinen Zeitung des südlichsten Bayern verfolgte ich vor ein paar Sommern mit Teilnahme und Spannung die Geschichte unterm Strich, die in Ton und Inhalt über dem Niveau nicht nur solcher Provinzblätter, sondern des landläufigen Zeitungsromans überhaupt stand. „Der Bauernprofessor" von Hans Schrott-Fiechtl (Köln, J. P. Bachem) erinnerte mich durch den Namen des Verfassers und durch die originelle Mischung von landwirtschaftlicher Belehrung und Erzählung sogleich wieder an die günstigen Eindrücke jener Geschichte, die ich bis auf den Titel vergessen habe. Dem Programm der Jungtiroler Zeitschrift, des „Brenners", Tiroler Literatur zu pflegen ohne maskerademäßig aufgetragenes Lokalkolorit, scheint diese Geschichte einer landwirtschaftlichen Schule und ihres Leiters und all der Menschen um beide herum nahe zu kommen, und Julian Schmidts vielberufener Rat, man solle das Volk dort suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden sei, nämlich bei seiner Arbeit, erweist sich immer noch als fruchtbar. Nicht als ob das Buch ein fehlerloses Muster wäre; der Schluß ist rasch und schab-

lonenhaft, die eine oder andre Einzelheit erinnert noch an den Gebirgsroman, wie ihn etwa die „Gartenlaube" pflegt, aber Gesinnung und Vortrag stechen bemerkenswert vom Herkömmlichen ab. Wir sind in den letzten Jahren hinsichtlich der Bauernromane manchmal verstimmt worden. Der vergiftende Einfluß dessen, was sich ahnungslose Norddeutsche als süddeutschen, besonders münchnerischen Humor vorsetzen lassen, hat auch die Schilderung des Bauern aufs übelste beeinflußt. Dem gegenüber tut es wohl, im „Bauernprofessor" einer im einzelnen durchaus nicht schmeichelnden, im ganzen aber erquickend zuversichtlichen Schilderung des Gebirgsbauerntums zu begegnen. Der Bauernstand ist immer noch ein gewaltiges Reservoir körperlicher und geistiger Erneuerung. Erneuerung, Fortschritt, Volksbildung ist auch die Macht, die dieser katholische Tiroler vertritt. Es wäre kurzsichtig, die Bedeutung solcher Geschichten zu verkennen und hochmütig zu tun als ob sie nicht zur Literatur gehörten. Dann gehörte wohl auch Jeremias Gotthelf nicht zur Literatur, den die Tendenz zum großen Bauernepiker gemacht hat. Hätten wir nur mehr solcher Belehrungsromane! Zum Exempel eine Geschichte, die schildert, wie durch das pilzartige Emporschießen immer neuer Molkereien die Ernährung des Landvolks verschlechtert wird und die Rasse bedenklich herunterkommt. Freilich müßte der Verfasser auch als Künstler so wurzelfest im Heimatsboden stehen, wie Schrott-Fiechtl. Er hat vielleicht noch nicht den rücksichtslosen Mut zur konsequenten Sprache, wie ihn die Handel-Mazzetti besitzt. Aber schon jetzt ist sein Ton erstaunlich neu und treu, besonders im Gespräch. Man wird auf diesen Autor aufpassen müssen: wenn er fähig ist sich zu vertiefen und als Künstler zu entwickeln, darf man sich nicht nur ansprechender, sondern bedeutender Leistungen von ihm versehen.

Als Anna Croissant-Rust Anfang der neunziger Jahre in der Conradschen „Gesellschaft" mit einer Erzählung in der Art Zolas debütierte, hatten die Leser das Gefühl, hier zeige sich eine ungewöhnlich energische erzählerische Begabung. Die Verfasserin hat inzwischen eine Anzahl kleinerer und größerer Geschichten veröffentlicht, von denen seinerzeit „Die Nann" auch hier gerühmt wurde. Die Wucht jenes ersten Wurfs hat sie nicht mehr erreicht, dafür ist ihr eine andere Eigenschaft gereift: ein wirklicher Humor, der umso schätzenswerter ist, je seltener er sich bei heutigen Erzählern und gar Erzählerinnen findet. Ihr neuester Geschichtenband „Arche Noah" (Georg Müller) ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Neben fest hingesetzten Sachen, wie der in den Sterbebildern ihrer Kinder blätternden alten Wirtin, ein paar schwächere Skizzen, wie die von der Brotmarie und den K. u. K. Soldaten; die letztere und Tirili-Tirili sehen fast aus wie Ableger des schönen Brennerromans „Die Nann"; Das Nönnlein, das vom Kloster Ladies entläuft, ist ein Roman *in nuce*, und bleibt im Angedeuteten stecken; Die Geschichten vom Pinkepeter und vom Ammenikel, in denen ein Hauch Cervantesschen Humors zu wehen scheint, hätten durch Konzentrierung und Verschmelzung gewonnen; Stationschef Stackebein, eine grimmige und höhnische Sache in der Art des späteren Maupassant, verliert durch Übertreibung und ironische Fehlgriffe des Tons; derlei muß schonungslos kühl erzählt werden; Der Kakadu ist wieder ein rührender kleiner Roman, der durch Weglassen der Vorgeschichte verloren hat, wie auch die psychologisch feine Prinzessin auf der Erbse; beide Stücke sehen nach der Art der Ebner-Eschenbach,

während Die junge Bäuerin im Geiste Anzengrubers ist. Fast jede der Geschichten ist bedeutend im Kern, aber fast jede hätte sich bedeutender auswachsen können. Ich komme immer wieder darauf zurück: Durch die vielen kleinen Geschichten werden gerade unsere besten Erzähler von den runden, reifen, großen Werken abgehalten. Die innere Dimension ist bei den meisten Erzählungen der Croissant-Rust größer, als das, was sie daraus gemacht hat. Sie packt instinktiv fruchtbare Stoffe, aber ihr fällt offenbar so viel ein, daß sie dem einzelnen zu wenig Zeit widmet.

Keines lebenden deutschen Dichters Hauptwerke wurden der Nation bisher so allen erschwinglich geboten, wie die demnächst erscheinenden Frühen Werke von Hugo von Hofmannsthal durch den Inselverlag: Die gesammelten Gedichte, unter ihnen mehrere, die in die erste Sammlung nicht aufgenommen worden waren, Die Kentauren-Idylle, Der Tod des Tizian, Das Kleine Welttheater, Die Prologe und Trauerreden, vermehrt durch die Verse auf Josef Kainz, Die Drei Vorspiele (Puppentheater, Antigone und Lysistrata), endlich die kleineren Dramen: Gestern, Der Tor und der Tod, Der Weiße Fächer, Die Frau im Fenster. Bleibt nur noch übrig den Preis zu sagen: Zwei Mark.

Freising. Josef Hofmiller.

Französischer und deutscher Buchhandel.

Wenn jemand in Paris ein nicht allzu berühmtes, französisches Buch kaufen will, das vor zwanzig oder auch nur vor zehn Jahren erschienen ist, so ist er ziemlich hilflos. Die wenigsten Angestellten im Sortimentsbuchhandel vermögen ihm Auskunft zu geben, weil sie keine literarische und buchhändlerische Ausbildung genossen haben, weil sie aus Mercerien und Magazinen zufällig in den Buchhandel verschlagen worden sind. Man muß sich also mit ungewöhnlicheren Wünschen an den Chef wenden. Aber der Chef ist oft ein früherer Angestellter und immer nur auf das Aktuelle und Gangbare der großen Verleger eingestellt. Ihm fehlen auch meistens die Nachschlagewerke, wie sie in Deutschland der kleinste Buchhändler besitzt. In solchem Falle ist es also am empfehlenswertesten, wenn man sich an einen Sortimenter in Deutschland wendet. Über die Vorzüglichkeit des deutschen Buchhandels brauche ich hier nicht ausführlicher zu sprechen; am rühmenswertesten sind an ihm die straffe Organisation und der vielseitig gebildete und literarisch interessierte Nachwuchs. Seine Möglichkeit, rasch zu arbeiten, dankt er der musterhaft funktionierenden Leipziger und Stuttgarter Zentrale. Alles das fehlt in Frankreich. Die *Bibliographie de la France*, die dem deutschen, wöchentlichen Verzeichnis entspricht, ist unvollständig. Der *Cercle de la Librairie*, eine Parallelerscheinung des Börsenvereins, ist matt organisiert, hat weder die autoritative Stellung des deutschen Vereins noch sind ihm alle Vereine und Buchhändler botmäßig.

Dagegen ist ein einzelner Buchhändler in Paris allmächtig, die Firma Hachette & Cie., die den gesamten Bahnhofs- und Provinzbuchhandel in Händen hat. Für jeden Sortimenter und Verleger ist es das erste Gebot, sich mit dieser Firma gut zu stellen, das heißt, mit ihr gute Geschäfte zu machen. Hachette ist ein rein kommerzielles Unternehmen. Wenn ein kleiner Sortimenter mit Hachette nur geringen

Umsatz hat, kann er nicht erwarten, daß Hachette, der Allein-Mächtige, ihm eine kleine literarische Revue oder gar das Buch eines deutschen Verlegers in Halle oder Breslau besorgt. Auch die französischen Verleger sind zum größten Teil von ihm abhängig. Er kann sie boykottieren; zuweilen macht er von dieser Macht Gebrauch, und dann ist es einfach aus mit dem betreffenden Verleger. Für die Verleger der schönen Literatur spielt Flammarion noch eine große Rolle. Auch er kann einen Verleger einfach erdrücken.

Das ist die eine Seite des französischen Buchhandels. Auf der anderen Seite wachen auch Hachette und Flammarion wie die übrigen Verleger nicht darüber, daß ihre Rechte gewahrt bleiben. Alle Verleger geben vom Tage des Erscheinens an ihre Bücher unter Abzug gleicher Prozente an Bahnhofsbuchhändler und (nach Bedarf) an Papetieren, an die großen Sortimenter und an Antiquare. Bei ersteren zahlt man für einen Roman von 3.50 Franken den vollen Preis, bei den Sortimentern 3.— Franken, und bei gewissen Antiquaren, die vom Erscheinungstage an jedes Buch aufgeschnitten und daher als alt verkaufen, zwischen 2.20 und 2.75 Franken. Beim Verleger selbst aber, das ist das Groteske, muß man stets den vollen Preis von 3.50 Franken bezahlen. Diese heillose Verwirrung, die die schlechte Organisation des französischen Buchhandels hervorrief, hat dazu geführt, daß die Einnahmen der Verleger sich verringerten, daß dadurch die Ausstattung der Bücher schlechter wurde, daß einige Verleger die häßlichen Ausgaben zu 95 und 65 Centimes herausbrachten, um die Preisdrückungen zu paralysieren, daß endlich viele Verleger müde und mutlos wurden. Wenn heutzutage die meisten französischen Bücher auf Holzpapier gedruckt werden, die meisten Verleger jeden Unternehmungsgeist verloren haben und viele sich von jungen Autoren den Druck ihrer Bücher bezahlen lassen, so sind diese traurigen Zustände auf die hier angedeutete schwere Krisis im französischen Buchhandel zurückzuführen.

Wie diese Krisis zu lösen ist, ist allen ein Rätsel. Das Buch ist in Frankreich entwertet und zwar in einem Augenblick, wo die französische Literatur einen neuen gewaltigen Aufschwung nimmt. Die alten, großen Verleger, deren Namen alle Welt kennt, haben keinen Wagemut. Doch es wäre ungerecht, nicht einen Mann zu nennen, der wie ein Schutzengel über der jüngeren Dichtergeneration Frankreichs gestanden hat und noch steht: Alfred Valette, der Gründer und Herausgeber des *Mercure de France*. Dieser einfache, gerade, warm empfindende Mensch der ein wohlhabender Mann geworden ist, aber niemals mit dem Talent seiner Autoren Schacher getrieben hat, verbindet mit praktischem Sinn einen opfermutigen Förderungstrieb. Valette mußte sich gegen die unorganisierten, von mächtigen Diktatoren abhängigen Sortimenter Frankreichs durch die heillose, ihm schädliche Verwirrung durchsetzen. Diesem edlen und doch kaufmännisch kalkulierenden Idealisten, dem die heutigen Literaten später ein Denkmal setzen müßten, folgen seit drei respektive einem Jahre die jüngeren Verleger Bernard Grasset und Eugène Figuière nach, die beide Charakter zeigen, Unternehmungsgeist beweisen, die Literaten nicht aussaugen, sondern ernsthaft und großzügig für sie kämpfen.

Wie schwer es solche Verleger in Frankreich haben, davon macht man sich in Deutschland kaum ein Bild. Da der französische Sortimentsbuchhandel als Ver-

mittler zwischen ihnen und dem Publikum gänzlich versagt, können sie in den ersten Jahren auf Erfolge überhaupt nicht rechnen, überhaupt nicht ins Publikum dringen. Und dabei ist noch zu bedenken, daß kein Publikum so schwer zu erobern ist wie das Pariser. Vor Jahresfrist veröffentlichte *Paris-Journal* ein Interview mit Hugo von Hofmannsthal, in dem der Wiener Dichter gesagt haben soll: »*Et quel public que le public français! Intelligent, sensible, miraculeusement raffiné et compréhensif! Et nombreux enfin! Tandisque chez nous, où la vraie culture est encore un privilège ou un luxe, nous ne possédons qu'un public restreint, très restreint hélas! Puis l'on obéit trop en Allemagne à des mots d'ordre, nous sommes encore trop hiérarchisés . .* « Ja, es gibt eine Elite in Frankreich, die exquisit, raffiniert, umfassend gebildet und differenziert im Geschmack ist, die den Ruhm von Paris geschaffen hat und hoch hält; nur ist sie nicht zahlreich. Die französischen Dichter blicken mit Bewunderung und Neid über die deutsche Grenze hinüber, wo Dichter leben sollen, die ihren Lebensunterhalt aus den Einnahmen ihrer Bücher bestreiten. „Und diese Dichter beneiden uns? *Mais c'est absurde!*" sagte mir der verstorbene Jean Moréas nach der Lektüre dieses Artikels: »*Nous poètes n'avons pas un public en France; personne ne nous connait. J'ai gagné pendant trente ans à peine 5000 francs.*« Moréas faßte Hofmannsthals Äußerungen wie einen Scherz auf. Der jüngere Jules Romains schrieb damals unter dem Titel »*L'abaissement du goût français*« eine leidenschaftliche Erwiderung, die ebenfalls vom *Paris-Journal* veröffentlicht wurde, in der er mit scharfen Worten die Indolenz, die absolute Stumpfheit gegenüber der Landesliteratur kennzeichnet. Bekannt ist Emile Faguets Äußerung auf eine an ihn gerichtete Frage, ob er wirklich Marcel Prévost höher schätze als Paul Claudel: »*Vous vous trompez, Monsieur, je ne place Paul Claudel nulle part; je ne le connais pas.*« „Aber in Deutschland", fährt Romains fort, „sind sie bekannt, unsere Großen von heute: Régnier, Gide, Verhaeren, Claudel, Bazalgette und so weiter".

Den Schaden dieser Verwirrung im Buchhandel, dieser Indolenz der französischen Sortimenter, haben die französischen Schriftsteller zu tragen. Das Publikum erfährt und weiß nichts von Vildrac, Fort, Romains, Deubel, Mercereau, Spire, Duillard, Viélé-Griffin. Da die Verleger keine Aussicht und Mittel haben, sie durchzusetzen, bekannt zu machen, organisieren diese Literaten sich selbst, gründen auf eigene Kosten Zeitschriften, lassen ihre Bücher auf eigene Kosten drucken. Hier rühre ich an die schönsten Charakterzüge der jungen Literaten Frankreichs. Während die deutschen Dichter sich aus ihren Einnahmen Villen erbauen können, sparen ihre französischen Kollegen sich buchstäblich das Brot vom Munde ab, um ihre Zeitschriften und Bücher drucken zu lassen. Was sie an Opfermut, an Kameradschaft leisten, müßte die deutschen Schriftsteller, wüßten sie davon, tief ergreifen. Und von alledem macht kein Franzose ein Aufsehen. Sie tragen ihr schweres Schicksal, ihre Misère still, selbstverständlich, in eisernem Schweigen.

Ein wenig erleichtert wird den französischen Dichtern ihr Los dadurch, daß in Frankreich Bücher viel billiger als in Deutschland gedruckt werden. Für 3—500 Franken kann man einen Gedichtband oder einen Novellenband von 10—12 Bogen schon auf holländischem Papier sehr hübsch drucken lassen. Die Drucker geben Kredit. Auch das ist ein Vorteil. Aber ich kenne Schriftsteller, die innerhalb drei

Jahren von einer Auflage von 500 Exemplaren 50 verkauft — und 250 verschenkt haben. Beachtung verdient weiter, daß es nur eine Zeitschrift in Frankreich gibt, die Lyrik honoriert: die *Revue des Deux Mondes.* Die zahlreichen kleinen, von Literaten gegründeten und geleiteten Zeitschriften zahlen überhaupt keine Honorare, während zum größten Teil das literarische Leben, soweit es Interesse hat, sich in diesen Revuen abspielt. Zu ihnen kommen dann allerdings noch der *Mercure de France, La grande Revue, La Revue, La Revue bleue,* die kommerziell organisiert sind und auf einer gesunden Basis stehen.

Wenn man diese Zustände in ihrer Gesamtheit überblickt, wenn man bedenkt, daß die französische Literatur selten so reich an Talenten war wie gegenwärtig, so muß man gestehen, daß für einen großzügigen, kapitalkräftigen Verleger in Paris ein reiches Feld liegt. Allerdings müßte dieser Buchhändler über so große Mittel verfügen, daß er in ganz Paris und in der Provinz Sortimentsfilialen errichten könnte, daß er ein Personal einstellen könnte, das ihm ermöglichte, das deutsche System der Ansichtssendungen in Paris einzuführen. Es müßte ein internationales Haus sein. Da in Paris keine große, deutsche Buchhandlung existiert, die zuverlässig, prompt und schnell liefert, scheint es mir garnicht unvorteilhaft, wenn ein Deutscher sich entschlösse, diese Idee zu verwirklichen. Wenn man sich in Leipzig über die Verhältnisse der deutschen Buchhandlungen in Paris erkundigt (ich fühle mich nicht berufen, meine Kenntnisse über dieses Thema hier öffentlich auszubreiten), wenn man sich ferner über die literarischen Bedürfnisse der 80000 Deutschen in Paris unterrichtet, so würde, glaube ich, sich schon die Notwendigkeit der Gründung einer großen deutschen Buchhandlung in Paris herausstellen. Ein großzügiger deutsch-französischer Verlag in Paris, mit zahlreichen Sortimentsfilialen darangegliedert, ist eine Idee, die in der Luft liegt. Sollten etwa Franzosen gegen die Verwirklichung einer solchen Idee protestieren, so mögen sie selbst, bevor ihnen eine derartige Konkurrenz erwächst, alle Mittel versuchen, um die Krisis im französischen Buchhandel zu heben und die Verhältnisse in gesündere Bahnen zu lenken. Aber dazu müßte sich erst ein großzügiger, kapitalkräftiger und zielbewußter Mann finden, der zur Zeit fehlt.

Paris.

Otto Grautoff.

Politische Sorgen in der Schweiz.

Im August 1909 hat Jakob Steiger (Bern) in den „Süddeutschen Monatsheften" auf die großen Aufgaben und größeren Schwierigkeiten der schweizerischen Eisenbahnpolitik und auf deren internationale Bedeutung hingewiesen. Es will uns scheinen, als ob seither die sonst so selbstbewußten Schweizer von einer merkwürdigen Nervosität erfaßt wären, die zu ihrem Charakter so gar nicht paßt. Die Züricher Halbmonatsschrift „Wissen und Leben" (Rascher), die mehr als andere Blätter unabhängige Meinungen zu Worte kommen läßt, ist seit zwei Jahren erfüllt von leidenschaftlichen Auseinandersetzungen über die tiefsten Fragen des schweizerischen Staatslebens. Was uns im Ausland dabei besonders auffällt? Der Pessimismus, mit dem viele Schweizer in die Zukunft blicken. Es herrscht bei ihnen eine unverkennbare Salander-Stimmung.

Zahlreiche Schweizer fürchten, ihr kleines, aber industriell hochentwickeltes Land, das rings an seinen Grenzen immer höhere Zollmauern sich auftürmen sieht, werde

auf die Dauer seine wirtschaftliche Unabhängigkeit nicht behaupten können. Finanziell ist die Schweiz, besonders seit der Verstaatlichung ihrer Bahnen, in hohem Grade Frankreich tributpflichtig, das dafür mit Zähigkeit seine eigenen Eisenbahninteressen bei der Ordnung der westschweizerischen Verkehrsverhältnisse zu fördern sucht. Die Verhandlungen über die Verstaatlichung der Gotthardbahn aber haben den beiden ehemals mitbeteiligten Staaten, Deutschland und Italien, Anlaß gegeben, Forderungen beim Schweizer Bundesrat durchzudrücken, die wie die Reduktion der Bergzuschläge und die Festlegung der Transittarife einem großen Teil des Schweizervolkes unannehmbar scheinen und zwar viel weniger wegen ihres Inhalts als wegen der Bindung auf ewige Zeit, die sie bringen. Sie haben zu einer heftigen Kampagne gegen die Ratifikation der neuen Gotthard-Verträge geführt.

Immer mehr macht sich überhaupt in der Schweiz, eine bei der außerordentlichen Stabilität der Zentralgewalt höchst bemerkenswerte Erscheinung, eine scharfe Opposition gegen den Bundesrat geltend. Man wirft ihm vor, er vertrete die schweizerischen Interessen dem Ausland gegenüber nicht mit der wünschenswerten Festigkeit. Noch nie ist auch die schweizerische Diplomatie schärfer kritisiert worden. Es wird freilich zugegeben, daß die Schuld weniger den Personen als den Institutionen zufällt, die es zum Beispiel mit sich bringen, daß das sogenannte politische Departement, das heißt das Ministerium des Auswärtigen, alljährlich mit dem Bundespräsidium seinen Inhaber wechselt. Man fordert deshalb eine neue Organisation der obersten Exekutivbehörde. Vor allem will man nicht nur pflichttreue Beamte, sondern Persönlichkeiten an der Spitze des Staates sehen, die sich dann nicht mehr mit allem Kleinkram des Verwaltungslebens zu befassen hätten. Nur dann könnte die Schweiz dem Ausland gegenüber wieder so auftreten, wie es ihre Selbstachtung verlangt.

Zu den wirtschaftspolitischen treten die staatspolitischen Sorgen. Wie würde die schweizerische Neutralität bei einem europäischen Krieg bestehen? Die Annahme und rasche Durchführung der neuen Militärorganisation hat den Opfersinn des Schweizervolkes glänzend bewiesen; zweifellos ist die Schweiz militärisch stärker als manche andere Kleinstaaten, die wie Belgien und Holland zum Beispiel bedeutend mehr Einwohner zählen. Aber eine gewisse Nervosität besteht weiter. Der noch immer nicht ausgetragene Mehlzollkonflikt zwischen der Schweiz und Deutschland, dem man in Deutschland viel zu wenig Bedeutung für die Stimmung der Schweiz gegen das Reich beigelegt hat, — bei aller Bewunderung für Deutschlands Fortschritte ist nun einmal dem Schweizer wie dem Elsäßer auch sonst das Preußentum nicht sympathisch, während er sich allem Süddeutschen eng verwandt fühlt — ist im Nachbarlande an mehr als einer Stelle als ein Schachzug aufgefaßt worden, um auch militärisch auf die Schweiz zu drücken. Die jüngsten Auseinandersetzungen zwischen dem italienischen General Perrucchetti, der im „*Corriere della Sera*“ merkwürdige Ideen über die militärische Rolle Italiens an der schweizerischen Grenze aufstellte, und der Schweizerpresse zeigen, daß auch auf dieser Seite Grund zur Wachsamkeit vorliegt. In „Wissen und Leben“ hat unlängst der Züricher Hochschullehrer Schollenberger gegen Italien und Frankreich die schärfsten Angriffe

gerichtet, die freilich an derselben Stelle und in manchen Tagesblättern entschieden zurückgewiesen worden sind.

Sehr ernst ist für die Schweiz die **Ausländerfrage**. Kein Land in Europa weist auch nur annähernd einen so hohen Prozentsatz Ausländer auf wie sie. Es gibt schweizerische Großstädte, in denen das fremde Element dem einheimischen nahe kommt: Zürich und Basel werden von Deutschland, Genf wird von Savoyen aus überflutet, und die Italiener bilden in vielen Städten und Industriebezirken kompakte Siedelungen. Diese Ausländer sind nützlich, weil sie an der Entwicklung des schweizerischen Wirtschaftslebens mitarbeiten; da sie aber, vielleicht mit Ausnahme der Deutschen — und auch bei ihnen macht sich eher ein Rückgang der Assimilationslust geltend — keine Neigung zeigen, im schweizerischen Volkstum aufzugehen, erwächst der Schweiz aus diesem Vordringen nicht assimilierbarer fremder Bevölkerungsbestandteile **politisch** eine ernste Gefahr. Am meisten haben sich die Verhältnisse in Genf zugespitzt, wo es schon so weit gekommen ist, daß gelegentlich schweizerische Offiziere sich von französischen Antimilitaristen mußten beschimpfen lassen. Man beginnt in der Schweiz nach Abwehrmaßregeln zu suchen; hervorragende Politiker und die Leiter der bedeutendsten städtischen Gemeinwesen haben sich zu Konferenzen zusammengefunden, und die Presse ist voll von Vorschlägen zur Beseitigung der Ausländernot. Die Gesetzgebung wird alles tun müssen, um die Einbürgerung, unter Umständen auf dem Zwangswege, zu fördern; die Schwierigkeiten sind freilich nicht gering, die sich aus den mit den fremden Staaten bestehenden Verträgen sowie aus der politischen Struktur der Schweiz (Verhältnis der Kantone zum Bund) ergeben. Mehr als einmal ist in diesem Zusammenhang das Schicksal der Burenrepubliken erwähnt worden; auch für das Schweizervolk handelt es sich hier um nichts Geringeres als die nationale Selbsterhaltung.

Dies alles soll zeigen, aus welchen Ursachen die Nervosität so vieler schweizerischer Patrioten entspringt. Einige unter ihnen sind so weit gegangen, den wirtschaftlichen und unter Umständen militärischen Anschluß an diejenige benachbarte Großmacht vorzuschlagen, welche die Sicherheit der Schweiz am besten gewährleistet. Daß die Schweiz entschlossen ist, ihre Neutralität aufrecht zu erhalten, wer wollte es bezweifeln? Wie dies geschehen soll, darüber freilich gehen die Meinungen auseinander. Die einen erklären, die Schweiz müßte sich mit aller Macht sofort gegen den ersten Angreifer wenden und mit dessen Gegner verbünden. Das bezeichnen andere als gefährlich, da so das Schicksal des Landes mit dem einer Großmacht verknüpft werden könnte, die unterläge. Darin aber sind alle Schweizer einig: eine so starke Wehrmacht zu schaffen, daß es sich jede fremde Macht zweimal überlegen muß, ob es sich lohnt den unabhängigen Boden der Schweiz anzutasten. Als gefährlich erklären manche Stimmen nur die Neigung vieler Schweizer, sich stets auf die militärischen und politischen Ruhmestaten der Väter zu berufen; mit der Hebung des nationalen Sinnes soll sich die Hebung der politischen Reife des Schweizervolkes verbinden, damit es erkenne, was **heute** der Schweiz nötig und möglich ist und worin sie sich zu bescheiden hat.

Wie wir die Schweiz und die wirtschaftliche und politische Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung einschätzen, ist uns für die Zukunft des schönen Landes nicht bange. Die

Schweizer werden mit ihren Sorgen fertig werden. Gottfried Keller hat bekanntlich, nachdem er einen Martin Salander geschrieben hatte, an eine Fortsetzung gedacht: „Excelsior"!

Notizen.

Ein Arbeitergedicht. Das Gedicht, das wir hier zum Abdruck bringen, hat gleich den im Oktoberheft des vorigen Jahres von Professor Muncker mitgeteilten Gedichten des Nürnberger Fabrikarbeiters Karl Bröger einen Arbeiter zum Verfasser, Josef Matezki, Orgelbauer in Frankfurt a. M. Der 53 Jahre alte Mann hat früher Wanderungen in Norddeutschland und Rußland gemacht, deren Eindrücke in seinen Gedichten zum Ausdruck gebracht werden. Zur Kenntnis eines größeren Kreises ist seine Begabung durch die vor einigen Monaten von dem Frankfurter Ausschuß für Volksvorlesungen veranstaltete Ausstellung für Freistundenkunst und Freistundenarbeit gelangt, an der er sich mit literarischen Beiträgen beteiligte. „Das Lebenselixier", „Wieder daheim", „Weihnachtsabend in der Fremde", „Bunte Blumen" betitelten sich seine Gedichte, zu denen drei dramatische Arbeiten hinzugefügt waren. Seit der Einsendung des hier abgedruckten Gedichtes hat das Geschick des schlichten, ruhigen Mannes — er ist Vater von drei Kindern — der seinen Bekannten den Eindruck eines künstlerisch begabten, vorwärts strebenden Menschen machte, eine traurige Wendung genommen. Er hatte sich nach der Ausstellung der aus den Unterrichtskursen des Ausschusses hervorgegangenen freien Vereinigung für Freunde der Literatur angeschlossen, die Montags unter der Leitung des Lehrers Karl Schmidt tagt. Dort erfreute er die Mitglieder durch Mitteilungen aus seinen Arbeiten, die zumeist auf seine Wanderungen an der Ostsee und in Rußland, am Kaspischen und Schwarzen Meer Bezug nahmen. Als ich von der Redaktion ersucht wurde, der Veröffentlichung der Gedichte etwas über den Verfasser hinzuzufügen, wollte ich Erkundigungen über ihn einziehen. Es fiel auf, daß er die beiden letzten Zusammenkünfte, an denen er sonst regelmäßig teilgenommen hatte, versäumt hatte. Jetzt erfuhr man, daß er wegen plötzlich eingetretener Erkrankung einer Heilanstalt hatte zugewiesen werden müssen, hoffentlich nur für kurze Zeit; das wünschen wir für seine Familie wie für alle, die sich an der Schönheit seiner einfachen Dichtung erfreuen.

Wellenspiel am Strande.

Ich sitze einsam an dem Strand
Und schau hinaus ins Meer,
Figuren zeichne ich im Sand
Vor mir, — gedankenschwer!
Ich zeichne mir ein schönes Haus! —
Da kommt die Flut und löscht es aus —
Der Sand bleibt glatt und leer.

Mit tiefen Rinnen grab ich's ein,
Was mich allzeit bedrückt,
Auch was im Leben Sonnenschein

Mir gab und mich entzückt,
Ich machte einen Vers daraus,
Die Welle kommt und löscht es aus —
's ist anderen entrückt.

So kommt die Woge mit der Zeit,
Der Menschengeist, er schreibt und schreibt
Oft seine Freuden und sein Leid
Im Sand! Die Zeit, sie treibt
Ein Wellenspiel mit uns, o Graus!
Die Woge kommt und löscht es aus —
Nur Sand und Wasser bleibt!

Die Ausstellung, durch welche das Talent Matezkis sich für einen größeren Kreis betätigen konnte, war durch die Vorführung der Levensteinschen Arbeiterkunstausstellung in Frankfurt angeregt worden. Über den Rahmen der Levensteinschen Ausstellung hinausgehend, die sich auf Werke der bildenden Kunst beschränkt hatte, wollte diese lokale Zusammenfassung ein Bild alles dessen geben, was Arbeiter neben ihrem Beruf zur Betätigung ihres geistigen Schaffensbedürfnisses leisten. Außer Malereien und Plastiken waren technische Arbeiten — zum Beispiel elektrotechnische Apparate — naturwissenschaftliche Sammlungen, Musikinstrumente, Spielwaren aller Art, unter anderen geradezu künstlerische Puppenhäuser und dergleichen mehr ausgestellt. Eine besondere Gruppe bildeten schriftstellerische Arbeiten, von denen einiges in einem zum Verkauf gestellten Sammelbändchen vorlag. Die Arbeiten Matezkis waren darin zufällig nicht aufgenommen. Daß auch er zu denen gehörte, welchen die Ausstellung eine wertvolle Gelegenheit zur Betätigung gab, werden die Leser des Gedichtes mit uns empfinden.

Frankfurt am Main.

Professor *Dr. med.* Max Flesch.

Tierbau und Tierleben, in ihrem Zusammenhang betrachtet, von Professor Dr. R. Hesse und Professor Dr. Fr. Doflein, bei B. G. Teubner 1910. — Die beiden zu gemeinsamer Arbeit verbundenen Autoren haben sich das Ziel gesteckt, das Tier zu schildern als lebendigen Bestandteil der Natur, Wirkungen ausübend und empfangend. Sie haben sich in die Aufgabe geteilt: Fr. Doflein wird in einem demnächst erscheinenden Band „die Wirkung der äußeren Einflüsse und die Gegenäußerungen, zu denen der Organismus durch solche Einflüsse veranlaßt wird", behandeln, also das, was man Biologie oder neuerdings meist Ökologie nennt; R. Hesse dagegen schildert „das Tier, unabhängig von der Außenwelt, nur in Hinsicht auf das Getriebe seines Organismus, auf den Zusammenhang von Bau und Funktion betrachtet", er gibt also in ausgesprochener Nachfolge von C. Bergmann und R. Leuckart „eine anatomisch-physiologische Übersicht des Tierreichs". Dieser Teil des Gesamtwerks liegt unter dem Titel „Der Tierkörper als selbständiger Organismus" seit mehr als Jahresfrist vor, ein imponierendes Stück gediegenster Arbeit. Uns interessiert vor allem die Art, wie der Stoff angegriffen, gegliedert und bewältigt wird. Man kann den Organismus als lebendiges Ganzes nicht erfassen

ohne künstlerisches Verständnis. Diesem widerstrebt die gewaltsame Trennung des durch tausend Beziehungen Verbundenen, es empfindet davor eine Scheu, ähnlich derjenigen, die auch den Forscher wohl überkommt, wenn er mit dem Seziermesser an die Zergliederung eines getöteten Organismus gehen will. Ohne solche Trennung aber läßt sich nichts beschreiben, und die Kunst des Darstellers besteht nun darin, das Auseinandergelegte vor dem Leser wieder aufzubauen, und ihm so die Idee des Ganzen zu vermitteln, die dem Schreibenden vorschwebt. Hesse empfindet dieses Bedürfnis, und so betrachtet er seinen Gegenstand, ehe er an seine Behandlung im einzelnen geht, zunächst in einem einleitenden Kapitel unter einigen allgemeineren Gesichtspunkten; und ein Schlußkapitel, „Das Ganze und seine Teile", faßt die getrennt gesponnenen Fäden noch einmal zusammen.

Die Einzelbehandlung des Stoffes erfolgt in vier Abschnitten: Statik und Mechanik des Tierkörpers, der Stoffwechsel und seine Organe, Fortpflanzung und Vererbung, Nervensystem und Sinnesorgane. Das Einteilungsprinzip ist also kein morphologisches, sondern ein physiologisches, die Organe werden nicht nach ihrer genetischen Zusammengehörigkeit, sondern nach ihrer Funktion gruppiert. So werden nacheinander das äußere ektodermale Skelett der Gliederfüßler und das innere mesodermale Skelett der Wirbeltiere behandelt; die Mundbewaffnung der Insekten, welche aus umgebildeten Gliedmaßen hervorgegangen ist, und die Zähne der Wirbeltiere, welche aus Hautschuppen primitiver Fische entstanden sind. Diese Art der Gruppierung entspricht dem besonderen Zweck des Buches; sie bietet außerdem den großen Vorteil, daß es bei ihr leichter ist, den Zusammenhang mit dem Ganzen nicht zu verlieren. Eine Darstellung nach streng durchgeführten, rein morphologischen Gesichtspunkten wäre wohl für die Zwecke eines populären Werks überhaupt unbrauchbar, und auch bei wissenschaftlichen Vorlesungen bedarf sie einer Ergänzung durch mehr monographische Behandlung, sonst leben nachher im Geist des Hörers nicht die Bilder wirklicher Tiere, sondern lange Reihen von Häuten, Schädeln, Darmkanälen, vielleicht in den feinsten Übergängen und Abstufungen, nur daß er nicht weiß, wie die einzelnen untereinander zusammengehören.

Nach diesen Gesichtspunkten geordnet wird nun ein ganz gewaltiges Material mitgeteilt. Gar manches Wertvolle davon ist geistiges Eigentum des Verfassers, zum mindesten in der bildlichen Darstellung; das meiste natürlich wissenschaftliches Gemeingut, aber in der gründlichsten Weise angeeignet und verarbeitet. In strittigen Fragen wird klar und entschieden Stellung genommen; man kann da in manchem anderer Ansicht sein als der Verfasser, aber man weiß wenigstens immer, was dessen Ansicht ist. Dabei läßt er der gegenteiligen Anschauung Gerechtigkeit widerfahren. Nur die Annahme der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften kommt entschieden zu schlecht weg, wenn von ihr gesagt wird (S. 763), daß „lediglich der Wunsch des Gedankens Vater ist". Doch wohl nur der von jedem Forscher gehegte Wunsch, gewisse Tatsachen zu erklären, die eben vielen ohne diese Annahme unverständlich scheinen.

Das Buch sollte „so gehalten sein, daß jeder, der über eine gute Schulbildung verfügt, es verstehen kann". Ich möchte glauben, daß das gelungen ist, namentlich auch dank den ganz vorzüglichen Abbildungen. Oberste Instanz ist in diesem Fall freilich nicht der Fachmann, sondern der Laie, der es eben entweder versteht oder

nicht versteht. Jeder aber wird wohltuend die schlichte Sachlichkeit empfinden, mit welcher der Verfasser die Dinge schildert, so wie er sie sieht, in der ruhigen Zuversicht, daß dann der Geist, den er in ihnen findet, von selbst auch aus seiner Darstellung sprechen wird.

Rostock.

Hans Spemann.

Robbenmetzger. C. G. Schillings schreibt in seiner Bußpredigt „Hagenbeck als Erzieher" in den Süddeutschen Monatsheften über die arktische Abteilung des Hamburger Tierparkes:

„Dies Bild polaren und südpolaren Tierlebens ist eine große und schöne Tat ... Besonders stark sprechen diese Tierbilder zu mir gerade in den letzten Tagen, in denen, unbeachtet von der Menge, eine Konferenz Englands und der Vereinigten Staaten tagt, die endlich in später Stunde nunmehr die gesamte pelagische Robbenjagd verbieten will — verbieten, um so die Reste einstiger Reichtümer der Natur zu retten und zu erhalten ..."

Dagegen vergleiche man folgendes: Vor uns liegt das verdienstvolle, mit 269 schwarzen und farbigen Reproduktionen nach Naturaufnahmen reich und schön illustrierte Prachtwerk „Mit Zeppelin nach Spitzbergen" des deutschen Verlagshauses Bong & Co. Es enthält Berichte von der Studienreise der deutschen arktischen Zeppelin-Expedition mit einem Vorwort Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen und ist herausgegeben von den Professoren A. Miethe und H. Hergesell. Sehr klangvolle und bedeutende Namen führt die Mitarbeiterliste auf, unter ihnen Seine Exzellenz den Grafen Zeppelin. Das Buch hat eine große Verbreitung und ausgezeichnete Presse gefunden und ist dem deutschen Volk, vor allem der deutschen Jugend, für die das Beste gerade gut genug sein sollte, mit beredten Empfehlungen ans Herz gelegt worden. Dabei enthält es einen Beitrag, der, was Gesinnung und Stil anbelangt, die letzte Grenze unverantwortlicher, unjagdlicher und unmenschlicher Brutalität erreicht, dessen Ton, Takt und Stil an zufällig aufgefangene, nachmitternächtliche Gespräche über Liebe und Geschäft in gewissen Berliner Bars erinnern könnte und der zwischen den schönen Darstellungen der reinen, kühlen, polaren Eiswelt wie ein untilgbarer Fettfleck auf weißem Papier wirkt. Jeder Leser, ein Jäger nun gar, müßte bei seiner Lektüre in Wut verfallen. Es handelt sich um „eine ganz kleine Erinnerung an Spitzbergen und dort froh verlebte Stunden", von denen wir hoffen, daß sie zu einer großen Erinnerung werden möge an das, was man alles dem deutschen Volke in sogenannten populären Büchern ungestraft bieten kann und nicht kann. Wir nageln hiermit an den Tempeln der Misericordia und der Musen auf öffentlichem Forum Hilmers Wiedergabe *dieser* Seehundsjagd fest, rufen alle Jäger und Nichtjäger zur weidgerechten und menschlichen Beurteilung auf und sparen nur denen, die zu Gericht sitzen wollen, einige *hier* allerdings deplazierte Naturbeschreibungen.

„Da! An Backbord der erste Hund! Nur ein Kopf, der gleich wieder verschwindet. Da noch einer! Oder ist's derselbe? Nun geht's los. — „Pistölchen hetzen, meine Herren!" — Beng! — Ja, so leicht ist die Sache nicht. — Beng! Beng! — „Meiner hat gezeichnet!" — „J wo, hat nur ge-

lacht!" — Ha, der liegt aber wirklich! Boot klar! Ro weg! Ja, rubert Kinder. Boot kommt leider zu spät. Hund ist versackt. Allmählich wird's besser. Die Leute in den Booten arbeiten sich ein, wir schießen auch sicherer. „Fönix" fährt weiter. Da! Schon wieder einer! Lille Hund an Steuerbord! Stop de Maschin! „Ist das Boot klar?" Beng! Ro weg! Liegt! Liegt! Ist im Boot! Hurra! „Ist schon mein vierter." „Ich habe erst drei. Abwarten."

„Sie! Sie! Sehen Sie nichts?" „Nein, was denn?" „Da das lange graue Ding auf der Scholle. Das ist eine Storkobbe." „Ich kann immer noch nichts . ."

„Jetzt hebt sie den Kopf!" „Liegt er schon im Anschlag?" „Ist ja noch viel zu weit." Da ertönt der Schuß! Noch einer. Das Boot fliegt jetzt heran. Das Ungetüm wälzt sich mit letzter Kraft von der Scholle ins Wasser. „Jetzt ist es sehr schwer, sie zu kriegen," bemerkt der Sachverständige. Ja! Da taucht sie wieder auf! Das Boot ganz klar. Svedsen steht klar mit der Harpune. Der Schütze will sie ihm entreißen. „Nein, du schießen, ich Harpune!" befiehlt Svedsen. Und gehorsam kracht der Schuß. Die Harpune sitzt! Die erste Storkobbe ist da! Hurra! Tut, tut, tut macht „Fönix". Mühsam wird sie längsseit gebracht. Wir haben sie vor Eifer beinahe mit geschossen. Freude und Anteilnahme sind groß. Wir haben noch manchen lille Hund geschossen, auch noch einige Storkobben. Aber nie war's wieder so herrlich, wie an diesem ersten Jagdtage, nie Spitzbergens Königsbucht wieder so schön."

Gerade diese Stelle aus dem ganzen großen Reisewerk mußte die „Saison", ein Blatt für „Gesellschaftsleben", in ihrem zehnten Hefte 1911 als Empfehlung abdrucken. Es wäre kulturhistorisch wertvoll als Barometer für die Höhe der Gemütsbildung und die Tiefe des Naturgefühls in unserer Epoche des Weltnaturschutzes festzustellen, wieviel Deutsche auf diesen Nachdruck hin das Buch bestellten oder auf seine Anschaffung doch lieber verzichteten.

Die anderen Mitarbeiter werden kaum diesen Beitrag vor der Drucklegung des Sammelbandes gekannt haben. Sie trifft somit kaum ein Vorwurf, wohl aber eine Presse und ein Publikum, die keinerlei Reagenzfähigkeit auch nur des oberflächlichsten natürlichen und literarischen Feingefühls hätten und dokumentierten.

Wird der Kaiser wohl, der eben erst durch die schöne Stellungnahme zu den Hagenbeckschen Leistungen und Plänen die Bekundung eines fortgeschrittenen Naturempfindens begonnen hat, wird der sportlich gesinnte Kronprinz, der vor kurzem von seiner großen Weltreise zurückkehrte, werden die preußischen Schulräte dieses „Jugend"- und „Volksbuch" in die Hände bekommen, und welchen Eindruck werden die dann von dieser Robbenmetzgerei empfangen?

München. **Alfred Walter Heymel.**

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim. Die neue Umschlagzeichnung dieses Heftes von Paul Renner, München.

Fritz Mauthner: Schul-Erinnerungen.

2.

Als der Krieg und die Seuchen (auch der Typhus hatte geherrscht) vorüber waren, als am 1. Oktober das neue Schuljahr beginnen sollte, da setzte ich meinen Willen durch. Auf meine Weise, die ich nicht loben will. Ich ließ dem Vater von der Mutter die Gefahren schildern, die den Schüler in dem verpesteten Gebäude bedrohten; ich verschwieg, daß es in den andern Gymnasien nicht anders ausgesehen hatte. Auch wäre ich jetzt alt genug, um den weiten Weg nach dem Kleinseitnergymnasium viermal täglich machen zu können. Mein Vater willigte ein und ich ging mich anmelden. Ich sehe noch das verwunderte Gesicht des Direktors, als ich ihm auf seine Frage nach dem Grunde des Wechsels unbefangen und treuherzig meine Geschichte erzählte. Das Piaristengymnasium wäre mir zu schlecht gewesen. Er wies mich zurecht und verlangte meine Zeugnisse zu sehen. Ich hatte sie alle mitgebracht, auch das mit der Zensur „zur Not genügend". Der Direktor ließ mich eine Seite Livius übersetzen, schüttelte den Kopf und ich war in das Gymnasium meiner Sehnsucht aufgenommen. Das verdankte ich Bismarck und seinem Kriege.

An dieser Stelle darf ich wohl einige Worte über unser jugendliches Verhältnis zu dem Deutsch-Österreichischen Kriege sagen. Selbstverständlich nicht meine jetzige Meinung, sondern die Auffassung des Gymnasiasten von noch nicht siebzehn Jahren. Da war nun keine Rede von irgendeinem Verständnis für den weltgeschichtlichen Vorgang oder auch nur von der Möglichkeit eines Verständnisses. Deutsche Geschichte der letzten Jahrhunderte lernten wir eigentlich nur als eine Geschichte der Habsburger. Die Schule ließ uns die Bedeutung der Revolutionen und die Macht der Nationalitätsidee nicht ahnen; von der Einigung Italiens wußten wir nur, daß wir während des Krieges 1859 die Schulstunden mit Scharpiezupfen ausgefüllt hatten. Auch was wir im Elternhause von politischen Dingen erfuhren, lag weitab von den Einheitsidealen des deutschen Volkes. So zum Beispiel wußte ich mancherlei aus dem Jahre 1848: in der Speisekammer hingen die Waffen und die Uniform, die mein Vater als Nationalgardist getragen hatte; auch einen Personenkultus gab es: einer der Abgeordneten der Paulskirche, der schöne und gute Dichter Moritz Hartmann, war Hofmeister bei meinem Onkel gewesen. Ich wußte aber auch von den Aufständen in Prag und in

Wien und von den blutigen Greueln der Sieger. Mein Vater sprach niemals über solche Dinge; meine Mutter aber flößte uns Bewunderung für die Revolution ein und begründete ihre Gesinnung mit Schillerschen Versen. Nur daß damals in Frankfurt über ein einiges Deutschland beraten worden war, davon hatte ich keine Ahnung; solche Dinge erfuhr ich erst etwas später aus Heinrich Heine, mit gläubiger Andacht. Wir hatten also keine politische Stellung zum Kriege von 1866; nicht einmal großdeutsch waren wir. Wir hatten 1859 gedankenlos Scharpie gezupft, wir hatten 1864 gedankenlos „Schleswig-Holstein meerumschlungen" gebrüllt; jetzt wußten wir nur, daß die Preußen wieder eine österreichische Provinz erobern wollten wie damals unter Maria Theresia. Und daß ihnen diese Gemeinheit diesmal schlecht bekommen würde. Benedek war der Feldherr unseres Herzens; wir kannten auch seinen geheimen Feldzugsplan. Für die Darstellung dieses Planes hatten wir uns eine sehr einfache und sehr hübsche Pantomime eingeübt. Wenn wir — die Verwegensten unter uns schon bei einer Zweikreuzerzigarre — über den wahrscheinlichen Ausgang des Krieges redeten, dann legte der fünfzehnjährige Sohn eines pensionierten Hauptmanns die beiden Handwurzeln zusammen, so daß die beiden Handflächen in einem stumpfen Winkel von einander abstanden. Er tat das sehr geheimnisvoll; denn niemand durfte diesen geheimen Plan erfahren. Aber wir verstanden die Pantomime. So stellte sich Benedek auf und die dummen Preußen rückten in Eilmärschen in den stumpfen Winkel hinein; nun bog der strategische Hauptmannsohn langsam, langsam die Finger zusammen und die Preußen waren gefangen. Wir wollten sie übrigens nicht schlecht behandeln. Nur besiegt mußten die Preußen werden. Wir Österreicher mußten die Herren von Deutschland bleiben (wir glaubten, wir wären es), um zu Hause mit den Tschechen fertig werden zu können; ich habe seitdem, wenn irgendwo auf der Erde ein Krieg ausbrach, Rauchzimmerstrategen kennen gelernt, die in ähnlicher Weise die geheimen Pläne ihres Lieblingsgenerals vortrugen; und ich fürchte, auch ich bin ab und zu so ein Stratege gewesen. Sobald ich nämlich Partei nahm.

Als nun die ersten Schlachten geschlagen waren, kam für kurze Zeit der Zorn der Besiegten über uns. Wir glaubten acht Tage lang alle Gräßlichkeiten, die uns über die Preußen erzählt wurden, aber wirklich nicht länger. Nach der Besetzung Prags besiegten uns die Preußen moralisch.

Als die Schlacht von Königgrätz geschlagen war und der Einmarsch bevorstand, flüchteten die vermögenden Leute mit Söhnen und Töchtern aus der Stadt; die Töchter sollten vor Vergewaltigung durch viehische

Soldaten geschützt werden, die Söhne vor der Rekrutierung durch die Preußen. Daß die jungen Mädchen fortgeschafft waren, erwies sich bald als recht wünschenswert; die Preußen hielten zwar bekanntlich musterhafte Mannszucht und die gemeinen Soldaten (größtenteils ältere Jahrgänge) waren durchaus gutartig, aber der Zuzug von käuflichen Frauenzimmern war so ungeheuer, daß die Straßen, Gärten und Inseln Prags in diesen Sommermonaten wirklich einen etwas babylonischen Anstrich bekamen. Das Gerücht, daß die Preußen Jünglinge und Knaben mit Gewalt in ihre Regimenter steckten (das Gerücht trat sehr sicher auf), glaubten wir nur wenige Stunden. Mein achtzehnjähriger Bruder und ich widersetzten uns der Flucht, als ein aufgeregter Onkel schon mit einem Wagen vor der Türe hielt, um uns zu retten. Wenige Tage später lernten wir die Preußen kennen und konnten über die Greuelmären lachen.

Ich erinnere mich noch, als ob es heute geschehen wäre, an den Einmarsch. Ich saß am frühen Morgen mit einem Buche im Canalischen Garten, der etwa eine Viertelstunde vor dem Roßtore lag und durch eine Mauer von den Heerstraße getrennt war. Ich saß lesend auf einer Bank. Plötzlich höre ich Pferdegetrampel und Kommandorufe. Die österreichische Garnison hatte Prag seit vielen Wochen verlassen; auch klangen die Kommandorufe fremdartig. Ich kletterte auf die Mauer und zwei Schritte vor mir stand ein Trupp preußischer Husaren; dahinter Artillerie und weiter Infanterie. Ein Offizier, der eine Landkarte in der Hand hielt, rief mir die Frage zu, wie weit es noch bis zum Stadttor wäre. Schnell gab ich Auskunft und habe mich damit hoffentlich keines Landesverrates schuldig gemacht. Dann rannte ich spornstreichs durch den Garten nach dem Roßtor, um dabei zu sein.

Der Einmarsch vollzog sich in Formen, die sicherlich vorgeschrieben waren. Wir waren töricht genug, darüber zu staunen und sogar zu spotten, daß keine Vorsicht des Krieges gegen das friedliche Prag außer acht gelassen wurde. Die Preußen konnten ja nicht wissen, daß es einen totbereiten österreichischen Patriotismus in Prag nicht gab, weder bei den Deutschen, noch bei den Tschechen. So sahen wir die Feinde in kriegerischer Haltung, die Hand an dem gespannten Hahn, durch die dunkle Wölbung des Roßtors auf den Roßmarkt (jetzt: Wenzelsplatz) einreiten, sahen sie dann mit der bekannten „affenartigen Geschwindigkeit" die Hauptstraße besetzen. Noch tagelang beobachteten wir, wie die Soldaten in der Hauptstadt der eroberten Provinz sich's behaglich machten in Bierkneipen, in Cafés plaudernd, essend und trinkend truppweise beisammen saßen, das berüchtigte Zündnadelgewehr immer in der Hand. Unvergeßlich ist mir der Anblick eines solchen Bildes im Landes-

theater; es wurde ja weiter gespielt und unsere Sperrsitze standen meinem ältern Bruder und mir jedesmal zur Verfügung; den preußischen Offizieren waren die Fauteuils eingeräumt, den übrigen Soldaten die erste Galerie. Dort saßen und standen preußische Landwehrmänner dicht gedrängt, lachten aus vollem Halse über die Posse, die gespielt wurde; und jeder hielt seine Flinte in der Hand und viele unterstützten ihr Beifallrufen, indem sie mit dem Kolben auf den Boden trommelten.

Unsere Gefühle gegen die Preußen waren anfangs aus Neugier und Haß gemischt. Wir liefen überall hin wo sie zu sehen waren und flüsterten einander dann unsere kindischen Urteile zu. Wir fanden es feige, daß die Sieger keine Waffen in den Häusern duldeten; zu meinem großen Schmerze mußte ich den wuchtigen Nationalgardistensäbel des Vaters auf dem Rathause abliefern. Dann lasen wir einander das Plakat vor, in welchem vorgeschrieben war, wieviel an Nahrungsmittel jeder Mann der Einquartierung zu fordern hatte. Das Schlagwort „Hungerpreuß" war auch zu uns gedrungen. Wir nahmen uns vor, die Preußen zu verachten um ihrer Feigheit und um ihrer Gefräßigkeit willen.

Aber noch waren nicht viele Tage vergangen und wir Prager waren, ich habe kein anderes Wort, in die Preußen verliebt. Wie diese bärtigen Landwehrleute in gestickten Pantoffeln vor den Haustüren saßen und mit den Kindern ihrer Wirtsleute spielten, das wurde uns ein unerwartetes und freundliches Erlebnis. Eine Ungebühr kam nicht vor. Von überall hörte man, daß die einfachen Soldaten nicht einmal streng einforderten, was ihnen nach dem Befehl zukam; sie aßen und tranken mit ihren Wirten, was die Kelle gab; dem einen ging es besser, dem andern schlechter, aber alle schienen zufrieden. Wenn ich meiner Erinnerung trauen darf, so waren die Tschechen in die preußischen Landwehrleute fast ebenso verliebt wie wir. Vielleicht kam bei den Tschechen dazu, daß sie bei dem großen Kriegsbrande ihre politische Suppe zu kochen hofften: Österreich hätte in Deutschland nichts mehr zu suchen, also könnte es zwischen Magyaren und Slawen aufgeteilt werden. Sicherlich kam ferner dazu, daß der Krieg so rasch sein Ende erreichte; Freund und Feind waren froh, einander wieder menschlich begegnen zu können. Blutdurst ist ja doch nicht der Normalzustand der Menschen. So viel kann ich bezeugen: von Revanchegelüsten war vierzehn Tage nach der Schlacht von Königgrätz im Volke nicht mehr die Rede.

Wir deutschen Gymnasiasten hatten viel zu sehen und zu hören, als die Preußen nach Beginn der Friedensverhandlungen sichs in Prag bequem einrichteten und wie zu Hause exerzierten. Da gab es etwas, was uns, mich und meinen kleinen Kreis, jedesmal elektrisierte. Trom-

meln und Pfeifen war der kriegerische Klang, der uns bisher unvorstellbar aus der deutschen Dichtung entgegengetönt hatte. In der Schule freilich hatten wir von der deutschen Dichtung so gut wie nichts erfahren; wußten auch nicht, daß die deutsche Dichtung noch vor wenigen Jahrzehnten das einzige einigende Band Deutschlands gewesen war; wußten nicht, was die Regierung gar wohl fühlte, daß die Begeisterung für die großen deutschen Dichter und auch die Liebe zu Heine und Uhland uns zu Deutschen gemacht hatte. Wie der Kerl bei Molière Prosa sprach, ohne es zu wissen, so waren wir Deutsche, ohne es zu wissen. In der Schule war uns größtenteils glatter Mist oder pedantisches Zeug empfohlen worden; wir aber hatten den Tell gelesen, den Götz und den Egmont. Trommeln und Pfeifen gehörten für uns zu den Freiheitskämpfen der Niederlande wie zu den Schlachten Friedrichs des Großen. Wie mag diese Musik geklungen haben? Jetzt erfuhren wir's. Für meinen kleinen Kreis wurde der Klang von Trommeln und Pfeifen der preußischen Infanterie zum Symbole eines neuen deutschen Nationalgefühles. Es war verrückt, aber es war so. Besonders der Dessauermarsch machte uns wirblig, ich weiß nicht mehr warum. Er erklärte uns auf einmal die Weltgeschichte. Es ist mir heute noch nicht zum Lachen, wenn ich daran denke, wie wir einmal — drei oder vier Freunde — hinter einem Bataillon herzogen, immer in der Hoffnung, von den Pfeifen den Dessauermarsch zu vernehmen und die Trommeln dazu. Und als endlich jenseits von Libussas Burg die himmlische Melodie wirklich einsetzte, da heulten wir vor Wonne; das heißt, wir gestanden uns unsere Tränen nicht zu und schlichen uns in den Schloßgarten von Nusle und fühlten uns deutsche Helden, Schill oder Andreas Hofer oder Hermann der Cherusker, und tranken zum ersten Male in einem öffentlichen Lokal Bier aus großen Krügen. In solcher Stimmung mochte Karl Moor seine Räuberbande gebildet haben. Wir wußten, wie tapfer wir waren; auch war ja Krieg und keiner unserer Lehrer konnte uns sehen. Und wenn auch . . . Solange die Pfeifen den Dessauermarsch bliesen, solange waren wir sicher, aus Deutschland eine Republik machen zu können, gegen die Sparta und Rom Nonnenklöster gewesen waren. Einer von uns hatte den verwegenen Gedanken, der Kellnerin die Hand küssen zu wollen; es geschah nicht; aber schon der Gedanke war kühn und herrlich gewesen und mochte irgendwie mit dem Dessauermarsch zusammenhängen.

So wurden wir durch die Erlebnisse des Jahres 1866 aus unserm nationalitätslosen Österreichertum und aus unserm kosmopolitischen Liberalismus aufgerüttelt; und wenn man uns bald darauf auf unsere politische Gesinnung geprüft hätte, so wäre ungefähr herausgekommen:

Deutschlands Einheit und Freiheit, aber ohne Preußen. Oder: der König von Preußen sollte die Sache machen und dann großmütig zurücktreten. Wir sahen zur Zeit des Friedensschlusses Bismarck und den König Wilhelm; sie gefielen uns so gut, daß wir ihnen eine so edle Gesinnung zutrauten.

Die Gestalt des Königs Wilhelm ruft eine kleine Geschichte in mein Gedächtnis zurück, die ich hier einschalten möchte. Der Vater meiner Mutter, der ein seltenes Alter erreichen sollte und damals schon nahe an hundert Jahre alt war, flüchtete aus Horzitz, als das Städtchen unmittelbar vor der Schlacht bei Königgrätz von preußischen Heeresmassen überflutet worden war; in seinem eigenen Hause war eine Ambulanz eingerichtet worden und solche Dinge liebte er nicht. Er gelangte fast ohne Abenteuer nach Prag und zu uns. Ich war ihm als Schlafgenosse zugeteilt und er erzählte mir viel aus seinen zivilistischen Kriegserinnerungen, wobei es dem alten Herrn, der beim Plaudern oft für einige Minuten einnickte, einmal passierte, daß er den Einmarsch der Preußen in Horzitz schilderte und dann plötzlich — nach einem kurzen Einnicken oder „Knappen" (wie er's nannte) — von einer Truppenrevue Napoleons bei Dresden oder bei Leipzig weitersprach. Als nun König Wilhelm und Bismarck in Prag angekommen waren, wollte mein Großvater die beiden Männer sehen. Ich begleitete ihn vor den Gasthof zum Blauen Stern, wir faßten Posto neben dem alten Pulverturm und da harrte der steinalte Mann an die zwei Stunden aus. Endlich kam ein Wagen aus dem Gasthof heraus, König Wilhelm und Bismarck fuhren an uns vorüber. Mein Großvater, für den es nicht leicht einen alten Mann gab, versetzte mir einen Puff zwischen die Rippen, wies auf den König und sagte mit Überzeugung: „Ein prächtiger junger Mann!" Der König stand in seinem siebzigsten Jahre. Etwa zwanzig Jahre später ließ sich Kaiser Wilhelm die kleine Geschichte von einem Herrn seiner Umgebung, der sie von mir erfahren hatte, erzählen und freute sich des impulsiven „Kompliments"; freute sich noch mehr, zu hören, daß ein Mann in voller Rüstigkeit über hundert Jahre alt werden konnte.

So hatte mir der Krieg zugleich geholfen, daß ich das Kleinseitnergymnasium besuchen durfte, und mir nationaldeutsche Stimmungen geschenkt. Ich trat mit sehr guten und mit sehr ernsten Absichten in das Gymnasium ein, wo deutscher Geist herrschen sollte. Der Ordinarius der sechsten Klasse, der bis zur Maturitätsprüfung mein Ordinarius blieb, war sogar einer aus dem Reich, ein Rheinländer. „Ein Rheinländer" sagten wir einander andächtig und wir fühlten uns gehoben. Burgruinen, Lorelei, Rote Erde, Kölner Dom, überhaupt der Vater Rhein.

Geographisch war die Sache nicht ganz klar, aber ich, der ich den Mann noch nicht kannte, war begeistert.

Der Ruf der Schule hatte nicht gelogen; ich kam in den Unterricht (leider wieder nicht unter die Leitung) braver und tüchtiger Lehrer, vor deren Wissen wir Achtung haben mußten. Von diesem dankbaren Lobe muß ich leider gerade den Ordinarius ausnehmen, den schwärmerisch begrüßten Rheinländer. Wir hatten uns während des Sommers in den preußischen Landwehrmann verliebt; jetzt empörte der preußische Oberlehrer unsere besten österreichischen Gefühle. Ich glaube, es wäre uns schwer gefallen, uns auch unter einem vorzüglichen norddeutschen Oberlehrer an die preußische Zucht zu gewöhnen; unsre österreichische Schlamperei, dieses behagliche und erquickliche Sichgehenlassen, hätte unter den strengen Ansprüchen der deutschen Gelehrtenschule gelitten; aber wir wären froh gewesen, etwas Gründliches zu lernen, und hätten uns für die Übertreibung der Schuldisziplin durch irgendwelche Schülerstreiche schon schadlos gehalten. Unser preußischer Ordinarius aber war ein gewissenloser Lehrer, unglaublich arbeitsscheu und eine boshafte Kröte dazu; wir waren so unerfahren, alle diese Eigenschaften auf den reichsdeutschen Oberlehrer zu übertragen, weil unser Ordinarius sich durch sein immer gerühmtes Fachwissen — uns hat er fast niemals etwas davon mitgeteilt — und durch einen Anzug nach der neuesten Mode von den einheimischen Lehrern unterschied.

Über die Charaktereigentümlichkeit dieses unwahrscheinlichen Lehrers möchte ich lieber kurz hinweggehen. Er hat uns einzig und allein in Bosheit unterrichtet; er kannte kein größeres Vergnügen als seinen Witz auf Kosten einiger Sündenböcke leuchten zu lassen. Diese Sündenböcke waren einige Tschechen, meistens tüchtige Burschen, die auf dem Kleinseitnergymnasium deutsch lernen wollten und vorläufig noch allerlei Sprachfehler begingen. Wegen solcher Fehler zog der Ordinarius sie auf und quälte sie bis aufs Blut. Gar manche Stunde verging von der ersten bis zu der letzten Minute mit solcher Schrauberei; wir andern hatten die Aufgabe, jeden Witz des Lehrers mit schallender Heiterkeit zu begleiten. Wer junge Leute kennt und weiß, wie schadenfroh sie sind und wie gern sie sich um ernste Arbeit herumdrücken, der wird es freundlich anerkennen, daß wir diesem Unfug endlich in der siebenten Klasse (Unterprima) aus eigener Kraft ein Ende machten. Es wurde ein Klassenbeschluß gefaßt, über solche Witze des Ordinarius nicht mehr zu lachen. Unbezahlbar war sein Gesicht, als er am nächsten Tage einen der Unglücklichen wieder zu schrauben anfing und kein Gelächter ihn belohnte; er versuchte es mit stärkern und stärkern Späßen;

aber wir blieben ernst und da verstand er endlich. Er machte keine Witze mehr, er begann die ganze Klasse zu quälen und sich an den Rädelsführern zu rächen, die zu erraten nicht schwer war. Schließlich scheute er auch diese Arbeit, kehrte zu seinen Gewohnheiten zurück und machte nur immer ein betrübtes Gesicht, wenn nicht gelacht wurde. Übrigens wurde die Schülerehre in meiner Klasse streng aufrecht erhalten. Petzen wurde nicht geduldet. Ich weiß nicht, ob es auch in andern Schulen üblich ist, die Petzer so zu bestrafen, wie wir es einmal taten. Der Schuldige wurde an dem Henkel seines Überrocks an einen Kleiderriegel gehenkt und in dieser Lage ermahnt, ein anständiges, männliches Betragen zu versprechen.

Alle unsere andern Lehrer waren Österreicher und unterschieden sich in vielen Dingen von dem Preußen, den der Haß der guten Katholiken unter uns überdies für einen Protestanten ausgab. Mit Unrecht; die boshafte Kröte war katholisch.

Besonders auffallend war der Gegensatz zwischen diesem Preußen und unserem Geschichtsprofessor, einem behäbigen dicklichen Herrn, dem man es wohl ansah, daß er sein abendliches Schöppchen liebte. Er trat jedesmal mit einem gemütlichen Worte in die Klasse, lehnte jede Feierlichkeit und Pedanterie ab und behandelte uns mit einer Ironie, hinter welcher sich Herzensgüte verbarg. Er erkundigte sich nicht ohne Neugier nach dem oder jenem Ärger, den wir mit andern Lehrern gehabt hatten, tröstete uns und ließ wohl eine ganze Viertelstunde mit Privatmitteilungen verstreichen. Bald hatte er Rheumatismus, nannte uns die Mittel, die er dagegen anwandte und erzählte bei dieser Gelegenheit allerlei aus der Chemie; bald erwähnte er irgend ein Tagesereignis und erklärte es uns auf seine Weise. Wir glaubten, er vertrödelte die Zeit; in Wahrheit lernten wir so die Gedankengänge eines erfahrenen und klugen Menschen kennen. In seiner Kleidung war er von einer Nachlässigkeit, deren sich an einem Berliner Gymnasium kein Schüler, geschweige denn ein Lehrer schuldig machen würde. Ganz unmöglich waren seine Westen. So oft er die alte rotkarierte anhatte, entschuldigte er sich mit seinem guten Schmunzeln: „Ich trag' sie seit zwanzig Jahren; vielleicht wird sie wieder einmal modern. Das ist auch Geschichte." Das Schulbuch mußten wir einfach seitenweise auswendig lernen. Er gab sich nicht damit ab, den Stoff mit andern Worten vorzutragen; das wäre Zeitvergeudung. Auch auf Prüfungen ließ er sich nicht ein; nur dann und wann stellte er durch kurze Fragen fest, ob wir die Jahreszahlen aus unserm „Gindely" ordentlich gebüffelt hätten. An diese kurzen Fragen knüpfte er dann an, um uns, immer interessant, irgend etwas zu erzählen, was mit dem

historischen Ereignisse in Verbindung gebracht werden konnte. Wagte er auch Abstecher auf das Gebiet der Nationalökonomie und auf die Geschichte der Prager Baukunst, brachte ihn einmal sogar Gustav Adolf darauf, die Geschichte der Einführung des Tabaks zu erzählen und uns vor übermäßigem Tabakschnupfen zu warnen, so hatten wir doch alle das Gefühl, dem freundlichen Manne dankbar sein zu müssen. Aus Dankbarkeit und Liebe lernten wir den „Gindely“ ganz ordentlich; denn wenn wir nichts wußten, drohte er immer, nichts mehr zu erzählen.

Auch die andern Lehrer waren trotz individueller Wunderlichkeiten ganz kenntnisreich in ihrem Fache, wenn auch keiner ein Spezialist war, wie das jetzt von einem deutschen Oberlehrer verlangt wird. Der Lehrer des Griechischen war ernstlich nervenkrank; wir behandelten ihn rücksichtsvoll; er war aber auch ein feiner Geist und wir hätten bei ihm Homer und Sophokles lieben lernen können, wenn die Lektüre nicht ohne Gnade auf eine ekelerregende Wiederholung der grammatischen Regeln herausgelaufen wäre. Die Schuld lag aber nicht am Lehrer, sondern an den Bestimmungen des Schulregulativs: Grammatik sollten wir lernen, nicht den Glanz der antiken Welt begreifen.

Für die Naturgeschichte hatten wir einen heimlichen Darwinisten zum Lehrer, der uns mit großer Kühnheit all den Gedächtniskram schenkte, welcher vom Lehrplan verlangt wurde. Philosophische Propädeutik wurde von einem Kreuzherrordenspriester vorgetragen; aber der Mann war nicht ohne Scharfsinn und führte uns ganz geschickt in die Spielregeln der alten Logik ein.

Unser Mathematiker gar war ein genialischer Herr und soll ein hervorragender Fachmann gewesen sein. Er liebte es aber, jede zweite oder dritte Stunde mit einer Philippika auszufüllen, die gegen die Mißstände der Zeit, gegen die Fehler der österreichischen Politik oder gegen die Schülergemeinheit gerichtet war. Er war ein leidenschaftlicher Redner. Wir waren wirklich so gemein, ihn zu solchen Standreden zu verleiten, wenn wir kein neues Pensum aufbekommen wollten. Es gab ein unfehlbares Mittel, ihn die Schleusen seiner Beredsamkeit aufziehen zu lassen. Der Mathematiker war nämlich derjenige Lehrer, der — auch wenn er die erste Stunde des Tages hatte — den Unterricht ohne Gebet begann; wir wußten, er war ein Freigeist. Wollten wir also keine Mathematikstunde haben, so brauchte sich bloß einer der Schüler zu erheben und im Auftrage der Klasse für irgend eine Versäumnis um Entschuldigung zu bitten: wir hätten zuviel aus „Religion“ aufbekommen. Dann ging es gleich los. Und ich hätte dem wilden Kritiker nicht gewünscht, daß er denunziert worden wäre; er liebte mitunter starke Ausdrücke. Sonst

hätten wir viel bei ihm lernen können, wenn ... ja wenn in der ganzen Klasse mehr als zwei Schüler gewesen wären, die mathematische Begabung besaßen; aber nach dem Lehrplan hatten wir Trigonometrie und analytische Geometrie, Logarithmen und Gleichungen zu erlernen, das Pensum mußte den unbegabtesten Schülern eingepaukt werden, und so wurde die Mathematikstunde auch bei diesem Lehrer und auch für die beiden mathematischen Talente langweilig.

Das Gegenstück zu diesem Manne war der Physiklehrer; ohne ein lächerliches Original wären Schulerinnerungen ja unvollständig. Es war ein alter ausrangierter Herr, der vielleicht das bißchen Physik der vormärzlichen Zeit ganz gut vorgetragen hatte und jedenfalls hübsch experimentierte. Nun hatte aber ein neuer Lehrplan vorgeschrieben, Physik müßte mit mathematischen Begründungen wissenschaftlich gemacht werden. Unser armer Lehrer hatte keinen mathematischen Sinn. So lernte er denn die langen Berechnungen wie Verse einer unverstandenen Sprache auswendig und schrieb sie keuchend und schwitzend auf die Tafel, den großen nassen Schwamm immer in der linken Hand; fing er eine neue Zeile an, so wischte er die obere Zeile immer schnell fort, damit der Unsinn nicht nachweisbar wäre, den er zustande gebracht hatte. Es herrschte ein freundliches Verhältnis zwischen diesem Lehrer und uns: er gab nur gute Zensuren und wir lachten ihn nicht aus. Daß wir einmal vor der Mittagspause Schwefelwasserstoffgas unter seinem Katheder entwickelten und das mit seinen eigenen Chemikalien — *mea culpa, mea maxima culpa* —, das wird man uns verzeihen. Es war ein wundervoller Frühlingstag und wir wollten einen Bierausflug machen. Der Streich gelang vortrefflich. Das Klassenzimmer war um zwei Uhr nicht zu benützen, die Quelle des furchtbaren Geruches wurde nicht entdeckt und wir wurden entlassen. Noch am folgenden Morgen stank es entsetzlich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Monistenbund.

Erzählung von Heinrich Steinitzer.

2.

Emmerenzia seufzte ganz leise und schrieb ab, so schön sie konnte. Der Oberst las und warf von Zeit zu Zeit wohlgefällige Blicke auf seine Tochter. Endlich war er mit der Zeitung fertig.

„Hast du mir nicht auch einen Brief gebracht?" fragte er plötzlich.

„Ja, Papa", sagte Emmerenzia. „Ich habe ihn dir mit der Zeitung gegeben."

„Dann müßte ich ihn doch haben", rief der Oberst. „Wahrscheinlich hast du ihn unter deine Schreiberei gebracht."

Emmerenzia suchte unter den Blättern des Protokolles, in der Tischschublade, auf dem Boden. Aber sie fand ihn nicht.

Derweilen ging der Oberst im Zimmer auf und ab und konstatierte in immer neuen Wendungen, daß Frauen nie und unter keinen Umständen Sinn für Ordnung hätten. Zufällig langte er in seine Rocktasche und zog mit dem Schnupftuche den Brief hervor.

„Da hast du ihn ja, Papa", rief Emmerenzia.

„Nun, schreib nur weiter", sagte der Oberst. „Sonst wirst du nicht fertig vor Tisch und du weißt doch, daß heute Donnerstag ist."

Er riß das Kuvert auf und sah nach der Unterschrift. „Ah," sagte er, „von unserm Amtsrichter."

Emmerenzia erschrak furchtbar, noch mehr aber schämte sie sich, daß sie in ihren Gedanken so ungerecht gegen Redern gewesen war. Sie hatte ihm vorgeworfen, daß er nicht einmal eine Ansichtskarte sandte, und jetzt schrieb er sogar einen wirklichen Brief.

Was wohl darin stand?

Durch ihre Seele zog es einen Augenblick wie eine leise Auflehnung gegen ihren Vater. Immer mußte sie warten — warten —. Jetzt würde er gleich den Brief wieder in die Tasche stecken und vielleicht überhaupt kein Wort weiter darüber reden.

Jedoch diesesmal täuschte sich Emmerenzia.

Der Oberst fing plötzlich zu lachen an — aber nicht wie jemand, der die Fröhlichkeit seines Herzens nicht mehr zurückhalten kann, sondern wild und erbittert.

„Köstlich", rief er. „Köstlich. Ich hätte ihn falsch informiert und er begreife nicht, wie sich ein alter Offizier zu so etwas hergeben könne. Nun — eins weiß ich, der Mensch setzt keinen Fuß mehr in mein Haus — keinen Fuß."

Emmerenzia rührte sich nicht. Sie betrachtete starr das letzte Wort, das sie eben geschrieben hatte. Es lautete „zielbewußt" und war einer Rede des Hauptmanns Liebeskind entnommen. „Zielbewußt", buchstabierte Emmerenzia. Sie hätte unmöglich angeben können, was dies Wort bedeute, aber es erschien ihr wichtig, es zu wissen. Sie hörte ihren Vater reden und versuchte, sich zu besinnen, was vorgefallen war. Aber sie konnte nicht denken. Allmählich kroch jenes entsetzlich peinliche Gefühl in der Magengrube in sie hinein.

„Ach Gott!“ sagte sie und wiederholte „Ach Gott!“

Der Oberst blieb vor ihr stehen und reichte ihr den Brief.

„Schreib' den auch ab“, rief er. „Der gehört zu den Akten.“

„Ja, Papa“, sagte Emmerenzia. Sie nahm den Brief und legte ihn unter das letzte Blatt des Protokolles, damit die Arbeit in der gehörigen Reihenfolge vor sich gehe. Dann schrieb sie emsig weiter. Und endlich las sie auch den Brief, während sie ihn abschrieb. —

Während des Abendessens sprach der Oberst wenig. Gleich darauf ging er fort in den Bayerischen Löwen.

Emmerenzia hatte noch fast eine Stunde zu tun, bis ihre häuslichen Obliegenheiten erledigt waren.

Die letzte Arbeit des Tages war stets die Abrechnung mit Zenzi. Emmerenzia sah das Küchenbuch durch und erkundigte sich, warum man diesesmal für eine Mark nur einundzwanzig Eier statt der üblichen zweiundzwanzig bekommen habe. Zenzi wußte es auch nicht. „Ich habe nicht mehr bekommen, Fräulein“, wiederholte sie. „Morgen spreche ich selbst mit Schickedanz“, sagte Emmerenzia. Das fehlende Ei kam ihr wie ein Vorwurf mangelhafter Pflichterfüllung vor.

Als sie allein war, nahm sie ein Rezeptbuch ihrer verstorbenen Mutter vor und begann darin eifrig zu studieren. Das Leben erschien ihr plötzlich ganz einfach. Man mußte nur wissen, was man wollte. Und was konnte man vernünftigerweise wollen als arbeiten, seine Pflicht tun? Alles, was sie früher gehofft und gedacht hatte, war kindisch und lächerlich. Niemals hatte sie es so klar begriffen wie eben jetzt. Heiraten — nun ja — das war auch eine Art zu arbeiten — und nicht heiraten war eine andere. Die Hauptsache blieb immer, daß man sich nützlich machte. Und das — Gott sei Dank — konnte man immer und überall. —

Emmerenzia wußte natürlich nicht, daß sie in dieser Stunde „vernünftigen Überlegens“, wie sie es nannte, aus dem Naturlande der Jugend unmerklich in das Zweck-Reich des Alters hinübergeglitten war. Sie empfand als Erlösung, daß der dumpfe Schmerz wich, daß es ihr vor dem Rezeptbuche mit seinen vielen verlockenden Möglichkeiten allmählich recht heimlich zumute wurde. Endlich ging sie mit dem festen Vorsatze zu Bette, von morgen ab die Zügel des Hauswesens fester in die Hände zu nehmen und ihrem Vater einen schönen Lebensabend zu verschaffen. Das sollte von nun an ihre alleinige Aufgabe sein. Mit der beruhigenden Vorstellung eines Kuchens, den man drei Stunden ausdauernd rühren müsse, schlief sie ein. —

Leider war es ihr am nächsten Tage nicht möglich, die Vorstellung

in Wirklichkeit umzusetzen, denn im Hause des Obersten pflegte man an Werktagen keinen Kuchen zu essen. Aber durch irgend etwas wollte Emmerenzia doch ihre neue Lebensanschauung betätigen, um so mehr, als ihr jeder versuchsweise vorgeschobene Gedanke an den Amtsrichter ein ziemlich starkes Unbehagen verursachte. Sie war enttäuscht, denn sie hatte geglaubt, damit am gestrigen Abend endgültig fertig geworden zu sein.

So ging sie denn zu Schickedanz und reklamierte das eine der Zenzi zu Unrecht vorenthaltene Ei.

Schickedanz bedauerte außerordentlich, erklärte aber, es sei alles in Ordnung, er könne nicht mehr als einundzwanzig Eier für eine Mark liefern und schwur, daß er bei den Bauern selbst diesen Preis zahlen müsse.

„Gut", sagte sie. „Dann werde ich selbst zu den Bauern gehen. Ich will doch sehen."

Schickedanz sah sie erstaunt und betrübt an. Dann nahm er ein Ei aus dem Korbe und gab es ihr.

„Hier, Fräulein", sagte er. „Es ist nur wegen der Kundschaft, denn ich verliere daran — wirklich."

Emmerenzia verließ stolz den Laden.

„Also, so muß man's machen", dachte sie. „Sich nur nichts bieten lassen, dann erreicht man alles."

Der Sieg machte sie so übermütig, daß sie bei Tisch ganz ruhig den Oberst fragte, ob er heute nicht mit spazieren gehen wolle. „Es würde dir so gesund sein, Papa", setzte sie hinzu.

Doch der Oberst war kein Schickedanz.

„Geh nur du, mein Kind", sagte er. „Ich habe Wichtigeres zu tun." Aber der ungewohnte Freimut seiner Tochter hatte ihm doch imponiert, denn aus freien Stücken fuhr er fort: „Wir haben Ausschußsitzung heute Nachmittag wegen des Bismarcksteines."

Er schämte sich zwar gleich darauf seiner Schwäche, aber die Tatsache blieb bestehen: er hatte zum ersten Male sich herbeigelassen, in seiner eigenen Familie eine seiner Handlungen zu begründen.

Daran dachte auch Emmerenzia, während sie den Weg zur Grafenhöhe hinaufging, und freute sich darüber. Die vertrauliche Offenheit des Vaters erschien ihr als Belohnung des Entschlusses, von nun an ihm ihr ganzes Leben zu weihen.

Auf dem zukünftigen Bismarckstein sah sie schon von ferne den fremden Mann sitzen. Sie erkannte ihn sofort, obwohl er anders gekleidet war als vor zwei Tagen. Diesmal ging sie nicht vorüber, sondern sie setzte sich zwei Schritte von ihm entfernt auf den Felsblock, als ob das selbstverständlich wäre. Der Mann grüßte, ohne aufzustehen.

„Ich habe Sie gestern erwartet," sagte er, „ich wollte Ihnen das versprochene Buch geben."

Emmerenzia sah ihn ruhig an.

„Nun?" fragte sie.

„Ja, heute habe ich es nicht bei mir."

„Über die Ameisen," sagte Emmerenzia, „die so furchtbar gescheit sind? Es interessiert mich auch gar nicht."

Der Mann schlenkerte mit den Beinen.

„Umso schlimmer für Sie", meinte er. „Ich bedauere jeden, der sich nur für sich selbst interessiert."

Emmerenzia hatte nicht die geringste Lust, sich ihr neugewonnenes Selbstbewußtsein durch Bedauern verkümmern zu lassen.

„Man kann sich auch für andere Dinge, als die dummen Ameisen interessieren", warf sie möglichst verächtlich hin.

Der Fremde sprang mit beiden Füßen zugleich ins Gras und stellte sich vor Emmerenzia hin.

„Dennerlein", sagte er. „Professor Dr. Johannes Dennerlein! Vielleicht glauben Sie jetzt, daß die Ameisen nicht dumm sind. Einem Professor glaubt man doch bei uns alles."

Darauf wußte Emmerenzia nichts zu erwidern. Fast hätte sie gesagt: „Mein Vater ist auch Oberst", aber sie schwieg lieber still.

Dennerlein setzte sich wieder auf den Stein und sagte auch nichts.

„Gestern wußte ich doch, was ich ihm antworten wollte", dachte Emmerenzia. Plötzlich fiel es ihr ein.

„Tiere haben keine Seele", sagte sie.

„Woher wissen Sie das?"

„Das weiß jeder."

„Ja, dann," meinte Dennerlein und rutschte langsam vom Stein herab, „muß ich besonders dumm sein, denn ich weiß es nicht."

Er machte ein paar Schritte den Berg hinab, als ob er gehen wollte. Dann wandte er sich um und fragte:

„Kommen Sie morgen?"

„Nein, morgen gehe ich über Löhberg."

„Und gestern?"

Emmerenzia wurde ernstlich zornig. „Gestern bin ich auch über Löhberg gegangen", stieß sie hervor.

„Ach so", sagte Dennerlein. „Sie gehören zu den Menschen, die sich das Leben mit Absicht schwer machen, Prinzipien aufstellen, die niemand von ihnen verlangt und die zu befolgen sie für besonders verdienstlich halten."

Emmerenzia dachte an Schickedanz und die Erkenntnis, die ihr bei dem Eierkampf aufgegangen war: „Nur nicht nachgeben."

„Ich kann doch hingehen, wohin ich will", sagte sie spöttisch.

„Es scheint nicht, sonst kämen Sie morgen hierher."

Diese Folgerung verblüffte Emmerenzia.

„Aber warum?" fragte sie fast verwundert, „was soll ich denn da?"

Jetzt wurde Dennerlein verlegen.

„Wenn ich Ihnen das sage", meinte er endlich, „so klingt es fast ein bißchen unverschämt. Ich möchte eben manchmal mit jemandem reden. Sehen Sie, ich wohne unten in Vilskirchen beim Förster —"

„Beim Zinkl?"

„Ja, beim Zinkl. Mit dem war ich auf dem Gymnasium zusammen. Da waren wir gute Freunde. Und vor einigen Jahren traf ich ihn in der Stadt, da lud er mich ein, ihn einmal ein paar Wochen zu besuchen. Das habe ich nun getan, weil ich dachte, ich liebe die Natur, obwohl ich für gewöhnlich ein Stubenhocker bin; wie muß sie erst jemand lieben, der immer mit ihr zu tun hat! Aber damit bin ich jämmerlich hereingefallen. Der Zinkl hat soviel Sinn für die Natur wie — — —. Ein Förster und kein Natursinn! Ich weiß einfach nicht, was ich mit ihm anfangen soll. Immer redet er nur von Geld und wie es ihm schlecht und andern gut geht — das kann ich in der Stadt auch haben. Aber beleidigen möchte ich ihn auch nicht, und so muß ich eben die Zeit absitzen. Nur, wenn man einmal jemanden trifft, mit dem man über etwas anderes reden kann — — —."

Dennerlein schwieg und sah Emmerenzia an. Die aber blickte über ihn hinweg in die Landschaft hinaus, ohne sie zu sehen. Sie dachte auch nichts, sie fühlte nur, daß der liebe Gott doch gut sei, da er ihr nun seit gestern schon die dritte Belohnung sende für ihren tapferen Entschluß, nur der Pflicht und Arbeit zu leben.

Ein Professor, der Wert darauf legte, mit ihr zu reden!

Sie lächelte, ohne es zu wissen, wohlwollend, mütterlich.

„Ich muß jetzt fort", sagte sie.

„Darf ich mitgehen?" fragte Dennerlein.

Emmerenzia antwortete nichts, und schlug den Weg zum Bahnhof ein, fand es aber ganz natürlich, daß der Professor an ihrer Seite blieb.

„In der Stadt," sagte der, „sehnt man sich nach Einsamkeit und meint, recht weit von allen Menschen würde man glücklich sein, — aber dann — — sehen Sie, im Gymnasium habe ich jeden Tag doch mindestens vier Stunden zu sprechen. Da wird es einem zur Gewohnheit."

Also Gymnasialprofessor!

Emmerenzia fühlte sich ein bißchen enttäuscht. Sie sollte ihm seine Buben ersetzen. Immerhin — sie sollte etwas! Sie betrachtete ihn jetzt ruhig, während er ihr weiter von seinem Leben berichtete.

Ganz jung war er nicht mehr — so vielleicht Ende der Dreißiger. Hübsch war er eigentlich auch nicht — obwohl der blonde Spitzbart — der fröhliche Gesichtsausdruck — — Emmerenzia war alles in allem nicht unzufrieden mit seinem Aussehen. Auch der einfache Lodenanzug stand ihm gut. Nur die Krawatte, wie die gebunden war!

Dennerlein erzählte von seinen griechischen Stunden.

„Man vertrocknet einfach dabei", sagte er. „Die Buben begreifen ja doch nichts, sie wissen zu wenig. Es ist die reinste Taglöhnerarbeit. Darum beobachte ich Tiere so gerne. Die sind wie sie sind, nicht, wie ich sie haben will."

„Das Leben ist meistens anders, als wir es wünschen", sagte Emmerenzia weise.

„Ja, das ist es", pflichtete Dennerlein bei. „Wenn man immer so könnte, wie man will, dann wär's einfach. Dürfte ich meine Buben nur einmal wirklich in die antike Anschauung des Lebens einführen! Aber das geht nicht. Da sind die religiösen Vorurteile und die moralischen und noch tausend andere, und schließlich haben sie alle recht, denn was sollte ein antiker Mensch in unserer Zeit anfangen?"

Jetzt kamen sie bei dem großen Ameisenhaufen vorüber, aber Dennerlein sah nicht einmal hin.

„Sie wundern sich," fuhr er fort, „daß ich mit solchen Ansichten Gymnasiallehrer geworden bin, aber die bekommt man erst nach und nach. Und die leidige Geldfrage! Zur Universitätskarriere hat's eben nicht gereicht."

Er sprach sogar über seine Geldangelegenheiten! Das machte Emmerenzia besonders stolz und brachte ihn ihr näher. Ihre Erziehung hatte ihr den Glauben gegeben, daß Geldsachen zu den allerintimsten Geheimnissen des menschlichen Lebens gehörten, die man sorglich vor jedem fremden Einblick behüten müsse.

Sie hätte ihrem Begleiter nun auch gerne etwas Angenehmes gesagt, aber es fiel ihr durchaus nichts ein. Dann nach langer Überlegung, während der sie ihm kaum zuhörte, kam ihr ein Gedanke, bei dem sie heftig errötete.

„Ich glaube jetzt auch," sagte sie, „daß die Ameisen nicht dumm sind."

„Nicht wahr", rief Dennerlein, der zu Emmerenzias Enttäuschung dies Geständnis ganz natürlich zu finden schien. „Überhaupt sind die Tiere nicht dumm — eher die Menschen, die es von ihnen glauben."

Jetzt war er wieder recht in seinem Fahrwasser und erzählte von seinen Naturbeobachtungen und Forschungen, bis sie auf die Straße traten und Emmerenzia stehen blieb.

„Adieu, Herr Professor!“ sagte sie.

Dennerlein sah sie erstaunt an.

„Warum denn?“ fragte er.

Emmerenzia schwieg und schüttelte den Kopf.

„Ach so, die Leute!“ sagte Dennerlein. Er machte ein paar Schritte gegen den Wald zu, dann wandte er sich um und blieb dicht vor Emmerenzia stehen.

„Halten Sie es für Unrecht, mit mir zu reden und spazieren zu gehen?“ fragte er. „Das allein ist maßgebend. Wenn Sie es für Unrecht halten, dürfen Sie es auch nicht tun.“

„Nein — ich — — —“, sagte Emmerenzia leise.

„Nun dann — — — —!“ rief Dennerlein. „Die Leute sind mir egal. Also morgen!“

Er grüßte kurz und schritt in den Wald zurück, den Weg, den sie eben gekommen waren.

Emmerenzia konnte ihre Gedanken nicht recht sammeln, während sie zum Bahnhof ging. Daß jemand von ihr wissen wollte, ob sie etwas für recht oder unrecht hielt, war ihr zu neu, um sie stolz zu machen oder zu erfreuen. Außerdem wußte sie jetzt, da sie darüber nachdachte, auch nicht recht, ob es nicht doch unrecht war, mit Dennerlein zusammenzutreffen. Und dazu trat eine zweite Frage in ihr Bewußtsein: Sollte sie ihrem Vater von den Begegnungen mit dem Professor erzählen? Dann hatte er zu entscheiden, was recht und unrecht war. Ohne es sich einzugestehen, empfand Emmerenzia Angst vor dem väterlichen Richterspruche. Zum Glücke zeigte sich ihr ein Ausweg. Jetzt, da der Vater so viel mit seinem Monistenbunde zu tun hatte, durfte sie ihm nicht noch mit ihren eigenen Angelegenheiten kommen. Das stimmte ja auch zu ihren Vorsätzen, der Pflicht zu leben, nur an andere zu denken. Emmerenzia machte sich vor, daß es ihr schwer falle, das Geheimnis zu bewahren und daß sie es gerade deshalb bewahren müsse. Aber ganz wohl war ihr bei dieser Erkenntnis doch nicht. Sie fühlte, daß irgend etwas dabei nicht in Ordnung war, und da sie in ihrer Seele keine Möglichkeit fand, zur Klarheit zu kommen, so ergriff sie das gewöhnliche Auskunftsmittel der Schwäche und dachte: Später werde ich es ihm natürlich sagen, jetzt ist er zu beschäftigt.

Und darin hatte Emmerenzia recht. Der Oberst hätte im Augenblicke wohl wenig Verständnis für die Zweifel seiner Tochter gehabt; die projek-

tierte Bismarckfeier nahm alle seine Kräfte in Anspruch. Sie mit möglichstem Glanze durchzuführen, gegen den feindlichen Einfluß des Dechanten, war ihm zur Ehrensache geworden. Und der Sieg in dem Kampf, der sich unter den beiden Symbolen: Bismarck und Katharina von Emmerich abspielte, schien sich auf seine Seite zu neigen. Allerdings beruhte die Verehrung der Vilskirchner für den Gründer des Deutschen Reiches weniger auf politischen als ökonomischen Erwägungen. Die Pensionisten, die Vilskirchen zu ihrem Aufenthaltsorte erkoren hatten, gaben zu verdienen, und sie gehörten natürlich alle der Bismarckpartei an. Und diejenigen, die hauptsächlich an ihnen verdienten, wie Schickedanz, Krempelhuber, Luschmann, Dimpfl, entdeckten plötzlich in ihren Herzen einen Schatz nationaler Begeisterung, der bisher dort verborgen geschlummert hatte, um durch den Oberst gehoben zu werden.

Die Bauern hingegen blieben ihrem Seelsorger treu und traten geschlossen für die Ehre Katharinas von Emmerich ein, seitdem Kreitmayer verkündet hatte, daß dadurch die wahre christliche Gesinnung sich offenbare.

Andere wieder, wie der Sägemüller Semmelrock zum Beispiel, wußten die nationalen und christlichen Tugenden in ihrer Brust zu vereinigen und gehörten beiden Monistenbünden gleichzeitig an.

„Was kannst da machen?“ hatte er zu Dimpfl gesagt. „Beim Oberst hab ich erst einen neuen Boden glegt und der in der Küch, der kommt auch nächstens dran. Und für den Kalvarienberg hab ich den ganzen Zaun. Da mußt halt dran glauben und deine sechs Markeln zahlen, sonst is eh nix.“

„Recht hast“, entgegnete Dimpfl. „Daran hab ich wirklich nicht denkt.“

Und er ging hin und ließ sich im Monistenbunde „Katharina von Emmerich“ für alle Fälle auch noch aufnehmen.

Überhaupt wäre es ganz falsch gewesen, zu glauben, daß wilder Kampf die friedliche Gemarkung Vilskirchens durchtobte. Im Grunde betrachteten die Vilskirchener den ganzen Streit als eine Privatangelegenheit des Dechanten und des Obersten, und ergriffen nur Partei, insofern sie sich einen Vorteil davon versprachen. Etwas anderes war es, daß schon bestehende Fehden unter den neuen Symbolen ausgefochten wurden. Die Riesenprügelei am Sonntag im „Lamm“ wurde allerdings durch eine Stichelei des Blamangerschorschl auf die Bismärcker eingeleitet, aber niemand von den Eingeweihten hatte den leisesten Zweifel, daß sein Grimm auf den Luschmannkaspar nicht auf dessen Mangel an Verehrung für Katharina von Emmerich beruhte, sondern auf zu glühender Inbrunst des Kaspar für eine ganz andere, noch jetzt lebende Jungfrau.

Der Oberst freilich und der Dechant suchten die Gegensätze ihrer eigenen

Anschauungen von der Einigkeit dem ganzen Ort einzupflanzen. Eine beträchtliche Aufgabe, da jeder einzelne vorgenommen und bearbeitet werden mußte. Der Oberst, unbekannt mit der ländlichen Psyche, begnügte sich mit der Zusage, an der Enthüllung des Bismarcksteines teilnehmen zu wollen. Kreitmayer indessen steckte sich hinter die Weiber und mit diesem Hilfsmittel hätte er ohne Zweifel gesiegt, wenn er längere Zeit zur Verfügung gehabt hätte. Aber der Oberst drängte mit unheimlichem Eifer; schon war das Programm entworfen, der Tag der Feier festgesetzt, und da das Denkmal nicht erst errichtet zu werden brauchte, sondern seit einigen tausend Jahren schon an Ort und Stelle stand, war kein weiteres Hindernis zu erwarten.

Emmerenzia schrieb geduldig jeden Tag einen anderen Entwurf der großen Rede ins reine, die der Oberst bei der Einweihung zu halten gedachte. Die schönsten patriotischen Sätze jedoch, ja selbst am Schlusse der jedesmalige feierliche Aufruf zur Einigkeit, dessen Wortlaut der Oberst beständig abänderte, glitten an ihrer Seele vorbei, ohne irgend einen Eindruck zu hinterlassen. Emmerenzia erfüllte ihre Pflichten als Leiterin des Haushaltes wie als Tochter mit gewohnter Sorgfalt, aber sie lebte nur für den täglichen Spaziergang. Nicht dem Menschen Professor Dr. Johannes Dennerlein galt ihre Sehnsucht, sondern dem, was er sprach. Und auch das war ihr nicht klar bewußt. Sie empfand nur, daß langsam etwas in ihr Leben hereinströmte, von dessen Existenz sie bisher keine Ahnung gehabt hatte. Kein Gefühl, — nein, etwas viel Umfassenderes, das die ganze Welt für sie veränderte.

Dennerlein seinerseits ahnte nichts von der Wirkung seiner Reden und Worte auf Emmerenzia. Was er sagte, erschien ihm alles natürlich und selbstverständlich, und als naiver Mensch konnte er sich durchaus nicht denken, daß es irgend jemandem anders erscheinen könnte. Er sah ja, daß die meisten Dinge, von denen er erzählte, Emmerenzia unbekannt waren, aber er glaubte, nur ihr Wissen zu bereichern, während er tatsächlich ihre Seele umformte.

Denn von dem Augenblicke an, da Dennerlein Emmerenzia zu verstehen gegeben hatte, daß er sie brauche, war die Skepsis von ihr gewichen; dem Menschen, dem sie etwas sein konnte, und war es auch nur ein Ersatz für die abwesenden Schulbuben, gehörte ihr uneingeschränkter Glaube. Zum Teil auch deshalb, weil Dennerlein nichts Lehrhaftes an sich hatte; er sprach zwar viel und gern, aber immer wie zu einem Kameraden, nicht einem Schüler und kaum jemals von sich selbst.

Erst bei ihrem vierten Zusammensein auf der Grafenhöhe fragte er ganz beiläufig Emmerenzia, wie sie heiße.

Emmerenzia wollte schon antworten: „Emmerenzia Kriebel", aber das kam ihr zu schulmäßig vor und so sagte sie nur: „Emmerenzia" und fand es ganz natürlich, daß Dennerlein sie bei ihrem Vornamen nannte.

Sie fand es auch natürlich, stundenlang im Walde mit ihm herumzuspazieren. Sie fragte sich gar nicht mehr, ob das schicklich sei. Dennerlein war kein Mann für sie, es war etwas, für das sich unter ihren Begriffen nichts Passendes fand, und darum gab sie es bald auf, darnach zu suchen. Sie ging neben ihm her und hörte zu.

Er sprach über alles mögliche, knüpfte an einen Schmetterling an, der neben ihnen herflog, an eine seltene Blume, die Form einer Wolke, an irgend etwas, das ihm oder Emmerenzia gerade auffiel. Und dieser kam nicht einmal der Gedanke, daß sie fast alles, was er sagte, schon in der Höheren Töchterschule gehört hatte; hier, unter Gottes freiem Himmel, erschien ihr die Natur als etwas Neues, Ganzes, völlig Lebendiges, wo sie früher nur trockene, abgehackte, uninteressante Tatsachen gesehen hatte. Allmählich wurde sie selbst mit ihrer eigenen Person in diesen ungeheuren Zusammenhang gezogen.

Und jetzt begann sie sich zu wehren mit der deutlichen Empfindung, daß es doch kein Entrinnen gäbe. Die kleinen persönlichen Werte, die bisher ihr Leben bestimmt hatten, wirbelten hilflos in dem gewaltigen Kräftespiel umher, als das sich ihr die Natur nun offenbarte. Während sie auf der Grafenhöhe saßen und Dennerlein erzählte, dachte sie immerfort: „Was bin ich? Was bin ich?" und wo sie früher in ihrem Innern auf diese Frage mit einiger Selbstgefälligkeit geantwortet hätte: „Ich bin die Emmerenzia Kriebel, Tochter des Obersten Georg Kriebel. Wir haben ein Haus und einen Garten. Den Haushalt führe ich allein, — ich bin wohlerzogen — gar keine so schlechte Partie und könnte eigentlich jeden Mann glücklich machen", — da fand sie jetzt nur Antworten, die sie in den Staub drückten und über ihre eigene Nichtigkeit verzweifeln ließen.

Dennerlein merkte davon nicht das geringste. Er sprach ruhig weiter und all die Bilder, die er heranholte, vollendeten die Zerstörung im Selbstbewußtsein Emmerenzias. Er erzählte von der Eiszeit, von dem Verlauf unermeßlicher Zeiträume, da die Erde sich noch als Gasball im unendlichen Raum geschwungen hatte — und Emmerenzia hätte am liebsten gerufen: „Hören Sie doch auf, ich kann es ja nicht ertragen!"

Sie zog ihr Tuch aus der Tasche und brach in Tränen aus.

Dennerlein hörte sofort zu reden auf. Er sah Emmerenzia erstaunt, fast etwas mißbilligend an.

„Aber Emmerenzia", sagte er. „Das ist doch nur die Theorie von

Laplace und Kant. Es gibt jetzt schon Leute, die sie nicht für richtig halten."

Emmerenzia ließ die Hände sinken und versuchte Dennerlein anzusehen, während die Tränen über ihr Gesicht flossen.

„Sie haben die Welt für mich zu groß gemacht", sagte sie leise und klagend. „Ich kann nicht — ich kann nicht." Und da jener schwieg, setzte sie hinzu:

„Bitte, sagen Sie etwas — bitte ja!"

Allein Dennerlein fühlte sich schrecklich unbehaglich und wußte durchaus nicht, was er sagen sollte.

„Diese geologischen Epochen sind doch — — —", begann er endlich unsicher, aber Emmerenzia unterbrach ihn. Sie stand auf, wischte sich die Augen aus und sagte: „Adieu, Herr Professor. Ich bin wohl sehr dumm. Nehmen Sie mir's nicht übel! Und bitte, lassen Sie mich allein nach Hause gehen!"

Sie reichte ihm die Hand, die er verdutzt schüttelte, wandte sich um und ging schnell den Berg hinunter.

Dennerlein sah ihr nach, bis sie im Walde verschwand, dann setzte er sich wieder auf den Felsblock, stützte den Kopf auf die Hände und dachte nach.

Er wiederholte sich selbst alles, was er diesen Nachmittag gesprochen hatte, fand aber nichts, was die Erregung Emmerenzias nach seiner Ansicht erklärt oder gerechtfertigt hätte.

„Aber irgend etwas muß doch los gewesen sein", dachte er. „Man weint doch nicht nur so."

Und plötzlich hatte er es gefunden.

„Ich habe ihr ihren Gott genommen", sagte er laut. Er fühlte ein tiefes Mitleid mit Emmerenzia und zugleich die Pflicht, ihr zu helfen.

Aber jetzt, da er den angerichteten Schaden entdeckt hatte, glaubte er auch das Heilmittel zu wissen. Er überdachte sorgfältig das, was er Emmerenzia das nächste Mal sagen wollte, und als er bei Sonnenuntergang den Heimweg antrat, war er wieder ganz zuversichtlich.

„Wer von uns hat das nicht durchgemacht?" dachte er. „Es handelt sich darum, ihr den Unterschied von Glauben und Wissen klar zu machen. Ich habe ihr die alte patriarchalische Gottesvorstellung zerstört, jetzt werde ich sie an die Grenzen der Wissenschaft führen und ihr zeigen, daß jenseits noch genug Raum für einen unendlich größeren, wenn auch etwas anderen Gott vorhanden ist."

Dennerlein begeisterte sich geradezu an der vor ihm liegenden Aufgabe. Er erwartete ungeduldig den nächsten Nachmittag und ging Emmerenzia bis an den Ausgang des Waldes entgegen.

Sie kam auch, jedoch nicht allein. Neben ihr ging ein älterer Herr und den beiden folgten fünf oder sechs Leute, die Stangen, Stricke und Arbeitsmaterial trugen.

Dennerlein wußte nicht recht, was er tun sollte, grüßte aber dann doch.

Emmerenzia, die sehr bleich aussah, blieb stehen und stellte die beiden Herren einander vor.

Ohne Zweifel hätte sich der Oberst gewundert, woher seine Tochter diesen ihm ganz fremden Mann kenne, wenn augenblicklich in seiner Seele Raum für etwas anderes als die Bismarckfeier gewesen wäre.

Desto mehr wunderte sich Semmelrock, der an der Spitze der Arbeitsleute marschierte.

„Schau, schau," dachte er, „also so ist die Geschichte? Jetzt begreife ich freilich, warum es mit dem Amtsrichter nichts geworden ist."

Er trat einen Schritt vor, um zu hören, was der Oberst sagen würde, aber der fragte nur, ob der Professor schon längere Zeit in der Gegend sei, und kaum hatte der geantwortet: „Einige Wochen", so fühlte sich der Oberst berechtigt, bei ihm Interesse für die Angelegenheiten Vilskirchens vorauszusetzen.

Dennerlein nahm denn auch die Kunde von der für Sonntag geplanten Einweihung des Bismarcksteines mit Enthusiasmus auf.

„Das ist ein vorzüglicher Gedanke," rief er, „einen besonderen Punkt des Landes, das uns Bismarck eigentlich erst in Wahrheit geschenkt, ihm zu weihen. Kein ödes Bauwerk, nichts, was Menschen machten, Sie lassen die Natur selbst ihm ihre Huldigung darbringen."

„Ja, das tue ich", sagte der Oberst, der aus Mangel an Geldmitteln seinen glühendsten Wunsch hatte aufgeben müssen, ein Medaillon Bismarcks in den Stein meißeln zu lassen. „Es freut mich, daß auch Sie meiner Meinung sind. Den Vilskirchenern wäre natürlich irgend ein protziger Turm lieber."

„Und wie sind Sie der Opposition Herr geworden?" fragte Dennerlein.

Der Oberst lächelte selbstgefällig. „Ich bin der Vorstand des hiesigen Monistenbundes," antwortete er, „der den ganzen Plan zur Feier entworfen hat."

„Monistenbund!!" sagte Dennerlein und blieb stehen. „Wird hier auch dieser Unfug getrieben?"

„Wie meinen Sie das, Herr Professor?" fragte der Oberst scharf.

Dennerlein lenkte sofort ein.

„Ich vergaß, daß Sie Vorstand sind", sagte er. „Verzeihen Sie mir den unpassenden Ausdruck. Aber ich kann einmal nicht anders. Nehmen Sie mir das nicht übel. Kampf gegen die Kirche — meinetwegen, da

bin ich auch dabei — aber nicht auf diese Weise. Wenn ich alte Dogmen umbringen will, darf ich nicht neue aufstellen, die um kein Haar gescheiter sind. Als Weltbild ist es Geschmacksache — als Religion Dilettantismus und Spießerei."

„Ich verstehe Sie nicht", sagte der Oberst in dem strengen, vorwurfsvollen Tone der Wahrheit.

Dennerlein schüttelte den Kopf. „Nein," antwortete er, „es ist auch nicht möglich. Wie gesagt, verzeihen Sie mir! Sie sind einmal Monist. Aber", fuhr er fort, „beantworten Sie mir eine Frage: wie kommt der Monistenbund dazu, sich mit Bismarck zu befassen, der doch ein gläubiger Christ wie nur einer war?"

„Ist Bismarck nicht vielleicht der höchste Vertreter der Einigkeit, wenigstens für Deutsche?"

„Jetzt muß ich sagen, ich verstehe Sie nicht", meinte Dennerlein.

Sie waren nun auf dem Gipfel der Grafenhöhe angelangt.

„Nachher, Herr Professor, nachher", sagte der Oberst und winkte Semmelrock mit den Arbeitsleuten heran.

Alle gruppierten sich um den großen Stein, und der Oberst erklärte ihnen, worum es sich handle. Der Stein sollte mit Segeltuch umkleidet oder bedeckt werden, um dann am Tage des Festes feierlich enthüllt zu werden.

„Aha," sagte Semmelrock, „das werden wir gleich haben."

Während der Oberst dirigierte, Semmelrock den Arbeitern angab, was sie zu tun hätten und diese verständnislos Pflöcke einschlugen und Stricke spannten, hatte sich Emmerenzia etwas abseits auf einen abgesägten Baumstumpf gesetzt. Nicht, um mit Dennerlein etwa ungestört reden zu können — daran dachte sie nicht im entferntesten. Sie hatte eine schlaflose Nacht hinter sich, und das Geklopfe und Gehämmer in nächster Nähe verursachte ihr Kopfschmerzen. Sie fühlte sich noch viel elender und verlassener als damals, da sie die letzte Hoffnung auf den Amtsrichter begraben hatte. Diese ganze Geschichte erschien ihr nun fast kindisch. In ihrem jetzigen Zustande bot ihr auch die Vorstellung treuester Pflichterfüllung für ihren Vater wenig Trost; aber es war noch der einzige, und an ihn klammerte sie sich mit aller Sehnsucht der Seele, um wenigstens irgendwo eine Grenze ihrer Haltlosigkeit zu finden.

Dennerlein sah sie freundlich an und trat zu ihr.

„Emmerenzia," sagte er, „ich weiß jetzt, warum Sie gestern geweint haben. Es tut mir so furchtbar leid. Ich wollte heute mit Ihnen darüber sprechen, aber das geht jetzt wohl nicht."

Emmerenzia schüttelte den Kopf.

„Nein," wiederholte sie, „das geht jetzt wohl nicht." Sie sprach ganz teilnahmslos. Es war ihr so gleichgültig, was er sagte. Was konnte er denn auch sagen, das für sie wichtig war?

Dennerlein schwieg verstimmt. Er hatte eine begierige Aufforderung erwartet, doch zu reden und sich bereits einige kurze Sätze zurecht gelegt. Er wußte ungefähr, was in Emmerenzia vorging, und es bedrückte ihn, daß er ihr nicht helfen solle. Allein vorsichtige Zurückhaltung war nicht seine Sache.

„Emmerenzia", begann er resolut. „Was Sie jetzt durchmachen, habe ich auch schon durchgemacht und wir alle — — —."

Emmerenzia unterbrach ihn. Langsam kroch ein feindliches Gefühl gegen Dennerlein über sie. Sah denn der Mensch nicht, daß er sie quälte? Und warum sollte sie sich quälen lassen?

„Sprechen wir doch nicht von mir", sagte sie. „Was sagen Sie dazu, daß der" — unser, hätte sie fast gesagt — „daß der Stein jetzt ein Denkmal für Bismarck wird?"

„Ja, was ist's eigentlich damit?" fragte Dennerlein, froh, daß überhaupt ein Gespräch zustande kam. „Wissen Sie auch etwas über diesen merkwürdigen Monistenbund?"

Emmerenzia erzählte, was sie in der Gründungsversammlung gehört und später beim Abschreiben der Protokolle über die Entwicklung des Vilskirchner Monistenbundes erfahren hatte.

Dennerlein hörte belustigt zu, als sie aber zu den Vereinskämpfen und der Zweiggründung des Monistenbundes „Katharina von Emmerich" kam, lachte er gerade heraus.

Emmerenzia sah ihn haßerfüllt an.

„Ja", sagte sie. „Sie sind gescheit, Sie können lachen, über uns alle."

„Aber Emmerenzia", sagte Dennerlein bestürzt.

„Emmerenzia", rief die scharfe Stimme des Obersten vom Felsblock herüber.

Sie erhob sich und ging an Dennerlein vorbei zu ihrem Vater.

„Warum lacht denn der Mensch so?" fragte der Oberst und fuhr sogleich fort: „Gehen wir, wir sind jetzt fertig!" Er nickte Semmelrock, der sein Handwerkszeug zusammenraffte, freundlich zu. „Sie gehen wohl mit Ihren Leuten direkt hinunter?" sagte er. „Ja — wir machen noch den Umweg über den Bahnhof. Komm, Emmerenzia."

Er ging schnell voran und erwiderte den höflichen Gruß Dennerleins kaum.

Emmerenzia folgte ihm, ohne aufzusehen.

„Also, gehn wir", rief Semmelrock. Er sah Dennerlein schadenfroh an. „Abgefahren", dachte er. „So einfach ist es nicht mit uns Vilskirchnern."

Aber er nahm für alle Fälle den Hut ab, als er an Dennerlein vorüberkam und die fünf Arbeitsleute taten das gleiche.

„An Professor war er ja doch", sagte Semmelrock später, als er die ganze Sache mit Schickedanz erörterte. „Aber der Oberst! Das hätt'st sehn müssen, wie ihn der ang'schaut hat."

Dennerlein stand indessen allein auf dem Gipfel der Grafenhöhe. Er versuchte, auf seinen gewöhnlichen Platz zu gelangen, aber über den Stein spannte sich jetzt eine Decke von grauem Segeltuch, und als er trotzdem hinaufklettern wollte, trat er ein Loch hinein.

Doch saß er wenigstens schließlich oben und starrte trübselig auf den Schaden, den er angerichtet.

„So geht's mir, scheint es, mit allem," dachte er, „aber lassen darf ich es so nicht." Mit diesem „es" meinte er jedoch nicht das wirkliche Loch im Segeltuche, sondern ein ähnliches Gebilde seiner Vorstellung in der Seele Emmerenzias. „Das arme Mädel, was mache ich nur?"

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, abzureisen, aber nur einen Augenblick. Er schüttelte ernst den Kopf, grübelte und sann, während seine Mienen zusehends zufriedener wurden. Plötzlich sprang er mit einem mächtigen Satze vom Stein herab, doch so vorsichtig, das er kein neues Loch in das Segeltuch riß, sondern das vorhandene nur etwas vergrößerte.

„Auf das kommt es auch nicht mehr an", sagte er laut und schlug den direkten Weg nach Vilskirchen hinab ein. —

Während Dennerlein auf dem zu enthüllenden Bismarckdenkmal saß und nachdachte, gingen der Oberst und Emmerenzia den gewohnten Weg zum Bahnhofe herab.

Der Oberst schwieg, aber kaum waren sie außer Hörweite Semmelrocks und der Arbeiter, brach er los.

„Wo hast du diesen Professor kennen gelernt?" fragte er.

Emmerenzia erzählte oder vielmehr sie wollte erzählen, denn schon nach den ersten Worten unterbrach sie ihr Vater.

„Ich bin betrübt über dich, Emmerenzia", sagte er in tragischem Tone. „Betrübt und erstaunt. Ich dachte, du wärest alt genug, daß ich dich allein spazieren gehen lassen könnte. Du hast mein Vertrauen mißbraucht, Emmerenzia. Sprich, Emmerenzia, hast du es mißbraucht oder nicht?"

„Ja, Papa," sagte Emmerenzia, „aber — — —."

„Aber?" drängte der Oberst.

Emmerenzia warf ihm einen flehenden Blick zu.

„Er weiß so viel, was ich nicht wußte", sagte sie leise.

„Zum Beispiel, daß der Monistenbund ein Unfug ist", bemerkte höhnisch der Oberst.

Emmerenzia hörte es nicht. Sie machte ein finsteres Gesicht und sagte mit einer fremden, harten Stimme:

„Ich werde ja nicht mehr mit ihm sprechen, Papa, aber dann darfst du auch nicht wieder davon anfangen."

„Darf ich nicht?" rief der Oberst. „Großartig, wie du deinem Vater Vorschriften machst; das hast du auch bei dem Professor gelernt, der den Monistenbund einen Unfug nennt? Nicht wahr?"

Emmerenzia antwortete nicht. Sie dachte mit einer Art selbstquälerischen schmerzlichen Vergnügens: „Den Vater hat er mir also auch genommen. Das Letzte. Ich bin neugierig, wie ich noch weiterleben werde."

Der Oberst sprach weiter. Er war zu sehr gekränkt, um von dem Gemütszustande seiner Tochter etwas zu bemerken. Unter seinen Worten wurde Dennerlein allmählich zu einem Sozialdemokraten und Umstürzler, dem nichts heilig war, weder Vereinigungen der Menschen zur Pflege der Einigkeit noch die ehrwürdigsten Familienbeziehungen. Er redete sich selbst in den Glauben hinein, daß ihm etwas ungeheuer Wertvolles zerstört worden sei und wurde sentimental.

„Ich habe mein Kind verloren", sagte er wehmütig.

Emmerenzia empfand Schmerz und Freude zu gleicher Zeit. Da war doch noch jemand, der sie brauchte und ihretwegen traurig war.

„Nein, Papa", sagte sie. „Das ist nicht wahr."

„So, hast du deinen alten Vater noch lieb?" flüsterte der Oberst. Er umarmte Emmerenzia, die zu weinen anfing.

Über die Schulter ihres Vaters hinweg sah sie in den Wald. Da war der Ameisenhaufen, der Dennerlein so sehr interessiert hatte. Emmerenzia schauderte zusammen. Vor ihrem Blick standen plötzlich Tausende von Vätern, die ebensoviel Töchter umarmt hielten. Und auch die lösten sich auf und nichts blieb zurück als eine unaufhörliche Folge von Generationen, die starben und geboren wurden. Ihr Einzelschicksal schien dazwischen wie ein Staubkorn verloren zu gehen. Und mit dem Persönlichen ihr Gefühl.

Als der Oberst sie losließ und langsam mit zufriedenem Gesichte weiterging, seufzte sie tief auf.

Es war alles umsonst, nichts konnte noch einmal das für sie werden, was es früher gewesen.

Den Oberst hatte der „Sieg über die Tochter", der zugleich den ungleich wichtigeren Sieg über Dennerlein bedeutete, froh gestimmt. Er wurde vertraulich, erzählte von den Vereinssitzungen und ließ sich sogar zu der Mitteilung hinreißen, daß er 60 Mark 30 Pfennig aus eigener Tasche für die Bismarckfeier gezahlt habe.

„Es ging eben nicht anders", sagte er. „Wer sollte das Defizit decken, wenn nicht ich?"

Es war das erste Mal, daß er Emmerenzia gegenüber über eine Geldausgabe Rechenschaft ablegte, und in seiner Seele wurde damit eine neue Ära in ihren Beziehungen eingeleitet.

Emmerenzia empfand das auch und bemühte sich, dankbar für das seltene Vertrauen zu sein. Gott sei Dank, Geld war etwas Festes, Positives, das durch keine Weltanschauung berührt werden konnte.

So nahm das Gespräch eine ökonomische Richtung, die in beiden, Vater und Tochter, das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärkte.

Sie holten die Zeitung ab und gingen dann in einträchtiger Gemütsstimmung nach Hause.

Zenzi, die Köchin, kam ihnen sogleich entgegen, als sie die Tritte auf der Treppe hörte.

„Der Herr Dechant ist drin", sagte sie, auf das Wohnzimmer deutend. „Er wartet schon seit einer Viertelstunde."

Der Herr Dechant! Also noch ein Feind!

Der Oberst nahm eine kampfsfrohe Haltung an. Dem wollte er's schon zeigen, wie er es dem andern — dem Professor gezeigt hatte.

Vorerst jedoch fand er keine Gelegenheit zur Entfaltung seiner kriegerischen Absichten. Als er eintrat, stand der Dechant am Fenster, wandte sich um, und reichte ihm schweigend einen beschriebenen Bogen.

„Lesen Sie", sagte er kurz.

Der Oberst machte eine ablehnende Handbewegung.

„Ihre Angelegenheiten, Hochwürden", begann er, jedoch Kreitmayer unterbrach ihn.

„Wenn Sie nicht wollen, werde ich Ihnen mitteilen, was darin steht", sagte er. „Das bischöfliche Ordinariat fordert mich auf, mich zu rechtfertigen, wie ich als Geistlicher und als Seelsorger dazu käme, eine Gesellschaft von Freidenkern, Gottesleugnern und notorischen Feinden der Kirche zu unterstützen. — Die Gesellschaft, welche das Ordinariat meint, ist der Monistenbund!"

„Herr Dechant", fuhr der Oberst auf. „Meine Stellung als Offizier — — — —"

„Ist der Monistenbund", wiederholte Kreitmayer.

Eine volle Minute herrschte Schweigen, dann fuhr der Dechant fort: „Glücklicherweise war ich in der Lage, nachzuweisen, daß ich mit dieser Gesellschaft durchaus nichts zu schaffen habe. Der Tugendbund ‚Katharina von Emmerich', — er betonte ‚Tugendbund' — wird am nächsten Sonntage der feierlichen Einweihung des Kalvarienberges bei-

wohnen. Meinen Vorstellungen an zuständiger Stelle ist es gelungen, endlich die Erlaubnis zur Aufstellung der Kreuze zu bekommen, wie sie Katharina von Emmerich in ihrer Verzückung geschaut hat. Zu diesem wahrhaft christlichen Feste lade ich Sie auch ein."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen", fuhr er schnell fort. „Sie haben Bismarckfeier. Die muß nun selbstverständlich unterbleiben und Ihr Monistenbund muß aufgelöst werden. Es geht nicht, daß eine derartige Gesellschaft in Vilskirchen besteht. Sie sind getäuscht worden, Herr Oberst, ich weiß das — sonst wäre ich überhaupt nicht zu Ihnen gekommen. Ich trage Ihnen auch nichts weiter nach, obwohl Sie mich fast in arge Ungelegenheiten gebracht hätten. Und jetzt wissen Sie, was Sie zu tun haben, damit wieder Friede einkehre in Vilskirchen. Darauf lassen Sie uns die Hand reichen."

Er streckte dem Oberst die Hand entgegen. Der aber stand bocksteif, blickte gerade vor sich hin zum Fenster hinaus und rührte sich nicht.

„Herr Oberst", wiederholte Kreitmayer schärfer. „Ich reiche Ihnen die Hand."

„Und ich nehme sie nicht", rief der Oberst wütend.

„Sie glauben, mich wie ein kleines Kind behandeln zu können, dem man einfach befiehlt: So und so. Nein, Herr Dechant, da täuschen Sie sich in mir! Ich werde meinen Mo — — — meinen Bund nicht auflösen, und die Bismarckfeier wird stattfinden, so wahr ich hier stehe."

Jetzt wurde auch Seine Hochwürden warm.

„Ich habe Ihnen den Frieden gebracht," sagte er heftig, „und Sie wollen den Krieg. Gut so! Aber Sie werden den kürzeren ziehen, Herr Oberst. Glauben Sie nur nicht, daß ein Vilskirchener in Ihrem Bunde bleibt, wenn er erfährt, was das für eine Gesellschaft ist. Dann können Sie Ihre Bismarckfeier allein abhalten. Tun Sie es, tun Sie es nur! Ein schöner Anblick, einen alten Offizier an der Spitze einer Rotte von Freidenkern und Gottesleugnern zu sehen!"

„So vermeiden Sie diesen Anblick", schrie der Oberst.

„Ich kenne meine Pflicht als Seelsorger der Gemeinde", schrie der Dechant. „Ich werde der mir anvertrauten Herde die Augen öffnen, daß die Verführung keinen Eingang mehr findet."

Er riß die Türe auf und eilte hinaus. Auf dem Vorplatze sah er Emmerenzia mit einem fremden Manne stehen, dem er schon einigemale begegnet zu sein glaubte. Er blickte die beiden scharf an.

„In einem solchen Hause kann es ja gar nicht anders zugehen", murmelte er, erwiderte den Gruß Emmerenzias durch ein steifes Nicken und stieg, so schnell es die Steilheit erlaubte, die Treppe hinunter.

(Schluß folgt.)

Das Ringtheater.
Wiener Erinnerungen von Ludwig Ganghofer.

II.

Gehirn? — Das ist ein rätselhafter Gegenstand, den ein Geschöpf in seinem Schädel umschließt, ohne über dieses geheimnisvolle Ding eine für alle Fälle ausreichende Verfügungsmacht zu besitzen. In lachender Ruhe scheinen Gehirn und menschlicher Wunsch sehr treu verbundene Freunde zu sein. Doch in würgenden Augenblicken, die über Glück oder Elend, über Leben oder Tod entscheiden, erweist das Gehirn sich als ein selbständiges Wesen, dem die Herzschläge des Menschen, in dessen Schädel es wohnt, eine fremde und gleichgültige Sache werden. Da kann der Mensch sich in einen schreienden Narren verwandeln — das Gehirn bleibt vernünftig und tut, was richtig und nützlich ist. Wenigstens scheint das bei gesunden Menschen so zu sein. Wie sich die Sache bei krankhaften Geschöpfen verhält, das weiß ich nicht.

Und damals, als ich am Abend des 8. Dezembers zu Wien diese gelbe, rauchlose Flamme aus dem Bühnengiebel des Ringtheaters in den schwarzen Himmel fahren sah — da wollte mein schreiendes Herz, mein verstörtes Blut und der rasend gewordene Apparat meiner Beine zum Theaterportal und in den Zuschauerraum, in den dritten Rang hinauf, in die Theaterloge. Hätte mein vor Angst und Sorge irrsinnig gewordenes Herz seinen Willen durchgesetzt, dann hätt' ich vermutlich ein paar Stunden oder ein paar Tage später als ein schwarzer, unförmlicher Knochenstrunk im Wiener Polizeihof liegen müssen. Doch bevor ich das Theaterportal erreichte, das vor meinen nassen Augen wie in einem kreisenden Nebel zu schwimmen schien, riß das selbständig gewordene Gehirn mich an Herz und Blut und Beinen jäh herum und peitschte mich in eine Seitengasse, zum Bühneneingang. Und schrie mir im tausendsten Teil einer Sekunde zu: „Du Ochse! Noch eine Viertelstunde bis zum Anfang der Vorstellung. Das Mädel ist noch gar nicht in der Loge! Wenn das Mädel schon ins Theater kam, dann ist sie zuerst, wie sie es noch immer tat, in ihre Garderobe gegangen. Wenn sie nicht in der Garderobe ist, dann ist sie noch gar nicht da! Auf die Bühne mußt du, in die Garderobe! In die Garderobe! In die Garderobe!"

Vor dem Bühneneingang in der Heßgasse war Gedräng und Geschrei. Ich wühlte mich durch. Dieser blasse, verstörte Mensch? War

das der Portier? Ich packte ihn an der Brust und schrie eine Frage. Er sah mich ratlos an und lallte. Und da war ich schon in dem engen Flur. Kreischende Menschen kamen über die steinerne Treppe heruntergezappelt. Ich rannte hinauf. Zwei steile Treppen. Nun war ich im Garderobengang, sah schwarze Löcher und grellen Schein — und dieses Leere und Stille, das war die Garderobe meines Mädels — noch erleuchtet — die Schminkschatulle stand verschlossen auf dem Tisch, vor der Schatulle lag ein uneröffneter Brief, und neben dem Spiegel hing ein weißes, frischgestärktes Röckelchen, dabei das pfirsichfarbene Kitterl und die schillernde Seidenschürze, die sie im Herrgottschnitzer getragen hatte.

In mir ein Schrei der Freude. „Sie ist noch gar nicht gekommen, noch nicht im Theater!"

Ich reiße die Tür der danebenliegenden Garderobe auf. Auch die ist noch erleuchtet. Und mit seitwärts gestreckten Armen, wie versteinert, steht ein junges Frauenzimmer im Hemd vor mir. Ich schreie: „Jesus, raus da, raus!" Sie kann sich nicht rühren, nur der blasse Mund bewegt sich tonlos. Auf dem Boden liegt ein Pelz. Den packe ich, wickle ihn um das weiße Frauenzimmer und reiße die Eingewickelte mit fort. Irgendwo — auf der Bühne? im Soffittenraum? — hör' ich eine verzweifelt schrillende Weiberstimme. Zur Rechten seh' ich in wogendes Feuer hinein, fühle an meiner rechten Wange eine sengende Hitze — und zwischen unfaßbaren Bildern, die sich in meiner Erinnerung grell oder schwarz durcheinanderwirren, lodert eine rote Hölle mit einer grauenhaften Riesenflamme, die vom Bühnenboden in einer mächtigen Spirale hinaufleckt gegen das Bühnendach. Dann steh ich in grauer Finsternis, muß immer husten, halte das in den Pelz gewickelte Frauenzimmer an mich geklammert, fühle krallende Hände an meinen Armen, an meinem Körper — vier, fünf, sechs Menschen hängen an mir — ich atme einen Dunst, von dem mir übel wird, und nun trinke ich frische Luft und erkenne mit kaltem Schreck, daß ich als Führer dieser sechs, sieben, acht lallenden Menschen die richtige Treppe verfehlte. Statt den Bühnenausgang zu finden, kam ich in einen kellerartigen Hof. In der rauchigen Dämmerung sah ich ein Tor. Das muß auf eine Straße führen. Es ist verschlossen. In der nächsten Sekunde ist es hinausgedrückt. Ich bin auf der Gasse, sehe Menschen laufen, höre Menschen schreien. Die Sechse oder Sieben, die hinter mir waren, rennen davon.

Meine Erinnerung verwirrt sich. Ich sehe kein Zusammenhängendes, nur Abgerissenes, Unsicheres. Mir ist, als trüge ich das Fräulein im

Pelz, weil es nur Strümpfe an den Füßen hatte, über die Gasse hinüber, in eine Kutscherkneipe, und lasse die Zitternde auf einen hölzernen Sessel fallen. Ich fühle, daß meine rechte Wange gedunsen ist wie ein gebratener Apfel, fühle an der rechten Hand jedes Härchen wie einen stechenden Schmerz, und sehe, daß der rechte Ärmel meines blauen Anzuges vom Handgelenk bis zur Schulter gelb versengt ist. Dann ist mir wieder, als höbe ich das Fräulein im Pelz in eine Droschke hinein. War's nicht eine Schauspielerin, die Kathi Fischer hieß? Oder war's eine andere? Und dann bin ich auf der Ringstraße, in einem schwarzen Gedränge aufgeregter Menschen. Ich wühle und wühle, aber ich kann nur um wenige Schritte vorwärtskommen. Und die Menschen, zwischen denen ich mich hindurchzwänge, reden mir freundlich zu: ich möchte doch ruhig stehen bleiben.

Dieses Gewühl und Geschiebe von tausend Menschen sieht aus wie musterhafte Ordnung. Wien hat keinen Mob — hatte damals keinen. Die Flammen des Theaters kann ich nicht sehen, weil ich zu nah am Gebäude bin. Doch bis zur Börse hinunter flackert die Häuserzeile der Ringstraße in grellem Gelb. Und im Gewühl ein eng umdrängter Wagen. In diesem Wagen steht die Frau Jauner. Immer schreit sie: „Mein Mann? Wo ist denn mein Mann? Mein Mann? Mein Mann?" Und da drängt sich Jauner zum Wagen hin, mit kreideblassem Gesicht; seine Stimme hör' ich nicht, sehe nur, wie er mit den Armen fuchtelt. Und dann wird die Menge auseinandergekeilt, Feuerwehrwagen und eine Dampfspritze rasseln in das Gewühl hinein. Vor dem Portal des Theaters schaffen die Polizeileute freien Platz. Und schrillende Stimmen fallen wie schmerzende Steinwürfe aus der Höhe herunter. Dieses Fürchterliche da droben ist in dem Gezitter von zuckender Helle und schwarzen Schatten nicht deutlich zu sehen — und doch so deutlich, daß mir das Herz erstarrt. Aus Fenstern und Mauerlucken strecken sich Arme mit gespreizten Fingern heraus, fahle Gesichter sieht man, hört verzweifeltes Geschrei. Und die Loggia über dem Portal und ein Balkon des Theaters ist angefüllt mit hundert kreischenden Menschen, die sich widersinnig bewegen — wie Gespenster, an die man nicht glauben kann. Ein junges Frauenzimmer springt herunter, dann ein Mann, ein zweiter, ein dritter — man hört, wie die fallenden Körper auf das Sprungtuch klatschen. In meiner Erinnerung ist eine Stimme, die immer schreit: „Nur Ruhe, die kommen herunter, die kommen alle herunter." Leitern werden in die Höhe geschoben, dunkle Gestalten mit blinkenden Helmen klettern hinauf, und droben auf der Loggia sieht es so aus, als schlügen die Menschen, die den Sprung nicht wagten, mit Fäusten aufeinander los.

Immer stärker wird das flackernde Gelb auf den umliegenden Häusern. In der Höhe ein wachsendes Gewirbel von Flammen, Rauch und Dampf. Und aus diesem roten und weißen Gewoge heben sich in schwarzer Ruhe die Götterstatuen des Giebels heraus.

Während die Loggia und jener Balkon sich leeren und die Letzten da droben, die völlig Mutlosen und Verstörten, über die Leiter heruntergetragen oder mit verbundenen Augen in das Sprungtuch geworfen werden, komm' ich dem Kordon der Polizei immer näher. Ich sehe Feuerwehrleute in das Portal stürmen und sehe sie wieder zurücktaumeln. Sie zünden Fackeln an, verschwinden wieder im Portal und kommen wieder heraus, mit erloschenen Fackelstrünken. Und innerhalb des Ringes von Polizei und Soldaten stehen uniformierte Herren in einer Gruppe beisammen. Alle paar Augenblicke kommt jemand zu ihnen gelaufen, macht einen tiefen Bückling und gestikuliert mit den Händen.

Immer wieder, während ich mich vorwärts wühle, frag' ich mit erwürgter Stimme: „Sind noch Menschen im Theater?" Einer zuckt die Achseln, einer schüttelt stumm den Kopf, und einer sagt mir: „Nein, bestimmt nicht, im Theater ist niemand mehr, von der Polizei hat's einer gesagt." Und dann geht es wie ein glückseliges Schlagwort durch die vieltausendköpfige, plötzlich frohgewordene Menge hin: „Alles gerettet!"

Ein paar Mißtrauische wollen es nicht glauben und fangen in Zorn zu räsonieren an. Ein junger Mensch will den Kordon durchbrechen und wird zurückgestoßen. Er scheint ohnmächtig zu werden. Und dann steht er gegen einen Laternenpfahl gelehnt und streckt die beiden Arme, und wie ein Irrsinniger schreit er immer: „die Resi ... die Resi ... die Resi ..." Zwanzig, dreißig Menschen reden auf ihn ein und wollen ihn beruhigen: es wäre doch lange schon alles gut, kein Mensch mehr im Theater, alles gerettet. Aber der junge Mensch will nicht hören, immer wieder schreit er: „die Resi ... die Resi ... die Resi ..."

Nun hör' ich ihn nimmer. Mir ist ein heißer Strom von Freude in der Seele. Alles gerettet! Doch plötzlich klammert sich eine grauenhafte Angst um mein Herz — zwischen den Polizeileuten und Soldaten seh' ich eine junge Person; ihre Kleider sind verwüstet, ihr Gesicht ist verzerrt, die Augen sind vorgequollen; wie eine Tobsüchtige gebärdet sie sich. Immer schreit sie: „Licht! Laternen! Licht! Laternen! Da drin ist alles finster! Licht! Laternen!" Man redet gütlich mit der Tobenden, ein Offizier beschwört, daß alles gerettet wäre. Mit zuckenden Händen greift sie nach ihm und reißt an seiner Uniform. Ihre Stimme wird wie dünnes Kindergeschrei: „Laternen! Licht! Alles ist finster! Tausend Menschen sind noch drin.

Sie ersticken, erwürgen sich, verbrennen! Licht! Laternen! Meine Mutter, mein Bruder, meine Schwester! Alle ersticken und verbrennen!"

Aber man weiß doch, daß alles gerettet ist. Und man nimmt das grillende Frauenzimmer für eine Hysterische, die ihren Anfall bekam. Man wird heftig gegen sie, man droht ihr mit der polizeilichen Sistierung.

Vor meinen Augen schwimmt es, mir wird ein bißchen übel, und plötzlich spüre ich wieder jenen merkwürdigen, abscheulichen Dunst, den ich da drin zwischen Helle und Finsternis verschlucken mußte. — Meine Erinnerung wird wieder unsicher, die Bilder gleiten unfaßbar durcheinander. Und dann steh ich in einem offenen Fiaker, der über die Ringstraße gegen die Oper hinunterjagt. Ich hänge mit der linken Hand an den Kutschbock geklammert, und mit der rechten Faust schlage ich immer auf den Rücken des jungen Fiakers los und schreie: „So fahren Sie doch! Herrgott! Ein Wiener Fiaker! Und kann nicht fahren!" Der Kutscher beugt sich nach vorne und peitscht auf die galoppierenden Pferde los. Und ich kreische immer wieder: „Nibelungenstraße!" Nun hält der Wagen. Ich keuche: „Warten!" Ich reiße an einer Glocke, taumle in den Flur, rase über drei Treppen hinauf — von droben schreit die Köchin herunter: „Was is denn? Was is denn?" — und als ich hinaufkomme, atemlos, hör' ich die Köchin in der Wohnung zetern: „Fräuln Thinka, Marand Josef! Fräuln Thinka! Da muß was gschehgn sein! Der Herr Dokter! Über d' Stiegen kommt er auffi wie a Narr. Und hat ka Hütl und hat gar nix! Und schnaufen tut er, und auffi rennt er wie a Verruckter!"

Ich stehe unter der Tür und muß mich halten, weil meine Knie mich nimmer tragen wollen. Und da kommt aus der Kinderstube mein liebes Mädel heraus, in einem hellen Hauskleidl, mit erschrockenem Gesicht. Ich brülle in meiner Freude, in meinem Glück, und springe auf das Mädel zu, reiße die Erschrockene an mich, und lache und weine — und küsse, küsse, küsse, was mein Mund zu erwischen vermag. Immer wehrt sie sich; immer stammelt sie: „Jesus, Jesus!" Und da bring ich es, zwischen Lachen und Küssen, mit Lallen heraus: „Das Ringtheater brennt!" Und nun scheint das Mädel zu ahnen, aus welchem Schreck und Grauen ich komme. Sie zittert, die blauen Augen werden groß, ihre Arme klammern sich um meinen Hals — und wir beide sind verbunden und aneinandergewachsen fürs Leben.

Sie wollte ins Theater. Doch die zwei kleinen Neffen mit der halbkurierten Halsentzündung bettelten: „Bitt schön, Tante Thinkerl, erzähl uns ein Märchen." Und da dachte, sie: „Den Doktor Ganghofer seh ich morgen auch wieder, aber die Kinder sind heute krank." Und so blieb sie bei den zwei Buben daheim und erzählte ihnen das Märchen vom kleinen Däumling, der vier große Geschwister hatte.

Das erfuhr ich erst viele Tage später. Damals, an jenem Abend, als ich im Hausflur mein liebes, lebendiges Mädel unter Lachen und Keuchen umklammert hielt, fanden wir kein Wort und keine Frage. Und dann rasselte die Klingel wie verrückt, die Köchin rennt auf die Stiege hinaus, und aus der Tiefe des Treppenhauses schrillt eine Stimme herauf: „Ist der Herr daheim? Und die Frau? Und das Fräulein Thinka? War niemand im Ringtheater?" Zur Antwort schreit die Köchin, was ich nicht verstehe. Etwas Graues schwimmt vor meinen Augen, und die zwei herzförmigen Gasflammen des Flures werden so groß wie Wagenräder. Mein Mädel stammelt: „Um Gotteswillen!" Und rennt davon und bringt mir ein Glas Wasser. Während ich den Trunk hinunterstürze, belfert die Klingel wieder. Und tief drunten im Treppenhaus eine brüllende Stimme: „Ist die Thinka daheim?" Die Köchin zetert: „Ja, ja, ja!" Aber der Neugierige da drunten kann's nicht glauben und schreit: „Ist sie nicht im Theater? Gewiß nicht?" Ich weiß noch: das war der Bruder meines Mädels. Dann ist in meiner Erinnerung wieder ein Riß. Ich weiß nimmer, wie und wann ich auf die Straße hinunterkam — weiß nur noch, daß mein Fiaker, den ich noch nicht bezahlt hatte, nimmer vor dem Haustor stand. Irgendeiner, den die Sorge peitschte, hatte ihn mir weggenommen.

Ich rannte gegen die Ringstraße. Fiaker und Droschken sausten an mir vorüber. Überall sah ich Leute laufen. Bald hier und bald dort vor einem Haustor blieb einer stehen und riß an der Glocke. Und wenn sich droben ein Fenster auftat, schrie er hinauf: „Ist alles daheim? War niemand im Ringtheater?" In zwei oder drei Minuten sah und hörte ich das ein Dutzendmal. Und dann auf der Ringstraße, in der Nähe des Rathauses, geriet ich in ein schwarzes Zuströmen von tausend und tausend Menschen. Hier sah es aus, als hätten die Wiener in dieser Nacht nur einen Weg. Beim Schottentor ein Meer von Köpfen, alle scharf beleuchtet. Das Parlament, die Universität, die schlanken Silbertürme der Votivkirche und die Zinskasernen des Schottenringes glänzen grell im Widerschein des großgewordenen Feuers, das schon den ganzen Dachstuhl des Theaters verzehrt hat. Und immer wieder, jäh, erlischt diese Helle, wenn Rauch und Dampfwolken die Flammen umschleiern.

Ein Schreck, der nur leise redet, ist in den Menschen. Sie sagen, man hätte Leichen im Theater gefunden, viele, hundert, fünfhundert, tausend.

Es treibt mich vorwärts. Und je näher ich dem Theater komme, umso ruhiger steht die Menge. Ich höre nur selten ein Wort. Und immer wieder seh' ich einen, der die Hände vor den Augen hat. Weint

er? Oder hält er sich nur die Augen zu, um das schreckliche Schattenspiel nicht sehen zu müssen, das da drüben vor dem Portal des Theaters gaukelt, auf dem freien Platz, der von Polizei und Militär umschlossen ist?

Immer muß ich mich vorwärtswühlen. Und so dicht die Menge auch steht, immer find' ich einen Weg. In meinem Gesichte muß etwas sein, was zu diesen dicht aneinandergekeilten Menschen redet. Immer ist eine Gasse vor mir, immer hör' ich die Leute sagen: „Durchlassen! durchlassen!" Nun steh' ich vor dem abgegrenzten Raum. Feuerwehrleute und Polizeimänner tragen dunkle, regungslose Körper aus dem Portal heraus. Ich sehe vier, die einen Klumpen von drei unlösbar ineinander verkrampften Toten schleppen. Leute aus der Menge, Offiziere, Arbeiter, elegant gekleidete Herren, durchbrechen den Kordon, um tragen zu helfen. Und die Träger, die aus dem Theater kommen, haben kalkweiße Gesichter; in ihren Augen irrt das Entsetzen, das sie vor diesen fürchterlichen Todesbildern in den Korridoren und auf den Treppen des Theaters erfaßte.

Neben mir drängt sich eine junge Frau durch den Kordon, weil sie helfen will; sie spricht gebrochenes Deutsch, man rät auf eine Russin.

Dumpfes Aufschluchzen und heiseres Atmen in der Menge, so oft wieder eine solche Karawane von Trägern mit diesen dunklen Paketen aus dem Theater kommt.

Ein Feuerwehrmann und ein halbwüchsiger Bursch in kurzem Sakko tragen einen schlanken Menschen in weißer Weste vorüber — und der junge Bursch, der da helfen wollte, scheint seine Kraft überschätzt zu haben. Er droht zu taumeln. Und stammelt: „Ich kann nimmer, ich muß auslassen." Da muß ich mich durchdrängen, springe hin und helfe tragen. Es ist ein Vierundzwanzigjähriger, den wir zum Polizeigebäude hinüberschleppen. Er hat nur eine kleine rote Schürfwunde an der linken Wange. Sonst scheint er völlig unverletzt. Die Augen sind geschlossen, das blasse magere Gesicht ist ruhig. Wie ein Schlafender sieht er aus. Der? Und tot? Nein! Er kann nur ohnmächtig sein, er muß erwachen.

Bei dem Tor, das wir passieren, faßt ein aufgeregter alter Mann einen Polizisten bei der Brust und bettelt: „Lassen Sie mich doch hinein! Meine Tochter — ich suche meine Tochter!" Träger mit leeren Händen gehen an uns vorüber. Und eine Stimme sagt: „Zu Hunderten liegen sie noch droben, in hohen Haufen, mannshoch, wie Wälle, Körper auf Körper geworfen —" Und eine andere Stimme sagt: „Man muß sie von obenher abklauben wie Scheitholz, unten liegen sie so fest ineinandergewickelt, daß keiner herauszuziehen ist."

Mich schüttelt das Grauen, während wir hineintreten in einen mager

erleuchteten Raum. Wie eine große Halle sieht er aus, dieser überdeckte Polizeihof. Reihe um Reihe ist der Boden bedeckt mit diesen dunklen, regungslosen Körpern.

Ein junger Arzt kommt schnell auf uns zu, fühlt nach dem Herzschlag des jungen Menschen, den wir beide tragen, befühlt den Puls und sagt: „Hinlegen! Tot!" Etwas Kaltes schüttelt mich. Irgendeiner greift zu und drängt mich beiseite. Ich möchte hinaus. Und kann nicht. Muß stehen bleiben — und starren.

Menschen kommen und Menschen gehen. Alle in atemloser Hast. Die Träger bringen immer neue Lasten. Und an die Hundert dieser Stillgewordenen liegen schon da auf dem Pflaster.

Fünf oder sechs Petroleumlampen stehen auf dem Boden und auf Mauergesimsen. Und ein paar Laternen werden hin und her getragen. Hier und dort ein Gezitter von Licht. Alles andere in erbarmungsvolle Dämmerung gehüllt. Aber dieser sparsame Lichtschein der Laternen gleitet immer und gleitet — und zeigt mir mehr, als ich sehen will.

— — Nur ein paar Minuten stand ich damals gegen die Mauer gepreßt. Und dreißig Jahre sind vergangen. Aber von jenem kalten Grauen ist kein Hauch erloschen. Und während ich schreibe, schüttelt mich das Entsetzen vor dem Neuerwachen dieses fürchterlichen Bildes. — —

Ärzte, alte und junge, gehen zwischen den Reihen dieser dunklen Schläfer umher, beugen sich nieder, richten sich auf, schütteln den Kopf und gehen weiter. Was da geredet wird, versteh' ich nimmer. Wie ein dumpfes Brausen ist es in meinen Ohren. Das Toben meines Blutes? Oder der Lärm des Menschengewühls, der von der Ringstraße hereinquillt?

Schulter an Schulter liegen diese Dunklen, über die der irrende Lichtschein hinzittert. Die einen haben ruhige Gesichter — in giftigen Rauchschwaden muß der Tod ihnen schmerzlos und rasch gekommen sein. Immer wieder Gesichter, Hände und Kleider, die mit einer rauhen, grauschwarzen Kruste bedeckt sind. Doch andere liegen da — mit offenen Augen, starr, weiß umrändert. Die Nasenbeine sind zerschmettert, eingeschlagen, zertreten. Und die Lippen sind zurückgezogen von den hart übereinander gebissenen Zähnen. Die Frauen und Mädchen fast alle mit niedergerissenen Frisuren, mit wirr gelösten Haaren. Und fast alle unter den Dunklen, die daliegen, zeigen die gleiche Verrenkung der Arme über den Kopf hinauf, mit krampfhaft geschlossenen Fäusten. Das ist wie eine hundertfältige Geste des Zornes.

Und immer neue Lasten kommen. Jetzt bringen sie auch solche in versengten Kleidern, halb verbrannt, mit verkohlten Gliedern. Um

diese Lasten ist ein Geruch wie nach süßlichem Braten. Und ein Feuerwehrmann bringt eine kleine, schwarze, wunderlich zusammengeschrumpfte Masse. Aber das ist kein Kind — es ist ein erwachsener Mensch, den die Glut so zusammenschraubte.

Auch Lebende kommen, die nicht tragen — solche, die nur suchen. Sie irren zwischen den dunklen Reihen, stehen, schreien nach Licht und irren weiter. Irgendwo im Hofe ein grauenhafter Schrei. Einer, der suchen kam, hat gefunden.

— Ein paar Tage früher hatte ich geschaudert vor den Bildern Wereschagins, der die Greuel des russisch-türkischen Krieges malte. Was waren jene Bilder gegen das Grauen, das da vor mir auf dem Pflaster lag! Wenn Tausende auf dem Schlachtfelde fallen, so hat das vielleicht einen Sinn, einen Zweck, den man sogar als Schönheit empfinden kann. Und gewiß ist in solchem Tod eine Notwendigkeit. Aber der hundertfache Tod, der da stumm und dennoch klagend, ruhig oder schaudervoll verkrümmt auf den kalten Steinen sich breit machte, war widersinnig, unbegreiflich und darum doppelt grauenhaft! Und alle diese Dunklen, die da schliefen mit geballten Fäusten — vor wenigen Stunden waren sie lachend und lebensfroh hineingeströmt in jenes Haus da drüben, einer schönen Freude entgegen. —

Zitternd an Seele und Gliedern ging ich davon. Es war in mir kein Gefühl meines jungen Glückes mehr, nur etwas unsagbar Quälendes.

Im Torgang sah ich eine goldene Uhr auf dem Pflaster liegen. Ich hob sie auf. Sie war nicht still geworden wie der Dunkle, der sie im Leben getragen hatte. Noch immer ging sie und zeigte ein paar Minuten vor 10 Uhr. Ich reichte sie einem der Polizisten hin, die beim Tore standen.

Draußen vor dem Tor ein kreischendes Gedräng von Menschen. In verstörter Sorge verlangen sie Einlaß und fragen nach ihren Angehörigen, die heute auf Hoffmanns Erzählungen hatten lauschen wollen. Und drüben im Theater ein dumpfes Krachen. Wie der Sturz einer Lawine. War der Plafond des Zuschauersaales geborsten? Oder war eine Galerie heruntergebrochen?

Nun plötzlich in mir mit drückender Pein der Gedanke: „Wenn die Meinen in München das morgen in der Zeitung lesen.“

Ich will hinüber zum Telegraphenamt. Aber auf der Ringstraße ist nicht mehr durchzukommen. Ich muß Umwege machen.

In einer engen Gasse seh' ich einen buntfarbigen Menschen rennen. Ein Sänger oder Chorist aus Hoffmanns Erzählungen? Er ist noch geschminkt, hat verstörte Augen, und immer redet er mit sich selbst.

Der Saal des Telegraphenamtes ist dick angepfropft mit Menschen. Man rauft sich um die Plätze an den Tischen. Ich finde einen Platz, kann aber nicht schreiben, besinne mich immer, wie ich es den Meinen sagen muß, damit sie nicht erschrecken. Hinter mir stehen wartende Leute. Sie drängen und schelten. Und ich schreibe: „Mir ist nichts geschehen, ich bin gesund und ‚glücklich', das Ringtheater ist abgebrannt." — (Daheim erschraken sie fürchterlich, als in der Nacht diese vorsichtige Depesche kam.)

Dann wieder der Gedanke an meine Wiener Freunde. Ich erwische einen Einspänner und fahre, fahre, fahre. Manchmal fällt in eine hohe Gasse herein dieser rote Schein. Und überall wieder das Gerassel der jagenden Droschken und Fiaker. Und überall wieder dieses Gerenne von Menschen, dieses Reißen an den Hausglocken, dieses Hinaufschreien zu den Fenstern.

Wo ich anfrage, hör' ich gute Antwort. Von allen, die mir nahestanden, und die ich lieb hatte, war keiner in dieses Unglückshaus gegangen.

Noch immer bin ich ohne Hut, ohne Überrock. Und so heiser bin ich, daß ich kaum noch reden kann.

Und nun darf ich mich ein bißchen ausruhen, bei einer Theaterkollegin, bei Elise Bach, die im Herrgottschnitzer die Loni spielte, und deren Haus mir ein freundliches Heim geworden war. Auch hier ein unaufhörliches Kommen und Gehen, bis in die Morgenstunden. Nach und nach versammelt sich ein Dutzend von den Mitgliedern des Theaters, alle mit verstörten Gesichtern, jeder in den Augen die Sorge: „Was soll jetzt werden aus mir?"

Es war schon grauer Morgen, als ich heimging, mit einem geborgten Hut, den Kragen meines blauen Sakkos, dessen rechter Ärmel gelb versengt war, aufgestülpt bis über die Ohren.

Auf der Straße standen die Menschen in Gruppen beisammen und lasen die Zeitungen. Kein heiteres Gesicht mehr zu sehen. In dem frohen Wien! Aus allen Augen sprach eine scheue Ratlosigkeit. Nach einer Nacht des Grauens und der Schmerzen kam ein Tag der dumpfen Trauer.

Ich kaufte eine Zeitung und las im Gehen — wie es tausend andere machten. Nun erfuhr ich, wie der Brand entstanden war. Bei dem starken Luftzug, der immer auf dieser hirnrissig verbauten Bühne herrschte, geriet ein Jutevorhang mit seinen Fransen gegen das Drahtgitter einer Beleuchtung und entzündete sich, ein Schleiervorhang faßte Feuer, und in wenigen Sekunden war die ganze Bühne eine lohende Hölle. Der Mann, der den eisernen Vorhang fallen lassen sollte, rannte im Schreck davon,

die jäh erhitzte Luftwoge bauschte den Bühnenvorhang wie ein leichtes Segel in den Zuschauerraum hinaus, und Qualm und Flammen schlugen hinauf bis zur obersten Galerie. Die vielen Hunderte, die schon im Hause waren, wollten fliehen. Und alle hätten sich vielleicht in hellen Korridoren und auf erleuchteten Treppen noch retten können. Aber da kam dieses Dunkle: Ein Verstörter, dessen Name nie erforscht wurde, befahl einem Bühnenarbeiter, den Haupthahn der Gasleitung abzudrehen, um eine Gasexplosion zu verhüten. Die Notlampen waren noch nicht angezündet. Und die Fliehenden in den verwinkelten Korridoren waren plötzlich in schwarze Nacht gehüllt, taumelten und irrten in unbarmherziger Finsternis. Und hinter ihnen sprang der Tod einher, mit der Bestialität der Verzweifelten, von denen einer den anderen niederstieß, mit Rauch und erstickenden Dünsten. Als Hitze und Flammen kamen, war kein Lebender mehr im Hause. Der Todeskampf dieser Verlorenen muß grauenhaft gewesen sein, doch kurz. Noch ehe der erste Feuerwehrmann in die Stickluft der stillen Gänge einzudringen versuchte, schlug in diesen aufgetürmten Leichenwällen schon lange kein Herz mehr.

Wie schnell dieses Fürchterliche geschah, wurde späterhin durch die Feststellung erwiesen, daß auf der zweiten und dritten Galerie fast alle Billeteure, die mit den Wegen im Theater doch vertraut waren, diesen würgenden Minuten zum Opfer fielen.

Als ich bei hellem Tage heimkam in meine Bude, verstört, bedrückt und an allen Knochen wie zerschlagen, versuchte ich zu ruhen, versuchte zu schlafen. Die Erschöpfung machte mich duseln, die Träume rüttelten mich wieder auf.

Wie soll man sich den Bildern eines solchen Grauens entringen? Die Augen schließen? Man sieht mit der Seele. Die Ohren verstopfen? Man hört den Jammer mit dem Herzen.

Ich sperrte mich den ganzen Tag in mein Zimmer ein, wanderte auf und ab, warf mich hin, sprang wieder auf. Am Abend, als ich hungrig wurde, ließ ich mir Mehlspeise und Obst holen. Ich konnte jenen Geruch nicht vergessen, der mir aus dem Polizeihof nachgegangen war — und durch viele Tage noch blieb in mir dieser unüberwindliche Widerwille vor gebratenem Fleisch.

Am anderen Morgen kamen zwei Briefe. Der eine enthielt einen gedruckten Zettel, vom 9. Dezember datiert:

„Auf Grund des § 9 Ihres mit mir geschlossenen Kontraktes sehe ich mich mit großem Bedauern veranlaßt, wegen Abbrennens des unter meiner Direktion gestandenen Ringtheaters denselben allsogleich aufzu-

lösen. Der Ihnen *pro rata temporis* ziemende Betrag Ihrer Monatsgage wird Ihnen durch meinen Sekretär flüssig gemacht werden. — Franz Jauner."

Ich bin des Glaubens, daß der Mann, der diese Urkunde unterschrieb, sie nicht verfaßte. Sonst hätte sie anders gelautet. Jauner war eine vornehme, feinfühlige Natur.

Der zweite Brief, der auch vom 9. Dezember datiert war, kam aus München, von meiner Mutter. Er begann mit den Worten: „Mein lieber Bub! Schau, ich hab's heruntergebetet! Als ob mir's vorgegangen wär! Ich hab heut Nacht halt wieder einmal nicht schlafen können. Und da hab ich in der ewigen Sorg um mein leichtsinnigs Schliffele allweil gebetet. Und hab's richtig heruntergebetet, daß dir nichts geschehen ist! Ich sag dir's, Bub, glaub dran: es gibt einen, der die Menschenleut beschützt, wenn sie Vertrauen zu ihm haben."

— Ach, Mutter! Und die Dunklen, die da drüben liegen im Polizeihof? —

Um meine Stellung, die ich nun verloren hatte, machte Mama sich in diesem Brief keine Sorge. Sie schrieb: „Das Leben ist das Beste. Wenn man nur 's Leben hat! Das andre gibt sich alles von selber."

Das war ein Glaube, den ich mir einreden ließ, ohne daß ich Beweise verlangte.

Am Abend war eine Versammlung der Theatermitglieder im Restaurant Ronacher. Auch Franz Jauner kam, wortkarg und bedrückt. Die Namen der Mitglieder wurden aufgerufen. Und immer lief es einem kalt über den Rücken, wenn ein Name verklang und keine Antwort kam. An die Choristen und Bühnenarbeiter wurden Unterstützungen verteilt. Der Theaterschneider, ein mageres Männchen, stand mit gesenktem Kopfe da und sagte leis: „Ich habe die Großmutter, meine Frau und mein Kind verloren." Franz Jauner zitterte, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in Schluchen aus. In diesem Augenblicke wußten wir alle, daß wir unseren Direktor liebten.

Er mußte büßen. Schwer. Und weniger, weil er ein Schuldiger war, als weil er die Verantwortung für sein Theater und für die Unzuverlässigkeit von einem Paar seiner Leute zu tragen hatte. Er war so schuldig und so schuldlos, wie sich damals jeder Theaterdirektor, nicht nur in Wien, hätte fühlen müssen, wenn das Unglück unter dem gleichen Zusammentreffen vernichtender Zufälle sich in seinem Haus ereignet hätte. — Franz Jauner war ein starker, wertvoller Mensch, ausgestattet mit allen gewinnenden Eigenschaften des echten Wieners; dazu ein begabter, unternehmungsfroher, an glücklichen Einfällen reicher Theater-

mann, auf der Bühne ohne Leichtsinn, fern von jeder Gewissenlosigkeit, einer, dem für sein Theater alles zu wenig war und nichts zu viel. Sein Leben war seit dem 8. Dezember zerbrochen. In späteren Jahren versuchte seine gebeugte Tatkraft noch einmal aufzuflackern. Er blieb ein Opfer, das jenen anderen beizuzählen ist. —

Die Mitglieder des Wiener Ringtheaters wanderten damals in die vier Winde auseinander. Nur ein paar von ihnen hab ich im späteren Leben wieder gesehen.

Immer zog es mich zu dem Platze, auf dem „unser" Theater gestanden. Aber ich ging nicht hin. Erst viele Tage später sah ich die schwarze, traurige Ruine, die schon abgebrochen wurde. Alles Vernichtete stieg wieder vor mir auf. Ich sah die schönen Bühnenbilder aus dem „Hergottschnitzer", hörte heiteres Lachen und frohen Beifall — hörte das Angstgeschrei verzweifelter Menschen und starrte auf diesen rieselnden Schutt, der nicht erzählen wollte, wie viel an menschlichen Resten er noch umschlossen hielt als Kohle und Asche.

Die Zahl der völlig Verschwundenen war groß. Von jenen, die nur das Leben, nicht auch die menschliche Form verloren hatten, waren am Abend des ersten Tages nach dem Brande schon an die Zweihundert aufgefunden und „geborgen", wie der technische Ausdruck des Polizeirapportes lautete. Von Stunde zu Stunde schwoll die grauenhafte Liste. Die Zahl der Abgängigen war gleich am ersten Tage auf 1200 „Nummern" angewachsen. Doch diese Ziffer milderte sich. Im ersten Schreck hatte man alle Gedankenlosen, alle Neugierigen und Streuner, die in Wien während dieser Nacht nicht heimkamen zu den Ihrigen, bei der Polizei als Vermißte angemeldet. Es dauerte eine ganze Woche, bis halbe Klarheit in diese Liste kam. Schließlich, wenn ich mich recht erinnere, blieb nach allen Milderungen die noch immer entsetzliche Ziffer: 470 — mit vielen Fragezeichen dahinter, die keine Antwort fanden. Was von den völlig Verschwundenen noch gefunden wurde, war nicht mehr menschliche Form: verkohlte Strünke, bis zur Unkenntlichkeit zermalmte Klumpen, einzelne Gliedmassen, schwarze Knochen — und Schuhe, in denen noch die abgerissenen Füße staken.

Das Fürchterliche jener Tage war mehr als das Trauerspiel einer Stadt. Man empfand es in ganz Österreich als eine nationale Katastrophe.

Das frohe Leben von Wien war verwandelt zu einer Raserei des Schreckens und der Schmerzen. Alles andere, was Menschen beschäftigt, fesselt und erregt — Politik und Kunst, Erwerb und Ehrgeiz, auch das Glück und die Liebe — wurde für viele Tage ein Stummes, ein Gleichgültiges und Fernes.

Dieses lachende Wien war eine einzige weinende Familie geworden. Und hinter dem grauenvollen Unglück, an welchem Tausende zu tragen hatten, blieb unter vielen hundert Dächern eine schreiende Not.

Dem unerhörten Jammer folgte eine unerhörte, bewunderungswürdige Kraftleistung des Erbarmens. Wien machte den Anfang, die ganze Welt folgte nach. Es begann ein Regen, nein, ein Wolkenbruch der Wohltätigkeit. Die Hilfsgelder flossen nach Millionen zusammen. Alle Not konnte gelindert, völlig verscheucht werden. Die Schmerzen blieben. Und sie verwandelten sich in nützliche Warner.

Mit der Sicherheit in den Theatern aller Welt ist es besser geworden seit damals. Die Opfer des Ringtheaters wurden Schutzengel für tausend Nachgeborene. Man hat in den Theatern gelernt von jenem Wiener Unglück. Aber der „Mann beim eisernen Vorhang" — wie jeder andere, in dessen Händen bei Eintritt einer Gefahr die Entscheidung über das Leben vieler Menschen liegt — kann wieder einmal ein Schwacher oder ein Ungesunder sein, dessen Nerven versagen, oder dessen Gehirn im Schreck einen Purzelbaum schlägt, der für Hunderte gefährlich wird. Aber diese unverjagbare Möglichkeit ist kein Grund, um ein Theatergebäude oder sonst eine Sache der Welt mit Mißtrauen zu betrachten. Man muß, wenn man leben und sich freuen will, immer wieder ein bißchen zum „leichtsinnigen Wiener" werden und lachend denken: „Es wird nicht gerade heute was passieren!"

Gegen diese „Parole des Wiener Leichtsinns", gegen dieses gottsträfliche: „Es wird schon nichts passieren!" wurde damals mit Erbitterung gescholten. Gewiß — diese fünf vertrauensseligen Wörtchen haben bei jenem Unglück viel verschuldet. Aber hätte man damals in Wien alle „Sicherheitsmaßregeln", die man aus der ersten Verstörtheit heraus in Vorschlag brachte, auch wirklich eingeführt, dann wäre das schöne, frohe Wien ein grauer Kerker geworden. Man soll nicht allzugrimmig urteilen über dieses raschgläubige „Es wird schon nichts passieren!" In diesem Wort verbirgt sich eine der stärksten Lebenskräfte, eine der hilfreichsten Frohsinnsmächte. Einmal, vielleicht sogar sehr oft, kann dieses Wort versagen — hunderttausendmal führt seine lächelnde Vertrauensseligkeit das Leben an Gefahren vorüber, in die uns eine pedantische Vorsicht ganz sicher hineinstoßen würde. Ohne dieses hilfreiche Lebenswort hätte die Schlacht keinen Soldaten, das Schiff keinen Matrosen, die Institution der Ehe keinen Bräutigam und in den meisten Fällen auch die Wiege kein Kind. Das ist so mein Glaube. Deshalb rede ich nicht der Unzuverlässigkeit das Wort. Das Notwendige muß getan werden. Und wo man ein Mannsbild

hinstellt zur Erfüllung einer Pflicht, da soll es dieser Pflicht auch genügen in einem Augenblick der Not. Aber das ganze Leben und jede Freude umschnüren mit eiserner Vorsicht? Nein! Dabei schwände das Lachen aus der Welt. Und die einzige, wahrhaft verläßliche unter allen Sicherheitsmaßregeln bliebe dann nur noch der Strick, der jede Möglichkeit einer weiteren Lebensgefahr mit Akuratesse beseitigt.

Von der Nachwirkung des Schreckens, und unter dem beklemmenden Eindruck dieser wochenlangen Debatten über die Ringtheaterkatastrophe und ihre „Lehren", verödeten damals die Zuschauerräume aller Wiener Bühnen. Nur das Wiedener Theater, wo die neue, fröhliche Operette von Johann Strauß, „Der lustige Krieg", gespielt wurde, war leidlich besucht — das Lachen hat Flügel, die das Leben aus allen Schatten einer Tiefe immer wieder in die Höhe tragen. Die Direktoren der anderen Privatbühnen standen vor dem drohenden Krach. Auch Oper und Burgtheater, dessen geheiligten Bau man jetzt als „verrufenes Winkelwerk" bezeichnete, litten schwer. Theaterkarten wurden noch billiger als Brombeeren. Man nahm sie nicht einmal umsonst.

Nun begann die Sorge um die „fröhliche Theaterstadt", die Zeitungen veröffentlichten immer neue Mahnrufe an die Besonnenheit des Wiener Publikums, und eine Deputation der kummervollen Wiener Theaterdirektoren wurde vom Kaiser in hilfsbereiter Audienz empfangen.

Ich erinnere mich noch, daß eine Zeitung klagte: „Unser Theater ist zu Tod verwundet, wer rettet das Wiener Theater?"

Dieses Wunderwerk vollbrachten nicht die hysterisch aufgedunsenen Polizeivorschriften für den Theaterbetrieb, nicht die überstürzten Erneuerungsbauten auf den Bühnen und nicht die pompösen Sicherheitsvorkehrungen in den Zuschauerräumen. Das Wiener Theater wurde gerettet vom unbesiegbaren Wienertum, das schließlich trotz allem Schreck seine zärtliche Theaterfreude nicht entbehren, sein frohes Lachen, sein Kulturbedürfnis nach Kunst und seine träumende Sehnsucht nach Schönheit nicht verlernen konnte.

Aber bevor das Leben in Wien um die Weihnachtswoche wieder aufzuatmen und heiter zu blinzeln begann — welch eine Zeit des Grauens und der Verstörtheit ist das gewesen!

Und inmitten dieses Grauens zitterte die erste, sehr empfindlich angereifte Blüte meines jungen Glückes, das immer lachen wollte und ein unbedrücktes Lachen nimmer fertig brachte.

Wir beide hatten uns lieb, wir gehörten zueinander. Das wußten wir jetzt. Aber was nun weiter? Unsere Zukunft begann wie jene berühmte Novelle der Fliegenden Blätter: „Er war Künstler und sie

hatte auch nichts". Nach Auszahlung meiner Gehaltsquote *„pro rata temporis"* bestand mein ganzer Barbesitz aus 270 Gulden. Meine Stellung futsch. Daheim in München dunstete ein Käslaib alter Schulden. Und Papa mit seinem mageren Beamtengehalt? Wie sollte Papa mir helfen können? Das wollte ich gleich gar nicht versuchen! — Was aber dann? Ich grübelte mir das Gehirn heraus und fand keinen Weg.

Ein paar Wochen quälender Unschlüssigkeit. Mein Mädel und ich, wir sahen uns selten. Entweder lief ich verstört und ratlos in Wien herum, oder ich hockte daheim und versuchte zu arbeiten. In dieser wirbligen Stimmung wurde das neue Volksstück, an dem ich schrieb — „Der zweite Schatz" — eine unzureichende Sache. Als es am Münchener Gärtnertheater aufgeführt wurde, fand es wohl Erfolg. Aber das war von jenen Erfolgen einer, die nichts eintragen.

Die letzte Brücke, von der ich hoffte, daß sie zu hilfreichem Mammon führen könnte, war eingestürzt. Und meine Verzweiflungsstimmung führte zu einer gefährlichen Krise. Ich begann verhängnisvolle Fragen an mich zu stellen. Das liebe Mädel in meine bodenlose Existenz hereinzerren? Durfte ich das? Und warten? Viele Jahre warten? Konnte ich das? Die Antwort verschwieg ich mir. Aber durch vierzehn Tage fand ich nimmer den Mut, meinem Mädel vor die Augen zu treten. Und dann, eines Nachmittags im Kaffeehaus, brachte mir einer von den weiland Schauspielern des Ringtheaters die Nachricht: „Weißt du schon? Die Kathinka hat einen glänzenden Antrag ans Breslauer Stadttheater bekommen." Das gab mir einen Stoß ins Herz, aber auch einen bewegenden Stoß ins Genick.

Die Überlegung war eine sehr kurze. Ich? Wieder nach München heim? Und das liebe Mädel? Irgendwohin in die Ferne hinaus? Wann würden wir uns wiedersehen? Und wiederfinden? — Nein! Alles andere! Nur das nicht: Nur nicht die Trennung!

Ich erinnerte mich einer Bergpartie, die ich als Student im Wettersteingebirge gemacht hatte. Ich verstieg mich damals und geriet in die Nacht. Auf dem Gesims einer Felswand saß ich ein paar Minuten und studierte. Links und rechts, vorne und hinten, überall konnte der Purzelbaum auf mich warten. Da war der kürzeste Weg noch immer der beste. Also grad hinunter über die Wand! Ich fing zu kraxeln an und dachte: „In Gottesnamen, es wird schon gehen!" Es ging. Ich kam zu einer netten Jägerhütte, in der ein Licht brannte. So was Ähnliches muß man erlebt haben, um recht zu wissen, was „Licht" bedeutet.

Diese Erinnerung gab mir die Parole für den Entschluß meiner Liebe: „In Gottesnamen, es wird schon gehen!" — (Und heute, dreißig Jahre

später, während ich diese Geschichte meiner „unverantwortlichen Heirat“ niederschreibe, sitze ich auf dem Gehäng des Wetterstein in meinem Jägerhaus, und sein helles Licht leuchtet hinaus in die schwarze Oktobernacht, durch deren Finsternis die verliebten Hirsche röhren.)

Nicht einmal einen langen Rock zog ich an. Weil ich keinen hatte. Geraden Weges rannte ich vom Kaffeehaus zum Bruder meines lieben Mädels. Ich erinnere mich noch an den Wortlaut meines Antrages: „Sie? Wie ist denn das jetzt? Geben Sie mir die Thinka?“ Er mußte lachen und sagte: „Ja!“ Und fügte bei: „Viel Kapitalien haben S' vermutlich nicht. Aber Talent haben S'! Und Kurasch! Sie kommen schon in die Höh!“ Und mein Mädel legte die kleine, schöne Hand in meine zitternde Faust, sah mich mit heiterem, vertrauendem Lächeln an, fragte nichts und wollte nichts wissen — und gab sich mir fürs ganze Leben.

Also, nun war ich Bräutigam. Und schrieb einen glückseligen Brief an die Meinen nach München. Diese Glückseligkeit hielt auch lachend ein paar Tage an. Aber dann begannen wieder die materiellen Gewissensbisse. Denn Mama, obwohl sie versuchte, sich „von ganzem Herze“ an meinem Glück zu freuen, schrieb sorgenvolle Briefe, in denen sich refrainartig die Frage wiederholte: „Bub, Bub, wie willst du's denn mache? Ich schwitz mir vor lauter Angst um dich und das gute Mädle die Seel aus dem Leib!“

Um Vater und Mutter zu beruhigen, fing ich — jetzt ging es schon nimmer anders — zu schwindeln an: Daß ich zweitausend Mark „in Reserve“ hätte, und daß mir bei einer neuen Wiener Zeitung, die „in der Gründung begriffen“ wäre, eine famose Stellung in Aussicht stünde. Mama glaubte das gleich. Nur Papa blieb ein bißchen mißtrauisch. Und dann kam er für einen Tag nach Wien, um sich die zukünftige Schwiegertochter anzusehen.

Von Vaters Besuch, dem ich mit Herzklopfen entgegenharrte, sind mir zwei Szenen mit intensiver Klarheit im Gedächtnis geblieben.

Ich holte Papa des Morgens um achte von der Westbahn ab und führte ihn, damit er frühstücken könnte, ins Restaurant Leidinger. Nach seiner Gewohnheit bestellte er sich was Billiges. Das Billigste auf der Speisekarte war Rindsgulasch. Sehr schön sah es aus. In der Farbe erinnerte es an den Scharlachmantel eines Kardinals. So reichlich war es papriziert. Papa speiste mit Überwindung. Und zwei Stunden später kollerten ihm noch immer die scharfen Tränen über das gute Gesicht herunter. Er sagte: „Nein, du! An die Wiener Kost könnte ich mich nicht gewöhnen. Was daheim die Mutter kocht, das ist mir lieber. Einfach — und doch kräftig.“

Die zweite Szene spielte bei der Brautschau. Mein Mädel hatte Wangen wie Pfirsiche in der flaumigen Reife, hatte so auffallend blühende Farben, daß die Leute, die ihr auf der Straße nachguckten, mißbilligend den Kopf schüttelten und häufig mit strengem Vorwurf sagten: „Nein, das ist doch schrecklich! Ein so ein junges Mädel! Und sich soooo schminken!" Und als die Braut nun meinem Vater gegenübersaß, potenzierten ihre Freude und Angst diese Pfirsichfarben erst recht ins Unglaubliche. Papa, der ein bißchen betroffen dreinguckte, sah immer mich und dann wieder das Mädel an. Und obwohl es sonst nicht seine Art war, zärtlich zu werden, und obwohl die unklare Stimmung des Augenblicks zu Zärtlichkeiten gar nicht anregte — küßte der Vater plötzlich und sehr rasch mein Mädel auf die Wange. Und küßte, küßte und küßte immer wieder, immer die gleiche Stelle — und wickelte sein weißes Taschentuch um den Zeigefinger, sagte streng: „Jetzt halt' ein bisserl still!", begann den bunten Pfirsich sehr energisch zu reiben, und erklärte mit glücklichem Verwundern: „Wahrhaftig! Es geht nicht ab!" Da mußte mein glühendes Bräutl so heiter lachen, daß Papa für diesen ganzen frohen Tag aus dem Schmunzeln nimmer herauskam.

Am Abend, als ich ihn zur Bahn begleitete, sagte er: „Du! Die nimm! Eine bessere kriegst du schwerlich mehr! Und wenn es auf der Welt eine geben kann, die mit deinem Leichtsinn fertig wird und bei dir aushält — dann ist es die da! So ein netter, gescheiter und lieber Kerl!"

Zwei Tage später kam ein Jubelbrief der Mutter. Und schließlich schrieb sie: „Bub, ich bin ganz eifersüchtig! So lobt mein Gustl alleweil dein Mädle!" Dieser glückselige Brief hatte aber doch noch eine in Sorge zitternde Nachschrift: „Gelt, das ist doch wahr? Mit deine zweitausend Märkle? Tag und Nacht bet ich allweil, daß es nit bloß eine Ausred ist, weil dein Herzl und dein Blut jetzt hungrig sind und nimmer warten mögen?"

Ich schickte über die Sicherheit meiner Existenz die verläßlichsten Beteuerungen nach Hause. Und sie waren keine Notlüge, wenn lachender Mut und glücklicher Glaube als Garantien für ein sorgloses Leben gelten dürfen.

Die kurze Brautzeit verflog, ich weiß nicht, wie. Durch eine Spanne von drei Monaten ist in meiner Erinnerung nichts von allem zu finden, was Wien oder Weltgeschichte hieß. Ich weiß nur von lachenden Tagen meines Glückes, weiß nur von Frühlingsnächten, die seliger Traum oder fester Schlummer waren.

Für den 7. Mai war die Hochzeit festgesetzt. Und am Morgen des

1. Mai umfaßte mein Barbesitz noch die Riesensumme von zwei Gulden und fünfzig Kreuzern.

Es ist hübsche Sitte in Wien, am ersten Mai den Menschen, die man lieb hat, Blumen zu schicken. Ich kaufte für mein liebes Mädel zwei Kinderfigürchen aus Terrakotta, jedes zu einem Gulden — und auf dem Naschmarkt bekam ich für 50 Kreuzer einen dicken Strauß prachtvoller Maiglöckerln. Für einen Dienstmann hatte ich nichts mehr übrig. Ich selber mußte das Maigeschenk in die Nibelungenstraße tragen.

— Das hab ich in gemütlichen Stunden schon oft erzählt. Die Geschichte dieser beiden Terrakottafigürchen ist eines der Lieblingsmärchen meiner Kinder. Daß die Geschichte wahr ist, glauben sie nicht. Und wenn ich das unter Frauen erzählte, kam es immer so, daß eine erschrockene Seele fragte: „Um Gotteswillen! Was haben Sie denn dann getan?" Worauf ich, der Wahrheit gemäß, die Antwort gab: „Ich habe geheiratet. Und wir wollten unsere Hochzeitsreise nach Venedig machen. Aber wir kamen nur bis Abbazia."

„Weil — — ???"

„Nein! Das Reisegeld hätte noch lang gereicht. Aber Abbazia war damals in der Rosenblüte so unglaublich schön, daß wir drei Wochen blieben und nimmer weiter wollten." —

Das Heiraten verursachte mir keine schweren Kosten. Mein freundlicher Schwager *in spe* sorgte für alles. Ich brauchte nur für das Brautbukett und die Eheringe aufzukommen.

Dabei half mir ein Feuilletonhonorar. Und als auch dieser segensreiche Schatz schon wieder zur Neige ging und nur noch sechzig Kreuzer in meiner Tasche trauerten, machte ich mit Braut und Schwägerin einen Besorgungsbummel. Die Damen bekamen Appetit, und wir traten in einen berühmten Wiener Selcherladen, um heiße Würstln zu schmausen. Ich behauptete keinen Hunger zu haben, mein Bräutl war mit einem einzigen Paar zufrieden — aber die Schwägerin! Heiße Würstln waren ihre Schwäche und ihre Leidenschaft. Mir hämmerte das Herz, und der Angstschweiß trat mir auf die Stirne. Als die Rechnung genau schon sechzig Kreuzer ausmachte, sagte ich chevaleresk: „Mariederl, geh, vergönn dir noch ein Paarl!" Sie schüttelte den schönen Madonnenkopf: „Na, Dokterl, dank schön, es reicht!" Die liebe Seele! Ich konnte den Selcherladen als Kavalier verlassen. — Die Geschichte, die ich da erzählte, mag manchem Leser belanglos erscheinen. Für mich war sie ein aufwühlendes Erlebnis. Noch selten hatte ich in schwerer Lebensgefahr so hart gelitten und so quälende

Sekunden überstanden, wie damals in jenem berühmten Wiener Selcherladen, auf dessen Schild der sprachlich mysteriöse Name „Weißhappel“ zu lesen stand.

Und am anderen Morgen war ich gerettet, war fein heraus. Es gibt doch Freunde! Nicht? Und solch ein Guter und Verläßlicher, der einiges Vertrauen auf meine Zukunft setzte, borgte mir zweihundert Gulden für die Hochzeitsreise.

Diese zwei knisternden Zettel wurden das Fundament meiner bürgerlichen Existenz, die Schwelle meines Lebensglückes, der Brunnen meiner lachenden Vaterfreude.

Als Papa am Abend des 6. Mai in Wien zur Hochzeit eintraf, mich mit sorgenvollem Blick betrachtete und zögernd die Frage tat: „No, Bub, wie steht denn alles?“ — da konnte ich mit Stolz und Überzeugung sagen: „Alles glänzend!“

Der Vater atmete auf. „Brauchst du denn g a r nichts von uns?“

„Nein, Papa! Dank schön.“

Er schmunzelte. „Jetzt glaub ich bald auch an die Zweitausend.“

Meine Freude hatte nur e i n e n Schatten: daß die Mutter nicht kommen und mein lachendes Glück nicht sehen konnte. Wegen einer Zahngeschichte mußte sie zu Hause bleiben. Der Brief, den sie dem Vater für ihr „liebes Pärle“ mitgegeben hatte, war eine Art von weißem Himmel — auf und zwischen den Zeilen dieser stammelnden Liebe waren viele graue, strahlige Sternchen. Das war wieder so wie bei Mutters Briefen in meiner ersten Studentenzeit. Ändern sich die Mütter nie? Nur die Kinder?

Der Vater teilte mit mir die letzte Nacht in meiner Junggesellenbude. Mir blieben die Augen nicht zu. Immer mußte ich mich in den Kissen aufsetzen und vor mich hinlachen. Und um 6 Uhr früh mußte Papa aus den Federn; da half nichts mehr. Er sagte: „Geh, zappel doch nicht so! Jetzt haben wir noch fünf Stunden Zeit.“ Aber es litt mich nimmer zwischen den vier Wänden.

Wir gingen in den Prater hinunter. Ein wundervoller Morgen war's. In einem Gärtl frühstückten wir. Und um die endlose Zeit zu kürzen, besuchten wir das Panorama. Dann eine Stunde für das römische Bad. Und heim! Und vom Hals bis zu den Zehen in meine beste Wäsche. Und ein Myrtensträußerl ins Knopfloch des Fracks. „Schau ich gut aus, Papa?“

„Geh, du dummer Kerl! Auf so was kommt's doch nicht an.“

Als wir zum Brauthause fuhren, fragte ich: „No, Vaterl? Bekomm ich denn keine guten Lehren für den Ehestand?“

Er schüttelte den Kopf. „Was für meine Ehe paßte, das paßt nicht für die deinige. Heiraten und Sterben muß jeder für sich selber ausprobieren. Jetzt steckst du drin, jetzt wuzel dich durch! Und gib dir Mühe dein Glück zu verdienen. Die Ehe kann das Fürchterlichste sein, aber auch das Beste und Wertvollste des Lebens. Führ dich so, daß du dich vor deiner Frau nie schämen mußt. Alles andere gibt sich. Und wenn du jetzt Mann wirst, so vergiß doch nie, daß du noch immer Kind bleibst. Die das Kindsein verlernt haben, sind noch niemals glückliche Väter geworden. Und das, Bub: in Freude Vater sein — das ist das Allerbeste."

Ich nahm Papa in der Droschke um den Hals und küßte seine blasse Wange.

Mein Bräutl war noch nicht fertig, als wir kamen — das erste und das letzte Mal, daß sie bei der Toilette auf sich warten ließ. Doch als sie kam, da guckte sie wie ein blühendes Röserl aus all dem feinen Weiß heraus.

Eine große Versammlung von Schwestern, Tanten, Nichten und Freundinnen war vorhanden. Diese weiblichen Seelen vergossen eine reichliche Tränenmenge. — Drei Wochen später, als wir von der Hochzeitsreise heimkamen, sagte ein kleiner Neffe in Erinnerung dieser vielen Tränen zu meiner Frau: „Du! Tante Thinkerl! Weißt du noch: ich war bei deiner Leich!" Es wird wohl so sein müssen, daß man Tränen streut, wenn Glück und Freude gegangen kommen. Man sollte nur nicht weinen, wenn sie wieder gehen — sollte dankbar nur das Eine wissen: Sie waren da!

In der Augustinerkirche wurden wir getraut. Freund Richard Alexander war mein Brautführer. Und die Kirche wimmelte von Theatervolk. Der geistliche Herr hielt eine schöne Rede. Als er schwieg, vermutete ich, daß die heilige Handlung vorüber wäre und daß ich mich nun in feierlicher Weise als Ehemann zu dokumentieren hätte. Also hob ich den Schleier meiner Frau und küßte sie auf den Mund. Ein feines, heiteres Kichern huschelte durch die ganze Kirche. Der geistliche Herr schaute sehr verwundert drein — er war noch gar nicht fertig gewesen, hatte nur eine Stimmungspause gemacht. Nun sprach er weiter. Und ich mußte noch einige Minuten warten, bis ich mich als vollständig verheiratet betrachten durfte. Jetzt war mein Bräutl richtig und wirklich meine Frau. Doch das prophetische Wort meines Vaters erfüllte sich nur halb: mit meinem Leichtsinn ist sie trotz redlichem Bemühen nicht völlig fertig geworden — aber treu und tapfer hat sie bei mir ausgehalten, ob unser Leben feststand, oder ob es bedrohlich wackelte.

Sie wurde der Liebling und das Vertrauen meines Vaters, wurde das Herzblatt meiner Mutter — und wurde mir eine Frau, deren innerstes Leben, obwohl es verständnisvoll jedem Werte des Daseins angehörte, doch eigentlich nur von zwei Gedanken geformt und geleitet wurde: von dem Gedanken an das Wohl ihres Mannes, von dem Gedanken an das Glück ihrer Kinder.

Ein heiteres Mahl bei Sacher. Viele Trinksprüche in Reim und Prosa: auf das Brautpaar, auf Eltern und Großeltern, auf Geschwister und Freunde. Das erschien mir als eine halbe Sache. Drum klingelte ich an mein Glas und sagte: „Wir grüßten in Dankbarkeit und Ehrfurcht die Vergangenheit. Wir sprachen Segenswünsche für die Gegenwart. Warum sollten wir nicht auch an das Kommende denken dürfen? Ich trinke auf das Wohl der Kinder, die wir kriegen!"

Abends um 6 Uhr die selige Fahrt. Meine kleine Frau in dem braunen Reisekleidchen und in dem braunseidenen Kapothütl sah so entzückend aus, daß ich ganz verdreht wurde. Doch in allem Wirbel meiner Freude mußte ich auch an ein Ernstes denken. Auf der Fahrt zum Bahnhof machten wir einen Umweg und fuhren an der Stätte des verschwundenen Ringtheaters vorbei, auf der sich die Gerüste für den Bau des „Sühnehauses" zu erheben begannen.

Wir saßen still im Wagen, Hand in Hand. Und die Augen wurden naß.

Tausend Schmerzen für andere. Für uns das Glück. Warum gerade für uns? Das ist eine Frage, die keine Antwort findet. Ich fühlte nur: Das Leben war uns freundlich. Und ich bin ihm dankbar geblieben.

Wien verschwand uns im Glanz der Sonne. Felder kreisen, Dörfer und Städte fliegen vorbei, und in der Dämmerung des Frühlingsabends kommen die Berge auf uns zugelaufen.

Zwei Tage blieben wir in Graz. Ich habe diese zierliche Stadt an der Mur erst viele Jahre später gesehen. Am dritten Tage, auf dem Bahnhof in St. Peter, wurde meine liebe Frau von einem ganz gefahrlosen, aber höchst unbequemen und langwierigen Leiden befallen, obwohl wir uns unanzweifelbar auf festem Lande befanden. Und ich gemütsrohes Mannsbild hatte beim Anblick der Symptome eine unsagbare Freude. Die kleine Frau war mir nun doppelt lieb, und das Leben wurde mir etwas noch viel Schöneres, als es mir ohnehin schon gewesen.

Wir wollten von Fiume nach Venedig und machten einen Ausflug nach dem Fischerdorfe Abbazia. Noch kein Hotel, kein Badegast. Nur wir. Und das blaue Meer und die blühenden Rosen. Wir blieben. Über diese drei Wochen wäre ein leuchtendes Märchenbuch der Freude

zu schreiben. Teresina, die lustige Tochter in der *Osteria alla piazza*, extrahierte den Inhalt dieses Märchens in ihrem gebrochenen Deutsch mit den geflügelten Worten: „Niechs als eß und dink und lach und Bussi geb.“ Diese knuspernde, selige Weltvergessenheit kostete für uns beide fünf Gulden im Tag.

Und dennoch schmolz das „Fundament meiner bürgerlichen Existenz“ in der dritten Woche sehr bedenklich zusammen.

Als wir bei der Rückkehr nach Wien den nüchternen Boden des Lebens wieder betraten, hatte ich noch siebzehn Gulden. Mein opferfreudiger Schwager holte uns vom Bahnhof ab und sagte: „Paßts auf, Kinder, jetzt gibt's a klane Überraschung!“ Wir fuhren weit, bis nach Döbling hinaus. Vor einem hübschen Gartenhause hielt der Wagen, als es schon dunkel war. Bei der Türe begrüßte uns eine nette, flinke, muntere Wiener Köchin mit den Worten: „Grüß Gott, gnä Frau! Grüß Gott, gnä Herr!“ Und in einer niedlichen, reizend eingerichteten und festlich beleuchteten Wohnung erwartete uns eine heitere Gesellschaft beim gedeckten Tisch, auf dem die Bouillon schon dampfte und die Gläser schon gefüllt waren.

Wenn Kinder solch ein Märchen erleben dürften, würden sie sagen: „Heinzelmännchen.“ In meinem Märchen mußte ich sagen: gute Menschen.

Am anderen Morgen, früh um 9 Uhr, begann ich die Arbeit: das erste Kapitel meines ersten Hochlandsromans „Der Jäger von Fall“.

Mein Studio war ein großer Raum gegen den Garten, mit einer Treppe auf den Rasen hinunter. Die Fenster standen offen. Die Amseln und die Stare zwitscherten.

Herrgott, da war das Arbeiten eine feine, frohe Sache! Während die Feder knisterte, legte sich ein Arm um meinen Hals, und eine liebe Stimme sagte neben meinem Ohr: „Du, Goscherl! Verzeih, daß ich störe! Aber weißt du, die Köchin muß einkaufen. Sag mir, wie willst du es denn halten mit dem Haushaltungsgeld?“

So herzlich diese Stimme klang — der jäh erwachte Ernst des Lebens faßte mich doch ein bisserl schreckhaft an der Kehle! Aber ich fand die Ruhe, die in allen Augenblicken der Gefahr das Nötigste ist. „Ja, mein Herzkind! Morgen! Gelt? Schau, laß mich nur heut mit der Arbeit ein bisserl in Schuß kommen. Morgen reden wir dann über das andere weiter. In meinem Brieftascherl findest du fünfzehn Gulden. Das wird schon reichen für heut.“

Es reichte fast eine Woche. Denn alle Schubläden in Küche und Speisekammer waren von der lieben Schwägerin Heinzelweibchen vollgezaubert bis an den Rand.

Als ich das erste Kapitel meiner Arbeit vollendet hatte, fuhr ich in die Stadt. Aber die drei Monate, bis ich den Roman vollendet haben würde, mußte ich mich hinüberbalancieren. Wie ich es machte, will ich verschweigen — die Methode erinnerte an die Gepflogenheiten meiner ersten Studentenzeit. Kurz und gut, wie die Chronisten sagen — am anderen Morgen konnte ich meiner Frau das Haushaltungsgeld für den Monat Juni, bar hundert Gulden, auf das Frühstückstischerl legen.

Ich konnte auch für die Folge ziemlich pünktlich sein. Meine Frau merkte in diesen ersten Monaten nie was von der verschwiegenen Sorge, die mich manch eine halbe Nacht in meinem großen Studio herumtrieb, wie der Hunger den Wolf im Schneegefilde. Sie ging ein Vierteljährchen lang als eine zufrieden Lächelnde über den Bodensee meiner gefrorenen Tasche. Und als sie endlich merkte, wie es um meine Finanzen stand, da war auch schon die Hilfe nimmer weit.

In einer schwülen Sommernacht konnte ich sie mit der freudigen Botschaft wecken: „Goscherl! Mein Roman ist fertig!"

Am folgenden Morgen schickte ich das Manuskript an eine vielgelesene Wochenschrift. Acht Tage — nicht in Sorge — nur in wachsender Ungeduld. Und dann ein vernichtender Donnerschlag. Die Arbeit kam zurück. Sie war für den Abdruck in einer Wochenschrift unbrauchbar, weil ich den „sonst sehr wirksamen Stoff" durch ein außereheliches Kind verunziert hatte.

Der Schreck fuhr mir kalt in die Knochen. Und nun merkte meine kleine kluge Frau, daß irgend was nicht völlig stimmte. Halb erriet sie es, zur anderen Hälfte hab ich es ihr sagen müssen. Ihre großen, erschrockenen Augen zwangen mich zur Beichte.

Eine Szene? Nein! Wie gut meine Frau mir war — das hatte ich noch in keiner Stunde der Zärtlichkeit so deutlich erfahren, wie ich es jetzt erfuhr, an diesem Tage quälender Sorgen.

Die Arbeit ändern? Nicht ums Kaputwerden! Ich biß die Zähne übereinander. Und vor allem mußte ich wissen, ob das Buch was taugte, oder ob es wirklich ein unbrauchbarer Dreck war. Mit der Bitte, mir unverblümt die Wahrheit zu sagen, schickte ich das Manuskript nach München an Karl Stieler. Vierzehn Tage, die fürchterlich waren! Und keine Antwort.

Dann eines Morgens kam ein Brief von einem mir völlig fremden Manne, von dem Verlagsbuchhändler Alfred Bonz in Stuttgart. Der schrieb mir ungefähr: „Herr Dr. Stieler hat mir mit einer warmen Empfehlung Ihr Buch geschickt; die Arbeit gefällt mir, ich nehme sie in Verlag, drucke zweitausend Exemplare, bezahle Ihnen sofort ein gutes

Honorar und knüpfe nur die Bedingung daran, daß Sie mir auch Ihre nachfolgenden Werke zum Verlage anbieten."

Meine Frau und ich, wir beide wurden halb verrückt vor Freude. Jetzt hatten wir festen Boden, konnten dem Gespenst der Sorge einen vergnügten Fußtritt geben und mit Vertrauen weiterwandern auf sicherem Weg. Kämpfen mußte ich noch viele Jahre lang — aber nur, weil ich trotz akuter Besserung chronisch ein leichtsinniger Strick blieb, der niemals rechnen, sich niemals nach der Decke strecken lernte. Aber wenn mein Lebensverlangen ein Loch aufriß, gelang es mir mit gesteigerter Arbeit immer wieder, glatten Boden zu machen. So blieb mir schließlich aller Kampf eine heitere Sache, weil hinter jedem Schreck immer neu ein gläubiges Lachen kam.

Dreißig Jahre! Seit jenem Tag, an welchem das zur Heimat wiederkehrende Manuskript mir ein kaltes Rieseln durch alle Knochen goß, ist der „unbrauchbare Jäger von Fall" in etwa neunzigtausend Exemplaren gedruckt werden. Und auch in einem anderen Sinne wurde jener Schreck mir wieder zu einem Glück. Der herzliche Liebesdienst, den mir Karl Stieler erwies, brachte mein abgelehntes Buch zu Alfred Bonz, zu einem Verleger, der sich für meine Lebensarbeit als treuer und verläßlicher Kamerad erwies. Jenen Verlegerjammer, über den so manch ein aufwärts kämpfender Schriftsteller üble Lieder zu singen weiß, hab ich niemals kennen gelernt. Mein Verleger glaubte an mich und an die Lebensfähigkeit meiner Arbeit, und mit Geduld und Opfern hielt er mich zehn Jahre über Wasser, bis endlich der Erfolg für uns beide sich einstellte. Das wohlwollende Leben gab mir viele Freunde — einen der besten in meinem Verleger.

Zu dem klingenden Segen, der damals vor dreißig Jahren aus Stuttgart kam, fand ich in Wien noch als Kritiker eines Wochenblattes eine nette kleine Stellung, die mir ein Sicheres eintrug und wenig Arbeit von mir verlangte. Ich konnte ganz meinen träumenden Poetenplänen gehören, ganz dem lachenden Glück meiner jungen Ehe. Im Gartenfrieden unseres Döblinger Lebens floß uns ein schöner und stiller Sommer hin.

Im Spätherbste übersiedelten wir nach Wien, in die Rathausgasse. Unser Kindl sollte keine Vorstadtknospe werden, sondern ein richtiges Wiener Blut.

Ich blieb in diesen harrenden Winterwochen fast immer daheim. Nur an jedem Mittwoch vergönnte ich mir den Sprung in den Literaturverein. Hier fand ich Menschen, zu denen es mich hinzog. Vincenz Chiavacci war Vorstand — und neben ihm der junge Karlweis,

Wilhelm Goldbaum, Gustav Schwarzkopf und Ludwig Hevesi. Wir wurden Freunde fürs Leben. Treue Werte, die sich für mich zu Kostbarkeiten steigerten, blinkten mir an diesen Mittwochabenden im Weißen Lamm zum erstenmal — und gleich so hell, daß sie nicht zu übersehen waren.

Und ein fleißiger Winter wurde das! Der Gedanke an das Kommende, der mich immer erfüllte, wie sorgende Beklommenheit und doch wie heiße, zärtliche Freude, hielt mich durch Tage und Nächte am Schreibtisch fest. Ich machte damals sogar den waghalsigen Versuch, das Sparen zu lernen. Alles andere ist mir besser gelungen.

Welch ein wundersames Gefühl: in Sehnsucht lieben, was man noch nicht sah. Man weiß nur, daß es lebt, und daß es kommen wird. Feine, leise, kaum erlauschbare Herzschläge flüstern von diesem nahenden Leben. Ist ein Alltägliches, ein billionenmal Gewesenes im Ewigkeitslauf der atmenden Dinge — und doch ein Wunder, das jedem, der es erfährt, wie ein Neues und Unerhörtes erscheint. Heut sind deine Arme noch leer, und morgen tragen sie, was du heißer lieben wirst als dich selbst. Die Sprache redet so aus Gewohnheit: Blut von deinem Blute, Fleisch von deinem Fleische, Geist von deinem Geiste, Form nach deiner Form. Doch diese Laute sagen dir nichts, sind leer und arm. Das Wunder ist heller als jedes menschliche Wort, tiefer als jeder menschliche Gedanke. Immer sinnt und sucht deine Seele, um es zu erforschen. Immer sieht sie ein durch Glanz und Nebel schwimmendes Gesicht, weiß und winzig, klar und dennoch unfaßbar, mit Augen, die dich fragen, mit einem Mündlein, das zu dir reden möchte und noch gar nicht lächeln kann. Und wollen deine Hände in Sehnsucht greifen, dann entgleitet es und zerfließt, kein Schimmer eines Erinnerns bleibt in dir zurück — und du weißt dir keinen anderen Rat, als deine brennende Stirn in die Arme zu pressen und zu zittern an Leib und Blut. —

Am Abend des 4. Februar schrieb ich die letzten Seiten meiner Hochlandsgeschichte „Hochwürden Herr Pfarrer“. Im Kalender stand der Faschingssonntag. Und in dem Stockwerk unter uns wurde Hausball gehalten. Immer klangen die Straußischen Walzer durch den Stubenboden herauf. Es war gegen Mitternacht, als ich unter den Schluß meines Manuskriptes jenen erlösenden Schnörkel machte. Und da wollt' ich es meiner Frau gleich sagen: Jetzt hab ich wieder was fertig. Aber das Schlafzimmer nebenan, dessen Türe offen stand, war dunkel und still. Ich wollte die Schlummernde nicht wecken, setzte mich ins Speisezimmer hinaus und klimperte piano auf der Zither.

Da hör' ich, wie eine beklommene Stimme meinen Namen ruft. Ich renne hinüber ins Schlafzimmer. Das Kerzenlicht flackert. Meine Frau sitzt weiß in den weißen Kissen, das Haar ein bißchen verwirrt, einen irrenden Schreck in den großen Augen, und stammelt: „Du! Mir scheint —"

Seit Wochen war alles schon abgeredet. Wir beide, die Köchin Fanny und ich, wir wußten ganz genau, was wir zu tun hatten. Und so sauste ich gleich davon, um die weise Frau zu holen — und wäre natürlich in den Hauspantoffeln davongelaufen, wenn meine Frau nicht aus dem Schlafzimmer herausgerufen hätte: „Goscherl, draußen liegt Schnee, feste Schuhe mußt du anziehen!";

Der Weg war nicht weit. Droben im dritten Stock des ersehnten Hauses brannte ein rotes Laternchen. Und von da droben hörte ich die Klingel bis auf die Gasse herunter. So energisch hatte ich am Drahte gerissen. Bis die Kluge mit ihrer sonderbaren Strohtasche herunterkam, erwischte ich einen Fiaker. Er brachte mich und die redselige Dame im schärfsten Trab zu mir nach Hause und ließ sich schicken, um den Schwager und die Schwägerin aus dem Schlaf zu läuten.

Die Kluge ging mir nicht rasch genug über die vier Treppen hinauf. Deshalb verfeindeten wir uns. Aber sie wurde wieder freundlich, als sie gleich bei der Wohnungstüre den Duft des schon fertigen Kaffees in ihre weise Seele schnuppern konnte.

Nun diese fürchterlichen, quälenden Stunden! Diese rat- und hilflose Zerknirschung. Und die Leidende, zwischen tapfer verbissenem Stöhnen, sagt noch immer: „Geh, Goscherl, schau, es ist doch gar nicht so arg". Und als unter dem Stubenboden wieder ein Straußischer Walzer schmeichelt, muß sie lachen: „Schade, daß ich da nicht mittanzen kann!" Aber dann will sie mich nimmer im Zimmer leiden, nicht einmal bei der Türe. Und sagt zur Köchin: „Fannerl, bleiben S' draußen beim Herrn, daß er keine Dummheiten macht!"

Die Köchin sitzt vor meinem Schreibtisch im Lehnstuhl, erzählt allerlei wienerische Lustigkeiten — und ich renne im Zimmer herum wie ein verlorenes Schaf. Selbstgefühl des Mannes? In solchen Stunden wird der „Herr und Stolz der Schöpfung" ein Blödian, etwas Überflüssiges und Unbequemes.

Dann dieser lähmende Schreck, als die weise Frau unter Zitierung des Sprichwortes „Sicher ist sicher!" einen „Professor" haben will! Mit marternden Bildern in der Seele rase ich über die vier Treppen hinunter. Und wie ich zur Haustüre hinauswill, fährt gerade mein Schwager vor. Und frägt: „No, was is denn? Geht's los?" Und

lachen kann er! Das gemütsrohe Scheusal! Lachen! Während mir das Wasser herunterkollert über das eiskalte Gesicht. Und lachend sagt er: „No, no, no, sei nur ruhig, ich fahr schon und hol den Professor".

Fast eine Stunde dauert's. Und in dieser Stunde renne ich zwanzigmal die vier Stöcke hinauf und zwanzigmal wieder herunter zur Haustüre.

Schon dämmert der graue, kalte Morgen.

Endlich! „Ach, lieber Herr Professor —" Auch der kann lachen! Und sagt gemütlich: „Nur Seelenruhe! Wir kommen nicht zu spät!" Er ist ein bißchen korpulent. Drum schleicht er noch viel langsamer über die Treppe hinauf als die kluge Dame. Auf jedem Treppenabsatz bleibt er stehen, verschnauft behaglich und erzählt meinem Schwager eine nette Anekdote. Und droben im Speisezimmer sieht er meine Gemskrucken und Hirschgeweihe an: „Ooooh! Fein! Haben Sie die alle selber geschossen?" Und in meinem Studierzimmer sagt er: „Da haben Sie aber einen hübschen Ofen!" Und als er endlich, endlich im Schlafzimmer ist, bekundet er noch sein ganz besonderes Wohlgefallen an unserem pompejanischen Waschservice und will sich die Adresse notieren, wo es zu haben ist.

Die Türe wird geschlossen. Ich will verzweifeln, bin dem Irrsinn nahe. Und da erzählt mir die Köchin mit strahlendem Stolz: daß „wir" den gleichen Herrn Professor haben, der immer die Kaiserin Elisabeth entbunden hat!

Ein herzzerreißender Schrei. Dann Stille da drinnen. Und jetzt was Leises, Feines, kaum noch Hörbares — ein Laut, als hätte man an einem Buchsbaumschächtelchen den knirschenden Deckel aufgedreht — — das Weinen meines Kindes.

Für ein paar Sekunden verlor ich die Herrschaft über meine Sinne. Und später erzählte mir die Köchin: Ich hätte schauderhaft gebrüllt und hätte gradauf in die Luft einen Sprung gemacht, viel höher noch als der Tisch.

Dann steh ich in dieser matten Dämmerung, in der ich zuerst nicht sehe — an den zwei verhängten Fenstern sind schmale leuchtende Lichtlinien — da draußen kam die Sonne. Und auf verwüsteten Kissen, mit einer dünnen weißen Decke bis an den Hals, liegt regungslos und erschöpft die junge Mutter, versucht zu lächeln, und ihre Augen glänzen mich an. Ich taumle hin, in meinem Herzen ist etwas so Schweres und Starkes, daß es mich auf die Knie wirft, und immer küsse ich in Dankbarkeit die schlaffe, glühende Hand, bis meine Frau wieder lächeln möchte und müde lispelt: „Aber geh, so schau dich doch ein bisserl um!"

Es reißt mich in die Höhe, es dreht mich. Und da liegt was Rosiges auf weißem Leinen. Und zappelt ein bißchen.

„Ach Herrjeh, ein Mäderl!" Und in allem verstörten Glück ist das mein erster Gedanke, mein erstes Wort: „Das Mädel muß heißen wie meine Mutter: Lotte!"

Mir schwimmen die Augen, während ich lache. Und dennoch kann ich sehen. Und sehe mein Kindl, das groß die blauen Augen offen hat. Aber den Vater mag es nicht angucken, hat das goldumringelte Köpfl ein wenig zur Seite gedreht und staunt wie verwundert in den hellen Schimmer am Fenster, in die glänzende Morgensonne. So liegt es vor mir — nicht braun und blau und verknüllt und zerquetscht, wie Kinder ins Leben gleiten — weiß wie ein Wachsfigürchen mit Rosenblättern, mit zierlichen Gliederchen, ohne Fehl und Makel! Nein, ich kann's nicht schildern! Doch wenn ich jetzt sage: daß nie noch ein Kind geboren wurde, so vollkommen und so schön — dann lachen mich die Nüchternen aus, und niemand glaubt es mir. Und dennoch ist es wahr!

Fast dreißig Jahre. Und ich fühl' es noch immer, als hätt' ich es heut erlebt, an diesem jüngsten Morgen. Und mein Kindl ist Frau und Mutter. Und ist noch immer mein Kind. Und hat mir Glück und Licht und Freude gegeben.

Meine Arme trugen schon drei Kinder meines Kindes. Und schau' ich in das glänzende Lachen dieser jungen Augen, dann ist ein froher, stolzer und schöner Gedanke in mir.

Mag vergilben, versinken, vergessen werden, was ich mit aller Arbeit meines Lebens schuf!

Ich bin unsterblich, weil ich lebe in meinen Kindern und Kindeskindern.

Daß Millionen Menschen, Milliarden von Geschöpfen, der rauschende Baum, die kleinste Blume und der leblos scheinende Stein sich rühmen dürfen, diese gleiche kostbare Unsterblichkeit zu besitzen — das kann ihren Wert in meinen Augen nicht schmälern.

Als das größte unter den schönen Wundern des Lebens erscheint mir dieses eine: daß alles Wertvollste auch immer ein Überhäufiges und Alltägliches ist.

Karl Voll: Etwas über den Geschmack.

In Kissingen sah ich 1896 bei einem Nachmittagskurkonzert Adolf Menzel, der als großer Musikfreund in der Nähe des Musikpavillons langsam auf und ab ging, um sich an den ihm wohlvertrauten Klängen zu ergötzen. Sehr groß oder ungemischt muß seine Freude nicht gewesen sein; denn er blickte recht sauertöpfisch drein, und mißmutig vor sich herbrummelnd schritt er durch die Menge, die sich ihm bereitwillig öffnete. Es paßte ihm gar nicht, daß er wie die Großen der Erde der Gegenstand unablässiger, wenn auch gar nicht zudringlicher, sehr respektvoller Aufmerksamkeit war. Plötzlich aber spannten sich seine Züge, das vorher greisenhaft glanzlose Auge bekam einen scharfen Blick und der ungnädige Zug verschwand. Menzel schien etwas Vergnügliches zu sehen und machte einen ordentlich belustigten Eindruck. Und es war auch eine Szene zu sehen, bei der man schwer seinen Ernst behalten konnte. Zwei hell und hochelegant gekleidete Stutzer waren siegesgewiß und der Tadellosigkeit ihrer Erscheinung sehr bewußt in die Nähe gekommen. Sie waren ja nicht zu übersehen, aber man würde vielleicht keine Notiz von ihnen genommen haben, wenn nur nicht Menzel sich mit ungeahnter Beweglichkeit blitzschnell umgedreht hätte und hinter den zwei Dandies dreingegangen wäre, sie mit scharfen, jetzt wieder klar gewordenen Blicken sehr energisch, aber offenbar heiter studierend. Das Bild war grotesk: die zwei jungen Elegants und hinter ihnen der gnomenartige alte Mann; aber das Groteske lag nicht auf Menzels Seite. Das Publikum begriff auch sofort den Humor der Sache und brach in ein lautes und so anhaltendes Gelächter aus, daß die beiden jungen Herren vorzogen, den Platz zu räumen.

Der Vorfall hatte natürlich auch mir viel Vergnügen bereitet: aber es schien mir doch schon damals, daß hier ein ernsthaftes Problem stecke. Es ist keine Frage, daß die beiden Herren mit ausgesuchter Eleganz, sogar mit sehr viel Geschmack gekleidet waren. Von ihrem Standpunkt aus mochten sie wohl — und zwar mit gutem Grund — das gesamte Publikum hinsichtlich der Kleidung verachten. Man sah es, daß sie sich genau des Wertes und der Bedeutung einer sorgfältig gepflegten Haltung und Kleidung bewußt waren. Sie hatten, wie man heute zu sagen pflegt, Kultur. Trotzdem gab ihnen nicht nur der Erfolg unrecht, sondern sie hatten tatsächlich einen Fehler gemacht; denn indem sie so deutlich zeigten, daß sie den höchsten Wert auf geschmackvolle Kleidung legten, wirkten sie sehr auffallend und sie ließen damit gerade jene Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit vermissen, ohne die es einen wirklich guten Geschmack nicht gibt. Menzel aber, den man mit allem Fug die verkörperte künstlerische Intelligenz des neunzehnten Jahrhunderts nennen darf, begriff sogleich, worin die Herren

gesündigt hatten und, freilich ohne es zu wollen, führte er sie durch die bloße Tatsache, daß er sie mit so offenkundig belustigtem Interesse studierte, *ad absurdum.*

Mir scheint, daß hier nicht nur ein Problem unserer heutigen Toilettenkunst, sondern unserer gesamten Kunst liegt. Seit gerade jener Zeit stehen die meisten unserer künstlerischen Umwälzungen oder „Reformen" besonders auf kunstgewerblichem Gebiet — und wir haben deren in den letzten fünfzehn Jahren nicht wenig erlebt — unter dem erklärten Zeichen des „Geschmackes". Das ist eine notwendige Reaktion gegen die Plattheit und die Talmikultur, wie sie schon vor 1870, aber besonders in der Epoche, die dem großen Kriege unmittelbar folgte, geherrscht hatte. Es ist viel Gutes unter diesem Zeichen gestiftet worden. Man braucht nur eine sogenannte moderne Wohnung mit einer vergleichen, die vor dreißig Jahren gemacht worden ist, und man wird sehen, daß unser heutiger Komfort nicht bloß der Bequemlichkeit und der Hygiene dient, sondern auch einer wesentlich geschmackvolleren Lebensführung entspricht, als sie noch vor kurzem üblich war.

Was an den Wohnungen jeder Laie sieht, das gilt auch für die neuere Kunst, wie sie sich seit der Entstehung der verschiedenen Sezessionen entwickelt hat. Ich habe hier keine Veranlassung, einen noch so kurzen Abriß der modernen Kunst zu geben: so möge als einziges Beispiel genügen, auf den heutigen Stand der graphischen Künste hinzuweisen. Die moderne Künstlerlithographie und die Radierung sind so ausgesprochen elegant, daß sie geradezu als Musterbeispiel dafür gelten können, wie sehr eben unsere lebende Kunst in Sachen des Geschmacks fortschrittlich ist.

Wenn wir diese Tatsache als einen sicheren Gewinn betrachten wollen, so kommt nun eine Frage, der dieser vorliegende Aufsatz hauptsächlich gilt: bedeutet die an sich glückliche Wendung zur Pflege des Geschmacks auch im allgemeinen einen Gewinn oder ist sie nicht trotz großer Verdienste vielleicht gar schädlich? Es scheint mir, daß wir heute unter einer Hypertrophie des Geschmacks leiden, daß wir sogar schwer darunter leiden, und daß unsere Kunst gegenwärtig an einer Krise laboriert, die von dem ausschließlich betonten Geschmack herkommt. Wir laufen Gefahr, uns im Zierlichen zu verlieren und kleinlich zu werden; wir laufen Gefahr, der Theorie zulieb den naiven künstlerischen Schaffensdrang, die schöpferische Kraft zu verderben.

Vor zehn Jahren war es üblich, daß die eine Hälfte unserer Kunstkritiker — und ich gehörte auch zu ihr — es priesen, welch eine neue große Epoche der Kunst sich eben eröffnen wollte, und daß die andere Hälfte mit dürrem Hohn fragte, wo denn die Taten dieser neuen großen Kunst seien. Dieser Hohn war damals so unfruchtbar wie er dürr war: er war

unberechtigt; denn die Zeit von 1890—1900 wird wohl für immer als eine der wichtigsten und merkwürdigsten Perioden der Kunstgeschichte gelten dürfen: aber die damals erhoffte Reife, der neue große, allgemeine Zeitstil blieb aus. Einzelne Künstler schufen und schaffen noch immer Werke von hoher reiner Kunst: aber das Niveau der Gesamtkunst hat sich nur wenig gehoben, es hat sich verflacht in der Pflege des rein Geschmackvollen. Der Durchschnitt ist jetzt künstlerisches *Bric-à-brac.*

Nicht umsonst ertönt seit einiger Zeit der Ruf: Los vom Realismus, Rückkehr zum Ornament, Vergeistigung der Kunst. Die soliden Tendenzen von der Mitte der neunziger Jahre finden bei der modernen Kunstkritik wenig Anklang mehr; denn sie sieht und hört ja von den jungen Künstlern im wesentlichen eben nur das eine, daß die realistische Epoche zu Ende ist. Es ist fraglos das gute Recht der Künstler, daß sie, wie das von jeher der Fall war, so auch heute nach ihren eigenen Anschauungen arbeiten. Aber es ist gefährlich, wenn das Publikum und die Kunstkritik auf dieses Programm schwört; denn das Schlimmste beim Kunstgenuß und bei der Kunstbetrachtung ist die vorgefaßte Meinung. Was dem Künstler recht ist, das ist dem Laien keineswegs billig. Und zurzeit ists ihm noch besonders wenig billig.

Wir wollen den Fall auf einem neutralen Gebiet verfolgen und sehen, was an der alten Kunst heute am meisten geschätzt wird. Die ganz großen Meister, wie Rembrandt, sind natürlich einigermaßen vor den Wandlungen in der Wertschätzung sicher, obschon wir erst vor kurzem erlebt haben, daß Velasquez entthront werden sollte, und daß man von Dürer die Hauptwerke seiner späten Zeit wie die vier Temperamente abtun wollte. Umstritten sind nur Künstler, die wie Raffael von jeher der Gegenstand von Anfechtungen waren, und auch ihnen gegenüber hat sich das Urteil dahin geklärt, daß man eben sich weniger gegen ihre unzweifelhaften Werke als gegen die ihnen fälschlich zugeschriebenen, nur von ihren Schülern gemalten wendet. Aber wenn von Vielen die Größe der alten Hauptmeister sozusagen nur als *fable convenue* anerkannt wird, so sind dafür andere in den Vordergrund getreten: ich brauche hier nur Greco zu nennen, der seit einiger Zeit — und nicht erst von Meier-Gräfe — entdeckt ist. Wenn man gegen die Wertschätzung dieses in der Tat sehr bedeutenden Farbenkünstlers jetzt anführt, daß sie nur Modesache sei, so täuscht man sich wohl über das Problem. Alle Tricks der Kunsthändler würden nicht imstande sein, ihn den Liebhabern und der Kunstwissenschaft aufzuoktroyieren, wenn er nicht unserem heutigen Geschmack entgegenkäme. Aber vergessen wir nicht, was so oft von seinen Verehrern vergessen wird, daß Greco nicht mehr so groß ist wie Tintoretto und noch nicht so stark wie Velasquez und das sind die zwei Künstler, zwischen denen

er als eine sehr interessante, aber weniger starke Erscheinung gewissermaßen als verbindendes Zwischenglied steht.

Neben Greco pflegt der Kunstmarkt und, seinem Beispiel folgend, die Kunstgeschichte mit besonderer Vorliebe die — wie Max Liebermann mit Glück gesagt hat — greisenhafte Kunst der englischen Porträtisten vom achtzehnten Jahrhundert, die in alter Zeit Geschmackskünstler kat exochen waren, bei denen aber außer dem eleganten Geschmack alle höheren Eigenschaften, besonders die der Selbständigkeit fehlen: Nehmen wir noch dazu, daß im Antiquitätenhandel das Porzellan und die allerdings überaus feinen Möbel des Rokoko unverdient hohe Preise erzielen, so haben wir in dieser wenig erfreulichen Bewegung das Gegenstück zu der Tatsache, daß die jetzt zur Herrschaft gelangende Kunstanschauung, wenn sie sich ganz ehrlich gibt, den Geschmack als höchste Eigenschaft aufstellt.

Hiergegen wird man aus alter Zeit ein Beispiel mit Nutzen anführen können. Wie immer man sich zu Rembrandt stellen mag, so ist es doch eine nicht nur unbestreitbare, sondern auch eine unbestrittene Tatsache, daß er einige der schönsten Bilder gemalt hat, von denen die Kunstgeschichte überhaupt weiß. Sie sind so herrlich, daß ihnen alle edlen Eigenschaften eines Kunstwerkes zukommen: auch der zwar eigenwillige, aber unendlich sichere Geschmack, der aus dem Unscheinbaren das Großartige, aus dem Gewöhnlichen das Erhabene, der, wenn es sein muß, aus dem Abstoßenden die Erschütterung des Tragischen oder Heroischen zu gestalten weiß. Rembrandts Kunst hat aber eines nur selten gestaltet: das Zierlich-Elegante. Der Mann war dafür zu groß. Nach ihm kam ein Geschlecht von Künstlern mit verwälschter Bildung, denen jede Kraft, vor allem die schöpferische Kraft fehlte, die aber fraglos einen fein geschulten, allerdings sehr pretiösen Geschmack hatten. Einer ihrer Wortführer war Lairesse, ein Künstler, den fast nur noch der Gelehrte kennt. Die Entwicklungsgeschichte der Kunst ist über ihn weggegangen und er ist aus dem Bewußtsein der Nachwelt geschwunden. Zu seiner Zeit aber hat er viel bedeutet; denn seine Bilder sind in einem raffiniert eleganten Stil gehalten. Dieser Lairesse hat sich auch einmal über Rembrandt geäußert und ihm viel Gutes nachgerühmt; aber sehr beanstandet, daß Rembrandt keinen guten Geschmack gehabt habe. Und wirklich ist es so, daß, wenn man die Geschichte der Malerei unmittelbar nach Rembrandt schreiben will, man sagen muß, daß die Epigonen à la Lairesse die Pflege des sehr kultivierten Geschmackes als ein neues Element in die Kunst eingeführt haben; aber dieser elegante Geschmack war auch die einzige gute Eigenschaft, die man Rembrandts Epigonen zugestehen kann und darum wurden sie zu leicht befunden, als man sie später mit Rembrandt verglich.

Ich habe es als ein Hauptgesetz der Entwicklungsgeschichte der Kunst

erkennen gelernt, daß derjenige, der nichts als einen guten Geschmack besitzt, nicht einmal diesen hat. Entscheidend ist immer jene Schaffenskraft, aus der das sich weiterfortzeugende Leben hervorgeht.

Wenden wir, um auf die Gegenwart zurückzukommen, diesen Grundsatz auf unser modernes Kunstgewerbe an. Es ist kein Zweifel, daß wir heute inmitten einer sehr glücklichen kunstgewerblichen Bewegung stehen, der wir viel zu danken haben, besonders für die Ausbildung des Geschmackes in weiten Kreisen unseres Volkes; aber kein Dank für die Künstler, die uns so viel Anregungen gegeben haben, darf uns hindern, zu erkennen, daß sie uns nur Anregungen, aber keinen neuen, wirklich brauchbaren, selbständig modernen Stil gegeben haben. Was sie machen, ist geschmackvoll eklektische Epigononkunst, die mitunter verbildet ist durch die schlimme Freude am Theoretischen. Wenn ich mit Vertretern des modernen Kunstgewerbes spreche, bin ich immer ehrlich erfreut und erstaunt über den sorgfältig geschulten Geschmack und über die Sicherheit, mit der sie ihre Meinung begründen. Wenn ich aber sehe, was das moderne Kunstgewerbe schafft, dann wird mir immer aufs neue klar, daß es an einem Übermaß der Kultur des Geschmackes leidet. Wer nur das Hübsche, das Kapriziöse und Seltsame liebt, hat keinen Blick für das Gute, Große und Starke und so kann er es auch nicht schaffen. Man denke an unsere heutige deutsche Literatur, die so reich an vielversprechenden Anfängen ist und man wird auch hier viele Beispiele dafür finden, daß der allzu feine Geschmack das Kennzeichen der künstlerischen Impotenz ist.

Friedrich Naumann: Das Normaldorf.

Wo das Normaldorf liegt, weiß ich nicht, denn es ist ein ausgedachtes und ausgerechnetes Dorf. In ihm geht alles im kleinen genau so, wie es im Deutschen Reiche im großen geht. Es wird aber manches im kleinen besser begriffen als im großen.

Es leben in unserem Normaldorf 1000 Menschen. Mit ihnen wollen wir uns beschäftigen etwa so, wie man kleine feine Modelle großer Maschinen oder Bauten betrachtet. Diese 1000 haben den normalen Boden, den normalen Ertrag, die normalen Beschäftigungen, normale Kinder und normales Vieh. Kurz, wer wissen will, was jetzt in Deutschland der Mensch an sich ist, der muß mit uns gehen.

Da jetzt im Deutschen Reiche 120 Menschen auf einen Quadratkilometer Land kommen, so besitzt die Normalgemeinde für ihre 1000 Menschen 833 Hektar, das ist ein recht ordentliches Stück Land, denn, wenn diese

Gemeindefläche gut zusammengelegt ist, wird ihr Umkreis noch immer etwa zwölf Kilometer betragen. Man geht also bequem in zweieinhalb Stunden um die Normalgemeinde herum. Früher saßen auf diesem Boden die Menschen nicht so dicht. Im Jahre 1871 waren es nur 630 und im Anfange des vorigen Jahrhunderts nur 370. Damals gab es noch Platz. Da war unser Normaldorf fast rein landwirtschaftlich und der Boden wurde längst nicht so ausgenutzt wie heute. Jetzt ist er fast völlig in Kultur genommen und muß seinen Ertrag hergeben.

Von den 833 Hektaren, die unser Normaldorf besitzt, ist fast die Hälfte Acker- und Gartenland, nämlich 405 Hektar. Reichlich ein Viertel ist Wald: 216 Hektar. Etwa 78 Hektar werden von Straßen, Häusern, Hofräumen, Bach, Sandgrube und Dorfteich besetzt. Die Wiesen haben 92 Hektar. Das übrige (42 Hektar) ist Grasweide, Heide, Trift und ein klein wenig Weinberg.

Vom Walde ist reichlich zwei Drittel Nadelwald und nur knapp ein Drittel Laubwald, meist Buchenbestand. Die Acker- und Gartenfläche aber verteilt sich so, daß die Gärten 8 Hektar in Anspruch nehmen, während für Roggenfelder 95 Hektar zu berechnen sind, für Weizen 34 Hektar, für Hafer 66 Hektar, für Gerste 24 Hektar und für Kartoffeln 50 Hektar. Wiese und Roggen sind nächst dem Walde die zwei größten Ausfüllungen des Bodens.

Von da aus kann man bei einigen Haupterzeugnissen feststellen, was das Normaldorf etwa im Jahre 1910 geerntet hat. Vieles zwar läßt sich nicht berechnen. Wir können nicht genau sagen, wieviel Klee es gab und wieviel Rüben, aber das Getreide und die Kartoffeln sind im großen und ganzen bekannt. Es wurden 1620 Doppelzentner Roggen in die Scheunen gefahren, 654 Doppelzentner Weizen, 447 Doppelzentner Gerste, 1215 Doppelzentner Hafer und die Menge der Kartoffeln betrug wahrscheinlich 6690 Doppelzentner.

Was nun aber mit diesen Mengen getan wurde, entzieht sich schon wieder der Kontrolle. Ein großer Teil bleibt zur Ernährung von Menschen und Vieh und zur Aussaat im Ort und nur ein gewisser Bruchteil geht an den großen Markt. Es ist trotzdem nicht uninteressant, die Getreideproduktion des Normaldorfes in Geld auszudrücken. Nimmt man die Berliner Großhandelspreise von 1910, so bedeutet der Roggenertrag dieses einen Jahres 24600 Mark, der Weizenertrag 13800 Mark, der Gerstenertrag 6500 Mark, der Hafertrag 18600 Mark. Im ganzen war der Geldwert der Getreideproduktion in Marktpreisen ausgedrückt 63500 Mark.

Es liegt nahe, an dieser Stelle die Frage zu berühren, ob das Normaldorf von seinem eigenen Brotgetreide würde leben können. Für 1000 Men-

schen stehen 2274 Doppelzentner zur Verfügung, soweit sie nicht zur Aussaat und zur Viehfütterung verwendet werden. Nimmt man die Aussaat und den Lagerverlust zu ein Fünftel der Menge an, so würden bei Nichtberücksichtigung des Viehbedarfes auf den Kopf 182 Kilogramm kommen, eine Menge, die ungefähr den Menschenbedarf deckt. Es muß in diesem Falle umsomehr für das Vieh hereingeführt werden, da die schönen und großen Viehbestände des Normaldorfes keinesfalls von dem Ertrag der Gersten- und Haferfläche, der Wiesen- und Futterfelder ernährt werden können. Die Viehhaltung hat nämlich im Normaldorf in erfreulicher Weise zugenommen.

Während im Jahre 1883 unser Dorf nur 54 Pferde, 243 Rinder, 295 Schafe, 142 Schweine und 41 Ziegen besaß, so hatte es bei der Viehzählung von 1907 nicht nur weit bessere Exemplare als früher, sondern auch an Ziffern viel mehr. Es besaß 70 Pferde, 333 Rinder, 124 Schafe, 357 Schweine, 57 Ziegen. Abgenommen haben nur die Schafe, weil für sie der Boden zu wertvoll geworden ist. Außerordentlich zugenommen hat die Schweineziffer. In einem so kurzen Zeitraum von 24 Jahren sind aus 142 Schweinen 357 geworden! An Hühnern zählte man die stattliche Ziffer von 1244 und Bienenstöcke waren 42 zu finden.

Soll ich nun auch noch von den Obstbäumen reden? Genau kann man sie deshalb nicht angeben, weil zuletzt vor zehn Jahren gezählt wurde. Damals hatte das Normaldorf 806 Apfelbäume, 387 Birnbäume, 1069 Pflaumenbäume und 332 Kirschbäume.

Beim Berechnen des Normaldorfes kann man sehr merkwürdige Betrachtungen darüber anstellen, was man in Deutschland weiß und was nicht. Man weiß, wie viel Bienenstöcke es gibt, aber nicht, wieviel Wohnhäuser. Wenigstens ist uns keine Möglichkeit bekannt, aus den mancherlei bundesstaatlichen und großstädtischen Zählungen die Normalhausform festzustellen. Wir wissen nicht, auf wieviel Menschen ein „Haus" kommt, was freilich auch schwer festzustellen ist, da der Begriff Wohnhaus sehr schwankend ist. Wenn der Knecht in alter Weise bei den Pferden schläft, ist dann der Stall ein Wohnhaus geworden? Und kann man eine großstädtische Massenkolonie von Hunderten von Einwohnern deshalb noch Haus nennen, weil sie zufällig auf eine Nummer des Grundbuches eingetragen ist? Also bleibt es eine willkürliche Annahme, wenn wir glauben, daß im Normaldorf 100 Wohnhäuser mit zugehörigen Ställen und Scheunen und Werkstätten und Verkehrsanlagen zu finden sind.

Schon genauer sind wir aber über die Zahl der Haushaltungen (Familienwirtschaften) unterrichtet. 16 Personen leben im Normaldorf ohne Familienanschluß und zwar fünf männliche und elf weibliche. 31 Personen be-

finden sich in Anstalten, im Gefängnis, in der Militärstation oder im Kloster. Die große Menge, nämlich 953, sind in Familienhaushalten eingerechnet. Es scheint also noch nicht, daß die Zeit bald kommt, wo die Einzelfamilie ins Museum der Altertümer gehört, wie es einst Fr. Engels, der Freund von Karl Marx, prophezeit hat.

Es leben im Normaldorf mit Einschluß aller Kinder 594 unverheiratete Personen. Verheiratet sind 348, verwittwet oder geschieden 58. Während aus naheliegenden Gründen im Bereich der Verheirateten die Zahl der Männer und Frauen gleich ist, so ist bei den Ledigen wegen der größeren Knabenziffer in den ersten Lebensjahren das männliche Element überwiegend. Wir berechnen, daß von den 594 Unverheirateten 303 männlich sind und nur 291 weiblich. Aller Frauenüberschuß befindet sich bei den Verwittweten, denn dort finden wir nur 15 Männer und 43 Frauen! Die Frauen werden älter und halten länger aus.

Das führt uns dazu, noch einige Worte über die Altersverhältnisse im Normaldorf zu sagen. Kinder unter sechs Jahren gibt es 155. Kinder im schulpflichtigen Alter finden wir 173. Nach deutschem Durchschnitt von 1906 bedeutet das eine jährliche Schulausgabe der Normalgemeinde von über 9300 Mark. Der Ort beansprucht drei Lehrkräfte. Im Alter von 14—25 Jahren leben 205 Personen, von denen 9 oder 10 junge Männer zum Heer gehören. Zwischen 25 und 60 Jahren, in der Hauptschaffenszeit der Menschen, stehen 389 Personen und über 60 Jahre leben noch 78. Man sieht, daß mehr als die Hälfte der deutschen Menschheit unter 25 Jahren ist, denn unter 25 Jahren sind 533, darüber aber nur 467.

Vielleicht ist es richtig, gleich an dieser Stelle die Zahl der Reichstagswähler zu nennen. Sie beträgt 220 Wahlberechtigte, von denen 186 an der Wahlurne erscheinen und gültige Stimmzettel abgeben. Zu welchen Parteien sie gehören, läßt sich freilich nicht sagen, da das auch im Normaldorf nicht ohne Willkürlichkeiten abgeht. Immerhin ist aus statistischen Gründen anzunehmen, daß im Jahre 1907 im Normaldorfe gezählt wurden für die Sozialdemokraten 54, für die Liberalen 50, für das Zentrum 35, für die Konservativen 26 und für alle übrigen zusammen 21. Falls also das Normaldorf allein in der Welt läge, so würde Stichwahl sein zwischen Liberal und Sozialdemokrat. Keinesfalls würde das Normaldorf so vertreten sein, wie jetzt unter dem Einfluß einer ungerechten Wahlkreiseinteilung das Deutsche Reich.

Schon bei dieser Wahlaufstellung haben wir stillschweigend vorausgesetzt, daß in der Normalgemeinde auch die Konfessionen so gemischt sind wie im Deutschen Reiche im ganzen. Das aber bedeutet, daß es in ihr 625 Protestanten gibt, 361 Katholiken, 10 Juden und 4 sonstige.

Wir haben schon gesagt, daß das Normaldorf früher eine kleine und stille landwirtschaftliche Gemeinde gewesen ist. Was aber hat diese Gemeinde seit 1871 erlebt! Damals hatte sie 630 Einwohner, im Jahre 1882 waren es 700, im Jahre 1895 wurden es 800, im Jahre 1903 kam man über 900 und jetzt sind es am Ende von 1910 gerade 1000. Durch dieses fabelhafte Wachstum sind alle Erwerbsverhältnisse verschoben worden. Während früher die landwirtschaftliche Bevölkerung die Hauptsache war, ist sie jetzt vielfach durch neue Erwerbszweige in den Hintergrund gedrängt worden. Sie hat sich ziffernmäßig nicht vermehrt, sondern hat sogar noch einige ihrer Kinder oder Knechte an die Industrie abgegeben. Der Landwirtschaftsbetrieb hat dadurch nicht gelitten, denn es wird mehr hergestellt als jemals früher, aber er ist anstrengender und maschineller geworden, weil er auf weniger Händen beruht.

Ganz genau läßt es sich freilich nicht bestimmen, wie viele Menschen im gegenwärtigen Zeitpunkt zur Landwirtschaft gehören, weil seit der letzten Berufszählung schon wieder dreieinhalb Jahre verflossen sind und diese für unser Dorf einen Zuwachs von 45 Personen bedeuten. Es bleibt nichts anderes übrig, als die Ergebnisse von 1907 für jetzt weiterzurechnen, was wahrscheinlich eine kleine Überschätzung der Landwirtschaftsbevölkerung und eine kleine Unterschätzung der Industriebevölkerung im Gefolge hat. Doch kann es sich höchstens um etwa zwölf Köpfe handeln. Wir nehmen also an, daß die Landwirtschaftsbevölkerung 287 Personen enthält. Dabei sind nicht zur Landwirtschaft gerechnet alle diejenigen, welche im Hauptberuf Fabrikanten, Angestellte, Arbeiter, Gastwirte, Handwerker oder Händler sind und nur nebenbei einen Garten oder ein Stück Feld besitzen oder gepachtet haben. Etwas Feld oder Garten bearbeiten 88 Familien, aber nur 38 Familien haben eigentliche landwirtschaftliche Betriebe. In fünf Fällen davon ist die Betriebsleitung in den Händen einer Frau. Zur Landwirtschaftsbevölkerung gehören also diese 38 Familien und die Familien ihrer Angestellten und Taglöhner nebst den dazu zu rechnenden unverheirateten Knechten, Mägden, Arbeitern und Aufsehern. Die Zahl der Angestellten ist sehr klein, nämlich 2, die Zahl der Arbeiter und Arbeiterinnen ist 112. Davon sind weiblich 65. Es sind also im ganzen 152 erwerbende Personen und 135 Angehörige, wozu Frauen auch dann gerechnet werden, wenn sie als Hausmütter ihr gehöriges Stück Arbeit zu leisten haben. Einen kleinen Teil dieser Personen muß man auf Waldarbeit und Gärtnerei in Ansatz bringen, auch soll man den Fischer im Dorfteich nicht ganz vergessen.

Von den 88 Familien, die überhaupt etwas Acker oder Garten bearbeiten, haben 52 nur ganz kleine Grundstücke von weniger als 2 Hektar. Bei 15 ist die Größe des Grundstücks zwischen 2 und 5 Hektar. 17 Bauern haben 5

bis 20 Hektar und nur 4 Grundbesitzer erheben sich über 20 Hektar. Man sieht hieran recht deutlich, wie klein in Deutschland im allgemeinen die Ackerstücke sind. Das würde noch augenfälliger sein, wenn nicht auch in die Ziffern des Normaldorfes etwas Schatten aus Ostelbien fiele. Nimmt man an, daß nur die Besitzer von mehr als 5 Hektar Getreidezollinteressen haben, so sind es im Dorfe 21 Besitzer und ihre Angehörigen, also eine kleine Minderheit.

Es leben von Industrie und Gewerbe im Normaldorf 428 Personen. Das ist eine bunte Menge, von der sich schwer genau erzählen läßt, wenn man nicht langweilig werden will. Da nämlich das Normaldorf eine Widerspiegelung der Reichsverhältnisse ist, so enthält es von allen Gewerben etwas. In ihm sind Bergarbeiter, Maschinenbauer, Schuhmacher, Holzarbeiter, Papierhersteller, Baumeister und Bauarbeiter und sonst noch hunderterlei. Es muß genügen, wenn zunächst eine Übersicht gegeben wird und dann einige Hauptgewerbe zur besonderen Besprechung kommen.

Von den 428 gewerblichen Personen sind 183 erwerbstätige Verdiener, die anderen sind Angehörige, von denen einige im Nebenerwerb in der Hausindustrie tätig sein mögen. Die 183 Erwerbstätigen gliedern sich in 33 Unternehmer oder Handwerksmeister, wobei auch sehr kleine Unternehmer mitgezählt sind, in 11 Angestellte und Werkmeister und 139 Arbeiter, Gehilfen und Lehrlinge. Von dieser Zahl sind 34 weiblich, meist der letzteren Gruppe angehörend, doch kann man auch die Existenz von sieben oder acht weiblichen Unternehmern oder Betriebsbesitzerinnen für richtig halten.

Es gibt also in der Landwirtschaft 38 selbständige Wirtschaftsleiter und im Gewerbe nur 33. Alle anderen sind als Angestellte, Angehörige oder sonstwie von ihnen abhängig. 715 Menschen werden von 71 Menschen dirigiert. Auf zehn Köpfe kommt ein Leitungskopf.

Die Hauptindustrien sind Bergbau, Metallverarbeitung, Bekleidungsgewerbe, Nahrungsmittel und vor allem das Baugewerbe. In diesen finden sich die höchsten Ziffern. Orte, welche so stark wachsen wie das Normaldorf, brauchen viel Maurer, Dachdecker, Anstreicher und so weiter. Wir berechnen im Baugewerbe vier Unternehmer oder Handwerker, zwei Angestellte und 28 Arbeiter oder Gehilfen. Die entsprechenden Ziffern für den Bergbau sind: — Unternehmer, 1 Angestellter und 20 Arbeiter. In der Metallverarbeitung sieht die Sache so aus: 2 Unternehmer, 1 Angestellter und 17 Arbeiter. Hier sind überall die weiblichen Kräfte nicht stark vertreten. Anders ist es im Bekleidungsgewerbe. Da finden wir acht Unternehmer, einen Angestellten und neun Arbeiter, wovon im ganzen neun weiblich sind. In den Nahrungsmittelgewerben sind zu zählen vier Unternehmer, (Bäcker, Fleischer und so weiter) ein Angestellter und 13 Arbeitskräfte, von denen vier weiblich sind.

Alle diese Rechnereien haben etwas Irreführendes, weil sie eben Verkleinerungen sind. Sie können nichts anderes bieten als eine Generalidee von der gewerblichen Seite des Normaldorfes. Es verlohnt sich deshalb auch nicht, für diese Bruchstücke von allerlei Gewerben Menge und Geldwert der Jahreserzeugung zu berechnen, selbst wenn es theoretisch möglich ist. Die Landwirtschaft ist in ihrer Art einheitlicher als das größere Gewerbe und darum leichter in Zahlen auszudrücken. Soll man die Kohlenproduktion von 20 Arbeitern berechnen, da ja doch niemals 20 Menschen für sich allein einen rentablen Steinkohlenschacht betreiben? Man kann sich die Gewerbe des Normaldorfes nur als Teile der Gesamtwirtschaft vorstellen. Ein Landwirtschaftsdorf kann bis zu einem gewissen Grade für sich existieren, ein Gewerbedorf nicht.

Was man aber einigermaßen überschlagen kann, ist der Kohlen- und Eisenbedarf des Normaldorfes — Kohle wird in einer Menge von 2200 Tonnen verbraucht, welche in runder Summe einen Wert von 35 000 Mark repräsentieren, wenn man mittlere Qualitäten und Entfernungen zugrunde legt. Eisen aber wird in einer Menge von etwa 190 Tonnen gebraucht, was in Geld ausgedrückt ungefähr 12 500 Mark betragen mag, wenn man direkten Großeinkauf voraussetzt. Natürlich braucht das Dorf auch Baumwolle und zwar fast 60 Doppelzentner, was bei jetzigen Preisen vermutlich 9000 Mark bedeutet. Auf diese Weise könnten wir noch Wolle, Holz und manchen anderen Rohstoff aufzählen, es mag aber hiermit genug sein. Je industrieller das Dorf wird, desto mehr wird es importieren und exportieren. An der Gesamtziffer der deutschen Einfuhr ist das Normaldorf mit 137000 Mark beteiligt und an der Ausfuhr mit 150000 Mark.

Selbstverständlich arbeitet das Normaldorf mit sehr verschiedenen industriellen und gewerblichen Maschinen, die ein besonderes Studium für sich sein würden. Zählt man ihre Leistungen zusammen, so ergeben sich etwa 120 Pferdekräfte. Damit ist aber natürlich die in diesem Dorfe verwendete mechanische Kraft nicht völlig beschrieben, denn es kommen dazu die landwirtschaftlichen Motormaschinen und der Anteil, den das Normaldorf am großen Verkehr hat. Der ist allerdings schwer abzuschätzen, denn es kommt auf 1000 Einwohner nicht ganz ein Kilometer Eisenbahnlänge (910 Meter). Mag also die Bahn eine Ecke der Gemeindeflur schneiden und dort eine Haltestelle sein! Der Verkehr des Dorfes aber läßt sich im übrigen darstellen, da auf jeden Kopf im Jahre etwas über 500 Kilometer Eisenbahnfahrt kommen. Es fahren die Dorfbewohner im ganzen 516000 Kilometer, wofür sie ungefähr 12 200 Mark am Billettschalter bezahlen. An Frachtgütern versendet oder empfängt die Gemeinde 811 000 Tonnen-Kilometer, wofür sie 27000 Mark zahlt. Es zeigt sich auch hier wieder, um

wie vieles der Güterverkehr den Personenverkehr überwiegt. Ist es nicht aber schon an sich ein merkwürdiges Faktum, daß 1000 Menschen an die Eisenbahnverwaltung im Jahre fast 40 000 Mark zu zahlen haben?

Auch die Post hat im Normaldorf recht tüchtig zu tun, denn das Dorf empfängt jährlich über 90 000 Postsendungen, empfängt für 175 000 Mark Postanweisungen und läßt ungefähr ebensoviel abgehen. Die Zahl der Telephongespräche ist 26 000, die der eingegangenen Telegramme 730. An Porto und Telegraphengebühr bezahlt der Ort an seine Postanstalt etwa 11 000 Mark im Jahr.

Dieser reichliche Verkehr an Menschen, Gütern und Nachrichten würde nicht zustande kommen, wenn nicht der Handel auch im Normaldorf schon einen beachtlichen Umfang hätte. Er vermittelt die einlaufenden Kohlen, Rohstoffe, Düngemittel, Maschinen und Gebrauchs- und Nahrungsmittel und die ausgehenden Landwirtschaftserzeugnisse, Gewerbe- und Handelsprodukte. Von einem Teil dieser Dinge ist schon gesprochen worden, als wir das Gewerbedorf und den Anteil an der nationalen Einfuhr und Ausfuhr erwähnten, aber es verlohnt sich wohl, noch einiges nachzutragen, was gut zu wissen ist.

Es werden im Normaldorf jährlich fast genau 100 000 Liter Bier getrunken und 2800 Liter Branntwein. Damit ernährt man außer einem Teil des Braugewerbes die vier Gast- und Schankwirte mit sechs Hilfskräften (vier davon weiblich) und neun Angehörigen. Tabak wird in Menge von 1400 Kilogramm konsumiert, Zucker aber 17 500 Kilogramm, Kaffee 2600 Kilogramm, Reis 2700 Kilogramm, Südfrüchte 4000 Kilogramm, Petroleum fast 18 000 Kilogramm. Um diese Waren an den Mann zu bringen und allen sonstigen Umsatz zu vollziehen, hat das Dorf zehn Kaufleute, Händler und Krämer, von denen zwei weiblich sind. Es kommt also auf 100 Köpfe ein Kaufmannsbetrieb. In diesen zehn größeren und kleineren Handelsbetrieben sind angestellt vier Privatbeamte (einer davon weiblich) und zwölf Hilfskräfte und Verkäuferinnen (fünf weibliche). Der Handelsstand mit seinen Angehörigen umfaßt 57 Personen.

Alles aber, was sonst noch im Dorfe zu finden ist, verliert sich in kleineren Gruppen. Von den neun oder zehn Soldaten haben wir schon gesprochen. Außer ihnen beträgt die Zahl der Staatsdiener, Gemeindebeamten, (Lehrer, Geistlicher, Polizei, Arzt und etwa vorhandene Künstler und Gelehrte) ungefähr 16 oder 17. Die Angehörigen sind mit 35 zu veranschlagen. Von den Berufslosen, Armen, Alten und Verpflegten brauchen wir nicht besonders zu reden, obwohl sie im ganzen nicht wenige sind: fast 80.

Und nun noch ein Blick in die Zukunft! Wie wird sich das Normaldorf weiter entwickeln? Wird es weiter wachsen? Werden die Menschen

noch dichter beieinander wohnen, noch mehr brauchen, noch mehr arbeiten, noch mehr schreiben, fahren, schicken und zahlen?

Wahrscheinlich ja! Natürlich kann der Statistiker nicht in ferne Zukunft sehen, aber er kann die gegenwärtigen Strömungen erkennen und namhaft machen. Es wird im Dorfe noch ungefähr ebenso viel geheiratet wie früher, nämlich ziemlich acht neue Ehepaare im Jahr. Diese bringen allerdings nicht mehr ganz so viele Kinder zum Leben wie es die vorhergehende Generation getan hat. Wo vor 30 Jahren vier Kinder spielten, findet man jetzt fast nur noch drei. Die Jahresernte an kleinen neuen Weltbürgern beträgt knapp 32. Aber da in neuerer Zeit im Jahre auch nur 18 Leute beerdigt werden (eingerechnet die wieder verstorbenen Kinder), so erwächst noch immer ein Jahreszuschuß von 14 Köpfen. Das aber heißt, daß unser Normaldorf, wenn sich seine Lebensverhältnisse nicht verschlechtern, etwa im Anfang des Jahres 1918 bei 1100 Einwohnern angekommen sein wird und in der Mitte des Jahres 1925 bei 1200. Da gibt es immer neue Arbeit, neue Häuser, neue Schulbänke, neuen Bedarf an allerlei Lebensgütern. Noch ist gesorgt, daß wir nicht schlafen und das ist gut.

Ein wissenschaftliches Weltformat für Drucksachen?

Von Ludwig Quidde.

Kürzlich ist bekanntlich unter dem Namen „die Brücke" mit dem Sitz in München ein „Internationales Institut zur Organisierung der geistigen Arbeit" gegründet worden. Das Präsidium hat der berühmte Naturforscher Geheimrat Wilhelm Ostwald übernommen.

Nachdem der vorbereitende Ausschuß eine Schrift von Bührer und Saager „Die Organisation der geistigen Arbeit durch die Brücke" herausgegeben hatte, ist als erste Veröffentlichung der neuen Gesellschaft mit einer Vorbemerkung des Vorstandes eine kleine Schrift erschienen „Das wissenschaftliche Weltformat für Drucksachen" von Wilhelm Ostwald.

Eins der kleinen Mittel, die wissenschaftliche Arbeit besser zu organisieren, wäre gewiß die Einführung eines einheitlichen Formats oder vielmehr weniger einheitlicher Formate für Drucksachen, wenigstens für wissenschaftliche Publikationen. Heute herrscht auf diesem Gebiet ein vollständiger Wirrwar, der mancherlei praktische Unbequemlichkeiten zur Folge hat. Es gibt freilich Bedürfnisse, die ihre besonderen Formate erfordern (Tabellen- und Tafelwerke, mehrspaltige Paralleldrucke und so weiter); aber für die große Mehrzahl der Veröffentlichungen ist die Abweichung zwischen den verschiedenen

Oktav- und Quartformaten die reine Willkür. Darunter leidet jeder, der Bücher und Broschüren aufzubewahren hat, und sie zweckmäßig, unter Ausnutzung des Raumes und doch systematisch geordnet aufstellen, eventuell auch einzelne Hefte zu Faszikeln vereinigen oder zusammenbinden lassen möchte. Kann die neue Gesellschaft eine Vereinheitlichung in der Blattgröße erreichen oder vorbereiten, so ist das sicher verdienstlich.

Schon Bührer und Saager haben in ihrem oben erwähnten Buch der Frage einen eigenen Abschnitt gewidmet[1]) und aus wesentlich praktischen Erwägungen, nach einer Prüfung der für weit verbreitete Publikationen üblichen Formate, auch unter Berücksichtigung der Formate photographischer Aufnahmen, ein Grundformat von 11,5 zu 16,5 cm empfohlen, dessen Verdopplung für gewöhnlichen Werkdruck eine Blattgröße von 23 × 16,5 cm ergibt.

Ostwald, an diese Bemerkungen anknüpfend, sucht nun nach einem Einheitsformat, das nicht willkürlich gewählt wäre, sondern eine rationelle Begründung, eine theoretische Grundlage hätte; nach einem „wissenschaftlichen Weltformat für Druckwerke", „wissenschaftlich" nicht etwa nur in dem Sinn, daß es als Einheitsformat für wissenschaftliche Publikationen dienen soll, sondern in dem Sinne, daß es nicht durch bloß praktische Erwägungen, sondern durch wissenschaftliche Fundamentierung als das allein berechtigte der Willkür entrückt ist und deshalb auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen kann. Er nimmt an, daß man den Zentimeter als gegebenen Maßstab anerkennen wird, und stellt dann zwei Postulate auf, von denen er meint, sie könnten wohl als allgemein anerkannt bezeichnet werden:

„1. sollen die mehreren Formate, die ja immer nötig sind, durch Halbierung auseinander hergestellt werden können,

2. sollen sie von solcher Beschaffenheit sein, daß durch die Halbierung eines derartigen Formats ein anderes Format entsteht, welches dem halbierten geometrisch ähnlich ist."

Mit anderen Worten: das Verhältnis zwischen Länge und Breite des Blattes soll bei allen Formaten dasselbe sein, und wenn man irgend eines in der Mitte parallel zur Schmalseite zusammenfaltet, so daß die bisherige Breite zur Länge, die Hälfte der bisherigen Länge zur Breite wird, so soll die neu entstehende halbe Blattgröße dieselben Proportionen aufweisen wie vorher das ganze Blatt. Man könnte auch sagen: Alle Blattgrößen sollen durch Halbierung entstehen und sie sollen alle (das Wort in anderem Sinne genommen) das gleiche „Format" haben.

Für das Längenverhältnis zwischen Längsseite und Schmalseite eines jeden

---

[1]) Seite 123—140. „Das Format des Druckwerkes (Die Einheitsformate)".

Blattes ergibt sich dann folgendes: Die Schmalseite muß sich zur Längsseite verhalten, wie diese Längsseite zur doppelten Schmalseite; denn bei dem nächstgrößeren Format ist ja die Längsseite des vorhergehenden Formats Schmalseite und die doppelte Schmalseite wird zur Längsseite. Mathematisch ausgedrückt: Wenn wir die Schmalseite eines Blattes a nennen und die Längsseite b, so ergibt sich für Blätter, die der Forderung, halbiert immer die gleichen Proportionen aufzuweisen, entsprechen, die Gleichung $a : b = b : 2a$; also $b^2 = 2a^2$; also $b = \sqrt{2}a$. Wird a zu 1 (etwa 1 cm) angenommen, so ist $b = \sqrt{2}$, oder mit anderen Worten: die Wurzel aus 2 ist für die geforderte Blattform das Zwischenglied zwischen 1 und 2.

Ostwald will deshalb als wissenschaftliche Einheitsformate nur solche zulassen, in denen die aneinander stoßenden Seiten im Verhältnis von $1 : \sqrt{2}$ stehen; denn $1 : \sqrt{2} = \sqrt{2} : 2 = 2 : 2\sqrt{2} = 2\sqrt{2} : 4$ und so weiter. Die Wurzel aus 2 ist etwas mehr als 1,41 (genauer 1,414213), die der Formatbestimmung zugrunde liegende Relation also 1 cm : 1,41 cm. Verdoppelt man immer weiter, so erhält man die Blattgrößen 1 : 1,41, dann 1,41 : 2, weiter 2 : 2,83 = 2,83 : 4 = 4 : 5,66 = 5,66 : 8 = 8 : 11,3 = 11,3 : 16 = 16 : 22,6 = 22,6 : 32 = 32 : 45,3 und so weiter. Die Blattgröße 11,3 cm × 16 cm bezeichnet Ostwald als Taschenformat, die nächstfolgende 16 cm × 22,6 cm, die in der Höhe ziemlich genau dem zurzeit üblichen Oktavformat entspricht, als Werkformat.

Damit hätte man das jeder Willkür entrückte „wissenschaftliche Weltformat für Drucksachen".

Ostwald verspricht sich für diese Aufstellung praktische Erfolge. „Die eben gegründete Assoziation der chemischen Gesellschaften hat die Vereinheitlichung der Formate bereits in ihr Programm aufgenommen."

Es ist also wohl am Platze und auch von praktischer Bedeutung die Ausführungen, die zu dem wissenschaftlichen Weltformat führen, zu prüfen.

Die erste der beiden Forderungen, die Ostwald seiner Entwicklung zugrunde legt, daß nämlich ein Format durch Zweiteilung des anderen entstehen soll, ist gewiß berechtigt; denn damit ist es möglich die gleiche Papiergröße für die Gewinnung der verschiedenen Formate zu benutzen. Dadurch, daß man den Bogen Papier in zwei, vier, acht, sechzehn, zweiunddreißig und so weiter Teile zerlegt, entstehen aus einem und demselben Bogen auf das bequemste die verschiedenen Formate oder Formatgrößen.

Umsomehr kann bezweifelt werden, ob die zweite Forderung, daß alle Formate unter einander „geometrisch ähnlich" seien, also die gleichen Proportionen von Höhe und Breite haben sollen, so allgemein anerkannt und so selbstverständlich ist, wie Ostwald annimmt.

Wir haben heute in der Hauptsache zwei Formate, das heißt zwei

Grundformen, verschieden durch die Relation zwischen Höhe und Breite, *Oktav* und *Quart*, und beide entsprechen *praktischen Bedürfnissen*.

Im Interesse der leichten Lesbarkeit liegt es, daß die Zeilen eines Druckwerkes bei gewöhnlicher Schriftgröße und gewöhnlichem Zeilendurchschuß nicht zu lang sind, weil sonst das Auge nicht sicher und rasch von einer Zeile zur nächsten übergeht. Wenn man dann die Länge der Seite so groß nimmt, wie sie mit der Bequemlichkeit der Benützung auf dem Schreibtisch und in der Hand noch vereinbar ist, so entsteht ein längliches Format, unser *jetzt übliches Oktav*.

Es gibt aber Druckwerke, die eine erheblich größere Breite verlangen, für Tabellen, Tafeln oder mehrspaltigen Druck. Wollte man für diese Drucksachen die Länge in demselben Verhältnis zur Breite nehmen wie bei den schmäleren Oktavseiten, so würde sich ein unnötig langes und sehr unhandliches Format ergeben.[1] Man macht also die Seiten verhältnismäßig kürzer, und so entsteht das *Quartformat* unserer Drucksachen in verschiedenen Größen.

Für manche monumentale Publikationen aber nimmt man zu einer breiten Zeile, die durch Verwendung größerer Schrift und größeren Zeilendurchschusses besser lesbar wird, allerdings kaum je so breit ist, wie die Zeile eines großen Quartformats, die den Proportionen des Oktavs entsprechende Länge. Das ist dann *Folioformat*.

Folio, Quart und Oktav stehen zu einander in dem Verhältnis, das Ostwald für die verschiedenen Größen seines wissenschaftlichen Weltformats fordert: das eine Format entsteht aus dem anderen durch *Halbierung*. Teilt man ein *Folioblatt* quer parallel zur Schmalseite in zwei Hälften, so erhält man ein *Quartblatt*; teilt man das Quartblatt in derselben Weise, entsteht ein *Oktavblatt*.[2] Man kann das Oktavblatt wieder halbieren und erhält ein *Sedez*, — in den Proportionen dem Quart entsprechend, wie das Oktav mit dem Folio die gleichen Proportionen hat oder, mathematisch ausgedrückt, ihm geometrisch ähnlich ist.

---

[1] Bei einer Blattbreite, wie sie etwa statistische Tabellen der Vierteljahrshefte des Deutschen Reichs beanspruchen, würde ein Großfolioformat herauskommen.

[2] Beim *Schreibpapier* ist dieses Verhältnis jedem Leser am geläufigsten. Die Zweiteilung des Foliobogens *Kanzleipapier* (etwa 33 oder 34 cm zu 21 oder 21½ cm groß) ergibt das Quartformat unserer Schulschreibhefte (etwa 21×16½ cm). Halbiert man wieder dieses Quartformat, so entsteht das Kleinoktav unserer Taschen-Notizbücher (beschnitten etwa 16×10 cm). Man braucht also zur Herstellung dieser Formate nur eine einzige Papiergröße. Ähnlich steht es beim *Briefpapier*, natürlich nicht für die der Mode unterworfenen Phantasieformate des eleganten Schreibtisches, aber für das nüchterne Geschäftsformat. Der Oktavbogen (etwa 22,6×14,2 cm) auseinander gefaltet ergibt den Quartbogen (gut 45×28½ cm).

Wir haben also heute zwei Grundformen Oktav respektive Folio einerseits, Quart respektive Sedez andererseits, in verschiedensten Größen. Die bunte Verschiedenheit der Größen ist meist reine Willkür; aber in dem Nebeneinander der beiden Grundformen, der länglichen schmalen Oktav-, der breiteren gedrungeneren Quartform steckt ein berechtigter Grund.

Will man in die verschiedenen Größen und Formate Gleichmäßigkeit und Einheit bringen, so wäre es also vielleicht doch richtiger, bei der Unterscheidung der beiden Grundformen zu bleiben und sich nur auf bestimmte Größen als Normalgrößen zu einigen.

Die ungefähre Relation von Höhe zu Breite ist beim Oktav und Folio 8 : 5, beim Quart und Sedez 5 : 4. Auch diese Relationen entsprechen, wie wir gleich noch sehen werden, einem „wissenschaftlichen" Format. Man würde, wenn man sich an die heute gebräuchlichsten Größen möglichst anlehnen und den Zentimeter als Einheit nehmen will, auf ein Oktavformat von 24 : 15 cm geführt werden, woran sich dann einerseits ein Großquartformat von 30 : 24 cm und ein Folioformat von 48 : 30 cm, andererseits ein Taschen-Sedezformat von 15 × 12 cm ergeben würde.[1])

Darin wäre nicht mehr Willkür — eher umgekehrt! — als in der Forderung, daß die nun einmal praktisch durchaus unentbehrlichen verschiedenen Blattgrößen oder Formate untereinander geometrisch ähnlich sein sollen.

Es kommt nun aber zugunsten des bisher vorherrschenden Oktavs gegenüber dem Ostwaldschen „wissenschaftlichen Weltformat" noch ein Umstand hinzu, den Ostwald in einer sehr merkwürdigen Weise verkannt und zu Unrecht für sein Format reklamiert hat.

Ostwald führt seine Lösung des Problems mit folgenden Worten ein: „Diese Aufgabe läßt sich nur auf eine einzige Weise lösen, nämlich dadurch, daß die aneinander stoßenden Seiten des Formates in dem Verhältnis des

---

[1]) Dieses Taschenformat dürfte allerdings für unsere Taschen nicht so bequem sein, wie das übliche Taschen-Oktavformat, das sich aus der Größe des heutigen Kanzleiformats für Schreibpapier ergibt. Ob diese zweite Schreibpapier-Größe beizubehalten wäre, bleibe hier dahingestellt. Um sie in ein bequemes Verhältnis zu der Grundrelation 8 : 5 zu setzen, wäre für den Kanzlei-Foliobogen 32 × 20 zu empfehlen, woraus dann ein Quart von 20 × 16 und ein Taschenoktav von 16 × 20 abgeleitet würden. Vielleicht kommt man aber auch für Schreibpapier mit einem Oktavformat gleich dem des Werkdruckes von 24 × 15 und einem Quart von 30 × 24 aus. Die Blätter wären nur unbedeutend größer als die heute üblichen Oktav- und Quartbriefbogen Geschäftformats. Jedenfalls wird es sich nach Durchführung eines Einheitsformats für Drucksachen empfehlen, Schreibpapier, das für Manuskripte benutzt wird, in der gleichen Größe herzustellen, schon um Manuskripte und Druckbogen unter Umständen bequem zusammen aufbewahren und heften zu können.

‚Goldenen Schnittes', nämlich in dem Verhältnis von $1 : \sqrt{2}$ stehen." Ich stehe der Mathematik beruflich außerordentlich fern, viel ferner als der Physiker und Chemiker Ostwald; aber, daß das Verhältnis $1 : \sqrt{2}$, das, wie wir gesehen, sich in der Tat aus den Forderungen Ostwalds ergibt, das des **Goldenen Schnittes** sein sollte, wollte mir gleich bei der Lektüre mit meinen Gymnasialerinnerungen an die Konstruktion des Goldenen Schnittes und an die Formel $a : b = b : (a + b)$ nicht stimmen. Ich dachte an einen Schreibfehler. Aber nein, Ostwald kommt noch mehrmals auf den Goldenen Schnitt zurück, berührt kurz die diesem beigelegte ästhetische Bedeutung und erörtert, nach welcher Richtung das heute übliche Oktavformat geändert werden müsse, um mit dem Goldenen Schnitt in volle Übereinstimmung gebracht zu werden. Es ist also kein Zweifel möglich: Ostwald meint, die Proportionen seines **Einheitsformats**, ausgedrückt in der Formel $1 : \sqrt{2}$, seien die des **Goldenen Schnittes**.

Und doch haben beide nichts miteinander zu tun. Dem berühmten Forscher ist hier ein seltsamer arger Schnitzer begegnet, — einer von denen, die kaum begreiflich erscheinen und vor denen wir doch alle gelegentlich nicht sicher sind.

Der „Goldene Schnitt" teilt bekanntlich eine Linie so in zwei Teile, daß das kleinere Stück zum größeren in dem gleichen Verhältnis steht wie das größere zum Ganzen. Nennt man das kleinere Stück a, das größere b, so ergibt sich für das Ganze die Länge $a+b$ und für die Relation der drei Größen untereinander die oben schon erwähnte Formel $a : b = b : (a+b)$. Daraus folgt $b^2 = a^2 + ab$ oder $b = \sqrt{(a^2 + ab)}$. Wie man die Aufgabe, eine Linie in dem geforderten Verhältnis zu teilen, konstruktiv löst, gehört nicht hierher. Jedenfalls ist die Relation der beiden Teilstücke eine ganz andere als die des Ostwaldschen Formats $1 : \sqrt{2}$.

Um in bestimmten Ziffern vergleichen zu können, sei, genau wie vorher bei der Berechnung des wissenschaftlichen Einheitsformates, die größte der drei in Relation stehenden Linien (damals $2a$, jetzt $a + b$) gleich 2 gesetzt. Dann ergibt sich für die zweite Linie b, das größere der beiden Teilstücke, die durch Konstruktion bestimmte Größe $\sqrt{5} - 1$; da weiter a, das kleinere Stück, $= 2 - b$ ist, so erhalten wir $a = 2 - (\sqrt{5} - 1)$ oder $3 - \sqrt{5}$, während bei dem Weltformat $b = \sqrt{2}$ und $a = 1$ war.

Die Wurzel aus 5 ist so wenig eine ganze Zahl, wie die Wurzel aus 2; wir können uns mit drei Dezimalstellen begnügen 2,236. Dann ist $a = 3 - 2{,}236 = 0{,}764$; b aber $= 2{,}236 - 1 = 1{,}236$. Wir erhalten für den „Goldenen Schnitt" also ($a + b = 2$ gesetzt) die Gleichung[1])

[1]) Die Multiplikation ergibt leicht die Richtigkeit der Ziffern. Daß die Werte

$$0{,}764 : 1{,}236 = 1{,}236 : 2$$

während die des „Weltformats“ war

$$1 : 1{,}414 = 1{,}414 : 2.$$

Für den praktischen Zweck der Formatbestimmung genügt es die bequem meßbare [1]) Relation von (knapp) 5 : 8 als die des Goldenen Schnittes anzunehmen [2]), während beim Ostwaldschen Format das ungefähre Verhältnis der beiden Seiten, wie wir oben gesehen haben, $5^2/_3 : 8$ ist [3]).

Nun ist aber dieses Größenverhältnis des Goldenen Schnittes eben jenes, dem das heute übliche Oktavformat recht nahe kommt. Beim Schreibpapier ist die Abweichung nur eine ganz geringe. Die Kanzleifoliobogen, aus denen ich mir die Quartblätter meines Manuskriptes herstelle (Folio hat ja die gleichen Proportionen wie Oktav), messen teils 33×21, teils 34,1×21,6 cm, das Verhälinis von Höhe zu Breite ist also 8 : 5,1. Der gewöhnliche Oktavbriefbogen ist bei 22,6 cm Höhe 14,2 cm breit, ein Verhältnis ebenfalls von 8 : 5,1. Das für Werkdruck benutzte Papier pflegt allerdings etwas breiter zu sein, als der Relation des Goldenen Schnittes entspricht. Bei Büchern und Broschüren, die ich hier in der Sommerfrische gerade zur Hand habe, komme ich auf Breiten von 5,2—5,32—5,4—5,45, bei einigen ausländischen Büchern sogar von 5,46 und 5,5 : 8. Es gibt aber auch schmälere Oktavformate. Im Durchschnitt wird man ein Verhältnis von 2 : 3 oder $5^1/_3 : 8$ annehmen können, während Ostwald rund $5^2/_3 : 8$ fordert.

Jedenfalls steht das heute übliche Oktavformat den Anforderungen des Goldenen Schnittes *näher* als das von Ostwald vorgeschlagene Einheitsformat. Es ist meistens (nicht immer) nur um eine Kleinigkeit *zu breit*. Ostwald aber behauptet, daß die gegenwärtig gebräuchlichen Buchformate „in solchem Sinne vom Goldenen Schnitt abweichen, daß sie vorherrschend ein

---

$a = 3 - \sqrt{5}$ und $b = \sqrt{5} - 1$ stimmen, kann man leicht kontrollieren, wenn man die daraus sich ergebende Gleichung nachrechnet:

$$(3 - \sqrt{5}) : (\sqrt{5} - 1) = (\sqrt{5} - 1) : 2$$
$$\text{also } 2 \times (3 - \sqrt{5}) = (\sqrt{5} - 1)^2$$
$$\text{oder } \quad 6 - 2\sqrt{5} = 6 - 2\sqrt{5}.$$

[1]) Das Verhältnis 8 : 5 kann man sehr bequem ohne Maßstab nachprüfen. Man braucht nur eine Längsseite durch Falten 3 mal zu halbieren und 5 der so erhaltenen Achtel an der Schmalseite abzutragen.

[2]) Der Goldene Schnitt würde erfordern, daß $5 : 8 = 8 : (5 + 8)$ wäre. Das Produkt der beiden äußeren Glieder 5×13 ist aber 65 statt $8 \times 8 = 64$. — Genauer ist die Relation 4,944 : 8.

[3]) Wir hatten oben die Relation 5,66 : 8. — Wäre der praktisch ausreichende Näherungswert $5^2/_3 : 8$ ganz genau, so müßte die Gleichung richtig sein $4 : 5^2/_3 = 5^2/_3 : 8$. Das Produkt von $5^2/_3 \times 5^2/_3$ ergibt aber $32^1/_9$ statt $4 \times 8 = 32$.

wenig schmäler oder höher auszufallen pflegen als dem Goldenen Schnitt entspräche" — eine Folge seines Fehlers, das Verhältnis von $1 : \sqrt{2}$ für das des Goldenen Schnittes zu halten —, und er fordert, daß wir die gegenwärtige Mode dahin abändern, daß wir die Seite im Verhältnis zur Höhe ein wenig breiter gestalten, während umgekehrt die volle Übereinstimmung mit dem „Goldenen Schnitt" eine geringe Verschmälerung erfordern würde.

Doch, ob man nun das Format genau dem Goldenen Schnitt anpaßt, ist schließlich Nebensache; der Vorzug gegenüber den heute gebräuchlichen, meist etwas breiteren Formaten wäre eigentlich nur ein theoretischer, daß wir im Sinne der Ostwaldschen Ausführungen ein der Willkür entrücktes, sozusagen wissenschaftlich begründetes, ästhetisch (wie die Literatur über den Goldenen Schnitt behauptet) besonders wohltuendes Format gewonnen hätten, das dem jetzt gebräuchlichen sehr nahe steht.

Was wir aber als Ergebnis festhalten wollen, ist folgendes: Es ist in der Tat wünschenswert, dem willkürlichen Nebeneinander von verschiedenen Formaten für wissenschaftliche Publikationen ein Ende zu machen und für Drucksachen, deren Eigenart nicht eine andere Größe erfordert, ein einheitliches Oktavformat einzuführen. Es ist auch praktisch empfehlenswert, daß alle häufiger gebrauchten sonstigen Formate sich durch Halbierung oder Verdoppelung aus diesem einen Grundformat gewinnen lassen. Die Forderung aber, daß alle Formate, größere und kleinere, untereinander geometrisch ähnlich seien, das heißt alle das gleiche Verhältnis von Höhe und Breite aufweisen sollen, ist nicht, wie Ostwald meint, allgemein anerkannt und selbstverständlich. Willkür, wenn man davon sprechen will, liegt viel eher in dieser Forderung als in der bisher üblichen Formgebung, die es ermöglicht, aus einem schmäleren Oktavformat und dem ihm geometrisch ähnlichen Folioformat durch Zweiteilung respektive Verdoppelung eine zweite Grundform, die des breitern Quart, zu gewinnen. Das Nebeneinander dieser beiden Grundformen — Oktav und Folio einer-, Quart und Sedez anderseits — hat seine praktischen Gründe, die nicht unbeachtet bleiben sollten. Das von Ostwald in Konsequenz seiner Leitsätze geforderte Verhältnis der Breite zur Länge $1 : \sqrt{2}$ oder $\sqrt{2} : 2$ ist nicht das des Goldenen Schnittes. Diesem entspricht eher das bisher übliche Oktavformat, im Verhältnis von etwa 8 : 5 oder 3 : 2. Will man diesem Oktavformat eine quasi wissenschaftliche Gestalt geben, so mag man es dem Goldenen Schnitt noch mehr als bisher geschehen nähern; und soll das Normal-Werkformat in ganzen Zentimetern meßbar sein, so empfiehlt sich vielleicht die Größe von 24 × (knapp) 15 cm, woraus sich ein Großquart von fast 30 × 24 cm ergibt.

* * *

Im Anschluß an die überraschende Erfahrung mit dem Goldenen Schnitt gleich $1 : \sqrt{2}$, bei der ich natürlich lange geglaubt habe, es müßte bei mir ein Irrtum obwalten, möchte ich mir eine über das eigentliche Thema hinausgreifende Bemerkung gestatten, die der berühmte Naturforscher hoffentlich dem Mathematik- und Philosophie-Dilettanten nicht verübelt.

Ostwald gehört zu den in Deutschland nicht sehr zahlreichen Gelehrten, die mit einem auf dem Felde ihrer Fachwissenschaft erworbenen Weltruf sich allgemeineren Fragen und verschiedenartigen internationalen Interessen widmen. Wir wollen uns freuen, daß er seine bedeutende Kraft und seinen angesehenen Namen in den Dienst so mancher großen Sache stellt. Aber ich habe den Eindruck, daß er die Autorität und die Sicherheit des Urteils, die er in seinem Fach sich erworben, nun etwas unvorsichtig auf fremde Gebiete überträgt. Wir alle, die wir außerhalb unseres Faches auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens an Fragen mitarbeiten, für die wir uns als Dilettanten betrachten und bekennen müssen, haben zur Vorsicht doppelte Veranlassung. Zu leicht können wir im Eifer des Gefechts daneben greifen. Und wenn ich Ostwald auf Grund seiner energetischen Prinzipien so ziemlich alle Lebensrätsel lösen sehe, wenn er insbesondere aus der Energetik das Sittengesetz abzuleiten unternimmt, wenn er mit dem Nachweis der Zweckmäßigkeit über das Problem des Ethischen hinweggeht und es nicht gelten lassen will, daß für andere dort, wo er aufhört, das Problem erst anfängt; wenn er den etwas mitleidig-wohlwollend behandelten „alten Kant" und seinen kategorischen Imperativ mit dem energetischen Imperativ erledigt zu haben meint oder auch, wenn er, wohl halb scherzhaft, aber doch halb ernsthaft, meint, Goethe würde sein „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein" heute, bei fortgeschrittener Erkenntnis der Bedeutung von Kraftvergeudung und Kraftersparnis in Kampf und Arbeit, nicht mehr so ausdrücken, — dann möchte ich mit all der Bescheidenheit des Sünders, der an die eigene Brust zu klopfen genug Veranlassung gehabt hat, doch mahnen: Holla, etwas mehr Vorsicht! Nicht nur $1 : \sqrt{2}$ und der Goldene Schnitt sind zweierlei, und nicht nur die Frage des wissenschaftlichen Weltformats liegt nicht ganz so einfach, rein wissenschaftlich faßbar, aller Willkür entrückt; sondern auch manche andere Sachen, kleine und große, praktische und theoretische Probleme, vom Weltmünzwesen bis zum Sittengesetz sind doch stärker differenziert, als sie dem Forscher, dem das Streben nach Vereinfachung der Probleme förmlich zum heuristischen Prinzip geworden ist, zunächst erscheinen. Gerade die große Bedeutung, das Ansehen und der Einfluß Ostwalds in Verbindung mit seiner vielseitigen Tätigkeit machen es zur Pflicht, diese Mahnung einmal auszusprechen.

Zur stillen Frauenfrage.

Eine bekannte Vorkämpferin für das Frauenstimmrecht schreibt uns:

Die Studie von Hedwig von Soyters: „Die stille Frauenfrage“ im Septemberheft wird viel Zustimmung gefunden haben: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“

Fraglos bringt die Verfasserin vieles — vielerlei — sie vertritt sogar verschiedene Standpunkte gleichzeitig.

Die Zustimmung eines großen Publikums ist ihr sicher zu dem Eingangs- und dem Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen:

Die Hochhaltung der edlen Frau als Hausfrau, Gattin und Mutter nach dem Ideal einer vergangenen Zeit.

Zwischendurch weiß die Verfasserin aber auch allen möglichen divergierenden Strömungen gerecht zu werden. Ich greife einiges besonders Augenfällige heraus:

Die Errungenschaften der Frauenbewegung sind ihr nicht fremd und sie versteht sie ab und zu zu verwerten. Gleichzeitig läßt sie sich durch Karin Michaelis beeinflussen, wenn schon sie die Grundursachen des „Gefährlichen Alters“ nicht in physischen Vorgängen sucht.

Bei ihren Ratschlägen zur Bewahrung vor Anfechtungen im Sinn der Karin Michaelis geht sie etwas weit. Der verheirateten dreißig- bis vierzigjährigen, in ihrer Ehe nicht voll befriedigten Frau sollen erotische Schriften vorenthalten werden oder sie soll selbst soviel Einsicht und Selbstbeherrschung besitzen, solche nicht zu lesen. Wer übernimmt die Zensur vorher? Dagegen sollen junge Mädchen unbeschränkt in der Wahl ihrer Lektüre sein, „aber den Bräutigam müssen sie dabei vor der Türe haben“. Ältere Mädchen jedoch dürfen wiederum gar nichts derartiges lesen!

Die Stellen über die Verliebtheit auf Kommando bei den früheren Eheschließungen in „guten Familien“ enthalten manches Treffende. Was die Verfasserin aber mit dem „doch heute freigegebenen Wahlrecht des Mädchens“ in Bezug auf den Gatten sagt, ist uns unverständlich: Wir wüßten nicht, wo und wie die Mädchen sich heute ihre Männer wählen könnten, es sei denn bei der Damenwahl des Tanzes.

Wir trauen den Mädchen — im Gegensatz zur Verfasserin — schon zu, daß sie mit dem Wahlrecht in Bezug auf den Mann etwas „anzufangen wüßten“, wenn sie es nur erst hätten. Mit jeglichem Wahlrecht, sowohl bei der sogenannten stillen als bei der großen Frauenfrage.

Sichtlich verquickt auch die Autorin zwei Typen der modernen Frau: die Frau, die freie Bahn verlangt für ihr Recht auf Arbeit und Entwicklung ihrer Persönlichkeit und jener Frau, die nach der fast entgegengesetzten Seite in einer mondän-snobistischen Weise mit Sport oder Kunstdilettieren

den Tag totschlägt. Die Verfasserin findet warme Töne der Teilnahme für den Backfisch und verurteilt das Verhalten der Mutter ihm gegenüber. Für die Verfasserin scheint es aber nur „unklare, unruhige Mütter zu geben, die für sich selbst nach stets neuen banalen Zerstreuungen suchen“. Glaubt sie etwa, daß ihr Ideal der Mutter von ehemals die junge Tochter so vortrefflich verstanden hätte? Jene Mutter, die auf die Fragen ihres heranwachsenden Kindes nach den Rätseln des Lebens nur mit „mystischem Bescheid“ und ausweichendem Verweisen auf die Zukunft antwortete — jene Mutter mit den hohen Zielen der Tanzstunden und Bälle und der Vision des zukünftigen Mannes?

Daß die Fortbildung der weiblichen Jugend sehr mangelhaft gewesen, ist allen Einsichtigen längst bekannt und dem Mangel an ernster Arbeit für die jungen Mädchen sucht man schon seit längerer Zeit abzuhelfen: Eingreifende Reformen sind seit Jahren schon in Wirksamkeit getreten.

Aber — mit der Verfasserin — das Allheilmittel in mechanischer Hand- und Hausarbeit suchen hieße doch den Teufel mit Beelzebub austreiben. Die Verfasserin will mit der mechanischen Arbeit dem jungen Mädchen „Muße zum Träumen“ verschaffen, um „dem Gefühl“, welches bei „der modernen Mädchenerziehung“ instinktiv unterdrückt wird, entsprechende Nahrung zu geben. Aber, ist es nicht gerade die übertriebene Betonung der Gefühlsseite, auf Kosten des logischen Denkens und der Urteilsfähigkeit, die nach der Ansicht einsichtiger Pädagogen bei der Mädchenerziehung ausgemerzt werden muß? Auch ist es nicht klar, wem die mechanische Arbeit als Heilmittel vorgeschlagen wird: der Leserin oder der Tennisspielerin.

In Bezug auf die Ehe gibt die Verfasserin einen verheißungsvollen Ausblick auf die Zukunft: Sie meint, wenn alle Ehen glücklich geworden sind, käme alles andere Gute für die Frau von selbst. Als ob nicht alle andern Vorbedingungen erst besser geworden sein müßten, um glückliche Ehen zu ermöglichen.

Die Schlußfolgerung der Autorin versagt hier wie an vielen andern Stellen. Wenn sie trotzdem vielfach zu treffenden Schlüssen, zu beherzigenswerten Ausführungen kommt, so ist es, weil heutzutage doch der Stellung der Frau gegenüber eine andere Weltanschauung Platz gegriffen hat, weil diese Anschauung in der Luft liegt und kein denkender Mensch sich dem entziehen kann. Die Ursache aber für die Umwertung bisheriger alter Werte liegt darin, daß die Frauenfrage in die Welt gekommen ist — nicht die stille, sondern die laute Frauenfrage.

Leipzig. Philippine Wolff-Arndt.

Die Verfasserin unseres Aufsatzes schreibt uns zu dieser Äußerung:

Gewiß ist es ein Gewinn, daß die Frauenfrage in die Frauenwelt gekommen — jeder erfolgreiche Krieg bringt doch seinem Lande Gewinn, um nochmals das Bild von Beginn meines Artikels zu gebrauchen.

Während des Krieges selbst aber ist für die Daheimgebliebenen noch alles beim Alten und auch später werden manche Volksangehörige die neuen Errungenschaften nur ganz indirekt spüren. Von diesen und von den Daheimgebliebenen handelt meine stille Frauenfrage, und wenn von der großen, lauten Frage notwendig etwas hineinspielt, so ist das den Wirkungen der Siegesnachrichten in der Heimat zu vergleichen — man freut sich, aber es tut weh, daß man nicht dabei sein konnte. Und das können heute so viele Frauen noch nicht oder nicht mehr — so viele und aus so vielen verschiedenen Gründen, daß man im Erzählen von ihnen leicht den Anschein geben kann, als nehme man widersprechende Standpunkte ein. Die Frauenrecht Vertretende sieht eben nur den einen und glaubt die ganze Frauenwelt des eigenen Geistes voll. Das konnte ich erst kürzlich wieder in dem Buch einer berühmten französischen Feministin bestätigt finden. Madame Aurel[1]) ist selbst eine Cäsarennatur und glaubt daher, daß in jeder Normalfrau Gaben schlummern, die sie weit mehr zur Leiterin als nur zur Gleichberechtigten des Mannes bestimmen. Man sollte einmal in die Köpfe all unsrer Frauen blicken können, wie viele sich nach dem Stimmrecht sehnen! In der weiblichen Natur liegt diese Sehnsucht nicht, aber es gibt und gab zu allen Zeiten ebensoviel männliche Frauen wie weibliche Männer. Die Frauen brauchen deshalb keine Mannweiber und die Männer nicht weibisch zu sein, aber all die männlichen Männer und Frauen werden einmal die eigenen Fragen und Rechte so wie die der Gesamtheit vertreten, während die weiblichen als *nervus creatus* diese Fragen in der Stille erst in sich werden ließen und das Rechte suchten, damit es zum Recht der Gesamtheit werden konnte. War es nicht immer schon so, nur daß die zum Leiten und Herrschen geschaffenen Frauen allzuoft im Kampf unterliegen mußten? Auch sie sind heute als Invaliden bei denen, welchen die stille Frauenfrage gilt. Bei all denen, welche am Übergang des Alten zum Neuen leiden, denn von der Frau, die sich jedem Leid und Opfer, als einem Gott und Menschen wohlgefälligen Moment ihres Lebens, geduldig beugte, zu der Frau, die ihres eigenen Glückes Schmied geworden, ist ein weiter Weg. Da mag es wohl unruhige und unklare Mütter geben, deren Töchter der Haltlosigkeit oder dem Snobismus anheimfallen und bei einer Berufswahl der Kenntnis ihrer Fähigkeiten ermangeln. Man frage ein junges Mädchen aus guter

[1]) *Essay d'entente par Mme Aurel: Le couple.*

Familie, was etwa bei ihr zur beruflichen Ausbildung gelangen könnte, sie wird immer erst irgend ein künstlerisches, dann, wenn sie fleißig ist, ein wissenschaftliches und ganz zuletzt ein praktisches Fach nennen, obwohl die anmutige Handhabung einer praktischen Fähigkeit etwas so exquisit Seltenes ist, daß es schon wieder zu den Künsten gerechnet werden dürfte. Freude gehört dazu und Begabung — schrieb ich — so gut wie zu jeder geistigen Tätigkeit. Hieraus geht hervor, wem ich die mechanische und praktische Tätigkeit anrate. Allheilmittel ist nur, was unser Interesse in sich aufnimmt, und so mechanisch ist keine Arbeit, daß sie nicht auch ihren ganz speziellen Verstand erforderte. Warum ich sie empfehle, das hängt mit einer anderen Frage meiner Entgegnerin zusammen, welche ich innerhalb meines Artikels hinlänglich beantwortet glaubte, der von der ziemlich freigegebenen Gattenwahl. Man beobachte im Leben, warum junge Menschen, die sich lieben, auseinander müssen. Meistens weil ihre pekuniären Mittel die Ansprüche nicht decken, welche das junge Mädchen in Ermangelung anderer Kenntnisse in die Ehe bringt. Die Liebe hat so viel Möglichkeiten: man kann warten, man kann beiderseits verdienen oder man kann die verpönte mechanische Geschicklichkeit zur Verbilligung des Haushalts benützen. Meine französische Feministin, die ich mit all ihrer Überforderung des Normalen herzlich verehre, sagt einmal: *il faudrait abolir la dote* — ja das sollte man, es würden viele Ehen weniger geschlossen, um die es nicht schade wäre. Daß ich auch in dieser Richtung den Segen der Frauenbewegung, in der Erziehung der Mädchen zu einem geeigneten Beruf, vollauf anerkenne, geht aus meinem Aufsatz mehr als einmal hervor, und wenn ich für ihn an irgend einen reformatorischen Erfolg denke, so wäre es wohl der, daß ein paar Ehen weniger im Vaterland geschlossen würden und es einige Enttäuschte weniger gäbe, die da glaubten, die Ehe sei ein Paßübergang und drüben sei alles anders. Zu deren Warnung muß es wohl auch die Opfer des gefährlichen Alters geben, die selbst freilich so weiter leben und lesen müssen wie bisher. Ein wehmütiges Lächeln — bis zu dem können sie's bringen, wenn das Bewußtsein: Opfer des Werdens, also in doppeltem Sinne Weib gewesen zu sein, sie still werden ließ.

Lindau. Hedwig von Soyters.

Erwin Steinitzer: Die Politik der deutschen Industrie.

Herbert Spencers Entwicklungsschema der wachsenden Integrierung und Differenzierung, der fortschreitenden Zunahme an Masse, Zusammenhang, Ungleichartigkeit und Bestimmtheit findet, wie in der sozialen, so

auch in ihrem Widerspiel, der politischen Gliederung seine Bestätigung. Der fundamentale politische Antagonismus, der den Beginn sozialwirtschaftlicher Umwälzungsprozesse begleitet, ist rein dualistisch; er ist der Widerstreit der „Konservativen" und der „Fortschrittlichen", der beiden großen Bevölkerungsgruppen also, deren eine die Bindung, deren andere die Überwindung der herrschenden sozialökonomischen Organisation und ihrer Machtmittel anstrebt. Mit dem Hineinwachsen in die neue Ordnung, mit der zunehmenden Konsolidierung derselben verschwindet jene Einheitlichkeit der Orientierung. Innerhalb der „Fortschrittlichen", die diese neue Ordnung emporgetragen haben, von ihr aber nicht gleichmäßig emporgetragen worden sind, bilden sich — gefördert durch die in der Zeit der gemeinsamen Kampffront eroberte Allgemeinheit der politischen Rechte — antagonistische Gruppen, die sich der Besonderheit ihrer Stellung bewußt werden, sich auf dem Grunde dieser Besonderheit nach außen abschließen und untereinander nur Bündnisse, nicht Vereinigungen (Zusammenhang, nicht Einheit) suchen. Und ganz ebenso kristallisieren sich aus der in der Umwälzungsperiode homogenen Defensivmasse der Konservativen jene Schichten, denen es gelingt, sich auch im neuen sozialen Gebäude wohnlich einzurichten, differenzieren und festigen ihre politische Organisation und streben nach Anschluß und Geschäftsverbindung in der Linie des geringsten Widerstandes; sei's auf der eigenen, sei's auch auf der anderen Seite. Der alte dualistische Antagonismus bleibt freilich im Gegensatze der sogenannten politischen Weltanschauung bestehen; aber er bedeckt nur notdürftig eine reichere Gliederung, die seine Einheiten zerschneidet und ihre Grenzen überflutet.[1]) (Auch dort, wo das Zweiparteien-ystem sich durch ununterbrochene *zeitliche* Differenzierung, durch fortwähren-en Inhaltswandel äußerlich zu retten sucht, ist's nicht anders. Die ent-tehende, dauernde und selbständige Fixierung der politischen Sonderinter-ssen der arbeitenden Klassen macht ja übrigens diesem dualistischen Scheine berall ein Ende.)

Dieser Differenzierungs- und Integrierungsvorgang ergreift nun aber keines-

---

Der oberflächlichen Beobachtung erscheint diese Evolution als *Materialisie-ung* der Politik. So weist der Nationalliberale Dr. Stresemann in seinen industrie-olitischen Arbeiten sehr gern auf den Unterschied zwischen dem „geistigen" Parla-entarismus früherer Zeiten und den Zuständen von heute, wo „die wirtschaftlichen agen alles überwuchern, und das politische Leben sich zu einem Kampf um die itterkrippe gestaltet hat". Und Dr. Tille, der bekannte Syndikus der „schwer-dustriellen" Handelskammer Saarbrücken, hat in seiner „Berufsstandspolitik des werbe- und Handelsstandes" eine Rechnung aufgestellt, der zufolge sich nur noch hsundzwanzig Prozent der deutschen Reichstagswähler nach — früher allein ßgebenden — abstrakt-politischen Gesichtspunkten gruppieren sollen.

wegs in gleicher Intensität und mit gleicher Raschheit alle wirtschaftlich-sozialen Gruppen der Bevölkerung. Am stärksten macht er sich geltend, wo die Offensiv- oder Defensivposition ihre deutlichste Ausprägung zeigt; also — konkret gesprochen — auf der äußersten Rechten und auf der extremsten Linken. Es ist kein Zufall, daß der Bund der Landwirte und die Union Sozialdemokratische Partei-Freie Gewerkschaften heute die straffsten und einheitlichsten politisch-organisatorischen Mächte in Deutschland sind. Anderseits bleibt er am schwächsten in den Schichten, deren Interessen mit der herrschenden Entwicklungstendenz am meisten übereinstimmen, die sich innerhalb der gegebenen und sich immer mehr durchsetzenden Ordnung sozialwirtschaftlich am vollkommensten „ausleben" können. Im entwickelten Industriestaate werden diese Schichten gebildet durch die größeren und mittleren gewerblichen Unternehmer und — zunächst — durch die höheren industriellen und kommerziellen Angestellten; von den letzteren bröckelt freilich, wie bekannt, ein immer wachsender Teil durch oppositionelle Differenzierung ab. Sie halten an der politischen Ideologie, durch die sie emporgekommen sind, fest, differenzieren sie aber nicht selbständig und zeigen sich überhaupt — und naturgemäß — mehr ökonomisch als politisch interessiert. Sie sind, wie man gesagt hat, „politisch saturiert" und stehen, nachdem einmal die legislatorischen Grundlagen ihrer Erfolge geschaffen sind, der weiteren „überflüssigen Gesetzmacherei" gleichgültig oder mißtrauisch gegenüber.

Es ergibt sich so eine Ungleichmäßigkeit der politischen Aktivität, die ihrerseits wieder Ungleichmäßigkeit des politischen Einflusses zur Folge hat. Der Druck der politisch differenzierteren und aktiveren Gruppen nimmt zu und beginnt schließlich die erwähnte Freiheit des ökonomischen Sichauslebens ernsthaft einzuschränken. In diesem Stadium entsteht — als natürliche Reaktion — das Problem einer **besonderen politischen Organisation der Industrie.** Die wirtschaftlichen Industriellenvereine ziehen die politisch-agitatorische Betätigung in ihren Aufgabenkreis, die Idee einer allgemeinen Industriepartei taucht auf und wird um so eifriger erörtert, je deutlicher es sich zeigt, daß die alte Vertretung der Industrie, der Liberalismus, sich der Einwirkung von Kräften nicht entziehen kann, deren Interessen denen der industriellen Oberschicht nur zum Teile parallel gehen. Man sucht nach den programmatischen Grundlagen solch umfassender Ralliierung, prüft und verwirft dies und das[1]), tastet noch eine Zeitlang im Negativen und findet sich schließlich unter dem treibenden Eindrucke eines feindlichen

[1]) Zu diesen erfolglosen programmatischen Versuchen gehören die Vorschläge des Hamburger Kommerzienrats **Menck**, eine deutsche Arbeitgeberpartei zu bilden, die industrielle Einigung also auf den gemeinsamen Antagonismus gegen die Arbeiterschaft zu gründen und die gewerbliche „Berufsstandsgemeinschaft" Tilles.

Gesetzgebungsakts positiv zusammen. In der konkreten Sprache der jüngsten deutschen Zeitgeschichte heißt dies Ereignis bekanntlich Gründung des Hansabundes.

* * * * * *

Mit der Geburt des Hansabundes — wir wollen von nun ab im Konkreten bleiben — scheint jene Gleichgewichtsstörung beseitigt, die Frage der Industriepolitik gelöst, den organisierten, standes- und klassenbewußten politischen Gruppen der Agrarier, der Arbeiter, des alten und des neuen Mittelstandes eine weitere, die der kapitalistischen Unternehmer und ihres Anhangs hinzugefügt. Der Bund der Landwirte hat ja denen, die in den Maitagen des Jahres 1909 ihre Werbebriefe in die Kontore des deutschen Gewerbe- und Handelsstandes sandten, nicht nur als Gegner, sondern auch als bewußte Analogie vor Augen gestanden.

Indes — auf den Sommer 1909, dessen Sensation die politische Einigung der deutschen Industrie war, folgt der Sommer 1911, der die öffentliche Diskussion mit ihrer nicht minder sensationellen Spaltung erfüllt. Noch ehe die neue Organisation praktisch in Tätigkeit treten kann — vor dem Ablaufe der Reichstagswahlperiode, in der sie begründet wurde — löst sich ein sehr „schwerwiegender“ Teil ihrer Mitglieder von ihr ab und sucht auf eigene Faust politische Einfluß- und Bündnismöglichkeiten, sucht sie — *incredibile dictu* — jenseits der Demarkationslinie, die angeblich liberale und konservative, kapitalistische und feudale, industrielle und agrarische Weltanschauung trennt.

Der Träger dieser Sezessionsbewegung, deren äußere Begleitumstände in der Tagespresse ja bis zum Überdrusse erläutert und erörtert worden sind, war der Zentralverband deutscher Industrieller; in den Augen der Linksliberalen sowohl wie der Sozialisten eine der hassenswertesten unter den Vereinigungen, die im öffentlichen Leben Deutschlands eine Rolle spielen. Er ist in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ins Leben gerufen worden, um mit der Unterstützung jener Landwirte, die die dauernde Bedrohung der deutschen Getreidepreise durch die überseeische Konkurrenz erkannten, der Eisenindustrie die Zölle zu retten, die Freihandelsdoktrin und Konsumenteninteresse ihr rauben wollten. Die „schwere“ Industrie, deren Wünsche — wenn man will, deren Not — den Anstoß zu seiner Errichtung gegeben hatten, ist dann auch weiterhin zwar nicht sein einziges Mitglied, wohl aber sein organisatorisch dominierender Mittelpunkt geblieben. Das Bestreben, die Interessenvertretung dieser seine Organisation beherrschenden industriellen Gruppe mit der Behauptung einer umfassenden Werbekraft zu vereinigen, die ihm die Folie zahlreicher und mannigfaltiger An-

hängerschaft sichern soll, ist der Schlüssel seiner Politik. Ihm entspringt das Prinzip des „lückenlosen Zollschutzes", das der Zentralverband seit seinen Anfängen verficht; nur innerhalb eines undurchbrochenen Schutzsystems finden auf die Dauer Rohstoff- und Halbfabrikatzölle ihre allgemeine Rechtfertigung. Aus ihm fließt seine Kartellfreundschaft, ihm entstammt sein „Scharfmachertum". Auch die politische Schwenkung, die die Öffentlichkeit in den letzten Monaten so erregt und die die Einheit der deutschen industriepolitischen Aktion zerrissen hat, ist — darin haben die Gegner des Verbandes ganz recht — nur die logische Folge jener inneren Gebundenheit seiner Wegrichtung.

Der langjährige Generalsekretär des Zentralverbands, Herr H. A. Bueck, ein mehr als achtzigjähriger Greis von, wie es scheint, außergewöhnlicher geistiger Frische, hat in einer in diesen Wochen im Springerschen Verlage in Berlin erschienenen Broschüre die Momente dargestellt, die nach der offiziellen Lesart seiner Körperschaft ihren Austritt aus dem Hansabunde veranlaßt haben. Sie liegen ganz und gar auf handelspolitischem Gebiete. Die bewährte Bismarcksche Zoll- und Wirtschaftspolitik, deren Aufrechterhaltung der Zentralverband „in dankbarster Erinnerung" als seine „hauptsächlichste traditionelle Aufgabe" betrachte, sei bedroht; bedroht gerade durch jene Kreise, die im Hansabunde immer größeren Einfluß erlangten, bedroht auch durch dessen falsche Aggressivpolitik. Die freihändlerische Agitation habe ihr Haupt wieder erhoben und erziele wachsende Erfolge, leider auch bei einer großen Zahl „selbstsüchtiger und engherziger" Industrieller vor allem der Fertigindustrien, die „jede mit dem Schutze der nationalen Arbeit verbundene Behinderung oder auch Benachteiligung, die gegenüber den großen von diesem System gebotenen Vorteilen verschwindend gering sind, als eine unerträgliche, den Kampf gegen unsere jetzige Wirtschaftsordnung herausfordernde, schwere Schädigung empfinden." Unter den Parteien im Reichstage sei sehr viel unversöhnliche Feindschaft gegen die gegenwärtige Wirtschaftspolitik zu erkennen. Sozialdemokraten und Linksliberale seien freihändlerisch, das Zentrum und die Nationalliberalen zumindest teilweise unverläßlich. Es blieben nur die Konservativen als die einzig festen, zuverlässigen Stützen der Bismarckschen Wirtschaftspolitik. Gegen die Konservativen aber wende sich der Hansabund in immer ausgeprägterer Angriffsstellung, während er gleichzeitig selbst immer entschiedener ins linksliberale — also freihändlerische — Lager einschwenke. Die Entscheidung könne für keinen Industriellen zweifelhaft sein, der auf dem Boden der Bismarckschen Handels- und Wirtschaftspolitik stehe.

Herrn Buecks Argumentation ist ganz richtig. Das System des lückenlosen Schutzes der nationalen Arbeit, dessen Geburtshelfer der Zentralver-

band war und das man mit vollem, historischen Rechte als das handelspolitische System Bismarcks bezeichnen darf, hat in der Tat mit wachsender Gegnerschaft zu kämpfen. Mit dem Attribute freihändlerisch ist diese Gegnerschaft allerdings sehr ungenau determiniert. Teils konsumtionspolitisch, teils expansionspolitisch, zum großen Teile aber auch nur rein profitpolitisch beeinflußt, hat sie vielmehr ihre Hauptwurzel in dem allgemeinen Antagonismus gegen die Zollverteuerung jener Erzeugnisse, deren Preis in die Produktionskosten eines großen oder des größten Teiles der heimischen Industrie eingeht.[1]) Die Formel ist also zunächst negativ: keine Zölle, die die Industrie bezahlt; keine Getreidezölle, keine Eisenzölle, keine Holzzölle. Die positive Fortbildung, die sie erst zur wirklich freihändlerischen machen würde, fehlt; ein „mäßiger" Schutz der verarbeitenden Gewerbe wird fast überall postuliert und konzediert. Selbst die Sozialdemokraten sind wohl nur für die Dauer ihrer politischen Unverantwortlichkeit absolute Freihändler; rein praktisch genommen sind sie am Protektionismus, ja bei der großen Arbeiterzahl, die in den schweren Industrien beschäftigt ist, sogar — jedenfalls mehr als irgendeine andere politische Gruppe der Linken — am (industriell) lückenlosen Protektionismus interessiert. Und da politische Geschäftsverbindungen oft in überraschender Weise wechseln, mag man es noch erleben, daß die für beide Teile wichtigen Eisenzölle zur Grundlage eines Pakts zwischen rheinischen Industriekonservativen und Roten werden. Vorderhand ist mit solchen Eventualitäten freilich kaum noch zu rechnen. Die politische Bilanz, die Bueck aufstellt, bleibt deshalb zutreffend; ja von seinem Standpunkte die einzig mögliche. Links neben Radikalerem ein differenzierender Protektionismus, dem zwar im Positiven jede Einheit und Sicherheit der Orientierung mangelt, der aber einig ist in der Ablehnung gewisser Rohstoff- und Halbfabrikat-, darunter der Eisenzölle; rechts die Landwirtschaft in ganz analoger Defensivposition wie die schwere Industrie; daher bündnisbereit.[2]) „Von ihr (im Original steht von ihnen, den Kon-

---

[1]) Bueck bemerkt mit Recht, daß dieser Antagonismus mit jeder generellen Protektionspolitik verbunden und schon am Beginne der schutzzöllnerischen Ära in Deutschland vorhanden gewesen sei. Wenn er sich seither so verstärkt hat, so liegt das — außer an der lebhafteren Entwicklung und Organisation der verarbeitenden Industrien — wohl hauptsächlich an der inzwischen eingetretenen kartellistischen Ausnutzung eines Teils jener Zölle.

[2]) Der Gedanke liegt nahe und ist ja auch ausgesprochen worden, daß der Schwerindustrie die Koalition mit der Landwirtschaft dadurch erleichtert werde, daß sie — einmal durch ihre Stärke im Lohnkampfe, dann aber durch das Überwiegen des fixen Bestandteils in der Zusammensetzung ihres Kapitals — in ihren Produktionskosten von der Verteuerung der Lebenshaltung vergleichsweise wenig berührt werde.

servativen) ist zu erwarten, daß sie ebenso wie im Jahre 1879 für den Schutz eintreten wird." Es ist kein Verrat, wenn die Schwerindustrie sich unter solchen Umständen auf die rechte Seite schlägt; es ist einfach Egoismus. Genau so wie die gegensätzliche Stellung der Verarbeitungsindustrien Egoismus ist. Die Entwicklung der Dinge, nicht der böse Wille der Personen zieht die Grenzlinien, an denen die Interessen sich scheiden.

Die zweijährige Mitgliedschaft des Zentralverbands im Hansabunde beweist, daß seine Leiter an die Möglichkeit dachten, den „Zug nach links" in der industriepolitischen Bewegung zu hemmen und sie durch das Gewicht ihres organisatorischen Einflusses auf rechtsliberalem Boden festzuhalten. Daß sie diese Möglichkeit nicht allzuhoch einschätzten, zeigt freilich der besondere „industrielle Wahlfond", den sie bereits im Gründungsjahre des Hansabundes zu sammeln begannen.

* * * * * *

Das Ausscheiden des Teils der Industrie, den die Gemeinsamkeit der Verteidigungsstellung mit der getreidebauenden Landwirtschaft zusammenführt, bedeutet Spaltung aber auch Klärung der deutschen industriepolitischen Organisation. Der Hansabund wird durch den Verlust seines rechten Flügels homogener. Rücksichten, die ihn bisher banden, scheiden aus; die Bestimmtheit seiner Orientierung wächst. Nicht, daß er nun innerlich ganz einheitlich wäre und keine Erschütterungen mehr zu besorgen hätte! Der Hansabund hat aller Wahrscheinlichkeit nach seine schwerste Krise noch vor sich. Die Unternehmer- und Angestellteninteressen, deren Vertretung er vereinigt, und deren Gegensatz heute noch unklar, keimhaft, künstlich unterdrückt ist, differenzieren sich immer stärker. An einem bestimmten Punkte dieser Differenzierung hört die Möglichkeit einer mittleren Linie auf, es gibt nur mehr ein Entweder — Oder. Ob dann, wie diesmal, akute Spaltung, ob allmähliches Abbröckeln derjenigen Gruppen, die ihre Wünsche im Bunde nicht mehr erfüllt sehen, das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen wird, läßt sich natürlich nicht voraussagen.

Bis dorthin ist's aber noch ein gutes Stück Wegs. Unterdessen ist der Hansabund nach den Ereignissen dieses Sommers homogen genug, um seine organisatorische Bestimmung innerhalb gewisser Grenzen zu erfüllen. Er kann — und wird vermutlich auch — aktive Industriepolitik treiben. Er wird das natürlich auf dem Wege tun, der für außerparlamentarische

Ein notwendiger Bestimmungsgrund ihrer Politik ist dieser Umstand natürlich nicht. Man darf auch nicht vergessen, daß die Löhne gerade in den schweren Industrien tatsächlich stark gestiegen sind, und daß die Teuerung doch auch in die Anlage-, Instandhaltungs- und Erneuerungskosten des fixen Kapitals eingeht.

politische Vereine der einzig mögliche ist: durch taktische Beeinflussung der Parteien, die seine agitatorische und pekuniäre Wahlunterstützung in Anspruch nehmen.

In der Handelspolitik ist seine Stellung durch den Austritt des Zentralverbands nach der negativen Seite hin geklärt und gefestigt. Positiv wird er bei dem bestehenden Interessenchaos allerdings, so wenig wie etwa der Deutsche Handelstag dies könnte, in der Lage sein, den ihm nahestehenden politischen Kreisen bestimmte und einheitliche Direktiven zu geben.

In der Sozialpolitik wird der Hansabund wahrscheinlich ohne Entfaltung positiver Initiative allgemein retardierend zu wirken suchen. Seine Orientierung ist hier durch die Sezession der Schwerindustrie nur unwesentlich verändert. Der Unterschied in der sozialpolitischen Transigenz, der zwischen den beiden großen Gruppen der Industrie bisher zu bemerken (und im ganzen auf die geringere Widerstandskraft der kapitalschwächeren Unternehmungen gegen die Gewerkschaften und ihr daraus hervorgehendes stärkeres Friedensbedürfnis zurückzuführen war), beginnt sich mit der zunehmenden Konzentration der Arbeitgeberverbände zu verwischen. Auch die finanzielle Abneigung gegen neue sozialpolitische Lasten (oder auch gegen nennenswerte Steigerung der alten) ist Gemeingut der ganzen Industrie. Eine Ausnahme wird zunächst noch die sozialpolitische Gesetzgebung zugunsten der Privatangestellten machen, solange sie als Prophylaktikum gegen deren sozialdemokratische Infektion gewertet wird.

Auf dem Gebiete der Finanzpolitik wird der Hansabund natürlich wie jede andere industrielle Organisation alle Steuerformen bekämpfen, die einseitig das mobile und industrielle Kapital, den industriellen Absatz oder den Massenverbrauch (und damit die Arbeitslöhne) treffen. Sein Eintreten für die direkten (Einkommen- und Besitz-) Steuern, die von den übrigen Bevölkerungsgruppen wenigstens mitgetragen werden müssen, ist die natürliche Folge.

Die politische Aktion der Industrie trägt überwiegend negativen, defensiven Charakter. Sie beweist damit nur, was schon bei der Darstellung ihrer Ursachen und Voraussetzungen ausgeführt wurde: daß sie einer Gruppe von Staatsbürgern, die politisch saturiert und vornehmlich ökonomisch interessiert war, durch äußeren Druck, durch die antagonistischen Vorstöße anderer, politisch differenzierterer und aktiverer Schichten aufgedrängt worden ist.

Rudolf Nober: Die neue Türkei.[1])

General von der Goltz, der berühmte Reorganisator des ottomanischen Kriegswesens, sieht die Zukunft der Türkei gesichert, sofern nur das Heer von dem Gedanken durchdrungen sei, fortan keine Gebietsverluste und politischen Demütigungen mehr hinzunehmen. Diese Anschauung deckt sich ungefähr mit dem klugen Rate, den vor etwa 250 Jahren der sterbende Großwesir Mustapha Köprüli dem Sultan Mohammed IV. gegeben hat: „Höre nicht auf die Einflüsterungen der Weiber! Der Staatsschatz sei stets gefüllt, selbst um den Preis der Volksbedrückung! Der Sultan sitze allzeit zu Pferde, und das Heer sei immer in Tätigkeit!"

Für die heutige Zeit paßt diese Mahnung nicht mehr. Zu Köprülis Zeiten bildeten den Kern des Türkenheeres die Janitscharen, die sich fast ausschließlich aus jungen, gewaltsam ausgehobenen und zum Islam bekehrten Christen rekrutierten. Je mehr diese Truppe blutete, desto stärker wurde die männliche Jugend der unterworfenen Bulgaren, Griechen, Serben und so weiter zum Ersatze herangezogen. Ein verlustreicher Krieg unterband also die Volksvermehrung der Rajah, die ihren kräftigsten Jungwuchs zur Aufrechterhaltung der Macht ihrer Zwingherren hergeben mußten, während diese selbst verhältnismäßig wenig litten.

Jetzt ist es umgekehrt. Nach der Vernichtung der Janitscharen trugen die Mohammedaner und hauptsächlich die Osmanli die Blutsteuer allein, und da deren Stamm weder zahlreich noch fruchtbar ist, schwächte seither jeder Krieg den Staat, selbst wenn er siegreich endete. Die Heerespflicht mit ihren Folgen muß zuletzt unfehlbar den Zusammenbruch der Osmanenherrschaft nach sich ziehen, wenn es nicht gelingt, die übrigen Nationalitäten mit der Staatsgewalt so weit zu versöhnen, daß die Pforte sie zum Kriegsdienst verwenden kann.

Gegenwärtig stehen den Osmanli mit Ausnahme der Juden alle andern Stämme, gleichviel ob es Christen, Mohammedaner oder halbe Götzendiener sind, mehr oder weniger feindlich gegenüber. Die Bulgaren, Griechen, Serben, Albanesen und Zinzaren in Europa, die Armenier, Turkomanen, Kurden, Drusen, Maroniten, Nasairier, Kisilbaschen, Jesiden, Chaldäer und Araber in Asien: alle diese durch Sprache, Sitten und Religion von Grund aus verschiedenen Völkerschaften hassen den Türken. Für sie bedeutet der Fort-

[1]) Wir haben diesen Aufsatz vor einem Jahre erworben und bringen ihn in einem Augenblick, in welchem die Türkei im Mittelpunkt des politischen Interesses steht. Wie gut der inzwischen verstorbene Verfasser, der viele Jahre in der Türkei gelebt hat, die Verhältnisse kannte, ergibt sich schon daraus, daß er die Ereignisse der letzten Wochen vorausgesehen hat. Die Redaktion.

bestand des Osmanenstaates nur die Fortsetzung einer Jahrhunderte alten Bedrückung.

Eine Änderung kann auch die Verfassung nicht zustande bringen. Was sie bezweckt, wissen nur wenige unterrichtete Köpfe, und gerade diese bestreiten, daß das osmanische Volk jemals den Nichtmohammedanern diejenigen Rechte einräumen werde, die sie verheißt. Die jungtürkischen Verkündigungen vom Anbruche eines goldenen Zeitalters finden nirgends mehr Glauben, denn nichts hat sich gegen früher geändert. Die Mängel des Gerichtswesens, der Druck der Besteuerung, die hergebrachte Verlotterung der Staatsbeamten, die Ausbeutung des gemeinen Mannes durch die Behörden sind die nämlichen wie in den Tagen der Selbstherrlichkeit des Serails. Die Verhältnisse lassen eine Minderung der Steuerlast auch gar nicht zu. Im Gegenteil erfordert die Ausführung des jungtürkischen Programmes eine Vermehrung der Staatseinnahmen; denn die Erhaltung eines wohlgerüsteten Heeres, die Schaffung einer Flotte, die Einrichtung einer geordneten Verwaltung mit regelmäßig bezahlten Beamten und die Maßnahmen zur Hebung von Volkserziehung, Ackerbau und Gewerbe, Handel und Verkehr, die Anlagen zum Schutze der Landesgrenzen und so weiter erheischen ungleich größere Mittel, als das jetzige Steuersystem in Verbindung mit den Zöllen zur Verfügung stellt.

Selbstverständlich kennt man in den Stambuler Regierungskreisen die Stimmung im Volke genau. Um den Kredit des Reichs in Europa aufrecht zu erhalten und auszunützen, gibt man vor, es bestehe seit der Wiedereinführung der Verfassung zwischen allen Ottomanen ohne Unterschied des Bekenntnisses und der Abstammung die schönste Eintracht, nachdem die Osmanli auf ihre bevorrechtete Stellung bereitwillig verzichtet hätten. Über dieses von der Konstantinopler Presse verbreitete Märchen lachten die orientalischen Christen, die Osmanli gerieten in zornige Erregung, und in einzelnen Garnisonstädten erhoben sogar die Soldaten lauten Widerspruch. Die Studenten in der Medresse wie die Derwische in ihren Tekke hetzten gegen die ketzerische Regierung, und die Prediger, die alljährlich während des Fastenmonates Ramasan zur Bearbeitung der Gemüter in die Provinzen geschickt werden, schürten kräftig die Unzufriedenheit der unwissenden Gläubigen, die keineswegs gewillt waren, ihren Stolz als Angehörige der herrschenden Rasse leichthin aufzugeben. Daraufhin wurde der Scheich ul Islam, das oberste Haupt der Geistlichkeit, in Bewegung gesetzt. Seine augenblickliche Ohnmacht und die Nutzlosigkeit jedes Widerstandes gegen die Jungtürken erkennend, fügte er sich deren Willen und erließ ein Fetwa an alle Geistlichen und Richter, worin er unter Berufung auf die vom Koran empfohlene Menschenfreundlichkeit, Bescheidenheit und Nachsicht mit den Fehlern des Nächsten behauptete, daß der Religionsunterschied kein Hindernis für die Gleichheit aller Otto-

manen vor dem Gesetz bilde, und die Hodscha und Kadi ermahnte, nicht nur selbst den Grundsatz der Gleichberechtigung zu achten, sondern auch den Rechtgläubigen nahe zu legen, mit den Christen in Frieden zu leben.

Dieser Erlaß blieb gänzlich wirkungslos, weil die Vorschriften des Korans ganz anders lauten und den Mohammedanern weit besser bekannt sind, als etwa die Bibel den Christen. Jeder Softa konnte im Koran Stellen nachweisen, die das Gegenteil von dem besagen, was der Großmufti behauptete, und überdies weiß jedermann, daß unter dem „Nächsten“ nur der Glaubensgenosse, nicht aber der Ungläubige zu verstehen ist.

Der Koran ist direkt vom Himmel gesandt worden, sein Inhalt Gottes Wort und Befehl, also oberstes Gesetz, an dem sich nichts ändern läßt. In Sure 9 heißt es nun: „O ihr Gläubigen, bekämpfet die Ungläubigen, die in eurer Nachbarschaft wohnen; laßt sie eure ganze Strenge fühlen!“ Und Sure 5 mahnt: „O ihr Gläubigen, nehmet weder Christen noch Juden zu Freunden!“ Demgemäß ist es auch heute noch überall in den Predigten ein stehender Satz: „O Gott, vernichte die Ungläubigen und Götzendiener, deine Feinde! Stürze ihre Fahnen, zerstöre ihre Wohnungen, und gib sie und ihre Besitzungen den Moslimen zur Beute!“

Weil nun die Lehrsätze des Korans oberstes Gesetz sind, bleibt für den Osmanen die Verquickung der Religion mit der Gesetzgebung für alle Zeit unlöslich. Nach der eingewurzelten Anschauung des Türkenvolkes muß die Rücksicht auf die Staatsbedürfnisse stets hinter die Religionsvorschriften zurücktreten, mit andern Worten: Die Verfassung, weil im Widerspruch mit den im Koran enthaltenen Geboten Gottes, hat für den gläubigen Mohammedaner keine Bedeutung.

Die Jungtürken hegen allerdings andere Anschauungen, aber nur, weil sie, selbst religionslos, das Schwergewicht der Glaubenslehren unterschätzen, und deshalb müssen sie früher oder später mit der großen Masse ihrer Volksgenossen in Widerstreit geraten. Alle Kenner der Verhältnisse im Osmanenreich erklären übereinstimmend, daß die Verfassung nur auf dem Papier bestehe. Die christlichen Abgeordneten im türkischen Parlament sagen das nämliche; der ökumenische Patriarch wie sein Gegner, der bulgarische Exarch, sind der gleichen Meinung. Die öffentliche Meinung teilt diese Anschauung. Wie begründet sie ist, geht aus der Art und Weise hervor, wie die Regierung die allgemeine Wehrpflicht einführte. Sie kam um diese nicht herum, weil durch die Verfassung allen Ottomanen gleiche Rechte und Pflichten im gemeinsamen Vaterlande verheißen sind, und weil sie feierlich gelobt hatte, dieses Staatsgrundgesetz tatsächlich zur Geltung zu bringen. Die Regierung zog die Nichtmohammedaner zunächst in den Gegenden zum Heeresdienste heran, wo die Staatsgewalt sich dazu

stark genug fühlte, also in der Hauptstadt, in Rumelien, einzelnen Küstenbezirken Kleinasiens, in Syrien und auf den Inseln. Aber gleichzeitig wurde verfügt, daß nach Ablauf einer dreimonatigen Dienstzeit die christlichen Soldaten sich durch Zahlung des „Bedels", einer Taxe von 915 Mark, freikaufen könnten; damit war von vornherein mit dem Grundsatz der gleichen Rechte und Pflichten gebrochen. Das Ergebnis ließ sich voraussehen: Die jungen Christen entzogen sich, wo sie konnten, der Wehrpflicht, was nicht schwer fällt in einem Lande, in dem eine standesamtliche Listenführung nicht existiert, viele Ortsvorstände überhaupt nicht schreiben können und manche sogar aus Rassenhaß den Anordnungen der Staatsbehörden grundsätzlich entgegenarbeiten. Viele Rekruten flohen ins Ausland, nach Bulgarien, Griechenland, Ägypten; die wohlhabenden unter ihnen fanden großenteils Mittel und Wege, die vorgeschriebene dreimonatige Dienstzeit wie die Zahlung des „Bedels" zu umgehen. So sieht es also um die Rekrutierung der Christen aus.

Verübeln kann man den Leuten ihre Militärscheu nicht, denn sie wissen genau, welche Behandlung ihrer in den Kasernen wartet. Schon seit dem Jahre 1856, als nach dem Krimkrieg auf das Drängen der Westmächte Abdul Mesdschid durch den berühmten „Hatt Humajun" (kaiserlichen Erlaß) den Nichtmohammedanern volle Religionsfreiheit und Zulassung zu allen Staatsämtern versprach, dienten einzelne Christen im Osmanenheere. Sie liefen jedoch fast sämtlich wieder davon, um sich vor den Beschimpfungen und Mißhandlungen ihrer Vorgesetzten und Kameraden zu retten. Die Einreihung der Christen in mohammedanische Truppenteile wird demnach infolge ihrer unwürdigen Behandlung nur die Kluft zwischen den verschiedenen Nationalitäten erweitern; denn der letzte rechtgläubige Tschapkin (Taugenichts) fühlt sich dem Giaur turmhoch überlegen; er haßt und verachtet ihn und gibt ihm dies bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Bei den Vorgesetzten findet der mißhandelte Christ selten Schutz.

Moltke schlug als Ratgeber des kommandierenden Generals der Taurus-Armee seinerzeit vor, für jedes Redif-Regiment ein viertes Bataillon aus Armeniern zu bilden und gleichzeitig den Rajah die Beförderung bis zum Major zu öffnen. Für jene Zeit war der Antrag durchaus zweckmäßig, weil damals die christlich-armenische Bevölkerung dem Sultan treuer ergeben war, als die mohammedanisch-kurdische und mohammedanisch-arabische. Zwischen den Türken und den Armeniern tat sich aber seither wegen der wiederholten Armeniermetzeleien ein Abgrund auf, der sich nicht mehr überbrücken läßt. Bei allen Rajahvölkern ist ja auch das Nationalitätsgefühl mächtig gewachsen; alle haben das Bestreben, vom Türkenreiche loszukommen. Aus diesem Grunde ist auch die Errichtung christlicher Regimenter un-

möglich. Es hieße geradezu jeder Macht, die mit der Pforte ernstlich die Klinge kreuzt, Hilfstruppen bereit stellen. Bulgarische, griechische und armenische Bataillone würden unzweifelhaft bei erster Gelegenheit mit Sack und Pack zum Feinde übergehen und mit der Überzeugung in seinen Reihen fechten, daß sie einen besseren Gebrauch von ihren Waffen gar nicht machen könnten. So bleibt nur die Einstellung der Giaur in islamitische Regimenter übrig, wodurch aber der Religions- und Rassenhaß gesteigert wird. Außerdem darf die Regierung bei der Unterdrückung von Unruhen in mohammedanischen Bezirken christliche Soldaten nicht verwenden, weil diese mit barbarischer Wut hausen und diese Ausschreitungen von den Osmanli den Pfortenministern sehr verübelt würden.

Die Landesverteidigung und die Aufrechterhaltung der Ruhe lastet also in der Hauptsache immer noch auf den Schultern der Osmanli, weil auch verschiedene mohammedanische und halbislamitische Völkerschaften zum Schutze des Reichs nichts beitragen. So liefern die Bewohner von Arabien und der Beduinensteppen, sowie weiter Gebiete in Kleinasien, Syrien, Kurdistan und Mesopotamien nur Freiwillige, die sich nur dann stellen, wenn es bei einem Kriege gelingt, ihren religiösen Fanatismus und ihre Raubgier aufzustacheln.

Man fabelt ja — nach Abtrennung von Bulgarien und Bosnien — von einer ottomanischen Gesamtbevölkerung von über dreißig Millionen Seelen, ohne zu bedenken, daß hiervon zehn Millionen Ägypter abzuziehen sind. Nun stellen zwanzig Millionen Untertanen immer noch eine recht stattliche Macht dar, wenn sie einem Willen gehorchen und das gleiche Ziel erstreben. Doch schon vor siebzig Jahren wies Moltke darauf hin, daß das Osmanenreich weite Landstrecken umfaßt, in denen die Pforte gar keine Autorität übt, und daß der Padischah im Umfange seines eigenen Staates ausgedehnte Eroberungen zu machen hat. So ist es bis zum heutigen Tag. Kenner schätzen die Rekruten stellende Bevölkerung unter dem Zepter des Großherrn auf höchstens neun Millionen Köpfe, und diese Zahl dürfte mit der Wirklichkeit ziemlich genau übereinstimmen.

Während des letzten Krieges mit Rußland brachte die Türkei an regelmäßigen Truppen nur ungefähr 450000 Mann auf die Beine, obwohl ein halbes Jahr zur Rüstung verwendet wurde, schon vorher ein Heer von 100000 Mann gegen Serbien gefochten hatte und wie die Armee das ganze Volk mit Begeisterung gegen die „Moskows" zu Felde zog. Die Pforte konnte in aller Ruhe eine neue Aushebung vornehmen, die sämtlichen Landwehren einberufen und auf die Kriegsschauplätze befördern. Im ganzen Bereich des Islams predigten zahllose Hodscha und Derwische monatelang den heiligen Krieg, und die religiöse Begeisterung erreichte eine kaum ge-

hoffte Höhe. Allein trotz der Anstrengungen der Regierung und eines unerhörten Opfermutes des Volkes brachte der Padischah nicht mehr als eine halbe Million Streiter zusammen, die Freiwilligen mitgerechnet.

Bei einem neuen großen Waffengang wird das Türkenheer trotz aller Umformierung die Kopfstärke des Jahres 1877 nicht sehr übersteigen, denn seither hat die osmanische Rasse abgenommen. Diese Tatsache wird selbst von den Konstantinopler Blättern zugegeben. Ursache dieses Rückganges ist vor allem die Wehrpflicht. Die aktive Dienstzeit der Infanterie beträgt zwar gesetzlich nur drei Jahre. Sie kann aber, wenn die politischen Verhältnisse es erfordern, verlängert und dafür das sechsjährige Reserveverhältnis entsprechend verkürzt werden. In der Praxis ergibt sich nun, daß die ausgebildeten Soldaten nur ausnahmsweise nach dreijähriger Dienstzeit entlassen werden. In der Regel behält man sie bei den Fahnen, viele sogar bis zum Übertritt zur Landwehr; denn alljährlich gibt es irgendwo in Europa oder Asien Unruhen und Empörungen. Nicht selten müssen sogar noch Landwehren für lange Monate eingezogen werden, und immer ist es Kleinasien, das Kernland, auf dessen Bevölkerung zuerst zurückgegriffen wird.

Gegenwärtig stehen in Albanien, Mazedonien, an der griechischen Grenze, im Hauran und in Kurdistan beträchtliche Streitkräfte. Viele Tausende von Landwehrleuten, selbst solche in vorgerücktem Alter, tragen seit langen Monaten wieder die Flinte, und es kann noch Jahr und Tag dauern, bis sie verabschiedet werden.

Ein Krebsgeschwür für die Türkei bildet Arabien. Seit vierzig Jahren verblutet sich Heer auf Heer in Jemen. Die tapferen und selbstbewußten Bewohner dieser fruchtbaren und wohlangebauten Terrassenlandschaft wehren sich verzweifelt gegen die Beglückung mit türkischen Paschas, Verwaltungsbeamten und Steuereinnehmern und finden in den von jeher unabhängigen Asirstämmen stets bereite Verbündete. In neuester Zeit mehrten sich noch die Schwierigkeiten für die Pforte infolge des Vordringens der Wahabiten aus dem Hochlande Nedschd gegen die Provinz Hedschas.

Müde des aussichtslosen Blutvergießens und -verlierens beabsichtigte die türkische Regierung, der Provinz Jemen probeweise die Selbständigkeit der Verwaltung einzuräumen, womit sich die eingeborenen Häuptlinge begnügen wollten. Die öffentliche Meinung in Konstantinopel und die gesamte hauptstädtische Presse erklärten sich jedoch mit Entschiedenheit gegen diese Nachgiebigkeit, obschon dieser arabische Krieg in allen Provinzen und namentlich im Heere verabscheut wird. Die Minister fügten sich leider nach kurzer Zögerung dem Verlangen der urteilslosen Schreier in den Vorhöfen der Moscheen und Zeitungsstuben, hauptsächlich weil sie befürchteten, durch Zugeständnisse an Jemen auch die Begehrlichkeit in andern Gebieten zu wecken.

Der Feldzug dauert also fort, bis schließlich die in Südarabien stehenden Truppen ebenso meutern, wie dies dahin geschickte Bataillone vor der Einschiffung schon getan haben.

Unstreitig die verderblichste Wirkung übt die dauernde Abwesenheit fast des gesamten kräftigen Jungwuchses von der Heimat auf den Stand der Bevölkerung. Sie äußert sich überall in einem überraschenden Kindermangel. In dieser Beziehung machen die türkischen Dörfer durchweg den Eindruck der Verödung. Wenn in Deutschland eine Kompagnie Soldaten in eine Ortschaft einmarschiert, stehen die Knaben und Mädchen in dichten Reihen an der Straße. In der Türkei strömt auf die Nachricht, daß eine fränkische Jagdgesellschaft im Dorfe übernachte, ebenfalls alles, was Beine hat, zusammen, um die fremden Gäste anzustaunen; allerorten, in Rumelien wie in Anatolien, fällt da auf, wie spärlich die Kinderwelt vertreten ist.

Die starke Rekrutierung trägt auch wesentlich bei zu der überhandnehmenden Verarmung. Allenthalben sieht man elende Hütten in verwahrlosten Gehöften, mageres, vernachlässigtes Vieh, Stümpfe von Minarets, eingestürzte Kuppeln von Bädern, zerfallene Grabdenkmäler, baufällige Brücken und ausgefahrene Wege. Selbst in der nächsten Nähe großer Städte fahren die Wagen neben den grundlosen Straßen durch die Getreidefelder, weil man hier besser fortkommt als auf dem gebahnten Wege.

Unter diesen Zuständen leidet am meisten der geduldige, hart arbeitende Bauer. Seine kräftigen Söhne werden ihm genommen, stets für lange Jahre, nicht selten auf Nimmerwiedersehn. Aus Mangel an Arbeitern kann er seine Felder nicht bestellen. Er lebt daher gewöhnlich von der Hand zum Mund und muß nach Mißernten beim Sarafen Schulden machen. Da der gesetzliche Zinsfuß 12 vom Hundert beträgt, der wohlwollende Geldmann aber nie unter 30% Jahreszins fordert, so kommt der Schuldner selten wieder aus seinen Verbindlichkeiten.

Der verarmte Staat kann ihm nicht helfen, fehlt ihm doch selbst das Geld zur Bestreitung dringender Bedürfnisse. Offiziere und Beamte erhalten zum Beispiel oft erst nach Monaten und bei besonderen Gelegenheiten, am Beiramfeste oder am Jahrestage der Thronbesteigung des Sultans, einen Bruchteil ihres Gehaltes als Abschlagszahlung. Empfingen die Offiziere nicht den „Tain" (die Naturalverpflegung mit nach dem Rang steigender Portionenzahl: Hauptmann 4, Major 6, Oberst 12, Generalmajor 32 Portionen Fleisch, Brot, Reis, Öl, Butter, Salz), so wäre das Heer längst auseinandergelaufen.

Alle diese Erfordernisse muß die Landbevölkerung liefern. Ist es da ein Wunder, wenn der osmanische Bauer, dem vom Ertrage seiner Arbeit fast nichts bleibt, Haus und Hof im Stich läßt und sich durchbettelt, bis er

in einem stillen Winkel verendet? Die Söhne kehren auf die verlassene väterliche Scholle in der Regel nicht zurück. Sie bleiben beim Militär, gehen zur Gendarmerie über oder werden Subalternbeamte oder Diener. Wenn auch die meisten Rekruten verheiratet sind, so verblaßt die Erinnerung daran mit den Jahren doch bei vielen, und die verlassene junge Frau muß sich durchschlagen, so gut es geht. Nicht minder hemmen die Volksvermehrung gewisse Laster und Unsitten, die eine tatkräftige und einsichtsvolle Regierung um jeden Preis unterdrücken würde, sowie grobe Fahrlässigkeit und Gewissenlosigkeit der höheren Beamten. Nicht allein daß die im ganzen Orient weit verbreitete Scheußlichkeit des widernatürlichen Geschlechtsverkehrs, den zwar der Koran mit scharfen Worten brandmarkt, das Gesetz jedoch nicht bestraft, die Fruchtbarkeit der Ehen beeinträchtigt, sie entsittlicht auch das weibliche Geschlecht. Damit in Verbindung steht auch das in den größern Städten in den vornehmen Kreisen üblich gewordene Einsohnsystem. Nach der Geburt eines Erben wird weiterem Ehesegen vorgebeugt. Dieses bei den Osmanen, weniger bei den Christen übliche Verbrechen der Abtreibung wird sogar in jedem Dorfe von erfahrenen Frauen gewerbsmäßig gehandhabt, ohne daß die Behörden einschreiten, einmal weil bis zur Stunde kein Gesetz dagegen existiert, und zweitens, weil der Harem heilig ist und was darin getrieben wird, sich der gerichtlichen Untersuchung entzieht.

Die Unfähigkeit und sträfliche Saumseligkeit der Regierungsorgane verursacht ebenfalls starke Menschenverluste. Cholera, Pest und Sumpffieber wüten jahraus jahrein, ohne daß die Obrigkeit zur Ausrottung der Krankheitsursachen oder gegen die Verbreitung der Seuchen durchgreifende Maßregeln trifft. Im Gegenteil, viele Beamte nähren aus Bequemlichkeit den Wahn der Strenggläubigen, die in der Cholera „das Zorngericht Gottes" sehen und alle Schritte dagegen für sündhaft und verwerflich halten. Genau so gleichgültig benehmen sich die Verwaltungsbeamten, wenn in ihren Bezirken eine Hungersnot ausbricht. Regelmäßig versuchen sie zunächst die Notlage zu vertuschen, und erst wenn dies nicht mehr möglich ist, berichten sie an die Hohe Pforte. Da man sich hier nach alter Überlieferung stets Zeit läßt, kommt die ohnehin spärliche Unterstützung allemal zu spät und erst, wenn Tausende dem Hunger erlegen sind. Unter Teuerung infolge von Mißernten oder bei Viehseuchen leiden die Osmanli am meisten, weil sie, weniger rührig als die andern Nationalitäten, in trägem Fatalismus die Dinge stets an sich herankommen lassen und zum Handeln sich erst aufraffen, wenn die äußerste Not sie dazu zwingt.

Was ist endlich aus den Hunderttausenden von Mohammedanern geworden, die während des letzten Russenkrieges aus den Gegenden nördlich und südlich des Hohen Balkans sich nach Konstantinopel retteten? Die überwiegende

Mehrzahl von ihnen verkam, erlag dem Hunger und der Kälte, weil niemand rechtzeitig für die Unterbringung und Verpflegung der Flüchtlinge sorgte. Wo sind die noch weit zahlreichern Auswanderer aus Thessalien, Bosnien und der Herzegowina und Bulgarien hingekommen? In Thrakien wurden einige Tausend bei Mustafapascha und Muradli, eine größere Anzahl in Kleinasien und im nördlichen Syrien angesiedelt, nachdem sie monatelang in Moscheen gehaust oder im Freien, auf Brandstätten und in Winkeln allen Unbilden der Witterung ausgesetzt kampiert und ihre geringen Mittel aufgebraucht hatten. Noch gegenwärtig dauert die Abwanderung der Bekenner des Propheten von Mekka aus den unter christliche Herrschaft gekommenen, vormals türkischen Provinzen fort, ohne daß die mit der Ansiedlung dieser Zuzügler betraute Kommission sich zu der rührigen und umsichtigen Tätigkeit veranlaßt fühlte, welche die Wichtigkeit der Sache erheischt. Es heißt auch hier immer noch „Jawasch!" (langsam voran), und dadurch sind dem Osmanentum unersetzliche Menschenkräfte verloren gegangen.

Diese offenkundigen Tatsachen erklären die fortschreitende Abnahme der osmanischen Bevölkerung und die wachsende Verarmung. Die Verfassung vermag den deutlich wahrnehmbaren Niedergang nicht aufzuhalten. Vom Abgeordnetenhause, dessen Mitglieder übrigens in den Provinzen nicht etwa von Wählern erkoren, sondern von den Behörden im Einverständnis mit einflußreichen Privatleuten ernannt wurden, wird behauptet, es erkenne die wahre Lage des Staates immer noch nicht und schreibe ihm wieder Generalstab Kräfte zu, die er längst nicht mehr besitze. Der Senat aber bestehe zu einem beträchtlichen Teile aus alten Würdenträgern und Staatsbeamten, deren sittliche Verkommenheit, Habgier und Ränkesucht alle Begriffe übersteige. Von diesen Leuten sei unmöglich eine ehrliche Mitwirkung zur Beseitigung von Mißständen zu erwarten, die auszuschlachten sie gewöhnt seien.

Vermögen denn überhaupt Verfassungsparagraphen oder Regierungserlasse die von den Byzantinern überkommenen, der türkischen Bureaukratie in Fleisch und Blut übergegangenen Verwaltungsgrundsätze umzumodeln und aus abgefeimten Gaunern über Nacht gewissenhafte Staatsdiener zu machen? Ist es nicht von jeher Gepflogenheit in allen osteuropäischen Staaten, das Volk nach Möglichkeit zu schröpfen? In manchen Gegenden des Osmanenreiches ist es üblich geworden, daß der Landmann nur so viel anbaut, als er zu notdürftigem Leben braucht, weil ein Überschuß unter allerlei Vorwänden von den Organen der Regierung weggenommen würde. Auch Eisenbahnen können an diesen traurigen Zuständen nichts ändern und die Verödung des Landes nicht hemmen. Thrakien wird seit vierzig Jahren von einem Schienenstrang durchzogen, und doch ist diese überaus fruchtbare Provinz auch jetzt noch großenteils Steppe. Von der Umfassungsmauer Kon-

stantinopels blickt man gegenwärtig wie vor fünfzig Jahren in eine vollständige Einöde, weil trotz des Absatzgebietes in nächster Nähe der Anbau von Feldfrüchten sich nicht lohnt, der übermäßige Steuerdruck jeden Unternehmungsgeist erstickt. In Adrianopel erhob der Generalgouverneur Isset Pascha von der Okka Trauben eine Abgabe von fünfzehn Para, genau so viel wie der Marktpreis der Weintrauben betrug. Die Folge davon war, daß die meisten Bauern ihre Weingärten verwildern ließen. In andern Provinzen wurden in ähnlicher Weise die Seidenzucht und der Baumwollbau zugrunde gerichtet.

Jetzt braucht der Staat mehr Geld als je, von einer Entlastung des Volkes kann also nicht die Rede sein. Nach wie vor fließen alle Erträgnisse, die nicht in den Fingern der Beamten bleiben, nach Stambul; für die Provinzen geschieht nichts, sie gehen zurück, es wachsen nur die Friedhöfe.

Ist nun trotz der tiefen Gebreste, an denen der kranke Mann leidet, seine Wiedergenesung denkbar, oder ist sein Absterben unaufhaltbar, sein Zusammenbruch schon besiegelt?

Nach unserer Überzeugung liegt zur Stunde das Osmanenreich noch nicht in den letzten Zügen und seine völlige Gesundung keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit, wenn seine Lenker die Kur anzuwenden sich herbeilassen, die sein Zustand erfordert. Im Grunde ist ja das Volk der Türken, was den gemeinen Mann betrifft, durchaus gesund, körperlich wie geistig, und jedenfalls in seiner kernhaften Tüchtigkeit den Griechen, Serben und Russen überlegen. Nur die Dynastie des Hauses Osman ist infolge der Abgeschlossenheit im Harem und falscher Erziehung der Thronanwärter regierungsuntüchtig geworden, der Beamtenstand, weil er nicht regelmäßig bezahlt wird, entartet und sittlich völlig verwahrlost.

Aber der osmanische Hochmut verschmäht in seiner Verkennung der Sachlage die verjüngende Kur, die das in allen Fugen krachende Reich allein zu retten vermag, und deshalb wird es trotz aller Anstrengungen und Opferwilligkeit zuletzt doch an Entkräftung hinschwinden. Das bittere Heilmittel besteht in dem freiwilligen Verzicht auf alle diejenigen Provinzen, die sich auf die Dauer doch nicht behaupten lassen, die schon jetzt nicht viel einbringen, sondern nur Geld und Menschen verschlingen. Es sind dies in Europa Mazedonien, in Afrika Tripolis und in Asien Arabien.

Mazedonien wird früher oder später verloren gehen. Die erstarkten Bulgaren lassen ihre Brüder nicht unter fremder Botmäßigkeit, werden vielmehr bei erster Gelegenheit den Befreiungskampf unternehmen. Sie können auch den gewagten Schritt mit ziemlicher Unbesorgtheit tun, weil sie genau wissen, daß Europa dem siegreichen Halbmond nicht gestatten würde, abermals über

Bulgarien zu herrschen oder auch nur einen Teil von diesem Königreiche loszureißen. Bleiben die bulgarischen Anstrengungen im ersten Ringen fruchtlos, so krönt den zweiten Versuch vielleicht ein besserer Erfolg, wie ja auch das 1876 gründlich geschlagene Serbien zwei Jahre später einen ansehnlichen Gebietszuwachs erworben hat. Die Menschenverluste ersetzen sich bei den fruchtbaren Bulgaren leicht und rasch, bei den Türken nur langsam; die Einbuße bleibt für diese empfindlicher.

Wie die Pforte gegen klingende Entschädigung Ostrumelien, Bosnien und die Herzegowina aufgab, wie sie Kreta aufgeben wird, so sollte sie auch Mazedonien veräußern und die erhaltene Summe zur Ansiedelung der aus den verlassenen Provinzen auswandernden Mohammedaner in Rumelien verwenden und hier eine starke, unbedingt zuverlässige islamitische Bevölkerung schaffen. Deren Existenz schon würde die Gelüste der westlichen Nachbarn auf diesen Besitz eindämmen und mindestens das Glacis der Hauptstadt sichern. Raum und fruchtbares Land sind im türkischen Thrazien im Überfluß vorhanden.

Die afrikanische Provinz Tripolis bringt wenig ein, ist beständig gefährdet durch italienische und französische Begehrlichkeit und kann nur durch die Furcht vor Waffengewalt in Unterwürfigkeit gehalten werden. Die aus dem gebirgigen Kleinasien gebürtigen Besatzungstruppen schwinden in dem heißen Klima hin wie Märzenschnee. Seitdem Ägypten endgültig an England verloren ist, hat Tripolis auch viel von seinem politischen Werte eingebüßt. Es wäre deshalb klug und vorteilhaft zugleich, diese Provinz an die auf der Lauer stehenden Italiener zu verkaufen.

Was Asien betrifft, so ist die Lage der Türken in Arabien geradezu verzweifelt; daran ändern alle Meldungen von großen Erfolgen nichts. Unzählige Male schon wurden die „gänzlich vernichteten" Rebellen wieder lebendig. In aussichtslosem Ringen mit der Übermacht verbluten sich die Truppen des Großherrn in Jemen. Ein vernünftiger Vergleich mit den Führern der dortigen Nationalpartei könnte die Feindseligkeiten leicht beendigen und zu beiderseitigem Vorteil erträgliche Zustände schaffen. Bisher war die Politik der Pforte in Arabien völlig verfehlt. Die Gewaltmaßregeln gegen die Jemeniten scheiterten, die Scheinherrschaft im armen Hedschas, wo nichts zu holen ist, kostet nur Geld. Der Sultan nennt sich nicht nur, sondern ist auch tatsächlich nichts weiter als der „Diener der heiligen Städte". Alljährlich sendet er dem Großscherif reiche Geschenke und empfängt als Gegengabe zum Beiramfeste ein Körbchen Datteln, die in der Nähe der heiligen Kaaba gewachsen sein sollen. Das ist auch ziemlich die einzige Leistung, mit der die Prophetenstädte Mekka und Medina die Opfer des Kalifen in Stambul vergüten. Steuern zahlen sie keine.

Gesteht die türkische Regierung den arabischen Provinzen Selbstverwaltung unter eingebornen Oberhäuptern zu, so bedeutet dies in Wahrheit keinen Verlust, sondern Gewinn. Die Jemeniten wie die Mekkaner wissen ganz genau, daß der Osmanenstaat die einzige islamitische Macht ist, die Arabien vor den Griffen der Ungläubigen zu schützen vermag. In Aden haben die Engländer festen Fuß gefaßt und halten sich bereit, bei erster Gelegenheit die Hand auch auf Jemen und die Prophetenstädte zu legen und damit den Großscherif und dessen Einfluß auf die Welt des Islam sich dienstbar zu machen.

Die Mitglieder der vielköpfigen scherifischen Familie sind an Glanz und üppiges Leben gewöhnt, aber wie insgemein die arabischen Kaufleute, gleichviel ob sie mit irdischen Gütern oder mit übernatürlichen Gnaden handeln, kluge Rechner. Der Quell ihrer Einnahmen versiegt, sobald ihr Land in Christenhände fällt.

Nach dem Abzug der türkischen Truppen sind die Araber auf die eigenen Kräfte angewiesen und ohne den Schutz der Osmanen verloren. Ihr eigener Vorteil gebietet also die Vormacht des Islam nicht schwächen zu lassen; bei kriegerischen Verwicklungen mit einem christlichen Staat werden also die arabischen Stämme den Padischah nachdrücklicher unterstützen als bisher, wo sie in ihm nur einen politischen Feind erblickten.

Auch in einzelnen Gegenden Kurdistans haben die Beamten des Großherrn nichts zu sagen, weil die mächtigen Stammeshäuptlinge alle Macht besitzen. Von Zeit zu Zeit rafft sich wohl ein Generalgouverneur zu einer Kraftanstrengung auf, hinterher bleibt schließlich doch alles beim alten. Eine kluge Politik (Brechung der Macht der Häuptlinge durch Begünstigung der Dorfgemeinden, unnachsichtige Verfolgung der Räuberbanden, Schutz der Rajah gegen Bedrückung und Heranziehung ihrer kirchlichen Vorstände zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Ruhe) könnte hier nach und nach einen Umschwung herbeiführen.

Die von Beduinen heimgesuchten Gebiete müßten ebenfalls von mit Maschinengewehren ausgestatteten Reiterschwadronen geschützt und die ackerbautreibende Bevölkerung von Staats wegen bewaffnet und zur Verteidigung ihrer Ansiedelungen und Ländereien angeleitet werden. Die Ausgaben würden sich reichlich verzinsen, Vertrauen und Anhänglichkeit an die Regierung allmählich wiederkehren.

Der Verzicht auf Kreta, Mazedonien, Tripolis und Arabien würde den Umfang des Osmanenreiches beträchtlich verkleinern, dafür aber seine Kraft ungeheuer verstärken. Aber da die Jungtürken gerade deshalb der Staatsgewalt sich so leicht bemächtigen konnten, weil der alte Herrenstolz der Osmanli die zahllosen Demütigungen von christlichen Staaten und Stätchen

mit steigender Erbitterung empfand und Sultan Abdul Hamid in voller Erkenntnis der Schwäche seines Staates gelassen so ziemlich alles, selbst die Losreißung ganzer Provinzen hinnahm, so werden die Männer der neuen Ordnung sicher den letzten Mann und letzten Piaster an die Verteidigung der jetzigen Landesgrenzen setzen und keine Scholle freiwillig abtreten.

Gerade die hartnäckige Behauptung unhaltbarer Provinzen verzehrt des Volkes Kraft und Mark und muß unabwendbar zum Zusammenbruch führen. Ein Körper, dem beständig das beste Blut abgezapft wird, muß endlich zugrunde gehen. Um der Versiegung ihrer gesunden Säfte vorzubeugen, wären der Türkei vor allem Ruhe im Innern und Frieden mit dem Auslande nötig gewesen; dadurch hätte sie Zeit zur Erstarkung gewonnen. Sie hätte die exponierten Provinzen kurz entschlossen opfern sollen. Durch die Vereinigung Mazedoniens mit Bulgarien würde dieser kräftig aufstrebende Staat befriedigt und ungefährlicher als er jetzt ist; denn er zöge sich die unversöhnliche Feindschaft Serbiens und Griechenlands zu, die beide ebenfalls Teile von Mazedonien beanspruchen. Rings von Feinden umgeben, müßte Bulgarien notgedrungen eine friedliche Politik verfolgen.

An seinen verengerten Grenzen hätte das Osmanenreich nur noch einen gefährlichen Feind: Rußland. Allein die „Moskows" haben auf ein halbes Jahrhundert im eigenen Lande so viel Arbeit, daß ihnen die Lust zu abenteuerlichen Unternehmungen fehlt. Der Krieg von 1877/78 und seine Folgen sind noch nicht vergessen. Von dieser Seite haben also die Türken wenig zu fürchten und können sich unbesorgt der Neuordnung ihres Staatswesens hingeben.

Zurzeit verschlingt das übermäßig starke Heer fast die gesamten Staatseinnahmen; eine Verminderung der Ausgaben für Wehrzwecke ließe sich durch Herabsetzung der Dienstzeit unschwer erzielen. Charakter und Veranlagung des türkischen Soldaten nötigen keineswegs zur Beibehaltung einer langen Präsenzzeit. Er ist willig, pflichttreu und leicht zu lenken. An den Niederlagen war der gemeine Mann weniger schuld als die schlechte Führung. Er zeigte sich immer ausdauernd und meist tapfer, aber wenig geübt in der Handhabung der Waffen. Man arbeitete früher nicht in der türkischen Armee. Die Soldaten lungerten während ihrer Dienstzeit in den Kasernen und deren Nähe herum, rauchend, Wolle spindelnd und Strümpfe strickend, oder sie suchten Weingärten, Maisäcker, Melonen- und Baumwollfelder heim. Ihre Manövrierfähigkeit und Schießfertigkeit ließen alles zu wünschen übrig, weil Übungen aus Bequemlichkeit nur selten abgehalten und auch dann meist nur „markiert" wurden, und manche Kommandeure die Munition verkauften.

Die Unterweisung der höhern Offiziere in der Truppenführung und über

das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen unterblieb gänzlich. Daher erwiesen sie sich auf dem Schlachtfelde unsicher, ungeschickt und unschlüssig, jeder kraftvollen Offensive abgeneigt. Selbst die Soldaten fühlten, daß die Pascha vom Kriegswesen nicht viel verständen und mißtrauten ihrer Führung. Damit bewiesen sie nur ein durchaus richtiges Urteil. Hieraus erklärt es sich auch, warum die Truppen im allgemeinen wenig leisteten, wenn sie angriffsweise vorgingen, während sie da, wo sie nur standzuhalten hatten, sich durchweg vorzüglich schlugen.

Die rücksichtslose Ausmerzung der alten, trägen und unwissenden Generäle und die Schaffung eines pflichteifrigen und wohlunterrichteten Offizierkorps muß deshalb die erste Sorge der Pforte sein. Es ist in den letzten Jahren ja auch schon Bedeutendes geleistet worden. Wird der gemeine Mann vom ersten Tage seines Eintritts in die Kaserne in tüchtige Schulung genommen, so genügt die einjährige Dienstzeit für die Infanterie und selbst für die Kavallerie, vorausgesetzt, daß man zu dieser nur Leute nimmt, die von Jugend auf reiten können, und daran fehlt's der Türkei nicht.

Merkt die Bevölkerung erst durch Erfahrung, daß die ausgehobenen Mannschaften schon nach Jahresfrist regelmäßig wieder in die Heimat entlassen werden, daß die Einberufung zur Fahne nicht mehr gleichbedeutend ist mit einem Abschied für immer, so wird sie sich mit dem gegenwärtig äußerst verhaßten Heeresdienste befreunden. Auch ketzerische und halbfreie Stämme wie die Drusen, Kisilbaschen, Afscharen, Nasairier, Kurden, Tscherkessen und so weiter werden sich nach und nach zur Leistung der Wehrpflicht verstehen, die allmählich selbst auf die übrigen Völkerschaften ausgedehnt werden kann.

Die wichtigste Folge der verkürzten Militärdienstzeit ist das Wachstum der Rasse, die das Reich begründete und bis jetzt erhielt und die, wie einsichtige Türken selbst zugeben, in den letzten Jahren an Zahl erschreckend abgenommen hat. Weitere Vorteile sind die Mehrung der Steuerkraft, Herstellung von Vertrauen und Anhänglichkeit zur Regierung, Verminderung der Ausgaben zur Unterdrückung der Räuberbanden, die rasch verschwinden werden, sobald das Landvolk sich zufrieden fühlt. Läßt sich die Regierung endlich angelegen sein, eine auf das Wohl der Untertanen bedachte Verwaltung und geordnete Rechtspflege zu schaffen, dem Handel und Verkehr freie Bahn zu öffnen, die natürlichen Bodenschätze mit Hilfe fremden Kapitals zu heben, die Volkserziehung zu verbessern, so kann Schritt für Schritt der schwerkranke Staat sich erholen und langsam Gesundung eintreten. Aber die Vorbedingung für die Genesung bildet eine langjährige Ruhe durch Verzicht auf unhaltbare Gebiete. Da die türkische Reformpartei dies nicht einsieht, vielmehr in der Festhaltung ihr

entgleitender Landstriche das beste Blut vergeudet, halten wir das Osmanenreich für verloren; es stirbt an Erschöpfung.

Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß der völlige Zusammenbruch unmittelbar vor der Türe steht. Kriege, Aufstände, Seuchen und Hungersnot zehren selbstverständlich die lebendigen Kräfte der Türkei rascher auf, während friedliche Zeitläufte und gesunde, fruchtbare Jahrgänge das Hinsiechen verzögern, aber nicht abwenden. Der schließliche Ausgang steht fest, wenn auch in seinem heutigen Zustande das Osmanenreich noch einen bedeutenden Machtfaktor darstellt, den man nicht unterschätzen darf.

Josef Hofmiller: Gedanken über unsere Literatur.

Der Tod hat in den letzten Jahren aufgeräumt mit den Größen der Literatur. *Les rois s'en vont*: das Wort stand über dem abgelaufenen Jahrfünft. Ibsen, Swinburne, Tolstoi, Carducci: vier schwerwiegende Namen, vier unwiederbringliche Verluste. Frankreich kommt bei dieser Totenliste kaum in Betracht, da die Zola, Daudet, Maupassant, deren Tod übrigens weiter zurückliegt, trotz aller Verschiedenheit des Stils und Temperaments verwandte Geister, in die Gruft sanken, ohne eine Lücke zu hinterlassen. Der bloße Erzähler wird am raschesten, wenn auch selten gleichwertig ersetzt; die drei hatten den Zenith ihrer Kunst längst ebenso hinter sich wie den besten Ruhm. Eine Literatur, die der künstlerischen Gattung, nicht nur der Menge nach, vor allem auf Erzählern und Salondramatikern ruht, ist damit allein schon zweiten Ranges: der Fall Frankreichs; und ein Schrifttum, dem die großen Lyriker plötzlich wegsterben, wird dadurch zweiten Ranges: der Fall Englands. Frankreich hatte freilich mit Balzac und Flaubert zwei Namen in die Wagschale des verflossenen Jahrhunderts geworfen, von solchem Karat und solcher Schwere, daß keiner sie in die Höhe schnellen ließ, den das nichtfranzösische Europa in die andere legen mochte, weder Thackeray noch Dickens, nicht einmal Gogol, Dostojewski und Tolstoi. Diese starke Rasse der großen Erzähler ist ausgestorben. Mit Tolstoi verschwand zuletzt noch etwas wie der Lear des Romans. Der geniale Meredith, außerhalb seines Vaterlandes mehr berühmt als gekannt, ward in seiner Heimat, dank einem durch jahrhundertlange Übung festgehaltenen Niveau erzählender Mache, annähernd durch den jüngeren Nachwuchs ersetzt. Aber als Ibsen starb, war es, als ob das Drama selbst mit ihm auslösche; nicht nur das norwegische, sondern das europäische Gesellschaftsdrama überhaupt. Die lange Entwicklung seit Scribe, Augier, Sardou, die in seinem Werke

die letzte, dünnste, feinste Spitze getrieben hatte, war abgestorben. Was nach ihm versucht wurde, waren nur Experimente, wie alle Opern, die unmittelbar nach Wagners Tod entstanden. Denn auch Wagner war eine Sackgasse, wie Ibsen. Alle Vollender sind Sackgassen. Eine Genie scheint die endgültige Form gefunden zu haben, aber wenn es stirbt, zeigt es sich, daß es allein sie ausfüllte und kein Anderer mehr mit ihr etwas anfangen kann. Was heute in Europa für das Schauspiel geschrieben wird, ist entweder reines Geschäft, und scheidet damit aus diesen Bemerkungen aus; oder es ist reines Experiment, daher ohne Belang für Bildung einer Tradition, die wenigstens eine Zeitlang vorhält; oder endlich neuer Most in alte Schläuche gegossen, worüber das Nötige bereits bei Matthäus und Lukas steht.

Mit Swinburne schied einer von den Gewaltigen und Langlebigen, die dem viktorianischen Zeitalter sein besonderes Gepräge verliehen, wie das vorhergehende durch drei geniale Frühvollendete bezeichnet ward, Byron, Shelley und Keats. Geboren im selben Jahre, in welchem Byron starb, überlebte er Tennyson, Robert Browning und Rossetti, von denen jeder beim Sterben einen Teil seines Ruhmes ihm zurückgelassen zu haben schien: da er starb, war es, als stürben all jene Frühern noch einmal und erst unwiderruflich, und die Lücke war ungeheuer. Die englische Dichtung selbst lag im Sarg.

Carducci und Fogazzaro, denen man, wenn auch nicht der künstlerischen Höhe nach, aber als Vollstrecker eines nationalen Willens, als Vorkämpfer des dritten Italien, als bewußten Erzieher von Art und Sprache seiner Landsleute den bescheidenen Edmondo de Amicis beigesellen mag, rissen die besten Hoffnungen eines doppelten Italien mit sich in die Grube: eines Italien der dichterischen Wiedergeburt, und der religiösen Erneuerung.

Der Tod hat so gründliche Arbeit getan, daß ihm auf lange Zeit kein Hoher mehr zu fällen bleibt: es ist niemand mehr da. Nicht im gegenwärtigen Frankreich, das nicht einen einzigen Autor von europäischem Rang und Ruf besitzt, noch in den drei skandinavischen Reichen; im Rußland der Artzibaschew und Gorki sowenig wie im Italien Gabriele d'Annunzios. Überall sind die Normalwüchsigen, bestenfalls Feinen, an die Stelle der Starken und Großen getreten; die Psychologen; die Nachmacher; die Schauspieler toter Götter und entschwundener großer Zeiten; die Exzentrischen und Maßlosen; die Winkellyriker; die wackeren Theatraliker, die braven Unterhaltungslieferanten. Es wimmelt von begabten Schriftstellern, aber haben wir eine große Literatur?

Gibt es heute irgendwo in Europa eine Gruppe von Dichtern, die sich durch eine Art von Programm verbunden fühlten, durch irgendein noch so fernes, aber hohes Ziel, einen gemeinsamen Glauben, einen gemein-

samen Haß? Wo gibt es die Begeisterung einer Heidelberger oder Berliner Romantik, wo den Elan der *époque fulgurante* von 1830, wo die frische Erobererstimmung eines jungen Deutschland, das wärmende Feuer eines *cénacle*, den mystischen Glauben an eine präraffaelitische Weiheformel, den glühenden Haß des Philisters, der die Eingeladenen auf Flauberts Junggesellenzimmer einte, wo nur das Draufgängertum der Münchner „Gesellschaft“ von Achtzehnhundertneunzig? Wo ist eine Jugend, die an eine Türe pocht mit der kostbaren Ungebärdigkeit ihrer zwanzig Frühlinge, mit der siegesgewissen Ehrfurchtlosigkeit eines erobernden und überzeugten Geschlechts? Die Sezessionen sind eine Gesellschaft saturierter Herren im besten Alter geworden, und die jungen Schriftsteller, gleich den Komponisten, geneigter eine Gewerkschaft zu bilden als einen Hainbund.

Als Schaffender ist heute jeder einsamer und isolierter denn je. Er produziert gleichsam hinter gläsernen Wänden, allen sichtbar, aber von allen getrennt. Ist ihm nicht Sichtbarkeit wichtiger geworden als Mitteilung? Was er hervorbringt, quillt aus dem Persönlichsten und Willkürlichsten, nicht aus einem gemeinsamen Erbe: darum wirkt es isoliert als ein gesteigertes Zufälliges, und vermehrt keine geistige Habe. Das nämliche niederdrückende Gefühl, mit dem wir durch jede moderne Gemäldeausstellung gehen, erfaßt uns, wenn wir ein Dutzend neuer Bücher lasen: Alles ist zum Verzweifeln geschickt, aber ohne innere Not mehr gemacht als geworden, und die Welt wird arm vor lauter Kunst.

In der zarten Jugenderzählung des Indologen Max Müller stieß ich neulich auf Sätze, welche wie eine Kritik unserer gegenwärtigen Literatur klingen. Von den Dichtern heißt es einmal, daß sie „wie andere Sterbliche ruhig ihrer Gedanken pflegen und in Geduld des Augenblicks warten, wo ein heller Blick ihnen neue Aussichten ins Unendliche öffnet“. Uns ist die Frommheit verloren gegangen, die im kleinsten Lied von Schubert als wirkende und beseelende Macht lebt, wie in jener liebenswürdigen Malerei der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts, zu deren Wiederentdeckung die ganze zweite Hälfte verstreichen mußte, wie endlich in jeder Seite Adalbert Stifters oder Gottfried Kellers. Ein Stillehalten vor der Welt, ein Warten und Sichbescheiden, heitere Klarheit, die sich nicht zur Produktion zwingt. „Die großen Dichter“, heißt es an der nämlichen Stelle, „vergönnen sich Ruhe: in Homer lesen wir oft hundert Verse ohne eine einzige Schönheit und ebenso in Dante, während Pindar, den ihr alle so bewundert, mich zur Verzweiflung treibt mit seinen Extasen.“ Wären wenigstens die Extasen unserer Künstler so echt wie die Pindars! Aber sind sie nicht oft nur Extasen der Geläufigkeit? Hören wir nicht bei den Höheflügen manches einsamen Adlers allzudeutlich den Benzinmotor? Unserer Dich-

tung eignet ein forciertes und superlativistisches Getue; sie wird mit all ihrem Bemühen um möglichst starke und absolute dichterische Wirkung nur verstandesmäßiger und rechnender. „Die Literatur wird immer widerlicher“, klagte der Unbekannte schon im Jahr achtundsiebzig: „Die Leute gehen jetzt nicht mehr hinein mit der harmlosen Bravour, die, im Drang sich selbst zu geben, dem Stümper wie dem Genie eigen ist. Nun ist's ein Gewerbe, und aus dem soliden Leder der Gymnasien, woraus Schullehrer auf den Leisten geschlagen wurden, schneiden sie jetzt schönen Geist für Leihbibliotheken und Residenztheater zu. Sie können Tacitus und Terenz in der Originalsprache lesen, und wir müssen dafür einen Nero erleiden, der seinerzeit als ein verrückter Schneidergeselle von Seneca zur Tür hinausgeworfen worden wäre. Aber es muß eben mit Gewalt alles bedeutend sein. Was den Leuten allen fehlt, ist natürliche Anmut, ohne die es einmal nicht geht. Sie wollen Stil machen und bringen nur einen Stiel zuwege, der keine Blume trägt, was ihn allein entschuldigt.“ Wird nicht eines schönen Tages das Publikum einer großen Anzahl unserer Dichter mit einem Male müde sein und sich von ihnen abwenden mit der Begründung, die schon Lichtenberg gegeben hat? „Das wären keine Originale, das wären Dichter aus Dichtern, und nicht Dichter aus Natur, durch sie werde das Kapital nicht vermehrt, sondern nur die Sorten verwechselt, bald Silber in Kupfer, bald Gold in Silber umgesetzt und so weiter.“ Hierher gehören die Modernisierungen alter Stoffe, die zu den auffälligsten, aber nicht erfreulichsten Erscheinungen der Literatur unserer Tage zählen. Eine wie ernste geistige Gefahr sie sind zeigt die kaum mehr zu leugnende Tatsache, daß selbst eine so außerordentliche poetische Begabung wie die Hugo von Hofmannsthals ihr verfallen scheint. Zu ihnen rechne ich natürlich weder Übersetzungen vom Range derjenigen Stefan Georges oder den Homer Rudolf Alexander Schroeders. Aber den Ödipus Hofmannsthals rechne ich allerdings dazu, und seine Elektra ebenso wie Ernst Hardts und Stuckens Erneuerungen bretonischer Sagen: Umdichtungen, die sich nicht auf die Sprache beschränken, sondern die Charaktere umdeuten, die dichterische Grundstimmung angreifen, die schützende und lebendige Atmosphäre, in welcher das Kunstwerk schwebte, zerstören, sein Pathos ins Pathologische verkehren, sein Ethos ausschalten und dafür den alten Stoff mit übler Modernität durchsetzen.

Vielleicht wird mir Goethes Iphigenie entgegengehalten, das „erstaunlich ungriechische und moderne“ Stück, wie Schiller es nannte. Wollte der Himmel, unsere Heutigen schalteten ebenso frei mit dem Stoffe und mit dem nämlichen Erfolge einer doppelten Befreiung und Bereicherung des Dichters und des Hörers. Es ist alles andre als Modernisierung, wenn ein Dichter zu den alten schönen Fabeln greift, um zu gestalten, was ihn

im Tiefsten bewegt; bloße Modernisierung hält in der Weltliteratur Umschau, wählt Stoffe ohne innere Not, nimmt heute da, morgen da. Der Dichter sucht Träger für sein Erlebnis und schafft dabei den Stoff ganz neu. Der dichtende Philologe geht vom Stoff aus und modernisiert die Sprache, die Motive, die Leidenschaften. Jener sucht für sein neues Erlebnis alte Gestalten, darum schafft er ein Ganzes. Dieser sucht für alte Gestalten neue Erlebnisse, darum bleibt er im Einzelnen stecken. „Ich schrieb meine Iphigenie aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben." Man hüte sich den großen alten Stoffen als Dichter zu nahe zu kommen. Es geht etwas Medusenartiges von ihnen aus.

Der Hintergrund, von dem sich viele Werke dieser Zeit abheben, ist nicht Natur und Leben, sondern Papier. Droht nicht der Schulsack manche Dichter zu erdrücken? Werden sie nicht allmählich so gelehrt, daß sie jede Kühnheit mit einer Belegstelle entschuldigen können? Man muß eine so eigenwillige und in jeder scheinbar fremden Form erst recht persönliche Persönlichkeit sein, wie Borchardt, um sich nicht nur ungestraft, sondern sogar mit Steigerung des eigenen Wesens mit dem Größten vergangener Zeiten auf Du und Du zu stellen. Sein Dante ist ebensoviel Borchardt wie Dante, und sein Pindar erschreckte alle Philologen, weil hier ein Gebieterischer einen Herrischen übersetzte, und ein Sturmwind einen Sturm. Er trägt niemals Tendenzen der Zeit in den alten Autor hinein, sondern drückt sein eigentümlich Individuelles in ihm aus, das, was Goethe in den orphischen Urworten als ΔΑΙΜΩΝ hinstellt. Eben diese innere Not, die nicht anders sein k a n n, scheint mir den im einzelnen oft bewundernswerten Übertragungen Hofmannsthals zu fehlen. Warum sind sie so? Sie könnten auch anders, sogar auf verschiedene Weise anders sein. Borchardt kann nie anders sein.

Ich brauche, um meine Worte vor falscher Auslegung zu schützen, nicht erst sagen, wie hoch ich den Dichter stelle, der uns die Gesammelten Gedichte gab und die Kleinen Dramen. Hier ist Hofmannsthal durchaus er selbst, und wie sein großer Vortrag über den Dichter in dieser Zeit nur ihn selbst verkündet, deutet und rechtfertigt, ist jede Zeile seines Frühwerks von ihm erfüllt. Ist es ein falscher Eindruck, wenn wir in seinen neueren Werken dieses Selbst vermissen, wenn sie uns mehr gewollt als geworden scheinen, sein Wesen nicht nur verwandelt, sondern fast verflüchtigt? War die Essenz, die so stark in seinem Frühwerk zu spüren ist, zu fein, um lang anzuhalten? Außerordentliche Kunst und erlesener Geschmack zeichnen auch seine neueren Hervorbringungen aus, aber wir suchen ihn selbst, und finden ihn kaum noch. Gelegentlich scheinen Augen zu blicken wie durch Gesträuch, gelegentlich klingt ein Tritt vorbei, den wir zu kennen glaubten,

etwas wie eine Stimme tönt, wir suchen, horchen, biegen das Geäst auseinander: wir haben uns also getäuscht? Das macht uns traurig.

Aber es ist noch schlimmer, wenn die ἁπαξ λεγομενα als kleine Münze in den geistigen Verkehr des Mittelstands kommen. Es ist noch schlimmer, wenn Feinschmeckerbissen das tägliche Brot verdrängen. Es ist noch schlimmer, wenn das Streben nach Köstlichem und Entlegenem fruktifiziert wird. Schätzenswert ist der Ehrliche, der vor den Deckenbildern der Sixtina gähnt. Schädlich, weil zu eitler Nachahmung reizend, der Kulturheuchler, der sie bewundert, weil sie im Bädeker einen Doppelstern haben. Der erste kann in zwanzig Jahren so weit sein, daß er sie liebt; und wenn er sie liebt, versteht er sie auch auf seine Weise. In denselben zwanzig Jahren ist der erlogene Enthusiasmus längst erkaltet und beim Varieté gelandet. Das Massenangebot von Kunst, die leichte Erreichbarkeit jeder Art Kunst schadet ihr am meisten. Brave Bürger, deren bekömmliche Kost etwa Zar und Zimmermann wäre, winden sich in Gesten der Bewunderung vor allen neun Symphonien Anton Bruckners, und, was das Grauenvolle ist, sie *verstehen* sie! Alle verstehen Alles. Alle genießen Alles. Alle beschwatzen Alles. Alle bewundern Alles. Sie sitzen im Baumeister Solneß, aber ein heimlicher und ehrlicher Winkel ihrer Seele sehnt sich nach dem Weißen Rößl. Alle Finger zucken ihnen nach der „Woche", aber sie gähnen über dem Jahr der Seele. Weinreisende, die sonst brav im Lande blieben und sich redlich von Mikoschwitzen nährten, starren tiefsinnig und erschüttert an, was Herr Reinhardt aus dem Ödipus gemacht hat: eine Verwechslung von Orchestra und Manege.

Eine Welt trennt uns von der frommen Griechheit Felix Mendelssohns, der eine harmonische Seele in die edle Strenge seiner Chorgesänge goß, wie Richard Strauß die flackernde Unruhe einer Seele ohne Mittelpunkt vorgestern in der perversen Verzerrung einer Novelle Flauberts, gestern in der Vergräßlichung der griechischen Tragödie, heute in der Beardsleyisierung des theresianischen Wien entblößte. Eine Musik, deren Wesen durch die Dichtung kaum mehr beeinflußt wird, die ebensogut zu Bernard Shaw oder Schalom Asch wie zu Sophokles paßt, ist nur der letzte Ausdruck Selbstzweck gewordener Technik und der Hintergrundlosigkeit eines im tiefsten Grunde unpersönlichen und widerlebendigen Ästhetentums. Denn, um zum letzten Male Max Müller das Wort zu geben, „es gibt etwas, was allen großen Dichtern, allen wahren Künstlern, allen Heroen auf Erden gemeinsam ist: . . . das Unendliche, das hinter ihnen zu liegen scheint, ein ferner Blick ins Ewige, eine Vergöttlichung des Kleinsten und Vergänglichen". Die Werke dieser Zeit sind ohne den metaphysischen Hintergrund, der Resonanz verleiht; sie schreien, aber sie verhallen, während das leisere Wort einer früheren Zeit so sicher das Ohr traf und so rührend das Herz.

Künstlern ohne Feuer sitzt ein Publikum ohne Wärme gegenüber. Keine unsichtbaren Wellen fluten elektrisierend zwischen Bühne und Hörern hin und her. War je vorher der Zuhörer so rein zum Zuschauer geworden? Sind die Menschen je so kaltblickend, so zur Unempfänglichkeit entschlossen in den Theatern gesessen wie die Zuschauer einer Uraufführung von heute? Kann in diesen Räumen bei solcher Stimmung das Wehen eines Geistes verspürt werden? Stieße sich nicht der Genius der Dichtung die zarten Flügel blutig an der durchsichtigen, aber undurchdringlichen gläsernen Wand, die ihn von Ungerührten trennt und aus dem Finstern geblendet ins Grelle Starrenden?

Neure Romane lagen neben neuen Auflagen älterer auf dem Tisch. Die Touristennovellen Widmanns neben Paul Heyses Ewig-Menschlichem; die Arme Margaret neben einem Band Erzählungen der Ebner-Eschenbach; Frau Jenny Treibel neben Wassermanns Goldenem Spiegel; Fogazzaros Leila; die Ehrlichen Seelen der Grazia Deledda. „Dies mußt du zugeben", sagte der Fortschrittler in mir, der eine Schwäche für alle neuen Geschichten hat, „daß die Jungen auf dem Gebiet der Erzählung Tradition und Niveau halten; das Niveau sogar des reinen Unterhaltungsromans hat sich erfreulich gehoben." „Dafür ist das des Romans, der nicht nur unterhalten will, unerfreulich gesunken", erwiderte mein innerlicher Reaktionär, der eine Schwäche für alle alten Geschichten hat. „Nicht nur unterhalten? Was soll das nun wieder? Ich denke, jeder Roman will doch in erster Linie unterhalten!" „Ich glaube, daß nicht ein einziger großer Roman der Weltliteratur geschrieben wurde, um zu unterhalten, sondern weil der Dichter mußte; eine Vision loswerden, die ihn sonst nicht mehr losließ; ein Weltbild gestalten, eigene und fremde Existenz ins Ganze und Konsequente erhöhen, Schöpfer sein, Menschenbildner wie Prometheus. In diesem Sinne, glaube ich, schreibt ein Dichter . . ." „Ach was, immer Dichter, Dichter! Ich spreche vom Romancier, der durchaus kein Dichter zu sein braucht!" „Ich glaube, daß es nicht einen einzigen Romancier gegeben hat, der kein Dichter im strengsten Sinn gewesen wäre. Cervantes sowenig wie Gustav Freytag, um zwei Leute zu nennen, die ziemlich weit auseinander liegen. Balzac war ein Monstrum von Poesie, über den Dichter Zola hat Brandes schon alles vorweggenommen, Dickens war Dichter bis zum Mythus, die großen Russen . . ." „Schön, schön, alles richtig, bringe nur nicht gar noch den Wilhelm Meister und die Leiden des jungen Werther!" „Ja wahrhaftig, die hatte ich vergessen. Denn, nicht wahr, wenn wir vom Dichterischen im Roman sprechen, ist doch der Meister für uns der Ausgangspunkt. Aber du hast mich vorhin nicht ausreden lassen: ich glaube wirklich, wertvoll und dauernd sind nur die Werke, bei denen der Erzähler an

kein Publikum gedacht hat als an sich selbst: Ich bin meine einzige Instanz, mich muß ich zufriedenstellen, und ich will mir's gehörig sauer werden lassen!" „Und lassens sich's die nicht auch sauer werden? Verkennst du denn ganz, wieviel ernstes Bemühen in einem solchen Stoß Romane steckt, und wären's auch nur — Unterhaltungsromane?" „Ich weiß es wirklich nicht. Manchmal, wenn ich sehe, wie flink das Zeug geht, frage ich mich, offen gestanden, ob es denn gar so schwer sei. Ich will nicht von Ompteda reden, der unsern Germanisten vom Jahre 2400 Stoff zu Dissertationen liefern wird; sie werden den Namen, wie etwa Homer, oder Della Robbia, für eine bloße Fabrikmarke halten und die einzelnen Beiträger dieser unübersehbaren Literatur wissenschaftlich scheiden und feststellen. Aber sieh selbst einen Autor an wie Bartsch! Fängt er nicht an, sein feines Talent zu industrialisieren? Sie schreiben zuviel, viel zu viel, all diese erfolgreichen Erzähler, und kommen dabei herunter." „Und die Handel-Mazzetti? Schreibt die auch zu viel?" „Ich muß wieder sagen: ‚ich weiß nicht recht' mit dem Hintergedanken ‚ich weiß es doch: ja! ja! ja!' Ich fürchte, sie schreibt auch zu viel, denn eigentlich war die Arme Margaret doch nur die thematische Umkehrung von Jesse und Maria." „Selbst wenn, zeigt dies Nicht-fertig-werden-können mit einem Problem nicht, wie ernst sie's meint, wie innig sie mit ihren Sachen verwachsen ist?" „Ich weiß es nicht. Heiße mich was du willst, aber ich weiß wirklich nicht, ob nicht die Arme Margaret schon ein wenig Rezept ist, so wie die neuesten . . ."

Stimme des Telephonfräuleins: „Pardon, die fünf Minuten sind um, entweder Sie werfen ein weiteres Zehnpfennigstück ein, oder ich muß die Verbindung ausschalten."

Erzählende Bücher haben ihre Geschwindigkeit, ihr Gewicht und ihre Luftwärme. Die Geschwindigkeit des Vortrags unserer Erzähler ist, verglichen mit der früheren, gesteigert, ihr Gewicht geringer. Neben einer Geschichte von den Größenmaßen des Pendennis etwa, erscheint der Umfang selbst der Buddenbrooks schmal. Der dickste deutsche Roman wird dünn, wenn man ihn neben Tolstois Anna Karenina legt. Wir haben keine große Architektur der Erzählung. Was deren Luftwärme angeht, so hat sie, wie mir scheint, zum Teil eingebüßt bis zur Kühle, zum Teil zugenommen bis zur Schwüle; in beiden Fällen ist sie nicht mehr behaglich. Es fehlt jene anregende Zimmerwärme des Wohlwollens, in welcher erst der Rotwein seine Tugenden zeigt und die Seelen ihr Bestes offenbaren. Es fehlt der angeborene Adel des Fühlens. Der Dichter der Effi Briest sah Allzumenschliches nicht weniger scharf als Thomas Mann, und der des Abu Telfan empfand Verächtliches nicht minder bitter, als sein Bruder Heinrich, und dennoch, welcher Wärmeunterschied! Wenn wir aus der Welt der Raabe,

Fontane, Heyse, Widmann in die der Mann, Schnitzler, Wassermann hinübertreten, knöpfen wir den Mantel so fest zu, daß selbst Richard Schaukals Herr von Balthesser nichts zu nörgeln hätte. Denn wenn sie auch weissagen können, und wissen alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und mit Menschen- und mit Engelzungen reden: sie haben der Liebe nicht.

Denn, nicht wahr, wir wollen die phallozentrische Richtung eines großen Teils unserer Literatur nicht eitel Liebe nennen. Wollen offen zugestehen, daß keine Zeit so absichtlich, unverhüllt und anmutlos gewisse Naturdränge ausgebeutet hat, wie die unsere. Die Plumpheit dieser Spekulanten ist es, die anwidert, ihre schmalzige Rührsamkeit, das Berechnete ihrer sogenannten Erotik. Das Tantiemengelichter, das traurigen Dreck zu Operettentexten zusammenkehrt, ist nur der unheilbare Mob einer Literatur, die im selben Spital krank liegt, nur ein oder zwei Stockwerke höher. Mangel an Anmut und Geschmack im Erlebnis kennzeichnet auch sie. Sie duldet keinen Schleier, zerrt das zärtliche Geheimnis aus der umhüllenden Dämmerung, in welcher einzig ein natürliches Empfinden es erträgt, ins grelle Licht der Straße, womöglich unter die Bogenlampe des Schaufensters. Sie hat alle urwüchsige Fröhlichkeit verloren. Kein Heiligtum, in dem sie schwiege; keine Götterstatue, die sie nicht mit schmutzigem Nagel auf ihren Rohstoff hin ankratzte. Die Jahrtausende haben den uralten Priap mit Blumen geschmückt: sie reißt sie weg, tritt sie in den Schmutz und weidet sich am rohen Holzklotz. Wir haben das hellenische Märchen traurig verkehrt: nicht Eros verläßt Psychen, Psyche ist von Eros gegangen, weil man sie wegscheuchte, und siehe! der holdeste Gott hat sich in einen bockfüßigen Satyr verwandelt. In einem großen Teil unserer Literatur finde ich einen Mangel an Edelsinn gegenüber der Frau, gewissermaßen eine Selbstverständlichkeit der Taktlosigkeit, die sich schwer ausdrücken lassen. Noch weniger freilich ließe sich die völlige Abwesenheit des Zartgefühls, der seelischen Feinheit, der tiefe Abstand dessen, was wir überhaupt noch ertragen, von dem Niveau von Achtzehnhundertfünfzig ausdrücken, wenn wir gewisse Bekenntnisse, in Vers und Prosa, gewisser Schriftstellerinnen in Riechweite gelangen ließen.[1] Das Schlimmste über Frauen haben von jeher Frauen gesagt; aber schreiben tun sie's erst seit kurzem. Die Männer wollen es nie Wort haben, weil ihnen die Anbetung der Frau im dummen Blute liegt. Diese Schriftstellerinnen bemühen sich uns Tolpatsche von unserer himmelblauen Verehrung zu heilen; sie stechen uns den Star, auf die Gefahr hin, daß das Auge ausläuft.

[1]) Nennt nicht jemand sarkastisch den Namen Karin Michaelis und zeigt mit dem Finger auf mich? Ich bin hereingefallen, ich gestehe es offen. Wer noch nie eine Wildente vorgesetzt bekam, die sich hinterher als eine Gans mit Hautgout herausstellte, werfe den ersten Stein auf mich.

Rundschau.

Die Dresdner Hygieneausstellung.

Die Dresdner Hygieneausstellung ist ein Ereignis von dauernder kulturgeschicht-
licher Bedeutung. Es lohnt sich, die Konsequenzen zu ziehen, die sich aus
[er Ausstellung ergeben.

)ie Ausstellung bedeutet zunächst einen weiteren Fortschritt auf ausstellungstech-
hem Gebiete, einen Schritt auf einem Wege, der allerdings schon seit einiger Zeit
iesen ist. Es gab eine Zeit, in der das Wort von der Ausstellungsmüdigkeit
t bloß den Staffeleibilderausstellungen galt, für die es ja leider noch zutrifft,
ern dem Ausstellungswesen insgesamt. Daß die Ausstellungsmüdigkeit nur durch
unzweckmäßige Art der Darbietung verursacht wurde, haben mehrere Ausstel-
[en der letzten Jahre gezeigt, die zum Teil in kleinen Dimensionen gehalten,
en äußern Erfolg erzielten und auch neue Werte schufen. Es ist zu denken
ie berühmte Berliner Ausstellung, welche dem deutschen Volk den „stillen Garten"
eutschen Gemäldekunst erschloß, an die Münchner Ausstellung mohammedanischer
st. Solche Ausstellungen lehrten, daß es sich nicht darum handelt, etwas durch-
Neues oder Sensationelles zu bieten, sondern daß eine wirkungsvolle Ausstel-
gediegenen Inhalt in geschlossener Form und lehrhafter Weise bringen muß.
vorbildliche Modell einer Ausstellung, allerdings einer dauernden, gab dann
eutschland das unübertrefflich gut organisierte Münchner „Deutsche Museum".
ist zu sehen, wie allein durch die meisterhafte Ausstellungsweise angezogen alle
hten der Bevölkerung sich mit größtem Eifer dem Studium von Dingen hin-
, die als recht trocken galten und deren Anziehungskraft an sich gewiß nicht
r ist als die der in früheren Zeiten allein musealer Ausstellung gewürdigten
, kultur- und naturhistorischen Objekte. Die Tiefenwirkung unserer alten
en wird noch erheblich gesteigert werden, wenn neben der ästhetischen Forde-
die ja in manchen Museen nahezu oder gänzlich erfüllt ist, die didaktische Me-
des Deutschen Museums herangezogen werden wird. Das Prinzip des Deutschen
ıms finden wir in Dresden auf das Gebiet der Hygiene übertragen. Zum
ern Ruhme von K. A. Lingner, bekanntlich der Seele des Unternehmens, muß
werden, daß er dieses Prinzip nicht etwa den Schöpfern des Deutschen Mu-
abgesehen hat, sondern selbständig erfaßte, was schon daraus hervorgeht, daß
Prinzip schon vor Jahren in der von ihm geschaffenen, so außerordentlich
st- und erfolgreichen Wanderausstellung der Volkskrankheiten durchgeführt
)ieses so wichtige Prinzip ist am besten dadurch charakterisiert, daß der Auf-
ner Ausstellung in Form eines Lehrbuches zu erfolgen hat, dessen einzelne
l für sich behandelt werden. Wie das Lehrbuch erschöpfend sein muß, so
ne Ausstellung. Wie das Lehrbuch, da wo es nicht originale Abbildungen
kann, aus anderen Werken Bilder herübernehmen darf, so eine Ausstellung,
nicht Originalobjekte bringen kann, Modelle, Skizzen, Schemata. Wie
hrbuch systematisch von den Grundbegriffen zum Detail vorschreiten muß,
Ausstellung. Schrift und Rede müssen in der Ausstellung zurücktreten und
daher alles, was anschaulich gemacht werden kann, zur Anschauung in

irgend einer Form gebracht werden. Es muß aber auch alles, was hörbar, was greifbar gemacht werden kann, zum Hören, zum Greifen gebracht werden. Der Grundsatz des medizinischen Unterrichtes: es darf nichts geglaubt werden, was nicht durch den Augenschein bewiesen werden kann, hat soweit möglich auch auf Ausstellungen zu gelten. Schrift und Rede müssen wie gesagt hinter der Anschauung zurücktreten, bilden aber — und das ist sowohl im Deutschen Museum wie in Dresden systematisch durchgeführt — doch eine notwendige Ergänzung da, wo eben die Anschauung allein nicht genügt. Ein Museum, eine Ausstellung sind nur dann lebendig, wenn systematische Führungen, Demonstrationen, Vortragszyklen stattfinden. In jedes Museum, in jede Ausstellung gehören Hörsäle mit den nötigen Demonstrationseinrichtungen. Alle diese Bedingungen waren in Dresden erfüllt, die Ausstellung war vorbildlich. Sie zeigte, wie man mit gediegensten Mitteln auf die große Masse wirken kann.

Hat die Dresdner Ausstellung auf dem Gebiet der Ausstellungstechnik Vorgänger, so kann sie sich rühmen in einer Beziehung etwas vollständig Neues geboten zu haben. Sie zeigte, daß anatomische und physiologische Objekte ausstellungsfähig sind. Gewiß, anatomische Museen gibt es schon sehr lange. Aber sie spielen keine gute Rolle. Man muß sie in ihrer Wirkung mit den Schreckenskammern der Panoptika vergleichen. Die Leute gehen meist nicht hin, um sich zu belehren, sondern in der Hoffnung, den Kopf eines Hingerichteten zu sehen oder andere interessante, hinter Vorhängchen versteckte Dinge. In der guten Absicht, einfach Gruselsüchtige abzuschrecken, ist vielfach der Besuch dieser Sammlungen möglichst unbequem gemacht. Die Dresdner Ausstellung hat gezeigt, daß ein anderer Weg richtig ist. Hier ist nichts verborgen. Alles was einigermaßen zum Verständnis des menschlichen Körpers wichtig ist, ist da und doch wirkte gerade die Ausstellung „Der Mensch" so würdig, daß man Kinder hineinführen kann, und so ästhetisch, daß auch sehr fein angelegte Naturen nicht bloß das Grauen überwinden, das einmal solchen Dingen eigen ist, sondern zu einem Genuß kommen, der nur als ein ästhetischer bezeichnet werden kann. Dieser Teil der Ausstellung war betitelt „Der Mensch als Kunstwerk" und dieser Titel war keine Phrase. Das Geheimnis liegt darin, daß nur Präparate zugelassen sind, deren Beschaffenheit den höchsten Anforderungen an Konservierung in Form und Farbe entspricht und die daher schön sind, wie alles, was die Natur schafft. Dazu kommt, daß auch alle Modelle, Zeichnungen und Photographien mit sehr gutem Geschmacke geschaffen sind. Hier verrät sich dem Kundigen die Hand des Leipziger Anatomen Spalteholz, dem wir ein nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch ästhetisch vollendetes Atlantenwerk verdanken.

Neu ist auch die Ausstellungsfähigkeit der Physiologie. Es war bis jetzt kein Weg, diese so unendlich wichtige, interessante und fein durchgearbeitete Wissenschaft dem Volk, das heißt in dem Fall fast allen Nichtärzten, nahe zu bringen, und für viele sind noch die Hetzbroschüren der Vivisektionsgegner die einzige sehr trübe Quelle, aus der sie ihre Kenntnis dieser Wissenschaft schöpfen. Es ist in Dresden in sehr glücklicher Weise gelungen, eine ganz große Reihe physiologischer Erkenntnisse in geistreich erdachten Modellen zur Darstellung zu bringen. Selbst Ärzten werden dort manche Dinge zur Anschauung gebracht, die sie vorher wohl wußten, aber

sich nicht genügend anschaulich vorstellten, so die Blutmenge, die in einer halben Stunde durch den Körper strömt, der Druck, der auf den Klappen der Aorta lastet, die Zusammensetzung der Nahrungsmittel und anderes.

Ist es das Verdienst Lingners, gezeigt zu haben, daß die Dinge, welche wir kurz medizinische nennen wollen, ausstellungsfähig sind, und die Geheimnisse der medizinischen Arbeitsstätten in das klare Licht der Öffentlichkeit gestellt zu haben, so ergibt sich ein weiteres großes Verdienst der Ausstellung von selbst. Wir haben jetzt einen neuen und zwar den allein richtigen Weg zur Volksaufklärung. Man kann zweifeln, ob es richtig ist, Kunstverständnis ins Volk tragen zu wollen, man kann nicht zweifeln, daß es richtig ist, gesundheitsfördernde Kenntnisse ins Volk zu tragen. Freilich ist Halbwissen und Unklarheit, gepaart mit Anmaßung, für den Arzt, der Kranke behandelt, ein ärgerliches Ding; aber man darf sich in dieser Frage nicht auf den Standpunkt des Arztes stellen, der um so größere Suggestiverfolge erzielt, je unwissender sein Patient ist, sondern auf den des Hygienikers, der mit allen Mitteln an der Volksgesundung zu arbeiten hat, und auf den Standpunkt des Kulturförderers, der in der Unwissenheit ein kulturhemmendes Moment sieht.

Die Art und Weise, wie die Dresdner Ausstellung Kenntnisse ins Volk brachte, ist vorbildlich. Doch muß hier eine Einschränkung gebracht werden: zum Teil vorbildlich. Alles Lob, das gespendet wurde und ohne Vorbehalt zu spenden ist, gilt für die Teile der Ausstellung, die als „wissenschaftlich" bezeichnet waren. Neben diesem ernst zu nehmenden Teil fanden sich in den anderen Teilen manche nicht ernst zu nehmende reklamehafte, zum Teil anstößige Dinge. Auch der Vergnügungspark war in offenbarer Unterschätzung der Zugkraft der Ausstellung etwas weitherziger angelegt, als es den Zwecken einer Hygieneausstellung entspricht. Der Alkohol spielte hier eine größere Rolle, als ihm nach den sehr eindringlichen Demonstrationen der wissenschaftlichen Abteilung zukommen durfte. Die Fluten des technisch und hygienisch interessanten und wertvollen Undosabades waren trüber, als man es auf einer Hygieneausstellung zu sehen liebt. Die Einrichtung des Familienbades scheint sexualhygienisch kein Fortschritt und nicht nachahmenswert. Es ist rüde, das gemeinsame Baden der Geschlechter in ländlichen Sommerfrischen zu bemstanden. Aber Damen im Schwimmkostüm sollen nicht gegen Entree ein Schaubjekt für eine vielhundertköpfige Großstadtmenge sein und ein Bad soll ein Bad ein, nicht eine Gelegenheit für junge Leute verschiedenen Geschlechtes, Bekanntschaften nzuknüpfen. Daß eine Ausstellung „rein" sein kann in dem Sinne, daß sie ihre Tenenzen ohne Konzessionen an das Publikum von der Eingangs- bis zur Ausgangslre bewahrt, zeigte die letzte Münchner Kunstgewerbeausstellung, wo mit Rigorotät die ästhetische Forderung durchgeführt wurde, den bislang üblichen Ausstellungshund nicht hereinzulassen. Der Ausschluß des hygienischen Schundes ist in Dresden icht gelungen, nebenbei gesagt auch nicht des ästhetischen, so hoch auch im Durchschnitt e ästhetischen Leistungen der Dresdner Architekten und der Ausstellungsarrangeure schätzen sind. Sehen wir von diesen Dingen ab, um im Lobe fortzufahren.

Von großer Wichtigkeit war, einmal der großen Menge gezeigt zu haben, was ygiene ist. Die Einleitung des Kataloges betont, daß die meisten nur die allerrworrensten Begriffe von ihr haben. Sie denken an Kanalisation, Desinfektion,

andere an Krankenpflege, an eine „Hantierung mit wissenschaftlichen Instrumenten und Apothekerwaren". Das Komitee bemerkte mit Erstaunen, daß auf den 530 Plakaten, die auf das Preisausschreiben eingingen, nicht weniger als zirka 800 Schlangen angebracht waren, „die entweder aufgespießt, erwürgt, getreten oder mit den allerunmöglichsten Instrumenten niedergestreckt und getötet wurden". Wann wird dieses unglückliche, unpassende und abgewirtschaftete Symbol, das einer unwissenden und unklaren gedanklichen Vermengung des heilenden, unterirdisch hausenden thessalischen Kulttieres und der lernäischen Hydra entstammt, endlich seine Rolle ausgespielt haben! Jedenfalls beweist die Tatsache, daß selbst die den gebildeten Ständen angehörigen und sich für Gesundheitspflege oft lebhaft interessierenden Künstler sich unter Hygiene nur Seuchenbekämpfung vorstellen. Daß noch Hunderte von anderen Dingen zugehören, daß vor allem die persönliche Gesundheitspflege nicht von den Naturärzten erfunden ist, sondern ein alter, wohlgepflegter Bestandteil der Hygiene ist, wurde auf der Ausstellung schlagend vorgeführt. Hier ist es am Platz, den neben der Abteilung „Der Mensch" für den Laien interessantesten Teil der Ausstellung zu erwähnen, die historische Ausstellung. Diese Ausstellung hat den Zweck, die uralte Praxis der Hygiene und die seit ebenfalls alter Zeit wissenschaftliche Bearbeitung dieses Gebietes anschaulich zu machen. Auch in dieser Abteilung erregt der Bienenfleiß Staunen, mit dem von allen Seiten das Material zusammengetragen ist. Der knapp gehaltene Katalog der historischen Ausstellung zählt weit über 20000 Nummern auf fast 600 Großoktavseiten auf. Nicht minder Staunen erregte die Geschicklichkeit, mit der gerade das Instruktive und das Neue gebracht wurde, die Opulenz, mit der die vielen Modelle und Tafeln in den eigenen Werkstätten der Ausstellung geschaffen wurden. Hier sah man Dinge, die selbst dem Archäologen neue Anschauungen bieten konnten: die Modelle aus den minoischen Palästen, die Teiche Salomons, die Enneakrunos, die Häuser von Priene, Stadtanlagen und Thermen von Salona, das Riesengrab vom Kôm-esch-Schukâfa und viele andere interessante, zum Teil noch unpublizierte Dinge. Besonders klar und erschöpfend war die Ausstellung antiker und mittelalterlicher Dinge; die den späteren Jahrhunderten gewidmeten Räume litten, wie es allerdings in der Natur der Sache liegt, an Überfülle, und wohl infolge Platzmangels ist nicht genügend scharf getrennt worden die Entwicklung der Hygiene und die Verbreitung der freilich eine größere Rolle spielenden Mißhygiene. Da „Beispiel und Gegenbeispiel" schwer auseinanderzuhalten sind und das Material für die Gegenbeispiele natürlich viel reichlicher fließt, trat für den flüchtigen Besucher der Charakter einer hygienisch-geschichtlichen Ausstellung hinter dem einer kulturgeschichtlichen zurück. Es mag hier noch nachgetragen werden, um die Fülle des Gebotenen und die Riesenarbeit der Ausstellungsleiter zu erkennen, daß die Ausstellung zwölf Abteilungen mit dreiundvierzig Unterabteilungen umfaßte und sich die Besprechung in diesen Blättern auf die beiden Abteilungen „Der Mensch" und die historische Abteilung beschränkt, von denen jede bei großem Fleiß und schon vorhandenen, wenn auch geringen Vorkenntnissen mindestens einer Woche zur Durcharbeitung bedürfte.

Da es ausgeschlossen ist, daß irgend jemand andrer als ein in Dresden ansässiger Privatier die Ausstellung studieren konnte in ihrer Gesamtheit, war es ein

ungemein glücklicher Gedanke, die praktisch wichtigsten und für die Allgemeinheit interessantesten Dinge in der Abteilung „Der Mensch“ der populären Abteilung nochmals gesondert und in ganz besonders klarer und eindringlicher Weise zur Ausstellung zu bringen. Lingner vergleicht hübsch die ganze Ausstellung mit einem großen hygienischen Lehrbuch (aus dem die vom Verleger beigegebenen Reklameblätter herauszuschütteln wären!), die populäre Abteilung mit einem kleinen, allgemein verständlichen Leitfaden. Hier ist auch das Praktische stark betont: der Leitfaden zeigt dem Besucher „an augenfälligen Beispielen, was er tun und lassen muß, um sein Wohlbefinden zu erhalten und zu steigern“, das geschieht besonders in den Abschnitten Ernährung, Kleidung, Körperpflege, Sport. Hier fühlt jeder: *Tua res agitur.* Um auch von den Dimensionen der populären Abteilung einen Begriff zu geben, mag erwähnt sein, daß der annähernd quadratische, sehr vornehme und zweckentsprechende Ausstellungsbau, der sie enthielt, eine Länge und Breite von fast achtzig Meter hat, daß bei der Beschaffung und Herstellung der Objekte zwölf ständige wissenschaftliche Mitarbeiter, dreißig mitwirkende Gelehrte, siebzehn Bureaubeamte und nicht weniger als hundertneun Beamte und Hilfsarbeiter in den Laboratorien, Ateliers, Konstruktions- und Modellierwerkstätten beteiligt waren.

Außer der direkten Erziehung zu gesundheitsfördernden Kenntnissen leistete die Ausstellung noch indirekt wichtige Dienste. Sie war weitaus die wichtigste Maßnahme, die bis jetzt zur Bekämpfung des schleichenden Übels der Kurpfuscherei geschehen ist. Der Kampf gegen die Kurpfuscherei ist eine der schwierigsten Aufgaben der Volkshygiene. Hier handelt es sich nicht bloß um den schwierigen Kampf gegen Dummheit und Unbildung — den haben andre auch zu führen, — der Kampf ist dadurch erschwert, daß infolge der notwendigen Personalunion zwischen Hygienikern und Ärzten die Kämpfer zugleich für ihr Klasseninteresse kämpfen und deswegen als parteiisch nicht gehört werden. Der Appell an die Intelligenz hat versagt und wird, wie sich zeigen wird, zunächst noch versagen, da es nicht gelingt, der Intelligenz eine Majorität zu verschaffen. Daß es doch gelingen möge, daß die Anhänger der Kurpfuscherei schließlich sich auf die unterdurchschnittlichen Intelligenzen und die Psychopathen beschränken — sie ganz zum Verschwinden zu bringen, ist ein Ding der Unmöglichkeit —, das ist das zu lösende Problem. Ein Weg zu der Masse der Belehrbaren, aber noch nicht Belehrten war bis jetzt noch nicht gefunden. Die Aufklärungsarbeit der Ärzte in Wort und Schrift hat nicht genügt. Die Stimme der Ärzte kann nicht in die Masse dringen, ihre Zahl ist relativ klein, nur ganz wenige verfügen über das nötige agitatorische Talent und auch bei bester schriftstellerischer Begabung können sie nie populäre Schriften so pikant und interessant gestalten, wie es die Gegner können, die es verstehen, ihre Elaborate durch Aufreizung der niederen Instinkte würzig zu machen. Gerade die interessantesten Dinge: greuliche Vivisektionsgeschichten, Menschenexperimente, Impfmorde, Damen im Sonnenbade und so weiter müssen ja wegfallen. Die Wahrheit ist nie so interessant wie ein Kolportageroman. Auch können populäre Schriften von Ärzten nicht in der Art der Kolportageromane und Naturheilbücher durch Schundverleger vertrieben werden. Das Problem ist identisch mit dem der Schundliteratur. Nik Carter ist schwer durch Goethe zu verdrängen. Lingner hat nun doch einen Weg

gezeigt, der zur Masse führt. Seine Ausstellung ist belehrend, ohne langweilig zu sein. Hier sehen alle, auch die, die kein Buch in die Hand nehmen, daß die Ärzte keine bloßen Schwätzer sind, daß sie fleißig, ernst und ehrlich arbeiten, auch in Gebieten, wo sie nichts verdienen, daß sie viel wissen müssen, daß die Erlangung ihres Wissens mühevoll ist. Das Volk sieht, daß der Wissenschaft ernstlich angelegen ist, die Körperkultur zu heben und daß die persönliche Gesundheitspflege kein Reservatrecht der Kurpfuscher ist. Es sieht, daß die Bazillen keine Erfindung verrannter geldgieriger Köpfe sind. Es sieht, daß die medizinischen Wissenschaften keine Geheimlehren sind, sondern eine offene Darlegung vertragen, und daß alle wichtigen Schlüsse von Leuten mit klarem Kopfe leicht gezogen werden können. In der Dresdner Ausstellung haben die Ärzte den Beweis ihrer Glaubwürdigkeit gegeben. Vielleicht wird man ihnen auch dann einmal glauben, wenn sie die Kurpfuscherei als ein auszurottendes Volksübel bezeichnen.

Es handelt sich nun darum, alle diese großen Wirkungen der Hygieneausstellung zu dauernden zu machen. Lingner schwankte, ob er ein Museum oder eine Ausstellung machen solle und entschied sich für diese. Das war richtig, zunächst. Jetzt muß das Museum, besser die Museen kommen. Die Ausstellung hat gezeigt, daß die Museen möglich und daß sie nötig sind. Vor allem Museen in der Art der populären Ausstellung. Der Ort der Museen: alle Städte, die in der Lage sind, größere kultur-, natur-, kunsthistorische Museen zu unterhalten, müssen auch ein Hygienemuseum haben. Die finanzielle Frage dürfte nicht unüberwindlich sein. Die ganze populäre Ausstellung hat nicht viel mehr gekostet als ein halbes Dutzend Manets oder ähnlicher Meister, nicht halb soviel als ein echter Raffael. So gut Lücken in unsern Gemäldegalerien ausgefüllt werden müssen, auch wenn die Ausfüllung schmerzlich viel Geld kostet, so gut muß diese Lücke in unserm Museumswesen ausgefüllt werden. Bei bescheideneren Dimensionen kommt die Einrichtung gar nicht sehr hoch. In den mittelgroßen Städten läßt sich ein derartiges Museum oft an ein schon bestehendes naturhistorisches angliedern. In den großen Städten werden eigene Museen am Platze sein. In München besitzen wir schon die recht erheblichen, schönen Anfänge eines Hygienemuseums und zwar dreifach; sehr viel steckt im Deutschen Museum, sehr viel im Arbeitermuseum, dessen unpraktisch gewählter Titel leider die meisten glauben läßt, es enthalte uninteressante oder sie nichts angehende Dinge, und in dem von Hecker in den Süddeutschen Monatsheften angeregten Museum für Säuglingspflege. Dieses Museum könnte zu einem Museum der Volkswohlfahrtspflege ausgebaut werden. Wenn Lingner gestatten würde, daß seine Modelle und Tabellen durch Kopierung dauerndes Gemeingut des deutschen Volkes würden, würde er sein stolzes Werk krönen.

Das so schöne historische Museum der Ausstellung läßt sich leider nicht vielfach reproduzieren. Die Originale sind zum Teil sehr selten, zum Teil schon zur Genüge in kulturhistorischen Sammlungen enthalten, zum Teil nur für Spezialforscher von größerem Interesse. Die Modelle und Zeichnungen ohne Originale sind Stückwerk. Auch ist ein ständiges Museum von diesem bis jetzt nie gesehenen Umfang in erster Linie von Bedeutug für Ärzte und Kulturhistoriker. Es könnte seiner ganzen Natur nach in Deutschland nur einmal existieren. Ansätze zu einem der-

artigen Museum finden sich im Nürnberger Germanischen, im Münchner Deutschen Museum, im Berliner Kaiserin-Friedrich-Haus. Die Angliederung einer medizinisch-hygienisch-geschichtlichen Abteilung in München und Berlin scheint nicht zweckmäßig, in Nürnberg kann das Museum nicht genügend ausgenützt werden wegen des Mangels einer Universität. Nur eine große Universitätsstadt kann für dieses Museum, das eine dringende Forderung der Medicohistoriker ist, der Platz sein. Der Ort ist gegeben. Nur in Leipzig besteht eine Professur für Medizingeschichte und ein Institut, das durch die Puschmannstiftung und durch die Persönlichkeit Sudhoffs zum Zentrum medizingeschichtlicher Forschung geworden ist. Dazu kommt, daß gerade in Leipzig eine Sammlung, die zu gleicher Zeit dem Publikum wichtige kulturgeschichtliche Anschauungsmittel bietet, sehr erwünscht sein muß.

Das sind die Gedanken und Hoffnungen beim Scheiden von der Hygieneausstellung. Möchten sie nicht utopisch sein!

München.

Hermann Kerschensteiner.

Münchener Kunstausstellungen im Jahre 1911.

I. Vorbemerkung:

Grundsatz 1: Jedem Autor gefällt sein Werk.
" 2: Jeder Autor will lobend erwähnt werden.
" 3: Jeder Autor will sein Werk verkaufen.
" 4: Der Kritiker hat nichts mit merkantilen Vorgängen zu tun.
" 5: Der Kritiker wäre glücklich, jeden Autor loben zu können.
" 6: Dem Kritiker gefallen sehr wenige Werke.

Aus solchen Gegensätzen entstehen schwere Konflikte in der Seele des Referenten: fürchterliche gordische Knoten! Der innere Druck wächst durch die Einsicht, daß durch keinerlei Kritik schlechte Werke gebessert oder annulliert werden. Man mag von Bildern, Statuen, Bauten sagen und nachweisen, was man will — alles bleibt, besteht, existiert weiter! „Es ist, man möchte rasend werden!"

Das Endresultat ist gewöhnlich die allgemeine Unbeliebtheit des schlimmen Kritikers, den die Autoren schnell und schimpfend der Kategorie der Trottel einreihen, denen natürlich der richtige Maßstab fehlt!

Der richtige Maßstab? Halt!! Das ist das Alexanderschwert! Knoten! elende! Der Knotendurchhieb, Freunde! heißt: „Den Maßstab gibt es nicht!" Jeder hat einen andern Fuß, das alte Reich besteht für immer: es duodezelt, centidezelt, millidezelt! Und da es nie einen Einmetermaßstab geben wird — so bleibt dem Kritiker stets nur seine alte, eigene Elle — mit der er seine Freunde ausmißt.

Es bleibt beim alten — auch dann, wenn mildeste Stimmung vorherrscht, erzeugt durch beherzigenswerte Worte: „Man darf der Mittelmäßigkeit nicht widersprechen — sie ist Untergrund, Boden, notwendiger Gegensatz zu Höherem!" Oder: „Für das Volk muß es schlechte Kunst geben!" Fortgesponnen, erweitert heißt das: Die Köchin braucht den Schundroman, die Gouvernante kommt ohne die Birch-Pfeiffer nicht aus; Herr Huber braucht das „Duliöö oh — Juchhe! -Bild", weil ihm Hodler so fremd ist wie Heine. Denn Hubers Seelenbewegung vor

Bildern ist: Freude am Wiedererkennen eines bekannten Zusammenhanges. In der ihm fürchterlichen, fremden Welt der Kunst strahlt er auf, beim Wiedererkennen eines Tellers mit Kartoffeln, Hummern und Äpfeln. Eine gemalte Sennerin mit Kuh und Kalb begrüßt er, weil er es auch *in vero* tut — und so geht es mit Herrn Huber, Mayer, Müller, Schulze, Schmidt, natürlich auch mit ihren Damen, und der Kunst fort — bis ins Aschgraue!

Soll man wirklich so schlecht sein, solch harmlosen Gemütern die Freude an elenden Bildern zu verderben? Ist nicht eine Gemütsbewegung, ein Seelenkrampf, besser als nichts? Selbst wenn ein Kitschpulver die Ursache ist?

Kann man die Apotheker, die Fabrikanten von üblem Schnaps und Fusel, kann man die festnageln, schelten — bloß weil sie eine Forderung des Marktes erfüllen? Eigentlich nicht! Aber — aber! Man kann und muß ihnen zurufen, zuschreien: Verkauft ihr schon schädlichen und gemeinen Alkohol — dann, ihr Händler! — klebt keine Weinetiketten mit edlen Namen auf eure Flaschen! Versucht nicht, zu betrügen! Seid wenigstens ehrliche Fuselhändler!

Ist es schon wahr, daß ein Volk die Verfassung hat, die es verdient, dann stimmt es genau so, daß es die „Kunst" hat, deren es würdig ist. Betrachtet man die drei großen Kunstmärkte Münchens 1911 — dann kommt das Volk nicht allzugut fort. Es herrscht ein gewaltiger Kunstbetrieb — aber echte Werke sind selten wie Schweizer Kantonalmarken. Die Produktion ist gewaltig — aber — leider — produziert man meist recht billige Fabrikarbeit, Marktware, die die Herrn Huber, Schmidt und so weiter freut und die von ihnen gekauft wird.

Künstler — ich meine: Wesen, die etwas andres sind, als bloße Techniker oder Virtuosen oder Geschäftsleute — Künstler sind sehr selten. Und gerade in unserer materialistisch-intellektuell gefärbten Zeit wären sie, die Künstler, am notwendigsten: als Gegengewichte. Als Träger, Hüter und Bewahrer innerer Werte.

II.

A. Die Juryfreie Ausstellung.

Diese Ausstellung in den großen Hallen an der Theresienwiese zeigt nur 1372 Arbeiten, genau ein Drittel der Aussteller gehört zum schönen Geschlecht. Trotzdem hat die Ausstellung einen restlos guten und nicht zu bestreitenden Vorzug: das juryfreie Prinzip. Denn nicht einmal durch diese zweite derartige Ausstellung in München ist das treffliche Prinzip widerlegt.

Ich habe dafür Propaganda gemacht und werde es weiterhin tun — aber ich sage sofort: Heute ist in München die gute Absicht, die Herrschaft einzelner Gruppen unschädlich zu machen zugunsten des junges Nachwuchses — gegenstandslos, überflüssig — — weil? Weil es keinen jungen Nachwuchs zu geben scheint, dem mit kräftigen Standartenworten auf die Beine zu helfen ist.

Es geht mit dem guten juryfreien Prinzip wie mit einer weitgeschnittenen freiheitlichen Staatsverfassung, für die die Staatsbürger nicht passen, nicht reif sind. In einer juryfreien Ausstellung müßte vor allem und an erster Stelle junger Most — mit möglichst wüstem Gebaren, zu bemerken sein. Man müßte, als Zuschauer — belustigt, fröhlich entsetzt, zu heiterem Lachen und Schimpfen über göttliche

Frechheit angeregt sein: — im *Salon des Indépendants* in Paris erlebt man solche Gemütszustände — aber es darf nicht sein, daß ein verlegenes Lächeln und schließlich eine tiefe Depression, daß der Wunsch nach frischer Luft — sogar im wahren Sinn des Wortes — die innerlichen Erlebnisse bleiben.

Die Räume sind erfüllt von widerlich-süßlichem Leichengeruch — er entströmt den in guter Absicht aufgestellten, künstlichen Blumen — aber Besucher, die glauben in einem Leichenschauhaus zu sein, sind leider, leider — nicht im Unrecht. Was ist der Gegensatz zum lebendigen, echten Werk? Zum Kunstwerk? — Das tote Bild! Die tote Statue! Und von den 1372 Arbeiten leben nicht 100, nicht 72 — kaum 50. Das ist die traurige Wahrheit! Und daß es unter den wenigen Nicht-Schatten ganz wenige kräftige gibt — hier ist zu nennen Max Feldbauer und seine meist aus Damen bestehende Gefolgschaft — die unbestritten wenigstens über gediegenes technisches Können verfügen — das macht das Gesamtbild dieser Transsinzianer noch unerquicklicher. Daß der allerkrauseste Unsinn erscheint, daß die vollkommensten Stümper ihre Leistungen einsenden, daß Gleichgültigkeit, Banalität, Nichtkönnen, Ungeschmack Triumphe feiern — alles das ist bei einer juryfreien Ausstellung naturgemäß. Aber das fast absolute Fehlen der Gegenwerte: Jugendlichkeit, Frechheit, dreiste Versuche, alle Götzen umzuschmeißen, die Lust zu verblüffen, die Zunge herauszustrecken — ich sage: das Fehlen dieser und ähnlicher Gegenwerte macht es, daß die hier mögliche, lustige Jan Steensche Wirtschaft ersetzt ist durch eine triste Leichenfeier, bei der es kein Lebendiger aushält. Durchwandert man die Räume öfters in der besten Absicht, eine größere Anzahl besserer Arbeiten zu entdecken, dann erwacht schließlich ein frevelhaftes Gelüst: Man kommt in Versuchung, „Amok zu laufen", mit einer Autospritze an den Wänden entlang zu rasen, Petroleummassen zu vergeuden — und alles anzuzünden.

Trotz- und alledem: Das juryfreie Prinzip, das Faß, der Schlauch, ist und bleibt vortrefflich. Man kann als weinseliger Mensch nur hoffen, daß kommende Jahrgänge bessere Füllung bringen.

B. Die Ausstellung im Glaspalast.

Der Glaspalast hat durchaus den alten Charakter. Die einzelnen Gruppen haben den Juryfreien das Allerschlimmste überlassen — aber des Schlimmen gibt es auch im Glaspalast noch mehr denn zu viel. Ganze Säle würden bei den Juryfreien keineswegs auffallen — aber trotz der größeren Anzahl anständiger Arbeiten, unter denen es einige restlos gute gibt, ist von dieser wohlanständigen, gediegenen, oft recht spießbürgerlichen Bilderansammlung nicht viel Erfreuliches zu erzählen.

Die Scholle ragt hervor, wie immer — wiewohl auch in ihren Räumen recht minderwertige Bilder hängen; gute Arbeiten stehen auf dem Niveau früherer Jahre.

Verteilt in einigen Sälen und schwer herauszufinden sind gute graphische Arbeiten — kleine bescheidene Dinge voll inneren Wertes.

Es gibt einige Gedächtnisausstellungen von Verstorbenen, die als Maler genau so lebendig waren wie es fünfhundert Maler in München und anderswo auch sind.

Eine Ausstellung zu Ehren des neunzigjährigen Prinzregenten bringt reizvolle Bilder aus der guten alten Zeit, einige köstliche Lenbachs, Ehrengeschenke, aber

auch ein Bild des Landesvaters, das ein Quadratmeter großes *Crimen laesae majestatis* ist. Der Glaspalast birgt 2391 Werke: ein genaues Auszählen der guten Arbeiten würde auch hier eine bescheidene Zahl ergeben. Im großen betrachtet — herrscht auch hier das Mittelmäßige, Gleichgültige, die Marktware — die fern, weit ab vom Garten der Kunst, gewachsen ist.

C. Die Ausstellung der Secession.

In der Secession sind nur 349 Werke zu sehen und dank dieser kleinen Zahl ist der Prozentsatz der guten Arbeiten naturgemäß ein wesentlich größerer. Das Gesamtniveau steht weit über dem der erstgenannten Ausstellungen. Aber — man kommt um dieses fatale Aber leider nicht herum — trotzdem sich hier die starken Begabungen zusammenfanden, so fehlt es auch am Königsplatz nicht an gleichgültigen Werken. Nicht einmal an schlechten — zu denen ich *in corpore* die von einigen Franzosen eingesandten Stücke rechne. Daß heute in Paris solche Töne beliebt sind — ist bekannt; es scheint mir — wieder: aber — unnötig, sie bei uns zu demonstrieren. Wollte die Secessions-Jury diese Pariser Kunst diskreditieren? Der Versuch ist hier trefflich gelungen. Brauchte sie abschreckende Beispiele, die steigernd auf die besseren deutschen Arbeiten wirken?

Nun — an vollkommenem Kitsch fehlt es in Deutschland so wenig, daß selbst zu guten Zwecken der Import aus dem Auslande unterbleiben könnte.

Mit Absicht wird in dieser Besprechung das Namennennen so gut wie ganz vermieden. Als Ausnahmen sind hervorzuheben: Toni Stadler, Th. Th. Heine, F. Boehle, Hans Adolf Bühler und Heinrich Zügel. Es galt und gilt, den Eindruck zu schildern, den man heuer von der bildenden Kunst in München bekommt. Die Fragestellung: „Bildende Kunst“ nötigt mich sofort zu der Randbemerkung: Von 4112 Arbeiten halten, bei ernster und strenger Kritik — vielleicht 100, ganz hochgerechnet: 200 Werke stand.

Es ist meine Pflicht, dieses bitterharte Urteil zu begründen.

III.

Was herrscht heute in Kunstausstellungen? Heute herrschen: — die mehr oder weniger geschickt reproduzierten Tatbestände, dargestellt in mancherlei Technik. Schon im gewöhnlichen Leben sind Tatbestände meist dumm, langweilig. Das Wort hat einen juristischen Beigeschmack: eine Untat, ein Verbrechen wird vom Staatsanwalt aufgeklärt, der Tatbestand wird festgestellt, nachgewiesen. Kurz: eine Tatsache ist meist ein plumpes Faktum. Wird eine Tatsache dargestellt, geschrieben, gemalt, gesungen, modelliert — dann erhält sie höheren Wert, größeren Reiz, eigenes Leben — — nur durch die Art der Darstellung, die bedingt ist durch die Rasse, das Temperament des Darstellers — durch sein Künstlertum!

Das ist längstbekannte Weisheit — bekannte Schulweisheit, die von den wenigsten erlebt, erlitten und so erworben wurde.

Gibt es Tatbestände, die noch nicht gemalt oder in irgend einer Technik reproduziert wurden? Ich glaube: Nein! Es wurde und wird jede, in der Natur sinnlich wahrnehmbare Möglichkeit dargestellt. Ein lustiges Sprüchlein ist denkbar,

das, nach Art der lateinischen Genusregeln, für jeden Buchstaben des Alphabetes 5, 10, 50, 100 Objekte oder Naturzusammenhänge nennt, die als Modell dienen oder dienten, 100×25 — nun, das sind erst 2500 Möglichkeiten. Aber es gibt arithmetische Permutationen! Und so bekommt man: Jedes der 2500 Objekte ist dargestellt:

1) ohne jedes technisches Können,
2) mit mäßigem technischem Können,
3) mit viel technischem Können,
4) mit sehr viel,
5) mit raffiniertem technischem Können.

Das ergibt 2500×5 = 12500 Darstellungsmöglichkeiten. Mit zu berechnen sind die zahlreichen technischen Ausdrucksmittel, die ich mit der bescheidenen Zahl „Zwölf" in Rechnung stelle.

12×12500 = 150000.

Und nicht außer acht zu lassen sind die Varianten, die die Objekte selbst bieten:

1— 6: die verschiedenen Seiten,
7— 8: Sonne, Schatten,
9—12: Tageszeiten,
13: Interieur,
14: Freilicht.

Begnüge ich mich hier nur bis 14 zu zählen, so geschieht es, um die Schlußzahl: 150000×14 = 2100000 nicht in unvorstellbare Höhen hinaufzuschrauben, denn in Wirklichkeit ist die Zahl der Darstellungsmöglichkeiten natürlich unendlich groß.

Klein, verschwindend klein ist dagegen die Zahl der Werke, die sich, dank ihrer wirklich künstlerischen Qualität, erheben über die Grenze, die Kunst und Pseudokunst, die Werk und Naturabschrift auf ewig trennt. Und so ist die harte Wahrheit zu erklären, daß hunderte, tausende moderne Bilder eigentlich vollkommen gleich, identisch, kongruent sind, trotzdem das Objekt, das Modell bei jedem Werk ein anderes ist. Es klingt absurd, wenn man Porträt, Landschaft, Tierstück, Stilleben auf einen Strich bringen will (Interieur und alle übrigen möglichen Varianten) in der Tat aber heißt der Generalnenner aller dieser Bilder: Nichtkunst — Pseudokunst, auch Naturalismus — und dank dieser entsetzlichen Wesensgleichheit ergibt sich, trotz des fürchterlichen Massen- und Schnellfeuers, die minimale Anzahl wirklicher Treffer.

Die Tatbestände herrschen. Nicht die Künstler. Es gibt Riesenreihen von Arbeiten, bei denen die Tyrannis des Objekts sich lächelnd als das stärkere Element dokumentiert. Das Objekt bestand auf seinem Schein, siegreich, gebieterisch — und der Maler, der Bildhauer, der Herr des Objekts, Schöpfer, Gott hätte sein sollen — der Recht und Pflicht hatte, das Objekt umzubilden, zu vergewaltigen — zugunsten einer künstlerischen Wirkung, er war und blieb der unfreie Sklave, der sich zufrieden gab, den realen Schein, die plumpe Wirklichkeit zu reproduzieren: anstatt den schönen Schein, die köstliche, erlaubte, notwendige Lüge über das Objekt zu bringen. So entstehen zehntausend Farbenphotographien von Tatbeständen, Photographien, die oft genug nicht einmal gut eingestellt sind, Photographien, deren Geschrei:

„Wir möchten so gerne anders, besser sein", unerträglich ist. Denn nichts ist leichter als bei abertausend Bildern sofort, auf den ersten Blick, zu sehn und zu sagen: „Hier, da, dort sind Fehler **innerer** Technik"! Die Nötigung, diese Krüppel heilen, ummalen zu wollen, ist so stark, daß man es nicht versteht, warum der Autor nicht selbst auf solche Korrekturgedanken gekommen ist — bis man in den meisten Fällen sieht: Hier handelt es sich um 5-, 4-, 3-, 2-, 1-Monatkinder — denen nicht einmal mit Brutöfen zu helfen wäre. Niemals ist bisher auf Erden das heilige Gebot: „Du sollst nicht zeugen, du sollst nicht malen, dichten, modellieren, singen, wenn dir die Kraft fehlt —" so mit Füßen getreten worden, wie in unseren Tagen.

Die Tatbestände herrschen. Nicht die Anforderungen, die herrisch diktiert werden sollten: von Raum und Fläche. Die so einfache Tatsache — jedes Kinderkaleidoskop ist ein primitiver aber starker Nachweis dafür, daß eine Fläche durch Massen rhythmisch belebt sein muß, soll ihr eine starke Dekorwirkung anhaften — diese Tatsache scheint fast unbekannt zu sein. Nicht Flächenschmuck, nicht Bildwirkung im weiteren Sinn ist das Ziel (das vorschweben sollte!) sondern: Wiedergabe des Sehbildes, Objektivleistung — bei der eine Fläche gerade nur deshalb geduldet ist, weil man ohne sie nicht auskommt. Daß sich Elemente der Außenwelt, der Natur — um von Elementen der Innenwelt ganz zu schweigen — zusammenfügen zu Bildelementen, die auf der Fläche stehn auf den Befehl eines Schöpfers — also, daß sie gerade nur so und nicht etwa auch anders, oder noch anders möglich sind — das ist heute eine der allergrößten Seltenheiten. Denn die Mehrzahl der heutigen Bilder ist umdenkbar, abzuändern, umzumalen in hunderterlei Richtungen.

Die Tatbestände herrschen. Tatbestände, die den Verstand der Autoren in Bewegung setzen — während das Gefühl, der Untergrund, aus dem schöpferisches Leben wächst, unberührt, unbesonnt bleibt. Man glaubt, durch Fleiß, zehn Stunden Arbeit und unermüdliche Naturabschrift den, ach so oft unfruchtbaren Boden in fruchttragendes Land verwandeln zu können. Und erzielt? — Man erzielt tausend und abertausend Bilder, die die Merkmale der Naturstudie an sich tragen, ohne daß sie Naturstudien sind. Die Studie, als reine Werkstattarbeit, in der sich der Künstler mit einem Erscheinungs- oder Raumproblem auseinandersetzt, abrauft, umherprügelt, ist — nein, sie sollte stets nur Vorarbeit, Vorbedingung zum Werk sein. Sie kann als solche höchst primitiv, für andere, für Laienaugen fast unentzifferbar sein — die Studie selbst darf nie zum Bilde werden — und wird es heute in den allermeisten Fällen! Anders ausgedrückt — es fehlt die Kraft, der Wille: die Tatbestände — denn die Studie ist recht eigentlich die Wiedergabe eines Tatbestandes —, so umzuschmelzen, daß ihre verruchte Herrschaft gebrochen wird.

Steht die schädliche Wirkung der Tatbestände fest, so bleibt nachzuweisen, warum sich diese unselige Herrschaft zu solcher Macht, zu solchem Bestand aufschwingen konnte. Es ist sehr billig, zu sagen, daß es an wirklich produktiven Naturen fehlt, daß das Heiligtum der Kunst überfüllt ist von Händlern, Pharisäern, und Nichtkünstlern. Ohne Frage haben an dieser unheiligen Volksversammlung zwei Momente die Mitschuld. Einmal ist es das falsche Bild, welches Publikum und Volk im weitesten Sinne von Kunst hat. Ein rechtes Gefühl dafür herrscht heute in ganz kleinen Kreisen. In Kreisen, die vielfach wirtschaftlich nicht in der

Lage sind, gute, echte Kunst zu unterstützen, etwa durch Ankäufe. Des weiteren ist zu nennen die in allen sogenannten Kunstzentren vorhandene, reichliche Gelegenheit, ein rein technisches Können zu erwerben. Auch der Unbegabteste kann für wenig Geld irgend eine Technik erlernen — ein Können, das — sozusagen, erst Vorbedingung zum Kunstschaffen ist. Und ob diese technische Sprachfähigkeit nun groß oder klein ist — sie bleibt in den meisten Fällen reine Technik, weil dem Besitzer die innere Nötigung, der Drang, die „süße Not" zu schaffen fehlt. Diese abgerichteten Vögel singen nicht, weil sie müssen, weil Lust oder Schmerz ihnen Lieder eingeben — sie singen, weil es Mode ist, weil es Geld einbringt, weil sie glauben, echte Sänger zu sein. Nicht wirklicher Kraftüberschuß — „dank welchem alle Dinge voll Lust ins Dasein springen", nicht Schöpferfreude sind die Motive, aus denen das Meiste unsrer Tage Gestalt gewinnt — man malt, modelliert und übt irgendwelche Technik mit derselben ungerechtfertigten Selbstverständlichkeit, mit der Jahr für Jahr, Winter für Winter je tausend lebenslängliche Nichtmusiker Konzerte geben. Daß sich unter diesen Nichtkünstlern starke Techniker, fabelhafte Könner und Blender befinden — nun das dient nur dazu, die Vorstellungen, die über Kunst kursieren, nur noch mehr zu verwirren. Das Problem heißt in den meisten Fällen nicht: lebendige Kunst schaffen — auf die Gefahr hin, dabei zu verhungern, sondern: es gilt durch technisches Geschick: Geld, Ehre, Ruhm und einen festen Platz im Menschengetümmel zu erringen. Daß letzteres leichter ist als das erste — das beweist das häufigere Gelingen, das Blühen und Gedeihen der Vielen, die flink, flott und zielbewußt das Ziel, ihr Ziel erreichen, — ohne für die Kunst etwas zu leisten.

Mitschuldig an solchen Zuständen ist unser gesamtes „Heute", dessen Interessen nach anderen Richtungen schwingen. Alles was Innerlichkeit heißt, oder aus dem Inneren kommt, ist schlecht daran — denn es wird nicht nach Gebühr gewertet. In allen Ländern Europas, auch in Amerika, ist erst ein Baustil — langsam, sehr langsam m Werden, der uns, den heutigen Menschen, entspricht. Es fehlt daher der bilden- en Kunst an Mutterboden, auf dem sie kräftig und gesund zu wachsen vermag. Eine monumentale Baukunst wird hier und da wohl versucht, angestrebt — im Sinne der Antike und Gotik haben wir sie ganz und gar noch nicht. Noch lange icht — und das scheint mir der Hauptgrund, warum wir Monumental-Malerei nd Plastik großen Stiles kaum haben. Kräfte wie Hodler sind wahre Raritäten - ein Blick in die zurzeit bei Thannhauser befindliche Hodlerausstellung müßte avon eigentlich einen Blinden überzeugen — und selbst wenn wir solche Monu- ental-Maler häufiger hätten — ihre eigenste Begabung käme kaum zur Ent- ltung. Abgesehen von Zürich und Jena ist auch Hodler stets auf Staffelei- und alerie-Bilder angewiesen und wie ihm geht es allen, die echt sind: sie malen r Räume, die sie in den seltensten Fällen kennen. Sie können keine Kraft ugen aus dem Raum, für den das Werk bestimmt ist. Freilich wäre das Fehlen onumentaler Probleme und der für sie notwendigen Begabungen kein Grund da- r, daß nicht doch gute Bilder, gute Kleinplastiken entstünden, die mit den Räumen rlieb nehmen, die sie finden. Aber auch die Künstler, die dank ihres reichen nenlebens ewige Werke schaffen, wie Schwind, Ludwig Richter, Böcklin, Hans oma, — auch sie sind im Marktgetümmel mit Scheinwerfern stärkster Konstruk-

tion zu suchen. Und daß solche Kräfte, denen dank ihrer Redlichkeit jede Blufftendenz fehlt, daß sie entweder zu spät oder garnicht zur Geltung kommen — das ist außer aller Frage.

IV.

Außer aller Frage ist es schließlich, daß heute eine vollkommen unsinnige Energievergeudung stattfindet. Kriegsstarke Arbeiterbataillone sind auf dem ganzen Kunstterrain in scharfem Tempo tätig — trotzdem es fehlt: an der inneren Berechtigung so gut wie an den notwendigen Absatzgebieten. Nirgendwo sonst fabriziert man Schuhe, Maschinen, Schiffe, — für die man keine Verwertung hat. Nirgendwo macht man Schuhe, Maschinen und Schiffe, die so schlecht sind, daß von Schuhen, Maschinen und Schiffen nicht mehr die Rede sein kann. Das Bedürfnis, die Nachfrage reguliert auf jedem anderen Markt die Produktion — nur der Kunstmarkt scheint frei zu sein von dem gesunden Gesetz, nur hier ist eine wilde Überproduktion — sogar an höchst minderwertiger Ware möglich. Das ist auf die Dauer ein volkswirtschaftlicher Schaden — denn es ist sicher, daß die Mehrzahl der zur Kunst nicht Berufenen in anderen Berufen Tüchtiges leisten würden. Die Schul- und Ausbildungs-Frage ist hier wieder in der Nähe. Daß sämtliche Privatschulen rein merkantile Unternehmen sind — aus denen die Inhaber materiellen Nutzen ziehen — ohne sich um die Folgen — um die Massenvermehrung der Nichtkünstler — zu kümmern — das braucht nicht nachgewiesen zu werden.

Mit den staatlichen Anstalten sieht es etwas anders aus: Sie sind Prunkstücke, Tafelaufsätze, die nur in seltenen Ausnahmefällen eine kulturelle Nebenbedeutung haben, als Sammelpunkt etwa deutschen Lebens in östlichen Provinzen. Und da es dem Staat vielmehr auf Repräsentation und auf den nicht offiziell genannten Nebenzweck ankommt, als auf die künstlerischen Resultate — — die jedem heutigen Staate in tiefster Seele gleichgültig sind — — — so ist es mit den Akademien nicht besser, als mit den Privatschulen — sie sind Brutstätten des Künstlerproletariats. Denn die zwanzig Künstler, die in einem Menschenalter kurz oder lang — meist kurz — an Akademien arbeiteten, stehen nicht im Verhältnis zu den Scharen, die in demselben Zeitraum sich ohne Gewinn der Segnungen dieser staatlichen Institutionen erfreuten. „Sind aber keine Weber geworden.“ Kommt die Rede auf Resultate an Kunsthochschulen — dann beansprucht der Staat stolz die zwanzig Leute, die — — die nicht dank, sondern trotz der Akademie etwas wurden. Von den tausend bis zwei tausend Proletariern — das Wort ist kein Schimpfwort, sondern eine Bezeichnung — es heißt hier: „Die innerlich Besitzlosen“ — von denen ist niemals die Rede. Sie selbst aber wirken — zu ihrem und der Menschheit Unheil! Man kann ruhig ein radikales Heilmittel vorschlagen — denn es wird gewiß nicht angewandt: sofortiges Schließen aller staatlichen und privaten Kunstschulen.

Und zwar: auf dem Wege der Zwangsvollstreckung — mit allen staatlichen Machtmitteln. Um wirtschaftliche Schädigung der Angestellten zu vermeiden, wird jedem Direktor, jedem Professor, jedem Hauswart und jeder Putzfrau das bisherige Gehalt auf Lebenszeit zugesichert und ausgezahlt. Als Ruhegehalt. Denn weitere Betätigung als Lehrer ist bei Todesstrafe verboten. Allmählich würden

die heute nötigen Gelder für andere Institutionen frei — und sofort wäre die Inzucht, das sinnlose Ausbrüten unzulänglicher Wesen unterbunden. Das wäre der wesentlichere Gewinn. Zweifellos würden manche Leute ein lebhaftes Klagen anheben über den Abbruch und den Verlust der geheiligten Traditionen. Nun, ich meine, die Traditionen, die wir heute haben, können wir schmerz- und schadlos entbehren. Denn Traditionen im lebendigen, guten Sinne haben wir überhaupt nicht. Alles quirlt und schäumt durcheinander. Tradition ist möglich gegen das Ende einer Zeitepoche, einer Entwicklung. Wir stehen am Beginn — und einziger Trost in dieser faulen Zeit ist der Gedanke: Alles Chaos, alles Übel ist Anfangserscheinung. München.

Hermann Konsbrück.

Bildende Kunst.

Alfred Rethel: Des Meisters Werke in dreihundert Abbildungen. Als siebzehnter Band der bekannten Stuttgarter Klassikerausgaben der Deutschen Verlagsanstalt erschienen die Werke von Alfred Rethel mit einem Vorwort von Josef Ponten. Was der Herausgeber sagt, ist streitbar aber klug, ohne mehr Voreingenommenheit, als sie in den Fällen üblich zu sein pflegt, wo ein einzelner Künstler Gegenstand eines Buches ist. Rethel ist nun einmal einer der Größten, die im neunzehnten Jahrhundert gezeichnet haben: merkwürdig ist nur, daß sein Einfluß nicht so groß war und nicht soweit gereicht hat, wie man glauben möchte und wie Ponten in der Tat auch glaubt. Wenn zum Beispiel der Herausgeber behauptet, das Moritz von Schwind für einige seiner prachtvollen Holzschnitte zu Bülaus deutscher Geschichte in Rethels Schuld steht, so erweist sich das bei der Nachprüfung als nicht stichhaltig.

Es ist sehr dankenswert, daß Rethels Werk, das ziemlich verstreut ist, hier zusammengefaßt wurde und nur um diese Absicht zu unterstützen, nicht aber um ein Übersehen zu rügen, sei auf eine, wie es scheint wenig bekannte Illustration zu Schillers Rudolf von Habsburg hingewiesen, die sich im ersten Band der schönen Gesamtausgabe von Schillers Werken aus dem Jahre 1835 im Verlag von Cotta findet. Sie ist nach Rethel von E. Schröter gestochen und noch eine schulgerechte Düsseldorfer Arbeit, bei der sich wenig Hinweis auf Rethels späteres Pathos zeigt. Die Reproduktionen sind wie immer in diesen Bänden recht gut, nur wenn sie nach feinen und kleinen Vorlagen gemacht sind, werden sie unzuverlässig: so hält die Wiedergabe nach Rethels Originalradierung „Das weiße Reh" aus Robert Reinicks schönem Gedichteband den Vergleich mit dem Original nicht von fern aus.

In Fritz Heyders Verlag zu Berlin erschien vor einiger Zeit ein kleines Rethelbändchen, das die schönen Illustrationen zum Nibelungenlied, eine stolze Jugendarbeit von Alfred Rethel, wiedergibt. Die Reproduktionen sind, wie der Vergleich mit dem Original zeigt, sehr scharf und klar, geben aber trotzdem keinen genügenden Begriff von des Künstlers Absichten; denn man hat seltsamerweise nur den oberen Teil des jeweiligen Blattschmuckes, der die Illustration zum Texte zeigt, reproduziert, hat aber den unteren Teil und den notwendig dazugehörenden Textspiegel weggelassen und so den dekorativen Sinn der Zeichnung verkürzt.

Im gleichen Verlag erschienen unter dem Titel Gott und Welt Dürers Randzeichnungen zu dem Gebetbuch des Kaisers Maximilian. Hier hat auf der Mehrzahl der Seiten der Verlag daran festgehalten, daß zu solchen Verzierungen der Buchseiten auch ein Textspiegel gehört und um nicht die lateinischen Gebete des Originals wiedergeben zu müssen, wurde die bekannte Besprechung eingedruckt, die Goethe 1808 über die lithographische Reproduktion in der Jenenser Literaturzeitung veröffentlicht hat. Das ist ein hübscher und guter Gedanke, nur bleibt zu beklagen, daß die Wiedergabe des Striches der Originale ziemlich derb ausgefallen ist und daß für die letzten Seiten des Heftes kein Text mehr zur Verfügung stand, so daß dann hier die eleganten Randleisten des großen Künstlers recht plump ohne Trennung nebeneinandergesetzt wurden, wie die Muster für Pilasterfüllungen in einem Geschäftskatalog. Bei der Reproduktion von solch hochstehenden Werken wie Dürers Randzeichnungen gilt heute nur ein Gesetz: wenn schon, denn schon.

Der sechzehnte Band der so sehr nützlichen Stuttgarter Klassikerausgaben ist dem großen Mantuaner Andrea Mantegna gewidmet. Die Verlagsanstalt hat ein neues Druckverfahren angewendet, das die Formen in einer sehr klaren, angenehm trockenen Weise herausbringt und das sich besonders gut gerade für den strengen Zeichner Mantegna eignet. Professor Knapp hat die Einleitung geschrieben und ihr entsprechend auch die Auswahl und das Arrangement der Tafeln getroffen. Über die Berechtigung der Taufe eines Bildes auf Mantegna kann heute nur in sehr seltenen Fällen noch Zweifel herrschen. Auf diesem Gebiet ist das Allermeiste geklärt. Nur hie und da besteht noch, wie bei der von Engeln umgebenen Madonna der Berliner Galerie oder bei der etwas weichen Madonna der Sammlung Weber in Hamburg eine gewisse Unklarheit, die wohl auch zugunsten von Knapps Ansicht verschwinden wird. Er läßt sie mit Recht nicht als eigenhändige Arbeiten gelten. Etwas anderes ist es mit den Datierungen, wo mir Knapp wenigstens bei dem berühmten Christus der Brera sich getäuscht zu haben scheint. Er setzt das Bild in die letzten Jahre des Künstlers, während es doch offenbar seiner Frühzeit angehört. Eine schwer einleuchtende Behauptung ist es auch, daß Mantegna durch seine perspektivischen Studien sich mitunter der heutigen, so sehr auf das Raumproblem gestellten Kunst genähert habe. Man könnte eher sagen, daß den großen Meister nichts so sehr von uns trennt, als seine mathematische Behandlung der Perspektive.

Unter den mannigfachen Sammelwerken, deren hauptsächlichste Absicht ist, in systematisch geordneten Abbildungen ein bestimmtes Gebiet aus der Kunstgeschichte weiteren Kreisen zugänglich zu machen, nimmt eine besondere Stelle die Kunst in Bildern ein, die im Verlag von Eugen Diederichs in Jena erscheint und von der drei Bände bereits herausgekommen sind. Den ersten und dritten gab Professor Ernst Heidrich heraus; sie behandeln die altdeutsche und die altniederländische Malerei. Der zweite wurde von Richard Hamann besorgt und gilt der italienischen Frührenaissance.

Der Nachdruck liegt natürlich auf den Abbildungen, die in einem etwas zu dunklen Druck ausgeführt sind und mehr als nötig nach Gefälligkeit streben, aber doch ausreichend deutlich sind, zumal vielfach Details gegeben werden, bei denen die Eigentümlichkeiten des Stils der einzelnen Schulen und Künstler recht gut erkenn-

bar werden. Die Auswahl ist so getroffen, daß das entwicklungsgeschichtliche Moment sehr stark und doch ganz von selbst zur Geltung kommt.

Die Reihenfolge der Abbildungen wird dem Beschauer viele Probleme vorlegen, darum war die Beigabe einer Einleitung nötig. Hier hat der Verlag, wie es scheint, darauf Rücksicht genommen, daß die Verfasser zwar auf dem festen Boden der Wissenschaft stehen, aber auch den neuesten künstlerischen Anschauungen folgen können. So kommt nun in der Tat ein vielleicht noch nicht ganz ausgegorenes, aber schon als Symptom sehr interessantes Resultat zutage.

Das sieht man wohl recht deutlich, wenn man die vielfach schwer zu lesende Einleitung, die Heidrich zu dem altdeutschen Bande geschrieben hat, mit der vergleicht, die der gleiche Verfasser den Altniederländern vorausgeschickt hat und wo er die kulturgeschichtlich verwandten, aber künstlerisch sehr verschiedenartigen Zustände und Ereignisse der altdeutschen und altniederländischen Schule in ausgezeichneter Weise einander gegenüberstellt. Auch sonst ist dieser dritte Band reich an neuen selbständigen Urteilen, die alle nach moderner Weise nicht gefühlsmäßig gefunden und apodiktisch hingeworfen, sondern sachlich begründet sind.

Hans Wolfgang Singer: Wissenschaftliches Verzeichnis von Max Klingers Radierungen, Stichen und Steindrucken. Berlin 1909 bei Amsler & Ruthardt. Max Klingers graphisches Werk ist, wenn wir, wie nicht anders möglich, von seinen Handzeichnungen absehen, nach des Künstlers eigener Meinung im wesentlichen abgeschlossen. Es ist ferner Gegenstand einer sehr umständlichen Sammlertätigkeit, die in den letzten Jahren immer höher steigende Preise für seltene oder berühmte Drucke bewilligt hat. Aus diesen zwei Erwägungen heraus hat nach jahrelangen Studien Hans Wolfgang Singer ein wissenschaftliches Verzeichnis von Klingers Drucken mit allen heute bekannten Zufälligkeiten der Probedrucke und späteren Verbesserungen angefertigt.

Der Verfasser legt viel Wert auf das Wort „wissenschaftlich". Er berichtet in der Vorrede, daß Klinger die unentbehrliche Unterstützung zu diesem Katalog nur gegen die Versicherung gegeben habe, daß Singer keine Erklärung der Blätter schreibe. Das ist ein gesunder Standpunkt, und er muß umso nachdrücklicher betont werden, als bei Klingers Werken gar so viele über dem Inhaltlichen das Formale, überhaupt das rein Künstlerische vergessen. Es ist aber interessant zu sehen, daß auch Singer nicht ganz vermeiden kann, auf den Sinn und die philosophische Absicht der Blätter einzugehen. Klingers Stil ist nun einmal eine Zwitterkunst und hat sich nicht zur Einheitlichkeit durchgerungen.

Der Katalog besteht aus zwei Teilen: aus den sehr genauen, wenn auch kurzen Beschreibungen der einzelnen Zustände jedes Druckes und aus den Tafeln, die in kleinen, aber sehr scharfen Abbildungen die Blätter reproduzieren. So liegt das ganze graphische Oeuvre in einer Katalogisierung vor, die alle Wünsche erfüllt, die der Gelehrte, der Kunstfreund, der Händler und der Sammler stellen kann.

München. Karl Voll.

Eindrücke vom internationalen Kongreß für Philosophie in Bologna.

Über den Verlauf des Kongresses werden die Leser der „Süddeutschen Monatshefte" schon im wesentlichen durch objektive Telegramme der Tagesblätter unterrichtet worden sein. Eine mehr subjektive Schilderung dürfte nun vielleicht eine willkommene Ergänzung bilden.

Der Kongreß war im ganzen von etwa vierhundert Personen besucht. Die verschiedenen Länder waren außerordentlich ungleich vertreten, und zwar durchaus nicht entsprechend der Bedeutung ihrer Philosophie. — Selbstverständlich dominierten an Zahl die Italiener. Die Franzosen kamen an zweiter Stelle; ihre Philosophie aber, weil durch bedeutende Persönlichkeiten repräsentiert, war für den Kongreß die beherrschende. Deutschland und Österreich-Ungarn waren gut, aber eben nur durch wenige vertreten, England und Amerika traten noch mehr hinter den zwei romanischen Ländern zurück. Aus Rußland und der Schweiz waren offiziell je zwei bis drei und von den größeren Balkanstaaten je ein Philosoph erschienen.

Der Kongreß tagte an zwei architektonisch schönen alten Stätten. Die Vorträge der allgemeinen Sitzungen wurden im großen Saale des Archiginnasio gehalten, die Sektionen waren in den Hörsälen der Universität untergebracht. In der Universität fand auch am 5. April abends der Begrüßungsempfang statt. Wie stets bei solchem ersten Kongreßzusammensein herrschte da noch ein ziemliches Durcheinander. Diejenigen, welche sich während der Tagung am meisten zu sagen haben, laufen noch fremd aneinander vorbei, und die, welche in scharfer Diskussion später auseinandergehen, schütteln sich hocherfreut die Hände. Die Reporter der italienischen Blätter ließen sich aber schon *„i piu distinti Congressisti"* zeigen und am Tage darauf waren neben den Gelehrten auch schon verschiedene Damen in den Blättern notiert. Diese, wie mir schien, aber etwas unphilosophisch wegen aparter Hüte und Toiletten aus der Menge herausgegriffen. Der Präsident des Kongresses, Professor Enriquez (Mathematiker an der Universität Bologna), und seine Gattin gaben sich an diesem ersten Abend die größte Mühe, durch Vorstellen die Fühlung zwischen den Gästen herzustellen. Am darauffolgenden Morgen wurde im großen Saale des Archiginnasio[1]) der Kongreß feierlich im Beisein des Herzogs der Abruzzen eröffnet. Eine Eröffnung wie viele, äußerlich aber wie viel schöner! Der Saal des Archiginnasio ist ein großes langes Rechteck mit Oberlicht, die fensterlosen, bis zu Manneshöhe getäfelten Wände sind dicht mit Wappen, bei denen ein Ziegelrot vorherrscht, bemalt. Die Decke, insoweit sie nicht die Lichtöffnung hat, ist schlichtes dunkelbraunes Holzgebälk. Diese ernste Raumstimmung wurde nun durch das große, die eine Schmalwand einnehmende Podium glücklich belebt. Man hatte es mit dunkelrotem Atlas geschickt drapiert. Auf dem Podium hatte der Herzog in Admiralsuniform mit den Herren vom Präsidium auf schönen alten hochlehnigen Armsesseln Platz genommen.

Der Gesamteindruck des Versammlungssaales war so in der Tat außerordentlich stimmungsvoll und blieb das auch bei den folgenden allgemeinen Sitzungen, die natürlich des offiziellen und militärischen Prunkes der ersten entbehrten.

[1]) Archiginnasio: 1562 als Sitz der Universität erbaut, jetzt Kommunalbibliothek.

Zum Thema seiner Eröffnungsrede hatte Professore **Enriquez** *„Il problema della realtà"* gewählt; er führte hier in längerer Rede Gedanken aus, die auch dem deutschen Publikum aus seinem Werke „Probleme der Wissenschaft"[1]) bekannt sind.

Diejenigen, welche in deutschen Tagesblättern über den Bologneser Kongreß berichtet haben, haben fast ausnahmlos die Programmlosigkeit der allgemeinen Sitzungen gerügt. Es beruht das aber durchaus auf einem Mißverstehen der wirklichen Sachlage. Freilich erschien das, was wirklich in den allgemeinen Sitzungen geboten wurde, als aus recht verschiedenen Bestandteilen gemischt. Aber das war ganz und gar nicht Schuld der Kongreßleitung. Wie konnte diese es voraussehen, daß ihr nicht weniger als sechs der für allgemeine Vorträge aufgeforderten Redner in letzter Stunde absagen würden? Alles andere als Programmlosigkeit war die Absicht der Kongreßleitung gewesen; im Gegenteil, was freilich von vielen nicht erfaßt worden ist: es war gerade ein **besonders** systematischer Plan entworfen worden, indem man beabsichtigt hatte, zwei Hauptfragen der philosophischen Spekulation ganz scharf in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen. Eine Gruppe von Forschern, nämlich **Windelband**, **Riehl**, **Bergson**, **Stout**, **Langevin**, **Schiller** sollte den Begriff der „Wirklichkeit" namentlich in seiner Beziehung zum Problem der Zeit, eine andere, nämlich **Enriquez**, **Boutroux**, **Arrhenius**, **Ostwald**, **Poincaré**, die Beziehung der positiven Wissenschaften zur Philosophie behandeln. Von den Genannten erschienen nicht: Windelband, Riehl, Stout, Arrhenius, Ostwald, Poincaré. Um wenigstens mit Rücksicht auf die erste Gruppe einen Ersatz zu schaffen, wurden kurze Zeit vor Beginn des Kongresses **Vaihinger** (Halle), **Külpe** (Bonn), **Nelson** (Göttingen) und **Keyserling** (Raykül, Rußland) aufgefordert, ihre als Sektionsvorträge angemeldeten Darlegungen in erweiterter Form in den allgemeinen Sitzungen vorzutragen. Von diesen schrieb wiederum Professor Vaihinger in letzter Stunde ab. Außerhalb dieser zwei Hauptrichtungslinien standen die historisch-philosophischen Vorträge der Italiener **Barzelotti** (Rom) und **Tocco**[2]) (Florenz) *(„La questione platonica")*, sowie der von **Dürckheim** (Paris) *(„Les jugements de la valeur et les jugements de la réalité".)*

Am meisten Interesse wurde wohl den drei Franzosen **Bergson**, **Boutroux**, **Dürckheim** entgegengebracht. Formal sprach jeder der drei Akademiker natürlich glänzend, jeder aber mit einer ganz persönlichen Note. Die wissenschaftliche Redeweise des greisen Boutroux steht mit seiner menschlich gütigen Art besonders schön im Einklang. Er doziert leicht faßlich, fein pointiert, fast heiter. Im Gegensatz dazu steht Dürckheim, der in ernstem Pathos, das aber einen großen Eindruck hinterließ, seine Forderungen aufstellte. Für Dürckheims Vortrag war eine Diskussion angesetzt, die viele gute Diskussionsredner zu Meinungsäußerungen veranlaßte. Den allergrößten Eindruck aber machte **Bergson**. Die Spannung, mit der man ihn erwartete (er kam nur für seinen Vortrag aus Paris und das war noch bis zum letzten Moment eine zweifelhafte Sache), war schon aufs höchste gesteigert. Daß diese aber auch anhielt und schließlich in Begeisterung umschlug, zeugt von der großen Wirkung, die von Bergsons Rede ausging. Und doch war sie so sachlich

[1]) Deutsch erschienen bei Teubner in der Sammlung „Wissenschaft und Hypothese".
[2]) Dieser bekannte Platoforscher ist bald nach dem Kongreß gestorben.

und ernst, wie nur eine philosophische Rede sein muß, und für die in Bergsons Philosophie Eingeweihten brachte sie auch nichts Neues. Wie wundervoll durchdacht aber waren seine Sätze aufgebaut, wie sein pointiert sein Vortrag, so ganz im besten Sinn französisch, und wie stark wirkte die kleine Gestalt mit dem feinen, scharf geschnittenen Kopf! Man empfindet bei Bergsons Anblick fast Mitleid mit dem zarten Organismus, in dem dieser stark fibrierende Intellekt arbeitet. Das Präsidium führte an dem Nachmittag, an welchem Bergson sprach, Professor Külpe aus Bonn. Es war vielleicht nicht ganz Zufall, daß man es so eingerichtet hatte, daß ein Vertreter der deutschen Philosophie den hervorragenden französischen Kollegen zu begrüßen hatte. Külpe tat dies mit besonders eindrucksvollen Worten.

Külpes eigener Vortrag am Eröffnungstag entwickelte in klarer, übersichtlicher Weise, wie man philosophisch von den Eleaten bis auf unsere Zeit den Begriff der „Wirklichkeit" aufgefaßt habe.

Leonard Nelson, *„il giovane e combattente tedesco"*, wie die italienischen Blätter ihn einführten, wirkte mit seinem Vortrag: „Die Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie" außerordentlich anregend. Durch sein kühnes Negieren einer scheinbar gut begründeten philosophischen Lehre regte er eine große Zahl der Hörer zum Widerspruch und zum eigenen Denken an, so daß die auf seinen Vortrag folgende Diskussion, die an der Hand von in französischer Sprache aufgestellten Thesen systematisch geleitet wurde, die größte und lebhafteste der Hauptsitzungen war. Um sie nur einigermaßen begrenzt zu gestalten, schlug Professor Claparède (Genf) einen „Match" vor. Jeder Diskussionsredner bekam fünf Minuten, der Kürze sollten aber keine Schranken gesetzt sein. Der Ehrgeiz, den Match durch kurze Reden zu gewinnen, war begreiflicherweise nicht groß. Ein junger Italiener hatte nur 1 3/4 Minuten gesprochen, am Nachmittag überraschte ihn und die Versammlung Claparède vom Präsidium aus mit einem großen Osterei.

Graf Hermann Keyserlings Vortrag „Die metaphysische Wirklichkeit" schloß sich an Bergsons Gedankengänge in manchem an, und kann am besten als biologische Interpretation des Kantianismus bezeichnet werden. Keyserling hat eine lebhafte, pathetisch schöne Art zu sprechen. Seine Vortragsweise ebenso wie sein Stil erlauben ihn als Künstler-Philosoph zu bezeichnen.

Schiller (Oxford) sprach vom pragmatistischen Standpunkt über „Das Wesen des Irrtums". Das Interesse an dem Pragmatismus war auf diesem Kongreß aber kein so reges wie 1908 in Heidelberg. Aus den Hauptsitzungen hätte ich somit die wichtigsten Eindrücke zusammengefaßt.

Die Fülle der Vorträge in den Sektionen war erdrückend. Wie immer finden in diesen aber gerade wichtige Spezialfragen ihre Erörterung. So fand zwischen den Mathematikern Enriquez und Peano (Padua) und deren Schülern eine weit über die vorgeschriebene Zeit hinausgehende Kontroverse über den Begriff der Zahl statt. In der Sektion für Geschichte sprach der alte, berühmte Indiologe Deussen über den Plan seiner neuen Schopenhauer Ausgabe und Xavier Leon über „Drei neue Fragmente zu Fichtes Leben". In derselben Sektion sprach von Deutschen noch der Bonner Professor Dyroff über „Neue Aufgaben auf dem Gebiete deutscher Renaissance-Forschung".

In der Sektion für allgemeine Philosophie und Metaphysik sprach vor einem besonders großen Auditorium der Minoriten-Pater und Biologe Gemelli. Auch er hatte als Thema: *„Scienza e filosofia"*. Eine lebhafte Diskussion, besonders mit Hans Driesch, schloß sich an. Dieser selbst sprach an einem andern Tag in der gleichen Sektion über die Grundzüge seiner Lehre vom „Werden und seinen Arten". Es gab ferner Sektionen für Religionsphilosophie, Logik und Erkenntnistheorie, Moral-, Rechts- und Sozialphilosophie, Psychologie und Ästhetik! Einer der bedeutenderen Vorträge in der Sektion für Moralphilosophie war der von Professor von Karmann (Budapest) „Über ein System der ethischen Ideen".

Wie auf jedem Kongreß, so gab es auch auf diesem markante Erscheinungen, unabhängig von dem, was ihr Gebiet oder Vortrag war. So sah man den Charakterkopf des deutschen Rechtsphilosophen Kohler. Als Übersetzer Dantes genoß er große Sympathien bei den Italienern, und sehr oft wurde die Kamera auf ihn gerichtet. Benedetto Croce aus Neapel, der italienische Hegelianer und geistreiche Ästhet, war stets umgeben von einer Schar Jünger und Verehrer. In seiner lebhaften, südlichen Art versteht er es, seinen Landsleuten auch trockene, philosophische Wahrheiten fesselnd nahe zu bringen. — Ein interessanter, ganz meridionaler Typus ist die an der römischen Universität Rechtsphilosophie dozierende Professoressa Teresa Labriola. Wer auf dem Heidelberger Kongreß gewesen war, begrüßte sie in Bologna als Bekannte. Auch der Logiker Itelson, der noch nie etwas geschrieben hat und doch so feine Denkarbeit leistet, wurde freudig von alten Freunden begrüßt. Unter den verschiedenen Nationalitäten fiel die relativ große Gruppe der polnischen Gelehrten aus Warschau und Krakau auf. Von der Krakauer Universität waren da die Professoren von Straszewski, von Garbowski, Lubecki und andere. Auch die katholische Geistlichkeit war in größerer Menge vertreten als auf den früheren Kongressen. Die meisten der Herren hatte wohl die Sektion von Religionsphilosophie angezogen, in der sie in friedlichem Verein mit Theosophen und auch einem wirklichen Inder ihre Vorträge hielten. Dieser, Prabku Dutt Shastri (Oxford und Lahore), wirkte mit seinem schönen, weißgoldenem Turban stets als weithin sichtbares internationales Verbrüderungszeichen.

Bevor ich von den Festlichkeiten des Kongresses erzähle, möchte ich kurz etwas über seine Geschichte und Organisation sagen. Gegründet wurde dieses Philosophenparlament in Paris 1900. Es trat darauf in Genf 1904 und in Heidelberg 1908 zusammen. Die Leitung des Kongresses liegt in den Händen des permanenten internationalen Komitees. Auf jedem Kongreß wird das Komitee aus den verschiedenen Nationen ergänzt. Von deutschen Herren wurden in Bologna hineingewählt: Professor Külpe (Bonn), Professor Elsenhans (Dresden), der Deutschrusse Graf Keyserling und Hans Driesch. Für den nächsten Kongreß wurde London bestimmt. Eine sehr lebhaft vertretene Einladung lag noch von der Columbia-University Newyork vor, auch Barcelona hatte eingeladen.

In keinem Lande ist die Philosophie etwas so Populäres wie in Italien. Über die Römer und die Renaissance hinweg lebt dort noch die Tradition der griechischen Philosophen. Dazu kommt die dialektisch-spekulative Begabung des Volkes. Über

Leben, Unsterblichkeit, Freude, Trauer und ähnliches ist jeder Orangenverkäufer fähig, schwungvolle Reden zu halten. Auf dem Wege zum Archiginnasio kamen wir an einem Ausrufer vorbei, der Broschüren, pro Stück zu einem Soldo, mit dem schmetternden Rufe „*La filosofia del diritto*" ausbot. Ich bin überzeugt, daß er eine ganze Menge los wurde. Während der Kongreßtage fühlte sich jeder Bologneser als eifriger Philosoph. Diesem Sinn für Philosophie ist wohl auch die außerordentliche Gastfreundschaft zu verdanken, mit der man den Kongreßteilnehmern entgegenkam. Universität, Kommune, Provinz, Syndaco von Bologna und die Stadt Ravenna veranstalteten für den Kongreß festliche Zusammenkünfte. Dazu kamen dann noch die zwei schönen Abende im Hause des Professore Enriquez und im Palazzo der Grafen Cavazza.

Vom Begrüßungs-Rout in der Universität berichtete ich schon. Am zweiten Tag abends empfing die Kommune den Kongreß im Palazzo Municipale.[1]) Sehr eindrucksvoll war da schon der Eintritt: Eine Monumentaltreppe führt hinauf, dann durchschreitet man mehrere lange, weite Gänge. Stadtwachen und Feuerwehrleute in Paradeuniform bildeten den ganzen Weg entlang Ehrenspalier.

Rot, Gold und viele, viele Blumen, das war dann der erste Eindruck für mich in den Festsälen. Die einfarbig roten Teppiche, die durch alle kleineren Säle hindurch sich zogen, gaben den Räumen einen freundlichen, behaglichen Charakter. Das übliche Gold der Staatszimmerdekoration verlor dadurch an offiziellem Glanz, gewann aber um so mehr an guter Wirkung. Das Schönste für mich waren aber die Bündel von Levkojenzweigen und anderen Frühlingsblumen in den großen Sèvrevasen auf den Spiegelkonsolen. Haufen von Rosen- und Nelkensträußen, die später den Damen gereicht wurden, lagen auf Seitentischen. Wie es oft bei derartigen ganz großen Veranstaltungen ist, waren die Anschauungen der Damen über die Toilettenfragen auseinander gegangen. So sah man neben entzückenden Soireetoiletten Sommerkleider und auch dazwischen Straßenkostüme. Für die Herren existierte diese Frage natürlich überhaupt nicht. Ich beabsichtigte eine Zeitlang nur zu „hören". Und da flogen mir zwischen den einzelnen, lebhaft diskutierenden Gruppen nur ganz schwerwiegende Worte, so wie Wahrheit, Endlichkeit, Unendlichkeit um die Ohren, so daß ich erst einigermaßen wieder zu mir kam, als Benedetto Croce etwas Feines über die Schönheit unserer neuen deutschen Sprachmöglichkeiten sagte. Das große Büfett hatte die Kommune mit allen süßen Herrlichkeiten Bolognas ausgestattet, und Champagner wurde während des ganzen Abends in allen Sälen herumgereicht.

Am 7. abends gaben der Präsident des Kongresses Enriquez und Signora Enriquez in ihrem Hause ein Diner zu zwanzig Gedecken, und darauf einen größeren Empfang, zu dem sie natürlich nicht alle Kongressisten hatten bitten können. Daß ich beim Diner zwischen Enriquez und Barzelotti und Boutroux gegenüber meinen Platz hatte, reihe ich in die Erinnerungen ein, die man einmal seinen Enkeln erzählt. — Am 8. empfingen Graf und Gräfin Cavazza einen großen Teil des Kongresses in ihren wunderschönen Räumen, in denen Prunkstücke einer alten Kultur neben lichtem und buntem Neuen entzückten. Da die Kongressisten nun

[1]) Palazzo Municipale: 1293 begonnen, um 1880 restauriert.

schon untereinander in engem Kontakt standen, verschiedene von ihnen, besonders die Damen, auch bei den vorhergehenden Veranstaltungen Fühlung mit der Bologneser Gesellschaft gefunden hatten, war dieser Abend wohl als gesellschaftliche Veranstaltung der harmonischste. Die Gastgeber verstanden es auch, trotz der großen Menge der Besucher, in liebenswürdigster Weise wirklich als Empfangende aus der Menge hervorzutreten. Bei Cavazzas war nun auch die Toilettenfrage der Damen einheitlich gelöst worden, die Note gaben natürlich die in großer Zahl anwesenden Bologneser Patrizierinnen an. — Am differenziertesten ist wohl der Geschmack der Pariserin. Mehr Phantasie entwickelt man vielleicht in England und zum Teil auch in den intellektuellen Kreisen Deutschlands beim Abendkleid, aber diese Fähigkeit, die weibliche Schönheit bis zu ihrem Maximum durch die Toilette zu steigern — das versteht am besten die vornehme Italienerin. — Gräfin Cavazza, Laura Bianconcini, selbst, ist mehr der Typus der sozial wirkenden Aristokratin, wie wir ihn ähnlich in England finden. Sie hat für die Frauen der ärmeren Schichten in Bologna die «Ars Emilia» die alte Leinenspitzennäherei dieses Landstriches wieder ins Leben gerufen, und die Verteilung der Arbeit in der Art unserer deutschen Frauenerwerbsvereine organisiert. Weiteren Kreisen in Italien ist die Gräfin durch ihre Tätigkeit an der Spitze des Hilfskomitees in Messina bekannt geworden. Sie war für den Kongreß Vorsitzende des Damenkomitees. Hier will ich gleich einfügen, daß dieses seine Aufgabe liebenswürdig und gründlich durchgeführt hat. Jeden Vormittag zeigten einige der Bologneser Damen den Kongreßteilnehmerinnen Sehenswürdigkeiten ihrer schönen Stadt. Verschiedene Paläste, die sonst nicht zugänglich sind, öffneten sich so. Besonders hatte alle der Palazzo Bevilacqua entzückt. Der Duca Bevilacqua führte die Besucherinnen selbst herum.

Der Extrazug sollte ziemlich früh schon Sonntags die Kongreßteilnehmer nach Ravenna bringen und so durfte man den schönen Abend im Hause Cavazza nicht zu lange ausdehnen. — Mit wenigen Ausnahmen beteiligten sich alle an dem Ravenna-Ausflug. Um so lieber, als dieser Sonntag nach dauernd sehr schlechter Witterung — am Samstag schneite es sogar vier Stunden lang — der erste schöne, sogar sehr schöne Tag war. In größeren und kleineren Gruppen zum Teil unter Führung eines Professors bewunderte man die alten herrlichen Mosaiken und hielt Andacht am Grabe Dantes. Wenige gingen auch zu dem weiter abgelegenen, malerisch auf der flachen Landschaft liegenden Grabe Theodorichs.

Montag Nachmittag empfing die Provinz den Kongreß zu einem Tee in dem auf einem Hügel hoch über der Stadt gelegenen Kloster Sanmichele-in-Bosco, jetzt ein großes orthopädisches Landesinstitut. Diesem Empfang schloß sich am Abend das vom Sindaco gegebene offizielle Festdiner für etwa achtzig Herren des Kongresses an. So endeten die Tage von Bologna.

In Florenz und Venedig waren dann noch so viele „Kongressisti" zu treffen, daß man leicht ein paar Sektionssitzungen hätte arrangieren können.

„Nur das Unzulängliche ist produktiv", hat Goethe einmal gesagt. Man könnte das vielleicht als Motto jedem Kongreßprogramm vorsetzen, um allen denen, die nach der Tagung mit dem wissenschaftlichen Resultat unzufrieden sind, einen Trost zu geben. Und schließlich, — das Wichtigste auf den Kongressen ist doch, daß man sich

persönlich nahe tritt: die Ergänzung der Werke durch die Persönlichkeit; und diesen Zweck hat auch der letzte Philosophenkongreß für viele erfüllt.

Heidelberg. Margarete Driesch-Reifferscheidt.

Notizen.

Kommt eine Hungersnot? Einen eingehenden Artikel über die Fragen, die Sie mir vorlegen, nämlich: welche Folgen hat der abnorme Sommer 1911 für die deutsche Landwirtschaft? und besteht die von manchen behauptete Gefahr einer Hungersnot? zu schreiben, dazu fehlt mir augenblicklich die nötige Zeit, um so mehr als ich mir hierzu noch viele geauere statistische Unterlagen beschaffen müßte. Wenn es Ihnen aber schon genügen sollte, kurz die Meinung eines praktischen Landwirtes hierüber zu hören, so kann ich Ihnen mit einer kurzen Darstellung meiner Auffassung gern dienen, insbesondere mit solchen Zahlen aus der hiesigen, von mir geleiteten Wirtschaft, die im Hinblick auf die angeregte Frage von Interesse sein dürften. Das Jahr 1911 hat eine sehr große Ähnlichkeit mit dem Jahre 1904. In beiden Jahren setzte die Dürre schon früh ein, die Nächte im Frühjahr waren kalt und frostig, zwei Umstände, die auf die Vegetation ungünstig wirken mußten. Die Dürre hielt in beiden Jahren etwa bis Mitte September an, in beiden Jahren war hier der erste Futterschnitt schlecht, in beiden Jahren versagte der zweite Schnitt vollkommen, gaben die Hackfrüchte eine sehr schlechte Ernte. Schließlich wurden 1904 wie 1911 Ost- und teilweise Westpreußen von der Dürre nicht betroffen. Immerhin sind die Witterungsverhältnisse hier wenigstens in 1904 und 1911 nicht vollkommen gleichmäßig verlaufen. Ein Unterschied zugunsten des Jahres 1911 war der höhere Grundwasserspiegel im Frühjahr, infolgedessen ist die Getreideernte hier mehr als gutmittel zu bezeichnen, was 1904 bei der Sommerung nicht der Fall war. Zuungunsten des Jahres 1911 dagegen sprechen die höheren Wärmegrade in den beiden Monaten Juli und August dieses Jahres, so daß die Hackfrüchte und die Futterernte wie auch Zuckerrüben meines Erachtens mehr gelitten haben müssen als 1904. Für die hiesige Wirtschaft ergab die Durchschnittsernte an Kartoffeln in den drei Jahren 1901, 1902, 1903 zirka 200 Zentner pro Hektar, 1904 dagegen nur 120 Zentner. 1908, 1909, 1910 ergab die Durchschnittsernte pro Hektar zirka 360 Zentner. Dieses Jahr dagegen nur knapp 100 Zentner. Während demnach das Jahr 1904 einen Ausfall von nur zirka 60 Prozent der vorhergegangenen Normalernten ergab, erreicht die diesjährige Ernte nur knappe 30 Prozent der vorhergegangenen Normalernten. Ja trotz erheblich verbesserter Kultur und Sortenwahl bleibt die Ernte 1911 nicht nur relativ, sondern sogar absolut hinter dem Ertrage von 1904 zurück. Ich nehme daher, wenigstens bis nicht günstigere Ergebnisse der definitiven allgemeinen Ernte vorliegen, vorläufig an, daß an Futterkräutern, Kartoffeln, Zuckerrüben und Gemüse in Deutschland und den angrenzenden Ländern kaum mehr, vermutlich aber auch nicht viel weniger als 1904 geerntet sein dürfte; da aber sowohl die Bevölkerung wie auch die Viehbestände, demnach der allgemeine Verbrauch seit 1904 zugenommen haben, wird der Mangel sich in diesem Jahr fühlbarer machen. Also ein Mangel

und entsprechende Teuerung in Kartoffeln, Gemüse, Zucker. Ebenso wird die Milchproduktion unter dem Mangel an Futtermitteln leiden, damit auch die Butterproduktion. An eine erhebliche Verringerung der Rindviehbestände glaube ich nicht, dagegen dürfte die Schweineaufzucht unter dem Kartoffelmangel leiden und insofern auch eine Verteuerung des Fleisches erfolgen. Es ist demnach ein Mangel und entsprechend eine Teuerung in Kartoffeln, Gemüsen, Zucker, Butter, Milch und vielleicht auch in Schweinefleisch zu erwarten. Eine Hungersnot dagegen keinesfalls. Von einer solchen könnte doch nur die Rede sein, wenn die vorhandenen Lebensmittel zur Sättigung des Volkes nicht ausreichen würden; davon kann aber gar keine Rede sein, schon deshalb nicht, weil die Weltweizenernte des Jahres 1911 die Ernte des Jahres 1910 um volle 5 Prozent übertrifft. Daß der Brotkonsum zunehmen und damit auch die Weizenpreise etwas anziehen werden, ist möglich, aber zu einer bedeutenden Teuerung in diesem Artikel dürfte es kaum kommen. Die Teuerung in den anderen Artikeln ist allerdings unvermeidlich, da der Mangel in fast allen hierfür in Betracht kommenden Produktionsländern fast gleichmäßig herrscht. Diese Teuerung ist für die Konsumenten ebenso peinlich wie die Verluste dieses Jahres für den Landwirt; den Übertreibungen auf diesem Gebiet kann aber nicht scharf genug entgegengetreten werden, da hierdurch ungesunde Preistreibereien und eine immer größere Spannung zwischen den Engrospreisen und den Detailpreisen geradezu gefördert werden, so daß dann eine so erhebliche Teuerung künstlich hervorgerufen werden könnte, daß die Folgen einer solchen sich von einer wirklichen Hungersnot nur wenig unterscheiden würden. Freilich können Ereignisse eintreten, die alle Berechnungen über den Haufen werfen, so ein allgemein europäischer Krieg, ein allgemeiner Seemannsausstand, ein mohammedanischer Aufstand in Indien. Mit solchen Möglichkeiten habe ich freilich hier nicht gerechnet, sondern nur mit einem normalen Verlauf der Ereignisse. Was nun den Verlauf der Teuerung anbetrifft, so dürfte diese ihren Höhepunkt bei Frühjahrsbeginn erreichen und mit Beginn der neuen Vegetation allmählich aufhören.

Auch für die Landwirte war das Jahr 1911 ein böses Jahr. Was helfen alle guten Preise, wenn wie hier z. B. zur Deckung des eigenen Bedarfes an Saat, Futter fürs Vieh, Naturalien für die Gutsleute Kartoffeln zugekauft werden müssen, während sonst 4000 bis 5000 Zentner verkauft werden? Aber selbst dort, wo die Ernte einen Verkauf noch zuläßt, dürfte die Preisdifferenz den Ernteausfall kaum ausgleichen. Das gilt auch für Milch und Butter um so mehr, als auch die höheren Futtermittelpreise die Produktion verteuern. Die Verluste werden verringert durch die leidliche Getreideernte bei etwas erhöhten Preisen, durch das gute Erntewetter und die hierdurch bedingten geringeren Erntekosten, durch die geringen Hagelschäden und demnach geringen Nachschußkosten, vor allem aber durch die bedeutende Ermäßigung der Frachten. Mit geringen Ausnahmen in den wenigen vom Wetter begünstigten Gebieten wird das Jahr 1911 demnach auch für die Landwirte ein ernstes, verlustreiches sein, aber doch nicht in solchem Umfange, daß eine erhebliche Einschränkung der Bewirtschaftungsintensität die Folge wäre. Eine üble Nachwirkung dürfte daher 1911 auf zukünftige Jahre weder vom Produzenten- noch Konsumenten-Standpunkt aus haben. Das Jahr 1911 war ein unglückliches, katastrophal

braucht es wenigstens aus wirtschaftlichen Gründen allein nicht zu wirken, dazu bedürfte es noch der menschlichen Nachhilfe.

Kromlau b. Weißwasser, Ober-Lausitz, 6. Okt. 1911. Friedrich Graf Egloffstein.

G. Billeter, Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums. (XVIII und 477 S. gr. 8°. Leipzig und Berlin, 1911, B. G. Teubner). Die Aufgabe des Verfassers dieses beachtenswerten Buches setzte sich aus drei Teilen zusammen — einem halbangenehmen, einem unangenehmen und einem angenehmen. Der halbangenehme Teil bestand darin, ein paar hundert Werke, die das Griechentum behandelten oder streiften, durch- oder anzulesen: gute und schlechte — daher das Doppelantlitz. Der unangenehme — darin, aus all diesen Werken die das Griechentum betreffenden Stellen auszuschreiben oder doch zu epitomieren und zu ordnen. Der angenehme endlich — darin, auf dem also zusammengebrachten Material die Darstellung aufzubauen, die dem Titel des Buches entspricht.

Was nun die Behandlung und den Wert dieser drei Teile anbelangt, so kann unser Urteil nicht für alle übereinstimmend lauten. Unbedingte Anerkennung und Bewunderung ist dem Verfasser für die beiden ersten zu zollen. Wohl hat die Philologie unsrer Tage in der Fähigkeit, Bücher zu bewältigen, eine Höhe erreicht, die dem gelehrtesten Polyhistor früherer Jahrhunderte Schwindel verursachen würde; aber wer die unendliche Menge Exzerpte auf den vierhundert enggedruckten Seiten des „besonderen Teiles" mustert oder auch nur das achtzehn Spalten füllende Autorenregister durchgeht, wird nicht anstehen, dem Verfasser selbst unter den leistungsfähigsten Bücherlesern der Neuzeit einen Ehrenplatz einzuräumen. Dabei kann man von ihm nicht sagen, wie in ähnlichen Fällen von anderen, daß er in dieser Sintflut fremder Gedanken ertrunken wäre. Nein, er behält den Kopf hübsch oben, prüft, ordnet, rubriziert — *et sibi res, non se rebus subjungere temptat.* Unter diesen Umständen würde ich es für kleinlich halten, dem Verfasser etwaige Lücken seiner Lektüre vorzuhalten, selbst wenn ich welche gefunden hätte. Aber ich habe mich gescheut, darnach auch nur zu suchen.

Doch nun der dritte Teil, die Krone des Ganzen — die Darstellung. Auch die weist große Vorzüge auf: der klare, systematisierende Geist, die geschichtstheoretische Durchdachtheit, die eisigkühle Objektivität — aber im ganzen wird man doch bekennen müssen, daß der Verfasser an diesem lockendsten und lohnendsten Teil seiner Aufgabe gescheitert ist und gerade bei d e n Eigentümlichkeiten seiner Betrachtungsweise, in denen er wahrscheinlich seine Vorzüge sieht, scheitern mußte. Treten wir der Sache näher. Er hat seine Schrift in zwei ungleiche Teile zerrissen, einen allgemeinen (S. 1 bis 87) und einen besonderen (S. 88—463); der erste ist es, der die eigentliche Darstellung enthält, der zweite bringt die Belege. Nun hat er allerdings durch gegenseitige Verweise und einführende Bemerkungen für einen Zusammenhang der beiden Teile gesorgt, aber das unbequeme der Scheidung ist dadurch nicht aufgehoben: blutloser Schematismus im allgemeinen Teil, unverbundene Stellenkonglomerate im besonderen — warum keine organische Durchbringung? Es lag doch so nahe, bei den einzelnen Epochen und Richtungen gerade an den führenden Geistern ihre Stellung zur griechischen Antike zu entwickeln — in einem etwaigen Anhang konnte

die übrige überreiche Erudition des Verfassers zu eventueller Benutzung auf-
chert werden. Warum hat er diesen so natürlichen Weg nicht eingeschlagen?
h glaube es zu erraten, warum. „Führende Geister" — der Terminus ent-
in Werturteil; der Verfasser aber teilt (S. 63) „die richtige Vorstellung, daß
rteil und Wissenschaft durchaus verschiedene Dinge sind" — und faßt seine
be natürlich als eine rein wissenschaftliche auf.
ähnlichen Gründen scheint er, der Historiker, von einer historischen Darstel-
veise abgesehen zu haben. Es wäre so interessant gewesen, auf Grund eines
hen Materials entwickelt zu sehen, wie sich von Epoche zu Epoche die Be-
ng des Griechentums wandelt! Aber das ging nicht an: damit wäre ja
gesetzt, daß jede Epoche etwas Einheitliches wäre — und was der Verfasser
griechischen Epochen leugnet, kann er für die modernen nicht zugeben. Nein,
von Einheitlichkeit; jede Epoche ein sinnverwirrendes Nebeneinander der ver-
nsten Richtungen, Anschauungen, Temperamente ... Nun wohl, das wissen wir,
on diesen Richtungen werden sich doch diese und jene als die bezeichnenden,
teristischen, führenden in Anspruch nehmen lassen? — Nein, denn damit kämen
ieder auf ein Werturteil, und somit aus der Wissenschaft hinaus. So wird
enn statt der einzig fruchtbaren, der historischen Betrachtung eine systematische
n: der erste Abschnitt behandelt „die Anschauungen von der Einheit und Man-
tigkeit innerhalb des Griechentums", der zweite „die vergleichende Betrach-
es Griechentums", der dritte „die Bewertung des Griechentums", der vierte
nschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums" — wie
die Überschriften lehren, eine recht abstruse Schematik, die dann in den Kapi-
nd Unterabteilungen noch weiter ins Unanschauliche sublimiert wird; Punkt
nkt werden die Behauptungen, dann die Bestreitungen, dann womöglich die
tungen der Bestreitungen erwähnt, wofür dann die einzelnen Kapitel die Be-
ben. Der endgültige Eindruck ist, daß über das Griechentum im ganzen
allen seinen Teilen alles Menschenmögliche sowohl behauptet, als auch ge-
worden ist — und man fragt sich unwillig, ob es wirklich nötig war, einen so
und mühseligen Umweg zu nehmen, um zum alleinwissenschaftlichen Nichtswissen
gen. Indessen — ist es wirklich wahr, daß „Werturteil und Wissenschaft durchaus
dene Dinge sind"?
en wir eine Parallele. Ich habe doch das Recht zu sagen, daß mir Schrot-
meckt oder nicht schmeckt — und die Wissenschaft, mir zu erwidern, daß
rteil sie nichts angeht. Ich kann aber auch, unter Beiseitelassung meiner
en Geschmacksempfindungen und der entsprechenden G e f ü h l s w e r t e, von
h r wert des Schrotbrotes reden; damit fälle ich ein entschiedenes Werturteil,
essen, ob empirisch oder analytisch gewonnen, entschieden wissenschaftlich
d. Also ist des Verfassers Behauptung in dieser allgemeinen Form un-
aber kehren wir zum Griechentum zurück. Sollten ihm gegenüber nicht
hrwerturteile möglich sein? Analytisch lassen sich solche allerdings nicht
— die entsprechende Wissenschaft ist noch nicht gefunden — aber empi-
enn also zum Beispiel Goethe behauptet, in seinem Schaffen durchs Grie-
mächtig gefördert worden zu sein, und zum Beispiel Hans Dampf es für

seine Person in Abrede stellt — sollten diese und ähnliche Zusammenstellungen nicht ein wissenschaftliches Werturteil ermöglichen? Dabei ist allerdings vorausgesetzt, daß wir das Recht haben, Goethe höher zu werten als Hans Dampf; nun, wenn uns die „Wissenschaft" das nicht erlaubt, dann verdient sie ihre Gänsefüßchen.

Damit kommen wir freilich auf ein Gespenst, das ziemlich überall beim Verfasser herumspukt — das „klassizistische Werturteil". Es soll nämlich vor hundert Jahren eine Zeit gegeben haben, nach deren Schätzung die Hellenen ein vollendetes Idealvolk gewesen wären, in allen seinen Schöpfungen von unbedingter Vorbildlichkeit für die Folgezeit; das ist eben der „Klassizismus". Die Wissenschaft der letzten hundert Jahre hätte dann dieses Wahnbild zerstört und an Stelle der „klassizistischen" Schätzung die „historische" gesetzt. Nun ist es erstens unerlaubt, für die Zeit um 1800 den Ausdruck Klassizismus zu gebrauchen, weil er bereits seinen Inhalt hat und die französische Poesie des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren außerfranzösischen Ausläufern bezeichnet. Glaubt jemand eine neue Apfelsorte entdeckt zu haben, so mag er sie nach Lust mit einem neuen Namen bezeichnen, aber nicht mit dem Namen „Kürbis" — der ist schon vergeben. Sodann aber zum zweiten. Diesem neugestempelten Klassizismus bin ich schon wiederholt in philologischen Schriften begegnet; immer mußte ich mich fragen: sollte wirklich ein halbwegs ernst zu nehmender Mensch in halbwegs ernst zu nehmender Weise eine so bodenlose und handgreiflich unsinnige Behauptung aufgestellt haben? — Nun, was mir damals *a priori* unwahrscheinlich schien, ist durch des Verfassers Sammlungen Seite 355 ff. als nicht vorhanden erwiesen. „Positive Bewertungen" führt er zwar in Menge an, für 1800 ebensogut wie für 1900, aber keine einzige, die jenem oben formulierten „klassizistischen Werturteil" einigermaßen ähnlich sähe.

Dies zum Schluß. In Summa: dem Verfasser gebührt unser voller Dank für sein äußerst reichhaltiges mit unendlicher Entsagung zusammengebrachtes Tatsachenmaterial; eine der schönsten kulturgeschichtlichen Aufgaben der Gegenwart — die Geschichte der Bewertung der Antike in der Neuzeit — ist durch ihn ihrer Lösung bedeutend näher gebracht.

St. Petersburg. Thaddäus Zielinski.

Aus Indiens Dschungeln. Erlebnisse und Forschungen von Oscar Kauffmann. Mit 2 Karten, 12 Photogravüren und 265 Abbildungen auf 152 Tafeln. Leipzig 1911, bei Klinkhardt & Biermann. 2 Bände. Preis 20 Mark. — Das Werk enthält in sieben Abschnitten die Erlebnisse und Beobachtungen eines ehemaligen Offiziers, der als gereifter Waidmann und leidenschaftlicher Naturfreund — außer anderen Reisen in Asien — in den Zentral-Provinzen, in Kaschmir, Maissur, Assam und Ostbengalen, Kotschin, Nord-Kanara und Birma gejagt hat. Wenige Deutsche haben so lange und so erfolgreich in Indiens Dschungeln gejagt, wohl keiner hat seine Jagden so eingehend beschrieben, sicherlich keiner so viele durchweg gute, zum Teil wahrhaft prächtige Photographien aus Indien veröffentlicht, die übrigens auch glänzend reproduziert sind. Für einen Waidmann muß das Buch geradezu ein Hochgenuß sein, und mancher unter ihnen wird den Koffer packen und Kauffmanns Spuren folgen. — Aber das Buch ist nicht für Jäger allein geschrieben. Man braucht nur ein Naturfreund

zu sein und für das Land der Wunder einiges Interesse zu haben, um an der Lektüre des Werkes die innigste Freude zu empfinden. Die zahllosen Begegnungen mit wilden Elefanten, mit Tigern und Panthern, Wildschweinen und Bären, Nashörnern und Hirschen, vor allem aber mit dem herrlichsten Wilde Indiens, dem Gaur, dem Vetter des längst ausgestorbenen europäischen Auerochsen (nicht des in Europa noch in spärlichen Resten lebenden Wisent, der fälschlich Auerochs genannt wird), sind ungemein anschaulich und fesselnd geschrieben. Prächtig sind auch die Schilderungen des Urwaldes mit seiner Pflanzenpracht, mit dem hundertfältigen Geräusch geheimnisvoller Stimmen, mit seiner Vogel- und Insektenfauna, sowie mit seinen braunen Waldvölkern, deren ethnologische Bestimmung so schwierig, aber dringend notwendig ist, bevor ihre Rassenmerkmale, Sitten und Gebräuche in denjenigen ihrer Umgebung aufgehen. Besonders mit den Kurumba von Maissur und den Kadir von Kotschin hat der Verfasser sich in monatelangem Zusammenleben angefreundet, schildert sie eingehend und gibt vortreffliche Bilder von ihnen. Seiner Ansicht freilich, daß diese Waldvölker den eigentlichen Dravidatypus repräsentieren, wird man kaum zustimmen können. Der Name Dravida wird doch wohl den mehr als fünfzig Millionen von kultivierten Bewohnern Südindiens mit mehr Recht zukommen, die sich selbst als Dravida bezeichnen, nur zu einem kleinen Teile mit arischem Blut durchsetzt sind, schon zur Zeit der alten Griechen geordnete Staaten bildeten und vor tausend Jahren literarische Meisterwerke hervorgebracht haben, die in einer nahezu sanskritfreien Dravidasprache geschrieben sind. Daß sie Elemente einer prädravidischen breitnasigen Rasse (Lemurier?) in sich aufgenommen haben, wodurch ihr Typus beeinflußt worden ist, berechtigt uns noch nicht, ihnen den Namen Dravida zu nehmen, um ihn den Resten jener Urbevölkerung zu reservieren. Auch Thurston, der Direktor des Museums in Madras, hält die Bergvölker für die Reste einer prädravidischen Rasse (*cf. Thurston, Castes and Tribes of Southern India, Madras 1909*, ein ausgezeichnetes illustriertes Werk, in der Münchener Staatsbibliothek vorhanden). Ob das Dschungelmesser nach den Kadir benannt ist? Ich bezweifle es. Leider gibt der Verfasser das Wort nicht an. — Der Name Kadir — richtiger Kadar oder Kader — bedeutet nichts anderes als „die Dschungelleute"; Dschungel heißt sowohl im Tamil wie im Malayalam Kādu. — Beiläufig erwähnt sei, daß der Verfasser die Bezeichnung nāmam für das Wischnu-Abzeichen irrtümlich auf den Lehm zurückführt, mit dem der Dreizack auf die Stirn geschmiert wird. Nāmam heißt Name, nämlich Name des Wischnu, Abzeichen des Wischnu; die Bedeutung Lehm ist erst sekundär. — Auch sonst finden sich in dem Werke religions-wissenschaftliche Urteile und Ansichten, die anfechtbar sind. Es ist aber dankbar zu begrüßen, daß Kauffmann sich um die Waldvölker und ihre Religion und Sitten überhaupt gekümmert hat. Hier müßte von deutscher Seite — aber auch von englischer — viel mehr geschehen.

Einen dankenswerten Beitrag zur Geographie Südindiens hat der Verfasser durch Beschreibung, Photographien sowie eine Kartenskizze des Gebirges von Kotschin geliefert. Dieses Gebirge, das auf der Ostseite Aneimalei (= Elefantengebirge) heißt, die höchste Erhebung (2700 Meter) ganz Südindiens darstellt und bis zu einer Höhe von 2000 Meter mit prachtvollem immergrünem Urwald bedeckt ist, während die Ränder ausgedehnte regengrüne Teakwaldungen und anderen Dschungel auf

weisen, war bisher noch fast garnicht erforscht. Nur von der Ostseite führt eine kurze Landstraße zu den wenigen Pflanzungen, die unternehmende Engländer seit etwa zehn Jahren in der einsamen, grandiosen Wildnis angelegt haben. Interessant und für Malariaforscher beachtenswert ist die Feststellung Kauffmanns, daß die Malaria am Westabhange an Orten haust, wo Anophelesmücken garnicht oder kaum zu bemerken sind, und zwar am schlimmsten in den trockenen Monaten Februar bis Mai. Wir haben Ende März 1902 die Ostseite durchstreift und von Fieber nicht zu leiden gehabt, obwohl wir ohne Netz unter freiem Himmel schliefen. — Daß die von den Zweigen herabhängenden grünen Schlangen Exemplare von *Echis carinata* gewesen sein sollen, könnte wundernehmen, da diese nur 70 Zentimeter lange Giftschlange sich bei Tage still verhält und nachts auf Beute ausgeht. Sollte vielleicht eine Verwechslung mit der ebenfalls grasgrünen, doppelt so langen, gelegentlich bissigen, aber völlig ungiftigen Baumschlange vorliegen? — Die scharfe, anscheinend gut begründete Unterscheidung zwischen einer großen und einer kleinen Pantherrasse sowie die Erklärung des Gayals als eines Kreuzungsprodukts von Gaurbulle und Hausrind sind für Zoologen von Interesse, ebenso die Messungen, die Kauffmann an den Sambarhirschen der verschiedenen Gebiete Indiens vorgenommen hat und die geeignet sind, in eine bisher noch völlig ungeklärte Frage Licht zu bringen. — Außerordentlich ansprechend erscheint die Hypothese, daß der „grimme Schelch" des Nibelungenliedes, den man meist für einen Riesenhirsch hält, ein Einzelgänger-Ur gewesen sei. — Endlich sei noch erwähnt, daß der Verfasser Vergleiche zieht zwischen der Wildbehandlung in Indien (aus Indien läßt übrigens auch die englische Regierung keinen Schmuckfeder-Export zu!) und derjenigen in unseren Kolonien und dabei zu einem für uns geradezu beschämenden Resultat gelangt. Denn in unseren Kolonien, besonders in Ostafrika, blüht nicht nur eine ganz gemeine Aasjägerei, sondern auch die Verwaltung selbst zeigt in der Wildschutzfrage eine ganz unglaubliche Kopflosigkeit. Wenn hier nicht sofort und gründlich Wandel geschaffen wird, dann geht der einst so herrliche Wildbestand unserer größten Kolonie in wenigen Jahren seinem Ruin entgegen. Ich verweise auf die haarsträubenden Mitteilungen C. G. Schillings auf der Jahresversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft in Stuttgart über den vom Gouvernement veranstalteten, vom Kolonialamt, wie es scheint, gebilligten sinnlosen Tiermassenmord in Ostafrika, sowie auf Schillings warmherzigen und hoffentlich epochemachenden Aufruf zu einer vernünftigen, unserer Zivilisation würdigen Schätzung und Behandlung der Tierwelt, der unter dem Titel „Hagenbeck als Erzieher" im Augustheft dieser Monatsschrift erschienen ist.

München. Hermann v. Staden.

Unterricht und Demokratie in Amerika. Die Quellen der öffentlichen Meinung, das College, die Universitäten, Studentenleben, Schule und Kirche in den Vereinigten Staaten von B. J. Wheeler, Inhaber der Roosevelt-Professur an der Universität Berlin 1909. Die das Buch durchdringende Idee ist Darstellung des Unterrichtswesens erstens als Ausfluß der demokratischen Verfassung, zweitens als Grundierung der von der öffentlichen Meinung bestimmten Volksregierung. Zweck

des Buches ist: „das wechselseitige Verständnis und die Achtung zwischen zwei verwandten Völkern zu fördern." Nicht viele möchten mehr berufen sein, ein Werk mit diesen Tendenzen zu gestalten als Wheeler, der als Gelehrter, Präsident der Universität, als Kämpfer in der Politik sich einen Namen gemacht hat, dem ein Blick in die intimsten Winkel amerikanischer und deutscher Verhältnisse und Staatswesen gestattet wurde, durch seine Freundschaft mit Roosevelt und dem Kaiser. In der Tat erkennen wir überall in seinem Buch einen Menschen von weiten Horizonten und ungeahnten Gesichtspunkten.

Freiburg i. B.

F. Winther.

Wagner-Erinnerung einer Französin. *Nous fîmes un jour d'hiver une visite à Monsieur de Bülow. Son accueil fut aimable; il me mit tout de suite au piano et parut satisfait. Quelques jours après il nous rendit notre visite. Madame de Bülow s'écria en entrant: « Comme j'aime à me sentir chez des catholiques! » Mon titre de Française me donnait des droits auprès d'elle.*

« Monsieur Wagner vient d'arriver; voulez-vous que je vous le présente? » me demanda un jour Madame de Bülow.

« Ce n'est pas la peine! » repris-je vivement. Cette femme d'esprit interpréta sans doute cette réponse comme un excès de modestie de ma part. Je vis Wagner à l'Opéra quelques jours après; il dirigeait un concert de ses œuvres: l'ouverture de Faust était sur le programme. Je sentis qu'il y avait dans cette musique une beauté que je ne pouvais comprendre, mais elle m'intéressa: et Wagner plus encore. Il avait l'air grave et autoritaire. Il était simple et dirigeait avec calme. Un évènement se préparait: la Première de Tristan. Madame de Bülow m'envoya deux billets pour la répétition générale. Il y avait la fièvre dans la salle. Le premier acte commence. Ma mère, qui n'entendait pas plus l'allemand que moi, me dit: « C'est très bien, très nature, cette femme est sur un vaisseau de Corsaires; elle a peur; elle crie! » Mais au second acte les choses se gâtent; l'appel passionné d'Isolde effraie ma mère. Elle m'emporte en disant: « Une honnête femme ne reste pas là. » J'eus la bonne fortune de rencontrer une fois Wagner chez Madame de Bülow. Il nous dit avec une certaine grâce: « Il faut que je parle français pour ne pas surprendre les secrets de ces dames; je parle français quand il s'agit de bagatelles telles que la musique, mais s'il s'agit de politique et de choses sérieuses, je parle allemand. » Puis il se leva et alla jouer dans la chambre voisine: « Ah! vous dirai-je, maman. »

Le roi Louis II assistait souvent aux représentations Wagnériennes. Il se tenait seul dans la loge du milieu, l'air rêveur. A la fin du drame, on voyait parfois Wagner paraître à la rampe. Il venait recevoir d'un air royal les présents du roi, tels une coupe ancienne ou un Trinkhorn. Alors les applaudissements éclataient.

München.

Sophie Kolb-Danvin.

Bücher des Monats. Neue Ausgaben. Lenau, Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden (Inselverlag); davon erschienen neu Band II (Faust, Helena, Savonarola, Albigenser, Don Juan) und III (Briefe, erster Teil). — Fritz Heyder, Berlin, gab sehr hübsch und billig eine Auswahl aus Goethes Gesprächen mit Eckermann heraus, den ersten Teil des Faust, und den 5., 6., 9. bis 13. Gesang der Odyssee nach

der Voßschen Übersetzung von 1781. — Der Inselverlag läßt seiner sechzehnbändigen Balzac-Ausgabe die *Contes Drolatiques* folgen (zwei Bände), die Benno Rüttenauer neu übersetzt hat; daß die *Contes Drolatiques* kein Buch für die reifere Jugend sind, sei ausdrücklich bemerkt. — Lessings Briefe gab Julius Petersen in der Zwei-Mark-Sammlung des Inselverlags heraus. — Wilhelm Hertz, Parcival, Wohlfeile Ausgabe (wie vor kurzem Tristan und Isolde; Cotta).

Briefwechsel: Balzacs berühmte „Briefe an die Fremde" (*Lettres à l'étrangère*) erschienen in zwei Bänden mit einer Einleitung von Wilhelm Weigand (Insel).

Antike Literatur: Sokrates, geschildert von seinen Schülern (Xenophon, Erinnerungen an Sokrates, Kunst der Haushaltung, Gastmahl; Plato, Gastmahl, Protagoras, Gorgias, Verteidigung des Sokrates, Kriton, Phädon), Übertragung und Erläuterung von Emil Müller (zwei Bände), Insel.

1001 Nacht: Eine Auswahl der schönsten Stücke aus der großen zwölfbändigen Ausgabe erschien in vier Bänden (Insel).

Autobiographisches: Hansjakob, Dürre Blätter, Schneeballen, In der Residenz (alle drei bei Bonz). — H. C. Andersen, Das Märchen meines Lebens (Holbein-Verlag, Stuttgart). — Karl Friedrich v. Klödens Jugenderinnerungen (Insel). — Bernhard Scholz, Verklungene Weisen (Mainz, Scholz).

Neue Auflagen: Keller, Der Grüne Heinrich (61. bis 70. Auflage); Keller, Das Sinngedicht (55. bis 60. Auflage, beides Cotta). — Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock (65. Auflage, Deutsche Verlagsanstalt). — Ebner-Eschenbach, Bozena (9. bis 11. Auflage, Cotta). — Keller, Gesammelte Gedichte (32. bis 36. Auflage, Cotta). — Liliencrons Kriegsnovellen (Schulausgabe: 55. bis 60. Tausend, Schuster & Loeffler). Lily Braun, Im Schatten der Titanen (34. Tausend, Deutsche Verlagsanstalt). — Beyerlein, Jena oder Sedan? (250. Tausend, Vita). — Fontanes Frau Jenny Treibel ist nun, wie schon früher L'Adultera, Cecile, Irrungen Wirrungen, in Fischers Bibliothek Zeitgenössischer Romane billig erschienen.

Musikalien: Pfitzner, Streichquartett op. 13. Partiturausgabe (Max Brockhaus). — Cornelius, Weihnachtslieder, und Brautlieder, für eine Singstimme (hoch und mittel) und Klavier; Rich. Strauß, Fünf Klavierstücke op. 3 (beides Universal-Edition, Wien). — Eugen d'Albert, Die verschenkte Frau; Klavierauszug (Cranz, Leipzig). — R. Strauß, Königsmarsch; erleichtert für Pianoforte (Fürstner). — M. Reger, Quartett op. 121 (Peters). — Reger, Sextett op. 118; Die Weihe der Nacht (für Alt-Solo, Männerchor und Orchester), Klavierauszug; Eine Lustspiel-Ouvertüre op. 120, Partitur (alle drei bei Bote & Bock). — Rich. Strauß, Suite für dreizehn Blasinstrumente (op. 4), Klavier zu vier Händen (Fürstner). — Bruckner, Gebet aus dem *Te Deum* (eine Singstimme, hoch und tief, mit Klavier); vier Motetten (Ausgabe mit deutschem Text), beides bei Schlesinger (Berlin).

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Mäuse.

Von Auguste Supper in Korntal bei Stuttgart.

Am Flußufer sind die Freunde hingegangen.

Der Abend kam mit unhörbaren Schritten über die Stoppelfelder her, auf deren stäubenden Schollen noch die Hitze des schwindenden Tages lag.

Der Pfad, auf dem die Beiden hintereinander schlenderten, war schmal und von langer Trockenheit zerrissen.

Stellenweise deckten ihn die Erlen und Weiden des Flußufers fast zu. Wo das Buschwerk licht war, sah man die Wasser des breiten Flusses aufblincken, die schwerziehend den blutigen Widerschein ferner Himmelsglut trugen.

Die Schreitenden sprachen nicht. Sie waren vertraute Kameraden, die gut miteinander schweigen konnten.

Der Vordere war klein und breit. Sein gesundes, gerötetes Gesicht schaute frisch in den Abend, als schließe der Mann jetzt schon seinen Pakt mit den Kräften, die aus der heraufziehenden Nacht für den neuen Morgen reifen.

Der Nachfolgende überragte den Freund fast um Hauptеslänge. Seine Augen blickten aus einem blassen Gesicht verträumt in die Weite. Sie schienen eher Vergangenem nachzusinnen als nach Neuem auszuspähen.

Von jenseits des Flusses, wo nackte, flache, kiesige Ufer sich hinzogen, kamen die jubelnden Rufe spielender Kinder. Sie sangen dort drüben die alten Reigen, und die Wogen raunten strömend darein, wie dereinst in den Singsang der vergangenen Geschlechter.

Dort hinüber lauschte vielleicht der Große.

Plötzlich machte er einen weiten, erschrockenen Sprung, als müsse er über einen Abgrund, der sich gähnend auftat, setzen. Dabei stieß er den Kleinen ungewollt so derb in den Rücken, daß er taumelte.

„Verzeih", rief er verstört, „da war eine Maus" — — und er schaute entsetzt nach den nahen Ackerfurchen, wo eine braune Feldmaus kopflos huschend ihr Loch suchte.

Lachend wandte sich der Vordere zurück. „Wollte sie dich anknabbern? Sie machen sich gern hinter siebenschühige Juristen, die Feldmäuse!" —

„Spotte du nur" — sagte fast traurig der Hochgewachsene, „ich kann es nicht überwinden, das Grauen. Mich schüttelt der Ekel, wenn ich eine Maus huschen sehe — —."

Der andere schritt wieder weiter. „Na ja“, sagte er, „so hat eben jeder seinen Span. Ich mag die Katzen nicht, und du fürchtest Mäuse. Ich habe einmal einen gekannt — — —.“

Der Große fiel ihm in die Rede. „Ja, aber da liegt nichts dran, ob du Katzen magst oder nicht, das ist doch etwas ganz anderes —.“ Indem er sprach, stieg ihm flutend eine Röte ins Gesicht, und seine Augen bekamen etwas Flackerndes, Gequältes.

Da blieb der Vordere breitspurig stehen und wandte sich lachend zurück. „Na du, höre mal — mir sind meine Liebhabereien so viel wert, wie dir die deinen. Du hast wohl den Größenwahn, daß du meinst, Mäuse zu fürchten sei was so ganz besonderes —.“

Dicht am Fluß stand da eine niedere Bank. Zwei Pfosten und ein darübergelegtes Brett nur, auf dem badende Buben ihre Kleider, arbeitende Fischer ihre Geräte niederzulegen pflegten. Jetzt war sie leer.

„Komm“, sagte wie mit einem plötzlichen Entschluß der Große, „setzen wir uns da, dann erzähle ich dir —.“

Und er setzte sich und schaute über den Fluß hin nach den spielenden Kindern, und seine Augen hatten wieder das Träumende, Zurückschauende, das die Erregung daraus verscheucht hatte.

Schwer und mit lachendem Ächzen setzte der Kleine sich nebenan und streckte die kurzen Beine in die zertrampelten Pfeffermünzstauden, die die Bank umstanden.

„Schieß los“, sagte er, als sie schon eine gute Zeit stumm vor den rotschimmernden Wogen gesessen waren, die ohne Rast und ohne Eile vorüberzogen. Froh und leicht sollte seine kurze Aufforderung klingen, denn er fühlte plötzlich, daß der Freund sich mit etwas quäle, das rasch weggescheucht werden müsse. Aber immer noch fand der Große den Anfang nicht. Es war, als schaue er in eine Tiefe hinein, in der ihm die Bilder und die Worte verschwammen.

„Glaubst du“, fragte er dann leise, „daß jeder sogenannte Aberglaube weiter nichts als eine Torheit ist?“

Der Kleine schaute überrascht auf. Er wollte vielleicht eine andere Antwort geben, eine weniger kurze, bestimmte. Aber als er den versunkenen Freund ansah, dünkte es ihm das Beste zu sein, rasch zu sagen: „Gewiß, Alter —.“

Der Große legte die Hände um sein hochgezogenes Knie und das Kinn darauf, so daß er jetzt fast kauernd und lauernd saß.

„So ist meine Mutter eine große Törin gewesen“, sagte er langsam, „denn sie hat es fest geglaubt, daß — —“

Der Kleine reckte sich. „Du, deine Mutter war die nüchternste und

klügste Frau, die es geben kann. Was soll die Törichtes geglaubt haben?"

Der Große tat gelassen. Aber in seinen Augen kam das Flackern wieder hoch, wie züngelnde Flämmchen, wenn der Wächter nicht aufmerkt.

„Sie hat geglaubt, daß ihr Bub nicht eher ein glückseliger Mensch werden könne, als bis er sich eine Maus ohne zu zucken über die Hände laufen lasse. Ein altes Weib hat ihr das gesagt, — du, und sie hat's geglaubt, kannst du das verstehen?" —

Der Kleine wollte etwas einwerfen; aber der Große, als hätte ihn sprudelnde Erregung ergriffen, fuhr fort: „Sie selbst hat vor Mäusen ein Grauen gehabt wie ich. Aber unter Qualen und Angstschweiß hat sie es niedergekämpft und hat mich lehren wollen — sie hat mich lehren wollen — der alten Vettel zulieb — dem Unsinn zulieb" — er brach plötzlich ab und sprang empor und warf seinen Rock ab, und vom jenseitigen Flußufer klang gellendes Angstgeschrei der Kinder. Noch faßte der Kleine nicht recht den Zusammenhang, da schwamm sein Freund schon draußen im Strom und hielt mit weitausholenden Armen auf ein Mädchen zu, das mit aufgeblähtem Kleidchen drüben auf den ziehenden Wogen trieb, und dem die entsetzten Spielgefährten gelähmt nachstarrten.

Da warf auch er die Kleider ab und stieg in den Fluß. Aber schon haschte drüben der Große die Beute und brachte das unversehrte, schreckbetäubte Kind ans sichere Ufer. Der Kleine hörte ihn scheltend die Schar aus der gefährlichen Flußnähe scheuchen und sah ihn aufs neue in das Wasser steigen, um zurückzuschwimmen.

Er sah auch noch die Kinder erschreckt und verängstigt mit der nassen Gefährtin davoneilen, dann wandte er sich um, um zu seinen abgelegten Kleidern zu kommen.

Im Erlengestrüpp stieg er keuchend ans Ufer. Er war nicht der gewandte Schwimmer wie sein großer Freund, auf den er jetzt ausspähend wartete.

Aber er wartete und spähte umsonst. Leer war der Fluß, kein wohlbekannter Kopf ragte über das Wasser. Eisig ging es dem Kleinen über den Rücken.

Er rief des Freundes Namen gellend in den Abend hinein. Und dann tauchte er aufs neue in die Flut und suchte, suchte bis zur Erschöpfung.

Eine große, furchtbare Stille war weit und breit. Nur die Wellen raunten und gurgelten.

Verstört und mit irrem Blick stieg der einsame Mann zitternd aus der Flut und rannte am Ufersaum hin, nicht wissend, was er wollte und sollte.

Da kamen ihm schwerschreitende Fischer entgegen, die auszogen, um Netze zu legen für die Nacht.

Was sie fragten, was er antwortete, weiß er nicht. Die Männer haben bei Mondschein den Großen mit ihren Stangen aus dem Wurzelwerk des Ufergebüsches herausgeholt.

Hundert Schritte weit trugen sie ihn ins stäubende Stoppelfeld hinein, als könnten sie ihn nicht sicher genug ins gänzlich Trockene bringen.

Noch waren die Schollen sonnenwarm. Knisterndes Stroh, das zwischen den Furchen lag, schoben die Fischer dem Toten unter das triefende Blondhaar. Dann gingen sie davon, um in der Stadt Meldung zu machen.

Stumm und gelähmt verharrte der Kleine bei dem Freund. Der Nachtwind raunte und raschelte im Stroh zu Häupten des Stillen.

Oder was war's?

Ein Huschen begann, ein lautloses Spielen. Ein zuckendes Fliehen und Haschen.

Zwei Mäuse — zwei Mäuse liefen über die gekreuzten Hände des Toten, und der zuckte nicht.

Da hat der Kleine in der mondhellen Einsamkeit laut aufgeweint und ist hingekniet zu dem Freunde.

Zwölf kleine Lieder von Kurt von Stutterheim.

I.

Frührotsonne,
Schnitterinnen
halten schon die erste Rast.

Und mein Liebchen,
dort die eine,
die die allerschönste ist,
hab ich noch
bei deinem Scheine,
geisterhafter Mond, geküßt.

II.

S'ist Morgen jetzt,
es sagt's die Uhr,
die stillen Träume der Natur
wandern von hinnen.

S'ist Morgen jetzt,
die Stadt steht auf,
vom Turme und vom Brückenknauf
Tautropfen rinnen.

S'ist Morgen jetzt,
es sagt's das Herz,
es fühlet zwiefach jeden Schmerz:
draußen und drinnen.

III.

Als ich an das Wasser gekommen,
ist eine Schlange hindurchgeschwommen,
am gelben Kopf hab ich sie erkannt.

Hatt' es mein Lebtag nicht gesehen,
blieb wie ein Kind am Ufer stehen,
bis die Schlange im Schilfe verschwand.

IV.

Im stillen Fluß
im Sommer
baden die Knaben und schrein,
trocknen sich
in der Sonne
und springen wieder hinein.

So geht es,
bis der Abend
über die Rohre fährt,
und der tollste
der Knaben
traurig nach Hause begehrt.

V.

Es gehen drei Mädchen
Arm in Arm
den Fluß entlang,
und die Sonne sank
dabei.

Ein Bursche kommt
vom Fluß heran,
ein wenig fester schmiegen sich
die drei
einander an
und gehn vorbei.

VI.

Es schreien die Pfeifen, der Tag ist aus,
die Handwerker kommen bestäubt aus der Tür,
die einen gehen müde nach Haus,
die andern zieht's noch zu Kegel und Bier,
die Burschen finden ihr Mädchen hier,
die sind bisweilen gar nicht schön,
aber sie merken es nicht, wenn sie mit ihr
aneinandergeschmiegt durch den Stadtpark gehn.

VII.

Du bist so häßlich,
du armes Ding,
deine Wangen sind blaß,
und dein Kleid ist gering,
du blickst so scheu,

gehst du einmal
durch die Menge hin,
was hilft's, daß ich
voll Mitleid bin,
ich geh vorbei.

VIII.

Die Dreizehnjährige.

Wenn du zu Bette gehst,
brauchst du nicht lang dazu
löst deine Kleider rasch
und deine Schuh.

Und denkst des Knaben nicht,
den du im Scherz geküßt,
dem nun die ganze Welt
ein Himmel ist.

Der Mond betört dich nicht
mit seinem süßen Schein,
du ziehst die Fenster zu
und schlummerst ein.

IX.

Die ihr nicht betet vorm Schlafengehn,
tretet ans Fenster, den Mond zu sehn.

Hinter den Bäumen steigt er hinan,
leuchtet und hat ein Wunder getan:

Daß deine Brust, von Sorgen verzehrt,
nimmer der Ruhe, dem Frieden sich wehrt.

Die ihr nicht betet vorm Schlafengehn,
tretet ans Fenster, die Nacht zu sehn.

X.

Vom Mond getroffen
Baum und Blatt,
die Dächer
von der kleinen Stadt,

du mußt dich neigen

dem Lichte,
das vom Himmel zieht,
und wüßtest du
das schönste Lied,

du würdest schweigen.

XI.

Heut nacht will es Frühling werden,
die Wipfel sinken und steigen,
herüber, hinüber die Zweige,
es wühlt in der ängstlichen Erde.

Heut nacht will es Frühling werden.

Es hat auch das Herz durchschlagen,
das dränget und stürmet von dannen,
die ganze Welt zu umspannen,
der Elendeste will es wagen.

Es hat auch das Herz durchschlagen.

XII.

Trinklied.

Entsinnt euch ihr Freunde,
es war bei Nacht,
es hatte der Wirt viele Kannen gebracht,
kein Fremder saß nüchtern
zwischen unsern roten Gesichtern,
ihr Freunde, das hat
uns toll gemacht.

Entsinnt euch ihr Freunde,
wie kam es nur,
da ward ein jeder von uns zur Hur'
und hat dem andern sein Herz gewiesen,
was heil drin war, und was zerrissen,
ihr Freunde, ihr Freunde,
wie kam es nur.

Entsinnt euch ihr Freunde,
s'ist kurze Zeit her,
und heute weiß einer vom andern nicht mehr,
und keiner liebt keinen,
und kennst doch mein Herz, und ich das deine,
ihr Freunde, es stahl uns
der Wein unsere Ehr'.

Der Monistenbund.

Erzählung von Heinrich Steinitzer.

3.

Kaum drei Minuten früher war Dennerlein sie hinaufgestiegen. Emmerenzia hatte ihm selbst die Türe geöffnet. Sie sprach kein Wort, als sie ihn erkannte, und sie trat nicht zurück, so daß er auf der obersten Treppenstufe stehen bleiben mußte.

Diese stumme Feindseligkeit machte Dennerlein verlegen. Er sah zu Emmerenzia hinauf, sie auf ihn herunter.

„Wer schreit denn da drin so furchtbar?" fragte endlich Dennerlein.

„Der Herr Dechant ist beim Papa", sagte Emmerenzia leise. Sie machte einige Schritte in die Wohnung hinein und Dennerlein folgte ihr.

Zenzi, die die Küchentüre ein wenig geöffnet hatte, lauschte angestrengt.

„Emmerenzia", sagte Dennerlein. „Ich muß auch mit Ihrem Papa sprechen. Mir scheint, er hat eine Dummheit gemacht."

„Mein Papa macht keine Dummheiten", entgegnete Emmerenzia steif und abweisend.

Aber Dennerlein lachte nur.

„Dann ist er der einzige Mensch, der das nicht tut", meinte er. Und plötzlich ergriff er eine der Hände Emmerenzias.

„Was haben Sie nur, Emmerenzia?" fragte er in herzlichem Tone. „Sie hatten doch sonst Zutrauen zu mir. Warum sind Sie jetzt so unfreundlich?"

Diese Frage hatte Emmerenzia innerlich ersehnt. In die Antwort wollte sie all ihren Groll, all ihre Bitterkeit legen. Als sie sie aber in Worte formte, kam etwas ganz anderes heraus, als sie beabsichtigt hatte.

„Sie haben mir so weh getan", sagte sie. Und sie sagte es nicht hart und böse, wie sie wollte, sondern schmerzlich, wie ein heimliches Geständnis.

In diesem Augenblick trat Kreitmayer aus dem Zimmer des Obersten. Dennerlein ließ Emmerenzias Hand los und sah dem Geistlichen nach, bis er das Haus verlassen hatte.

Dann wandte er sich wieder zu Emmerenzia und sagte: „Wir beide kommen später daran, jetzt muß ich mit Ihrem Papa reden."

Er klopfte an die Türe, aus der eben der Dechant gekommen war, und ohne auf Antwort zu warten, trat er ein.

Emmerenzia blieb auf der Stelle stehen, auf der sie stand. Sie wußte jetzt, daß es irgend eine Befreiung aus ihren Nöten gäbe, daß sie sich nicht allein würde abquälen müssen, eine zu finden.

Sie vernahm leises Sprechen im Zimmer ihres Vaters, darauf längere Zeit die Stimme Dennerleins, aber die Worte konnte sie nicht verstehen. Dann hörte sie den Oberst laut rufen: „Was, Sie wollen mir wirklich weismachen, daß es Leute gibt, die behaupten, der Mensch hat keine Seele?"

Emmerenzia wunderte sich kaum, daß die beiden über die Seele redeten. Sie war überzeugt, daß alles gut werden würde.

Plötzlich wurde die Türe geöffnet und Dennerlein rief heraus: „Emmerenzia, Ihr Vater möchte mit Ihnen sprechen!"

Dies „möchte" war entschieden eine Unwahrheit. Denn der Oberst hatte Dennerleins Vorschlag, Emmerenzia zu der Besprechung zuzuziehen, brüsk mit der Bemerkung abgelehnt: „Was soll denn die dabei?"

Aber Dennerlein ließ nicht locker.

„Herr Oberst", sagte er offenherzig. „Sie genieren sich vor Ihrer Tochter, daß Sie einen Irrtum begangen haben. Aber Emmerenzia hat Sie viel zu lieb, um nicht an allen Ihren Sorgen teilzunehmen."

Den Obersten hungerte in diesem Augenblick viel mehr nach Autorität als nach Liebe. Über die seltsame Tatsache, daß ein Fremder in den kindlichen Gefühlen seiner Tochter besser Bescheid wußte, als er selbst, dachte er nicht nach. Er schwieg und Dennerlein nahm dies als Zustimmung und rief Emmerenzia.

Der Oberst sah nicht auf, als sie eintrat. Er ging im Zimmer auf und ab, starrte zu Boden und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf.

„Da ist Ihre Tochter, Herr Oberst", sagte Dennerlein.

Jener schien davon nicht sehr erbaut zu sein.

„Also erklären Sie ihr die Geschichte", brummte er.

So erklärte denn Dennerlein, daß der Monismus etwas ganz anderes sei, als der Oberst angenommen habe, ein Glaube wie andere auch, jedoch von besonderer Art; in erster Linie gegen die Kirche gerichtet. Einzelheiten darüber spare er sich für spätere Erörterungen auf, jetzt wolle er nur noch bemerken, daß der Monismus mit Bismarck jedenfalls nicht das Geringste zu tun habe.

Emmerenzia hörte aufmerksam zu.

Als Dennerlein endlich schwieg, ging sie auf ihren Vater zu und fragte leise:

„Papa, ist es dir sehr unangenehm?"

Der Oberst lachte grimmig.

„Ja, es ist mir sehr unangenehm", sagte er.

„Kannst du nicht einfach den Leuten sagen, daß du dich geirrt hast?"

Der Oberst blieb plötzlich stehen, als ob ihm erst jetzt die ganze Schrecklichkeit seiner Lage zum Bewußtsein käme.

„Lieber erschieße ich mich“, stieß er hervor.

„Papa! So etwas darfst du nicht sagen.“

„Lieber erschieße ich mich“, wiederholte der Oberst.

Emmerenzia sah hilfeflehend auf Dennerlein. Aber der bemerkte es nicht, er blickte den Oberst an und nicht gerade mit hervorragend anerkennendem Ausdrucke.

„Das können Sie später immer noch“, sagte er trocken. „Für jetzt glaube ich, daß sich der Sache bei weitem einfacher und weniger tragisch beikommen läßt.“

Und er entwickelte seinen Plan.

Es dauerte lange, bis ihn der Oberst begriff. Als er schließlich wußte, was er zu tun hatte, wurde er vergnügt und lebhaft und machte Einwendungen, die er selbst widerlegte, da Dennerlein und Emmerenzia dazu schwiegen.

Gerade als Dennerlein sich verabschieden wollte, kam Zenzi und meldete, Schickedanz sei draußen und möchte den Herrn Oberst etwas fragen.

„Er soll hereinkommen“, sagte dieser.

Schickedanz fing schon auf der Schwelle zu reden an. Er bedauerte außerordentlich, die Herrschaften stören zu müssen, aber er wollte sich nur erkundigen, ob von dem Flaggenstoffe, den er im Auftrage des Herrn Obersten in der Stadt bestellt habe, zweiundzwanzig oder achtundzwanzig Meter gebraucht würden. Das habe er leider vergessen.

„Zweiundzwanzig“, sagte der Oberst.

„Achtundzwanzig“, sagte Emmerenzia.

Schickedanz erinnerte sich plötzlich, daß achtundzwanzig die richtige Zahl sei.

„Wie man nur so vergeßlich sein kann“, meinte er und setzte hinzu: „Die Bismarckfeier ist also am Sonntag?“

„Ja, wann denn sonst?“ rief der Oberst gereizt. Aber ehe er weiterreden konnte, erschien Hauptmann Liebeskind.

Sein freudiges Erstaunen, den Oberst zu treffen, befremdete Schickedanz, da ganz Vilskirchen wußte, daß er um diese Zeit immer zu Hause war.

„Grade bin ich dem Dechanten begegnet“, erzählte Liebeskind, und fuhr in harmlosem Tone fort: „Die Bismarckfeier findet doch am Sonntag statt?“

„Ich begreife nicht — — —“, begann der Oberst, da klopfte es und der freiresignierte Notar Gottlieb Berger trat ein.

„Schönsten guten Abend“, sagte er. „Ei, das ist ja die reinste Volks-

versammlung hier. Ich ging gerade vorüber, und da dachte ich mir: Willst doch auch einmal einen Augenblick heraufschauen und nachfragen, was es mit der Bismarckfeier für eine Bewandtnis hat."

„Sie sind wohl auch dem Herrn Dechanten begegnet?" warf Dennerlein spöttisch ein.

„Allerdings", antwortete Berger. „Allerdings." Er sah Dennerlein über seine Brille hinweg an und fuhr fort: „Kann mich nicht erinnern, Ihre werte Bekanntschaft gemacht zu haben."

Der Oberst stellte Dennerlein vor.

„Da Sie gerade da sind, meine Herren", setzte er hinzu, „möchte ich Ihnen noch eine Mitteilung machen, die unseren — — — — hm — — unseren Verein betrifft. Wie ich durch den Herrn Professor erfahren habe, haben Leute, die mit unsern patriotischen Bestrebungen in keinerlei Beziehung stehen, sich den Namen Monisten angemaßt. Um unliebsamen Verwechslungen vorzubeugen, dürfte es sich daher vielleicht empfehlen, unserem Verein einen andern Namen zu geben, der unser Streben nach Einigkeit noch klarer zum Ausdrucke bringt."

Der Oberst sah auf Dennerlein, der zustimmend nickte.

„Was meinen Sie zu ‚Vaterlandsfreunde'?" fuhr er fort.

„Ausgezeichnet", rief der Notar.

Liebeskind als Schriftführer hatte Bedenken.

„Ob wir ohne Zustimmung sämtlicher Mitglieder", sagte er, „zu einer Namensänderung berechtigt sind, erscheint mir zweifelhaft."

„Ich dachte auch", fiel der Oberst schnell ein, „für morgen eine Versammlung einzuberufen. Es ist eine reine Formsache."

Schickedanz empfahl sich. Er wußte nun genug. Dann gingen auch die beiden andern Herren, nachdem sie versprochen hatten, am nächsten Tage in die Versammlung zu kommen. Als letzter verabschiedete sich Dennerlein.

„Dieser kleinen Schwierigkeit wären wir nun also Herr geworden", sagte der Oberst wohlwollend zu ihm. „Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihr Interesse an unserm Verein. Wir sehen Sie doch bei der Bismarckfeier?"

„Gewiß, Herr Oberst. Bei der Bismarckfeier!" Das letztere sagte er zu Emmerenzia, indem er ihr kräftig die Hand drückte.

Dann ging er.

An diesem Abende hatten zwei Menschen in Vilskirchen bis in die späte Nacht hinein zu tun. Emmerenzia, die die Einladungen zur Versammlung ausschreiben mußte, und Schickedanz, der mit seinen Freunden bei Dimpfl im Bayerischen Löwen zusammensaß.

Er berichtete ihnen von einem tiefgründigen Komplott Kreitmayers, die Bismarckfeier zu verhindern, das aber der Oberst entdeckt und vereitelt habe.

„Schlau ist er schon, der Dechant,“ sagte er, „aber der Oberst ist noch schlauer. Übrigens kann's schön werden am nächsten Sonntag. Der Kalvarienberg wird ja auch eingeweiht. Das hat er grad extra so gemacht, der Dechant.“

Und dann erzählte er weiter, daß er jetzt auch wisse, warum es damals mit Emmerenzia und dem Amtsrichter nichts geworden sei.

Aber mit dieser Mitteilung hatte er kein Glück, denn Semmelrock war ihm schon zuvorgekommen.

„Wissen wir alles schon“, rief Dimpfl. „Dennerlein heißt er, am Gymnasium ist er und beim Zinkl wohnt er. Aber sicher ist's noch lang nicht, daß aus dem und der Emmerenzia was wird.“

Schickedanz schwor, es sei sicher. Er habe denselben Abend Dennerlein beim Obersten gesehen und dieser habe „Du“ zu ihm gesagt.

Das war zwar ein bißchen geschwindelt, aber Schickedanz war ja geradezu moralisch gezwungen worden, Semmelrock zu übertrumpfen.

Jedenfalls war es sein Verdienst, daß die Versammlung am nächsten Tage so gut besucht war. Denn jeder wollte das neue Brautpaar sehen. Als zur allgemeinen Täuschung Dennerlein nicht erschien, wurde schon nach einer halben Stunde die Tagesordnung erledigt, die Namensänderung angenommen und der Ausschuß mit den letzten Vorbereitungen zur Bismarckfeier betraut.

„Dann aber kommt das Römerkastell dran“, sagte Liebeskind zum Oberst auf dem Heimwege.

„Unter allen Umständen“, entgegnete dieser. „Es soll unsere vordringlichste Aufgabe sein. Das ist doch schon im letzten Protokoll vermerkt, nicht wahr, Emmerenzia?“

„Ja, Papa“, sagte Emmerenzia mechanisch, aber sie dachte an ganz andere Dinge.

Die letzten zwei Tage der Woche vergingen unter eifrigen äußerlichen Festvorbereitungen und innerlichen Seelenkämpfen.

Denn einige der neuen „Vaterlandsfreunde“ und besonders die „Vaterlandsfreundinnen“ empfanden doch schwere Gewissensbisse, der Einweihung des Kalvarienberges fern zu bleiben. Niemand konnte sagen, wie eine derartige Unterlassungssünde im Jenseits geahndet würde. Traf nur die Hälfte von dem ein, was Kreitmayer als sicher in Aussicht stellte, so wurden die Folgen äußerst unangenehm. Aber endlich schlossen alle „Bismärcker“, wie sie in Vilskirchen hießen, ein Kompromiß mit

ihren p. t. Seelen in der Weise, daß sie dem Hochamte beizuwohnen sich entschlossen, um erst dann, durch Andacht und Inbrunst entsühnt und gereinigt, vom Wege der Katharina von Emmerich in das Lager des Obersten überzugehen. Nur der Bäcker Luschmann war umgefallen. Den vereinten Bemühungen seines Eheweibes und Kathis, seiner Tochter, der die Fahne des Jungfernbundes vom Dechanten anvertraut worden war, war es gelungen, ihn zu überzeugen, in welcher Richtung sein Heil liege.

„Dir kann's gleich sein", hatte Frau Luschmann gesagt. „Die Semmeln müssen's ja doch bei dir nehmen," und dies Argument hatte gesiegt. — Luschmann erklärte seinen Austritt aus dem Verein der Vaterlandsfreunde.

Viel komplizierter lag die Sache bei Semmelrock und Dimpfl, die beiden Vereinigungen angehörten. Dimpfl zwar tat sich leicht. Unter dem Vorwande, das Festmahl vorbereiten zu müssen, hatte er sich sowohl beim Dechanten als beim Oberst von der Teilnahme an den Einweihungsfeierlichkeiten dispensieren lassen, Semmelrock aber hatte keinen solchen Grund anzuführen und ging von einem zum andern, Rat heischend, was er tun solle. Schließlich griff er zu dem uralten Auskunftsmittel des Knopfzählens, und da er diese Prozedur an seiner Werktagsweste vornahm, wo drei Knöpfe fehlten, entschied das Orakel für Bismarck, und Semmelrock hatte damit ein untrügliches Zeichen, daß das Schicksal von ihm die Ausübung patriotischer Tugenden verlange.

Natürlich wären alle diese Schwierigkeiten vermieden worden, wenn die beiden Feierlichkeiten auf verschiedene Stunden verlegt worden wären. Aber dazu war weder Kreitmayer noch der Oberst zu haben. Der Festtag sollte zu einer Kraftprobe der Einigkeit werden und für ewige Zeiten „die Vilskirchner Böcke von den Vilskirchner Schafen sondern", wie der Dechant zum Mesner Gschwandtner im vertraulichen Gespräche bemerkte.

Und so geschah es denn auch.

Dem Gottesdienste zwar wohnten Böcke und Schafe in friedlicher Gemeinschaft bei — nach dessen Beendigung aber trennten sie sich: die Böcke versammelten sich vor dem Bayerischen Löwen, die Schafe auf dem Kirchplatze. Und dann zogen sie paarweise auf die beiden Festplätze.

Die Böcke boten einen bedeutend eleganteren Anblick, vier Uniformen schritten unter ihnen dahin, eine Reihe von Gehröcken und ein Frack, den der pensionierte Kanzleirat Alois Huber mit Würde trug. Aber dieser Glanz verblich vor der Pracht der Damentoiletten, und hier war

es die Frau freiresignierte Notarin Wilhelmine Berger, die durch ein violettes geblümtes Seidenkleid jede weitere Farbensteigerung kurzerhand abschnitt. Emmerenzia hatte die Sitte, die über Jungfrauen schützend wacht, zu einem einfachen weißen Kleide begnadigt. Sie sah darin etwas stärker aus als gewöhnlich, was jedoch zu ihrer gesunden, braunen Gesichtsfarbe paßte.

Die Schafe hingegen ersetzten durch tugendhafte Gesinnung den Mangel an äußeren Vorzügen. Ein Jungfernbund schritt im Zuge mit und ein Jünglingsbund, und wenn auch die Vorbedingung zur Mitgliedschaft in diesen beiden Bünden nicht behördlich beglaubigt war, so gab doch schon ihr Bestehen den Beweis des aufrichtigen Strebens der Vilskirchener nach öffentlicher Reinheit und Keuschheit.

Die Böcke erreichten die Grafenhöhe erst, als die Feier auf dem Kalvarienberge schon längst begonnen hatte, denn ihr Weg war bedeutend weiter gewesen. Aber die Rede des Obersten war viel kürzer als jene des Dechanten, und so kam es, daß die Hochs auf Bismarck sich mit den Tönen der frommen Gesänge mischten, die die Einweihung des Kalvarienberges begleiteten. Zu gleicher Zeit dröhnten die Böller, die Semmelrock kunstgerecht bediente, von der Grafenhöhe ins Land hinaus, während von tief unten der Klang der Kirchenglocken heraufdrang.

Wären die Vilskirchener nur einigermaßen mit der Mystik des Zufalles vertraut gewesen, so hätte ihnen diese Klangsymphonie begreiflich machen müssen, daß eine geheimnisvolle Einigkeit die beiden Feste verknüpfe — die Vilskirchener waren aber unglaublich unwissend in diesen Dingen, und spät am Abend gab es eine Mordsprügelei zwischen dem Mesner und Semmelrock, die sich gegenseitig beschuldigten, zu Fleiß die Wirkung des von ihnen hervorgebrachten Getöns gestört zu haben.

Während die Böller krachten, wurde das Segeltuch vom Bismarcksteine hinweggezogen, und nun lag er im hellsten Sonnenlichte wieder da, wie er immer dagelegen hatte. Aber die Festteilnehmer gingen um ihn herum, als sähen sie ihn zum ersten Male. Und so ganz unrecht hatten sie nicht. Der Fels hatte sich verändert, denn auf ihm lag unsichtbar das Gewicht eines großen Namens.

Nicht alle wußten ja, was Bismarck getan hatte. So fragte der Fließtoni, der Sohn vom Briefträger, seinen Erzeuger, was denn die schwarz-weiß-rote Fahne eigentlich bedeute. Aber auch ohne die väterliche Erklärung und die folgende liebevolle Ermahnung, „nicht so saudumm zu fragen", hätte der Toni den Stein seit der Einweihung mit Ehrfurcht und Scheu betrachtet.

Der Oberst, der Urheber des ganzen Festes, schwamm in Wonne.

Er fühlte Dankbarkeit für alle Menschen, die ihm geholfen hatten und entsprechende Hochachtung für sich selbst, daß die Großartigkeit seiner Pläne so viele Hilfe erfordert hatte. Zufrieden ließ er sich von jedem einzelnen wiederholten, wie „schön er das gemacht habe“ und entgegnete unermüdlich: „Ja, aber die Arbeit! Noch einmal würde ich's nicht wieder tun.“

Unter denen, die ihm zum Erfolge Glück wünschten, war Dennerlein nicht. Darüber ärgerte sich der Oberst, denn er fand, es läge Absicht und Überhebung in dieser Unterlassung; plötzlich aber fiel ihm ein, daß er Dennerlein überhaupt nicht im Zuge gesehen habe. Der Oberst blickte suchend umher, und jetzt sah er Dennerlein, an einem Baume lehnend und mit Emmerenzia plaudernd.

„Hm,“ dachte der Oberst, „das gefällt mir nicht“, obwohl er nicht wußte, warum es ihm nicht gefalle. Er ging auf die beiden zu, aber er wurde von Liebeskind aufgehalten, der ihm zeigen wollte, wie man von hier oben ganz genau den Grundplan des Römerkastells erkennen könne. Als er sich endlich losgemacht hatte und wieder hinsah, war Dennerlein verschwunden und Emmerenzia sprach mit Frau Major Brömel.

Dennerlein hatte kaum drei Minuten mit Emmerenzia geredet. Er trat, als er sie einen Augenblick allein sah, hinter einem Baum hervor auf sie zu und sagte:

„Emmerenzia, heute können wir doch kein vernünftiges Wort miteinander sprechen. Kommen Sie morgen früh hierher, dann haben wir gewiß Ruhe.“

„Aber, da kann ich doch nicht“, antwortete Emmerenzia. Sie schämte sich dieser Antwort und durchlief in der Vorstellung all die Geschäfte des morgigen Vormittags: den Küchenzettel machen, abstauben, — dann kam morgen die Wäscherin — — „Nein,“ wiederholte sie, „da kann ich wirklich nicht.“

„Schade“, sagte Dennerlein. „Das Fest ist vorüber und ich möchte das wegräumen, was noch zwischen uns liegt. Nachmittags geht Ihr Vater mit, da ist doch nichts zu machen.“

Emmerenzia sah im Geiste ihr Hauswesen verderben, zusammenstürzen, zerbröckeln. Aber dann stürzte ein Woge der Empfindung über ihre Seele, die Haus und alles, was damit zusammenhing, weit hinwegschwemmte.

„Ich werde kommen“, sagte sie leise.

„Also um 9 Uhr?“

„Um 9 Uhr.“

Dann war Dennerlein gegangen und Frau Major Brömel sprach mit ihr.

Emmerenzia konnte nicht zuhören, sie dachte immerfort: „Wie werde ich mein Wort halten können?" Doch, daß sie es halten würde, wußte sie. Allmählich wurde es heiß, und man trat in Gruppen den Rückweg an.

Im Bayerischen Löwen fand um 1 Uhr ein solennes Festmahl statt, an verschiedenen Tischen, die aber diesesmal mit Rücksicht auf die Bedeutung des Tages und die Vereinszusammengehörigkeit durch die gleichmachende Weiße der Tischtüchter zu einer sehr langen Tafel verbunden worden waren. Major Brömel toastete auf den Oberst, der Oberst auf die Vaterlandsfreunde insgesamt. Dann hielt Krempelhuber eine witzige Rede auf die Damen, die jedoch kühl aufgenommen wurde, da „man" fand, er nehme sich doch zu viel heraus und Liebeskind hätte auf die Damen sprechen müssen. Um 3½ Uhr war die Stimmung schon so weit vorgeschritten, daß Schickedanz ein Hoch auf Bismarck ausbringen konnte.

Der Oberst stieß selbst mit ihm an.

„Famos, Schickedanz", sagte er. „Famos, ganz famos". Mehr fiel ihm nicht ein.

Gleich darauf erhob sich der Kanzleirat Alois Huber, dem seine Frau so lange zugesetzt hatte, bis er sich entschloß, auch etwas zu sagen. Aber niemand hörte ihm zu, und als er eine Weile über Bilskirchen gesprochen hatte, dem seine Rede galt, setzte er sich nieder, ohne sie beendigt zu haben.

Emmerenzia saß neben Liebeskind, der in begeisterten Worten die Macht und Schönheit des römischen Reiches pries. Er zog eine kleine Ausgabe des Tacitus aus der Tasche und begann, Emmerenzia daraus vorzulesen. Er war überzeugt, sie damit prächtig zu unterhalten, ohne zu bedenken, daß sie kein Latein verstand.

Vom Garten her drang lautes Schreien und Gelächter in den Saal. Dort kegelten, wie jeden Sonntag, die Bauern.

Der Oberst und der Major verständigten sich über den Aufbruch. Aber sie blieben trotzdem ganz ruhig sitzen. Die Frau Notar, die es vor Hitze in ihrem violetten Seidenkleide nicht mehr aushalten konnte, machte ihrem Manne vergeblich Zeichen, aufzustehen.

„Es ist doch so gemütlich", rief er ihr über den Tisch herüber zu. „So jung kommen wir doch nicht mehr zusammen." Er lachte ausdauernd über diese Witze. Als aber seine Frau und Frau Major Brömel gleichzeitig aufstanden, erhoben sich alle. Allmählich leerte sich der Saal.

Nur Schickedanz, Krempelhuber und Semmelrock blieben an ihrem

Tischende sitzen. Dimpfl kam wieder zurück, als alle gegangen waren und ließ sich bei ihnen nieder. Sie tranken Wein, dann wieder Bier. Später aßen sie auch zu Abend, da sie einmal da waren.

Sie saßen noch um ³/₄ 10 Uhr an derselben Stelle, als der Amtsrichter erschien, der mit dem 9³² Zuge aus seinem Urlaube zurückgekehrt war.

Dimpfl, der ungeheuer viel vertrug, begrüßte ihn in leidlicher Haltung, die drei anderen konnten nur noch lachen.

„Was ist denn da los?" fragte erstaunt der Amtsrichter und blickte im Saale umher.

Dimpfl erzählte. Es dauerte etwas lange, bis er fertig war, aber Redern erfuhr doch in ziemlicher Vollständigkeit die Ereignisse dieses Tages.

„So, so, Bismarckfeier", sagte er nachdenklich. „Das ist ja recht schön und patriotisch. Und Vaterlandsfreunde heißen sie jetzt? Dagegen kann wohl niemand etwas einwenden."

Er war trüb gestimmt. Der kurze Gang vom Bahnhofe zum Bayerischen Löwen hatte ihm die ganze Ärmlichkeit Bilskirchens wieder vor Augen geführt. Wenn man gerade aus der Stadt kam, war es schon zu jämmerlich. Wenn er wenigstens eine angenehme Häuslichkeit gehabt hätte.

„Nun, noch ist ja nichts verloren", dachte er. „Wegen dem Brief werde ich mich mit dem Oberst schon auseinandersetzen. Und sonst ———"

„Also gute Nacht", sagte er laut. „Ich wollte mich nur anmelden. Morgen komme ich wieder zum Essen."

Dimpfl begleitete ihn bis zur Türe.

Als er zu den andern zurückkam, sahen sich die vier einen Augenblick lang schlau an. Dann brachen sie in ein dröhnendes Gelächter aus.

Schickedanz hieb mit der Faust auf den Tisch.

„Der wird sich schneiden", rief er. „Himmelherrgott wird der sich schneiden!" —

Um ¹/₂ 8 Uhr pflegte man im Hause des Obersten Kriebel zu frühstücken.

Emmerenzia war schon seit länger als einer Stunde fertig angezogen. Sie wirtschaftete zum großen Erstaunen Zenzis eifrig im Hause umher und konnte sich mit gutem Gewissen sagen, daß der Haushalt auch in ihrer Abwesenheit bis Mittag weitergehen würde, wenigstens, wenn keine außerordentlichen Ereignisse eintraten.

Jetzt saß sie am Frühstückstische und wartete ungeduldig auf ihren Vater. ¹/₄ nach 8 Uhr spätestens mußte sie aufbrechen, wenn sie um 9 Uhr auf der Grafenhöhe sein wollte.

ınd gerade heute verspätete sich der Oberst. Als er endlich einige uten vor 8 Uhr erschien, sah Emmerenzia auf den ersten Blick, er sehr schlecht aufgelegt war. Die Anstrengungen des gestrigen ıes lagen ihm noch in den Gliedern.

)as Frühstück verlief schweigend. Emmerenzia bemerkte mit Schrecken, ihr Vater nur eine halbe Semmel aß, statt der gewohnten zwei ȝen. Er fühlte sich offenbar nicht ganz wohl.

ıehn Minuten nach 8 Uhr sagte der Oberst: „Emmerenzia, ich werde dann den Artikel für die Zeitung über die Bismarckfeier diktieren. habe zwar Kopfweh, aber man hat ja niemals Ruhe.“ Er seufzte auf und Emmerenzia seufzte mit.

)ie nahm all ihren Mut zusammen.

Papa“, sagte sie. „Ich möchte so gerne heute vormittag spazieren- ːn.“

)er Oberst sah sie verständnislos an.

Spazierengehen?“ wiederholte er. „Jetzt spazierengehen?“ Er schüt- ː den Kopf. Dann fiel ihm etwas ein und er lächelte.

Hast du auch Kopfweh?“ fragte er.

Nein, Papa“, sagte Emmerenzia.

Nun aber dann — — —“, begann der Oberst. „Ich ginge auch ːr spazieren, aber wir müssen alle Opfer bringen, mein Kind. Räume den Tisch ab, daß du schreiben kannst.“

mmerenzia stand auf. Sie zitterte vor Aufregung.

Aber ich habe es versprochen“, sagte sie.

Du hast es versprochen!“ rief der Oberst. „Wem versprochen? Doch diesem Professor etwa?“

Ja, Papa“, sagte Emmerenzia.

ːr Oberst erhob sich und fing an, im Zimmer umherzugehen.

llso schon wieder Heimlichkeiten hinter meinem Rücken?“ sagte strafendem Tone. „Ist das recht, mein Kind, nachdem du mir ɾochen hast, diesen Verkehr aufzugeben? Du mußt doch selbst ıen, daß das nicht recht ist, und daß ich es nicht erlauben kann.“

diesem Augenblicke haßte Emmerenzia ihren Vater, so sehr man inen Menschen hassen kann. Sie fühlte es mit tiefem Entsetzen. h werde selbst mit diesem Professor reden“, fuhr der Oberst fort. ȝens ist er nur Gymnasialprofessor, das ist gar nicht so etwas deres. Mir geht er immer aus dem Wege, der Duckmäuser.“

ıs ist nicht wahr, Papa“, rief Emmerenzia. „Er ist von selber onnerstag nachmittag gekommen, und du warst sehr froh, daß er men ist.“

„So, es ist nicht wahr?“ stieß der Oberst hervor. „Ja, wenn du ihm mehr glaubst, als deinem eigenen Vater, dann geh!“

Er trat ans Fenster und drehte seiner Tochter den Rücken.

In Emmerenzia stieg ein quälendes Schuldbewußtsein empor. „Ach Gott, was ist das für ein Leben!“ dachte sie. Sie näherte sich ihrem Vater.

„Papa“, sage sie leise.

Der Oberst rührte sich nicht.

„Ich habe es ihm doch einmal versprochen,“ fuhr Emmerenzia dringender fort, „also muß ich auch kommen. Aber ich werde ihm sagen, daß du nicht willst, daß wir zusammen — — —“

Langsam wandte sich der Oberst um.

Jetzt, da sein Autoritätsbedürfnis gesättigt war, gewährte es ihm eine gewisse Befriedigung, nachzugeben.

„Gut, mein Kind“, sagte er und streichelte väterlich Emmerenzias Haar. „Sag ihm das! Wenn er offen zu mir kommt, soll er mir immer willkommen sein.“

Emmerenzia sah auf die Wanduhr.

Gleich 1/2 9 Uhr.

„Adieu, Papa“, rief sie und eilte aus dem Zimmer. Nur schnell fort, sonst konnte, Gott weiß, was noch dazwischen kommen.

Übrigens wenn auch, die Freude war ihr ja doch verdorben.

Während sie durch Vilskirchen ging, dachte sie mit steigender Erbitterung und Mißachtung an sich selbst. „Ich tue, was man von mir verlangt“, sagte sie sich. „Jetzt habe ich wieder versprochen, mit Dennerlein nicht mehr zu reden. Wenn mich nur alle Menschen in Ruhe ließen!“

Semmelrock sah ihr erstaunt nach, als sie an der Sägemühle vorbeikam und den Weg zur Grafenhöhe einschlug.

„Nein, so was!“ murmelte er. „Jetzt um diese Zeit. Das hat sie doch noch nie getan.“

Emmerenzia stieg trübselig durch den Wald empor. Sie beeilte sich gar nicht; den ganzen letzten Tag und die halbe Nacht hatte sie sich auf diese Stunde gefreut — und jetzt — — —. Dennerlein würde wieder reden, gescheidt reden, natürlich, und dann blieb alles wieder beim alten. Die Menschen halfen einem ja doch nicht wirklich — im Gegenteil, nur immer neue Schwierigkeiten warfen sie einem in den Weg. Und die durfte man dann alle allein überwinden. Oder nicht überwinden. Wie es gerade kam — es war ja doch alles gleich.

Sie sah Dennerlein schon von weitem oben stehen. Er erblickte sie auch und kam ihr entgegen. Er hatte wohl schon lange gewartet. Warum auch nicht? Dann hatte er eben gewartet.

„Also doch!" rief Dennerlein und schüttelte ihr die Hand. „Ich hatte schon gedacht, der Haushalt würde Sie nicht fortlassen. Meine Hochachtung vor Ihrer Selbständigkeit!"

Emmerenzia erschien dieses Lob wie Hohn.

Langsam gingen sie nebeneinander das letzte Stück zur Grafenhöhe hinauf.

Oben flatterten lustig drei Fahnen, zwei in den Landesfarben und eine deutsche. Das Gras um den Bismarckstein war zertreten; Pflöcke, Stricke und Bretter lagen noch von der gestrigen Feier umher.

„Sehen Sie nicht auf den Boden", sagte Dennerlein. „Er sieht zu unordentlich aus. Setzen Sie sich lieber auf Ihren alten Platz."

„Jetzt tu ich wieder, was der will", dachte Emmerenzia verächtlich. Aber sie setzte sich auf den Stein und sah über die blaugrünen Hügel hinweg auf die Gebirgskette, die aus dem weißlichen Dunst des Vormittags schwach hervortrat.

Dennerlein schwang sich neben sie auf den Stein.

„Also, Emmerenzia," begann er, „jetzt wird gebeichtet. Warum waren Sie neulich so unfreundlich mit mir? Heraus mit der Sprache!"

„Ach, Herr Dennerlein," sagte Emmerenzia, „das ist doch so gleichgültig."

„Oho", rief Dennerlein. „Das ist mir gar nicht gleichgültig."

„So bin ich eben einmal", fuhr Emmerenzia fort. „Gestern habe ich Ihnen versprochen, hierherzukommen und heute habe ich meinem Vater versprochen, daß ich nicht mehr mit Ihnen zusammentreffen würde. Sehen Sie, so ist es mit meiner Selbständigkeit. Ich bin nichts — ich weiß nichts — ich kann nichts."

Dennerlein sah sie nachdenklich von der Seite an.

„Nun ja", sagte er. „Aber jetzt sitzen Sie einmal da und ob es das letztemal ist, werden wir schon noch sehen."

Emmerenzia fühlte den Drang in sich, sich noch mehr herunterzusetzen.

„Vor vier Wochen bin ich auch dagesessen", sagte sie. „Aber nicht mit Ihnen — mit dem Amtsrichter."

Beide schwiegen.

Dann fragte Dennerlein: „Was ist das mit dem Amtsrichter, Emmerenzia?"

Emmerenzia lachte gezwungen.

„Nichts ist mit ihm," antwortete sie, „er wollte mich wohl nicht."

„Und Sie, hatten Sie ihn gern?"

„Ich weiß nicht", sagte Emmerenzia. „Aber, wenn er mich gewollt hätte, hätte ich ihn geheiratet. Das ist sicher."

Sie sprang vom Stein herab und fuhr fort:

„So, Herr Dennerlein, und nun gehen Sie! Mein Vater läßt Ihnen noch sagen, wenn Sie zu ihm kämen, so seien Sie ihm willkommen.“

Dennerlein sah von seinem Sitze sehr ernsthaft auf Emmerenzia herab.

„Wenn nun ich Sie wollte,“ fragte er, „würden Sie mich auch heiraten?“

Emmerenzia zuckte die Achseln.

„Sie mich wollen!“ sagte sie bitter. „Vielleicht aus Mitleid. Ich wäre gerade die richtige Frau für Sie!“

Dennerlein legte seine beiden Hände auf ihre Schultern.

„Das glaube ich auch, Emmerenzia“, sagte er. „Wirklich, das glaube ich auch.“

Emmerenzia sagte nicht gleich etwas. Sie blickte schweigend unter ihrem großen Strohhut zu Dennerlein hinauf.

„Bitte nicht“, flüsterte sie dann.

Dennerlein nahm sofort seine Hände von ihren Schultern.

„Sie sind ein armes Mädel,“ fuhr er fort, „das sein Selbstbewußtsein verloren hat. Aber wir wollen es schon wieder kriegen.“

Emmerenzia lächelte. Sie fühlte sich Dennerlein in diesem Augenblicke überlegen. „Du bist ein guter Mensch“, dachte sie. „Du möchtest mir schon helfen, doch so geht's nicht. Wenn du sprichst, muß ich denken, wie du willst, und das ist es ja gerade. Du machst mir erst klar, wie schwach ich bin, daß ich nichts bin.“

Aussprechen hätte sie das alles nicht können, aber denken konnte sie es.

Bei Dennerlein war es umgekehrt. Er hätte genug kluge Dinge sagen können, die auf diesen Fall paßten. Aber er empfand, daß da eine arme überlastete Seele vor ihm flatterte, die jedes derbe Zugreifen vollends umbringen mußte. Und in der Bedrängnis seines Herzens tat er das Klügste, was er tun konnte, er fing an, über sich selbst zu reden.

Nicht unvermittelt, das hätte sein Professorengewissen denn doch nicht zugelassen. Er knüpfte an seine eigenen Worte an und meinte, ihm ginge es eigentlich ähnlich wie Emmerenzia.

„Ich bin auch nie dazu gekommen,“ sagte er, „das zu tun, was ich am liebsten getan hätte. Immer mußte ich einen fremden Willen für mich entscheiden lassen. Aber vielleicht geht es den meisten Menschen so.“

Er erzählte von seiner Jugend, seinem Vater, der Kaufmann gewesen war und auch aus ihm hatte einen Kaufmann machen wollen.

„Das Gymnasium durfte ich noch durchmachen“, sagte er. „Dann jedoch sollte es trotz all meiner Bitten in den Handel gehen. Ich wollte Naturforscher werden. Und gerade, als ich aus dem Gymnasium kam,

ırb mein Vater. Jetzt ist die Bahn frei, dachte ich — aber nein · es war kein Geld da und so hieß es, Brotstudium und in die Philogie hinein. Weil man da am ersten zu einer Anstellung kommt." Dann sprach er von dem Stadtleben, aus dem er nun nie mehr raus kommen würde, seiner Not mit den Buben, von den Kollegen, : ihn langweilten, und dem schrecklichen Wirtshausleben, das ihm ı Greuel sei und ihn endlich veranlaßt hätte, sich bei einer älteren auensperson in Wohnung und Kost zu geben. Dadurch sei er ganz einsamt.

,Sie haben keine Ahnung, Emmerenzia," rief er, „wie einsam man er Tausenden von Menschen sein kann. Niemanden habe ich, mit ı ich über das reden könnte, was mich wirklich bewegt. Ich versichere ıen, es vergehen Wochen, wo ich außer meinem Berufe nur mit meiner usfrau spreche. Und da schimpfe ich höchstens über die hohen Rechıgen. Drei Mark zahle ich ihr pro Tag für die Kost, aber das Essen einfach schauerlich."

Drei Mark", rief Emmerenzia entsetzt. „Wir brauchen doch auch kaum r und wir sind zu dritt. Ach, Herr Dennerlein, da werden Sie iß beschwindelt!"

Natürlich werde ich das", bestätigte Dennerlein. „Aber das ist noch : das Schlimmste. Sie sollten erst einmal meine Wäsche sehen. s voller Löcher. Aber — mein Gott, das ist wohl immer so, wo : Frau im Hause ist."

nmerenzia blickte Dennerlein gerade ins Gesicht. Ihre Augen n: „Bitte nicht — noch nicht!" Und Dennerlein verstand, was Augen ihm zugestanden und von ihm begehrten.

nter ihnen wurden Schritte hörbar.

mmelrock erschien mit zwei Arbeitsleuten.

zeigte keinerlei Erstaunen die beiden hier zu finden und grüßte jöflich.

leich sind wir fertig", brummte er. „Wir wollen nur das Zeug sammen räumen. Die Flaggen lassen wir noch da, so lange das r schön ist."

h muß nach Hause", sagte Emmerenzia zu Dennerlein. „Sonst s mit dem Essen wie bei Ihrer Hausfrau."

lächelte und Dennerlein wußte, daß nun alles in Ordnung en würde.

er begleiten darf ich Sie doch?" fragte er.

merenzia antwortete nicht. Sie nickte Semmelrock zu und ging erg hinunter. Dennerlein folgte ihr.

Sie schwiegen beide; erst weiter unten, als sie schon fast bei der Sägemühle waren, sagte Dennerlein aus seinen Gedanken heraus: „Es geht alles, man muß nur wollen."

„Wollen ist so schwer", meinte Emmerenzia.

„Macht nichts," antwortete Dennerlein; „dazu sind wir auf der Welt."

Das war eine ganz unhaltbare Behauptung, wie Dennerlein in einer wissenschaftlichen Diskussion auch sofort zugegeben haben würde. Aber wer hat noch nie, um einem Menschen zu helfen, eine unhaltbare Behauptung aufgestellt?

An der Sägemühle zögerte Emmerenzia einen Augenblick. Sie wußte, wenn sie, noch dazu jetzt am Vormittage, mit Dennerlein allein durch Bilskirchen ging, dann war ihre Zukunft in der Vorstellung aller Bilskirchener unabänderlich an die seine gekettet. Doch sie dachte an das, was sie eben gesprochen hatten und bog tapfer in die Hauptstraße ein.

Vor ihrem Hause verabschiedete sich Dennerlein.

„Ich werde heute nachmittag Ihren Vater besuchen", sagte er. „Ist es Ihnen recht?"

„Bis 3 Uhr schläft er aber", antwortete Emmerenzia.

Dennerlein lachte.

„Dann komme ich lieber etwas früher", sagte er.

Es schlug 2 Uhr in Bilskirchen. Jedenfalls auch anderswo — aber das ist für diese Geschichte gleichgültig.

Emmerenzia stand in dem Gemüsegarten vor dem Hause und sammelte Schnecken und Raupen von den Kohlköpfen und Salatstauden. Seit langer Zeit wieder zum ersten Male. Während der letzten Wochen war sie infolge der vielen Schreibereien, die sie für ihren Vater ausführen mußte, nicht zu dieser Arbeit gekommen. Schnecken und Raupen jedoch hatten die Friedenszeit dazu benützt, sich ausgiebig zu vermehren.

Emmerenzia sah die großen Löcher in den Kohl- und Salatblättern und fragte sich erstaunt, warum ihr die Verwüstung nicht mehr zu Herzen gehe. Früher hatte sie die gefräßigen Tiere mit persönlichem Hasse verfolgt, in einen irdenen Topf gesammelt, den sie dann mit dem Gefühl befriedigter Rachsucht in die Müllgrube entleerte, jetzt entschuldigte sie sich innerlich geradezu bei ihnen, daß sie genötigt sei, sie zu vernichten. Sie kam sich grausam vor und dachte: „Ihr könnt gewiß nichts dafür, aber wir wollen doch auch Gemüse essen." Was ihr sonst Vergnügen gemacht hatte, war ihr jetzt zu einer unangenehmen Pflicht geworden.

Um 2 Uhr 18 Minuten trat der Amtsrichter aus dem Bayerischen Löwen und ging langsam die Straße hinauf.

Emmerenzia hätte ihn ganz gut sehen können, wenn er auch der Entfernung entsprechend noch ganz klein erschien, aber sie blickte zufällig nach der anderen Richtung. Hinter dem Hause von Schickedanz kam gerade eine andere Gestalt hervor und ging langsam die Straße hinab. Diese Gestalt trug keinen steifen Hut wie der Amtsrichter, sondern einen weichen, schwarzen wie sehr viele Leute in Vilskirchen. Emmerenzia erkannte sie jedoch sofort. Die Gestalt war Dennerlein.

Eine genaue Berechnung der Entfernung und Schnelligkeit hätte ergeben, daß die beiden Herren gerade vor dem Hause des Obersten zusammentreffen würden. Krempelhuber, der hinter der Tür seiner Apotheke stand und angestrengt hinaussah, war gar nicht in der Lage, eine solche Berechnung anzustellen. Aber trotzdem hielt er das Zusammentreffen an jenem Platze für äußerst wahrscheinlich. Er hatte das Maß „im Gefühl", wie er sich ausdrückte. Schickedanz, der neben Krempelhuber stand und beobachtete, war anderer Ansicht. „Wirst sehen, der Amtsrichter ist der erste", sagte er. „Ich glaub' immer, der Professor", meinte Semmelrock.

Er hatte sich nur ganz zufällig in der Apotheke eingefunden, aber da er einmal da war, mußte er auch seine Meinung abgeben.

Weiter oben kam der alte Briefträger Fließ aus dem Hause Nr. 32 heraus; er ging aber nicht über die Straße in Nr. 33, obwohl er für den darin wohnenden Luschmann eine Postkarte zu bestellen hatte, sondern er blieb stehen, fingerte in seiner Tasche umher und blickte verstohlen zum Hause des Obersten hinüber.

Vor Schickedanz' Laden standen stockstill der Kommis und der Lehrbube, die Hände in den Hosentaschen und starrten die Straße hinunter.

Schickedanz sah sie von der Apotheke aus.

„Oh, ihr Hallodri", brummte er, aber er begriff, daß sie nicht anders handeln konnten. Das mußte man einfach sehen.

Dimpfl dachte auch so. Er hatte sich am offenen Erkerfenster postiert und blickte durch einen riesigen Operngucker.

Krempelhuber fand das taktlos.

„So gar auffallend brauchte er's auch nicht zu machen", meinte er. Der Amtsrichter und Dennerlein gingen mittlerweile, ohne zu ahnen, wie genau sie beobachtet wurden, ihres Weges weiter.

Schickedanz hatte recht gehabt. Der Amtsrichter war der erste, der den Garten des Obersten erreichte. Er führte die Hand an seinen steifen Hut, um zu grüßen, aber Emmerenzia konnte ihn nicht sehen, da sie gerade auf den Mann blickte, der ihm entgegenkam. Der Amtsrichter

wartete noch zwei Schritte, dann grüßte er dennoch. In diesem Augenblicke war auch der fremde Mann bis an den Zaun gelangt, er streckte die Hand hinüber — mehr sah der Amtsrichter nicht, da er sich doch unmöglich umwenden konnte.

Hätte er sich umgewendet, so würde er gesehen haben, wie Emmerenzia ihre Hand in die des fremden Mannes legte und wie der diese Hand küßte.

Um 2[23] Minuten auf der Hauptstraße des Marktes Vilskirchen.

Als Dennerlein Emmerenzias Hand geküßt hatte, sahen sich Krempelhuber, Schickedanz und Semmelrock an und gingen von der Türe weg in den Hintergrund der Apotheke, der Briefträger Fließ setzte seinen Weg fort, Kommis und Lehrbube von Schickedanz kehrten in den Laden zurück und Dimpfl verschwand vom Erkerfenster mitsamt seinem Operngucker.

Wozu noch zuschauen? Die Sache war erledigt.

Fritz Mauthner: Schul-Erinnerungen.

3.

Auch der Lehrer der tschechischen Sprache war nicht ohne Narretei; doch auch mit ihm hatten wir Mitleid und behandelten ihn mit Schülerwohlwollen.

Nun wußten wir ganz genau, daß unser Ordinarius, bei dem wir hätten Latein und Deutsch lernen sollen, für unser Fortkommen auf der Schule wichtiger war als alle anderen Lehrer zusammen. Von ihm hing es ab, welche „Klassen" wir aus den beiden wichtigsten Schulgegenständen erhielten, von ihm hing es ab, ob wir ein Vorzugszeugnis bekamen oder nicht. Und dieser Ordinarius war, wie ich ihn geschildert habe. Es war kindisch von uns, daß wir auch an seiner modischen Kleidung Anstoß nahmen und an dem Taschenkämmchen, mit dem er immer wieder seinen Scheitel ordnete. Aber wir waren in unserm Rechte, wenn wir Bosheit mit Haß erwiderten. Der Mann war aus Anlaß der letzten österreichischen Gymnasialreform aus dem Reiche berufen worden, fühlte sich dem Österreichertum unendlich überlegen und ließ uns seine Verachtung fühlen, anstatt uns zu unterrichten. Vielleicht besaß er wirklich einiges Fachwissen; er hatte einmal sogar einen Horaz herausgegeben, keine Schulausgabe, eine wirkliche Edition. Das rieb er uns unter die Nase, wenn er einmal davon ausruhte, ein Paar Unglückliche zu quälen. So saß er täglich zwei Stunden vor uns,

ßte über sein Schicksal wie eine unverstandene Frau und klagte
r unsere mangelhafte Vorbildung. Höchstens mit fünfen oder sechsen
t uns werde er den Horaz lesen können; diese Selekta werde er
den Vorhof der wahren Philologie einführen. Aber es blieb bei
hen Versprechungen, er leistete nichts. Auch am Horaz wurden nur
mmatische Regeln wiedergekäut, vielleicht wirklich darum, weil die
hrheit der Schüler zu wenig Latein gelernt hatte. Und ab und zu
g er uns, eitel und selbstbewußt, eine seiner Konjekturen vor;
jüler, die nicht zehn lateinische Zeilen ohne Anstoß lesen konnten,
von lateinischer Prosodie keine Ahnung hatten, bekamen wie zum
schen vorzeitig einige Spielereien der höhern Kritik. Wir ließen uns
nals einreden, so wäre jeder preußische Oberlehrer: ein mißlungener
zent und darum zum Gymnasiallehrer verdorben; ich habe später
n preußischen Oberlehrer Abbitte geleistet: unser Ordinarius war ein
jendverderber auf eigene Faust.

Ich werde noch darauf zurückkommen, in welcher Weise ich, der ich
h schon zu fünfzehn Jahren der deutschen Literatur zugeschworen
e, der ich ein deutscher Dichter sein wollte, im Gebrauche der deutschen
rache ausgebildet worden bin. Auf dem Kleinseitner Gymnasium war
h dieser Unterricht in den Händen des Ordinarius. Er beschränkte
e Tätigkeit darauf, sich über unsere Prager Idiotismen lustig zu
hen, was ganz nützlich gewesen wäre; nur daß er so unwissend
, auch gute Formen der österreichischen Mundart zu bekämpfen.
erinnere mich nicht, sonst von ihm gefördert worden zu sein. Seine
lheit war so groß wie seine Gewissenlosigkeit. Er ließ in der Stunde
sche Gedichte vorlesen und erklären und machte seine schlechten Witze
die Vorlesung und über die Erklärung der Schüler. Literatur-
ichte stand auf dem Programm; aber niemals haben wir von ihm
Wort über das Leben oder über den Charakter eines Dichters ver-
men. Unsere deutschen Aufsätze arbeiteten wir so, wie sie an allen
nasien gearbeitet werden; ein blödsinniges Thema wird gegeben und
dieses Thema wird nach einem blödsinnigen Rezepte allerlei Schul-
ß zusammengeredet, heute wie in den alten Rhetorenschulen. Der
lschwatz wird in ein System gebracht. Aber anderswo wird so ein
cher Aufsatz wenigstens korrigiert und der Schüler könnte, wenn
Lehrer danach wäre, die gröbsten Stilfehler bessern. Wir haben
unserm Ordinarius niemals auch nur einen einzigen Aufsatz korrigiert
zerhalten; es ist mir unverständlich, wie eine solche Nachlässigkeit
der Aufsichtsbehörde geduldet werden konnte. Der Lehrer brachte
) einmal den ganzen Stoß verschmierten Papiers in die Klasse

zurück, ohne vorher auch nur einen Blick hineingeworfen zu haben; dann griff er in den Wust hinein, holte irgend eine Arbeit heraus, las einige Zeilen und riß Witze, die weder mit dem Inhalt noch mit der Form des Aufsatzes irgend etwas zu tun hatten.

Ich weiß, daß ein besserer Kritiker als dieser Lehrer auch den Stil dieser Niederschrift tadeln könnte; einen Schrei der Empörung wollte ich ausstoßen, eine Anklageschrift verfassen, und habe mich doch immer wieder verleiten lassen, mit einiger Heiterkeit der dummen Schülerzeit zu gedenken. Aber ich hätte lügen müssen, hätte ich völlig die Erinnerung unterdrücken wollen an manche gute Stimmung der Schulzeit, welche ja naturgemäß die Jugendzeit ist. Was immer an Schönheit aus jener Periode der mir gestohlenen Zeit herüberstrahlt, was mir das Durchdenken jener alten Erinnerungen oft zu einer Freude macht, das war nicht die Schule, das war die Jugendzeit. Man war achtzehn Jahre alt. Da war die Welt noch schön, die Welt jenseits der Schule. Und wenn ich versichern kann, daß auch damals das Betreten der Schulklasse fast täglich eine Qual bedeutete, so wird man mir zugestehen, daß etwas faul gewesen sein muß in der Einrichtung des Schulwesens.

Der Kardinalfehler schien mir und scheint mir noch heute eine tiefe Verlogenheit des Systems, eine offenbare Kluft zwischen dem Schulprogramm und der Schulleistung. Die Kenntnisse der Lehrer wie der Schüler am Kleinseitner Gymnasium waren bedeutender als am Klostergymnasium. Aber der wesentliche Fehler blieb sich gleich. Im Schulprogramm wie heute noch in den Reden, die an Philologentagen beim Essen gehalten werden, hieß es immer, man werde durch das Studium des Lateinischen und des Griechischen in den Geist der antiken Welt eingeführt. Und auch moderne Bildung sei ohne diesen Geist nicht zu erwerben. Beides ist eine Lüge. Der antike Geist ist freilich, historisch betrachtet, die Grundlage der gegenwärtigen Bildung im Abendlande geworden; doch es ist töricht und gefährlich zugleich, von andern als von Historikern zu verlangen, daß sie die Geschichte ihres eigenen geistigen Wachstums studieren. Das Ende der Renaissance ist gekommen; wir können auf eigenen Füßen stehen und müssen die lateinische und die griechische Krücke, meinetwegen mit dankbarer Pietät, beiseitelegen und sie den Philologen für ihre Künste überlassen. Unsere jungen Leute können moderne Bildung, die von der Zeit geforderte Bildung, nicht freudig in sich aufnehmen, solange ihnen die lateinische und die griechische Sprache aufgezwungen werden. Die künstliche Aufrechterhaltung der alten Lateinschule macht uns zu seltsamen Geschöpfen; als ob eine Schlange alle Häute, die sie abgestreift hat, mit sich weiter

schleppen müßte; als ob jedermann die Leichen seiner Ahnen auf seinem Rücken durchs Leben tragen müßte.

Aber auch das Versprechen war und ist eine Lüge, man würde auf der Gelehrtenschule den Glanz der antiken Welt erblicken. Ist ja nicht wahr. In den antiken Geist dringen vielleicht die besten Philologen ein wenig während ihrer Universitätsjahre. Von uns Schülern — wir waren jetzt ungefähr vierzig in der Klasse — wurden nur drei oder vier so weit gefördert, daß sie mit knapper Not einen alten Klassiker silbengetreu übersetzen konnten; auch schablonenhafte Begeisterung für Homer und für Sophokles fehlte bei diesen Auserwählten nicht; aber von einem Verständnis für die besondere Art, für die Unvergleichlichkeit und Unnachahmlichkeit des antiken Geistes fehlte es durchaus. Und gar die anderen Schüler, neun Zehntel der Klasse, gingen mit gutem Erfolge durch das Abiturientenexamen und hatten doch in den alten Sprachen nie etwas anderes gesehen als Zuchtruten. Sie hatten von den alten Sprachen weder ein Vergnügen noch einen Nutzen und lernten ein paar Brocken nur, um sie gleich nach dem Examen wieder zu vergessen. Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, daß man über den lateinischen Moloch, dem heute die besten Jugendjahre geopfert werden, so grimmig lachen wird, wie man seit einiger Zeit über die Geltung des Hexenhammers lacht.

Ich werde mir auf dem Kleinseitnergymnasium wohl anfangs einige Mühe gegeben haben, den Vorsprung einzuholen, den die Schüler der besseren Anstalt vor uns Piaristenzöglingen voraus hatten; denn ich blieb auch drüben immer einer der sogenannten Vorzugsschüler, wenn ich auch niemals Primus geworden bin. Ich gedenke auch mit herzlicher Dankbarkeit einiger meiner Lehrer. Aber auch von der guten weltlichen Schule hatte ich keinen rechten Vorteil mehr; das Verbrechen, das an mir durch den Raub dreier Jahre verübt worden war, trug die Hauptschuld. Gewiß, ich war nach meiner individuellen Anlage zu altklug für die Schule; doch auch als Musterschüler wäre ich zu alt gewesen für den langsamen Betrieb des Unterrichts. In den bar zu zahlenden Examenkenntnissen stand ich sicherlich hinter dem Primus zurück; aber die Polyhistorie, die ich mir durch mein wahlloses Lesen verschafft hatte, hatte mich der Schule früh entwachsen lassen. Wenn Sehnsucht nach strenger Wissenschaft, wenn Sehnsucht nach Welterkenntnis reif macht für die Universität, so gehörte ich zu siebzehn Jahren nicht mehr auf das Gymnasium.

Schon auf dem Piaristengymnasium widmete ich ja meine müßige Zeit nicht nur dem Lesen von Romanen und andern Räubergeschichten. Ich war seit jeher von einer wunderlichen Leidenschaft besessen, heim-

lich zu lernen, wovon ich erfuhr, daß andere es gelernt hatten. Man wird nach dieser Erklärung besser begreifen, warum ich immer wieder darüber klage, daß ich bei allem Unterricht niemals eine Anleitung gehabt habe. Meine Leidenschaft, die entlegensten Dinge zu lernen, wurde verspottet, und so schämte ich mich bald meiner Wißbegierde. Ich stellte mir die tollsten Aufgaben. Dazu rechne ich nicht, daß ich etwa von meinem zwölften Jahre ab heimlich französisch, englisch und italienisch trieb. Auf unsern österreichischen Gymnasien wurden die modernen Sprachen nicht obligatorisch gelehrt; ich ging zwar einmal in die italienische und viel später in eine französische Privatstunde, aber was ich da gewann, hätte eine Katze bequem auf dem Schwanze forttragen können. Wenn ich heute einige moderne Sprachen geläufig lesen kann, so verdanke ich das meiner heimlichen Leidenschaft. Ich ging nach dem Trödelmarkte der Judenstadt und kaufte mir da eine englische und eine französische Grammatik, die italienische stibitzte ich einem meiner Brüder fort; mit Hilfe dieser Grammatiken und einiger Wörterbücher brachte ich es mit der Zeit so weit, daß ich Shakespeare, den älteren Dumas und Manzoni recht gut lesen konnte. Das waren freilich keine tollen Dinge. Aber in meinem fünfzehnten Jahre hatte ich auch Sanskrit und die Hieroglyphen zu studieren angefangen. Ich verschaffte mir ein gelehrtes Sanskritwerk und glaubte die letzten Welträtsel zu lösen, als ich mit angestrengtem Fleiße die heiligen Buchstaben nachmalte und die Paradigmen auswendig lernte. Ganz wertlos war freilich auch diese Mühe nicht für mich. Und kurz vor meinem Abgange vom Piaristengymnasium lieh ich mir aus der königlichen Bibliothek Uhlemanns Ägyptologie, um mich im Hieroglyphenschreiben zu üben und Altägyptisch sprechen zu lernen. Das konnte ich aber nicht ganz heimlich anfangen. Ein Buch aus der königlichen Bibliothek bekam ich nur, wenn der Leihzettel vom Gymnasialdirektor unterschrieben war. Da wäre es mir beinahe schlecht gegangen. Als der Direktor in seiner Zelle den Zettel unterschreiben sollte, mochte ihm der Titel des Buches aufgefallen sein. Er buchstabierte: Ägyptologie. „Für wen willst du das Buch haben?" Ich antwortete ehrlich, das Buch wäre für mich selbst. Da zankte mich der Direktor so tüchtig aus, als es seine Faulheit nur irgend zuließ; ich sollte nicht lügen; noch niemals hätte ein sechzehnjähriger Bub so ein Buch verlangt; am Ende enthielte es gar heidnische Unsittlichkeiten. Schließlich gab er mir doch seine Unterschrift.

Für solche Allotria hatte ich auf dem Kleinseitnergymnasium keine Zeit mehr. Zwar die Stunden, die der weitere Weg kostete — der wundervolle Weg an der Teynkirche vorbei und am alten Rathaus,

ver den kleinen Ring und die Jesuitengasse, über die herrliche Nepomuk-ücke und die untere Spornergasse — machten dem jungen Burschen cht viel aus. Aber die Zeit war gekommen; es war Mode in unserer lasse, oder wenigstens in einem kleinen Kreise von Gleichgesinnten, h zu verlieben und zu dichten. Ich schwärmte besonders für die Musik-ülerinnen, die ich täglich auf meinem Schulwege traf; zwei oder drei n ihnen kannte ich persönlich, für die übrigen schwärmte ich noch l ausgiebiger. Das Schwärmen war nicht zeitraubend, das Gedichte-ichen desto mehr. Bei mir fing es damals ernsthaft an. Bis dahin tte ich nur mit den tschechischen Kollegen um die Wette gereimt, um ien Hochachtung für die deutsche Sprache abzuzwingen. Auf den ifall, dieses Ziel durch einen Hinweis auf Goethe zu erreichen, kam nicht. Außer diesen pädagogischen Sonetten hatte ich nur gelegentlich igramme geschmiedet. Jetzt aber wurde nicht mehr für die Kameraden ichtet, sondern für die Unsterblichkeit. Man drückte noch die Schul-ik, hatte sie noch für einige Jahre zu drücken, war aber der Mann, ch Verse die Welt zu erobern und nebenbei durch den Inhalt der se die Welt auf den Kopf zu stellen: die Könige und die Priester verjagen. Wir Dichter, Schauspieler und Weltverbesserer fanden uns verschiedenen Klassen zusammen und gründeten einen heimlichen ein. Wir spielten Theater, tranken Bier und vergeudeten furchtbar Zeit. Auch gaben wir eine Zeitung heraus, die in der einzigen idschrift, in welcher sie zu lesen war, noch heute in meinem Besitze Es muß zum Schreien gewesen sein. Meine Darstellung des Mephisto zu Kritiken und Antikritiken Anlaß. Wir spielten für gewöhnlich solche Szenen, in welchen nur Männer auftraten, aus Schiller und ner. Nur einmal, für das Stiftungsfest, wurde ein Akt der Jungfrau Orleans einstudiert. Die Jungfrau wurde heiß umworben. Aber unsere ndsätze duldeten nichts Ungebührliches; wenn doch etwas Ungebühr-s passiert sein sollte, so müßte es gegen unsere Grundsätze passiert sein. h darf sagen, daß meine Grundsätze besonders rigoristisch waren daß ich in diesem Vereine mit kindischer Altklugheit eine Weltfrage der andern zu lösen suchte. Meine freien Vorträge stürmten den mel und machten Eindruck, trotzdem ich ein elender Sprecher war geblieben bin); meine Beiträge für die Zeitschrift waren weise, tastisch und dumm. Meine Kritiken der Theaterspielerei waren ittlich streng. Der den Liebhaber in Körners Zriny gespielt hatte, rte mich einmal für eine solche Kritik; aber er schwankte solange jen Pistolen und krummen Säbeln (Zriny!), daß die Sache gütlich legt werden konnte.

Mein Interesse für den Verein nahm ein jähes Ende, als ich die Entdeckung machte, daß die meisten von uns ihre Beiträge für die Zeitschrift abgeschrieben hatten; sie stahlen wie die Raben; merkwürdig nur, daß sie immer so dummes Zeug stahlen. Ich verlangte ein furchtbares Gericht über die Schuldigen; und als ich meinen Willen gegen die Mehrheit nicht durchsetzen konnte, legte ich meine zahlreichen Ämter nieder und trat aus.

Ich hatte es ehrlich gemeint. Jetzt war ich wieder ganz einsam und dichtete im größten Stile drauf los. Auch übersetzte ich aus allen möglichen Sprachen. Daß ich Heines Lieder ins Altgriechische zu übersetzen versucht habe, ist schon berichtet worden; ich übersetzte aber auch den angeblich Homerischen Froschmäusler ins Deutsche und ganze Dramen von Sophokles. Ich übersetzte aus den modernen Sprachen, sobald ich das Original entziffern konnte. Ich übersetzte aus dem Sanskrit. Nur aus dem Ägyptischen übersetzte ich nicht; mich hielt wahrscheinlich ein guter Instinkt zurück.

Doch ich dichtete auch selbständig; meine Vorbilder waren sicherlich, wenn ich aufmerksam zurückblicke, Byron und Lenau. Am weitesten gedieh ein großes phantastisches Epos „Merlin"; ich benützte die Legende, der berühmte Zauberer wäre der Sohn des Teufels und einer Nonne gewesen, zu einer verwegenen Komposition; Merlin war der Sohn der Nonne Maria und des unheiligen Geistes; Merlin war nach dem Willen des Schicksals auf die Welt gekommen, um das Christentum zu vernichten; seine Aufgabe scheitert daran, daß Merlin Jesus Christus lieben muß, sobald er ihn gesehen hat. Auch der Entwurf zu einem Drama „Ahasverus und Christus" stammt aus nicht viel späterer Zeit; das Drama war viel kirchenfeindlicher als das Epos; Ahasverus liebt und versteht Jesus tiefer und besser als die andern; da er nach der Kreuzigung Zeuge wird, wie Petrus und Paulus um das geistige Gewand des Heilands würfeln, beschließt er aus eigener Kraft: so lange zu leben, bis das Christentum vernichtet ist.

Ich habe durchgeblättert, was von diesen und andern alten Plänen noch vorhanden ist; noch vorhanden, weil ich selten so ordnungsliebend war, wertlose Papiere ins Feuer zu werfen. Wertlos, ja; starke Anläufe wechseln mit platten Gemeinplätzen ab, kühne Gedanken mit elenden Geistreichigkeiten; und dichterische Gestaltungskraft fehlt vielleicht. Und dennoch: wenn ich einen verständigen Lehrer gehabt hätte, wenn ich in meinem achtzehnten Jahre einem Lehrer mich hätte anvertrauen dürfen, ihm diese Entwürfe zeigen dürfen, der Mann hätte sagen müssen: dieser Bursche gehört nicht mehr auf die Schulbank.

Meine Sehnsucht nach dem Besuche der Universität war so tief, meine Erwartungen waren so groß, daß ich meine Geistesverfassung einer nüchternen Welt kaum begreiflich machen kann. Auf der Schule durfte ich ja im deutschen Aufsatze meinem Herzen nicht Luft machen; denn über dem deutschen Aufsatze lag der religiöse Zwang. Ich wurde schon getadelt, wenn ich pantheistische Anwandlungen verriet. Ich aber war schon seit meinem fünfzehnten Jahre in die Pubertätszeit eines kriegerischen Atheismus eingetreten. Der liebe Gott war mein persönlicher Feind geworden. Dazu kam nach dem Kriege ein politischer Radikalismus von bedenklicher Röte. Irgendwo hatte ich den Satz aufgeschnappt, man müßte den letzten König an den Gedärmen des letzten Pfaffen aufhängen; ich beneidete den unbekannten Präger dieses Spruches. Ich wollte vom Fleck weg mit der Umwälzung anfangen und fühlte doch, daß ich das erst als richtiger Student tun konnte. Mit herzbrechendem Neide sah ich auf die jungen Leute, die schon rote oder grüne Mützen trugen und in dem alten Universitätsgebäude, welches ich oft in der Dunkelheit umschlich, die Wahrheit kennen lernten, die heilige und unentweihte Wissenschaft, die man uns vorenthielt. Diese Studenten sah ich im Geiste allabendlich nach der Kneipe laufen, um dort nichts anderes zu tun, als Schwüre ablegen für Pfaffenausrottung und Tyrannenkampf. Hie und da, wenn so ein Student es nicht sehen konnte, nahm ich andächtig die Mütze vor ihm ab. Und mit Erbitterung ahnte ich es, daß ich die verlorenen Jahre niemals würde einholen können, daß ich zu spät in den Tempel der Wahrheit eintreten würde.

„Zu spät. Es wird mir so gehen, wie es mir mit dem ersehnten Kleinseitner Gymnasium ergangen ist. Ich komme immer zu spät. Und darum fühle ich mich jetzt auf der Schule so unglücklich, die ich mir doch erwählt habe."

Die Schulkameraden und die meisten Lehrer trugen keine Schuld an meiner unglücklichen Stimmung. Sie waren eigentlich sehr lieb zu mir. Ich bildete mir sogar ein, daß ich eine Art von Ausnahmestellung in der Klasse hatte. Meine griechischen Heinelieder gingen von Hand zu Hand, und nachdem das erste Mißtrauen überwunden war — daß ich nämlich ebenso abschrieb wie andere Schöngeister der höheren Klassen — da bekam ich als Anerkennung einige wohlwollende Spitznamen. Meine Schülereitelkeit wurde auch sonst vollauf befriedigt; daher konnte meine Stimmung nicht kommen. Etwas Weltschmerz der Entwicklungsjahre war natürlich dabei. Aber das Schlimmste war doch die ewige Sorge: ich würde zu spät auf die Universität kommen, wie ich immer zu spät gekommen war. Sicherlich behandelte ich mich zu liebevoll und be-

schönigte meine Unfähigkeit, mich allen Ansprüchen der Schule zu fügen, mit dem alten Verbrechen, das in der Klippschule an mir verübt worden war. Aber die Empfindung und die Sorge waren nicht unberechtigt. Immer klarer wurde mir, daß das Verbrechen, unter welchem ich noch litt, an allen begabten Gymnasiasten mehr oder weniger begangen wurde. Die Aufgabe der Schule war für Durchschnittschüler berechnet und wurde noch viel kleiner, damit auch solche mitkommen konnten, die unter dem Durchschnitt waren. Und keine Möglichkeit, auf Grund hervorragender Leistungen auch nur ein Jahr zu überspringen.

Ich war sehr lang aufgeschossen, hatte schon ein schwarzes Schnurrbärtchen und hatte immer noch nichts für die Unsterblichkeit getan; ich hatte nämlich meine Maturitätsprüfung noch nicht abgelegt. Als das endlich und doch ganz pünktlich im Sommer 1869 geschehen war, ganz ehrenvoll übrigens, hatte ich das Gefühl eines Mannes, der unschuldig im Kerker gesessen hat und zu spät seine Freiheit wiederbekommt. Und nicht einmal meine Freiheit erhielt ich; denn ich durfte die Universität nur besuchen, um Jura zu studieren und Advokat zu werden.

Das Kriegsjahr hatte meinem Vater sein ganzes bescheidenes Vermögen gekostet; der Bankerott von Verwandten, denen er vertraut hatte, nahm ihm alles außer der kaufmännischen Ehre. Meine älteren Brüder waren auch schon ohne jede Unterstützung in die Welt hinausgegangen, um sich selbst eine Stellung zu erkämpfen. Mein Vater erholte sich von dem Schlage nicht wieder; er wurde krank. Nun war es ganz gerecht von ihm, daß er die Erlaubnis, ich dürfte studieren, wieder zurücknahm und mich zwingen wollte, ebenfalls Kaufmann zu werden und sofort als Kommis mein Brot zu verdienen. Mein passiver Widerstand hätte mir diesmal nicht viel geholfen. Aber meine Mutter und meine Schwester, die meine literarischen und wissenschaftlichen Fähigkeiten oder Neigungen sehr hoch einschätzten, nahmen sich meiner an; der Familienbeschluß, daß ich weiter studieren und Rechtsanwalt werden sollte, war also ein Kompromiß zwischen der Notlage meines Vaters und meinen Wünschen. Ich hätte sehr dankbar sein müssen, wenn auch der Beruf eines Rechtsanwalts mir just damals noch weniger ideal erschien als der eines Kaufmanns und ich den Flügelschlag einer freien Seele sehr laut rauschen hörte. Aber ich war nicht dankbar und dachte nicht einen Augenblick daran, Advokat zu werden. Doch die Hauptsache schien gewonnen; das freie akademische Studium für die nächsten Jahre. Nur daß bei meiner Naturanlage der Betrug gegen meinen Vater schwer auf mir lastete; und daß ich die Pflicht fühlte — wie später als Journalist so lange — ein Doppelleben zu führen, doppelte

rbeit zu leisten: Jura zu studieren und daneben mit ganzer Kraft
hilosophie und Kunstgeschichte und Medizin und leider auch Theo-
gie. Die juristischen Fächer mußte ich belegen, die Professoren mußte
) hören, wenn ich nicht nach dem vierten Semester beim rechtshisto-
chen Staatsexamen durchfallen wollte. So marterte mich der mir
ifgezwungene Beruf vom ersten Tage an und ich geriet immer tiefer
einen ziemlich individuellen Weltschmerz hinein. Als ich etwa drei
ihre später Schopenhauer kennen lernte, überwältigte mich sein Scharf-
n und seine Sprachkraft; aber sein Weltschmerz bot mir nichts Neues.
h war ein fast zwölfjähriger Knabe auf das Gymnasium gekommen
t den Zielen eines idealen Studenten; ich kam jetzt ein fast zwanzig-
iriger Mensch auf die Universität als ein Pessimist, als ein Zerrissener,
ein Nihilist.

Bevor ich aber einige Erinnerungen an die Prager Universität —
e andere habe ich als Student nicht kennen gelernt — niederschreibe,
chte ich einige ganz besondere Erfahrungen meiner Schulzeit im Zu-
imenhange aufhellen; meine Stellung zur Religion und zu der na-
ialen Frage stellte mich abseits von dem, was ein christlicher Deut-
r in seiner Schulzeit zu erleben pflegt. Meine Darstellung wird
urch nicht typischer werden, aber ehrlicher und persönlicher.

Jorher noch ein Wort darüber, warum ich auch die Disziplin des
res nicht kennen gelernt habe: warum ich nicht Soldat war, auch nicht
jähriger. Eine allgemeine Wehrpflicht wie in Preußen hatte es in
rreich nicht gegeben; bei der Rekrutierung entschied zuletzt das Los,
die Söhne reicher Leute konnten sich vom allgemein verhaßten
itärdienste loskaufen, ganz abgesehen von den zahlreichen Fällen,
enen *per nefas* eine Befreiung erzielt wurde. Nach dem für Öster-
unglücklichen Kriege von 1866 wurden die preußischen Einrich-
en nachgemacht. Gerade in meinem zwanzigsten Jahre, kurz vor
er Maturitätsprüfung, wurde auch das Institut der Einjährig-Frei-
gen eingeführt. Wir freuten uns, die Pioniere der neuen Zeit zu
wir freuten uns auf die schmucke Uniform und meldeten uns alle,
fünfunddreißig Burschen, bei dem gleichen Regimente, welches —
veiß nicht mehr warum — uns das liebste war. Da kamen wir
schön an; der Bericht wird preußischen Lesern seltsam erscheinen.
Oberst war kein Freund von Neuerungen und erklärte einfach, er
e in seinem Regimente keinen Einjährigen haben. Da aber mit
neuen Gesetze nicht zu spaßen war, so erklärte der Militärarzt uns
nddreißig Burschen alle miteinander für untauglich, auch die kräftigsten
uns. Ich muß bekennen, daß meine Untauglichkeit auf Grund

eines körperlichen Gebrechens festgestellt wurde: mein rechtes Bein ist noch länger als das linke. Ich war immer ein sehr guter Fußgänger gewesen; aber der Arzt hatte wohl recht, wenn er behauptete, ich würde nicht gerade schön in Reih und Glied marschieren können.

Wir beruhigten uns bald bei dem Bescheide. Nur ein einziger von uns hatte die Energie, oder sein Vater hatte die Eitelkeit, den Eintritt bei einem andern Regimente durchzusetzen. Der arme schwächliche Junge wurde Leutnant, machte die Okkupation von Bosnien mit und starb dort am Typhus.

Wichtiger als die Tatsache, daß ich die Kaserne nicht kennen lernen sollte, waren für mich die beiden Umstände, die mein Schülerdasein von dem irgendeines andern deutschen Jungen unterschieden: ich war Jude und ich lebte als deutscher Knabe in einem slawischen Lande. Ich muß wirklich auf beide Umstände ein wenig eingehen.

Ich war von Abstammung Jude, Jude aus einem nordöstlichen Winkel Böhmens, und habe doch jüdische Religion und jüdische Sitten eigentlich niemals kennen gelernt; höchstens häufiger als ein deutsches Kind die jüdische Sprechweise und Mauschelausdrücke gehört. Mein Elternhaus stand dem jüdischen Wesen fremd gegenüber. Ich war in der seltenen und fast einzigen Lage, daß schon meine beiden Großväter in einer Zeit, da die Juden kaum dem Ghetto zu entwachsen anfingen, sich vom Judentum so gut wie losgelöst hatten, der eine durch sein Leben faktisch, der andere als junger Mann auch offiziell. Der Vater meines Vaters hatte gegen die Gesetze seiner Zeit und durch besondere kaiserliche Erlaubnis so etwas wie ein Rittergut mit einem Schlosse erworben, nicht gar weit von Königgrätz an der Elbe; dort imitierte er mit seiner viel jüngern Frau das Leben eines vornehmen Landjunkers, verkehrte mit Juden nur geschäftlich und hauste so adelig, daß nach seinem Tode das Gut versteigert werden mußte und seine beiden Söhne als arme Teufel zurückblieben. So viel ich auch zurückdenke, ich kann mich nicht erinnern, meinen Onkel oder meinen Vater auf der Übung eines jüdischen Gebrauchs ertappt zu haben. Nach jüdischer Anschauung ist Zugehörigkeit zum Judentum ohne Kenntnis der hebräischen Sprache nicht denkbar; mein Vater aber kannte keinen hebräischen Buchstaben. An hohen jüdischen Feiertagen pflegte er mit einem gewissen Selbstvorwurfe zu sagen: „Ihr wachst ja auf wie die Heiden"; darin bestand die ganze religiöse Erziehung, die er uns zuteil werden ließ. Als ich einmal die alten Zeremonien des jüdischen Osterfestes kennen lernen wollte, mußte ich mich für den Vorabend des Passahfestes von einem alten Verwandten dazu einladen lassen.

Der Vater meiner Mutter gar, der steinalte Mann, der wohl einer Lebensbeschreibung wert wäre, war schon als Jüngling, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, der Sekte der Frankisten beigetreten, die ihre Anhänger aus Katholiken und Juden rekrutierte und irgendeinen neuen Messias erwartete oder glaubte, einen Vollender von Jesus Christus. Mein Großvater soll in dieser militärisch organisierten Sekte Offizier gewesen sein und nach dem Ende der Bewegung die Dokumente und auch das Bild der „Königin" in Verwahrung gehabt haben. Die Sekte wurde dann mit Waffengewalt von Russen und Österreichern versprengt; mein Großvater kehrte in seine Heimat zurück und lebte von da ab als Religionsspötter, wenn er es auch für schicklich hielt, an hohen Festtagen die Synagoge zu besuchen. In der kleinen Judengemeinde von Horzitz galt er für einen Gelehrten, für einen Freigeist, für einen Ketzer. Als er im Patriarchenalter 1876 starb, folgten seiner Leiche ein Rabbiner, aber auch ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher.

Mein Elternhaus war wirklich konfessionslos. Ich bin erst als Mann offiziell aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgetreten, ohne mich zu einer andern Religion zu bekennen. Es war mir lästig geworden, daß nach jeder Volkszählung irgend ein Schutzmann Anstoß daran nahm, wenn ich die Rubrik Religion nicht ausfüllte. Auch diesen Schritt fand meine alte Mutter einfach selbstverständlich. Sie sprach vom Judentum gern in Heineschen Zitaten und war einigermaßen stolz darauf, daß ihr Vater kein gläubiger Jude gewesen war.

In solchen Traditionen aufgewachsen, wußte ich bis zu meinem achten Lebensjahre kaum, was das bedeutete, daß wir Juden waren. Ich kann nicht sagen, ob es ein Wunsch meines Vaters war; jedenfalls gehörte Religion und Bibellesen nicht zu dem Lehrplane unseres Hofmeisters. Der Staat aber schützt die Religion in jeder Gestalt, schützt auch die Judenschule, und so hatte ich auch „jüdische Religion" nachzuholen, als ich auf die Klippschule kam, wo mir die drei Jahre gestohlen wurden. Unter „jüdischer Religion" verstand man aber nach altasiatischer Vorstellung nicht irgendwelchen Religionsunterricht, sondern einzig und allein Kenntnis des Hebräischen und Lesen der Bibel. Als ich diese Schule betrat, hatte ich keine Ahnung von einem hebräischen Buchstaben; ein Jahr später konnte ich im Hebräischen ebenso vorgeritten werden wie beim Aufsagen der tschechischen Bürgschaft-Übersetzung. Bei den außerordentlichen Schwierigkeiten der hebräischen Sprache und bei dem völlig unwissenschaftlichen Betriebe des Unterrichts konnte es sich gar nicht um ein Eindringen in den Geist der Sprache handeln, sondern nur um Gedächtniskram.

Die wissenschaftliche Erforschung der hebräischen Sprache ist erst nichtjüdischen Gelehrten gelungen; jüdische Gelehrte, die etwas leisteten, hatten die jüdische Tradition verlassen müssen. Ich bedaure sehr, daß ich diese allzu rasch erworbenen Kenntnisse ebenso rasch wieder eingebüßt habe; was ich vom Baue der semitischen Sprachen später für meine Arbeiten brauchte, habe ich ganz neu lernen müssen.

Schlimmer war es, daß mir auch religiöse Kämpfe nicht erspart wurden, als diese jüdischen Kenntnisse so plötzlich auf mich niederdroschen. Ich machte die Entdeckung, daß ich ein Jude war, und meine leidenschaftliche Seele verführte mich, die fünfhundert oder siebenhundert Gebote und Verbote, die der Rabbinismus aus der Bibel gezogen hat, ernst zu nehmen. Ich wollte ein frommer Jude werden, um die Seelen meines Vaters und meiner Mutter zu retten. Ich habe diese kindischen Kämpfe einmal darzustellen gesucht, in dem Tagebuche des Helden, das man in meinem Romane „Der neue Ahasver" nachlesen kann, wenn man mag. Das Tagebuch habe ich erst für diesen Roman niedergeschrieben, und so ist es eigentlich erfunden; aber meine religiösen Kämpfe sind darin (wie zu meiner Freude schon Wilhelm Scherer bemerkt hat) ganz getreu und realistisch erzählt. Ich will nicht wiederholen, wie ich viele Monate lang in unserem völlig religionslosen Hause die jüdischen Zeremonialgesetze (deren Sinnlosigkeit mir doch wieder nicht entging) heimlich zu beobachten suchte, wie ich dann durch den Umgang mit meinen katholischen Mitschülern dazu kam, Jehova mit Jesus zu vertauschen, wie ich in allen katholischen Kirchen herumkniete, inbrünstig die Heiligen aller Kapellen um ein Wunder bat, wie ein Lehrer, der meinen Zustand erkannt hatte, mich in die glänzenden Predigten des Jesuiten Klinkowström schickte, wie mich dieser Pater dazu brachte, zuerst einige Kirchenväter und dann Kirchengeschichte zu studieren, wie ich nach einem frommen aber dilettantischen Katholizimus von zwei Jahren, nach einer flüchtigen und nicht ganz religiösen Begeisterung für Luther endlich in meinem fünfzehnten Jahre als wütender Atheist kirchenfeindlich wurde. Diese Gesinnung hat dann etwas länger vorgehalten; ich bin alt geworden, bevor ich einsehen lernte, daß unsere Zeit zu gottlos ist, um noch so recht kirchenfeindlich sein zu dürfen.

Ich kann sagen, daß ich als ein auf eigene Faust gläubiger Jude, als ein auf eigene Faust wundersüchtiger Katholik und dann als jugendlicher Freigeist in gleicher Weise empört war über die Art, in welcher uns auf dem Gymnasium jüdischer Religionsunterricht erteilt wurde. So etwas wie Religionsunterricht für die jüdischen Schüler gab es nämlich, das verlangte der Staat, der Schützer der Judenschule. Der

Unterricht wurde sämtlichen jüdischen Schülern der drei Gymnasien und der Realschule klassenweise gemeinsam erteilt, von einem einzigen Lehrer; ganz ähnlich und mit ganz ähnlichen Mißbräuchen war der Religionsunterricht für die Protestanten eingerichtet. Nur die katholische Religion gehörte zum Organismus des Gymnasiums.

Der jüdische Religionsunterricht war durchaus grotesk. Der Lehrer war ohne Zweifel ein geduldiger und freundlicher Herr, der auf jüdische Art Hebräisch verstand. Aber er war in allen Dingen, welche nach unserer jungen Gymnasiastenweisheit die Bildung ausmachten, von einer so blühenden Unwissenheit, daß er in unserer Achtung noch tief unter die schlimmsten Piaristen hinabsank. Der Hauptgrund unserer Verachtung war, daß er als Philologe an einem Gymnasium nicht Latein verstand, während wir doch schon *mensa* deklinieren konnten. In den höheren Klassen erfuhren wir dann, daß es ihm wirklich an jeder höheren Kultur fehlte. Die andern Lehrer betrachteten ihn nicht als ihren Kollegen und blickten mit doppeltem Hochmut auf ihn hinab; und wir jüdischen Schüler ahmten das Beispiel nach und waren sehr schlecht gegen ihn. Am liebsten quälten wir ihn mit dem Namen des Heilands. Es ging ihm gegen sein Gewissen oder gegen seinen Glauben, diesen Namen auszusprechen; und anstatt „nach Christi Geburt" zu rechnen, sagte er jedesmal: vor oder nach „der jetzt üblichen Zeitrechnung". Wir ließen es uns nicht nehmen, ebenso regelmäßig zu sagen: vor oder nach Christi Geburt. Dann zeigte sich auf seinem guten runden Gesichte immer ein schmerzliches Lächeln, als ob er gezwickt worden wäre; aber er wagte es nicht, uns das Aussprechen des Namens zu verbieten.

Der jüdische Unterricht sollte zweifach gegeben werden: in Religion und in hebräischer Sprache. Was wir als eigentlichen Religionsunterricht genossen, das war eine Affenschande. Was ein begabtes Kind binnen Monatsfrist aufnehmen kann, ungefähr den Lehrstoff von Luthers kleinem Katechismus, das hatten wir acht Jahre lang wiederzukäuen. Es war schamlos, das kleine Lehrbuch noch neunzehnjährigen Burschen in die Hand zu zwingen; selbst die katholische Kirche verlangte von den Schülern kein solches Opfer an Intelligenz, da sie doch dem Primaner recht viel Dogmengeschichte aufbürdete. Aber dieser ganze theoretische Religionsunterricht war ja auch nicht ernst gemeint; wir lernten so etwas wie eine abgestandene Verdünnung einer natürlichen Religion, der die zehn Gebote zugrunde gelegt waren. Die jüdische Religion hatte in Wirklichkeit nie etwas anderes verlangt als: „Lernen" der hebräischen Bibel.

Um den Unterricht im Hebräischen stand es nun ganz anders als um irgendeinen andern Lehrgegenstand. Unter den jüdischen Schülern

waren nämlich ziemlich viele, die orthodoxen Familien angehörten und denen darum seit ihrer frühesten Jugend die hebräische Sprache eingebläut worden war. Das war ganz logisch vom Standpunkte der jüdischen Orthodoxie; der war und ist Kenntnis der Bibel die wahre Wissenschaft. Mit diesen Jungen nun, die übrigens bis auf zwei die schlimmsten Racker der Klasse waren, konnte der Lehrer nach Herzenslust die Bücher des Alten Testamentes lesen, grammatische Schnitzeljagd treiben und sich sogar auf rabbinische Kommentare einlassen. Wir andern, die wir bloß in der Schule und für die Schule hebräisch gelernt hatten, standen in vergnügter Untätigkeit daneben. Ich für mein Teil konnte noch ungefähr ein Jahr lang folgen, solange ich nämlich meinen heimlichen und närrischen Glauben an Jehova aufrecht zu erhalten vermochte; mit meinem dilettantischen Katholizismus erhob sich aber in mir ein Haß gegen das Alte Testament und gegen die hebräische Sprache; meine allzu rasch eingetrichterten Kenntnisse versickerten und plötzlich war es aus mit ihnen.

So bestand unser jüdischer Religionsunterricht aus zwei unzusammengehörigen Hälften: aus der moralisierenden Religionslehre, die für die Dümmsten unter uns zu dumm war, und aus einem Praktikum der semitischen Philologie, das manchem gelehrten Orientalisten noch Nüsse aufzuknacken gegeben hätte. Die wir uns längst als jüdische Deutsche fühlten oder als deutsche Juden, gewöhnten uns mit den Jahren daran, an diesem Unterrichte so selten wie möglich teilzunehmen; wir erlangten eine Virtuosität darin, die Religionsstunde zu schwänzen und auch die „Exhorte", eine samstägliche lederne Predigt, die uns den Gottesdienst ersetzen sollte. Ich glaube versichern zu können, daß ich in den letzten zwei Gymnasialjahren den jüdischen Religionslehrer nicht mehr zu Gesicht bekommen habe.

Die Gnade Gottes leuchtete aber auch über uns Ungerechte. Der Lehrer hielt es wahrscheinlich für unvereinbar mit seinem jüdischen Glauben einen jüdischen Schüler durch eine Anzeige zu schädigen oder ihn gar durchfallen zu lassen. Er hatte die Gewohnheit angenommen, jedem jüdischen Schüler „aus Religion" die Note ins Zeugnis zu schreiben, die dem Durchschnitte der übrigen Noten entsprach; und er besserte immer nach oben hinauf. Sein Unglück wollte, daß er gerade dann nicht „ungenügend" ins Zeugnis schreiben konnte, wenn der jüdische Schüler schon von den anderen Lehrern verurteilt war; denn der war gewiß einer seiner gelehrten Talmudkenner.

Die schwerste Sorge dieses würdigen Lehrers brachte jedesmal die Maturitätsprüfung, weil der Schulrat, der die Aufsicht führte, ein sehr

gelehrter Mann war, ein wenig auch Orientalist; der konnte es sich beifallen lassen, eine Frage an den Schüler zu richten, und dann wäre es mit dem Systeme vorbei gewesen: den jüdischen Schülern prinzipiell bessere Zensuren zu geben als sie verdienten. So hat meine Maturitätsprüfung nicht mich, sondern diesen Lehrer vor Angst schwitzen lassen.

Ich war trotz meiner Schulfaulheit ein so guter Schüler und hatte bei der schriftlichen Prüfung so glänzend abgeschnitten, daß mir hergebrachterweise die mündliche Prüfung „geschenkt" werden mußte. Ich verließ mich darauf und hatte mir überhaupt um das Abiturientenexamen keine Sorgen gemacht. Der Schulrat pflegte auch an solche Schüler besonders kniffliche Fragen zu stellen; aber das tat er immer nur aus Güte, um Gelegenheit zu einer „Auszeichnung" zu geben. Also auch das schien mir nicht gefährlich. Desto größere Sorgen machte sich der jüdische Religionslehrer. Er ahnte, wie es um meine Kenntnisse im Hebräischen stand. Ich hatte es im Laufe von acht Jahren so weit gebracht, ich hatte soviel verlernt, daß ich nicht einmal das Entziffern der hebräischen Lettern leicht ausführen konnte. Die kleinste Frage an mich hätte den Lehrer gräßlich blamiert; den ich hatte als Vorzugsschüler immer „vorzüglich" aus Religion gehabt, das heißt aus Hebräisch.

Bei meiner Prüfung — es war ein sehr heißer Julitag — war der Schulrat, der mich seit acht Jahren immer freundlich beobachtet hatte, in der besten Laune und neckte mich wirklich mit allerlei schwierigen Fragen, für deren halbe Lösung ich dann durch gute Zensuren belohnt wurde. Ich wurde kreuzfidel; mich belustigte die Neckerei des Schulrates, der vielleicht erfahren wollte, wie weit über den Lehrstoff hinaus mein Verständnis ging, der vielleicht auch sein vielseitiges Wissen zeigen wollte. Ich hatte ein Lachen zu verbeißen, wenn ich auf unsern unglücklichen Religionslehrer blickte, der wie ein Verbrecher vor der Hinrichtung dasaß. Sein Angstschweiß ward ihm zum Heil. Der Schulrat glaubte, er litte unter der Hitze und schickte ihn nach Hause. Meine beiden Mitprüflinge seien Katholiken und an mich habe er Fragen genug gestellt. Ich mag vielleicht ganz froh gewesen sein; was war aber meine Freude gegen die Glückseligkeit im Antlitz des jüdischen Religionslehrers, der jetzt mit einem schlauen Blick des Einverständnisses an mir vorüber davon ging. Gott der Gerechte verläßt keinen Juden in der Gefahr, so mochte der fromme Mann denken.

Ich habe dieses Erlebnis mit dem Vergnügen vorzutragen versucht, das es mir damals gemacht hatte. Eigentlich war die Sache aber empörend. Man denke sich nur einmal in die Seele unserer katholischen Mitschüler hinein. Diese hatten nicht nur auf dem Piaristengymnasium

sondern auch auf der weltlichen Anstalt einen strengen Religionsunterricht, hatten Gebete auswenig zu lernen, hatten an jedem Sonn- und Feiertage die Messe zu besuchen, hatten vor allem in Religionslehre und Kirchengeschichte einen ansehnlichen Lehrstoff zu bewältigen; sie mußten diesen Lehrstoff genauer auswendig lernen als etwa das Lehrbuch der Weltgeschichte, mußten übrigens die Untrüglichkeit dieses Lehrstoffs wie stumme Hunde anerkennen und durften nicht freigeistig mucksen. Die Katholiken fühlten sich mit Recht im Nachteil gegen Protestanten und Juden, und wir hörten von ihnen besonders vor der Maturitätsprüfung bittere Worte über unsere Ausnahmsstellung; denn Religion war ihnen neben Weltgeschichte der eigentliche Büffelstoff. Die Katholiken mußten täglich um 5 Uhr früh aufstehen, Protestanten und Juden konnten bis 7 Uhr schlafen.

Ich muß trotzdem anerkennen, daß das Verhältnis zwischen den einzelnen Konfessionen unter den Schülern des Kleinseitner Gymnasiums das allerherzlichste war; Judenfeindschaft, was man jetzt seit dreißig Jahren Antisemitismus nennt, war natürlich vorhanden, wie denn Bosheit oder Neid sich unausrottbar zu der Mode eines Rassenvorurteils flüchtet, aber dieser Antisemitismus kam eigentlich nur in leidenschaftlichen Gesprächen guter Freunde zu Worte. Auf dem Piaristengymnasium waren die geistlichen Lehrer oft boshaft und heimtückisch gegen die jüdischen Schüler gewesen; aber da darf nicht vergessen werden, daß sich zum Untergymnasium viele Judenjungen drängten, die von Hause aus wirklich keine Europäer waren, die sich nach und nach entweder assimilieren oder die Gelehrtenschule wieder verlassen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den ungedruckten Tagebüchern G. C. Lichtenbergs.

Mitgeteilt von Erich Ebstein in Leipzig.

Der Arzt Ernst Freiherr von Feuchtersleben, der ein begeisterter Verehrer der Schriften Lichtenbergs war, kommt in seinen gesammelten Schriften auch auf die erhaltenen Stücke aus Lichtenbergs Tagebüchern zu sprechen. Feuchtersleben tritt dort ein „für die redliche Führung eines Tagesbuches, das aus kurzen, aber wahren, fruchtbaren, individuellen Notizen bestehen mag: ebenso treu und fein, nur etwas weniger hypochondrisch wie das Lichtenbergs“.

An einer anderen Stelle nennt der bekannte Verfasser der „Diätetik r Seele" Lichtenberg den „geistvollsten aller Grillenfänger und den illenvollsten aller Geistreichen", einmal geradezu den „feinsten Maler der eelenzustände, den Kolumbus der Hypochondrie".

Wer die noch vorhandenen Tagebücher Lichtenbergs aus den letzten hn Jahren seines Lebens (1789—1799) durchmustert, kann sich allerdings s Eindrucks nicht erwehren, daß Lichtenberg bei seiner fast zu ausprägten Gabe der Selbstbeobachtung doch ein großer Hypochonder war. och darf nicht verkannt werden, daß ein gut Teil seiner Hypochondrie seiner Krankheit begründet war, die die Folgen einer rachitischen Wirbelulenverkrümmung darstellte, wodurch Lichtenberg von seiten des Herzens t von bedrohlichen Anfällen heimgesucht wurde.

Eines der schlechtesten Jahre für Lichtenberg war der Herbst des Jahres '89; am 5. Oktober schrieb er in sein Tagebuch „von meiner Krankheit fallen und den Abend mit Margarethe copulirt, durch HE. Pastor Kahle", ıd das Göttinger Kirchenbuch meldet unter demselben Datum: „den 5ten 't spät Abends wurde auf nachgesuchte Dispensation Königl. *Consistorii publica Proclamatione* privatim copulirt der Hof-Rath und Professor err Georg Christoph Lichtenberg mit seiner bisherigen Haushälterin largarethe Kellner". In der Tat mußte am 10. Oktober außer dem bemdelnden Arzte Herrn Strohmeyer noch Herr Richter zu Hilfe gerufen erden. Am 17. Oktober notiert Lichtenberg: „Man entdeckt etwas ypisches in der Krankheit". Vier Wochen später hat er „einen neuen und n schwersten Anfall" in seiner Krankheit gehabt; den 22. November be.det er sich „sehr elend. Die Empfindlichkeit fast unerträglich".

Vor mir liegt ein eng beschriebenes Heftchen von der Hand Lichtenbergs (24 Seiten eng beschrieben, 9 Zentimeter breit und 18½ Zentimeter ıg)[1]. Den Umschlag dieses Notizbüchleins bildet ein Stück Goldpapier, auf sen Innenseite die Fortsetzung der Krankengeschichte steht.

t 25. Nov. [1789]

Große Mattigkeit in der Nacht, sogar Frost [?] und Ohnmacht. Alsdann ein kleiner Anfall und um XII Uhr Mittag den stärksten den noch gehabt habe. Unempfindlichkeit an der ganzen rechten Seite. ıal Stuhlgang, einigemale mit Schneiden, am Abend Schwindel, Kopf) mit einem Wort den ganzen Tag nicht [wohl]. Die Nacht auf den

[1] ch verdanke die Einsicht und die Erlaubnis zur Publikation Herrn Dr. Wolfs, dem ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank sage.

26ten Novem.

etwas weniges besser, aber große Mattigkeit nach dem Schlaf.

Meine Hände fürchterlich (gestern).

Zucken in einzelnen kleinen Theilen des Leibes, Schwindel, Brausen, Klingen in den Ohren, Ziehen, Kälte. Empfindlichkeit in den Füßen."

Es ist indes nicht meine Absicht, den Verlauf der „Nerven Krankheit", wie sie Lichtenberg selbst nennt, weiter zu verfolgen. Ich will nur aus dem Heftchen, das zur Zeit dieser Krankheit als Notiz- und Tagebuch gedient hat, einige Aphorismen mitteilen, die den Lichtenberg-Verehrern vielleicht nicht uninteressant sind:

Diese Krankheit ist mir gewiß in allerley Rücksicht zum Ziel meines bisherigen Lebens gesetzt, ich mag nun sterben oder leben. Jedes Gefühl und jeder Gedanke verkündigt mir dieses.

Die Gewitter stiften viel moralisches Gute, sie legen Familien Zänkereyen bey, wenn sich die Leute nemlich fürchten. Die Freude daß sie vorüber sind mit der unschädlichen Majestät derselben, öffnet die Herzen *pp.*

Vielleicht dachte Lavater so etwas, als er sich so sonderbar gegen mich äußerte.

Die Göttingischen Schaarwächter machen es wie die Katzen; wenn diese eine Maus gefangen haben, so lassen sie sie laufen und versuchen, ob sie sie noch einmal erhaschen können. Den Katzen gelingt dieses gemeiniglich, allein den Schaarwächtern selten oder niemals.

Inniges Gefühl von Glückseeligkeit sie bestehen worin sie wollen mit dem Entschluß sich durch Tugend dauerhaft zu machen ist Dank gegen das Wesen in welchem oder durch welches ich bin, es sey nun der Gott der Christen oder der des Spinoza.

Wie ist es am besten anzufangen die brauchbarsten Wahrheiten sich immer gegenwärtig zu machen, und ihre Summe zu vermehren. Z. E. Ich weiß eine Menge von Dingen, sie sind mir aber nicht geläufig und fallen mir beym Disputieren nicht ein. Wie ist diese Absenz zu verbessern?

Didaktischer Roman, der durch Vorschriften und nicht durch Beyspiel bessert.

Der Krieg trieb die Bauern nach den Meierhöfen und der Burg, so wurden Städte. 1180—1209 waren Münden, Göttingen und Nordheim

noch keine Städte, also vor 600 Jahren noch nicht. Um diese Zeit etwa mit einem Spiel kaum von etlichen 40 Jahren sind alle hiesigen Städte entstanden. Nordheim, Hildesheim, Eimbeck, Osterode, Münden, Minden Holzminden, Hameln pp.

Es ist nöthig alle seine Kenntnisse umzurühren und sich dann wieder setzen lassen, um zu sehen wie sich alles sezt. Nach unserer Erziehung wird alles angebaut, wie musivische Arbeit, es wird zum verschicken verpackt, da man vielmehr hätte alles nach seiner specifischen Schwere sich setzen lassen sollen. Dieses Bild weggelassen und in Räsonnement aufgelöset, wird gut werden.

Die Recensionen sind bey weitem noch kein Gottesurtheil.

Wenn noch ein Messias gebohren würde, so könte er kaum so viel Gutes stiften, als die Buchdruckerey.

Da kam der lächerliche Mensch hinzu, und anstatt uns einander zu genießen, brachten wir die Zeit mit größtentheils vergeblichen Bemühungen zu, klüger zu scheinen als wir wirklich waren.

Wenn es auch nicht im strengsten Verstande wahr seyn sollte, was H. C. Crawford lehrt, daß alle Veränderungen der Wärme durch Veränderungen der Capacität entstehen, so kan ihm doch kein Mensch beweisen, daß diese Capacität nichts sey, also wird die Wärme immer eine Funktion der Capacität bleiben.

In Rom auf der Säule des Antonius fangen die Leute die Schwalben mit Angeln, ist das hier zu Lande versucht worden, vielleicht liessen sich Fledermäuse so fangen.

Es ist als wenn der thierische Magnetismus recht aufgekommen wäre, sich *extra et intra* zu prostituieren.

Egon Friedell: Der Kommende.

1.

Was die Geschichte immer und immer wieder lehrt, ist die Zusammenfassung scheinbarer Gegensätze zu einer höheren lebensfähigen Einheit. Es ist, als ob jede neue Wahrheit sich zunächst immer an zwei entgegengesetzten

Polen entwickeln müßte, bis die beiden Enden sich treffen und die neue Wahrheit nun Wirklichkeit und Leben wird.

Auch das Seelenleben unserer Zeit hat sich an zwei derartigen Gegenpolen zu entwickeln begonnen: die Pole hießen in diesem Fall Intellektualität und Hysterie, Überbewußtheit und Somnambulismus. Seit hundertfünfzig Jahren vollzieht sich langsam das Erwachen, das Sichbewußtwerden des Menschen. „Es gibt fürwahr Jahrhunderte," sagt Maeterlinck, „wo die Seele schläft und sich niemand mehr um sie kümmert. Heute ist es klar, daß sie große Anstrengungen macht. Man muß annehmen, daß der Mensch im Begriff ist, den Menschen zu berühren." Mit einem anderen Worte: es gibt heute zum erstenmal etwas wie Bewußtheit: von sich sowohl wie von den anderen. Der wache Mensch steht an der Schwelle der Geschichte. Aber bisher war uns diese Bewußtheit, die etwa mit der französischen Aufklärung einsetzt, noch nicht organisch, sie war etwas Okuliertes. Und wir haben diese kurzen Stunden des Wachseins mit einem desto fieberhafteren und dumpferen Traumleben bezahlen müssen. Unsere moderne Überempfindlichkeit und hypertrophische Impressionabilität, die Fähigkeit zu neuen Reizleitungen und Irritationen stand zunächst in geradem Gegensatz zu unserer Intellektualität. Die neuen Reize, Krisen und Werdezustände mit ihren notwendigen physiologischen Begleiterscheinungen führten jenen bekannten krankhaften, halbwachen Traumzustand mit sich, der lange das Kennzeichen der modernen Geistesverfassung gewesen ist. Nun scheint diese Polarität sich auszugleichen. Der Mensch der nächsten Jahrzehnte wird eine organisierte Neurose sein.

Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte erinnert in mehr als einem Punkt an die sogenannte vorklassische Zeit des achtzehnten Jahrhunderts. Zunächst war auch diesmal Frankreich wieder führend, vollständig in der Malerei, in sehr bezeichnender Weise aber auch in der Literatur durch den Naturalismus. Nun sind die französischen Naturalisten niemals etwas anderes gewesen als eine Art Klassiker, im französischen Sinne: nämlich Programmatiker. Die neuen literarischen Programme sind immer von Frankreich ausgegangen, freilich auch niemals etwas anderes. Wenn man die Sache vorurteilslos ansieht, so besteht zwischen Racine und Zola kein essentieller Unterschied: beide schufen mit großer Energie und Einseitigkeit und bedeutender formaler Begabung ein neues poetisches Reglement, und die wüsten und brutalen Lebenslegenden Zolas sind ebensosehr musterhafte Schöpfungen der lateinischen *clarté* und Methodik wie die abgezirkelten Hofpoeme der Dichter um Ludwig den Vierzehnten. Methodik, Programmatik, poetische Mathematik, System, Reglement: das war immer die Hauptforce Frankreichs, denn jeder Franzose ist ein Cartesianer. Auch die französische Romantik

ır ja nichts weiter als reglementierte Regellosigkeit. Dies ist, auf das
esen reduziert, das, was man lateinisches Formtalent zu nennen pflegt:
.e Begabung, die künstlerisch gewiß zweiten Ranges ist, denn ihre Be-
ıgung ist große Sehschärfe bei geringem Tiefblick, bedeutende äußere Pro-
ktivität bei starker innerer Sterilität; deren propagandistische Kraft aber
n außerordentlichem kulturgeschichtlichem Wert ist.

Was England angeht, so hat sich auch diesmal wieder der Einfluß in
tueller Philosophie gezeigt. Die Engländer sind immer auch in ihren
ıeorien die praktischsten Köpfe gewesen, so widerspruchsvoll dies klingen
ıg, sie haben immer Europa mit gangbarem, handgreiflichem Denken ver-
gt. In England sind neue Inhalte immer zuerst in kleinen, faßlichen
ıtionen ausgemünzt worden: diese aktualisierende Arbeit soll nicht über-
en werden. England hat die ersten kuranten Freidenker hervor-
)racht und der ganzen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts damit den
eg geebnet. Im neunzehnten Jahrhundert hieß der Exportartikel Dar-
nismus. Die Gedanken der modernen Naturwissenschaft sind erst in Eng-
ıd zu einer brauchbaren europäischen Marktware geworden, die
die weitesten Kreise dringen konnte. Ferner ging auch diesmal wieder-
ı von England der Anstoß aus zu einer satirischen, gesellschaftskritischen
ientierung der belletristischen Literatur: was Sterne und Fielding für das
ıtzehnte Jahrhundert waren, das sind Wilde und Shaw für das neun-
nte gewesen.

England als das wirtschaftlich und politisch fortgeschrittenste Volk war
achtzehnten Jahrhundert zuerst in der Lage, die Summe der Zeit zu
ȝen, und der breite Rumpf der neuen Weltanschauung wurde denn auch
ı England geliefert. Diesem Rumpfe hat Frankreich, als das geistig
tivierteste Volk, mit der Volubilität und Feinheit seiner Ausdrucksmittel
Gliedmaßen gegeben, den Kopf aber hat Deutschland entwickelt, in seinen
ənannten Klassikern.

Wir befinden uns heute in einer ähnlichen Lage. Wir haben von Eng-
d das neue Material an naturwissenschaftlichen und sozialen Ideen emp-
ȝen, und von Frankreich die Werkzeuge einer neuen Psychologie. Der
)f ist aber heute noch nicht da. Oder vielmehr: es sind erst einige Ver-
e gemacht worden, wie etwa in der vorklassischen Zeit des achtzehnten
ırhunderts. Man könnte in dieser Richtung Lessing und Nietzsche in
allele stellen. Ihre Stellung ist eine ganz ähnliche: sie waren beide
e eigentlichen Neubegründer, so sehr sie auch dafür galten, sondern mehr
reiniger, Forträumer des Alten, Platzmacher und Wegbahner, die den
ıen umgruben, um ihn für Neues wieder fruchtbar zu machen.

ıwas Derartiges meinte vielleicht Nietzsche selber, als er sagte: „was ich

von den Deutschen halte: sie sind von vorgestern und von übermorgen, — sie haben noch kein heute.“ Mit diesem Satz ist in der Tat das ganze Wesen der deutschen Kultur umrissen, mit allen Schwächen und Stärken: die Überpietät für die Vergangenheit, die sich an jeden Fortschritt als lästiger Hemmschuh anheftet, und zugleich das vage Hinüberschweifen in eine bodenlose Zukunft; aber auch die Größe der Deutschen: sie sind das historischste Volk Europas und das „modernste“: erst seit Männern wie Herder, Lessing und Hegel weiß Europa, was Geschichte ist, und denen, die immer noch skeptisch diese deutschen Spintisierereien betrachteten, hat Bismarck eine ziemlich handgreifliche Kenntnis dieses Begriffs beigebracht. Und dennoch — oder vielleicht gerade darum — hat alles Werdende in Deutschland doch immer seinen besten Boden gefunden; das Brauende, Schweifende, Unklare, Tastende, Zentrifugale ist ein Stück des deutschen Ruhms. „Das Unzulängliche ist produktiv“ lautet einer der tiefsten Aussprüche Goethes; gerade durch seine Halbheit und Unzulänglichkeit, seinen vielgeschmähten Tiefsinn und Dunkelsinn hat der Deutsche die Hegemonie in der Philosophie, in der Kunst und zuletzt auch in der Politik errungen. Alles Ganze, Vollendete ist eben vollendet, fertig, und daher abgetan, gewesen; das Halbe ist entwicklungsfähig, fortschreitend, immer auf der Suche nach seinem Komplement. Vollkommenheit ist steril. Der Deutsche wird nie fertig, das ist seine Größe.

Es kann daher, wenn von moderner Kultur geredet wird, im wesentlichen nur die deutsche gemeint sein. Was den Kulturbestrebungen Frankreichs fehlt und immer gefehlt hat, ist der Ernst, Ernst im höchsten Sinne genommen. Was dem französischen Geist seine eigenartige Phosphoreszenz und sein merkwürdiges Aroma verleiht, ist eben dies, daß er ein bloßes Spiel mit der eigenen Begabung ist, ein amüsantes, anmutiges, nüancenreiches, bisweilen hinreißendes Naturspiel von demselben Zauber, der uns an Pflanzen, Kindern und Frauen entzückt. Man mag diese seltsamen Qualitäten als etwas Übermenschliches bewundern oder als etwas Untermenschliches belächeln, eines steht jedenfalls fest: daß sie mit Kultur nichts zu schaffen haben. Denn Kultur ist Suchen, ein ewiges Suchen, das niemals findet. Die Franzosen aber haben immer nur gefunden, und niemals gesucht. Sie stehen da, angefüllt mit dem stolzen Bewußtsein ihres glänzenden Könnens, und lassen ihre Fähigkeiten im Licht paradieren. Das französische Volk besitzt das paradoxe und mysteriöse Talent, aus allem: Gott, Liebe, Freiheit, Ruhm, Alltag einen ungeheuren Kolportageroman zu machen. Die ganze Geschichte Frankreichs in Kunst, Religion, Politik, Wissenschaft ist nichts als ein geschickt gesteigerter, brillant erzählter Schundroman. Die französische Revolution war ein pittoreskes und fesselndes Schauspiel für ganz Europa, mit wundervollen *scènes à faire*, hinreißenden

Tiraden über Menschenrechte und knallenden Aktschlüssen. Die kleine Anekdote von dem Pariser Redakteur, der einen Aufsatz über Deismus mit der Begründung zurückschickte: *„la question de Dieu manque d'actualité"* hat etwas Typisches. Die Sache spielte in den Vierzigerjahren: Gott war eben damals für die Franzosen nicht mehr *„à la mode"*. Im achtzehnten Jahrhundert, als „reiner Deismus" in ganz Europa „getragen" wurde, da war das modeführende Frankreich in diesem Artikel obenan. Dasselbe hat sich dann im vorigen Jahrhundert mit dem Positivismus wiederholt: auch dieser war für Frankreich nichts als eine Aktualität, eine Gelegenheit zu neuen blendenden Fleurettkünsten, geistigen Manövern und Schaustellungen. Dann kam der Naturalismus. Aber wenn man Zolas Experimentalroman etwas näher ansieht, so kommt wiederum die Kolportage zum Vorschein, die Kolportage *pur sang*, keinerlei Kunstrevolution. Die ganze epochemachende Umwälzung beruht auf dem Kunstgriff einer optischen Täuschung. Zola hat keineswegs die Kolportage aus dem Roman verdrängt, durch eine Darstellung des nackten, wahren Lebens, sondern gerade umgekehrt: er hat in der Realität des Lebens einen neuen dankbaren Kolportageroman entdeckt. Dieses Stück wüste Zehnpfennigliteratur, das ja in der Tat im wirklichen Leben steckt, herausgeholt zu haben, *scientifiquement*, exakt, experimentell; die naturwissenschaftliche Entdeckung der Kolportage der Tatsachen: das ist die große Errungenschaft des französischen Naturalismus. Man könnte sagen: die Kolportage, der Feuilletonismus ist das *a priori* der französischen Weltansicht; hält man ihnen vor, das Feuilleton sei Unnatur, so erwidern sie mit dem experimentellen Beweis, daß die Natur ein Feuilleton sei.

Aber Frankreich hat die ersten wirklichen Psychologen gehabt, und steht darum auch jetzt wieder gewissermaßen an der Spitze einer Bewegung, die erst im Werden ist und die es zu vertiefen gilt. In Frankreich selbst freilich verfliegt alles sofort wieder; da es nur an der Oberfläche war, wird es auch immer wieder vom nächsten Wind weggeweht; die ganze französische Literatur, könnte man sagen, besteht aus lauter Flugschriften. Und darum kann man bemerken, daß es in Frankreich schon wieder keine Psychologen gibt. Ihr Dichter ist Rostand. Aber was kümmert uns das? Die Entwicklung ist eingeleitet, und wir sind ihnen dafür dankbar.

Aus alledem könnte man nunmehr den Schluß ziehen, daß wir uns allmählich wieder einer klassischen Periode nähern. Diese neuen Klassiker werden den alten ziemlich ähnlich sein, vor allem darin, daß sie sich ebensowenig mit dem landläufigen Begriff der Klassiker decken werden wie diese.

Wir müßten allerdings erst ganze Krusten von professoraler Rückständigkeit und Ästhetengelalle von diesem Begriff abwaschen, bis er wieder

einen vernünftigen und gesunden Sinn bekäme. Der Mensch besitzt nämlich eine ganz erstaunliche Geschicklichkeit in der Kunst, sich aller seiner Erzieher zu entledigen, indem er sie zu gutmütigen Verziehern und unterhaltlichen Hanswürsten ummodelliert.

Denn was war zum Beispiel die Bedeutung jener beiden Erzieher, die er in gräulich karikierten Gipsabbildungen auf sämtlichen Konsolen stehen hat? Sie lebten, und zwar vorbildlich. Darin bestand ihre ganze Tätigkeit.

Das Leben des einen war nichts als Arbeit, Fleiß, Arbeit. Ewige Unrast, immer weiter, vorwärts, hinauf, hinauf: das war der Sinn seines Daseins. Sein ganzer geistiger und physischer Organismus war nichts anderes als eine riesige Dynamomaschine, die unter ungeheurem Hochdruck ununterbrochen Kräfte akkumulierte, weitergab und wieder akkumulierte. Und so jagte er mit fliegendem Atem dahin, ein unersättlicher Renner, bis er mitten im Lauf, bis aufs letzte ausgepumpt, zusammenbrach. Das war Schiller.

Das Leben des anderen war nichts als Wachstum, Entwicklung, Wachstum. Nicht umsonst liebte er so sehr die Anatomie, die Mineralogie, die Botanik. Wie ein Kristall langsam anwächst, durch lautlose „Apposition", immer neue Kristalle ansetzend, in klaren, gradlinigen, unverrückbaren Formen, so wuchs auch er, nichts wegnehmend oder hinzusetzend, nichts verlangsamend oder beschleunigend, alles ihm Erreichbare zu sich heranziehend und geduldig sich einverleibend, mit nichts anderem beschäftigt als mit der stillen Betrachtung seines eigenen Wachstums. Und als er die größte Höhe und Umfänglichkeit erreicht hatte, die einem Menschen möglich ist, dann — man kann nicht sagen: starb er, nein, blieb er einfach stehen, setzte keine neuen Kristalle mehr an, blieb leuchtend stehen, gradkantig, unverrückbar, in spiegelnden Flächen, ein unsterbliches menschliches Kunstwerk, weithin sichtbar für die Jahrhunderte. Das war Goethe.

Also: rastlose Arbeit und lautloses Wachstum, das hätten die beiden gelehrt? Solche lästige Erzieher konnte der Mensch nicht brauchen und darum erfand er die „Klassiker". Er suchte Schillers wertlose, bombastische Jugendgedichte hervor und ließ sie in der Schule auswendig lernen, und es entstand der Schillersche „Idealismus". Er strich aus Schillers Dramen die lebendigsten und menschlichsten Szenen und ließ die übriggebliebenen so lange von dummen und unwissenden Schauspielern verplatten, bis aus dem Dichter ein unausstehlicher Radaupatriot und knalliger Sensationsdramatiker geworden war; er machte aus „Don Carlos", dem schauerlichen Seelengemälde königlicher Einsamkeit, einen dramatisierten Leitartikel, und es bedurfte erst Mitterwurzers, um den Schwerpunkt wieder an seine richtige

Stelle zu bringen. Dann starb Mitterwurzer, und der „Don Carlos" war wieder ein Leitartikel. Das Lieblingsstück des Publikums wurde der „Tell", gerade das schwächste. „Tell" oder: „Der Sieg der Vollbärte."

Aus Goethe machte man einen faden Gräcisten und „Olympier". Den allermenschlichsten Menschen machte man zum unmenschlichsten, indem man ihn in die Wolken versetzte. Nun, ein Olympier war er freilich, genau so ein Olympier wie der griechische Zeus einer war, — nämlich gar keiner. Sondern ein irrender, leidender Mensch mit allen Schwächen, Abgründen und Hintergründen, die wir Menschen haben, jedoch gebändigt durch Kraft des Wissens und der Selbstzucht. Aber jene ungeheure Geisteskraft war eben nötig, um einen Organismus von so ungeheurer Labilität im Gleichgewicht zu halten. Es war mit dem „harmonischen" Goethe wie mit dem „harmonischen" Griechen. Harmonie war hier wie dort nicht ein Gnadengeschenk des Schicksals, ein Zustand glatter, marmorner Ruhe, sondern das Resultat eines ungeheuren inneren Kräftekampfes. Dies paßte aber dem Philister nicht, der harmonisch ist aus Mangel an Disharmonien und Differenziertheiten, und so machte er aus Goethe eine Wachspuppe.

Es ist freilich richtig: ein unharmonischer, ein nicht zentralisierter Organismus ist nicht lebensfähig, er geht früher oder später zugrunde. Aber ein Geist ohne Dissonanzen und Zwiespältigkeiten, ohne Extreme und Polaritäten ist auch nicht produktiv. Daß Goethe beides war: souveräner Gehirnmensch und problematische Natur, daß er genug irrsinnig war, um produktiv zu sein, und genug weise, um lebensfähig zu sein: das machte ihn zu einem Paradigma der Menschheit, das machte ihn zum Klassiker.

Es ist das, was Goethe den Beinamen des „glücklichsten Deutschen" eingetragen hat. Nietzsche wendet sich in einer der „Unzeitgemäßen" mit größter Schärfe gegen diese Ausdeutung. Mit Recht, und doch auch wieder mit Unrecht. An ein glückliches Leben im Philistersinne mit viel täglichen Freuden und Annehmlichkeiten, wenig Schmerz und Enttäuschungen und dauernder Selbstzufriedenheit und Behaglichkeit dürfen wir freilich nicht denken. So genommen, war sein Leben sicher das Gegenteil eines glücklichen. Aber so muß es auch nicht gemeint sein. Es liegt in den stehenden Beiwörtern und schmückenden Attributen, die sich im Laufe der Zeit um jeden bedeutenden Menschen ansetzen, doch immer eine tiefere Wahrheit. Sie haben allemal einen vernünftigen Sinn, wie jedes Sprichwort, jede Redensart, jede sprachliche Neubildung, als Produkte des menschlichen Kollektivdenkens, das niemals daneben greift. Freilich war Goethe einer, der sichs sauer werden ließ, nach seinem eigenen Ausspruch, aber wirklich unglücklich ist er darum doch wahrscheinlich niemals gewesen. Wir können es uns zumindest nicht

vorstellen. Denn er ging seinen Weg; immer. Und das ist fast die Definition irdischen Glücks. Es war in ihm jene Ausgeglichenheit zwischen der Vernunft, ohne die wir nicht leben **können**, und der Schönheit, ohne die wir nicht leben **wollen**. Ein Mensch wie Byron hatte das eine, ein Mensch wie Kant hatte das andere, Menschen wie die beiden Schlegel und andere Romantiker bewegten sich unstet und unsicher zwischen den Polen hin und her. Goethe hatte beides. Kein anderer außer ihm. Darum war er der „glücklichste Deutsche".

Wir dürfen annehmen, daß noch niemals, soweit die Geschichte reicht, Schönheit und Humanität vereinigt gewesen sind. Unter Humanität verstehen wir kein moralisches Phänomen, sondern einfach die volle geistige Selbstbeherrschung des Menschen, Vernunft, Güte, Menschlichkeit, wie man es nennen will, im wesentlichen aber doch nur dieses eine: Wissen um sich selbst. Denn aus dieser einen Wurzel folgt dann alles andere: ein Mensch, der **weiß**, kann niemals „unsittlich", „böse", „unmoralisch" sein. Aber es scheint, daß der Preis für diese höchste Betätigung unserer natürlichen Bestimmung bisher immer der Verlust der Schönheit war. Wir sahen bereits mehr als einmal wirkliche Schönheit auf der Welt, worunter allein dies verstanden werden kann, daß nicht einzelne und einzelnes: Säulen, Tafeln, Geschichten oder Lieder schön sind, sondern alles in allem, daß das ganze Dasein ein Kunstwerk ist, wie es die Natur allemal ist. In Athen muß es so gewesen sein: die Stadt nicht eine Ansammlung unvergleichlicher Bildwerke, sondern eine unvergleichliche Ansammlung von Bildwerken. Ob den Dramen der attischen Tragiker nicht Shakespeare oder Ibsen voranzustellen seien, darüber läßt sich wohl streiten; worüber sich aber nicht streiten läßt, das ist die Einzigkeit und Unerreichtheit jenes antiken Theaters selber, in dem Publikum und Bühne ein Gesamtkunstwerk bildeten. Und sogar die Philosophie, die wir uns als eine weltabgewandte Geheimwissenschaft vorzustellen pflegen, war damals eine allgemeine Angelegenheit. Die Philosophen gingen auf den Straßen, in Säulenhallen, in Gärten umher und machten ihre Philosophie, das ganze Volk arbeitete daran mit. Sokrates war nicht der einzige dieser Art, er ist das Modell für fast alle griechischen Denker. Ein solches Leben muß schön gewesen sein. Und dennoch, von einer anderen Seite gesehen: dieses unvergleichliche Schönheitsparadies war daneben ein schmutziges Gewimmel von verkommenem, verlogenem, räuberischem Gesindel, eine Stadt, in der kein Mensch ein wahres Wort sprach, in der Verleumdung, Bestechung, Intrige, Denunziation die Hauptbeschäftigung bildeten, in der die Besten — und gerade die am meisten — stündlich befürchten mußten, fälschlich angeklagt und verbannt oder hingerichtet

zu werden: ein wahrer Hexenkessel von Neid, Habgier, Niedertracht und Irrsinn, der jeden Moment zu explodieren drohte.

Ein solches harmonisches Ineinander von Leben und Kunst ist noch ein zweites Mal erblickt worden: im Italien der Renaissance, vor allem in Florenz. Für uns sind die künstlerischen Genüsse: Theater, Roman, Bildergalerie, Konzert eine angenehme Draufgabe zum Leben, eine Sache, an der wir uns erholen, zerstreuen, ausruhen, meinetwegen auch erheben, aber schließlich doch nur eine kostbare Annehmlichkeit mehr, ein Stück Komfort wie Sekt oder Importen. Wir empfinden es als Überfluß, als Luxus, wir könnten uns das Leben auch ohne das denken. Aber in Florenz oder Rom war die Kunst eine Lebensfunktion des Menschen, die für seinen Stoffwechsel ebenso notwendig war wie das Fliegen für den Vogel: sie war ein unerläßlicher Bestandteil seiner Vitalität. Ihre Karnevalsaufzüge, ihre Feste waren nicht wie bei uns eine rohe Volksbelustigung oder ein Apéritif für die überfeinerte Gesellschaft, sondern eine Lebensangelegenheit, die für jeden wichtig war, bei der alles aktiv dabei sein wollte, wie heute in Amerika bei einem Meeting; die schönen, glänzenden Maskeraden waren kein Ulk, keine Komödie, sondern eine bitterernste Angelegenheit: man war mit Leib und Seele bei der Sache wie bei einer Schlacht. Es war eine Nation von Kunstkritikern, und dazu noch von solchen, die etwas verstanden. Als Bandinelli, ein ganz tüchtiger Künstler, der sicher heutzutage Hofmaler wäre, in Florenz seinen Herkules aufstellte, gab es fast eine Revolution.

Und trotzdem: dieselben Menschen waren eine Bande von Meuchelmördern, Räubern und Wahnsinnigen. Weil wir dieses friedliche Nebeneinander von Talent und Verworfenheit, von feinstem Geschmack und raffiniertester Niedertracht, diesen Wetteifer vollendetster Geistesbildung mit vollendetster Verruchtheit nicht mehr begreifen können, pflegen wir zu sagen: es kann nicht so gewesen sein, im Innern müssen sich diese Menschen doch schuldig und unglücklich gefühlt haben. Wir müßten aber im Gegenteil sagen: diese Menschen müssen sich unbedingt schuldlos und glücklich gefühlt haben, sonst hätten sie diese Dinge niemals begehen können. Die Naivität der Renaissance ist die Wurzel ihrer Laster. Wir müssen, wenn wir die Schilderungen ihrer Schandtaten lesen, bei allem moralischem Schauder dennoch die Anmut, die Wohlerzogenheit, die Formvollendung, man möchte fast sagen: den Takt bewundern, mit dem die Leute sich damals hintergingen, ausplünderten und umbrachten. Der Mord gehörte damals ganz einfach zur Ökonomie des Daseins, wie heutzutage ja auch noch die Lüge zur Ökonomie des Daseins gehört. Unsere politische Diplomatik, unser Parteiwesen, unser Geschäftsverkehr: dies alles ist auf einem umfassenden System des gegenseitigen Sichanlügens, Übervorteilens und Bestechens aufgebaut. Niemand findet etwas

dabei. Wenn ein Politiker aus Gründen der Staatsraison oder im Interesse seiner Partei einem anderen Zyankali in die Schokolade schütten wollte, so würde die ganze zivilisierte Welt in Entsetzen geraten; daß aber ein Staatsmann aus ähnlichen Motiven lügt, Tatsachen fälscht, heuchelt, intrigiert: das finden wir ganz selbstverständlich. Die Menschen befanden sich eben im sechzehnten Jahrhundert noch in einer Verfassung, die den gelegentlichen Mord zu einer Form des sozialen Stoffwechsels, man möchte fast sagen: zu einer gesellschaftlichen Umgangsform machte; so wie eben heute noch Lüge, Bestechung, kurz jede Art „Korruption" ein unentbehrliches Ingrediens des öffentlichen und privaten Verkehrs bildet. Dies sind nur Grade.

Es hat aber auch Wendungen in der Geschichte gegeben, in denen der sittliche Trieb des Menschen mit elementarer Kraft hervorbrach, die Zeit des ersten Christentums etwa oder des hohen Mittelalters. Aber wie lebten diese Menschen? In häßlichen, verrauchten Hütten oder finstern, dumpfigen Verließen, in armseligen, unschönen Kleidern, ohne bessere Gerätschaften, ohne saubere Straßen, ohne Licht und Luft, ohne Bücher, ohne feinere Formen, ohne Kunst und Wohlerzogenheit. Ja, dies ging so weit, daß Schönheit sogar absichtlich gemieden wurde und für Sünde galt. Und doch war dies nur logisch: denn so lag es einmal, der Verlust der Schönheit war eben der Kaufpreis für ein gutes und sündloses Leben.

Oder nehmen wir das achtzehnte Jahrhundert, die größte Epoche des modernen Geistes. In dieser Zeit wurde einfach alles hervorgebracht, was wir heute besitzen: die Chemie, die Philosophie, die Historie, die Staatswissenschaft, der Roman, die Physik, alles wurde damals neu geschaffen. Wir brauchen bloß an Namen zu denken, wie Lessing und Voltaire, Newton und Leibniz, Winckelmann und Goethe, Hume und Kant, Galvani und Lavoisier und alle die anderen, die man noch nennen könnte, um den ungeheueren geistigen Reichtum dieser Zeit vor Augen zu haben. Es war wohl die klügste Zeit, die bis jetzt gesehen wurde. Aber wie sah das Leben aus? Platt, gewöhnlich, ohne jeden dramatischen Schwung, von langweiligster Selbstverständlichkeit. Das Dasein floß so dahin, es war gewissermaßen in lauter Dialog aufgelöst. Es fehlte an Handlung, an Glanz. Darum wurde die französische Revolution fast wie ein artistisches Phänomen begrüßt: diese leuchtende Feuergarbe, die über Europa emporstieg und den Himmel rötete. Und darum war Napoleon, jener geniale Akteur, der dann sein blendendes Kräftespiel entfaltete, der Sinn und die tiefste Erlösung dieser grau in grau dahindämmernden Zeit, was aber von allen Zeitgenossen eigentlich nur Goethe vollständig begriff.

Was hier von ganzen Zeitläuften zu sagen ist, das gilt auch vom einzelnen. Nehmen wir nur ein einziges solches Paar von Gegenmenschen,

das jedermann vertraut ist, und sei es auch nur aus der fadenscheinigen und gefälschten Überlieferung eines Schulbuches: Sokrates und Alkibiades. Es läßt sich sicherlich kein schöneres Leben denken, als es Alkibiades geführt hat, dieser bis an den Rand mit explodierenden Energien gefüllte Held, ein Held, wie wir heute uns einen Helden zu denken pflegen, kein Held für Ideen, für Devisen und Programme, sondern ein Kämpfer mit dem Leben, sich aufzehrend im Kampfe mit diesem seinem ewigen, seinem einzigen Gegner, und doch nur glücklich in diesem Kampfe, ihn immer wieder suchend und von neuem herausfordernd, ein Mensch, der aus seiner ganzen Biographie als gestaltender Künstler ein endloses, reichbewegtes Drama gemacht hat, und zwar — denn dies war sicher der tiefste Grundwille in ihm — ein Drama um seiner selbst willen, weil er nur dramatisch leben konnte; und dabei fortwährend dem Dienste der Schönheit geweiht, von einer unersättlichen Gier nach Schönem, Schönem überall, nach schönen Frauen, Teppichen, Festen, Rüstungen, Blumen, Jünglingen, Gedichten, nach schönen Auftritten und Abgängen, Aktschlüssen und Effekten, nach schönen Schurkereien und schönen Skandalen (denn was war der Hermokopidenfrevel zum Beispiel anderes?); — und dabei dennoch: ein Leben, das wir zwar gerne betrachten, aber um keinen Preis nachleben möchten, denn es war ein Rausch und Taumel animalischer, dunkler Begierden, Eitelkeiten, Barbarismen, Zügellosigkeiten, kurz aller untermenschlichen Triebe, ein Leben ohne Sinn und Vernunft, ohne Klarheit — und darum auch wieder in einem anderen Sinne unschön.

Aber jener andere wiederum, Sokrates, der aus allem, was in uns dumpf, düster und dunkel ist, eine leuchtende Formel gemacht hat, dessen ganzes Leben eine klare, folgerichtige Gleichung war bis zum Schluß, bis zum Giftbecher, der nichts ist als die letzte Kolonne dieser Gleichung — welch ein Ausbund von Häßlichkeit war er schon äußerlich, mit seinem Hängebauch, seiner Doggennase, seiner Glatze und seinen dürren, schlecht angesetzten Gliedmaßen; und bei aller bewunderungswürdigen Logizität, Tugendhaftigkeit und Lebensklugheit: es fehlte ihm dennoch etwas, was viele seiner Volksgenossen, die an Weisheit und Sitte so tief unter ihm standen, im höchsten Maße besaßen: die geheimnisvolle Kraft, aus dem Leben ein Gedicht zu machen.

Die Gleichung aus diesen beiden Stücken, von denen uns immer nur eines in der Hand bleibt, hat bisher nur einer besessen und zu Leben gestaltet: und das war eben Goethe; darum war er ein Klassiker, und eigentlich der einzige. Und in diesem Sinne soll es gemeint sein, wenn wir vorhin sagten: wir nähern uns Goethe.

Man mag entgegnen: selbst dies alles zuzugeben, so war Goethe doch

eben darum ein Unikum, und wir können nicht hoffen, es ihm gleichzutun. Aber dieser Einwand gilt nicht. Es gab Zeiten, in denen die Menschheit wirklich zum großen Teil aus kleinen Christussen bestand. Es waren keine Christusse, aber doch nicht übel gelungene Kopien, Miniaturausgaben. Sie wandelten auf den Feldern, saßen in den Wohnungen und füllten die Straßen und Plätze. So groß ist die Macht eines einzigen Vorbilds. Der Mensch, auch der durchschnittlichste, ist viel begabter, als er ahnt. Es liegen in ihm die Keime zu allen möglichen Fähigkeiten und Unfähigkeiten, Tugenden und Untugenden. Die großen Männer der Geschichte sind es, die mit einer Kraft, die nur sie besitzen, einmal diesen, einmal jenen Charakterzug aus dem stumpfen, aber bildsamen Material der Menschheit herausarbeiten, heraushauen, und nun steht er da als etwas Allgemeines und Selbstverständliches.

Es handelt sich um die Geburt des neuen Menschen, der seine intellektuelle und sittliche Überlegenheit nicht mehr mit dem Verlust seiner physischen Vitalität erkaufen, nicht mehr Poesie mit Blindheit und Krankheit bezahlen wird, der nicht mehr wählen müssen wird zwischen Schönheit und Güte, zwischen Schmutz und Langeweile. Er wird nicht mehr rechnen, er wird nicht mehr rasen; er wird beides zugleich tun.

Auf dem Wege zum neuen Menschen liegen die Gefallenen: die für die Eroberung der Vernunftherrschaft ihre besten Lebenssäfte gaben, Asketen und Anachoreten des Daseins, Büßer und Märtyrer des Geistes; und die für den Genuß der Lebensfülle, des Reichtums und Glücks, zu *sein*, ihre Gesundheit und Selbstherrschaft hingaben, Irre und Selbstmörder. Spinoza mußte für seine Ruhe bezahlen, und Nero für seine Bewegung, aber der kommende Mensch wird Ruhe haben und Bewegung, Schönheit und Güte, Leben und Wissen, und alles umsonst, er wird für nichts mehr bezahlen, denn er wird Erbe sein.

Alfred Demiani (Sevilla): Spanische Politik.

Oft könnte man glauben, die Erzählungen der Scheherezade vor sich zu haben oder ein Kapitel aus den Abenteuern des Junkers von der Mancha wenn man den Versuch macht, den politischen Ereignissen der letzten hundert Jahre in Spanien zu folgen.

Was hat dieses Land alles erlebt, seit die Intrigen der königlichen Megäre Maria Luise und ihres Günstlings Godoy in der Zusammenkunft von Bayonne (1808) das Schicksal des Herrscherhauses und des spanischen Thrones der Willkür Napoleons auslieferten, und welche Krisen hat es durchgemacht, seit die ebenso unkluge, wie unehrliche Politik Ferdinands VII., nach der

ersten Restauration der bourbonischen Dynastie (1814), die Vorbedingungen schuf für Konflikte gefährlichster Art, von denen die beiden Karlistenkriege wohl die unheilvollsten waren! — Welche Grausamkeiten und welches Heldentum! Welche Pflichtvergessenheit und welche Opferfreudigkeit!

Wir werden zu Zeugen von Szenen und Bildern, die wir in unserer Zeit und auf unserem Kontinent kaum noch für möglich halten. Das Merkwürdigste dabei aber ist, daß die Nation selbst diesem beängstigenden Kaleidoskop fast teilnahmslos zusieht. Während nördlich der Pyrenäen die Zeitungen haarsträubende Berichte über geplünderte Klöster und geschändete Nonnen bringen, das Schicksal eines füsilierten Aufrührers den Anlaß bietet zu Straßentumulten und sinnlosen Demonstrationen, rollen in Madrid die glänzenden, wappengeschmückten Equipagen, lächeln und kokettieren die schönen, dunkeläugigen Frauen, rauschen und klappern zu den Klängen der Musik die Fächer, als wäre nicht das geringste geschehen, und die Blätter füllen ihre Spalten mit den Neuigkeiten vom letzten Stiergefecht.

Dazwischen kracht die Bombe des Anarchisten, und die schönen, lächelnden Frauen zucken kaum mit der Augenwimper, und die Menge läßt sich in ihren Beifallskundgebungen für „Bombita" und „Machaquito" nicht stören.

Der gesinnungstüchtige Philister pflegt sich über diese Indolenz und diese Frivolität zu entrüsten; er läßt aber dabei außer acht, daß es genau dieselben Menschen sind, die, wenn ihre Stunde schlägt, bereit sind, Gut und Blut für die aussichtsloseste Idee zu opfern, und die zu sterben wissen, still und selbstlos, als Helden.

Das neunzehnte Jahrhundert war für Spanien das Jahrhundert des Zusammenbruchs. Der Riesenbau, dessen Mörtel Generationen in den Kämpfen von achthundert Jahren mit ihrem Blut gefestigt hatten, und dessen gigantischer Dom, vom Kreuz überragt, die Länder vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang überschattete, konnte der Verwahrlosung durch fremde, gewissenlose Hüter nicht mehr standhalten und stürzte in sich zusammen. Eine der größten nationalen Tragödien in der Geschichte der europäischen Völker, eines der dunkelsten Blätter in dem Sündenregister fürstlicher Geschlechter, die sich von Gottes Gnaden zu ihrem Amt berufen wähnten!

Das verhängnisvolle Jahrhundert wurde eingeleitet durch den Abfall der wichtigsten amerikanischen Kolonien, welche die dem Mutterlande durch die napoleonische Invasion geschaffene Notlage benutzten, um sich von der verhaßten Madrider Zentralleitung freizumachen; seinen Abschluß fand es mit dem Kolonialkrieg gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, der die einstige Weltmonarchie auf einen kümmerlichen Rest afrikanischer Besitzungen reduzierte und die spanische Seemacht vernichtete. Daneben

waren es Kämpfe um die Unabhängigkeit, um die Verfassung und um die Thronfolge, die den Wohlstand des Landes schädigten, die öffentliche Sicherheit gefährdeten und jedem Fortschritt hinderlich waren.

Wenn es gelingt, die Wunden zu heilen, welche die jüngste Vergangenheit schlug, dann wird es auch möglich sein das weite Trümmerfeld, das heute die pyrenäische Halbinsel bedeckt, wieder fruchtbar zu machen und die, was das Menschenmaterial anbelangt, immer noch vorzügliche Rasse vor neue lohnende Aufgaben zu stellen, vor allen Dingen aber ihr das Zutrauen wiederzugeben, daß solche Aufgaben für sie noch existieren.

Das moderne Spanien, das wohl oder übel mit diesen Problemen sich auseinandersetzen muß, wurde geboren, als das Pronunciamento von Sagunt (1874) den Sohn Isabellas II., den jugendlichen Prinzen von Asturien Alfonso aufforderte, die Schulbank des Theresianums in Wien mit dem verlassenen Thron seiner Vorfahren zu vertauschen.

Es war dies eine der wenigen glücklichen politischen Handlungen, die man in der neueren Geschichte Spaniens verzeichnen kann, ja vielleicht die einzige, zugleich aber ein Beweis für den merkwürdig gesunden und resignierten Menschenverstand, der im Nationalcharakter ein wertvolles Gegengewicht zu einem oft schrankenlosen Utopismus bildet. In richtiger Erkenntnis dessen, daß für das schwergeprüfte Land Experimente und Beunruhigungen das allerbedenklichste sein mußten, entschloß man sich, nach mißlungenen Versuchen mit republikanischen Regierungsformen und einem Wechsel der Dynastie, ziemlich schnell, die 1868 vertriebenen Bourbonen zurückzurufen. Der Schritt wurde ohne allzuweitgehende Hoffnungen für die Zukunft getan; man machte sich lediglich die Weisheit eines spanischen Sprichwortes zunutze, welches besagt, daß etwas Schlechtes immer noch den Vorzug vor etwas Schlechterem verdient; der Erfolg aber war überraschend günstig. Denn, jeder historischen Voraussicht zum Trotz, bewährten sich die Nachkommen der Tochter Ferdinands VII. als Persönlichkeiten, die durch ihr Verhalten in einer keineswegs beneidenswerten Stellung zum mindesten es verstanden haben sich die Achtung auch der Opposition zu gewinnen. Die *Chronique scandaleuse* der königlichen Stammutter weiß ja allerdings ziemlich genau, daß es eben keine Bourbonen sind.

Die Grundlage der heutigen konstitutionellen Monarchie bildet die Verfassung von 1876. Mit ihr hat Canovas del Castillo, der *Spiritus Rector* der royalistischen Bewegung, versucht, dem vor nunmehr hundert Jahren in Cadix von den ersten Cortes ausgearbeiteten Entwurf, der in seinen liberalen Forderungen etwas weit ging, eine lebensfähige Form zu geben. Die Dynastie stützt sich auf die in ihrer Mehrheit alfonsinisch gesinnte Armee und auf die beiden monarchistischen Parteien der Konservativen und Liberalen,

denen gleichzeitig mit der Restauration Canovas (konf.) und Sagasta (lib.) auf längere Zeit hinaus die entscheidende Richtung gaben.

Die spanische Verfassung könnte ideal sein, indem sie alle nur denkbaren Freiheiten gewährleistet, ohne die Wichtigkeit der in einem von Natur aus konservativen Lande doppelt bedeutungsvollen traditionellen Faktoren zu verkennen, wenn sie nicht, ungeachtet des in Reaktionen und Revolutionen für sie vergossenen Blutes, *de facto* nur auf dem Papier existierte.

Die alte Willkürherrschaft des persönlichen Regimes ist von dem König und seinen Granden lediglich auf den Führer der regierenden Partei, seine Minister und Vertrauensmänner, die sogenannten „*Caciques*", übergegangen. Die unendliche Kluft des Mißtrauens, welche das Volk von der Regierung trennt, und die sich dadurch erklärt, daß jahrhundertelang das historische Band nationaler Zusammengehörigkeit zwischen Thron und Untertanen fehlte, besteht nach wie vor, und die Erfahrung hat gelehrt, daß unter einer republikanischen Verwaltung der Zustand, wenn dies überhaupt möglich ist, sich höchstens noch verschlimmerte. Das spanische Volk lebt infolgedessen, nach einem Ausspruch Castelars, zwischen der Furcht vor der Republik und dem Zweifel an der Monarchie. Dies Bewußtsein, einem ständig weiterfressenden Krebsschaden scheinbar machtlos gegenüberzustehen, ist es vor allen Dingen, was auf jede gesunde Initiative innerhalb der rot und gelben Grenzpfähle lähmend wirkt.

Das System, durch das erreicht wird, in einem Lande mit einer Verfassung, die der der meisten anderen europäischen Staaten an Liberalismus vorausgeht, eine ungesetzliche Ausnahmestellung für eine numerisch beschränkte Oligarchie zu schaffen, ist folgendes: Sobald eine der beiden regierenden Parteien ans Ruder kommt, und sie pflegen sich in einem ziemlich regelmäßigen Turnus abzulösen, vollzieht sich im ganzen Königreich ein ausgiebiger Personalwechsel in allen öffentlichen Ämtern, bis hinab zu den bescheidensten Posten und Pöstchen. In erster Linie werden die Stellen der Provinzialgouverneure durch Freunde des neuen Ministeriums besetzt, und diese veranlassen dann mit Hilfe der Alcalden (Bürgermeister) und anderer Caciquen das weitere.

Das Bedenklichste hierbei ist, daß auch die Gerichtsbarkeit nicht imstande ist ihre Unabhängigkeit zu wahren, und daß durch Wahlbeeinflussungen, ja selbst Wahlfälschungen naivster und skrupellosester Art die parlamentarische Majorität für das jeweilige Gouvernement sichergestellt wird.

Die Folgen dieser Mißbräuche liegen auf der Hand: eine Protektionswirtschaft übelster Sorte, die um so schamloser zu Werke geht, als die Bevorzugten sich beeilen müssen den ihrer Partei zur Verfügung stehenden Zeitabschnitt auszunützen; ein Heer unbeschäftigter Beamter, die sogenannten

„*Cesantes*“, die namentlich in Madrid herumlungern, um abzuwarten, bis die Reihe einmal wieder an sie kommt, und deren Pensionen, so gering sie auch sein mögen, immerhin den Staatssäckel recht unnötigerweise belasten; vor allen Dingen aber in den Cortes, in den provinzialen und städtischen Kollegien eine Volksvertretung, die lediglich die Interessen einer Gruppe von Politikern wahrnimmt, und bei der selbst die Rollen für die Opposition planvoll verteilt sind.

Man muß diese Details einigermaßen kennen, um die Tätigkeit oder, richtiger gesagt, Untätigkeit der spanischen Ständekammern zu verstehen. Es gibt wohl kein Parlament, in dem die Verhandlungen mit mehr Würde und in größerer Formvollendung geführt werden; die auch in der Debatte stets gewahrte Mäßigung und Zurückhaltung wird höchstens einmal durch einen ungehobelten Katalanen außer acht gelassen, und nirgends läßt man der Meinung des Gegners größere Gerechtigkeit widerfahren. Dabei werden in der schönsten Sprache der Welt Reden gehalten, die rhetorische Meisterwerke sind. Also, man kann wohl sagen, vom ästhetischen Standpunkt aus sind die spanischen Cortes mustergültig. Aber kaum die Antragsteller selbst und noch viel weniger die Zuhörer sehen in diesen mit Anmut geführten Wortgefechten mehr als ein der Öffentlichkeit gegebenes Schauspiel; und wenn es über einen Gesetzentwurf, von dem des Landes Wohl und Wehe abhängen könnte, tatsächlich einmal zur Abstimmung kommt, so bedeutet dies höchstens eine Kraftprobe für die Politik des Ministerpräsidenten, und das Interesse konzentriert sich auf die Möglichkeit der von der Gegenpartei mit Ungeduld erwarteten Krisis.

Für das parlamentarische Leben kommen außer den bereits erwähnten Fraktionen der Konservativen und Liberalen des weiteren die Sozialisten und Republikaner, die Karlisten und Integristen und endlich die Regionalisten verschiedener Färbung in Betracht.

Was die links stehenden Parteien anbelangt, so fehlt dem Sozialismus, bei dem geringen Prozentsatz eines industriellen Proletariats, trotz der organisatorischen Fähigkeiten seines Begründers Pablo Iglesias, der eigentliche Nährboden; die Republikaner haben bei der Neuordnung der jetzigen Zustände eine beträchtliche Reihe ihrer namhaftesten Vertreter an den Liberalismus verloren und leiden unter der Rivalität ihrer Führer, von denen ihr Mitarbeiter Blasco Ibañez für Valencia und Lerroux für Barcelona kleine Sondergruppen formiert haben. Zum Ausgleich des politisch unklugen Gegensatzes zwischen Sozialisten und Republikanern sind neuerdings, namentlich durch Soriano, Versuche gemacht worden auf dem Wege einer republikanisch-sozialistischen Konjunktion *(Conjuncion republicana-socialista)* einen festeren Zusammenschluß der radikalen Elemente herbeizuführen.

Die Karlisten, von denen unter Nocedals Führung eine Reihe Mißvergnügter als Integristen sich abgesondert hat, sind die ausgesprochenen Vertreter der Reaktion und des Klerikalismus. Die Partei, welche fast hundert Jahre hindurch den Frieden der Halbinsel gefährdete, hat in Anbetracht bitterer Enttäuschungen, welche die Familie der legitimistischen Prätendenten ihren opferwilligen Getreuen bereitete, in letzter Zeit stark an Anziehungskraft verloren, und man scheint sich der besseren Einsicht nicht mehr zu verschließen, daß bei einem Vergleich zwischen den Repräsentanten der karlistischen und der alfonsinischen Linie dieser stets zugunsten der letzteren ausfallen muß. Es ist mithin kaum zu befürchten, daß Don Jaime, der Sohn und Erbe des unlängst in Venedig verstorbenen zweiten Don Carlos, als Chef der nunmehrigen Jaimisten zu einer besorgniserregenden Rolle berufen ist, wenn auch sein Name noch hin und wieder in Verbindung mit Ruhestörungen und belanglosen Kundgebungen genannt werden wird.

Die regionalistische Bewegung, die übrigens nur für Katalunien und die Baskischen Provinzen ernsthaft in Betracht kommt, könnte sehr segensreich wirken, wenn sie lediglich dem von Madrid ausgehenden Zentralisationssystem, das ja die Schuld an den meisten Mißständen trägt, entgegenarbeiten würde; leider aber geht sie mehr oder weniger von antinationalen, separatistischen Beweggründen aus und trägt so nur dazu bei, das öffentliche Leben um ein weiteres beunruhigendes Element zu bereichern.

Um das Bild zu vervollständigen, kann man an dieser Stelle den Anarchismus nicht mit Stillschweigen übergehen, dessen uferlose Verheißungen auf wenig geschulte, dabei aber geistig rege, impressionsfähige und abenteuerlustige Gemüter ihre faszinierende Wirkung nie versagen werden.

Im höchsten Grade beachtenswert sind die Anzeichen für eine in ihren Möglichkeiten für die Zukunft nicht unbedenkliche Umgestaltung, die sich innerhalb der beiden konstitutionellen Parteien vorbereitet. Während sie bei ihrer Gründung, ohne in der Nüancierung sich wesentlich voneinander zu unterscheiden, gemeinsam das Erbe der einstigen „*Moderados*“ antraten, die Konservativen sich sehr liberal, die Liberalen sich sehr konservativ zeigten, und man sich gegenseitig allzugroße Schwierigkeiten nicht in den Weg legte, hat sich in den letzten Jahren unter dem Einfluß der Parteiführer Maura (konf.) und Canalejas (lib.) beiderseits eine ziemlich energische Schwenkung nach rechts beziehungsweise nach links vollzogen.

Maura ist der erste, der seit dem Bestehen der konservativen Partei es versucht, reaktionäre Tendenzen in ihr zur Geltung zu bringen, und indem er außer acht läßt, daß das Prinzip der Toleranz das einzig mögliche Fundament für den neuerrichteten Thron war, sucht er den Anschluß an Elemente, die bisher dem karlistischen Lager, also den erbittertsten Gegnern

der bestehenden Verhältnisse, angehörten. Canalejas, der einstige Chef einer demokratischen Sondergruppe, bringt im Gegensatz zu seinem Vorgänger Moret, dem Typus des redegewandten, alle Schwierigkeiten vermeidenden Parlamentariers, die liberale Partei mehr und mehr in ein radikales Fahrwasser. Er macht aus seiner im Grunde republikanischen Gesinnung nicht den geringsten Hehl und modifiziert dies nur insofern, als er in Spanien die von ihm herbeigewünschte soziale Revolution ohne Beihilfe der Monarchie für unausführbar hält.

Der auf diese Weise geschaffene Gegensatz dokumentiert sich im Parlament durch eine das Maß der bisherigen Gepflogenheiten überschreitende Opposition der Minorität.

Jedenfalls hat die spanische Politik durch das Hervortreten dieser beiden, als Charaktere gleich achtbaren, starken Persönlichkeiten nicht nur an Interesse für den Zuschauer gewonnen, sondern auch an Aufrichtigkeit, vielleicht sogar an Zielbewußtsein. „Man weiß sehr wohl, wohin man gehen möchte; man weiß aber nicht immer, wohin man kommt", hat Canalejas gelegentlich sich zu einem Interviewer geäußert.

In der fast instinktiven Erkenntnis, daß irgend etwas geschehen muß, läßt man sich von der lange Zeit ängstlich gewahrten Mittellinie abdrängen, um sich Extremen zuzuwenden, die eine Auseinandersetzung fast unvermeidlich machen; das Resultat aber dieser Auseinandersetzung könnte über das Schicksal der Dynastie entscheiden.

Die monarchische Idee hat durch die Mißwirtschaft der Regierungen Karls IV., Ferdinands VII. und Isabellas II. zu sehr an Ansehen eingebüßt, um ihre einstige Popularität wieder erlangen zu können. Ungeachtet persönlicher Sympathien für den Souverän, gibt es doch nur wenige, die in der heutigen Verfassung etwas anderes als einen Notbehelf sehen. Die sichersten Garantien für den Fortbestand des Königtums bieten die mit einer republikanischen Regierung bereits gemachten schlechten Erfahrungen und die Abneigung gegen eine allzugroße Annäherung an Frankreich; infolgedessen sind auch überraschenderweise die Ereignisse in Portugal vorläufig dem royalistischen Prinzip höchstens günstig gewesen. Eine Gefahr droht der Sicherheit der Krone durch das Einlenken Mauras in eine reaktionäre Richtung, wenn schon nicht verkannt werden darf, daß auch die von Canalejas vertretene Politik, zumal im Hinblick auf die bereits erwähnte Konsolidierung der äußersten Linken, den Keim zu ernsten Verwicklungen in sich tragen kann.

Canalejas hat, ehe die diesjährigen Cortes auseinandergingen, in dem Konflikt zwischen Konservativen und Liberalen, dem die Debatte über die Abschaffung der „Consumos" (städtische Zölle auf Lebensmittel) als Vorwand

diente, einen entschiedenen Sieg davongetragen; er hat der durch die Revision des Ferrerprozesses geschaffenen Krisis standgehalten; in seiner Polemik gegen den Vatikan hat er Festigkeit und Mäßigung gezeigt. Er wird zu beweisen haben, ob er auch den in Marokko geschaffenen Schwierigkeiten gewachsen ist.

Die Aufgaben der spanischen Politik sind begreiflicherweise in erster Linie wirtschaftlicher Natur, oder sie sollten es wenigstens sein. Seit der Katastrophe von 1898 war und blieb die Vorbedingung für jede Wendung zum Besseren eine systematische Sanierung der Finanzen. Daß es damals möglich war, den Staatsbankerott zu vermeiden, war ganz sicher ein im höchsten Grade anerkennenswertes Resultat. Was sonst noch geschehen ist oder hätte geschehen können, genauer zu untersuchen, würde zu weit führen. Tatsache ist, daß seit der Finanzreform durch Mendizabal (1855), die das Staatseinkommen auf dem Wege indirekter Steuern regelte, so ziemlich alles beim alten geblieben ist, und daß die Einnahmen des Fiskus durch die Staatsschuld, durch die Unterhaltung des Heeres, der Marine, der Beamten, des Klerus absorbiert werden, für die Ressorts der Volksbildung und der öffentlichen Arbeiten mithin so gut wie nichts übrig bleibt.

Ein Fehler war es unter allen Umständen, daß man bei der Aufstellung der neuen Zolltarife alles tat, um eine vollkommen imaginäre Industrie zu schützen, die höchstens in Katalunien und in den Baskischen Provinzen Beachtung verdient und sich auch dort zu einem nicht geringen Prozentsatz in den Händen von Ausländern befindet, und so, auf Grund mangelhafter Orientierung und einer rein theoretischen Nachahmung fremder Zustände, den Rest des Landes schwer schädigte zugunsten von lediglich zwei Provinzen, die schon so wie so eine wenig vorteilhafte Sonderstellung einnehmen.

Spanien ist ein Land mit vorwiegend agrarischer Bevölkerung. Dem muß der spanische Nationalökonom, wie dies auch Costa, Macias Picavea, Cazalla und wie sie heißen mögen, seit Jahren predigen, Rechnung tragen. Durch Verbesserung der seit der Zeit der Araber vernachlässigten Bewässerungsanlagen könnte die Ertragsfähigkeit des Landes wesentlich erhöht und durch die Beschaffung ausreichender und preiswerter Transportmittel, sowie vorteilhafter Exportmöglichkeiten eine nutzbringende Verwertung der Produkte gewährleistet werden. Man würde so zugleich dem spanischen Handel aufhelfen; denn bis sich Spanien nach Absatzgebieten für seine industriellen Erzeugnisse umsehen muß, wird es wohl noch gute Weile haben.

Es fehlt nicht an beträchtlichen Vermögen in Privatbesitz; doch diese befinden sich mit wenig Ausnahmen von alters her in den Händen von Familien, die sich an dem Risiko finanzieller Unternehmungen nicht zu beteiligen pflegen.

Unter den übrigen Fragen, die der Erledigung harren, und von denen ich hier nur die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Neubeschaffung einer Flotte, die Reform des Straf- und Zivilrechtes kurz erwähnen möchte, pflegt man im Ausland denen, die auf Kirche und Schule Bezug haben, meist ein erhöhtes Interesse zuzuwenden.

Siebzig Prozent Analphabeten ist ja entschieden am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts eine ganz achtenswerte Ziffer. Dabei möchte ich aber durchaus nicht behaupten, daß jeder mitteleuropäische Fabrikarbeiter, der imstande ist, ein Parteiblatt oder einen Schundroman zu lesen, unbedingt auf einer höheren Kulturstufe stehen muß als ein spanischer Analphabet. Wie man vielfach davon überzeugt ist, daß alles auf der Halbinsel mit einem Schlage besser werden müßte, sobald jeder ihrer Bewohner lesen und schreiben kann, so prophezeit man den Anbruch eines goldenen Zeitalters, wenn erst die letzte Soutane verschwunden sein wird. Man hat aus Franzisko Ferrer das blütenweiße Opfer kohlpechrabenschwarzer Mächte machen wollen, und Canalejas findet für sein Auftreten dem Vatikan gegenüber einen Applaus, dessen sich sonst die Vorgänge hier unten nicht zu erfreuen haben.

Mir kommt es oft so vor, als wenn die Stellung der Kirche in Spanien und das Wesen des derzeitigen Konfliktes im besonderen, von Fernerstehenden doch nicht immer ganz richtig beurteilt würde. Spanien genießt den nicht zu unterschätzenden Vorteil religiöser Einheit. Mag man über die Vorgeschichte dieses Zustandes und seine Folgen denken wie man will, Tatsache ist, daß Protestantismus, Judentum und Freimaurerwesen neben der Landeskirche eine Rolle nicht spielen. Dem religiösen Streit fehlt infolgedessen die in andern Ländern fast unvermeidliche, widerwärtige Gehässigkeit, und der Kampf wird in sachlicher und würdiger Weise von Männern geführt, deren persönliches Empfinden durchaus katholisch bleibt und die es verstehen, Politik und Religion auseinanderzuhalten. Taktlosigkeiten und Geschmacklosigkeiten, wie sie auf diesem Gebiet in Frankreich die Regel, in Italien keine Ausnahme sind, sind einfach ausgeschlossen. Man denkt auch garnicht an einen Bruch mit der Kirche, sondern möchte nur verschiedene wohlberechtigte Einschränkungen und Modifikationen anbahnen, um einem „zu viel“ entgegenzuarbeiten. Dabei sieht man spanischerseits in einem energischen Ton bei Verhandlungen mit der päpstlichen Kurie durchaus nichts so Ungewöhnliches, wie meist angenommen wird.

Seit dem Sacco di Roma hält man sich für die Macht, die berechtigt ist, ihren Willen dem Vatikan zu diktieren. Man achtet zwar den Heiligen Vater als das geistliche Oberhaupt; aber die vereinigten Königreiche von Kastilien und Aragon betrachten sich mit Stolz als den Halt, als die feste

Burg der Kirche, und der höchsten Würde zum Trotz ist der Papst, vom Standpunkt des Spaniers aus, doch eben leider nur ein Italiener.

Die wirklich beneidenswerte Folge dieser Auffassung ist die mit wenig Ausnahmen nationale, keineswegs römische oder, nach unseren Begriffen, ultramontane, oft sogar direkt antijesuitische Haltung des spanischen Klerus, durch die, soviel er auch sonst auf dem Kerbholz haben mag, er sich entschieden vorteilhaft von dem anderer Länder unterscheidet.

Wenn daher im Sommer des vorigen Jahres aus dem Mund eines hohen kirchlichen Würdenträgers der Ausspruch fiel, daß die Politik des Herrn Canalejas, soweit sie das Wohl des Vaterlandes im Auge habe, auf die Unterstützung der Geistlichkeit rechnen könne, so war dies etwas mehr als eine rein parlamentarische Phrase.

Des weiteren: der von einer österreichischen Mutter streng katholisch erzogene König — dies genügt wohl, um ihn nicht in den Verdacht eines Freigeistes zu bringen — ignoriert die bereits vorhandene Mißstimmung des Vatikans bis zu dem Grade, daß er, anläßlich der diesjährigen Festlichkeiten in Italien, den König Viktor Emanuel zum Ehrenobersten des Regiments „Savoya" ernennt und für den Gesandtschaftsposten beim Heiligen Stuhl Navarro Reverter, eine Persönlichkeit, die dem Kreise des Herrn Canalejas sehr nahe steht, in Aussicht nimmt; gleichzeitig aber vollzieht sich in seiner Hauptstadt während des eucharistischen Kongresses eine der glänzendsten und imposantesten Kundgebungen, die der Katholizismus seit Menschengedenken erlebt hat, und — Pius X. segnet die allerchristlichste Majestät.

Wenn ich im vorstehenden versucht habe, einiges aus dem Innenleben des modernen Spanien zu schildern, möchte ich zum Schluß die beiden interessantesten Ziele seiner auswärtigen Politik andeuten. Es sind dies seine ererbten Beziehungen zur transatlantischen Welt und sein neuerdings wieder erwachtes Interesse für Nord-Afrika. Man pflegt es oft zu vergessen, daß die Rasse, trotz des momentanen Schwächezustandes des Mutterlandes, doch noch, schon allein kraft der Verbreitung der Sprache, ihren Anteil des Rechtes auf die Weltherrschaft nicht aufgegeben hat.

Wenn auch die Bevormundung der einstigen Kolonien durch Madrid unhaltbar geworden war, so ist doch das beiderseitige Zusammengehörigkeitsgefühl sehr viel lebhafter, als man im allgemeinen annimmt. Das spanische Amerika gilt für die Bewohner der Halbinsel nicht als Ausland, und die alten Beziehungen werden, abgesehen von der allerdings besorgniserregenden Auswanderung, ständig durch Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Schauspieler, Stierfechter aufgefrischt. Anderseits ist Spanien für die meisten seiner jetzt freigewordenen Söhne doch die Heimat geblieben. Ein Band der Einigung bildet die heute noch gemeinsame Kunst und Literatur.

Selbst mit der Person des Monarchen verbindet sich für manche dieser abtrünnigen Republikaner immer noch eine, ich möchte fast sagen, religiöse Vorstellung, so daß in amerikanischen Blättern gelegentlich der Vorschlag gemacht werden konnte, der König von Spanien solle zur Stärkung des Rasse-bewußtseins eine Rundreise durch die überseeischen Länder spanischer Zunge antreten. Einen merkwürdigen Ausdruck fand dieses Verwandtschaftsbewußt-sein in der geradezu herzlichen Teilnahme des königlichen Hofes und der Regierung an der Zentenarfeier der Unabhängigkeitserklärung, so daß wir dem fast grotesken Schauspiel beiwohnen konnten, eine Infantin nach Buenos Ayres reisen zu sehen, um dort ein Ereignis, das zu den schmerzlichsten Erinnerungen ihres Hauses gehört, festlich zu begehen.

Es wird von unberechenbarer Wichtigkeit für die Zukunft sein, ob Spanien es verstehen wird eine Stellung zu wahren und vorteilhaft auszunützen, die es vorläufig noch besitzt. Das lateinische Amerika, wie die Franzosen es zu nennen lieben, schickt sich an, sich gegen den Einfluß der Yankees zusammenzuschließen; die weitere Vorherrschaft des spanischen Elementes könnte dazu führen, den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Groß-Spanien: „*España Mayor*“ gegenüber zu stellen.

Im Vordergrunde des Interesses steht natürlich zurzeit der Anteil Spaniens an den Vorgängen in Marokko.

Es bedeutet für Spanien fast eine Existenzfrage, ob die Küste jenseits der Straße von Gibraltar sich im Besitz Frankreichs befindet. Man scheint jetzt auch einzusehen, daß man es dem Eingreifen Deutschlands dankt, wenn diese Umklammerung durch den Nachbar, dem gegenüber man seit der Zeit Ludwigs XIV. bemüht ist, die politische und geistige Unabhängigkeit zu wahren, verzögert wurde, und man scheint zu bedauern, in Algesiras der deutschen Freundschaft, die vielleicht nützlich, auf keinen Fall aber gefährlich werden konnte, die recht wenig selbstlose Gunst von England und Frankreich vorgezogen zu haben. Als Parteigänger von Frankreich mußte sich Spanien in der undankbaren Rolle des schwächeren Gefährten befinden, der entweder übervorteilt oder in Abenteuer gestürzt wird, die seine Kräfte überschreiten. Man fängt denn seit einiger Zeit an, sich auf Sympathien zu besinnen, die vor vierzig Jahren bestanden haben, als man an die Thronkandidatur eines deutschen Prinzen denken konnte, und als die deutschen Siege in Madrid gefeiert wurden, — Sympathien, die auch nach dem Regierungsantritt Alfons XII., zumal in militärischen Kreisen, zunächst die gleichen blieben, dann aber durch den Karolinenzwischenfall und eine kaum begründete Enttäuschung über das Verhalten Deutschlands während des amerikanischen Krieges erheblich abgekühlt wurden. Seit einigen Monaten herrscht zu beiden Seiten der Pyrenäen in der Presse ein Ton, der durchaus nicht den Ein-

druck schwesterlicher Zärtlichkeit hervorbringt. Ich möchte hier als Probe nur einige Sätze aus einem Artikel der Monatsschrift „*Nuestro Tiempo*" anführen: „.... Ich habe persönlich keinen Grund meine Sympathien für ein Bündnis mit Deutschland zu verhehlen ..... Die Geschichte lehrt uns, daß alle Bündnisse mit Frankreich unglücklich für uns gewesen sind ..... Diesen Erwägungen steht die gegenüber, daß Deutschland der Rival von Frankreich ist, und ein Bündnis mit ihm könnte das Geschick von Europa vollkommen ändern. Anstatt uns von Frankreich erdrücken zu lassen, würde dieses zwischen Deutschland und Spanien erdrückt werden."

Abgesehen von dem negativen Interesse, das Spanien daran haben muß, Marokko nicht unter französischem Protektorat zu sehen, schmeichelt eine Entschädigung für die verlorenen Kolonien durch eine Gebietserweiterung auf afrikanischem Boden dem nationalen Ehrgeiz. In der Theorie ist eine Berechtigung hierfür historisch und geographisch unschwer zu begründen. Man verspricht sich zugleich eine Wendung zum Besseren hinsichtlich der ständig zunehmenden Auswanderungskalamität und ist sogar naiv genug sich eine moralische Verpflichtung zu konstruieren, die seinerzeit mit Feuer und Schwert vertriebenen Juden, die sich vor Jahrhunderten nach Nord-Afrika geflüchtet haben, nunmehr beschützen zu müssen. Ob freilich Spanien finanziell und militärisch in der Lage ist, seine den französischen mindestens gleichberechtigten Ansprüche in einer Interessenzone dauernd geltend zu machen, die sich von Larache bis Tetuan oder gar bis zum Cabo de Agua bei Melilla ausdehnt, ist eine andere Frage, und eine weitere Frage ist es, ob die Notwendigkeit für ein Expansionsgebiet vorhanden ist in einem Lande, das weder an Übervölkerung noch an industrieller Überproduktion leidet, noch die von der Natur gebotenen Hilfsquellen zur Hebung des nationalen Wohlstandes erschöpft oder auch nur annähernd ausgebeutet hat.

Das spanische Heer wird wie immer zu jedem Opfer bereit sein und das, was ihm an kriegsmäßiger Ausbildung und Ausrüstung fehlt, durch stets bewährte hohe moralische Qualitäten zu ersetzen wissen. Wenn es hierfür eines erneuten Beweises bedurft hätte, so hat Melilla Gelegenheit dazu geboten, wo man, ohne Flottenunterstützung, ja fast ohne die nötigen Transportschiffe und gleichzeitig mit unerwarteten Schwierigkeiten in Katalunien, eine ehrenvolle Lösung herbeigeführt hat, zur Überraschung, um nicht zu sagen Enttäuschung, der nur allzu hilfsbereiten englischen und französischen Freunde. Aber ein Abenteuer waren die Operationen bei Melilla wohl trotz alledem, und noch dazu ein Abenteuer, das dem Staate hundertzehn Millionen gekostet hat.

Jedenfalls hat der Verfasser des erwähnten Artikels in „*Nuestro Tiempo*" nicht ganz unrecht mit seiner Vermutung, daß das Schicksal von Marokko

nicht nur für die Zukunft von Spanien, sondern für die von Europa von Bedeutung sein wird.

Die Anerkennung einer französischen Besitzergreifung muß eine Stärkung des französischen Einflusses im europäischen Westen und hiermit des republikanischen Elements zur Folge haben; andernfalls hätte es sein können, daß zwei monarchisch regierte Staaten, vor allen Dingen aber zwei — jedes in seiner Art — gesunde und lebensfähige Völker sich über der dritten französischen Republik die Hand reichen.

Die zuversichtliche Stimmung dieses Sommers, als dem Vorgehen der Spanier in Larache die deutsche Demonstration in Agadir folgte, macht allmählich wieder unter dem Eindruck erneuter Schwierigkeiten in Melilla und des deutsch-französischen Marokko-Abkommens einem begreiflichen Pessimismus Platz. Neue Kosten, neue Opfer, — neue Enttäuschungen.

Trotz der Veröffentlichung des französisch-spanischen Geheimvertrages fehlt der Glaube, wenn man auch jetzt noch den Ausspruch D. Antonio Mauras zitiert: „Wir können es nicht zulassen, daß vom Muluya bis nach Tanger ein einziges Sandkorn aufhört marokkanisch zu sein, ohne von Stund an Spanien zu gehören.“

Eine Chance freilich bleibt für Spanien; mit ihr kann und — muß es rechnen: das ist die britische Eifersucht. Wie man an der Themse alles tat, um die diplomatischen Schwierigkeiten für Deutschland zu vergrößern, wird man jetzt gern bereit sein, die Anwartschaft Spaniens auf einen Teil der Beute gegen Frankreich auszuspielen.

Karl von Völcker: Der heutige Stand der Schnellbahnfrage.

Wenn unsere Altvordern sich eine Vorstellung von großen Geschwindigkeiten machen wollten, so sprachen sie wohl von der Windsbraut oder von dem Vogel in den Lüften. Ihnen selbst stand kein Mittel zu Gebot, das sie mit ähnlichen Geschwindigkeiten durch den Raum zu bewegen vermochte. Kein Wunder, wenn das Münchener Medizinal-Kollegium in seinem bekannten wissenschaftlichen Gutachten zu dem Konzessionsgesuch der ersten Dampfeisenbahn auf deutschem Boden warnend seine Stimme erhob, indem es von der gräßlichen Gesundheitsgefahr sprach, der die Reisenden schon infolge der außerordentlichen Geschwindigkeit der Eisenbahn ausgesetzt seien, und meinte, mindestens müsse man die Zuschauer vor dem Anblick des schnell dahinfahrenden Dampfwagens und der sich hieraus ergebenden Gefahr schwerer Gehirnerkrankungen schützen, indem man die Bahnen mit Bretterzäunen umgebe.

Die Bahnen sind trotzdem gebaut worden und zwar ohne Bretterzäune und schon die Stephensonsche Lokomotive hat in ihren späteren Lebensjahren den Sturmwind überflügelt. Sie hat Geschwindigkeiten bis zu 80 Kilometer in der Stunde erreicht, während ein gewöhnlicher Sturm in unseren Regionen es kaum über 75 bringt.

Der moderne Schnellzug befördert die Reisenden mit 90 bis 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit und schon ist dieses Beförderungsmittel durch das Automobil, das neuerdings Geschwindigkeiten bis zu 212 Kilometer zurückgelegt haben soll, weit überholt. Selbst das jüngste Kind der Verkehrstechnik, der Aroplan, hat den Wind in seinem ureigenen Element geschlagen, indem bei dem letzten Kampfe um den Gordon-Bennet-Preis ein Nieuport Eindecker den Weltrekord mit einer Höchstgeschwindigkeit von 126 Kilometer in der Stunde gebrochen hat.

Auch mit sogenannten Schnellbahnen hat man die Geschwindigkeiten unserer gewöhnlichen Fernbahnen zu überflügeln gesucht.

Wenn der Laie von Schnellbahnen spricht, so denkt er an besonders geartete Fernbahnen, die mit erheblich größeren Geschwindigkeiten betrieben werden als unsere gewöhnlichen Fernbahnen.

Die Fachliteratur faßt den Begriff in der Regel weiter. Sie versteht unter Schnellbahnen alle Bahnen, die nicht Kleinbahnen und Straßenbahnen sind, also nicht nur die ersterwähnten Bahnen, sondern insbesondere auch unsere heutigen Fernbahnen, außer diesen aber vor allem auch die Stadtschnellbahnen, d. h. die auf eigenem Bahnkörper geführten Eisenbahnen, die ausschließlich dem Schnellverkehr innerhalb einer Großstadt oder dem Schnellverkehr zwischen der Großstadt und ihrer Umgebung dienen.

Von dieser letzteren Art Bahnen wollen wir hier nicht sprechen, sondern wir wollen nur die Fernschnellbahnen und zwar vor allem die besonderen Fernschnellbahnen betrachten, wobei wir dann allerdings auch auf die Leistungen unserer großen Ferneisenbahnsysteme zu sprechen kommen.

Das Schnellbahnproblem hat die Eisenbahntechnik seit Ende der 1880er Jahre vielfach beschäftigt. Man betrachtete es hiebei vielfach als ein Axiom, daß es ausgeschlossen sei, auf einer Zweischienenbahn Geschwindigkeiten von erheblich mehr als 120 bis 150 Kilometer zu erreichen.

Die Räder der Zweischienenbahn haben eine konische Lauffläche. Rollen nun die beiden Räder einer Achse nicht auf Kreisen gleichen Durchmessers, so entstehen Reibungen, insbesondere aber seitliche Stöße, die im allgemeinen mit dem Quadrat der angewandten Geschwindigkeit wachsen und in den höheren Geschwindigkeitsstufen den Kraftaufwand sowie die Beanspruchung von Oberbau und Fahrmaterial außerordentlich steigern. Die starken Überhöhungen des äußeren Schienenstranges, die in den Krümmungen des Zweischienengleises

notwendig werden, bilden für alle Fahrzeuge mit geringeren Geschwindigkeiten ganz erhebliche Erschwernisse, nach Umständen sogar Gefahren. Es lag daher nahe, bei der Verfolgung des Schnellbahnproblems das Zweischienensystem zu verlassen und vor allem die Einschienenbahn anzustreben.

Solche Einschienenbahnen sind als Standbahnen und als Hängebahnen konstruirt worden. Auch die einschienige Standbahn ist in verschiedenen Konstruktionen ausgeführt worden. In der Regel reitet der Wagen auf einem keilförmig angeordneten Oberbau. Je eine oder auch zwei seitliche Führungsschienen, auf denen besondere horizontal oder schräg liegende Seitenräder laufen, halten die Spur. Die Bahn ist also in Wirklichkeit keine Einschienenbahn, sondern eine Drei- oder Mehrschienenbahn. Man kann auf einem solchen Gleis scharfe Krümmungen ohne Entgleisungsgefahr nehmen.

Bahnen dieser Art sind insbesondere von Lartigue und Behr technisch durchgebildet worden.

Eine Denkschrift über eine elektrische Schnellbahn dieses Systems von Budapest nach Wien wurde schon zu Beginn der 1890er Jahre von der elektrischen Maschinen- und Waggonfabrik Ganz und Co. in Budapest ausgearbeitet und veröffentlicht.

Eine Keilschienenbahn ist 1888 in Irland für eine 16 Kilometer lange Strecke ausgeführt und auch auf der Weltausstellung in Brüssel (Abteilung Tervueren) 1897 von dem Erfinder Behr auf einer Rundbahn von 5 Kilometer Länge vorgeführt worden. Eine solche Schnellbahn sollte auf Grund dieser Versuche zwischen den Städten Liverpool und Manchester erbaut werden. Das englische Parlament hat aber den Behrschen Entwurf als ungeeignet abgelehnt.

Noch eine größere Zahl anderer mehrschieniger Konstruktionen ist vorgeschlagen worden. Keine vermochte sich jedoch durchzusetzen. Es ist eben noch schwieriger für drei und mehr Schienen eine völlig genau liegende, das Fahrzeug bei größeren Geschwindigkeiten stoßfrei führende Fahrbahn herzustellen als für zwei Schienen, und dann waren alle vorgeschlagenen Oberbaukonstruktionen schon wegen ihrer sehr hohen Kosten und der an Wegübergängen, Gleiskreuzungen und Weichen entstehenden Schwierigkeiten praktisch nicht recht brauchbar.

Der Ingenieur Langen schlug daher eine Schwebebahn vor. Die Wagen hängen an Laufschienen, die auf Stützen befestigt sind und hoch über dem Gelände geführt werden. Die Langensche Schwebebahn ist also eine echte Einschienenbahn. Sie bewegt sich ohne Schwierigkeiten auch in den schärfsten Krümmungen. Eine Schwebebahn „System Langen" wurde zwischen Barmen, Elberfeld und Vohwinkel als Stadtschnellbahn praktisch

ausgeführt und funktioniert hier in mustergültiger Weise. Sie ist zweifellos eine der brauchbarsten Lösungen für das städtische Schnellbahnproblem. Die Langensche Schwebebahn wurde in der Literatur und zwar von sehr ernsthafter Seite vielfach auch zur Anwendung als Fernschnellbahn empfohlen. Für die Fernschwebebahn sollte der Bahnkörper der bestehenden Fernbahnen mitbenutzt werden, oberhalb deren die Hängekonstruktionen angebracht werden sollten. Aber auch diese Idee wurde praktisch nicht weiter verfolgt. Die hohen Anlagekosten der Bahn (zirka 1 1/2 Millionen Mark pro Kilometer) und die Furcht vor den Belästigungen der Reisenden durch das Ausschwingen der Wagen in den Kurven und durch die Pendelbewegungen bei großen Geschwindigkeiten werden wohl schuld daran gewesen sein. So hatte denn weder die Ein- noch die Vielschienenbahn zur Lösung des Fernschnellbahnproblems geführt.

Aber der Schnellbahngedanke kam nicht zur Ruhe.

Am 10. Oktober 1899 wurde unter Mitwirkung von Behörden, großen Bankhäusern und industriellen Firmen die „Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen G. m. b. H. in Berlin" gegründet, die über ein Stammkapital von 750000 Mark verfügte. Sie hatte sich das Studium der Schnellbahnfrage überhaupt und vor allem die Vorbereitung einer Schnellbahn von Berlin nach Hamburg zum Ziele gesetzt. Vorsitzender ihres Aufsichtsrates war der Präsident des Reichseisenbahnamts. Es wurde ihr vom preußischen Kriegsminister die 23 Kilometer lange Teilstrecke Marienfelde-Zossen der Berlin-Jüterboger Militärbahn zeitweilig zur Verfügung gestellt, deren Oberbau von der preußischen Staatseisenbahnverwaltung verstärkt und mit Führungsschienen versehen wurde.

Auf dieser Teilstrecke war es, wo am 28. Oktober 1903 der elektrische Schnellbahnwagen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft für kurze Zeit eine Geschwindigkeit von 210 Kilometer in der Stunde oder 58,3 Meter in der Sekunde erreichte.

Ein rüstiger Fußgänger legt 5, der Sturmwind und die Brieftaube 75, der Adler 100, der heftigste Orkan, wie er in unseren Breiten überhaupt nicht vorkommt, 150, im höchsten Falle 190 Kilometer in der Stunde zurück.

Aber die weitere Entwicklung der Schnellbahnfrage entsprach nicht den glänzenden Hoffnungen, zu denen die Erfolge dieser Versuchsfahrten zu berechtigen schienen. Weder die Schnellbahn Berlin-Hamburg, noch irgend eines der zahlreichen anderen Schnellbahnprojekte kam zur Ausführung. Durch die Versuche bei Zossen war eben die Möglichkeit, im regelmäßigen Betriebe Geschwindigkeiten bis zu 200 Kilometer pro Stunde zurückzulegen, noch nicht erwiesen. Dazu bedurfte es noch viel eingehender länger dauernder Versuche. Auch wurde bei den Versuchen der Oberbau stark mit-

genommen. Der Kraftbedarf war außerordentlich hoch (1600 Pferdekräfte), der Bremsweg der Fahrzeuge sehr beträchtlich. Auch schien die Anwendung des einphasigen Wechselstroms dem bei den Versuchwagen angewendeten Drehstrom weitaus vorzuziehen. Dessen Anwendbarkeit auf den Bahnen gewöhnlicher Geschwindigkeit war aber zuerst nachzuweisen. Die größten Schwierigkeiten aber lagen auf wirtschaftlichem Gebiete. Auf den bestehenden Bahnen erschien die Führung von Schnellbahnwagen schon aus Gründen der Betriebssicherheit nicht tunlich.

Ob aber die Erbauung einer eigenen zwei- oder wie es im Berlin-Hamburger Projekt gedacht war, sogar dreispurigen Schnellbahn ohne Zwischenstationen, lediglich für den Personenverkehr der beiden Großstädte untereinander, genügende Garantien für eine Verzinsung des gewaltigen Anlagekapitals bieten würde, schien mehr als zweifelhaft. Und dann, was sollte mit den bestehenden Hauptbahnen geschehen? Konnten sie ohne weiteres den Entgang eines so wichtigen Verkehrs ertragen?

Die Versuche der Studiengesellschaft wurden eingestellt und bald darauf wurde es in der Schnellbahnfrage wieder ganz still.

Auch die Literatur beschäftigte sich kaum mehr mit dem Problem, als plötzlich um die Mitte des Jahres 1909 kein anderer als der bekannte Verleger August Scherl mit einem ganz neuen Schnellbahnprojekt groß angelegter Art an die Öffentlichkeit trat. In einer glänzend ausgestatteten an die ganze Presse und Fachwelt versandten Denkschrift bezeichnete er unsere bestehenden Einrichtungen für den Personentransport als veraltet und unzulänglich; der Personenverkehr sei grundsätzlich überall vom Güterverkehr zu trennen; eine eigene Organisation für den Personentransport müsse geschaffen werden.

Den Anforderungen einer Schnellbahn, so führte die Denkschrift aus, könne die Zweischienenbahn nie und nimmer genügen. Ihr richtiger Ersatz sei die Einschienenbahn, aber die echte Einschienenbahn, der Einschienenwagen stabilisiert durch einen gyrostatischen Apparat.

Bekanntlich hat ein rasch sich drehender Kreisel die Tendenz, seine Achse beizubehalten und auch einem ihn umgebenden Gehäuse die gleiche Stabilität zu verleihen. Auf diesem Gesetze beruht das von dem Münchner Anschütz-Kämpfe erfundene Gyroskop, ein Zentrifugalkompaß ohne Magnetnadel und der bekannte Schlicksche Schiffskreisel, ein neuerdings in Seeschiffen angebrachter Rotationsapparat, der den Zweck hat, den Einfluß des Seeganges auf den Schiffskörper durch die Schwungmassen eines Kreisels zu paralysieren.

Solche rotierende Kreisel, die, um möglichst wenig Kraft zu beanspruchen, in stark luftverdünntem Raum angeordnet werden, halten den Wagen auf

der einzigen Schiene im labilen Gleichgewicht. Durch eine Ölpumpe und einen „Servomotor", der durch die Kreisel selbsttätig gesteuert wird, soll die Einstellung des Wagens in den Krümmungen beschleunigt werden.

Der echte Einschienenwagen soll weit schärfere Krümmungen befahren und wegen seines überaus ruhigen, insbesondere von Seitenstößen völlig freien Laufes weit höhere Geschwindigkeiten erreichen können, als jedes andere Fahrzeug. Scherl nimmt an, daß seine Züge mit Leichtigkeit im regelmäßigen Betrieb Höchstgeschwindigkeiten bis zu 200 und Reisegeschwindigkeiten bis zu 150 Kilometer pro Stunde zurücklegen.

Es soll nun ein weitmaschiges Netz einschieniger Fernschnellbahnen mit Zügen von 200 Kilometer Stundengeschwindigkeit die großen Verkehrszentren miteinander verbinden. Dieses Netz wird ergänzt durch ein zweites viel engmaschigeres Netz von Zubringerbahnen, deren Züge sich mit 120 bis 150 Kilometer Stundengeschwindigkeit bewegen und etwa alle 20 Kilometer die Reisenden an das Fernbahnnetz abgeben und von ihm aufnehmen. Ein „tertiäres" Netz von 30—60 Kilometer Höchstgeschwindigkeit nimmt die Verteilung des Verkehrs in die äußersten Verzweigungen vor und schließlich treten als letzte Ausläufer des Transportsystems Automobilomnibuslinien ein, die jeden Flecken und jedes Dorf berühren und die Reisenden beinahe in dem Moment aufnehmen, da sie aus ihren Häusern treten.

Aber auch die Schnellbahnfrage der Millionenstädte soll gleichzeitig gelöst werden. Im Zentrum der Stadt wird ein Zentralbahnhof als gewaltiger Rundbau angelegt, von dessen sieben Stockwerke hoch gelegenem Plateau nach allen Seiten, hoch über den Dächern der Großstadt hinweg, Strahlenbahnen ausgehen, um nach etwa 7—10 Kilometern die erste und je nach der Größe der Stadt in größerer Entfernung weitere Ringbahnen zu kreuzen, an die sie ihre Reisenden abgeben und von denen sie dieselben bei der Fahrt in das Herz der Großstadt aufnehmen.

Mit diesem großstädtischen „Radial Peripherie-System" soll nun die Fernbahn derart organisch verbunden werden, daß sie im Halbkreise um die Stadt herumgeführt wird und an diametral entgegengesetzten Stationen der inneren Ringbahn ihren Verkehr für die Großstadt an die Radial- und Peripherie-Bahn abgibt und den Verkehr aus der Großstadt von ihr aufnimmt.

Der Übergang von dem Radial- auf das Peripheriesystem, von diesem auf die Fernbahn, von ihr wieder auf die sekundären und tertiären Netze bringt natürlich ein viel häufigeres Umsteigen mit sich als der heutige Betrieb, und zwar auch schon bei ganz kurzen Reisen.

Das System ist deshalb nicht haltbar, wenn der Reisende bei jedem Wagenwechsel über die Trittbretter auf den Bahnsteig und dann wieder vom Bahnsteig in die Wagen klettern, wenn er Treppen auf und ab von

einem Bahnsteig auf den anderen marschieren und auf den Überführungen, in den Tunnels und auf den Bahnsteigen zu Fuß weite Wege zurücklegen soll.

Aber auch hier weiß Scherl Rat. Sowohl das Ein- als das Aus- und Umsteigen soll sich mit Hilfe von Kabinen vollziehen, die sich in jeder großen und kleinen Station längsseits an den Zug legen und als Fahrstühle höchster Vollkommenheit sich nicht nur auf- und abwärts, sondern auch vorwärts, rückwärts und seitwärts bewegen, nach Umständen bei Linienkreuzungen sogar um ihre eigene Achse drehen und so den Reisenden vom Straßenniveau zur Hochbahn emporführen und umgekehrt, ihn von einem Zug zum anderen verbringen und so den Anschluß unter den verschiedenen Netzen und Zügen vermitteln.

Der Zug selbst soll aus drei großen Wagen von je 30 Meter Länge und 4 Meter Breite bestehen. Er ist ein mit raffiniertem Luxus ausgestattetes Hotel vornehmsten Stiles. Ein großes Empfangsvestibül mit Zeitungsverkauf, Auskunftsbureau, Telegraph und Telephon, empfängt den Reisenden. Von hier öffnen sich ihm elegante Speisesäle, Rauchsäle, besondere Raucherabteile, Unterhaltungs- und Spielräume, Bibliothek- und Klavierräume, ja selbst ein Raum zur Abhaltung von Gottesdienst ist vorhanden, gut eingerichtete Schreib- und Diktiersäle, elegante Toilette- und Wascheinrichtungen sowie Badezimmer stehen ihm zur Verfügung, eine Musikkapelle begleitet ständig den Zug.

Kehren wir nun aus der heiteren Sphäre des Scherlschen Eisenbahnparadieses wieder in die rauhe Wirklichkeit zurück und fragen uns, wie die nüchterne Fachkritik die phantasievollen Zukunftsideen Scherls aufgenommen hat, so müssen wir leider konstatieren, daß seine Pläne fast überall abgelehnt worden sind.

Zwar hat Louis Brennan, ein hervorragender englischer Ingenieur, schon im Jahre 1907 der British Royal Society einen kleinen Einschienenwagen vorgeführt, der schon alle charakteristischen Eigenschaften des Scherlschen Wagentyps besaß. Ferner ist ein 5 Meter langes Modell eines Einschienenwagens von Scherl selbst einer Reihe von Fachleuten vorgeführt und gleichzeitig auch von dem Erfinder Brennan ein in der natürlichen Größe eines Eisenbahngüterwagens ausgeführter 22 Tonnen schwerer Wagen zur Schau gestellt worden. Diese Vorführungen haben die technische Möglichkeit der Einschienenbahn praktisch dargetan.

Die Einschienenwagen haben auch bei starker einseitiger Belastung das Gleichgewicht vollständig gehalten, scharfe Kurven genommen, aber allerdings nur geringe Geschwindigkeiten erreicht.

Gleichwohl wird die Einschienenbahn von dem größten Teil der technischen Kritik als praktisch unmöglich, mindestens aber für eine Schnell-

bahn völlig unbereift bezeichnet. Von einem Teil der Fachwelt wird sogar der Nachweis versucht, daß durch Kreisel niemals ein Fahrzeug standfest gemacht werden könne, daß es vielmehr der zur Verwendung gelangende sogenannte Servomotor sei, der dieses bewirke. Es wurde berechnet, daß in den von Scherl als möglich angenommenen Krümmungen von 80 Meter Halbmesser bei den angenommenen Geschwindigkeiten für einen Wagen Servomotoren von nicht weniger als 4—500 Pferdekräften nötig sein würden.

Auch die bautechnische Ausführbarkeit der Einschienenhochbahn, mindestens ihre bautechnische Überlegenheit, begegnete in der Fachwelt lebhaften Zweifeln. Die auf schlanken, durch die Häuser geführten Hohlpfeilern laufende, durch keinerlei Längs- und Querverstrebungen gesicherte Überdächerbahn, die „äquidistanten" Stationen, die überaus verwickelten Kabinenbahnhöfe werden — sicher mit Recht — als praktisch unausführbar bezeichnet. Immerhin ist bei der Beurteilung von technischen Neuerungen Vorsicht geboten, denn schon häufig ist allzugroßer Skeptizismus durch die wirkliche Entwicklung Lügen gestraft worden. Der technische Berater Scherls hält die technischen Bedenken für unbegründet und August Scherl hat eine neuerliche Denkschrift in Aussicht gestellt, die besonders die technischen Fragen näher beleuchten soll.

Jedenfalls ist die Frage zu untersuchen, ob im Falle der technischen Ausführbarkeit der Einschienenbahn die von Scherl gedachte Verkehrsorganisation betriebsdienstlich und wirtschaftlich verwirklicht werden könnte.

In dieser Beziehung kommt folgendes in Betracht:

An den Scherlschen leitenden Grundgedanken ist als richtig hervorzuheben:

1. Die vollständige Trennung des Personen- und Güterverkehrs ist — bei sehr großen Verhältnissen — geeignet, die Bedienung sowohl des einen als des anderen Transportzweiges zu erleichtern und auch zu verbilligen und vor allem den Personenverkehr wesentlich zu beschleunigen.

2. Die grundsätzliche Trennung des Fern- und Nahverkehrs bildet ein weiteres Mittel, den Fernverkehr zu verbessern.

Gleichwohl stellt auch betriebstechnisch das Scherlsche Projekt keine brauchbare Lösung der Schnellbahnfrage dar.

Ein so starrer Zugsverkehr, ein Fahrplan, der sich nach einer rechnerischen Formel, aber nicht aus den wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen heraus entwickelt und das historisch Gewordene vollständig vernachlässigt, kann auf einem weitverzweigten, aus Tausenden von Anschlußlinien bestehenden Netze das Verkehrsproblem unmöglich lösen.

Das Kabinensystem aber, welches das Umsteigen erleichtern soll, ist wenigstens auf den großen Knotenpunkten fast eine technische Unmöglichkeit. Man

denke nur an einen Punkt wie Regensburg, wo nach den vier Richtungen des Fernbahnnetzes, nach mindestens acht bis zehn Richtungen des sekundären und tertiären Netzes Züge aufzustellen und mit Kabinen zu bedienen wären! Und wie sollen die Kabinen einen Massenverkehr bedienen können, wie er zu Beginn der Feriensaison oder bei besonderen Gelegenheiten (Volksfesten und so weiter) auftritt!

Völlig unüberwindlich wären aber wohl die wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Für den Personenverkehr, der doch nicht der wichtigste Teil des Eisenbahnverkehrs ist und nach heutigen Verhältnissen nur etwa ein Drittel der Verkehrseinnahmen liefert, müßten drei völlig neue Bahnnetze hergestellt und über das ganze Gelände verteilt werden!

Eine stärkere Beschleunigung und Verdichtung unseres Personenverkehrs würde bei billigen Tarifen zweifellos eine Verkehrssteigerung herbeiführen. Anderseits wäre aber das Anlagekapital, das für die Herstellung der drei Scherlschen Einschienenbahnnetze aufzuwenden wäre, um ungezählte Milliarden höher als das Anlagekapital unserer heutigen Zweischienenbahnen.

Aber auch der Betriebsaufwand würde die heutigen Betriebskosten um ein Vielfaches übertreffen. Die Herstellung einer wirklichen Betriebskontinuität würde die Zahl der Züge vervielfachen, der Kabinenbetrieb würde Millionen verschlingen. Auf den Londoner Röhrenbahnen kostet der im Vergleich mit dem Scherlschen Kabinenbetrieb doch sehr einfache Betrieb der Personenaufzüge pro Verkehrsstelle etwa 30 000 Mark im Jahr. Würde Scherl seinen Kabinenbetrieb um diesen Preis durchführen können, so würden die Kosten — wir haben heute in Deutschland etwa 13 000 Stationen — jährlich fast 400 Millionen Mark betragen. Die Gesamteinnahmen aus dem Personenverkehr erreichen heute auf allen deutschen Bahnen zusammen nur etwa die Summe von 800 Millionen Mark! Die Personenverkehrseinnahmen müßten also schon um ein Vielfaches steigen, wenn sie ausreichen sollten, um die ungeheuren Betriebskosten und die Verzinsung des Anlagekapitals zu decken, das die heutigen Anlagekosten der deutschen Bahnen von sechzehn Milliarden Mark noch ganz erheblich übersteigen würde. Und dabei würden die gesamten Einrichtungen für den Personenverkehr auf den bestehenden Bahnen mit einem Schlage außer Benutzung gesetzt werden.

So wird denn das großangelegte Scherlsche Verkehrsprojekt wohl nie auf Verwirklichung rechnen können.

Wohl werden sich vielleicht einschienige Kreiselbahnen für andere Verhältnisse, insbesondere langsame Bahnen in gebirgigem Terrain eignen. Die Einfachheit des Gleises, die Möglichkeit, die Bahnen dem Gelände anzuschmiegen, sie vielleicht mit einfachen Drahtseilen über Flüsse und Gebirgs-

täler zu führen und leichte Linien rasch vorzustrecken, befähigt sie vielleicht in einem gewissen Maße für den Bau von Kolonialbahnen.

Man liest davon, daß der Bau von Einschienenbahnen in Indien, Alaska und New York geplant sei. Auch über die Errichtung einer Probestrecke zwischen Homburg v. d. H. und dem Luftkurort Königstein, allerdings nicht als Schnellbahn, schweben Verhandlungen.

Der Schnellverkehr wird aber auf absehbare Zeit noch den heutigen Fernbahnen verbleiben. In seiner Verbesserung erblicken die Verwaltungen eine ihrer vornehmsten Aufgaben.

Die Trennung des Personen- und Güterdienstes wird immer weiter durchgeführt. Auf den Hauptstationen besteht sie durchweg. An den großen Mittelpunkten des Verkehrs bestehen eigene Bahnhöfe mit eigenen Linieneinführungen für den Personen- und Güterverkehr. Eine große Zahl europäischer und amerikanischer Bahnlinien ist bereits viergleisig ausgebaut, ein Gleispaar dient dann dem Schnell-, das andere dem Güter- und langsamen Verkehr.

Die Geschwindigkeiten unserer Bahnen werden stetig erhöht.

Im Jahre 1881 brauchte man für die Reise von München nach Berlin noch siebzehn Stunden, heute nur mehr zehn. Der deutsche Schnellzugsverkehr ist erst in der heurigen Sommerfahrordnung mehrfach beschleunigt worden. Der schnellste deutsche Zug verkehrt seitdem zwischen München und Nürnberg (199 Kilometer) mit einer Reisegeschwindigkeit von 88,3 Kilometer in der Stunde. Die deutschen Geschwindigkeiten werden allerdings anderwärts bedeutend übertroffen. Der schnellste französische Zug besitzt eine fahrplanmäßige Geschwindigkeit von 97, der schnellste englische eine solche von 99 Kilometer in der Stunde. Der schnellste Zug der Welt, der bekannte Atlantic City Expreß in Amerika, wird mit 107 Kilometer in der Stunde befördert.

Eine bayerische Schnellzugslokomotive hat bei einer Probefahrt im Jahre 1907 zwischen München und Augsburg die größte bisher überhaupt für eine Dampflokomotive auf dem Kontinent nachgewiesene Geschwindigkeit von 154 Kilometer in der Stunde erreicht.

Die Signal- und Sicherungseinrichtungen der deutschen Eisenbahnen sind in den letzten zwei Jahrzehnten gerade für den Schnellverkehr besonders ausgebildet, die Gleise verstärkt, zweite Gleise erbaut, schienengleiche Überfahrten durch Unter- und Überführungen ersetzt, Bahnsteigunterführungen geschaffen, geradlinige Durchfahrten durch die Stationen hergestellt worden.

Die Arbeitsteilung ist auch im heutigen Fernverkehr in weitgehendem Maße durchgeführt, vielleicht am vollkommensten in England und Frankreich; dort bestehen eigene Züge, die nur den Unterwegsverkehr der Nahzone in der

Umgebung der Großstadt bedienen, eigene Züge für die nächstvorgelegene Zone, und eigene Fernzüge für die dritte Verkehrszone. Der Zug der Fernzone hält innerhalb der nähergelegenen Zonen nicht an, die großen Fernschnellzüge halten überhaupt nur an den großen Hauptpunkten des internationalen Verkehrs. Eine solche Organisation ist einer Organisation nach Scherlschem Muster vorzuziehen, weil sie für den starken Verkehrsstrom, der sich immer den großen Kulturmittelpunkten zuwendet, das Umsteigen überhaupt überflüssig macht und doch eine überaus rasche Beförderung der Reisenden ermöglicht.

Aber auch die von Scherl so sehr in den Vordergrund gestellte Kontinuität im Zugverkehr sucht man durch Vermehrung der Züge möglichst zu erreichen.

In Bayern geht man grundsätzlich dazu über, den Lokalverkehr mit möglichst kleinen Zugeinheiten zu bedienen, dafür aber desto häufiger zu fahren. Freilich im Fernverkehr ist der Komfort des Reisens meist wichtiger als die Dichtigkeit des Zugverkehrs. Man braucht nicht alle halbe Stunde einen Zug nach Berlin. Ein entsprechendes Maß von Komfort kann aber nur mit großen Zugeinheiten erreicht werden. Nur sie können dem Reisenden einen hinreichend großen Aufenthaltsraum und tunlichste Bewegungsfreiheit im Zuge ermöglichen und ihm Schlaf- und Speiseräume zur Verfügung stellen.

Vor 25 Jahren hatte die bayerische Schnellzugslokomotive ein Gewicht von 60 Tonnen, heute wiegt sie 140 Tonnen, soviel wie vor 25 Jahren ein ganzer Schnellzug. Die heutigen Schnellzüge haben ein Gewicht von 4—500 Tonnen.

Allenthalben wird zurzeit die Einführung des elektrischen Betriebes auf den Fernbahnen erwogen und praktisch erprobt. Heute steht schon fest, daß der Lokalverkehr durch den elektrischen Betrieb bedeutend beschleunigt und vor allem wegen der Möglichkeit, kleine Zugseinheiten in wirtschaftlicher Weise zu befördern, auch bedeutend verdichtet, also kontinuierlicher gestaltet werden kann. Ob der elektrische Betrieb der Dampflokomotive auch in der Schnelligkeit der Beförderung selten anhaltender Fernzüge überlegen ist, muß erst die Zukunft lehren.

Noch eine neue Art von Schnellbahnen hat die jüngste Entwicklung des Eisenbahnwesens entstehen lassen, die sogenannten Städtebahnen.

Städtebahnen sind Bahnen zur Verbindung benachbarter Städte, nicht solcher, die wie Berlin und Charlottenburg, Hamburg und Altona, zusammengewachsen sind, sondern solcher, die noch getrennt sind durch weite Strecken flachen Landes. Dem Verkehrsbedürfnis solcher wirtschaftlich und geistig sich ergänzender Städte kann die Fernbahn zwar hinsichtlich der Schnelligkeit, nicht immer aber hinsichtlich der Häufigkeit und Regelmäßigkeit (Kontinuität) des Verkehrs, anderseits die Überlandstraßenbahn zwar

hinsichtlich der Häufigkeit und Regelmäßigkeit, aber nicht hinsichtlich der Schnelligkeit entsprechen. Hier treten die Städtebahnen ein. Solche Bahnen, zu denen die Bahn Wien-Baden, die Rheinuferbahn Köln-Bonn (und die projektierte Städtebahn Köln-Düsseldorf) zu rechnen ist, werden im Gelände frei von offenen Wegübergängen auf eigenem Bahnkörper geführt, so daß die Züge bezw. elektrischen Motorwagen, mit verhältnismäßig großen Geschwindigkeiten verkehren können, in die Städte dagegen werden sie trambahnmäßig eingeführt.

Die Staatsregierungen haben sich bisher bei der Konzessionierung von Städtebahnen große Reserve auferlegt, da die Städtebahnen eben den bestehenden Bahnen meist gerade den gewinnbringendsten Teil ihres Personenverkehrs wegnehmen. Eine sehr große Zukunft wird daher den Städtebahnen — wenigstens auf dem Gebiete des Fernschnellverkehrs — nicht beschieden sein.

So haben die letzten 25 Jahre auf dem Gebiete des Schnellbahnwesens manche interessante Projekte und manche wertvollen Versuche zutage gefördert, aber die praktischen Erfolge im Schnellbahnbau waren gering. Neue Fernschnellbahnsysteme von größerer Bedeutung sind nicht entstanden. Dagegen hat die Schnelligkeit des Betriebes auf den bestehenden Fernbahnen stark zugenommen und es ist nicht anzunehmen, daß in der Vergrößerung der Lokomotivtypen, in der Verstärkung des Oberbaues und in der Erhöhung der Zugs- und Reisegeschwindigkeiten in naher Zeit ein Stillstand eintreten wird.

Unsere großen Fernbahnen sind unsere Schnellbahnen, dies ist der heutige Stand der Schnellbahnfrage.

Paul Busching: *Bavarica.*

Auf Grund des Landtagswahlgesetzes vom 9. April 1906 besteht die bayerische Kammer der Abgeordneten aus 163 Abgeordneten, die in 133 Wahlkreisen zu wählen sind; demnach gibt es 103 „einmännige" und 30 „zweimännige" Wahlkreise. Die Wahlen vom 31. Mai 1907 hatten folgendes Ergebnis: Von 1106891 Wahlberechtigten wurden 806659 Stimmzettel abgegeben. Folglich betrug die Wahlbeteiligung für das Königreich 72,9%, im einzelnen: für Oberbayern 73,4%, Niederbayern 65,4%, Pfalz 76,0%, Oberpfalz 71,6%, Oberfranken 72,8%, Mittelfranken 73,9%, Unterfranken 69,5%, Schwaben 76,5%. Die 806659 Wähler gehören sechs politischen Parteien an: das Zentrum erhielt 354900 Stimmen = 44,2%, die Liberalen 191965 Stimmen = 23,9%, die Sozialdemokraten 142084 Stim-

men = 17,7%, die Bauern- und Landwirtebündler in Altbayern, Franken und der Pfalz 84394 Stimmen = 10,5%, die mittelfränkischen Konservativen 18331 Stimmen = 2,3%, die (damals noch nicht überall „geeinigten") Demokraten 1037 Stimmen = 0,13%, sonstige und Parteilose 6679 Stimmen = 0,83%. Zersplittert waren 1724 Stimmen = 0,21%. Nach dem Proportional-Verfahren hätte naturgemäß die Anzahl der Abgeordneten der Zahl der für ihre Partei abgegebenen Stimmen entsprechen müssen. Da aber nicht der Proporz, sondern die relative Mehrheit maßgebend ist, ergab sich die folgende Zusammensetzung der Kammer der Abgeordneten: Zentrum 98, Liberale 25, Sozialdemokraten 20, Bauernbund und Landwirtebund 13, Konservative 6 Abgeordnete; dazu kam ein parteiloser Abgeordneter, der Pfarrer Grandinger. Das Zentrum verfügte also über eine sehr starke Mehrheit und wäre angesichts der ungünstigen inneren Verhältnisse der zur „freien Vereinigung" zusammengeschlossenen Konservativen und Bündler leicht imstande gewesen, mit Hilfe dieser durchaus einseitig agrarkonservativen Gruppen eine Zweidrittelmehrheit zusammenzubringen, um etwa gewisse Änderungen der Verfassungsgesetzgebung durchzusetzen. In den beiden ersten Sessionen des Landtags sind solche Bestrebungen indessen nicht verfolgt worden, und die dritte Session ist knapp zwei Monate nach dem Zusammentritt der Kammer jäh abgeschnitten worden durch die Auflösung des Landtags, die der Prinz-Regent verfügt und die der Staatsminister des Innern in der öffentlichen Sitzung vom 14. November 1911 bekannt gegeben hat.

Die Auflösung des bayerischen Landtags ist ein Ereignis von sehr großer Bedeutung; denn sie ist aus rein politischen Gründen erfolgt: weil es der Staatsregierung unmöglich schien, mit der Zentrumsmehrheit friedlich weiter zu arbeiten. Es liegt also ein offensichtlicher Konflikt zwischen der Regierung und dem Zentrum vor, der nicht etwa durch die Demission eines oder aller Staatsminister gelöst werden wollte, wie das vor Jahren im Falle des Grafen Crailsheim geschehen ist, sondern durch den Appell an die Wähler.

Man müßte sich über die bayerischen Regierungsmethoden im Unklaren sein, wollte man annehmen, das Kabinett Podewils habe dem Regenten leichten Sinnes die Auflösung des Landtags anempfohlen, und es wäre sehr verfehlt zu glauben, die bayerischen Staatsminister hätten den Herzenswunsch gehabt, es einmal mit einer Großblockmehrheit zu versuchen. Vielmehr mußte der Landtag deshalb aufgelöst werden, weil seine Mehrheit ihre Kompetenzen überschritten und taktisch sehr unschlau gehandelt hatte, so unschlau, daß die Regierung sogar das Risiko von Neuwahlen mit einem für sie unter Umständen sehr ungünstigen Ergebnis übernehmen mußte. Selbsterhaltungstrieb der Minister hat sicher nicht die Auflösung verursacht.

Die Zentrumsfraktion des bayerischen Landtags war mit der Regierung

im allgemeinen zufrieden. Das wirtschaftspolitische Programm entsprach im großen und ganzen den Interessen ihrer verschiedenen Wählerkreise und die besonderen kirchenpolitischen und speziell konfessionellen Wünsche des Zentrums wurden mit großer Sorgfalt gewürdigt, ohne daß deshalb die nicht dem Zentrum nahestehenden Staatsbürger in ihren Rechten ernstlich beschränkt wurden. Auch die verständige Sozialpolitik, die in Bayern getrieben wurde, hatte den Beifall der Mehrheit, mußte diese doch auf das Wohlwollen der Mitglieder der christlichen Gewerkschaften und der gleiche Ziele verfolgenden Organisationen des Verkehrspersonals Wert legen. Das Eintreten des Zentrums für zeitgemäße sozialpolitische Forderungen hatte denn auch seinerzeit das bekannte Wahlbündnis mit der Sozialdemokratie vom Jahre 1905 erleichtert. Bekanntlich ist dies Bündnis von den Wählern auf beiden Seiten nicht als ein lediglich „wahltaktisches" Zusammengehen für einen bestimmten Zweck (die Erreichung des neuen Landtagswahlrechts) aufgefaßt worden, sondern die schlichten Wähler des Zentrums, die schon vorher mehrmals eingeladen worden waren, einen Sozialdemokraten zu wählen, verloren bei näherem Verkehr die erforderliche Scheu vor dem staatsgefährlichen Sozialismus, und manche von ihnen verfolgten die Ziele und das Wirken der Sozialdemokratie genauer und gründlicher, als dem Zentrum erwünscht sein konnte. So mag es gekommen sein, daß die vom Zentrum geförderten Organisationen des Verkehrspersonals eine recht ansehnliche Zahl von Mitgliedern an die von sozialdemokratischen Führern geleitete, wenn auch ihren eigenen Angaben nach gänzlich unpolitische gewerkschaftliche Vereinigung von Arbeitern und Angestellten der drei selbständigen süddeutschen Verkehrsverwaltungen (Bayern, Württemberg und Baden), den sogenannten „Süddeutschen Verband", verlor. War schon dieser Verlust recht schmerzlich, so wirkten andere Folge-Erscheinungen des früheren Bündnis-Verhältnisses noch viel unangenehmer, nachdem in Bayern wie im Reich das Bedürfnis nach parlamentarischer Gemeinschaft mit den Sozialdemokraten längst geschwunden war und statt dessen das Hervorheben programmatischer Gegensätze sich als notwendig herausgestellt hatte. Nun wäre es ja für eine Partei, die über so viel gute Redner und gescheite Agitatoren verfügt wie das Zentrum, nicht schwer gewesen, die Sozialdemokratie als eine sehr gefährliche Erscheinung zu bekämpfen, gewissermaßen unter Ausschaltung der Erinnerung an die vergnügten Tage gemeinschaftlicher Wahlarbeit. Derartige Schwenkungen macht jede Partei, und man darf sich darüber nicht entrüsten, solange man nicht etwa die Forderung aufstellen will: die Parteipolitik müsse eine moralische Sache sein. Auch in Bayern hätte also kein vernünftiger Mensch etwas darin gefunden, wenn das Zentrum sich, der veränderten Situation entsprechend, von den Sozialdemokraten schroff abgewendet hätte. Indessen meinte das Zentrum,

dies genüge noch nicht; die Regierung müsse helfen. Der Partei lag, wie wir sahen, daran, die Abwanderung vom christlichen zum sozialdemokratischen Eisenbahnerverband unmöglich zu machen. Wie sollte das geschehen? Nun, die bayerische Staatsregierung sollte den süddeutschen Verband einfach auflösen, mit der Begründung, daß er nationale und staatliche Interessen gefährde. Sie sollte eine Organisation unterdrücken, gegen die das Zentrum in früheren Zeiten nicht das Mindeste einzuwenden gehabt hatte (Fall Roßhaupter).

Das konnte die bayerische Staatsregierung nicht tun. Sie hat, ohne bei der Mehrheit des Landtags Widerspruch zu finden, das Koalitionsrecht auch des Verkehrspersonals anerkannt, und sie durfte hier die Koalitionsfreiheit nur aufheben, wenn bewiesen war, daß die „Süddeutschen" auf den Eisenbahnerstreik hinarbeiten oder sonst die Grundlagen des Staates unterminieren. Die „Süddeutschen" aber waren nicht dumm genug, so etwas zu tun; wußten sie doch, daß die Propaganda für den Streik zum Untergang führen würde. Und aus „allgemeinen Erwägungen" ließ sich die Auflösung noch viel weniger rechtfertigen. Es ist der Regierung sowenig wie dem Zentrum unbekannt, daß die bayerischen Sozialdemokraten blutgierige Revolutionäre nicht sind, wenn sie schon ihre Unzufriedenheit mit der für sie anerkanntermaßen nicht günstigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung bei jeder Gelegenheit hübsch laut zum Ausdruck bringen. Die bayerische Regierung hat sich trotz solcher heftigen Protestkundgebungen seit vielen Jahren systematisch bemüht, die freigewerkschaftlich organisierten Arbeiter zu allen Aufgaben der sozialen Praxis des Staates heranzuziehen; sie holt den Rat der Arbeiterführer in Angelegenheiten der Versicherung und Unfallverhütung ein und ermutigt die Verhandlungen der Arbeitgeber mit den Arbeiter-Verbänden zum Abschluß von gewerblichen Tarifverträgen. Die Organe des Staates sitzen mit den sozialdemokratisch organisierten Arbeitern beisammen, um nach Erfordernis genossenschaftliche Selbsthilfe anzuregen, der Staat fördert Baugenossenschaften, gelegentlich auch Konsumvereine ohne Rücksicht auf das politische Bekenntnis der Leute, deren Gesinnung in den höheren Regionen natürlich amtsbekannt ist. Auf diese Weise haben wir die als „königlich bayerische Sozialdemokratie" bekannte Partei bekommen, die für die Regierenden den Vorteil hatte, daß sich mit ihr praktisch arbeiten ließ und daß sie sich mit revolutionären Utopien nur an Feiertagen, mit Beschimpfungen der Monarchie aber gar nicht befaßte. Letzteres schon deshalb nicht, weil in Bayern gar keine Veranlassung hierzu besteht. Freilich kann die Staatsregierung nicht allein das Verdienst an diesem tatsächlich angenehmen Zustand für sich in Anspruch nehmen: das Verhalten der Krone unter der Regentschaft und der bayerische Volks-

charakter haben mit dazu beigetragen, daß die Gefahr einer Bedrohung von Staat und Gesellschaft durch die Sozialdemokratie im Laufe der Zeit immer kleiner und kleiner geworden ist. Kein Wunder, daß sich die Regierung da überlegte, ob sie das mühsam Errungene wieder preisgeben sollte, weil das Zentrum allmählich erfahren hatte, wie gefährlich ihm die Sozialdemokratie sei und was ihr diese Sozialdemokratie bei den Wahlen schaden könne. Die Regierung aber wollte auch dem Zentrum nicht wehe tun, und sie produzierte deshalb einen Erlaß, der eine sehr deutliche Warnung vor dem sozialdemokratisch geleiteten Verband war und der den Beamten zu Gemüte führte, daß sozialdemokratische „Betätigung" bei einem Staatsdiener nicht geduldet wird. Ein Verbot des Verbands zu erlassen erschien der Regierung unmöglich, solange es an disziplinargerichtlichen Urteilen fehlt, in denen ausgesprochen wird, daß schon die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei die Anwendung des Art. 16 des Beamtengesetzes rechtfertige.

Dieser Erlaß war nicht das Werk des Staatsministers für Verkehrsangelegenheiten, sondern des Ministerrats. Trotzdem richtete das Zentrum seine Angriffe zunächst allein gegen Herrn von Frauendorfer, und wenn ein Abgeordneter der großen Partei die sämtlichen Minister — bis zu einem gewissen Grade — als Esel bezeichnete, so sollte damit nicht ausgedrückt werden, daß die Partei vorerst mehr als nur den Sturz des Verkehrsministers erwarte und verlange. Es hat keinen Zweck, die Entwicklung der Angelegenheit hier zu erzählen. Kurz gesagt: das Zentrum erteilte dem Minister ein Mißtrauensvotum und benützte, als dies nichts fruchtete, den ersten Anlaß zu einem Konflikt, der auf harmlose Weise nicht mehr zu lösen war. Anscheinend nach einem sauber ausgearbeiteten Plan wurde Herr von Frauendorfer in öffentlicher Kammersitzung provoziert: als er — was sein gutes Recht ist — den Sitzungssaal während der Rede eines christlichen Arbeitersekretärs verlassen hatte, wurde das als Mangel an Wohlwollen gegen das Verkehrspersonal ausgelegt, und als der Minister (dem die ganze Geschichte schon seit längerer Zeit nicht mehr recht paßte) diesen Vorwurf zurückwies, ließ ihn der amtierende Vizepräsident, wie's im Volksmund heißt, glatt abfahren. Hierauf verlas Herr von Frauendorfer eine Erklärung des Inhalts: 1. Es geht den Landtag nichts an, ob ich persönlich in der Kammer sitze oder ob ich mich durch meinen Referenten vertreten lasse. 2. Es geht nicht an, daß das Kammerpräsidium die Minister beleidigen läßt, ohne den Beleidiger zu rügen. — Dem Zentrum war nicht bekannt, daß Herr von Frauendorfer diese Erklärung mit Wissen seiner Kollegen abgegeben hatte, und es fuhr daher in seinem Beginnen fort: Als der Verkehrsminister denselben Nachmittag mit seinem Stabe im Finanzausschuß

erschienen war, gab der zurzeit der Partei präsidierende Abgeordnete Dr. Pichler namens seiner Fraktion die Erklärung ab: das Zentrum sei, da es vom Verkehrsminister beleidigt worden sei, zurzeit nicht in der Lage, in die sachliche Beratung der Gegenstände seines Ressorts einzutreten.

Herr von Frauendorfer wurde somit von Herrn Dr. Pichler bis auf weiteres in das Freie gestellt.

Das war nicht wohlgetan, mein Feldherr.

Der Ministerrat durfte nicht zuwarten, bis das Zentrum, vielleicht nach dreiviertel Jahren, Geneigtheit bekunden würde, seine Pflicht der Budgetberatung wieder zu erfüllen, die es mit der übereilten Erklärung Dr. Pichlers unbestreitbar verletzt hatte, und der Ministerrat konnte insbesondere auf die in die schroffsten Formen des Boykotts gekleidete Brüskierung eines Ministers hin nicht mehr nachgeben; er schlug dem Regenten, der es ausdrücklich abgelehnt hatte, daß auf seinen Gesundheitszustand irgendwie Rücksicht genommen werde, daher die Auflösung des Landtags vor.

Es waren recht mysteriöse Geschichten über „besondere" Gründe, die zur Auflösung geführt haben sollen, zu hören und zu lesen. Überhaupt finden wir, und zwar nicht allein bei einigen Führern, die ihren Nimbus der Dunkelhaftigkeit ihrer Aussprüche verdanken, namentlich in der Presse des Zentrums, nirgends eine ruhig sachliche, sondern mehr eine legendäre Betrachtung des Sachverhalts. Das Zentrum ist eben über das durchaus unerwartete Fehlschlagen der Aktion Dr. Pichlers so konsterniert und um den Ausgang der Wahlen so besorgt, daß es nicht darauf kommt, den im Grunde sehr einfachen Ursachen des Unglücksfalls nachzugehen, und die Gegner des Zentrums übersehen in der Freude ihres Herzens, daß der Ministerrat aus wesentlich nüchterneren Erwägungen den für sie höchst bedeutsamen Entschluß gefaßt hat, als von ihnen angenommen wird.

Das Ministerium konnte wissen, daß die Preisgabe des Verkehrsministers allein den Frieden mit dem Zentrum nicht wiederherstellen würde. Es konnte weiter wissen, daß bei der herrischen Natur einzelner Zentrumsführer jedes Eingehen auf das Verlangen des Zentrums nach Satisfaktion zu den unerträglichsten Konsequenzen führen würde. War es doch seit langer Zeit traurig anzusehen, mit welcher Engelsgeduld die Minister wochenlang im Landtag auf ihrem Stuhl saßen, jede Klage, jede Beschwerde jedes Abgeordneten anhörten und über jede Kleinigkeit Rechenschaft gaben. Die Minister — so schien es — waren einzig und allein für den Landtag da. Hätten sie nun getan, was Herr Dr. Pichler gewünscht hatte, so wäre ihr Zustand noch weit beklagenswerter geworden; sie wären wirklich zu Dienern der Kammer herabgesunken, und sie wären jeder Beschimpfung schonungslos ausgeliefert gewesen, ohne daß sie damit für sich oder für das Land

auch nur das Geringste erzielt hätten. Denn soviel ist sicher, daß die bayerische Zentrumspartei auch den ihr gefügigsten Minister stürzen würde, wenn es die Interessen des Augenblicks erfordern. — Das sind mehr persönliche Motive. Die sachlichen Gründe der Landtagsauflösung hat die Regierung, wenigstens zum Teil, bekanntgegeben: Die Regierung erachtete die Ablehnung der Budgetberatung durch das Zentrum als einen Verstoß gegen die Verfassung, der sich naturgemäß nicht durch Konzessionen oder Kompromisse reparieren läßt, sondern von oben her als Verletzung der Autorität des Staates grundsätzlich zu behandeln ist. Außerdem ist für die Regierung bei der Entscheidung darüber: ob Rücktritt des Verkehrsministers oder Bruch mit der Zentrumsfraktion des nun erledigten Landtags, wohl noch Eines in Betracht gekommen: Auf den Sturz des Verkehrsministers kam es dem Zentrum nicht so sehr an: der Süddeutsche Verband mußte gestürzt werden. Die Person Herrn von Frauendorfers war der mächtigen Partei gleichgültig — und wenn er auch nicht populär war wegen seiner ungeschminkten Ausdrucksweise — er wäre mit einem Schlage populär geworden, wenn er den Süddeutschen Eisenbahnerverband aufgelöst beziehungsweise verboten hätte. Diese eine Konzession — und alles war gut. Hierin aber konnte nicht nachgegeben werden. Die Regierung durfte nicht das Recht beugen, um einer Partei einen Gefallen zu erweisen, und sie durfte, wollte sie nicht schwer blamiert dastehen, den einmal eingenommenen Standpunkt nicht verlassen, ohne ihre eigene Autorität zu opfern. Deshalb blieb ihr nichts übrig, als das Äußerste zu tun. Sie tat es mit großer Kälte, ließ, nachdem alle Warnungen sich vergeblich erwiesen hatten, das Zentrum nichts weiter merken, und verhinderte nicht, daß von der Zentrumspresse noch alle möglichen Mittel angegeben wurden, den Konflikt beizulegen — als der Landtagsabschied schon im Druck war. Hatte die Regierung doch kein Interesse mehr daran, eine Partei auf den Weg der Vernunft zurückzuführen, die in diesem Falle unvernünftig sein — wollte.

Es ist charakteristisch für das Zentrum, daß es in taktischen Übungen größeren Stils immer versagt, während es im Aushungern des Gegners, im parlamentarischen Guerillakrieg immer siegreich bleibt. Mir scheint, so ein Guerillakrieg hatte der Mehrheit vorgeschwebt, aber durch die falsche Taktik des Führers im ersten Gefecht ist die ganze Campagne verpaßt worden. Herr Dr. Pichler hätte zum Beispiel aufstehen können und sagen:

„Meine Herren! Der Herr Verkehrsminister hat heute einen Fraktions-Kollegen von uns schwer gekränkt. Der Herr Minister hat bisher nicht Anlaß genommen, die von ihm gebrauchten beleidigenden Ausdrücke zurückzunehmen, und da er noch immer keine Anstalten dazu trifft (lange Pause), bleibt nichts übrig als anzunehmen: der Herr Staatsminister hat unseren Freund

beleidigen wollen. Unter diesen Umständen verzichten wir auf Satisfaktion seitens des Herrn Staatsministers.

Dem Herrn Staatsminister wird — das sage ich ganz ohne Beziehung zu der persönlichen Angelegenheit — weiter bekannt sein, daß unsere Fraktion in Bezug auf die Duldung des Süddeutschen Eisenbahnerverbands der von der Staatsregierung vertretenen Auffassung in keiner Weise beipflichten kann. Wir verlangen im Interesse der Monarchie und des Staats die Auflösung dieses Verbandes. Wenn die Staatsregierung sich in dieser Frage, die für meine Fraktion von entscheidender Bedeutung ist, unserer Anschauung nicht annähern kann, so wird uns zwar dieser schwere sachliche Gegensatz niemals hindern, in diesem Hause unsere Pflicht zu erfüllen; wohl aber werden wir uns des Rechts der Kammer voll bewußt bleiben, alle Ausgaben des Staates in der schärfsten Weise auf die Notwendigkeit und auf die Möglichkeit von Einsparungen, die ja auch im Hinblick auf die allgemeine Teuerung erwünscht wären, zu prüfen. Wichtige Interessen der Bevölkerung werden durch die Ausübung dieses Rechts nicht geschädigt werden. Uns liegt daran, der Staatsregierung auch künftig zu zeigen, daß wir unsere Pflicht tun, auch wenn man (lange Pause) uns mit Füßen tritt. Und jetzt, meine Herren, lassen Sie uns in der Beratung der Postulate im außerordentlichen Budget des Staatsministeriums für Verkehrsangelegenheiten fortfahren."

Wo in einem Parlament so gesprochen wird, da weiß die Regierung, daß sie einer sachlichen Opposition gegenüber steht, gegen welche sie auf die Dauer machtlos bleibt. Die Meinungsverschiedenheit über die Behandlung der Sozialdemokraten in Staatsbetrieben war eine politische Angelegenheit erster Ordnung, und eine konsequent vorgehende Landtagsmehrheit durfte, wenn sie in einer solchen Angelegenheit ihre Auffassung nicht durchsetzen kann, zu allen zulässigen Mitteln der Opposition greifen, insbesondere zu dem überaus wirksamen Mittel der Abstriche vom Budget. Das bayerische Zentrum hat erst vor wenig Jahren durch Budgetabstriche den Rücktritt eines ihm verhaßten Ministerpräsidenten bewirkt; wie konnte es unter der Leitung eines zum Führen nicht wohl geeigneten kalten Cholerikers auf sein unantastbares politisches Recht verzichten und dafür den Weg der unzweckmäßigsten Obstruktion: der Obstruktion durch Hinauswerfen eines Staatsministers, wählen? Der erwähnte Führer, dem die Ruhe und Gelassenheit des verstorbenen Daller abgeht, scheint im Ernste gemeint zu haben, Graf Podewils werde Herrn von Frauendorfer entweder zu einer demütigen Abbitte oder aber zu einer mit „Gesundheitsrücksichten" motivierten Demission bestimmen unter Hinweis auf das — vermutete — ungünstige Befinden des Prinz-Regenten. Da hat sich aber jener Führer zwiefach verrechnet: Erstens übersah

er, daß der höhere Staatsbeamte in Bayern bei aller Freundlichkeit und Konnivenz im persönlichen Verkehr eine ganz besonders hohe Auffassung vom Wesen des Staates hat und ein besonders feines Gefühl für Eingriffe unzuständiger Elemente in die Exekutive, auch daß für das Gesamtstaatsministerium das Zugeständnis einer materiell nicht gebotenen Revokation gegenüber einem Abgeordneten einen Präzedenzfall von einer in Bayern besonders großen Folgenschwere geschaffen hätte. (Abgesehen davon, daß ein Übermaß von Nachgiebigkeit nie zu Sympathie, sondern in der Regel zu Proben verachtungsvoller Überhebung führt.) Zweitens übersah der Mann, daß der bald einundneunzig Jahre alte Prinz Luitpold sich von der ernsten Krankheit, die ihn im Sommer infolge der abnormen Hitze befallen, überraschend gut erholt hatte und keineswegs nur seine Ruhe haben wollte. Das Eingreifen des Regenten, das wirklich ein Ereignis von großer Tragweite darstellt, mußte die Niederlage des Zentrums besiegeln. Der Regent, der gegen das Zentrum „nichts hat", konnte einfach nicht zugeben, daß seine Minister der Kammer gegenüber in eine unwürdige Abhängigkeit gerieten, und deshalb löste er den Landtag auf. Dem Zentrum dürfte inzwischen klar geworden sein, daß der Regent, falls die Mehrheit der Kammer ihre grundsätzliche Opposition gegen das Ministerium in einer durch die Verfassung erlaubten Weise praktisch durchgeführt hätte, sich nach einem anderen Ministerium umgesehen haben würde. Denn wenn auch die Krone Bayern ihre Rechte genau kennt und aus guten Gründen stets gewahrt hat: sie ist sich auf der anderen Seite auch dessen immer bewußt gewesen, was sie einer gesinnungsvollen, energischen und politisch motivierten Opposition der Kammermehrheit schuldig ist. Man möge die Mitwirkung des Regenten bei der Lösung des Konflikts gewiß nicht unterschätzen; es sollten aber vor dem alten Herrn doch alle soviel Respekt haben, daß man ihn nicht, wie es geschehen ist, parteipolitischer Umtriebe und des persönlichen Eingreifens in die Wahlbewegung beschuldigt. Gerade das Zentrum sollte derartige Angriffe auf die Krone unterlassen, in einem Moment, wo es sich die Mission zuspricht: die Krone gegen die Minister zu schützen!

Das bayerische Zentrum, mit dem die Regierung so lange und nicht ungern gearbeitet hatte, konnte sich den Mißerfolg vom 10. November 1911 ersparen: es mußte Ruhe bewahren und den Mut der Konsequenz haben. Da aber ließ diese so umfangreiche und kräftige Partei aus, und, wie schon oft, kam ihre aus einer gewissen Parvenühaftigkeit und aus mißtrauischer Verbitterung gemischte Natur zum Vorschein, die der Todfeind jeder stetigen und weitschauend großartigen Politik ist und die dem Zentrum schon soviel geschadet hat. Was hat es sich nicht diesmal verscherzt! Es bestand die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, in der Frage des Süddeutschen Eisen-

bahnerverbandes eine Kooperation der Mehrheit in beiden Kammern herbeizuführen, und an dieser Kooperation hätte auch das stärkste Ministerium scheitern müssen. Wie konnte das Zentrum einen so schönen und sicheren Trumpf aus der Hand geben und statt dessen ein zweckloses und dilettantisches „Spiel mit Schikanen" riskieren? Wie war es möglich, daß das Zentrum seine Pflicht zur Mitarbeit an den Staatsgeschäften unter haltlosen Ausflüchten versäumte mit den Worten: Zur Zeit mögen wir nicht; wenn ihr uns einen anderen Minister schickt, eröffnen wir den Betrieb vielleicht wieder! So handeln sozialistische Werftarbeiter in Lorient, aber so durfte doch die Mehrheit des bayerischen Landtags, welche Steuerreform und Beamtengesetz mit der Regierung gemacht hatte, nicht vorgehen.

Unter diesen Umständen war die Auflösung des Landtags der einzig mögliche Abschluß der durch das Zentrum geschaffenen Krisis. Ob das Zentrum im neuen Landtag noch die Mehrheit haben wird, gilt für zweifelhaft. Auf dem Lande scheint die Stimmung für die Partei nicht günstig zu sein, und in den größeren Städten erfreut sie sich, zumal wegen der neuen Steuern, erheblicher Unbeliebtheit. Auch der momentan bestehende Gegensatz zu der Krone wird angesichts der außerordentlichen Popularität des Regenten die Aussichten auf Erhaltung der Majorität verschlechtern. Vor allem aber wird nunmehr auch in Bayern der Versuch gemacht werden, einen Block aller Parteien außer dem Zentrum zu bilden. Die Tatsache, daß das Zentrum mehr Mandate besitzt, als der Anzahl seiner Wähler entspricht und daß noch nicht 45% aller Wahlberechtigten zu ihm gehören, ist geeignet, die bisherige Minderheit zu dem angedeuteten Versuch zu ermutigen. Ziemlich sicher ist es, daß die Liberalen (deren Kammerfraktion in den schweren Oktober- und November-Tagen von Dr. Casselmann brillant geleitet war) mit den Sozialdemokraten zusammengehen werden, und daß die altbayerischen, schwäbischen und unterfränkischen Bauernbündler aus alter Antipathie gegen das Zentrum sich anschließen. Dagegen werden die von Herrn Beckh angeführten fränkischen Konservativen ebenso wie die pfälzischen Landwirtebündler im entscheidenden Augenblick den Großblock jedenfalls nicht unterstützen, sondern zum Zentrum halten. — Wenn wir nun annehmen, daß die vor den Landtagswahlen stattfindenden Reichstagswahlen die Großblockbildung nicht erschweren (eine allerdings sehr optimistische Annahme!) und daß dem Zentrum die Politik der letzten Monate auch in der Provinz ernstlich geschadet hat, so wäre es im allergünstigsten oder allerungünstigsten (je nachdem) Falle rechnerisch vielleicht möglich, dem Zentrum die folgenden Wahlkreise abzunehmen:

Oberbayern: München-Land (1), Miesbach (1), Traunstein (1), Wasserburg (1) = 4 Mandate.

Niederbayern: Deggendorf (1), Regen (2) = 3 Mandate.

Pfalz: Speyer (1), Homburg (1), Annweiler (1), Germersheim (1) = 4 Mandate.

Oberpfalz: Regensburg I (1), Sulzbach (1) = 2 Mandate.

Oberfranken: Ebermannstadt (1), Bamberg I (1) = 2 Mandate.

Mittelfranken: —.

Unterfranken: Würzburg I (1), Hofheim (1) = 2 Mandate.

Schwaben: Augsburg II (1), Lindau (1), Sonthofen (1), Kempten (2), Memmingen (1) = 6 Mandate.

Demnach bestünde im alleräußersten Falle die Möglichkeit, dem Zentrum 23 Mandate abzunehmen; außerdem könnte es gelingen, den Konservativen, falls sie sich dem „Großblock" nicht anschließen, die drei Mandate in Gunzenhausen, Weißenburg und Nördlingen zu entreißen. Daß darüber hinaus noch etwas gewonnen werden kann, darf als ausgeschlossen gelten, und daß alle die erwähnten 26 Mandate ihren Besitzer wechseln, ist, offen gestanden, auch nicht gerade anzunehmen. Denn in Bayern entscheidet die relative Mehrheit, und wenn nicht die das Zentrum bekämpfenden Parteien in den ihrer Ansicht nach aussichtsreichen Wahlkreisen von vornherein sich auf einen Kandidaten vereinigen, wird von der ganzen erträumten Herrlichkeit nichts oder doch nicht viel übrig bleiben. Prophezeien ist ein tolles Geschäft; ich mag daher auch nicht mehr über die Aussichten der einzelnen Parteien für den Wahlkampf sagen. Wahlen werden nicht mit der Statistik, sondern mit den Stimmungen der leicht erregbaren Massen gemacht. Wer kann heute wissen, ob Anfang Februar 1912 die Stimmung noch günstig ist für einen allgemeinen und siegreichen Sturmangriff auf die altbewährten, gut geschützten Stellungen des Zentrums? Ob in Bayern zu machen ist, was in Baden nun schon zweimal zu machen war? Ob nicht große Erfolge der Sozialdemokraten bei den Reichstagswahlen die Einigung der Parteien für den Landtagswahlkampf unmöglich machen würden? Ob wir nicht bis dahin einen europäischen Krieg haben, der alles Interesse in Anspruch nimmt?

Alle diese Probleme mögen die verehrten Großblock-Theoretiker erörtern; dann müssen die Wähler zeigen, daß es möglich ist, das bayerische Zentrum aus der Mehrheit zu werfen, und dann möge eine neue Mehrheit beweisen, daß sie arbeitsfähig ist und ebenso tüchtig, wie sich das Zentrum trotz seiner unangenehmen Manieren bei der Bewältigung großer und schwieriger Arbeiten schließlich doch erwiesen hat.

Vom Standpunkt allgemeiner politischer Betrachtung aus könnte die Bildung einer neuen Mehrheit in Bayern dem Lande nicht schaden. Unbesiegbare Majoritäten werden immer anspruchsvoll, wenn nicht gar brutal, und der Nachweis, „daß es auch anders geht", macht einmal gefallene Größen

für die Zukunft klüger und maßvoller. Daher wäre eine vorübergehende Ausschaltung des bayerischen Zentrums — auf die Dauer ist ja bei der bestehenden Gesetzgebung und Wahlkreiseinteilung die Majorität des Zentrums gar nicht zu verhindern — schon nützlich. Ich denke nicht an die Feuerbestattung, die mit einer neuen Aera jedenfalls kommen wird, sondern daran, daß von einem Landtag, in dem nur mehr 75 Zentrumsabgeordnete sitzen, eine gerechtere Berücksichtigung der Interessen aller Schichten und Klassen, eine strengere Scheidung zwischen den Kompetenzen der gesetzgebenden Gewalten und der Verwaltungs-Exekutive, eine peinlich strenge Wahrung des konfessionellen Friedens, eine überzeugte Förderung des Schulwesens und eine leidenschaftslose, unparteiische Sozialpolitik ohne aufreizende Zwangsmaßregeln gegen die Sozialdemokratie erwartet werden darf. Mag ein solcher Landtag auch nicht lange arbeiten: die Tatsache seiner Existenz wird einem Zentrum, das wieder die Mehrheit besitzt, eine Mahnung und Warnung sein, nicht allzu herrisch aufzutreten in einem Hause, das sich seinen Herrn nun doch einmal — wählt! Der Regierung aber, die in allen Lagen ihres nicht gerade beneidenswerten Lebens wenigstens den Wunsch gehabt hat, unparteilich zu sein, könnte es nicht verdacht werden, wenn sie eine gewisse Sehnsucht beschleicht nach einem Parlament, das von den Ministern nicht die Verwirklichung von Forderungen eines Parteiprogramms verlangt und das auch bereit ist, die Verantwortung für seine Arbeit vor dem Volk zu übernehmen. Darum muß die Regierung noch nicht „rot" sein.

Wer einige Jahre in Bayern gelebt hat, wird es begreifen, warum so viele Menschen die Nachricht von der Auflösung des Landtags mit großer Freude aufgenommen haben. Diese Freude (die das Zentrum nicht eigentlich teilt) ist der bisherigen Mehrheitspartei nicht günstig. Der Elan ihrer Gegner aber war nicht das einzige Mißgeschick, das ihr in den letzten Wochen passiert ist. Viel ungünstiger noch muß das Ausscheiden Doktor Heims aus dem politischen Leben wirken. Eine Niederlage bei den Wahlen kann das bayerische Zentrum verwinden; den Rückzug seines besten und effektvollsten Volksmannes wird es vielleicht in Jahrzehnten einmal notdürftig verwunden haben. Dr. Heim hat, ich glaube an dem Tage, an dem durch den Abgeordneten Dr. Pichler der Konflikt des Zentrums mit der Regierung auf die Spitze getrieben wurde, mitgeteilt, daß er weder für den Reichstag noch für den Landtag nochmals ein Mandat annehme. Er hat außerdem — zufälligerweise kurze Zeit nach einem gegen ihn gerichteten Angriff des Freiherrn von Soden — seine leitende Stelle in der Zentrale der christlichen Bauernvereine niedergelegt, und er hat schließlich noch erklären lassen, daß er sich an der Wahlagitation nicht beteiligen werde. Der Rücktritt Dr. Heims vom politischen Leben wird mit seinem Gesundheits-

zustand motiviert. Gut. Wir wollen so tun, als wüßten wir nicht, daß Dr. Heim das Vorgehen seiner Fraktion im Finanzausschuß der Kammer mißbilligt hat und nehmen an, der Einfachheit halber und aus Gutmütigkeit, die Gesundheitsrücksichten seien in diesem Falle einmal wirklich maßgebend. Weiter soll angenommen werden, daß Dr. Heim seinen Entschluß auch ausführt. (Es ist sehr nett von den Leuten, wenn sie das glauben; denn Dr. Heim ist als Freund von Überraschungen bekannt.) Demnach soll hier damit gerechnet werden, daß Dr. Heim dem Zentrum als politischer und parlamentarischer Organisator verloren sei. Scheidet dieser Mann aus dem Parlament, so sagt er dem politischen Leben Adieu; für Konsultationen in schwierigeren Fällen wird er nicht zu haben sein. Das bedeutet schon etwas, wenn Dr. Heim aus dem Reichstag und aus dem bayerischen Landtag verschwindet. Denn er war einer der interessantesten und hervorragendsten Politiker unserer Zeit. Ich sage das ganz offen, obwohl ich weiß, daß Dr. Heim niemals eine logische, konsequente Politik verfolgt hat und obwohl ich mich sehr deutlich daran erinnere, daß die beinahe bis zur Roheit getriebene Art, wie er früher gegen politische Gegner zu polemisieren pflegte, oft genug heftigen Widerwillen und eine an Haß grenzende Antipathie in mir erregt hat. Ich lobe ihn, vielleicht weil Bewunderung für die von ihm erzielten volkswirtschaftlichen Leistungen den Blick für eine objektive Würdigung seiner politischen Wirksamkeit trübt, außerdem geschähe mir wohl auch recht, wenn diejenigen seiner politischen „Freunde", welche sein Scheiden als ein Glück für die Partei ansehen, den Wert meines Urteils anzweifelten unter Berufung darauf, daß ich einmal die Vermittlung Dr. Heims in Sachen einer größeren Kartoffel-Lieferung in Anspruch genommen habe. . . . Zugegeben also, daß ich nicht unbeeinflußt bin — es ist „anderen" Leuten, obwohl in gewissen Zirkeln des Zentrums selbst ein kalt gemessenes Bedauern als Quittung über den Abgang Dr. Heims zu genügen scheint, schwerlich zu verdenken, wenn sie an der kräftigen, begabten und schaffensstarken Persönlichkeit Dr. Heims nicht so rasch vorübergehen wollen. Wenn man's im eigenen Lager nicht mehr genau weiß: anderswo weiß man, wer die bayerischen Bauern beim Zentrum gehalten hat, als der Bauernbund in die festgeschlossenen Hürden einfiel und den sichersten Besitz des Zentrums gefährdete. Der Bauernbund lehrte die Bauern, daß es zum Leben nicht genüge, die Gebote des Herrn Pfarrers zu befolgen und Zentrum zu wählen, sondern daß auch den Bauer ein gutes Leben erfreut. Das predigten die Agitatoren und lockten damit die rabiat gemachten Bauern von dem Pfarrer weg, und im ganzen Land hieß es: Vivat hoch der Bauernbund! Höchst betreten sahen die akademisch gebildeten Zentrumsführer diesem Treiben zu, bis ein temperamentvoller und kluger fränkischer Reallehrer sich einen Mut faßte, zu den Bauern ging und

sagte: Der Bund hat schon recht; der Bauer soll gut leben und er lebt jetzt elend. Aber sagt euch der Bund auch, wie ihr es anfangen sollt, wohlhabender und gescheidter und zufriedener zu werden? Nein. Die Bündler sind Sprüchmacher. Bleibt beim Zentrum; dann will ich schon für euch sorgen! — Und dann wurde aus diesem Reallehrer der fabelhaft erfolgreiche Organisator der landwirtschaftlichen Produktion und des Absatzes landwirtschaftlicher Produkte. Mit dem niederen Klerus zusammen hat er den Bauern gezeigt, wie es nicht genug ist, nur die Ablösung der Bodenzinse zu fordern, sondern wie es nötig ist, sich zu vereinigen und unter eigener Verantwortung den Profit aus der Vereinigung zu sichern. Die Bauern kamen bald zu ihm, und sie sind bei ihm geblieben. Zu ihm — das hieß damals: Rückkehr zum Zentrum. Also eine Lebensfrage.

Tantae molis erat .... Die landwirtschaftliche Technik und die Gebräuche des Handels mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen waren in Bayern noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit äußerst primitiv, und es bedurfte schon großer Klugheit und Festigkeit, um alte Vorurteile zu zerschlagen, ohne die Bauern kopfscheu zu machen. Aus den kleinsten Anfängen heraus hat Dr. Heim mit den Bauern Organisationen geschaffen; erst für die Ärmsten, dann auch für die, denen es besser ging. Unter dem Schutze der neuen protektionistischen Wirtschaftspolitik des Reiches konnten sich die Organisationen gut entfalten, und heute ist die Zentrale in Regensburg ein Riesenbetrieb von internationaler Berühmtheit. Das hat nun Dr. Heim nicht alles allein gemacht, aber den Grund hat er gelegt, und die Basis war vortrefflich. Er verstand es trotz aller Selbsthilfe auch sehr gut, die Regierung für seine Organisation zu benützen und dabei doch immer mit möglichst lauter Stimme zu sagen: Wir kümmern uns um niemand, wir haben alles aus uns selbst geschaffen und wollen keine Hilfe vom Staat. Das verstärkte den Respekt der Bauern vor dem Bauerndoktor, und er festigte seine Position in der Kammer, wo er mit großer Geringschätzung von den „gewappelten" Landwirten sprach, die sich der Regierung ausliefern. Hat nun Dr. Heim sich so viele Jahre lang geplagt, um ein reicher Privatier zu werden? Gewiß nicht. Vielmehr darf man nicht vergessen, daß dieser Zentrums-Mann, der an und für sich wohl kein fanatischer Katholik ist (und der wohl ebenso wie Lueger zum Klerikalismus kam: infolge der Dummheit liberal-demokratischer Zeitgenossen), das große Werk ausgeführt hat nicht aus Erwerbssinn oder aus Ehrgeiz oder aus Streberei, sondern deshalb, weil er die Bauern „seiner" Partei wieder gewinnen und für die Zukunft sichern wollte. Solche Sicherung der bayerischen Bauern vollzieht sich nun einmal, trotz unbestreitbarer Frömmigkeit und Naivität, am besten durch wirtschaftliche Hilfeleistung, denn ohne sie vermag auch der festeste Glaube an die Kirche und ihre politische Organisation:

das Zentrum, in kritischen Zeiten einmal wankend zu werden; das hatte die Bauernbundsbewegung gezeigt. Auf die Weise ist es Dr. Heim gelungen, sein altruistisches Ideal zu verwirklichen: aus dem alten feudal-konservativen Zentrum eine agrarische Volkspartei mit demokratischen Allüren zu machen, so zwar, daß die Angliederung auch der Industriearbeiter prinzipiell ohne Schwierigkeiten vor sich gehen konnte. Und was wir jetzt in Regensburg sehen, ist im Interesse des Zentrums und der Kirche gegründet worden, wenn auch nicht im Interesse der adeligen Großgrundbesitzer und patriarchalischen Domherren, die der Partei angehören. Natürlich ist das ganze Unternehmen im Laufe der Zeit trotzdem immer mehr zum „Geschäft" geworden, und deshalb wird es auch ohne Edelmut betrieben (worüber sich manche gewundert haben); es ist aber auch in gleicher Weise immer selbständiger und unabhängiger geworden (wie es mit den freien Gewerkschaften im Verhältnis zu der sozialdemokratischen Partei gegangen ist). Während nun für Dr. Heim die klerikale Grundtendenz immer bestimmend blieb — er läßt in Regensburg die Bauernburschen Orgel spielen und Gemeindeschreiberdienst lernen, damit die Pfarrer von den bis dato noch unentbehrlichen, aber vielfach „unbotmäßigen" Lehrern sich emanzipieren können —, wollte die kolossale Position, die dieser Laie da besaß, nicht allen Parteifreunden gefallen. Die sahen, wie sein Einfluß auf die Bauern, auf die Landpfarrer immer größer wurde, sie sahen, wie der eine Mann, der vom Parteiprogramm nicht viel hielt, auch nach „oben" immer mehr Macht bekam, wo er bekanntlich nicht gerade besonders korrekt, sondern eher ruppig, ja taktlos aufzutreten liebte, und ihnen wurde der Bauerndoktor umso suspekter, je öfter er gegen solche Programmforderungen des Zentrums Sturm lief, die den „Großen" nützen sollten. Die letzten Jahre waren ja erfüllt von den Gegensätzen zwischen Dr. Heim und seinen mächtigen Widersachern; es ist überflüssig, in diesem Zusammenhange viel davon zu sprechen. Die Gegner Dr. Heims konnten eben die Besorgnis nicht loswerden, er könne einmal seine Selbständigkeit und seine Macht auf die Bauern dazu benützen, den Einfluß der Geistlichkeit auf die auch als Wähler sehr wichtigen Gemeindemitglieder auszuschalten. Und so kam das, was man nach berühmten Mustern etwa als den Streit zwischen Regensburg und Passau bezeichnen kann. Man weiß nicht, wer in diesem Streit schließlich Sieger bleiben wird. Gesünder ist Passau. Man weiß aber, daß die katholische Kirche so groß geworden ist, weil sie jeden ihr geleisteten Dienst als selbstverständlich, weil sie kein noch so großes Opfer als dankwürdig erachtet. Danach muß man die, sonst unbegreiflichen, Härten des innerparteilichen Konflikts richtig einschätzen; danach ist aber auch zu verstehen, weshalb sich Dr. Heim von der undankbaren Partei, der er sozusagen das Leben gerettet hatte, nicht lossagt — trotz aller Provo-

kationen, trotz klarer Erkenntnis eines unhaltbaren Zustandes. Ihn fesselt — abgesehen von der Macht, die selbst noch angefochtene Führerschaft einer gewalttätigen Partei nach außen verleiht — jener Geist bedingungsloser Unterordnung, der in der katholischen Kirche herrscht, mit dem sich auch die eigenwilligsten Getreuen erfüllen, der freilich energische Naturen am Ende — zerbrechen wird.

Dr. Heim ist im Laufe der letzten Jahre mürbe geworden. Wenn er noch im Reichstag als offizieller Redner der Zentrumsfraktion klug und schlagfertig über Teuerung sprach, oder wenn er sich im bayerischen Landtag mit scharf geschliffenen Anträgen gegen übermäßige Fideikommißbildung wandte (nicht ohne die Absicht, werte Parteifreunde gründlich zu ärgern!) — er war doch haltlos geworden. Zu einer anderen Partei konnte er nicht gehen — es hätte ihn schließlich wohl auch keine mehr gern angenommen — und in der eigenen Partei, für die er seine Gesundheit ruiniert hatte, stand er isoliert da. So oft er von den Bauern kam, die ihm zugejubelt hatten, mußte er in der Prannerstraße wahrnehmen, daß er, auf den die Seinen so unmenschlich stolz gewesen waren, den Boden unter den Füßen verloren hatte. Ob er nun für oder gegen die eigene Partei sprach — schließlich nützte es nicht mehr viel, es schadete auch nicht mehr viel. Passau ist gesünder. Dr. Heim ließ sich, um Eifer zu zeigen, noch bis in die letzte Zeit vorschicken gegen andere Parteien, wo kein anderer sich traute, und er legte dann mit allem Feuer, aller Gehässigkeit, aller Rücksichtslosigkeit und Lieblosigkeit los; aber er war wehrlos, wenn ihn einer auf der Linken höhnisch fragte: für wen er sich denn gar so sehr anstrenge.

Doch bei den Neuwahlen, die nun gegen seinen Willen provoziert wurden, da wäre der Dr. Heim noch einmal gut und recht gewesen, da hätte man ihn sogar im Niederbayerischen nicht ungern reden lassen. Denn so viel beweisen wie der Dr. Heim tut nicht leicht ein Zweiter, und so viel wie dem Dr. Heim glauben die Leute in Stadt und Land nicht leicht einem Zweiten. Er hätte den Bauern die peinliche Reichsfinanzreform, die neuen bayerischen Steuern, die Erhöhung der Beamtengehälter, die Bierpreiserhöhung und andere unpopuläre Gegenstände plausibel, hätte sie gegen die „anarcho-monarchistische" Regierung recht scharf gemacht und sich, unbekümmert um einige unschöne Reminiszenzen, als den wahren Hüter bedrohter Kronrechte ausgegeben.

Die in den letzten Jahren kolossal gesteigerte Agitationskraft der Liberalen und Sozialdemokraten hat nur **einen** wirklich gefährlichen Gegner: Dr. Heim. Läßt er, der scheinbar so Harte und Unerschütterliche, in Wirklichkeit aber so Weiche und Nachgiebige, sich diesmal nicht wieder vor den Wagen spannen, den er früher einmal aus dem Morast gezogen hat, und auf dessen Kutscher-

doch Einer mit der Peitsche sitzt, dann steht es nicht gut um das Zentrum im bevorstehenden Wahlkampf. Dann könnte die gegenwärtige Krisis zu jener gründlichen Umgestaltung der politischen Verhältnisse führen, die von Vielen als Voraussetzung zu einer glücklichen Entwicklung Bayerns angesehen wird.

München, 23. November 1911.

Hungernde Kinder.

Man braucht nicht sentimental zu sein, um bei der Vorstellung, die diese beiden Worte wachrufen, ein gewisses Unbehagen zu empfinden. Gibt's wirklich in unserer kinderfreundlichen Zeit, da man alles Schöne ins Leben der jungen Generation hineintragen möchte, noch Kinder, denen dauernd das Allernötigste, das Brot, mangelt?

Lehrer und Ärzte wissen schon lange, daß diese Frage zu bejahen ist, sie wissen, daß Hunderte von hungernden Kindern alltäglich in unsern stolzen Schulpalästen sitzen — arme kleine Märtyrer, für die kein Tisch gedeckt ist, die ohne Frühstück zur Schule kommen, die auch mittags keine warme Mahlzeit zu erwarten haben. In den Kreisen der Schulmänner empfand man nicht allein seit langem tiefes Mitleid mit diesen armen Kindern, man erkannte auch frühzeitig den verhängnisvollen Einfluß, den die dauernde Unterernährung auf die geistige Aufnahmefähigkeit der Schuljugend ausübt; man sah ein, daß es absurd ist, von schlecht genährten, schwächlichen Schülern den gleichen Eifer, die gleichen Leistungen zu verlangen, wie von ihren kräftigen, gut genährten Kameraden.

Diesem Gedanken gab zum Beispiel Professor Ziegler auf der Lehrerversammlung 1906 in München Ausdruck, wenn er sagte: „Vor allen Dingen denke ich an die vielen bettelarmen Kinder, die in der Schule verkümmern, nicht weil sie weniger begabt sind, sondern weil es ihnen am Notwendigsten, am Essen und Trinken mangelt."

In der breiten Öffentlichkeit gewann die ganze Frage erst Interesse, als Helene Simon im Jahre 1907 mit ihrer epochemachenden Schrift „Schule und Brot" sich, wie sie sagte, an die weitesten menschlichen Sympathien, an die Herzen aller Eltern, aller Kinderfreunde wandte.

Im Jahre 1909 beschäftigte sich die Zentralstelle für Volkswohlfahrt auf ihrer dritten Konferenz in Darmstadt eingehend mit der traurigen Tatsache der Unterernährung eines großen Teils unserer Schuljugend.

Darüber nun, wie die einschlägigen Verhältnisse hier in München liegen, mögen im folgenden die Beobachtungen Aufschluß geben, die der Verfasser im Verein mit Studienlehrer Landauer in zwei hiesigen Volksschulen gemacht

hat. Wir hatten uns zunächst die Aufgabe gestellt, zu erforschen, inwieweit der Ernährungszustand der Volksschüler vom sozialen und wirtschaftlichen Milieu beeinflußt wird, in dem die Kinder aufwachsen.

Natürlich wäre es zur Entscheidung dieser Frage wünschenswert gewesen, wenn wir unsere Untersuchungen an zwei Schulen hätten anstellen können, von denen die eine ausschließlich von gutsituierten, die andere eben so ausschließlich von armen Kindern besucht worden wäre. Dies war praktisch nicht erreichbar, und so wählten wir zu einem Vergleich einerseits die zentral gelegene und wenigstens zum Teil von gutsituierten Kindern besuchte Domschule, anderseits die an der Peripherie der Stadt gelegene, fast ausschließlich von Arbeiterkindern besuchte Guldeinschule.

Von der Lokalschulkommission wurde uns in bereitwilligster Weise die Ausführung unserer Untersuchungen gestattet.

Die Lehrer und Lehrerinnen der beiden Schulen übernahmen, nachdem sie entsprechend von uns instruiert worden waren, die Durchführung der Wägungen und Messungen, sowie zum Teil auch die Berechnungen. Ohne diese überaus wertvolle tatkräftige Hilfe des Lehrpersonals wäre uns die Durchführung unserer Arbeit unmöglich gewesen.

Zunächst dürften nun die Ergebnisse interessieren, die sich aus dem Gewicht, der Länge, dem Brustumfang und dem Zentimetergewicht ableiten lassen. Unter der letzteren Bezeichnung versteht man das Verhältnis von Gewicht zu Länge. Um dieses Zentimertergewicht festzustellen, das heißt um zu erfahren, wie viel Gramm Körpergewicht auf 1 cm Länge treffen, haben wir jeweils Länge in Gewicht dividiert und zwar mit Hilfe von Tabellen, die Landauer entworfen hatte und die die Arbeit bedeutend vereinfachten.

Es mußte uns daran gelegen sein, die von uns gefundenen Zahlenwerte einem möglichst großen Vergleichsmaterial gegenüberzustellen. Dieses Material bot sich uns in den Vierordtschen Tabellen, die eine Zusammenstellung aller in der in- und ausländischen Literatur verzeichneten Messungen und Wägungen bringen. Wir faßten sämtliche bei Vierordt für die jeweilige Altersklasse publizierten Daten über Gewicht, Länge und Brustumfang zusammen und bestimmten aus den so erhaltenen Zahlenreihen jeweils die Mittelwerte. Diese betrachteten wir als Normalwerte und legten sie als Maßstab an die bei unserer eigenen Arbeit gewonnenen Werte an. Ein Beispiel soll die Art unseres Vorgehens illustrieren: Für Mädchen im sechsten Lebensjahr berechnet sich aus den Vierordtschen Tabellen ein Gewicht von 20 kg; aus unseren Tabellen ergibt sich, daß in der Guldeinschule von 33 sechsjährigen Schülerinnen nur 11 ein Gewicht von 20 kg und darüber erreichten. Wir gaben demnach an, daß von den 33 sechsjährigen Mädchen in der Guldeinschule nur 11 = 33% das normale Gewicht besitzen. Ebenso gingen wir bei Länge, Brustumfang

und Zentimetergewicht vor. Die so erhaltenen Resultate sind in Tabelle I zusammengestellt.

Tabelle Ia Knaben.

Das Durchschnittsgewicht resp. Länge, Brust usw. haben erreicht od. überholt in Proz.

Alter	Absolute Zahl der Fälle		Gewicht in %		Länge		Brust		Zentimetergewicht	
	Domschule	Guldeinschule	Domschule	Guldeinschule	Domschule	Guldeinschule	Domschule	Guldeinschule	Domschule	Guldeinschule
6 Jahre	42	42	21,4	14,3	81	35,7	85,7	73,8	11,9	7,1
7 "	34	115	38,2	25,2	47,1	37,4	82,3	71,3	47,1	21,7
8 "	59	115	45,8	18,3	61,0	31,3	74,6	67,8	33,9	21,7
9 "	46	53	60,9	22,6	67,4	30,2	76,1	62,3	52,2	26,4
10 "	52	126	42,3	23,8	51,9	31	63,5	47,6	36,5	22,2
11 "	29	46	41,4	34,8	51,7	50	41,4	52,2	41,4	32,6
12 "	36	66	30,6	21,2	41,7	25,8	66,7	48,5	27,8	18,2
13 "	32	45	37,5	28,9	37,5	37,8	34,4	40	34,4	24,4
14 "	24	43	29,2	23,3	41,7	27,9	—	—	25	18,6
Durchschnitt	354	651	38,6	23,6	53,4	34,1	65,6	57,9	34,5	21,4

Tabelle Ib Mädchen.

Alter	Absolute Zahl der Fälle		Gewicht in %		Länge		Brust		Zentimetergewicht	
	Domschule	Guldeinschule	Domschule	Guldeinschule	Domschule	Guldeinschule	Domschule	Guldeinschule	Domschule	Guldeinschule
6 Jahre	15	33	40	33	53,3	39,4	40	45,5	26,7	24,2
7 "	34	107	44,1	20,6	55,9	20,6	58,8	29	47	23,4
8 "	40	85	37,5	34,0	27,5	28,2	50	22,3	45	18,8
9 "	53	71	49,1	19,7	41,5	28,2	43,4	33,8	62,3	15,5
10 "	45	152	48,9	16,4	64,4	31,1	31,1	24,3	35,6	14,5
11 "	40	71	42,5	16,9	70	36,7	40	8,5	30	18,3
12 "	54	53	55,6	34,0	53,7	47,2	57,4	17	50	24,5
13 "	33	49	51,5	34,7	45,5	36,7	51,5	8,0	54,5	32,7
14 "	23	17	65,2	29,4	52,2	47	—	—	60,9	35,3
Durchschnitt	337	638	48,3	26,5	51,6	35,0	46,5	23,5	45,8	23,0

Man sieht aus dieser Tabelle, daß, wie schon erwähnt, von den sechsjährigen Schülerinnen der Guldeinschule 2/3 als unterernährt bezeichnet werden müssen.

In manchen Altersklassen steigt in dieser Schule der Prozentsatz der Unterernährten noch weit höher, nämlich auf 83—84%, so zum Beispiel im

zehnten Lebensjahr, wo nur 16,4% aller Mädchen das normale Gewicht aufweisen.

Dieselben betrübenden Verhältnisse zeigen sich auch in bezug auf Länge, Brustumfang und Zentimetergewicht. Von allen Schülerinnen der Guldeinschule hatten insgesamt

26,5% der Kinder das normale Gewicht
35,0% „ „ die normale Länge
23,5% „ „ den normalen Brustumfang
23,0% „ „ das normale Zentimetergewicht.

Ganz ähnliche Zustände sind in dieser Schule auch bei den Knaben zu verzeichnen.

Tabelle IIa Knaben.

Vergleich der Berliner Gymnasien und höheren Mädchenschule (Rietz) mit Guldeinschule.

Alter	Gewicht		Länge		Zentimetergewicht	
	Rietz	Guldeinschule	Rietz	Guldeinschule	Rietz	Guldeinschule
6 Jahre	22,3	19,0	118,3	109	189	174
7 „	23,7	20,4	122,0	113,3	194	179
8 „	26,1	21,9	127,3	118	205	186
9 „	27,8	24,0	131,2	122	212	196
10 „	30,6	26,1	135,7	128,5	225	202,5
11 „	33,1	29,2	139,5	134	237	217
12 „	37,1	30,1	145,1	136	256	221
13 „	41,6	33,5	150,6	141,4	276	237
14 „	46,1	37,5	156,0	146,7	296	254

Tabelle IIb Mädchen.

Alter	Gewicht		Länge		Zentimetergewicht	
	Rietz	Guldeinschule	Rietz	Guldeinschule	Rietz	Guldeinschule
6 Jahre	22,5	18,5	119	108,8	189	170
7 „	24,3	19,1	122,7	111,9	198	171
8 „	26,1	21,1	127,2	116,8	204	180
9 „	27,8	23,0	131,0	122,0	212	188
10 „	32,1	25,3	135,7	126,5	236	198
11 „	34,4	27,2	141,2	129	244	206
12 „	40,5	31,1	147,8	138,6	274	223
13 „	43,1	34,9	152,1	143,1	283	243
14 „	49,7	41,3	156,6	151,8	317	271

Haben wir in Tabelle I nur die Zahl der unterernährten Kinder berücksichtigt, so soll Tabelle II zeigen, um wie viel der Durchschnitt der ganzen Schule in bezug auf Gewicht, Länge und Zentimetergewicht hinter der Norm zurücksteht.

Um diese Frage möglichst genau zu entscheiden, griffen wir aus dem großen Vierordtschen Sammelmaterial eine einzelne Arbeit heraus, die uns als Maßstab für die unsere besonders wertvoll erschien, weil sie ausschließlich Untersuchungen an Kindern aus wohlhabenden Kreisen umschließt.

Es handelt sich um Messungen und Wägungen, die Rietz in Berliner Gymnasien und höheren Mädchenschulen ausgeführt hat.

Tabelle II zeigt den Unterschied, der in den absoluten Gewichten, in der Länge und im Zentimetergewicht bei einem Vergleich der Rietzschen Daten mit unseren Beobachtungen in der Guldeinschule zutage tritt. Man ersieht aus dieser Tabelle, daß unser Material hinter dem von Rietz beobachteten an Gewicht wie an Länge bedeutend zurücksteht. In bezug auf das Zentimetergewicht bleiben die Knaben aus der Guldeinschule im Durchschnitt um 11,4%, die Mädchen um 16,4% hinter den von Rietz beobachteten Kindern zurück. Bezüglich des Gewichts bleiben die Kinder aus der Guldeinschule durchschnittlich um zwei Jahre hinter dem Rietzschen Material zurück, das heißt die von Rietz beobachteten zehnjährigen Kinder wiegen so viel wie unsere zwölfjährigen. Hätten wir in Tabelle I statt der Mittelwerte aus dem gesamten Vierordtschen Material die von Rietz gefundenen Werte eingestellt, so würde unser Material noch viel schlechter abschneiden. Beispielsweise würden sich unter den sechsjährigen Schülern der Guldeinschule statt 14,3%, die wir berechneten, nur 2,4% normal ernährte Kinder feststellen lassen. Unter den siebenjährigen Schülern der gleichen Schule fanden wir beim Vergleich mit dem Vierordtschen Gesamtmaterial 25,2% normal ernährte Kinder — am Material von Rietz gemessen, würden nur 7—8% diese Bezeichnung verdienen.

In der Domschule liegen die Verhältnisse besser.

Von allen Schülerinnen hatten hier

48,3% das normale Gewicht,
51,6% die normale Länge,
46,5% den normalen Brustumfang,
45,8% das normale Centimetergewicht.

Und ganz ähnliche Verhältnisse ergaben sich auch bei den Knaben in dieser Schule. Den günstigsten Ernährungszustand weisen die Schüler hier zwischen dem siebenten und zehnten Lebensjahre auf, was im Zentimetergewicht besonders deutlich zum Ausdruck kommt. Vom zehnten Lebensjahr ab werden die Verhältnisse erheblich schlechter, zweifellos deshalb, weil

um diese Zeit die Söhne der wohlhabenden Eltern aus der Volksschule scheiden und in die Mittelschulen eintreten. Halten wir diese Tatsache fest, vergegenwärtigen wir uns ferner nochmals den Unterschied in den Verhältnissen zwischen der zum Teil von wohlhabenden Kindern besuchten Domschule und der, ausschließlich von Arbeiterkindern frequentierten Guldeinschule, so kommen wir zur Überzeugung, daß der Ernährungszustand der Schüler unmittelbar beeinflußt wird von der wirtschaftlichen Lage der Eltern.

Diese Tatsache geht besonders klar hervor aus dem Vergleich der Beobachtungen von Rietz mit unsern traurigen Resultaten aus der Guldeinschule.

Diese letztere Schule dürfen wir aber als den Typus einer Vorstadtschule betrachten und so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir behaupten, daß die Schüler der sämtlichen peripher gelegenen Münchner Volksschulen in außerordentlich schlechter körperlicher Verfassung sich befinden. Ganz gewiß wird der konstatierte ungenügende Allgemeinzustand dieser Kinder nicht allein von der mangelnden Nahrungszufuhr bedingt, sondern es wirken hier noch andere Faktoren mit, vor allem der Einfluß schlechter Wohnungsverhältnisse, das Fehlen körperlicher Pflege. Den Hauptgrund aber müssen wir trotzdem in der Unterernährung suchen. Die eingehenden Untersuchungen, die Dr. Else Konrad in zweiundzwanzig Münchner Arbeiterfamilien angestellt hat, gaben ein Bild von der dürftigen, oft völlig unzureichenden Art der Ernährung, die hier herrscht und die in eine wahre Hungerdiät sich wandelt, sobald Krankheit oder Arbeitslosigkeit den Ernährer treffen. Zu den gleichen Resultaten kam auch kürzlich Dr. Freudenberger bei seinen trefflichen Beobachtungen über die Ernährungsverhältnisse tuberkulöser Arbeiter.

Man könnte nun einwenden, daß also die Unterernährung unserer proletarischen Volksschüler nur ein einzelnes Glied darstelle in der großen Kette sozialer Mißstände und daß es darum unnütz sei, gerade diesen einen Übelstand herauszuheben, um ihn zu bekämpfen.

Betrachten wir uns doch diesen Übelstand etwas näher, ehe wir so kühl und ruhig über die Tatsache weggehn, daß etwa zwei Drittel der Kinder in unsern Vorstadtschulen jahraus jahrein Hunger leiden. Wohl hat bei vielen dieser armen Kinder die Gewöhnung das Hungergefühl abgestumpft, aber niemals vermag sie die Mattigkeit, die Scheu vor körperlicher und geistiger Anstrengung zu tilgen, die das hungernde Kind so traurig von seinen frischen, wohlgenährten Kameraden unterscheiden.

Die oben angeführten Worte Zieglers wird jeder erfahrene Schulmann unterschreiben. Jeder Lehrer weiß, wie sehr Intelligenz, Aufnahmsfähigkeit und Fleiß unter dem Hunger leiden. Ebenso wie auf die geistigen Fortschritte wirkt die dauernde Unterernährung im Kindesalter auf die körperliche Entwicklung. Als Folgeerscheinungen chronischen Hungers haben

wir im vorstehenden das Zurückbleiben im Wachstum, das ungenügende Körpergewicht und die mangelhafte Entwicklung des Brustkorbs kennen gelernt. — Das alles sind bedenkliche Erscheinungen, die zu einer Schwächung des Organismus führen, die ihn mit der Zeit widerstandslos machen gegen schädliche Einflüsse aller Art.

So kommt es, daß gerade aus diesen schwachen, elenden Kindern die traurige Schar der Tuberkulosen sich immer wieder erneuert. Manche Lungenheilstätte für Arbeiter würde überflüssig werden, wenn unsere Schuljugend nicht mehr hungern müßte. „Die Entartungsfrage ist eine Ernährungsfrage". — Dieser Satz, den eine englische Kommission aufstellte, besteht meiner Meinung nach zu Recht und gilt ganz besonders für jugendliche wachsende Individuen.

Die Ernährungsverhältnisse unserer Schulkinder müssen in erster Linie verbessert werden, wenn es gilt, das schlimmste Schicksal abwenden zu helfen, das die junge Generation und damit die Zukunft des Volkes bedroht, wenn man der Entartung steuern will.

Der Gedanke, daß die Schule für diejenigen Kinder Brot schaffen müsse, die von Hause hungrig weggeschickt werden, ist sehr alt; aber er hat noch immer nicht vermocht sich genügend Bahn zu brechen, wenigstens nicht in Deutschland.

Im Ausland, besonders in Frankreich, ist man uns in dieser Beziehung voraus. Paris, dessen Bestrebungen im Dienst der Säuglingsfürsorge für uns vorbildlich waren, kann auch den Ruhm beanspruchen, daß es unter allen Städten der Welt die bestorganisierte und die am großartigsten unterstützte Schulspeisung besitzt. Die Zahl der Kinder, die an der Schulspeisung in Paris teilnehmen, beträgt im Mittel 52%; in einem Bezirk werden 88% Prozent aller Schulkinder öffentlich gespeist.

Hier in München erhielten bis jetzt teils durch die „Loge zur Kette" teils aus städtischen Mitteln jährlich 230 Kinder ein warmes Frühstück. 1602 Kinder nahmen an der Mittagsspeisung in den zweiundzwanzig hier bestehenden Suppenanstalten teil.

Bedenken wir, daß zirka achtundsechzigtausend Kinder die Münchner Volksschulen besuchen und daß von diesen Kindern ein großer Teil unterernährt ist, so müssen wir zugeben, daß die Zahl der aus öffentlichen Mitteln gespeisten Volksschüler außerordentlich gering ist.

Die Tatsache, daß so wenig Eltern um Speisung für ihre Kinder nachsuchen, darf nicht etwa als günstiges Zeichen für die finanzielle Lage unserer Arbeiterschaft aufgefaßt werden; sie ist vielmehr nur ein erneuter Beweis dafür, wie schwer die Leute sich zu einer Bitte um Unterstützung aus öffentlichen Mitteln entschließen.

Eine ganz charakteristische Erfahrung hat man, wie Helene Simon berichtet, in dieser Beziehung in einem Londoner Distrikt gemacht. Dort nahm eines Tages der Schulspeiseverein die Hilfe der Armenaufseher in Anspruch. Daraufhin wiesen dieselben Eltern, die sich vorher als arm und unfähig zur häuslichen Speisung ihrer Kinder bezeichnet hatten, voll Entrüstung die Idee zurück, daß sie unterstützungsbedürftig, oder ihre Kinder schlecht ernährt wären. Bisher hatte man sie in dem Glauben gelassen, ihre Kinder könnten für 5 Pfennig pro Kopf gespeist werden. Dieses Geld hatten sie aufgebracht — Armenunterstützung wollten sie nicht. Derartige Fingerzeige werden zu beachten sein; alles was an Almosen erinnern könnte, wird peinlich vermieden werden müssen, wenn es einmal gelingt, bei uns eine Schulspeisung im großen Stil einzuführen. Noch scheint dieses Ziel weit entfernt und doch ist der erste kleine Schritt nach vorwärts schon getan.

In einem Referat in der Lokal-Schulkommission verlas Oberstudienrat Kerschensteiner die Urteile der verschiedenen Oberlehrer über den Einfluß der Frühstücksgabe auf die Leistungen der Kinder: sie lauteten ausnahmslos überaus günstig.

Auf Kerschensteiners warmherzige Befürwortung hin beschlossen Magistrat und Kollegium in dankenswerter Weise, das Budget für Frühstücksabgabe von 700 Mark auf 1600 Mark zu erhöhen.

Auf diesem Weg müßte man weiter schreiten, er wird schließlich dahin führen, daß **alle Kinder, die aus irgend einem Grunde** vom Hause hungrig weggeschickt werden, in der Schule zu essen bekommen. Damit wird dann endlich eine dringende Forderung der Menschlichkeit erfüllt werden. Nahrung muß bereit sein für alle, die Hunger haben: gegen Entgelt für diejenigen, die eine Entschädigung leisten können — unentgeltlich für die Ärmsten. Und nicht kleinlich darf man vorgehen beim Aussuchen dieser letztern Kategorie!

Gewiß müssen diejenigen Eltern zur Zahlung herangezogen werden, die imstande sind, sie zu leisten; aber man soll nicht allzupeinlich untersuchen, ob die und die Mutter nicht schließlich doch ein warmes Essen zubereiten könnte. Damit wird man nur erreichen, daß das Kind weiter hungert. Sogar, wenn die Recherchen ergeben würden, daß der Vater ein Trinker ist und daß nur deshalb die Einnahmen nicht für eine richtige Ernährung der Familie ausreichen, dürfte man meines Erachtens die Kinder nicht von der Speisung ausschließen. Die Barbarei, ein unschuldiges Kind hungern zu lassen, kann man doch wirklich nicht dadurch beschönigen, daß man sie als eine Art Strafe für den unwürdigen Vater hinstellt!

Auch die sogenannte Würdigkeit der Kinder selbst darf keine Rolle spielen. **Jedes Kind ist würdig, sich satt zu essen!** In wie vielen Fällen

resultiert die sog. Unwürdigkeit, vor allem das schlechte Lernen, aus den mißlichen häuslichen Verhältnissen! Ein Kind, das zu Hause kleine Geschwister hat warten müssen und dann hungrig weggeschickt worden ist, stürzt sich nicht mit Eifer auf die gebotene geistige Kost — Brot wäre ihm lieber und zunächst auch nötiger, und so lautet unsere Forderung, wie die von Helene Simon: Erst Brot, dann Schule.

Man braucht, wie der englische Minister Birrel sagte, durchaus kein Anhänger der Phrase von den Staatskindern zu sein, um zu verlangen, daß die Schule die Speisung der Kinder übernimmt, und zwar unentgeltlich in allen Fällen, in denen die Eltern nicht zahlen können.

Gegen derartige Vorschläge ist schon der Einwand erhoben worden: die Schulspeisung bedeutet einen Eingriff in die Pflichten wie in die Rechte der Eltern, sie zerstört das Familienleben. Das sind Worte — nichts weiter.

Die erwähnten Pflichten können ja in so vielen Fällen nicht erfüllt, und die Rechte darum nicht in Anspruch genommen werden!

Wenn Vater und Mutter auswärts arbeiten, indes die kleineren Kinder in Krippen und Kindergärten untergebracht sind, wird man kaum das Familienleben dadurch zerreißen, daß man die größern Kinder in einem gemütlichen Raum sammelt und ihnen zu essen gibt.

Ich zweifle keinen Moment daran, daß die Möglichkeit, die Kinder gegen Entgelt an der Speisung teilnehmen zu lassen, mit der Zeit auch von vielen wohlhabenden Eltern ergriffen werden würde und sicher zum Nutzen der Kleinen.

Jeder Arzt kennt die Klagen vieler Mütter darüber, daß die Kinder nur Sonntags ordentlich frühstücken; unter der Woche sei die Angst vor dem Zuspätkommen so groß, daß man sie weder mit Güte noch mit Strenge zum Essen veranlassen könne.

Diese Eltern würden es sicher gern sehen, wenn ihre Kleinen in der Schule ruhig und ohne Aufregung frühstücken könnten. Ganz ausgezeichnet würde sich das Essen mit gleichaltrigen Kameraden bei den vielen nervösen, speziell den einzigen Kindern bewähren, die zur Verzweiflung ihrer Eltern an ständiger Appetitlosigkeit leiden.

Zurzeit scheitert die Einführung einer allgemeinen Schulspeisung vor allem an dem Mangel an entsprechenden Räumen. In Zukunft müßte man beim Bau von neuen Schulhäusern große Speisesäle vorsehen. Vielleicht ließen sich ohne erhebliche Kosten die Kellerräume für diese Zwecke ausnützen.

Die Zubereitung der Speisen könnte vielleicht nach dem Muster von Charlottenburg in einer Zentralküche vorgenommen werden.

Diese Fragen und viele andere, die ins Detail gehen, sollen hier nicht erörtert werden. Zunächst handelt es sich nur um prinzipielle Fragen, und

dazu möchte ich die Anregung rechnen, die ganze große Sache der Schulspeisung in weibliche Hände zu legen.

Natürlich müssen die Lehrer stets die Oberaufsicht behalten; aber Einkauf und Verwaltung der Vorräte, Zubereitung und Austeilung der Kost, Hilfe bei der Beaufsichtigung der speisenden Kinder — all das ist Frauenarbeit. Sicher wird man bezahlte Kräfte nicht entbehren können, aber ihnen muß ein ganzer Stab von freiwilligen Helferinnen zur Seite stehn.

Werden sich solche Helferinnen in genügender Anzahl finden? Ich hoffe ja. Es gilt hier ein schönes und dankbares Stück sozialer Arbeit zu leisten.

Hausfrauliche und mütterliche Talente können hier sich regen im Dienst einer großen Aufgabe. Nur durch die Mithilfe gebildeter Frauen und Mädchen wird es gelingen, einer Speisung im großen Stil jedes Gepräge von Armenhaus oder Kaserne zu nehmen, und die Kinder beim Essen nicht allein satt, sondern auch froh zu machen, einen wohltuenden pädagogischen Einfluß auf sie zu üben.

Vielleicht würde das Institut für soziale Arbeit hier ein neues fruchtbares Feld für seine Tätigkeit finden.

Um eine Kontrolle über das Gedeihen der Kinder zu gewinnen, ist es unbedingt notwendig, regelmäßige Wägungen vorzunehmen.

Wenn auch zweifellos sehr viele Eltern gern und willig den nötigen kleinen Beitrag für die Speisung ihrer Kinder zahlen werden, so wird doch immer noch eine große Schar von mittellosen Kindern bleiben, die unentgeltlich gespeist werden müssen. Daraus werden der Allgemeinheit große Kosten erwachsen.

Das Geld für Schulspeisungen im großen Stil wird zu haben sein, sobald in Köpfen und Herzen der Gedanke Wurzel geschlagen hat, daß es barbarisch und eines Kulturvolks völlig unwürdig ist, unschuldige Kinder hungern zu lassen; sobald wir ferner recht verstanden haben, wie sehr außer der Menschlichkeit auch die staatserhaltende Klugheit hier gebieterisch gründliche Abhilfe fordert.[1]).

In Berlin wandte man bis zum Jahre 1907 nur 3000 Mark jährlich für Schulspeisungen auf, um diese Zeit weckte Helene Simons anklagende Schrift Herzen und Gewissen, man bewilligte 25000 Mark und diese Summe wurde zwei Jahre später auf 100000 Mark und neuerdings auf

---

[1]) Leserinnen, die bei den Schulspeisungen helfen wollen, werden gebeten, sich an uns zu wenden. Um die Schulspeisungen in allen Orten, wo sie noch fehlen, zu organisieren, sind nicht nur Kräfte, sondern auch Mittel erforderlich; unser Verlag nimmt Beiträge, die mit der Aufschrift „Für die Schulspeisungen" zu versehen sind, entgegen, und wird über sie in unserer Zeitschrift quittieren. D. Red.

130000 Mark erhöht. Vielleicht ließen sich zweckmäßig auch bei uns nach dem Pariser Vorbild Schulkassen gründen, das heißt unter städtischer oder privater Verwaltung stehende Fonds, zu denen die wohlhabenderen Eltern beisteuern und die vor allem mit Stiftungen bedacht werden können.

Mit vollem Recht sagt Prof. Rubner, daß die Kosten für Schulspeisung immer noch mäßig wären im Vergleich zu den Summen, die für andere sanitäre Zwecke, Wasserversorgung, Kanalisation usw. aufgebracht werden müssen. Ganz gewiß aber ist keine sanitäre Maßnahme wichtiger und dringlicher als die Schulspeisung.

München.

Karl Oppenheimer.

Kirchenpolitische Briefe.

Die zwei Richtungen im Zentrum.

Es war am 20. Oktober des Jahres 1908. Der Kölner Kardinal und Erzbischof Fischer weilte zur Beschwörung des Orkans, der gegen die, in der Zentrumspartei herrschende, sogenannte Kölner Richtung drohte, in Rom. Da erhielt ein gleichzeitig in Rom anwesender Vertrauensmann dieser Richtung vom Generalsekretariat des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften Deutschlands folgendes vom 17. Oktober datiertes Schreiben:

„Die gestrige Konferenz mit Herrn Bischof Korum hat zu keinem Ergebnis geführt. Die Situation hat sich allerdings seit Ihrer Konferenz wieder etwas verschoben, und zwar reimen wir uns den Zusammenhang, auf Grund von Äußerungen in Trier und Saarbrücken wie folgt zusammen: Sie waren Dienstag, den 6. Oktober, in Trier. Mittwoch, den 7. und Donnerstag, den 8. Oktober erschienen in der Dr. Krückemeyerschen Zeitung die bekannten Artikel, in welchen am Schlusse zu Protestversammlungen gegen Giesberts aufgefordert wurde. Unsere Überzeugung ist, daß die Artikel von Trier aus inspiriert wurden. Damit glaubte man, Verwirrung unter unseren Mitgliedern anstiften zu können, die bei der gegenwärtigen Beitragsreorganisation den Gewerkverein christlicher Bergarbeiter außerordentlich schwer getroffen hätte. Wir veranstalteten vom 10. bis 15. Oktober im Saarrevier 51 Versammlungen mit 12—15000 Besuchern. Damit wurde das Gegenteil des „Berliner" Anschlages erreicht und unsere

Position bedeutend gefestigt. Offenbar hat diese Aktion Herrn Bischof Korum schwer geärgert, denn in der Besprechung, die 3¼ Stunden dauerte, zeigte er sich weniger entgegenkommend als Ihnen gegenüber. Die Absprechung der Katholizität in bezug auf die Gewerkschaften billigte Herr Korum auch uns gegenüber nicht; dagegen sagte er nichts davon, daß die Kanzel nicht zur Anti-Gewerkschaftsagitation gebraucht werden dürfe. Die Herren Pfarrer Stein und Treitz, die schon lange vor der angesetzten Zeit mit großen Mappen da waren, müssen Korum schwer bearbeitet haben: Kurz, Herr Bischof Korum sagte: So lange Herr Redakteur Meurer (Saarpost) und Hüskes im Saarrevier sind, gibt es keinen Frieden.

Im übrigen ist uns im Verlaufe der Aussprache erst richtig klar geworden, welch gewaltiger Gegensatz zwischen den schlaueren opportunistischen Kreisen — um das angefeindete Wort Modernismus nicht zu gebrauchen — und der doktrinären, weltfremden Richtung im deutschen Katholizismus besteht. Herr Korum ist in einer unbeschreiblichen Weise erbost, daß die von ihm vertretene Richtung in Deutschland als Schwärmerei behandelt wird und nirgends durchdringt. Er ärgert sich, daß auf den Katholikentagen die „Berliner" Resolutionen meist unter den Tisch fallen, andere aber erst völlig umgeändert zur Annahme gelangen. Gegen die Köln. Volkszeitung sagte er unter anderem: „Wäre ich, anstatt Bischof von Trier, noch Professor in Straßburg, so würde ich einen rücksichtslosen Kampf gegen die Köln. Volkszeitung führen. Wenn ich das Geld hätte, würde ich längst eine eigene Zeitung gegen die Köln. Volkszeitung gegründet haben. Es war eine Anmaßung ohnegleichen, daß auf der letzten Fuldaer Bischofskonferenz Herr Gröber den Bischöfen einen Vortrag hielt, was sie zu tun und zu lassen hätten. Ich mußte meine ganzen Tugenden zusammennehmen, um ruhig zuhören zu können. Für die Gladbacher Richtung existiert das Fuldaer Pastorale von 1900 gar nicht. Ebenso, wie im Mittelalter die Kirche das Zunftwesen beherrschte, müssen auch heute die katholischen Grundsätze wieder maßgebend werden."

Als wir ihm die harten Wirtschaftstatsachen auseinandersetzten, darauf hinwiesen, daß die größten Industrieländer (Vereinigte Staaten von Amerika,

England und Deutschland) nur einen kleinen Teil und zwar noch keine 20 % katholische Bevölkerung aufwiesen, die ganze Großindustrie fast ausschließlich von Protestanten geleitet wurde, den gewaltigen Einfluß des Protestantismus auf das Staatsleben erwähnten, darauf hinwiesen, daß die antiklerikalen Strömungen, die von Frankreich auch auf Süddeutschland überspringen, auch im deutschen Wirtschaftsleben in die Erscheinung treten, daß weiten Unternehmerkreisen alles Christliche verhaßt sei, daß viele Unternehmer lieber mit Sozialdemokraten als mit Christlichen verhandeln, die seitherige und zweifellos künftige Entwicklung des Tarifwesens hervorhoben ꝛc. ꝛc., antwortete er kurz, das sei eben unsere Überzeugung, er habe eine andere: „Suchet zuerst das Reich Gottes und das andere wird euch gegeben werden!" Auch seien Staat und Unternehmer stark genug, die Sozialdemokraten zurückzuwerfen. Kurz: wir bemerkten, daß Herr Bischof Korum viel wütender ist auf Köln. Volkszeitung, Volksverein, Prof. Hitze als auf die christlichen Gewerkschaften.

Ihre gute Absicht erkennen wir gerne an; hätten wir indes Herrn Bischof Korum so gut gekannt wie heute, hätten wir uns überlegt, ob wir hingehen sollten. Denn mit geistlichen Herren, die mit solchem Fanatismus die Welt in ein von unserer Anschauung abgrundtief verschiedenes System hineinzwängen zu können glauben, ist eine ehrliche Verständigung und ein halbwegs brauchbarer *modus vivendi* einfach unmöglich. Zum Schlusse schlug Herr Korum zwar etwas friedlichere Töne an und meinte, vielleicht ließe sich später, wenn der Kampf in ein ruhigeres Stadium eingetreten sei, ein besseres Nebeneinander erzielen. Wir bemerkten aber, wie selbst sachliche Notizen der Köln. Volkszeitung gegen das von Herrn Korum vertretene System von ihm als hämische Bekämpfung angesehen werden. Den Katholiken Deutschlands um den Volksverein, die Köln. Volkszeitung ꝛc. wird also einstweilen kaum etwas anderes übrig bleiben, als Fanatiker eben möglichst links liegen zu lassen.

Ich habe Ihnen ausführlich geschrieben, weil bei Ihrer Anwesenheit in Rom Ihnen diese Orientierung nicht unerwünscht sein dürfte. Über die Verhältnisse im Saarrevier und den Dr. Krückemeyerschen Brief können wir vielleicht reden, wenn Sie von Rom zurückgekehrt sind."

Der Briefempfänger war der übereifrige Kommisvoyageur des Vermittlungsgeschäftes Augustinusverein für die katholische Presse, der Verleger der Kölnischen Volkszeitung F. X. Bachem. Ihm hatte, nicht zuletzt auch im Interesse seines von Bischof Korum bitter gehaßten Blattes, der Trierer Exprovinzial der weißen Väter und jetzige Mitarbeiter des rheinischen Zentrumsorgans, Pater Froberger, nach Wegräumung mannigfacher Schwierigkeiten den Weg zu einer „Konferenz", einer Aussprache auf den 6. Oktober mit dem Trierer streitgewaltigen Oberhirten geebnet. Nur dann war ja auf eine Gesinnungsänderung des Trierer Bischofs gegen die Kölnische Volkszeitung zu rechnen, wenn der Hauptgrund zu seiner Unzufriedenheit gegen sie bei einem feierlichen Versöhnungsessen begraben war: ihre schroffe Stellungnahme für die interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften gegen die Berlin-Trierer, unter dem Protektorate Korum-Kopp stehenden katholischen Fachabteilungen.

Gerade damals war Bischof Korum mitsamt den übrigen Bischöfen gegen die von den Kölnern und M.-Gladbachern gehegten christlichen Gewerkschaften schwerer geladen denn je. Hatte doch auf der internationalen christlichen Gewerkschaftskonferenz, welche vom 3.—5. August 1908 in Zürich getagt hatte, der Vorsitzende des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften, Zentrumsabgeordneter Schiffer, unter lebhaftem Beifall der Versammlung, das ultramontane Ohren tief beleidigende Wort gesprochen: „Bei aller Hochachtung und Ehrfurcht, namentlich vor unseren Bischöfen, müssen wir doch sagen: Bis hierher und nicht weiter! Sie haben das Recht und die Pflicht, uns in religiösen und kirchlichen Dingen die Wege zu weisen, aber wo es sich um Berufsfragen, also um mehr oder weniger rein wirtschaftliche Dinge handelt, wird doch ein Bischof nicht das Recht in Anspruch nehmen wollen, ein Machtwort zu sprechen. Auf diesem Gebiete sind wir selbständig und müssen es sein." Zwar suchte die Köln-M.-Gladbacher Richtung sofort die in bischöflichen Kreisen und bei den unbedingten Verteidigern der kirchlichen Autorität hervorgerufene große Erregung durch Preisgabe der Form jener Ansprache und den Hinweis auf die mangelnde akademische Bildung des Redners zu dämpfen. Sie vermochte jedoch das Mißtrauen und die erneut wachgerufene tiefe Verstimmung in diesen Kreisen nicht mehr zu beseitigen. Daher die schroffe Antipathie des sonst so vorsichtigen Breslauer Fürstbischofs Kardinal Kopp gegen die Köln-M.-Gladbacher, welche dann, geschickt ausgenutzt und geschürt von den Berlinern, insbesondere den in Moabit ansässigen Dominikanern, als die Agitation der Kölner Zentrale des katholischen Frauenbundes nach dem Sprengel Kopps übergriff, ihren elementaren Ausbruch in dem drastischen Wort von der „Verseuchung des Westens" in einem Schreiben an Fräulein von Schalscha fand. Dabei muß

man sich vor Augen halten, daß der intime Berater des Kardinals, der Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses Geheimer Justizrat Dr. Porsch als Führer des in Kölner Augen stets verdächtigen schlesischen Zentrums und energischer Bekämpfer der von der Kölnischen Volkszeitung vertretenen Polenpolitik keineswegs als unbedingter Anhänger der Köln-M.-Gladbacher angesprochen werden darf. Allerdings haben die Kölner den vorher von ihnen nichts weniger als hochbewerteten Schützling Windthorsts nach Ausbruch der an die Osterdienstagkonferenz und die Namen Roeren, Bitter, Kaufmann anknüpfenden Zentrumswirren als schätzenswerte Kraft für Erreichung ihrer zentrumspolitischen Bestrebungen geschickt in ihr Schlepptau zu nehmen gewußt. Den vorher umschmeichelten schlesischen Grafen Oppersdorf aber, welcher sich unklugerweise mit dem um Erzberger gruppierten mehr demokratischen Flügel des Zentrums — er ist ein Dorn in den Augen der Spahn, Porsch und so weiter — verband, ließen nun die klügeren Zentrumsdiplomaten von der Kölner Richtung fallen.

Wenn trotz der nach der Zürcher Konferenz in bischöflichen Kreisen herrschenden Erregung der in der Rolle des Diplomaten sich gefallende Verleger der Kölnischen Volkszeitung von dem mit Korum in dessen Palais eingenommenen Mahle die frohe Hoffnung auf gutes Wetter mit nach Hause genommen hatte, so mochte ihn der oben publizierte Brief eines Besseren belehren. Bischof Korum, dem Kölner Unterhändler an Schlauheit zehnfach überlegen, hatte, wie der ganze spätere Verlauf zeigte, ihn mit französischen Höflichkeitsbezeugungen gespeist und entlassen, um dann in der Rolle des Friedensengels die in seinen bischöflichen Palast gelockten „Christlichen" um so kräftiger in die Hand zu nehmen. Daß er, der Verfechter „der doktrinären, weltfremden Richtung im deutschen Katholizismus", es den Füchsen „der schlaueren, opportunistischen Kreise" gründlich besorgt hat, zeigt ihr jammernder Aufschrei über „Fanatiker" von seiner Art. Wie durften auch Laien, die doch den Mund zu halten haben, es wagen, Bischöfen Vorträge zu halten — und der fromme Gröber hat dabei sicherlich keinen „Saubengel"-Ton angeschlagen — über die Gefahren, die dem Zentrumsturm von einem verurteilenden Vorgehen der römischen Kurie gegen die Köln-M.-Gladbacher Richtung drohten? Zur Abwendung dieses über dem Haupte des Zentrums und seiner tüchtigsten Hilfstruppen, des Volksvereins und der christlichen Gewerkschaften, schwebenden Damoklesschwertes hatte nämlich Gröber die Hilfe der Bischöfe auf ihrer Konferenz zu Fulda im August 1908 namens der Zentrumsfraktion angerufen. Wie konnte auch der Zentrumsabgeordnete und Gewerkschaftsführer Giesberts in einer Berliner Versammlung vom 17. November 1908 von einer „Überspannung des Autoritätsprinzips seitens der Gegner" reden? Daß solche Töne einen Bischof Korum

und seine Adjutanten, Domkapitular Stein und Domvikar Treitz, aufs schwerste reizen mußten, hätte man sich früher schon sagen können.

Eine wenig beneidenswerte Rolle war bei diesem ganzen Wirrwarr der Trierer Landeszeitung, dem Organe des verstorbenen Kaplans Dasbach, zugedacht; sie stand nämlich zwischen zwei Feuern. Als Zentrumsorgan sollte sie es beiden Richtungen recht machen, denn auch die Köln-M.-Gladbacher verfügten in Trier unter Führung der Juristen Kneer und Brüning über ein starkes Kontingent. Andererseits verlangten die extremen Trierer, daß der Direktor der Paulinusdruckerei, in deren Verlag das Blatt erschien, der Geistliche Langer, „voll katholisch" werde. Ihrem zielbewußten und immer wiederholten Ansturme ist der zur Versöhnung zwischen beiden Richtungen Neigende denn auch kürzlich zum Opfer gefallen und das Blatt kann nun unter dem neuen Direktor, dem Geistlichen Dr. Kriege, eine Domäne der Berlin-Trierer Richtung werden. Dazu kommt noch der seit 1. Oktober ganz in ihrem Sinne arbeitende, aus den Mitteln des Paulinusverlages gespeiste neue Petrusverlag in Trier, welcher sich die Publikation und den Vertrieb von nur ultrakatholischen Erzeugnissen literarischer Persönlichkeiten *à la* Matthies zum Ziele gesetzt hat. Die Berlin-Trierer sind also keineswegs kampfesmüde, trotz aller Friedensversicherungen, welche die Köln-M.-Gladbacher auf dem Mainzer Katholikentag zum besten der bevorstehenden Reichstagswahlen abgaben. Sie hoffen vielmehr auf den Sieg ihrer Ideen unter tatkräftiger Unterstützung durch ein römisches Verdammungsurteil der Kölner Richtung.

Beweis hierfür ist die soeben in dem genannten Petrusverlage erschienene Broschüre „Die Wahrheit über den Gewerkschaftsstreit der deutschen Katholiken. Erster Band: Die Frage der Zuständigkeit der kirchlichen Autorität für gewerkschaftliche Organisationen als solche von Raimund Bayard". Das Werk soll zwar nach der Anpreisung „keine Streitschrift, sondern nur grundlegend und entscheidend" sein. „Gegenüber den mannigfachen Verdrehungen, Verschleierungen und Entstellungen der Kölnischen Volkszeitung, die geeignet sind, ein völlig falsches Bild über den Gewerkschaftsstreit unter den deutschen Katholiken aufkommen zu lassen, hat es sich die vorliegende Broschüre zur Aufgabe gemacht, die wirklichen Differenzpunkte der sogenannten Berliner und M.-Gladbacher Richtung herauszuschälen." Und sie kommt zum Ergebnis: „Die christlichen Gewerkschaften der M.-Gladbacher Richtung lehnen infolge der Auffassung, sie seien reinwirtschaftliche Organisationen, für welche als solche die Grundsätze des christlichen Sittengesetzes angeblich nicht in Frage kommen und die deshalb für ihre Betätigung vollständige Unabhängigkeit nach allen Richtungen hin beanspruchen, mit rücksichtsloser Entschiedenheit die grundsätzliche Forderung ab, der kirchlichen Autorität die Berech-

tigung zuzuerkennen, innerhalb der Gewerkschaft als solcher insoweit ihren Einfluß geltend zu machen, als mit den gewerkschaftlichen Bestrebungen Fragen der Religion und Moral verbunden sind. Solange in dieser grundsätzlichen Frage, die von der größten Tragweite für das öffentliche Leben der deutschen Katholiken ist, keine entscheidende Klärung erfolgt, wird es unmöglich sein, irgendwie zum Frieden zwischen der Berliner und M.-Gladbacher Richtung zu kommen. Es bleibt nichts übrig, als daß von kirchlicher Seite in autoritativer Weise klar und unzweideutig zu den folgenden Prinzipien Stellung genommen wird."

Das von den Angegriffenen bis jetzt beharrlich totgeschwiegene Werk ist also eine Denunziation der Köln-M.-Gladbacher bei der römischen Kurie. Auf alle Fälle findet man in der Broschüre weit größere Ehrlichkeit und Konsequenz in Vertretung der reaktionären Prinzipien als bei dem raffinierten Verschleierungssystem der Köln-M.-Gladbacher, das auf den Wahlstimmenfang angelegt ist.

Daß die im Jahre 1908 durch Kardinal Fischer verhütete Verdammung der Kölner Richtung, der der größere Teil der deutschen Zentrumswähler angehört, schließlich doch stattfinden wird, wenn auch erst nach den Reichstagswahlen, ist schon aus einem Grund mit Sicherheit anzunehmen: man weiß in Rom, daß es ihr nicht ernst ist mit der Wiederherstellung des Kirchenstaates.

Spectator novus.

Rundschau.

Ein Münchner Friedensschluß.

Was bisher aus innerstem Gegensatze geschieden war, ist endlich traut miteinander vermählt worden: seit dem 1. Oktober dieses Jahres sind zwei Drittel des Stammes des Münchner Tonkünstler-Orchesters dem Orchester des Konzertvereines München einverleibt worden. Um für sie Platz zu schaffen, haben vierundzwanzig Orchestermitglieder des Konzertvereins für nichts und wieder nichts das Institut, zu dessen Aufblühen sie ihr redlich Teil beigetragen hatten, verlassen müssen. Aus einer guten, verhältnismäßig glänzend bezahlten Stellung heraus sind sie auf die Straße gesetzt worden, um sich neue Posten zu suchen, die ihnen in den meisten Fällen weniger eintragen werden, als sie im Konzertverein verdienten. Mit ihnen wurde aus Sparsamkeitsrücksichten weiteren zwölf Musikern gekündigt. Kein Musikerverband stand ihnen hilfreich zur Seite, als diese Massenkündigung geschah, die durch gar keine künstlerische oder disziplinarische Maßregel gefordert war, nur einem finanziellen Handel die Wege ebnen sollte. Als im März 1908 die „Süddeutschen Monatshefte" den Streit und Streik des Kaim-Orchesters beleuchteten, prophezeiten sie bereits

die allgemeine Versöhnung aus der psychischen Veranlagung Münchens heraus; sie haben recht behalten. Ende Juni wurde diesen Sommer die große Tat der Welt verkündet, und die Münchner Neuesten Nachrichten spendeten entzückt ihren Segen.

Ist wirklich Ursache zur Ekstase vorhanden? War überhaupt der ganze Handel notwendig? Nein, nein und abermals nein! Der Kleinglaube des Bourgeois bloß war es, der, ohne Mut und jene lebensfreudige Zuversicht, ohne die ein künstlerisches Werk zumal nie recht gedeihen kann, einen reinen, aus Selbstlosigkeit und dem Drange zur edelsten Kunstbetätigung geborenen Gedanken verkommen ließ und ihn seiner besten Kraft beraubte.

Es kann hier nicht noch einmal die ganze Geschichte der beiden Orchester erzählt werden. Genug, die Lage war jetzt so, daß auf der einen Seite der Konzertverein stand, der scheinbar das Erbe des Hofrates Dr. Kaim angetreten hatte, in Wirklichkeit jedoch auf unvergleichlich höherer künstlerischer wie sozialer Grundlage ruhte, auf der andern Seite das Tonkünstlerorchester, das mit einem allmählich auf sechsunddreißig Musiker verminderten Stamme und einer Reihe von ihm engagierter Musiker seinen Lebenserwerb im Winter hauptsächlich durch Konzertreisen im Auslande, im Sommer durch das Engagement beim Vereine Ausstellungspark gewann. Das Tonkünstler-Orchester erfreute sich dabei der passiven Gunst des Oberbürgermeisters der Stadt München, der aktiven des Herrn Rechtsrates Dr. Kühles.

Im Februar dieses Jahres entschlief Marie Barlow, jene Dame, die mit unversiegbarer Opferfreude den Konzertverein gegründet und unterstützt hatte. Sie hinterließ ihm ein Vermächtnis von 500000 Mark, ohne jegliche Vorschrift oder Einschränkung; aus ihren Unterhaltungen mit den vertrautesten Freunden der Sache, die sie von diesem geplanten Legate unterrichtet hatte, ging jedoch unzweideutig hervor, daß sie nicht eine Festlegung dieses Kapitals wollte, sondern es verbraucht zu sehen wünschte, damit der Konzertverein in der unveränderten Verfolgung seines künstlerischen Zweckes ruhig eine Zeitlang verharren könne, bis durch die Betätigung anderer Gönner oder der Stadt München auf irgend eine Weise sein Bestand für alle Zeiten gesichert sei. Bis zu ihrem Tode war sie die eigentliche Erhalterin des Vereines gewesen; denn der Konzertverein ist ein Gebilde, in dem die Mitglieder außer der Überlassung ihres Namens keine Leistungen übernehmen. Während ihrer Krankheit, die sie zu ihrem Schmerze mehrere Monate lang von ihrer über alles geliebten Gründung fern hielt, nahm sie dem damaligen stellvertretenden — nach ihrem Ableben zum Vorstande ernannten — Vorsitzenden das feierliche Versprechen ab, daß er das Tonkünstler-Orchester nie in den Konzertverein eindringen lasse. Dieses Versprechen wurde ihr gegeben, und sie schied mit dem Bewußtsein, dafür gesorgt zu haben, daß der Konzertverein bleibe, wie sie ihn mit bedeutenden Opfern gestaltet hatte.

So standen die Dinge bei ihrem Tode. Ein Vierteljahr später waren sie von Grund auf geändert. Fürwahr, man weiß in München die Wohltäter zu ehren!

Um die scheinbare Schroffheit, die in jenem verlangten Versprechen ruht, zu verstehen, muß man die Verhandlungen kennen, die im Konfliktsjahre zwischen dem Konzertverein und dem Tonkünstler-Orchester geführt worden waren. Der Konzertverein, der den der Allgemeine Deutsche Musikerverband die Sperre verhängt hatte, war

dem Tonkünstler-Orchester, um mit ihm zu einer Verständigung zu gelangen, bis zum äußersten entgegengekommen; er hatte sich bereit erklärt, dreiundzwanzig der Orchestermitglieder ohne weiteres, die übrigen nach bestandenem Probespiele zu übernehmen, und wollte 100000 Mark als Sicherung der Honorarforderungen bei der Königlichen Filialbank deponieren. Diese Bereitwilligkeit, die aus künstlerischen und finanziellen Gründen nicht weiter getrieben werden konnte, sofern der Konzertverein sein Ziel der Gründung eines ebenso leistungsfähigen, wie sozial gut gestellten Orchesters nicht selbst gefährden wollte, genügte indessen dem Musikerverbande und dem von ihm geschützten Orchester nicht. Die Verhandlungen wurden abgebrochen. Der Konzertverein, aus dem inzwischen noch Hofrat Dr. Kaim im Interesse der Einigungsverhandlungen ausgeschieden war, mußte an die Bildung seines Orchesters gehen, um nicht durch die ewig verzettelten Unterhandlungen ganz ins Hintertreffen zu geraten und aus lauter Friedensliebe die Zeit zu verpassen.

Das Orchester des Konzertvereines kam trotz der unsäglichen Schwierigkeiten, trotz der gänzlich ungerechtfertigten Sperre des Musikerverbandes, trotz des Mißwollens eines großen, über die Absichten des Konzertvereines schlecht unterrichteten Teiles der deutschen Musikerschaft zustande. Es begann der, leider nicht durchweg auf dem Gebiete der Kunst ausgefochtene, Kampf zwischen den beiden Orchestern. Wie schwer es dem Konzertvereine, dessen künstlerische Leistungen sich unter Ferdinand Löwes Leitung immer schöner entwickelten, gemacht wurde, die ihm gebührende Anerkennung zu gewinnen, wie mühsam er namentlich die Lauheit der städtischen Behörden überwinden mußte, kann nur wissen, wer in seine Geschichte eingeweiht ist. Allen offenen und geheimen Widerständen zum Trotze hat er sich drinnen und draußen Achtung und Ruhm errungen, und jetzt stand er so da, daß auch die finanziellen Erfolge anfingen, Hoffnung auf eine allmähliche Erstarkung des Vereines zu erwecken.

In dieses kraftvolle Aufwärtsstreben kam die Vereinigung mit dem Tonkünstler-Orchester als ein nicht nur die Mitglieder des Vereines, sondern auch den engeren Kreis der Vorstandschaft und vor allem den künstlerisch verantwortlichen Leiter des Konzertvereines, den vorher zu befragen man nicht für nötig erachtet hatte, vollkommen überrumpelndes Ereignis. Es fehlte nicht an scharfer Gegnerschaft gegen den in aller Stille geförderten Plan; sowohl in der Vorstandschaft, als in der Hauptversammlung der Mitglieder erhoben sich energisch geäußerte Bedenken, namentlich gegen die Art der Durchführung dieser Einigung, jedoch auch gegen die Fusion überhaupt. Aber alle Einwände, die aus künstlerischer, wie sozialer und moralischer Erwägung erhoben wurden, begegneten einer derart rücksichtslosen Nichtachtung und wurden mit dem bequemen Prinzip der Stimmenmehrheit so gründlich bestritten, daß man nur von Vergewaltigung sprechen kann. Die Vehemenz der Fürsprache der Einigung stand in fast komischem Widerspruche zum laut dröhnenden Pathos, womit zur Zeit, als noch das Gold der entschlafenen Gönnerin das Rückgrat des Konzertvereines stählte, allen Einigungsvorschlägen, zum Beispiel von Karl Pottgießer und Prof. Adolf Sandberger, ein stolzes „Niemals!" entgegengeschleudert worden war. Damals konnte man seinen Orchestermitgliedern nicht zumuten, mit denen, die sie bekämpft hatten, auf einem Podium zu

sitzen;[1]) jetzt war alle Rücksichtsschwäche gegen die eigenen Angestellten überwunden, und man kannte nur noch e i n Gebot: dem Tonkünstler-Orchester Genugtuung zu geben.

Woher entsprang diese Elastizität in der Meinungsänderung, die sich nur auf Kosten der Existenzbedingungen der eigenen Musiker betätigen konnte?

Eine zarte Berücksichtigung seiner Wünsche an ein bequemeres Leben, als es sich die letzten Jahre selbst gezimmert hatte, durfte das Tonkünstler-Orchester nicht verlangen; denn ihm war, als es die Macht in den Händen zu halten vermeinte, jedes Mittel recht gewesen, dem gegnerischen Orchester das Dasein sauer, wo nicht gar unmöglich zu machen. Dem Konzertverein würde unter den herrschenden Verhältnissen niemand als ein Verbrechen haben anrechnen dürfen, wenn er das Tonkünstler-Orchester auch wirtschaftlich besiegt hätte. Es ist nicht wahr, was man bis zum Überdrusse hat sagen hören, daß es hieße unmenschlich an den Musikern des Tonkünstler-Orchesters handeln, wenn man sie zur Auflösung ihrer Verbindung zwingen wollte, daß sie unser Mitleid verdienten, weil sie nicht wüßten, wo ihr Haupt betten: die Tüchtigen unter ihnen hätten, wenn sie sich nicht in die Idee der Selbstverwaltung verbissen hätten, jederzeit umso eher ein würdiges Unterkommen gefunden, als ihnen vom Musikerverbande auf jede Weise geholfen worden wäre, und auch für die weniger Guten würde immer eine ihren Fähigkeiten angemessene Stellung offen gewesen sein. Gefühle einer übelangebrachten Humanität hätten also nicht dazu verleiten dürfen, dem Tonkünstler-Orchester die bekränzten Pforten des Konzertvereins zu öffnen. Zudem: *charity begins at home*, und die Musiker des eignen Orchesters, von denen mancher eine gute Stellung verlassen hatte, andere wieder Eheschließungen eingegangen waren in der durch den Konzert-

---

[1]) Der Vorstand des Konzertvereins schrieb damals laut „Münchener Zeitung" vom 1. Juli 1909 u. a. an den Oberbürgermeister:

„Was insbesondere die Vorschläge des Herrn Professors Pottgießer betrifft, so sind sie für uns r u n d w e g u n a n n e h m b a r. Wir erklären Ihnen heute schon ein für allemal:

1. daß wir f i n a n z i e l l g e n ü g e n d f u n d i e r t s i n d, um mit den sogenannten Tonkünstlern den weiteren Existenzkampf ruhig durchführen zu können;

2. daß es uns n i e m a l s b e i f a l l e n k a n n, t r e u e M i t g l i e d e r, die zudem auf der Höhe erstklassiger Musiker stehen, z u m Z w e c k e i n e r F u s i o n z u e n t l a s s e n, um sie für ihre Treue dem Konzertverein gegenüber den Einflüssen des Berliner Musikerverbandes preiszugeben. Hierbei sei zugleich bemerkt, daß uns auch e i n d a u e r n d f r i e d l i c h e s Z u s a m m e n w i r k e n b e i d e r s e i t i g e r O r c h e s t e r m i t g l i e d e r angesichts des bisherigen Verhaltens der Tonkünstler und ihrer Berliner Oberleitung als U n m ö g l i c h k e i t erscheint;

3. daß wir die Tonhalle nur dem Konzertvereinsorchester oder solchen Orchestern zur Verfügung stellen werden, deren ganzes Verhalten in der Öffentlichkeit und dem Konzertverein gegenüber die Annahme jeder feindseligen Gesinnung ausschließt."

Soviel wir wissen, wurde dieses Schreiben von dem damaligen Schriftführer, Herrn Rechtsanwalt Maurmeier, verfaßt, demselben, der jetzt als Vorsitzender die Fusion der beiden Orchester befürwortete. Die Red.

verein genährten Annahme, Lebensstellungen zu finden, wären eher als die Gegner des Mitgefühles wert gewesen. Eine Freundlichkeit gegen die Gegner, das Bauen goldner Brücken für sie war recht schön und gut, verbot sich aber, wenn die, die auf die Vertragstreue des Konzertvereines bauten, dafür leiden mußten.

Aber vielleicht war es die Furcht vor der Konkurrenz, was den Konzertverein zu seinem merkwürdigen Schritte bewog. In der Tat hat diese Angst mitgespielt. Jeder, der das Münchner Musikleben aufmerksam verfolgt hat, wird über diese Wahrnehmung erstaunt sein. Das Tonkünstler-Orchester muß einen ausgezeichneten Sachwalter gehabt haben, daß er dem Vertreter des Konzertvereines eine solche Befürchtung, hauptsächlich wegen des außermünchnerischen Wettbewerbes, einzureden vermochte. Tatsächlich aber hatten sich die Aufgaben der beiden Orchester im Laufe der Zeit so geschieden, daß sie bei ruhiger Weiterentwicklung und im Falle, daß sich das Tonkünstler-Orchester wirtschaftlich behauptete, zu einem friedlichen Nebeneinander hätten gelangen müssen, indem jedes sein genau abgegrenztes Arbeitsgebiet beackert hätte. Gegen eine Verwendung des Tonkünstler-Orchesters als ständiges Ausstellungs-Orchester würde der Konzertverein je länger, desto weniger haben einwenden können, weil diese Tätigkeit ganz außerm Bereiche seiner künstlerischen Absichten liegt und für ihn garnicht in Betracht kommt; für außergewöhnliche musikalische Feste hätte man ihn wie bisher so auch in Zukunft heranziehen müssen. Wie es scheint, hat man von bestimmter Seite mit dem Angstgebilde, daß dem Tonkünstler-Orchester allein die Ausführung künstlerischer Aufgaben im Ausstellungsparke zugewiesen werden könnte, den Konzertverein geschreckt. Es spräche nicht grade für kaltblütige Überlegung, wenn er sich durch solche Vorspiegelungen hätte einschüchtern lassen.

Dem kühlen Beobachter der Dinge drängt sich übrigens unwillkürlich die Gewißheit auf, daß das Tonkünstler-Orchester vor seinem Ende stand; sonst wäre es bei der Zähigkeit, womit es sich bisher zu behaupten gesucht hatte, nie und nimmer bereit gewesen, sich mit dem Konzertvereine zu vertragen. Der Hauptführer hat denn auch zugestanden, daß er nicht mehr die finanzielle Garantie für den Weiterbestand des Orchesters übernommen haben würde. Hiezu kam, daß es den heurigen Winter keinen Konzertsaal zur Verfügung gehabt hätte, weil der sonst von ihm benützte Union-Saal an Konrad Dreher vergeben ist. Die Chancen für den Konzertverein, auf das natürliche Absterben seines „Widersachers“ zu warten, waren also so günstig wie möglich. Umso unverständlicher ist der von ihm getane Schritt, den die Übereilung, womit er genommen wurde, eher noch mehr verurteilt als entschuldigt. Man bedenke, daß der Verein über eine halbe Million bares Vermögen besaß, als er den Pakt schloß!

Was hat ihn denn schließlich dazu gebracht? Man höre: er erwartet sich von der Stadt München einen Zuschuß von jährlich 50—60000 (fünfzig- bis sechzigtausend) Mark! Er rechnet damit als mit einem ganz sicheren Posten, denn der Oberbürgermeister hat versprochen, sich mit dem ganzen Gewichte seiner Autorität und seiner Beredsamkeit dafür einzusetzen. Keine Frage: München hat die Pflicht, ein ernstes Kunstinstitut, wie es der Konzertverein gewiß ist, mit einer höheren Subvention, als den sechstausend Mark, die es für die Volks-Symphoniekonzerte zu-

schießt, zu fördern. Ist es indessen nicht außerordentlich niederdrückend, daß der Konzertverein erst von seiner moralischen und künstlerischen Höhe herabsteigen muß, ehe man sich ernstlich seiner Pflichten gegen ihn entsinnt, daß seine reinen Kunstprinzipien verletzt und umgebogen werden müssen, bevor man ihn der Unterstützung wert hält? Dabei ist es aber für den Kenner der Münchener Finanzverhältnisse noch garnicht sicher, ob die Stadt gegenwärtig zu einer solchen Leistung fähig und bereit ist. Wenn nun die Hoffnungen nicht erfüllt werden, will man dann seine Maßregeln auch noch rechtfertigen?

Das Kapitel des städtischen Zuschusses wird dadurch noch reizvoller, daß man im Rathause offen zugesteht, die „politische Konstellation", will sagen: die starke Bedeutung der Sozialdemokratie für die Führung der städtischen Geschäfte, habe einen ausgiebigen Zuschuß an den Konzertverein unmöglich gemacht, solange das Tonkünstler-Orchester bestand. Sobald man dem Konzertvereine einen Zuschuß bewilligt hätte, würde auch das Tonkünstler-Orchester mit einem ähnlichen Anspruche aufgetreten sein. Das darf man zugeben. Aber war denn die Stadt verpflichtet, dieses Gesuch zu erfüllen? Worauf hätte das Tonkünstler-Orchester seine Ansprüche gründen wollen? Bloß auf seine Bedürftigkeit, oder darauf, daß es die Vereinigung kontraktbrüchiger Musiker des ehemaligen Kaim-Orchesters sei? Beides wäre für die Stadt noch kein Grund gewesen, seinem Gesuche nachzugeben. Hingegen hätte der Konzertverein auf seine Abonnementskonzerte und die für Münchens Bedeutung als Fremdenstadt sehr wichtigen allsommerlichen Festkonzerte, auf seine alljährlichen fünfundzwanzig Volks-Symphoniekonzerte, womit er eine Kulturarbeit verrichtet, und die Populären Konzerte verweisen können, um darzutun, daß er für das Münchner Kunstleben unentbehrlich ist. Mit ähnlichen Leistungen kann kein anderes Orchesterinstitut aufwarten; nach den Leistungen allein muß aber in diesem Falle entschieden werden.

Bei der Unentschiedenheit, die so oft die Rathauspolitik auszeichnet, ist es allerdings zu begreifen, daß man sich bisher nicht entschlossen auf die Seite des Konzertvereines gestellt hatte und nun erleichtert aufatmete, als man durch die Ausschaltung des Tonkünstler-Orchesters aus der immerhin unbehaglichen Schaukelstellung befreit wurde. Aber es ist und bleibt unfaßlich, daß man in Dingen der Kunst nicht die Kunst zur alleinigen Richtschnur nimmt, daß man im Gegenteil von einem Institut, das bis dahin seine künstlerischen Grundsätze unangetastet erhalten hatte, mehr oder minder verblümt verlangte, es solle diese Grundsätze erst aufgeben, ehe man einer höheren Subvention näher treten könne.

Freilich ist man bei der jetzigen Leitung des Konzertvereines wohl nicht auf allzu heftigen Widerstand in diesen Dingen gestoßen. Wenigstens hat er sich bei den Einigungsverhandlungen nicht auf die bis dahin geltenden sehr strengen Richtsätze der Auswahl seiner Musiker versteift. Es ist vorhin schon gesagt worden, daß bei der ganzen Frage der verantwortliche künstlerische Leiter Ferdinand Löwe überhaupt nicht gefragt wurde, daß man ihn vor die vollendete Tatsache stellte; bis auf die Unterschrift des Konzertvereines unter den Vertrag mit dem Tonkünstler-Orchester und dem Musikerverbande war alles zu Ende geführt worden, ehe Löwe ein Wort vom ganzen schönen Plane erfuhr. Nicht das allein aber, sondern man hatte das vortreffliche Abkommen

so geschlossen, daß — was doch die grundlegende Bedingung jedes ernsthaften Orchesterinstitutes ist — nicht einmal die Prüfung der von ihm in sein Orchester aufzunehmenden neuen Musiker vorbehalten worden war. Man war vielmehr der Anschauung, daß „an solchen Kleinigkeiten ein so großer Plan nicht scheitern" dürfe. Vom Wortführer der Gegenpartei nahm man eine Liste mit den Namen der Musiker entgegen, unter denen man seine Auswahl treffen konnte, und glaubte ohne weiteres der subjektiv gewiß wahrhaftigen Versicherung dieses Mannes, daß es lauter gute Musiker seien. In dieser Liste wurden nun von einem Herrn, der die Qualitäten der einzelnen nicht kannte, vierundzwanzig Musiker aufs Geratewohl angekreuzt, die ins Konzertvereins-Orchester übernommen wurden. Man muß es Löwe hoch anrechnen, daß er, ohne sich allerdings vertraglich zu binden, aus Liebe zum Vereine und aus Treue zu seiner Gründerin die Leitung trotz allem Widrigen beibehalten hat.

Diese Art des Friedensschlusses um jeden Preis war nicht allein künstlerisch verwerflich, sondern auch in höchstem Grade unsozial. Wenn der Sachwalter des Tonkünstler-Orchesters schon nicht durchzusetzen vermochte, daß sämtliche 36 Stammitglieder von den Früchten der Übereinkunft genießen könnten, so hätte er doch für alle gerechte und gleiche Chancen fordern müssen, und die waren nur durch eine Prüfung der einzelnen Musiker gegeben. Der Konzertverein hat unsozial und unkünstlerisch, das Tonkünstler-Orchester unsozial gehandelt — auf solche Weise wird weder die Kunst, noch die gesellschaftliche Hebung der Orchestermusiker gefördert. Die Delegierten-Versammlung des Musikerverbandes brach diesen Sommer über das Präsidium des Verbandes und das Tonkünstler-Orchester wegen der Einigungsverhandlungen den Stab und sicher, soweit das eben erwähnte Moment in Frage kommt, mit Recht; wenn sie dann freilich dem Tonkünstler-Orchester deswegen, weil der Musikerverband ihm so viele Opfer gebracht habe, die Mißbilligung zu seinem Auflösungsbeschlusse aussprach, so bedachte sie doch wohl nicht genügend, daß der Musikerverband durch die Sistierung seiner Zuschüsse nach dem ersten Jahre dem Tonkünstler-Orchester Opfer auferlegte, die er in Anbetracht der von diesem Orchester verfochtenen Idee nie hätte fordern dürfen. Denn die Lehre hat der Münchner Orchesterstreit unzweifelhaft ergeben, daß das Bestehen eines Orchesters ganz aus eigener Kraft unmöglich oder nur dann denkbar ist, wenn es sich mit sehr bescheidenen Gagensätzen begnügt oder Arbeiten übernimmt, die man ihm im Interesse seines künstlerischen Niveaus nicht wünschen kann.

Ein positives Ergebnis ist der Verschmelzung der beiden Orchester für den Konzertverein freilich entsprungen: die Sperre über den Konzertverein und seine Musiker ist vom Musikerverbande aufgehoben worden. Das war aber auch das allermindeste, was der Konzertverein für die von ihm — formell zwar ohne Verstoß gegen das Recht — so rücksichtslos entlassenen Mitglieder seines Orchesters hatte erwirken müssen. Im übrigen soll man jedoch dieses Resultat nicht überschätzen; denn praktisch genierte die Sperre den Konzertverein, wie seine prachtvolle Entwicklung gezeigt hat, nie. Rechtlich aber war sie gänzlich haltlos, und es hätte wahrscheinlich nur eines energischen Vorgehens bedurft, um den Musikerverband von seinem Irrtume, die Sperre zu verhängen, zu überzeugen. Sie verfolgte den einzigen Zweck,

den freien Wettbewerb in München zu vernichten und dem Tonkünstler-Orchester eine Monopolstellung zu erringen; die künstlerischen und die sozialen Bedingungen, die der Konzertverein seinen Musikern bot und bietet, sind bei Abwesenheit aller finanziell eigennützigen Absichten des Vereins und seiner Vorstandschaft derart, daß die Sperre ihnen gegenüber als Farce erschien und am Zwecke des Verbandes, seinen Mitgliedern gute soziale Umstände zu schaffen, direkt zum Unrechte wurde.

Wenn man die drei Jahre des Ringens zwischen den beiden Orchestern rückschauend übersieht, wenn man die stolze Kraft, womit der Konzertverein unter der Flagge reiner Kunst zum Kampfe auszog, bedenkt und nun dieses Ende sieht, so möchte man an der Möglichkeit, daß in München eine Sache um ihrer selbst willen frei und furchtlos getan werde, für immer verzweifeln. Um zu dem jetzigen traurigen Schlusse zu kommen, hätten wahrlich nicht so viele Opfer an Zeit, Mühe und Geld gebracht zu werden, hätte selbst Hofrat Kaim nicht aus München zu verschwinden brauchen. Das Publikum zwar wird von der Veränderung, die im Orchester vor sich gegangen ist, wenig spüren, desto mehr wohl der Dirigent, der den Verschmelzungsprozeß der verschiedenen Elemente von neuem beginnen muß. Und etwas ist unwiderbringlich dahin: der gute Geist, der das alte Orchester zu einem fest in sich geschlossenen Körper machte, die Freude, die alle seine Mitglieder grade in ihrer Ausnahmestellung in seltenem Maße beseelte — Imponderabilien, deren Wichtigkeit auch für die endliche künstlerische Wirkung die kaum recht erwogen zu haben scheinen, die mit starker Faust Menschen, die nach eignem Zeugnisse dem Konzertvereine Treue erwiesen hatten, auf die Straße setzten.

Zu ändern ist an den Dingen nichts mehr. Aber es ist doch gut, für die Münchner Musikgeschichte festzuhalten, wie Menschen, die von Kunst wenig oder nichts verstehen, selbstherrlich in die Entwicklung eines groß gedachten Unternehmens eingegriffen haben. Grade, wer München liebt und in ihm die besten Voraussetzungen zum Gedeihen der Kunst entdeckt, muß aufs schmerzlichste von diesem Friedensschlusse berührt werden. Und ich für mein Teil vermag auch heute noch nicht zu glauben, daß der Opfersinn der Bürger versagt hätte, wenn in vollem Vertrauen an ihn appelliert worden wäre.

München. Paul Ehlers.

Drei Musiker-Biographien.

Dem 1906 in erster, 1910 in zweiter Auflage erschienenen ersten Teile seines „Johann Sebastian Bach" hat der Heidelberger Generalmusikdirektor Philipp Wolfrum gleichfalls im vorigen Jahre den zweiten folgen lassen (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Jener behandelt das Leben und die Instrumentalwerke des Meisters, dieser den „vokalen Tondichter". Wolfrum ist kein Schriftsteller, ja nicht einmal — obwohl Universitätsprofessor und Doktor zweier Fakultäten — ein Mann von wissenschaftlicher und literarischer Kultur. Aber er ist ein vortrefflicher praktischer Musiker und eine ausgesprochene, scharf profilierte Persönlichkeit, und darum verdient das, was er über Bach zu sagen hat, auch von dem gehört und beachtet zu werden, der sich von der Art der Wolfrumschen Darstellung, besonders von seiner hahnebüchenen und doch niemals ins Schwarze treffenden Polemik viel-

fach abgestoßen fühlt. Ja, wenn man sich einmal über den ersten Ärger hinweggelesen hat, so wirkt der Mangel an all dem, was man (im guten und schlimmen Sinne) akademischen Ton und Haltung nennen kann, bei einem Manne, der wie Wolfrum eben wirklich eine Individualität ist, sogar ganz erfrischend.

Daß es freilich gerade ein Albert Schweitzer ist, den Wolfrum anzurempeln und (man kann fast schon sagen) anzupöbeln nicht müde wird, hat mir persönlich weh getan. Nicht als ob ich sachlich in allen Punkten mit Schweitzer übereinstimmte. Es ist der Vorzug und die Schwäche des eigentlich Musikalischen in Schweitzers prächtigem Bach-Buche, daß es von einem Manne geschrieben wurde, der in *rebus musicis* zwar ein ganz vortrefflicher, aber immerhin bloß ein Dilettant ist. Daß ihm da der allseitig durchgebildete und ganz anders praktisch erprobte Fachmusiker Wolfrum manchmal überlegen ist, versteht sich „am Rande". Aber wenn man bedenkt, wie vornehm und ruhig Schweitzer selbst polemisiert, wie er namentlich auch Wolfrum immer mit ausgesuchter Courtoisie und Ritterlichkeit behandelt, so wird man mir beistimmen, wenn ich sage: einem solchen Manne nur mit allerpeinlichster Wahrung der guten literarischen Umgangsformen entgegenzutreten, ist — man verzeihe den altmodisch-pathetischen Ausdruck, aber ich empfinde es nicht anders — einfach sittliche Pflicht.

Von den beiden Bänden Wolfrums ist inhaltlich der zweite ohne Frage der schwererwiegende. In all den Fragen, die zu dem großen und schweren Problem gehören: wie sollen wir heutzutage Bach aufführen, ist er radikaler und (was schlimmer ist) intoleranter „Modernist". Daß er diesen seinen Standpunkt meist nur mit Deklamieren und Schimpfen, statt mit der ruhigen Darlegung von Gründen vertritt, hat der Anhänger der Wolfrumschen Richtung wohl mehr zu bedauern als ihr Gegner. Auf etwas, das der zweite Band enthält, möchte ich besonders hinweisen. Seite 110—118 gibt Wolfrum eine vollständige alphabetische Übersicht der Bachischen Kirchenkantaten nach ihren Bestandteilen (Art und Aufeinanderfolge der einzelnen Nummern), Besetzung (Solisten, Orchestrierung) und Entstehungszeit. Wenn das Buch nichts anderes enthielte als dieses fleißige und ungemein nützliche Verzeichnis, müßte man schon sagen, daß Wolfrums Bach für jeden unentbehrlich ist, der zur engeren Bach-Gemeinde gehört oder gar praktisch mit den Werken des Meisters zu tun hat.

Nicht eine Biographie Anton Bruckners, sondern nur „Bausteine zu seiner Lebensgeschichte" will Franz Graeflinger in dem einhundertsechzig Seiten starken, mit vielen Porträts, Ansichten und Faksimilen geschmückten Bande geben, der vor kurzem bei R. Piper & Co. in München erschienen ist. Das Verdienst des Buches liegt darin, daß es über die Abstammung, die Jugendzeit und dann über die ganze Linzer Periode im Leben des Meisters schätzenswertes neues Material beibringt. Wenn der Verfasser diesen biographischen Rohstoff rein als solchen ohne jeden Versuch einer Verarbeitung gegeben hätte, wäre es wohl besser gewesen. Denn Urteil und die Gabe literarischer Darstellung mangeln ihm in so hohem Maße, daß man des peinlichen Gefühls absoluter Unzulänglichkeit sich überall da nicht erwehren kann, wo Graeflinger mehr als fleißiger Sammler sein und aus eigenen Mitteln etwas zur Charakteristik des Meisters beitragen will. Der Verfasser lebt

in Linz und hat in erster Linie die dort fließenden Quellen durchforscht, aber auch anderwärts in Oberösterreich (Ansfelden, St. Florian, Windhag, Kronstorf, Steyr, Kremsmünster) sich fleißig nach Bruckners Spuren umgesehen. Auch der kurze Abschnitt: Bruckner in Wien bringt nur da Neues, wo er von den Beziehungen des Meisters zu seiner Familie und zu der oberösterreichischen Heimat handelt. Das Kapitel: Bruckner als Orgelspieler hellt die legendarischen Triumphe des Orgelvirtuosen in Frankreich und England soweit auf, wie es möglich zu sein scheint. Schade nur, daß die Mitteilungen aus den Nancyer und Londoner Zeitungen bloß in deutscher Übersetzung und nicht auch im Original gegeben wurden. Einige Briefe mit persönlichen Erinnerungen an Bruckner und die Darstellung der Beziehungen des Meisters zu Adalbert Schreyer, Karl Seibert und Karl Waldeck liefern manchen kleinen Zug zur Biographie und Charakteristik. Die knappe Analyse einer bisher unbekannten *d-moll*-Symphonie Bruckners (eigenhändige Partitur aus dem Jahre 1869) ist interessant, vermag aber freilich von diesem nach der *c-moll*-Symphonie Nr. 1 geschriebenen, aber anscheinend weit schwächeren Werke keine genauere Vorstellung zu geben.

Man sieht also: ein Buch, das immerhin Dinge von positivem Wert enthält, gewiß keine literarische Heldentat, aber der (wenn schon nicht ganz reine) Niederschlag einer rühmlichen Sammelarbeit, ein Buch, dem man da, wo man nicht mit ihm übereinstimmt, entgegentreten mag, das aber in keiner Weise Anlaß gibt zu einem öffentlichen Protest, wie er bald nach dem Erscheinen des Graeflingerschen Bruckner durch die Zeitungen ging. Was die mehr oder minder namhaften, der Sache Bruckners näher oder ferner stehenden Unterzeichner dieses lächerlichen Protestes sich eigentlich gedacht haben, ist mir rätselhaft. Wenn man aber hört, daß dieser Protest schließlich auf die Unglaublichkeit hinausläuft: Graeflinger hätte sein Buch schon aus Rücksicht auf den von Bruckner selbst zu seinem Biographen bestimmten August Göllerich nicht schreiben dürfen, aus Rücksicht auf den Mann, der seit dem Tode des Meisters (1896) sich als der „offizielle" Brucknerbiograph geriert, bis heute aber noch nicht das allergeringste für die Brucknerbiographie getan, wohl aber inzwischen Zeit gefunden hat, schlechte Bücher über Beethoven und Liszt zu schreiben, auf den Mann, der sich nicht scheut, das wertvolle Brucknermaterial, das zum Beispiel die Chorherren von St. Florian ihm allzuvertrauensvoll überlassen haben, den anderen Brucknerforschern in skandalöser Selbstsucht vorzuenthalten und so die Leute, die den guten Willen und die Fähigkeit dazu hätten, verhindert, das zu leisten, wozu ihm selbst das eine wie das andere zu mangeln scheint, — wenn man das hört, hat man wirklich allen Grund zu fragen, ob jene Protestler denn bei Sinnen waren, als sie ihr seltsames Schriftstück in die Welt gehen ließen. —

Als erster von den lebenden musikalischen Berühmtheiten hat Richard Strauß eine richtige „ausgewachsene" Biographie erhalten. Max Steinitzer hat sie geschrieben und bei Schuster & Loeffler in Berlin erscheinen lassen. Wenn man davon absieht, daß Steinitzer eine äußerlich abgeschlossene Darstellung des Lebens, Charakters und Schaffens seines Helden gibt, mag einen sein Buch vielfach an Graeflingers Bruckner erinnern. Gewiß, der Verfasser der „Musikalischen Strafpredigten" ist dem Linzer Magistratsbeamten schriftstellerisch weit überlegen. Aber auch Steinitzers Strauß hat

glaub ich, seinen eigentlichen, ja seinen einzigen Wert in dem, was er an Material bringt. Der Verfasser hat fleißig gesammelt und was er an biographischem Rohmaterial mitteilt, verdient Dank und Anerkennung. Aber schon der Versuch, aus diesen Materialien ein Gesamtbild des Straußischen Lebens- und Werdeganges zu gewinnen, entbehrt so sehr aller Großzügigkeit, bleibt so im kleinlichsten Detailkram stecken und entbehrt in solchem Maße der höheren Gesichtspunkte und leitenden Ideen, daß man auch hier das Gefühl hat: der Verfasser würde mehr gegeben haben, wenn er nur das nackte Material ohne alle Zutat gegeben hätte. Und dieser Eindruck verstärkt sich noch beim zweiten und dritten Teile, in denen Steinitzer den „künstlerisch-ethischen Charakter im Licht seiner Zeit und im Licht der Tatsachen" und die Straußischen Werke behandelt. Alles oder fast alles, was da gesagt wird (— die tatsächlichen Daten natürlich immer ausgenommen —), ist schief, falsch, oberflächlich und verrät, daß Steinitzer seinen Gegenstand in einem höheren Sinne eigentlich gar nicht kennt. Es geht ihm wie dem famosen Karl Bauer, dessen elende Steinzeichnung (wirklich kennzeichnenderweise!) die Titelseite des Buches „schmückt". Beide geben unbewußt und unbeabsichtigt statt eines Porträts nicht eine Karikatur, sondern beinahe schon eine Fälschung.

Man mißverstehe mich nicht. Wie die Bauersche Zeichnung nicht deshalb zu tadeln ist, weil sie etwa eine zu „schöne" Vorstellung von Straußens Aussehen gäbe, so finde ich Steinitzers Darstellung nicht darum schlecht, weil er von Straußens Leben und Schaffen im Tone eines Panegyrikus redet, sondern weil das Konterfei, das er von dem Künstler entwirft, nicht ähnlich ist, weil es gerade die charakteristischen Züge vermissen läßt, weil es ganz allgemein gehalten ist und durchaus des individuell Besonderen ermangelt. Wenn es möglich wäre, alles konkret Tatsächliche aus dem Steinitzerschen Buche herauszustreichen und nur das zu belassen, was der Verfasser zur eigentlichen Charakteristik seines Helden sagt, so bekäme man Allgemeinheiten, die ebensogut oder ebensoschlecht auf jeden anderen bedeutenden Musiker der Gegenwart passen könnten.

Natürlich darf nicht unterschätzt werden, wie schwer es ist, von dem Werden und Schaffen eines Künstlers, der noch lebt, ja noch keine fünfzig Jahre alt ist, eine zusammenfassende Darstellung zu geben, die — das liegt in der Natur der Sache — bis zu einem gewissen Grade die Prätention des Abschließenden erheben muß. Auch hat sich Steinitzer seine Aufgabe bei der Charakterschilderung noch dadurch unnötig erschwert, daß er von Anfang an *via negationis* vorgeht, die Vorwürfe der Gegner Straußens anführt und zu widerlegen sucht (— nicht eben sehr schlagend, nebenbei gesagt, und zwar auch da nicht, wo diese Gegner zweifellos im Unrecht sind). Etwas besser hätte man die Sache auch als Straußianer *sans phrase* schon machen können, wenn schon natürlich einer, der ein Bild ohne jeglichen Schatten malen will, sich von vornherein schwerer tut als einer, der weiß, daß das untrennbare Zusammen von Licht und Dunkel ein notwendiges Kennzeichen der Wirklichkeit ist.

Die Komposition des Buches ist sozusagen musivisch: jede Abteilung zerfällt wieder in einzelne kurze „Paragraphen", was dem Fluß der Darstellung nicht eben sehr zu statten kommt. Daß Stil und Ausdrucksweise nicht nur nicht glänzend, sondern geradezu trocken und salzlos anmuten, ist bei dem Autor der so witzigen

„Musikalischen Strafpredigten" verwunderlich. Aber auch *in puncto eruditionis* hapert es manchmal recht bedenklich. Dafür nur **ein** freilich sehr krasses Beispiel. Seite 235 heißt es: „Nietzsches Buch (Also sprach Zarathustra) enthält Gefühlsvorgänge einer gewaltigen Natur, ‚Ressentiments' in dem Sinn seines ‚Antichrist'." Muß man Herrn Dr. Steinitzer wirklich sagen, was man im heutigen Französisch, was in Anlehnung an diesen Sprachgebrauch Nietzsche unter „Ressentiment" versteht?

München. **Rudolf Louis.**

Anmerkungen.

Den Namen **Federer** aber wollen wir uns merken! schrieb in der Augustnummer dieser Blätter Hermann Schoop, als er das Erstlingsbuch eines neuen Schweizer Erzählers, Die Lachweiler Geschichten, anzeigte. Heinrich Federer sorgt durch die Raschheit, mit der er jenem Novellenbande einen Roman von sechshundertfünfzig Seiten folgen läßt, dafür, daß sein Name in Erinnerung bleibt. „Berge und Menschen" ist ein außerordentliches Buch. Seit den Königsschmieds von Moeschlin hat kein Schweizer einen Roman von solcher Eigenart und so bedeutendem spezifischen Gewicht geschrieben (Berlin, G. Grote). Die Haupthandlung ist so einfach wie möglich: Ein Ingenieur soll eine Bergbahn bauen, und entdeckt, daß der Hüterbub, der ihn begleitet, sein uneheliches Kind ist. Diese Entdeckung verändert sein Verhältnis zu sich selbst und zu seiner Frau, die er wohl trotzig erobert hatte, aber als rücksichtsloser Arbeitsegoist vernachlässigte. Dieser Sohn ist nicht so leicht zu erobern, denn das ererbte Blut des Vaters und das rauhe Los des Unehelichen haben ihn verbissen und hart gemacht. Aus der Bergbahn wird nichts, denn das Gestein ist zu locker. Während des Kirchweihfestes, das Katholiken und Reformierte nach uralten Bräuchen einträchtig begehen, zerstört ein Unwetter den Bahndamm so völlig, daß an ein Weiterbauen nicht zu denken ist. Das ganze Dorf ist in heller Freude darüber, denn nur ein paar von den „Herren" wollten die Bahn. Der weitblickendste von ihnen wird an dieser selben Kirchweih von dem eifersüchtigen Liebhaber der Mutter jenes unehelichen Buben, einer Kellnerin, als Verleiter zum Meineid entlarvt; denn die Zwillinge, an denen sie stirbt, sind von ihm und nicht vom Knecht, den er zur Anerkennung der Vaterschaft bestochen hat. Der Mann geht nach Amerika, um von dort aus, wie schon früher einmal, für die Stickereiindustrie des Dorfes tätig zu sein, bis es sich von den Folgen des Hochwassers erholt. Der Knecht aber hilft dem Ingenieur beim Bau der elektrischen Bahn, die, ein gemeinnützigeres Werk als die geplante Bergbahn, die zerstreuten Gemeinden des Hochtales sich und der großen Welt und ihren Märkten näher rückt. — Diese Inhaltsskizze allein zeigt, daß hier mit Kunst Handlungen verflochten worden sind. Es rührt sich etwas in diesem Buche, ein wirklicher Erzähler erzählt, und zwar ungewöhnlich mitfortreißend. Schilderung und Dialog sind kraftvoll. Es lebt eine wahrhafte Erzähler**lust** in dem Werke, deren Einfluß sich kaum ein Leser entziehen kann. Federer ist endlich wieder einmal „selber Einer", der nicht nachmacht, nicht bedeutend sein will, nicht nach allen möglichen literarischen Vorbildern hinschielt, sondern mit frischer Urwüchsigkeit gerade drauflos erzählt, daß die Späne stieben und die Fetzen fliegen. In diesem Buche ist eine Kraft, die nicht zum Kraftprotzentum wird; eine Echtheit, die sich

nicht unterstreichen braucht; eine menschliche, liebevolle und vornehme Gesinnung, die nicht gehässig wird, auch nicht gegenüber Menschenschwäche und Erbärmlichkeit. Ein erquickendes, ein erhebendes, ein befreiendes Buch. Wenn Federer erst noch seine Leichtigkeit des Schreibens zu Werken von strengem Maße bändigen lernt, ist die Schweiz und Deutschland um einen großen Erzähler reicher.

Richard Dehmels neue Komödie Michel Michael (Berlin, S. Fischer) ist kaum mehr als ein verunglücktes Experiment. Der deutsche Michel ist Bergarbeiter und möchte sein Haus gern an die Bergwerksgesellschaft verkaufen, um mit dem Geld in die Stadt zu ziehen. Das verhindert sein Mündel, Liese Lied, indem sie den Kaufvertrag dem Bergrat bei einem Johannisnachtsmummenschanz für einen Handkuß herauslockt. Als Zwischenaktsprologist fungiert, leider nicht sehr witzig, Tyll Eulenspiegel. Auch der getreue Eckehart und Kaiser Rotbart wirken ohne rechten Grund mit. Die Menschenwelt ist durch den roten Karl und den schwarzen Karl politisch, durch den Bergrat, den Landrat, Bürgermeister und Frau, Kaplan und Pastor, Maschinenheizer und Polizisten gesellschaftlich vertreten. Michel säuft Schnaps, schwärmt für Deutschlands Entwicklung zum Industriestaat, sehnt sich nach einem Krieg, ist für Zeppelin und die Eroberung der Luft begeistert, bekommt vom Stadtrausch einen Stadtkater, ist nun für eigene Scholle, Gartenstadtbewegung, neues Bauerntum und heiratet Liese Lied. Viele gescheidte Züge im einzelnen, mancher satirische Blitz, gelegentlich poetische Einfälle, und innerlich rhythmische Sprache. Als Ganzes aber nicht geworden, sondern ergrübelt; die Verse ohne Rhythmus, reine Prosa, die sich ungefähr alle zwölf bis sechzehn Silben, oft recht gezwungen, reimt; man denkt wehmütig an Goethische Knittelverse. Die Allegorie, ähnlich wie beim Pater Filuzius von Wilhelm Busch, aufdringlich und dürr. Im Stil etwas von einem wenig glücklichen Operntext. Mit Halbes Walpurgisnacht verglichen gescheidter, aber noch blutleerer. Die ganze Sache könnte eigentlich von Otto Ernst sein; nur wäre sie dann vermutlich amüsanter. Und dennoch erweckt dies verunglückte Ding Mitempfinden mit dem Dichter und Respekt vor seiner Gesinnung. Seine dramatische Welt ist unpoetisch, das beweist gerade die Häufung der mythischen Mitspieler; seine Phantastik sehr reflektiert: keine grimmige Genialität überrascht, wie etwa in Peer Gynt. Aber es hat etwas sonderbar Rührendes, wenn Richard Dehmel versucht, eine nationale Komödie zu schreiben. Dies Farbe-Bekennen ehrt ihn als Mann. Das einseitig skeptische Berlin wird wohl überhaupt nie eine leuchtende und wärmende Komödie hervorbringen; dazu ist diese ganze Gesellschaft zu „gebildet", zu unheiter, zu hastig und im eigentlichen wie im geistigen Sinn zu heimatlos. Das schwärmt für Ibsen und für Liszt; für Klinger und Shaw; für lauter Kunstprodukte, in die sich Verständnis um die Wette, Geistreichtum um jeden Preis und dürres Kluggeschwätz einnisten können. Michel Michael gehört leider auch zu jener Sorte. Darum gefällt er wahrscheinlich auch jenem Publikum.

Das alte *habent sua fata libelli* kommt einem in den Sinn bei den Erzählungen der Luise von François. Als vor gut zwanzig Jahren mit den netten Bänden der Kollektion Spemann die ersten deutschen *shilling books* geschaffen wurden, bildeten zwei Novellen der Dichterin den ersten Band der Sammlung. Heute, wo der Geschmack anspruchsvoller und die Lust am schönen Buche größer

geworden ist, bietet der Inselverlag als ersten Band seiner Bibliothek der Romane Die letzte Reckenburgerin. Zu Ostern 1881 sandte Conrad Ferdinand Meyer dem Fräulein von François in seine Weißenfelser Einsiedelei einen huldigenden Gruß: „Darf Ihnen der Verfasser des ‚Heiligen‘ und Ihr Kollege in der Rundschau — wäre er nur auch Ihr Kollege an Talent! — eine arme Zeile zusenden, welche das einzige Verdienst hat, aus einer Feder zu fließen, die sich nicht leicht zum Rezensieren ansetzt? Er hat langeher eine besondre Vorliebe für Ihr Erzählen, da ihm die demselben eigentümliche Mischung von konservativen Überlieferungen und freien Standpunkten durchaus homogen ist.“ Es war der Anfang des prächtigen, zehn Jahre hindurch fortgesetzten Briefwechsels, den uns Anton Bettelheim herausgegeben hat (Berlin, Reimer). Die François berichtet darin auch von der letzten Reckenburgerin: „Ich wollte an zwei Frauengestalten zeigen, wie die beleidigte Natur sich rächt, die versäumte sich hilft.“ Sie hatte Unglück mit dem Buche, denn kein Mensch wollte es drucken, „bis es endlich, durch Herrn Otto Roquettes Vermitlung, in der Jankeschen Romanzeitung aus Gnad und Barmherzigkeit Aufnahme fand und gleich bei den ersten Kapiteln die erstaunte Verfasserin zu einer Art von Berühmtheit machte.“ „Summa: die Reckenburgerin bleibt“, das Wort Meyers behält recht. Dies gedrängte, energische, memoirenhaft sichere Buch ist eine der wertvollsten Geschichten des vergangenen Jahrhunderts, weil, wenn je der Schluß vom Werke auf den Urheber gestattet ist, ein wertvoller Mensch hinter ihr steht. Kein Zweifel, daß die letzte Reckenburgerin durch diese schöne Ausgabe in die deutschen Hausbüchereien Eingang finden wird, auf die sie, wie wenige Romane, Anspruch hat. „Es ist echte Dichterarbeit“, hatte Gustav Freytag geschrieben; „die Leser werden mit der Empfindung von dem Werke scheiden, daß sie eine sehr ungewöhnliche Gabe empfangen haben. Der Roman soll, so hoffen wir, sich in den Herzen einbürgern und seine Bedeutung in unserer schönen Literatur bewahren.“

Wenn der Insel-Verlag in seiner Bibliothek der Romane „Die besten Romane der Gegenwart und Vergangenheit Deutschlands und des Auslands“ zu vereinigen verspricht, so wird, mag der Beweggrund auch rein geschäftlich sein, die Wirkung dennoch nicht ohne Einfluß auf Lesende und Schreibende sein können. Die letzte Reckenburgerin, und die Hosen des Herrn von Bredow gehören durchaus in die große Linie des europäischen Romans, an deren Beginn das dritte Buch der Sammlung steht, der Ivanhoe Walter Scotts, den der findige Nelson heuer auch den Franzosen in einem seiner zierlichen weißen Leinenbände geschenkt hat. Gustave Flauberts Frau Bovary durfte so wenig fehlen, wie Jacobsens Niels Lyhne (darf bei der Gelegenheit der feinen Studie Lucie Jacobis über den Dichter gedacht werden, die unlängst im Xenienverlag erschien?). Daß die Ausländer einen breiten Raum der Sammlung einnehmen, ist kein Wunder. Bleibt nur zu wünschen, daß der Verlag auch der Übersetzung die ungemeine Sorge zuwende, mit der er die Ausstattung überwacht. Die Nachworte Paul Ernsts sind, selbst wo sie an sich nicht ohne Verdienst wären, wie bei Flaubert, überflüssig. Störend wirken sie, wo sie nicht einmal oberflächlich sind, wie bei der François, oder die banale Seite zu Murgers Bohème. Mit Recht ist Walter Scott, außer mit Ivanhoe, auch mit dem

Talisman vertreten, wie mit Recht neben Jacobsens Meisterwerk des modernen Romans sein Meisterwerk der geschichtlichen Erzählung gestellt ward, Frau Marie Grubbe. Gotthelfs Uli der Knecht wurde mit sicherem Griff in diese erste Serie gereiht, wie Turgenjews Väter und Söhne, eins der Bücher, die man immer wieder lesen kann und mag, beinahe immer wieder lesen muß. Vielleicht läßt der Verlag dieser Bibliothek der Romane eine Neuauflage des vergriffenen Heyseschen Novellenschatzes folgen.

Man darf sich durch den Titel des neuen Romans von Gabriele Reuter („Frühlingstaumel", S. Fischer) nicht an das ähnlich überschriebene Buch Turgenjews erinnern lassen: den Vergleich mit jener abgetönten, schwermütigen Kunst hält dies Buch nicht aus. In welchem Rom spielt eigentlich diese Liebesgeschichte, die ebensogut in Stargard spielen könnte? In einem Rom, wo die Straßenjungen arithmetisch und grammatikalisch auf der Höhe des *forestiere* stehen, offenbar: *Una lira! cinquante soldi* schreit der Amedeo, und die Weiber an der spanischen Treppe schreien ihm zu: *brava Anedeo, bravissima!* „Ihre Blicke trafen sich, schelmisch bedeutungsvoll . . ." „Dein Herz wählt nie nach den Bedürfnissen Deiner differenzierten Persönlichkeit . . ." „ihre eigene Gunst war schwerlich im Zufallsspiel einer wunschdurchglühten Stunde zu gewinnen . . ." „Wenn Elena Schneider ihren Schreibtisch öffnen würde, so möchte des Grafen vegetativ dahinträumende Agrarierseele arg kompromittiert werden . . ." „Die säulenreiche Fassade des Riesentempels hob die Krönung ihres Kuppelbaues (ihres oder seines?) gewaltig über die Wohnstätten der Menschen empor" (jeder Rombesucher weiß, daß Michelangelos Kuppel durch Madernas Fassade nur verhunzt wird, weil die Trommel unsichtbar bleibt) . . . „Geschlossene Karossen donnerten vor die Portale . . ." „Es kamen Scharen von Frauen jeden Standes, jeder Nationalität" (Bleistiftnotiz am Rande: Das will ich alles sehen! Jeden Standes usw. macht nichts sichtbar) . . . Seite 83: Bleistift: Das (nämlich das Brausen einer Volksmenge) machte der verstorbene Zola doch etwas besser . . . Unsinn! Wenn diese zwei Menschen zusammenkommen, sprechen sie etwas ganz andres. Unmöglicher Dialog! Derlei Notizen finde ich alle Augenblicke in meinem Handexemplar. „Ihr Gespräch wurde wie ein Hin- und Widerwerfen goldener Bälle zwischen geübten Spielern" (das abgeklatschte Bild noch durch das „goldene" verdorben!) „Julia von Drossel lächelte lüstern wie auf eine zarte Wollust . . ." „Beim Malen kann ich keinen Zuschauer gebrauchen . . ." „Aller Verstand und alle Klugheit, alle Energie und alle Selbstbeherrschung lösen sich auf, schmelzen in einem einzigen göttlichen Strom von Empfindung, in dem er seine lieben Füße baden mag, wenn er will" (ich glaube, er will nicht: er zieht gewöhnliches Wasser diesem parfümierten Spülwasser vor). Ich finde auf dem hintern Buchdeckel noch folgende Einträge: Es fehlt jede Anmut. Alles zu direkt. Nüchternheit der Leidenschaft. Taktlosigkeiten *à la* Sudermann. Nein, ich lese doch lieber *Piacere!* Ist nun das alles besser als das Schwächste von Heyse, über das sich Neuberlin erhaben dünkt? Steht nicht umgekehrt das Schwächste von Heyse künstlerisch, psychologisch, menschlich, ethisch, unsagbar höher? . . . Es steht noch mehr auf dem Buchdeckel, aber ich meine es langt. Ich hätte mit dem Frauenzimmerkitsch nicht so viel Zeit vertan, wenn er nicht in Rom spielte.

Muß man Genf so lieben wie ich, um das köstliche *Livre de Blaise* so zu genießen? Philippe Monnier, sein Dichter, ist unlängst gestorben, fast gleichzeitig mit seinem Freunde Vallette, der uns die *Reflets de Rome* gab. Gibt es eine Stadt, schöner in ihrer Art, als dies alte Genf, dies immer neue Genf? Herrlich ist das Genf der Fremden, der Pont du Montblanc, die Quais, der große Springbrunnen, die wundervollen Parke, der stolze Kranz der Hotels. Aber einzig schön ist das Genf der Genfer: all dies Gewirr ansteigender Straßen um die Kathedrale Saint-Pierre. Die Empiresäulen daran, so schreiend stillos, saht ihr sie je beim Mondlicht? Und den alten *Bourg du Tour*, wo wir keinen Augenblick uns verwunderten, wenn uns der düstre Calvin leibhaft entgegenschritte. Dieser ganze Berg, der etwas Südliches hat, wie die obere Stadt in Bergamo, oder Perugia. Die grüne Wildnis des alten Friedhofs des Plainpalais im Frühling! Und dies Carouge, das so anders, so ganz französische Provinz erscheint! Das unbeschreibliche Gefühl, eine Stadt zu entdecken, ganz für sich, ohne Buch, ohne Plan, mit wachsender Abenteurerlust, die Freude an jedem malerischen Winkel, jeder unerwarteten Biegung eines Weges, an all dem Auf und Ab von Straßen, Sackgassen, kleinen Plätzen, in Genf ist dies Gefühl ebenso herrlich wie in Florenz oder Paris. Der Blumenmarkt in der *rue du Rhône!* Der schwarze Geiger, der Raffs Cantilene vor dem Café Landolt spielte! Die Buchhändler in der Corraterie, die eigentümliche Universitätsluft zwischen *rue de Candolles* und *Boulevard des Philosophes*. Der savoyische Bariton, der im *café du Nord* jeden Abend das Torerolied sang. Die hundert Zaungäste, die applaudierten: Das alles kommt in Monniers Gymnasiastenbuche höchstens flüchtig vor, und dennoch steckt es darin: im Temperament des Vortrags, in der Stimmung jener seltsamen Mischung von Genuß und Schwermut, von Draufgängertum und geistiger Kultur, die für Genf bezeichnend ist. Lest dies bezaubernde Jugendbuch, zum mindesten in der Übersetzung (bei Langen erschienen. Wer dies haarig schwierige Ding besser machen kann, versuche zu nörgeln!), und wenn ihr euch einen großen Genuß bereiten wollt, legt das Original (erschienen bei Jullien, Genf) daneben und schwelgt in diesem übermütigen, sehnsuchtsvollen, drolligen, pathetischen, realistischen, phantastischen, diesem immer entschlüpfenden, leichten und doch, ach! so tiefen, so zärtlichen Buche eines so früh Verstorbenen!

Freising. Josef Hofmiller.

Notizen.

Vorwort zu einer Marlowe-Übersetzung.[1]) Gedanken über Goethe, zum Teil vortrefflich, finden sich im Inventar unseres literarischen Besitzstandes. Auch an Gedanken über Shakespeare ist kein Mangel. Ein fruchtbarer Gedanke an Shakespeare scheint es mir, wenn man eine Tragödie von Marlowe frisch zu übertragen auf sich nimmt. Es ist ein unausgewickelter Gedanke — um so schöner; er gehört der Sphäre des Lebens an, wogegen seine Entwicklung in die blassere philologische Sphäre hinüberführen würde. Diese dramatischen Produkte, als frisch ent-

[1]) Mit diesem Vorwort wird Hofmannsthal eine Übersetzung von Marlowes Eduard II. begleiten, die A. W. v. Heymel Anfang nächsten Jahres im Inselverlag erscheinen läßt.

standene, starrend von Leben, Trotz, Emphase, Jugend, waren Shakespeare nahe; daß sie ihm viel bedeutet haben müssen, davon sehen wir in seinem Werk die Spuren und mehr als Spuren. So schwebt über diesen unverweslichen Werken der höchst geistige Duft eines unlöslichen erhabenen Zusammenhanges. Tritt man ihnen nahe, so durchfährt uns bewundernder Schrecken über die grandiose Wildheit des löwenmäßigen Gesichtes, das aus ihrem Spiegel uns entgegenblickt. Einem solchen Sichaufbäumen, solchen Aufgehen in den Moment, einem solchen berserkerhaften Sichgebärden bis in die Wurzeln der Seele hinein, müssen wir bekennen, mit staunender Fremdheit gegenüberzustehen; ähnlich ergeht es mit Dürers jugendlichen Werken, wobei ich zuvörderst an die grandiose Offenbarung Johannes denke. Aber diese Blätter aus unserem Besitz zu lassen, würde man uns darum nicht bereit finden; ebensowenig diese Dramen. Die Sprache verwandelt sich leicht, von Generation zu Generation; das originale Werk wird, diesem Wandel widerstehend, nur noch köstlicher; Übersetzung veraltet. Immer wieder wird sich ein Deutscher finden, dem es am Herzen liegt, Werke hohen Ranges, fremden Nationen und vergangenen Zeiten angehörig, der eigenen Generation nahezubringen. Er fußt auf der Überzeugung, menschliche und dichterische Großheit, einmal leibhaftig hervorgetreten, könne niemals abgetan sein.

Vergleicht man diese Übersetzung mit der älteren E. v. Bülows, um die Mitte des XIX. Jahrhunderts entstanden, so tritt uns eine gesteigerte Insibilität, dem Eigentlichen, dem Organischen des dichterischen Gebildes gegenüber, merklich entgegen. Der ältere Übersetzer sieht in den Verszeilen des Originals, gleichsam wie in Behältern, einen geistigen oder pathetischen Inhalt, den er mit Treue und Präzision herüberzubringen trachtet. Der neuere fühlt: der Text ist Organismus und das Eigentliche, das Leben des Lebens, in ihm, nicht hinter ihm zu suchen. Das Leben des Lebens sucht er wiederzugeben. Die Rhythmik behandelt er frei: er möchte lieber, daß sein Vers dem Vers Marlowes so lebendig gleicht, wie ein von Kinderhand aufgebauter Schneemann einem schreitenden Menschen, als daß er ihm so totenhaft gleiche, wie ein Gips einem lebenden Gebilde. Er denkt an den geatmeten, gesprochenen Vers, nicht an den fürs Auge in Druckzeichen hingesetzten. Das eigentliche innere Leben des englischen Verses ist wiederzugeben gesucht; geht dort die Wucht von den vielen kurzen Stammwörtern aus, so ist im Deutschen erstrebt, das gleiche, womöglich mit dem gleichen Wortstamm zu geben; zwischen diesen Wortstämmen in ihrer etwas gewandelten jetzigen Bedeutung und in der, womit sie hier für ihre englischen Verwandten Platz halten, ergeben sich zuweilen Schwebungen, die dem Genauen peinlich, dem Phantasievollen nicht ohne Reiz erscheinen werden.

Rodaun bei Wien. Hugo von Hofmannsthal.

Robert Kohlrauschs Deutsche Denkstätten in Italien.[1]) Italien ist ein Land der Vergangenheit, mag sich die Gegenwart auch noch so auffallend breit machen. Mit der Vergangenheit ist gleichsam die ganze Landschaft gesättigt, mit

[1]) Zweite Auflage. Stuttgart, Lutz.

der Geschichte getränkt. Als historische Landschaft erreicht denn auch der Naturboden seine höchste Bedeutung. Nicht die Natur als solche, sondern die Verbindung von Natur und Kunst, von Geschichte und Gegenwart gewährt dem Beschauer die meiste Anregung. Geschichtslose Natur hält nicht fest, regt zu wenig an, ebensowenig wie naturlose Geschichtsdenkmale. Im Gewühl der Städte und im Tosen des Alltagslebens bleiben die ehrwürdigsten Denkmale stumm und kalt und erwecken keine entsprechende Stimmung. Erst wo sich das Menschenschicksal verknüpft mit den Naturstimmungen, wo ein großer Hintergrund sich hergibt für geschichtliche Erinnerungen, füllt sich die Seele mit Poesie, erklingen Saiten im Gemüte, die ein Echo finden in der Umgebung. Freilich eine solche prästabilierte Harmonie ist selten. Wie oft spielt der reine Zufall mit, daß eine Landschaft zum Schauplatz großer Ereignisse, großer Schicksalswendungen wurde! Die menschliche Phantasie legt oft das Beste erst hinein. Am angenehmsten berührt es noch, wenn ein Historiker den landschaftlichen Hintergrund geschichtlicher Ereignisse schildert. So hat Alfred von Reumont bei seiner Geschichte Roms und der Päpste in den etwas einförmigen Gang seiner geglätteten diplomatischen Darstellung anmutige Landschaftsbilder verflochten; sonst wäre sein Werk kaum genießbar gegenüber der lebhaften, geistreichen Art von Gregorovius. Etwas anderes ist es aber, wenn einer von der Landschaft ausgeht und in sie Geschichtsbilder verwebt; da muß vieles in künstliche Beleuchtungen rücken. Die Phantasie muß sich gewaltig anstrengen, um noch Beziehungen zu entdecken. Dieser Schwierigkeiten ist Kohlrausch in seinen Denkstätten nicht ganz Herr geworden, wenn auch sein glänzender Stil hinwegtäuscht, so bei manchen Denkstätten der Hohenstaufen. Um so ergreifender aber wirken andere Bilder, wo die Größe der Natur und die Größe des Geschickes sich gleichsam ergänzen. So bei der Schilderung der drei Schlösser, in denen sich der Niedergang der Hohenstaufen abspielte. Eine Denkstätte ersten Ranges bleibt immer Canossa, die, so oft sie beschrieben ist, immer wieder neuen Stoff zum Nachdenken bietet. Die Schilderung Kohlrauschs ist besonders interessant durch einige persönliche Erlebnisse. Einem deutschen Italienfahrer bietet das Buch eine Menge von Anregungen und es sollte keiner, dem es möglich ist, den Genuß des Buches versäumen. Nachdem Bassermann Dantes Spuren in Italien verfolgt hat, Kohlrausch die Erinnerungen deutscher Herrscher vor unsern Augen vorübergeführt hat, wird sich vielleicht einer finden, der die weltgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen Natur und Geschichte aufzeigt. Einen kleinen Versuch habe ich selbst einmal angestellt. Ihm sind auch die einleitenden Sätze dieses Artikels entnommen. Freilich übersteigt die Ausführung dieses Planes die Grenzen einer Manneskraft, außer man beschränkt sich auf Umrisse und einzelne Skizzen.

Maihingen. Georg Grupp.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coßmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Des Königs Jagdhorn.

Erzählung von Lucy du Bois-Reymond (Potsdam).

1.

In froher Erwartung ritt der junge Rüdiger seinen Knappen vorauf den neuen Saumweg an der Oker dahin, den jagdgeübten Blick bald zwischen den Tannenwipfeln emporgewandt, wo hoch im sonnigen Blau ein Adler seine Kreise zog, bald abwärts in die modernde Urwildnis gestürzter Stämme und Blöcke am Boden der Schlucht nach einer entschlüpfenden Schlange oder dem kurzen Flug der Wasseramsel am Gestein. Mit Lust trank er den feuchten Harzduft des Waldes. Es war Frühling, seine Wunde geheilt, der Sachsenaufstand bewältigt, und übermorgen in Goslar sollte er sein Erbe, den Arnsberg, von König Heinrich zu Lehen nehmen.

Bei dem Gedanken schlug ihm das Herz.

Er hatte nie den Tag vergessen, an dem der alte Wolf — noch jung damals, aber nur der Schatten seiner selbst vor Wundfieber und Entbehrungen, — des Vaters Schwert und Schild mit schlimmer Nachricht aus der Wendenschlacht heimgebracht: sein Herr gefallen, der Kaiser tot!

Wie im Traume hatte er während der langen Seelenmesse den Glanz der Altarkerzen auf den zerhauenen Waffen angestarrt, dumpf bedrückt von der Trauer um ihn her und zugleich im Innersten erregt vom Bewußtsein eines ersten großen Erlebnisses. Da hatte ihm plötzlich der taube Großvater, der sonst nie das Wort an ihn richtete, die kalten zitternden Finger auf den Nacken gelegt und mit unbewußt erhobener Stimme in die andächtige Stille hinein gesprochen:

„Weißt du, daß jetzt ein Kind wie du die deutsche Krone trägt? Unsere stolzen Eichen hat Gott in ihrer Kraft gefällt: wir Alten sind morsche Stümpfe; auf euch grünen Reisern ruht jetzt alle Hoffnung des Reiches. So bete, daß du einst für diesen kleinen König Heinz ebenso rühmlich leben und sterben darfst, wie jetzt dein Vater für seines Kaisers Heinrich Herrlichkeit."

„Nimm ihn mir nicht auch noch!" jammerte da die Mutter aus ihren Tränen auf. Gott hab sie selig — Frauen ist es immer nur um ihre Nächsten zu tun.

Er selbst hatte nichts geantwortet, aus einer Art von Scheu, nur stumm genickt: aber er wußte, der Ahn verstand ihn. Seitdem trug

er insgeheim sein Leben mit Stolz, denn es gehörte dem König, und all sein Tun und Trachten ging fortan darauf, ein rechter Recke zu werden, um dereinst mit ihm auszuziehen zum Kampf gegen Drachen und Heiden, vom Papst zu Rom die Kaiserkrone zu holen und von schönem Munde den höchsten Lohn —

„Aber was hat der Gaul?" fuhr er plötzlich aus seinem wachen Traum auf, „und was wollen die Raben da oben?"

Wie zur Antwort schlug da über das Brausen des Gießbachs fort ein verzweifeltes Gebell an sein Ohr, in Schmerzgeheul abbrechend, dazwischen wildes Knurren und Fauchen. Im Nu saß er ab und drang durch das Dickicht zum Ufer nieder, dem Ton nachzuspähen.

Wirklich, jenseits auf dem bunten Wiesenfleckchen, das so heimlich zwischen Fels und Tannen dalag, als dürfe da nur die Waldfrau in tauiger Frühe ihr grünes Haar strählen, tobte Kampf auf Leben und Tod. Im hohen Farrenkraut wälzte sich ein wogender Knäul zottiger brauner Glieder, erst allmählich dem Auge entwirrbar; ein edler Jagdhund wehrte sich mit letzter Kraft gegen eine gewaltige Bärin, mit seinem Leibe die Flucht seines Herren deckend, dessen Mantel und Hifthorn noch unweit im Grase verstreut lagen.

Ohne Besinnen sprang Rüdiger in den Bach, dem treuen Tier Hilfe zu bringen; aber das Wasser war tiefer und reißender als er gedacht, der Hund schien verloren; da erscholl auf einmal drüben ein helles Jauchzen, und mit mächtigem Schwunge schwirrte ein Jagdspieß der Bärin an die Schulter, daß sie von ihrem Opfer abließ und sich drohend nach dem neuen Angreifer umsah. Der sprang auch schon selber zwischen den Stämmen hervor: ein Jägerbursch, schlicht und jung, aber Rüdiger schien er herrlich wie Sankt Michael, wie er mit leuchtendem Gesicht, den Hirschfänger gezückt, auf das Ungetüm eindrang, das sich mit furchtbarem Brummen zur tötlichen Umarmung gegen ihn aufrichtete.

Unverwandt verfolgte Rüdiger, im schlüpfrigen Flußbett vordringend, jede Bewegung der beiden. Jetzt waren sie aneinander; jetzt blitzte die Klinge auf; jetzt — Teufel! was war das? Wie Glas brach plötzlich der spröde Stahl dem Kühnen in der Hand ab; wehrlos wäre er im nächsten Augenblick von der Wucht der Bestie zermalmt worden, hätte nicht Rüdiger zugleich mit lautem Zuruf einen Felsblock nach ihr geschleudert, daß sie überrascht herumfuhr und einen Atemzug lang den Gegner freigab. Ohne nur die Farbe zu wechseln, erraffte der seinen Speer und bohrte ihn ihr tötlich zwischen die Rippen, bis sie aufheulend rückwärts ans Ufer taumelte, wo sie unter Rüdigers wuchtigem Reiterschwert endlich vollends erlag.

Der junge Geselle kniete indessen schon bei dem Hunde, in zärtlicher Sorge bemüht, sein strömendes Blut zu stillen.

„Er lebt, er kennt mich noch!" frohlockte er mit feuchten Augen. „Armer Dedi, tapferer Dedi! Um ein Haar war es diesmal aus mit uns beiden. Dank, Herr Ritter, für ihn und mich!"

„Waidmannspflicht", gab Rüdiger zurück, gegen das Rauschen des Baches an, aus dem er seine Lederkappe für das wunde Tier vollschöpfte. „Ist er dein?"

Der andere wies verächtlich auf den goldgestickten Mantel im Grase, den er eben mit seinem Waidmesser zum Verband zerschnitt. „Aber sein Herr, die Memme, kriegt ihn nicht wieder! Hier, hilfst du mir binden, während ich ihn halte? Ruhig, Dedi, es tut nicht weh!"

„Aber dir!" rief Rüdiger, der ihn plötzlich die Zähne zusammenbeißen sah. „Himmlische Barmherzigkeit! laß dir selbst erst helfen! Das ist ja dein Blut — die Rechte ganz zerfleischt von den Tatzen!"

„Nur gestreichelt", lachte der Bursche mit weißen Lippen und entzog ihm die Hand, um zum Fluß gebückt die eigene Wunde zu waschen; „ohne dich hätte mich die Braune so geherzt, daß keine andere nach ihr hätte kommen dürfen. Wie kamst du nur so im rechten Augenblick daher, wie ein Wassermann aus dem Fluß?"

„Auf dem Weg zu Hofe, morgen zum Himmelfahrtsfest."

„So fürchtest du dich nicht vor des Königs Räten und ihren wilden Sitten?"

Rüdiger runzelte die Brauen. „Spricht man hier auch so? In Thüringen, als ich im Kloster verwundet lag, bekam ich mehr als genug davon zu hören. Aber wer glaubt Mönchen und gar sächsischen?"

Der andere maß ihn mit einem raschen Blick. „Also willst du selber zusehen? Gut, so treffen wir uns da — ich muß auch hin."

„Dann reite lieber gleich mit uns", bot Rüdiger an, „meine Leute sind drüben mit den Pferden. Wir pflegen euch zurecht, dich und deinen Dedi."

Aber er dankte, den Hund schon im Arm. „Wir haben es näher heim, gleich hier herauf zur Harzburg. Nur lag da nicht irgendwo ein Hifthorn im Grase? Wenn du das einmal blasen wolltest nach den Meinen —"

Doch eben da Rüdiger sich danach bückte, klangen unweit von der Höhe Rufe und Hörner herab. „Da sind sie ja!" rief jener, leichtfüßig trotz seiner Bürde schon halb die Schlucht hinauf. „Auf Wiedersehen in Goslar also."

„Aber die Bärin?“ rief Rüdiger ihm nach.

„Dein!“ gab er vom Felsrand zurück, „du hast sie ja erlegt.“

„Und du gefällt: also teilen wir morgen. Und das Horn hier?“

„Behalt es, du hast es besser erworben als dein Vorgänger.“

Damit verschwand er droben im Tannendunkel so plötzlich, wie er erschienen war, und Rüdiger stand wieder allein im zertretenen Farrenkraut, das Kleinod in seiner Hand anstaunend, das im Sonnenschein funkelte. Eitel Gold und Elfenbein, so feingeschnitzt wie von den Unterirdischen, mit allerlei Fabelgetier, schlankgeschürzten Jägerinnen und bocksbeinigen Waldteufeln — wem mochte das gehören?

Ihn durchfuhr, was man von dem Zauberhorn erzählte, mit dem einst beim Ungarnfeldzug die schöne Buhlerin Offigia in schwüler Herbstnacht den Knaben Heinrich von seinen Fahnen weg zu verfrühter Lust auf ihren Turm gelockt; das dann, als Wahrzeichen von ihm mit heimgeführt, bei so vielen verbotenen Abenteuern seinem königlichen Mutwillen gedient, und selbst am Hochzeitstage trotzig von ihm zur Schau getragen worden, recht um aller Welt zu zeigen, wie wenig er den aufgezwungenen Bund, der ihn zähmen sollte, zu halten gedenke.

Rüdiger, der gleichaltrige, in seiner Waldstille nur von sehnlichem Tatendurst verzehrt, hatte das alles damals, heiß vor Scham und Unwillen, nicht wahr haben wollen. Freilich, seitdem hatte er wohl von seinem Unglauben lassen müssen, hallte doch das Reich wider nicht mehr von bloßen Gerüchten, nein jetzt gar von Heinrichs offenkundigem Versuch, die verschmähte Ehe ganz abzuschütteln. Und dieses Prunkstück, so nahe der Pfalz, in königlichem Jagdgebiet gefunden, war es nicht eine neue Bestätigung? Die Schilderung paßte zu gut: kein Zweifel, es war König Heinrichs Horn.

Und doch, unmöglich! Der hier so schimpflich sein Leben auf Kosten des Hundes gerettet, konnte das der rasche Herrscher sein, der, kaum flügge, mit entschlossenem Griff seine widerspenstigen Großen gebändigt, der Tollkopf, der schon als Kind lieber in den wirbelnden Rhein gesprungen, als sich auf Bischof Annos Schiff entführen zu lassen? Mochte er damals, mit Gewalt bezwungen, bei dem frommen Zuchtmeister frühzeitig Verstellung gelernt haben, schlug er wirklich nachher unter dem läßlichen Adalbert von Bremen allzu üppig über die Stränge — so treuloser Feigheit ziehen ihn doch selbst seine Gegner nicht.

„Sonst, bei Gott, mag ihm ein anderer morgen schwören!“ dachte Rüdiger, unmutig das Horn an seinen Gurt hakend, und wandte sich ans Ufer nach seinen Knappen zurück, um die erlegte Bärin zu bergen.

2.

„Also dann seid Ihr garnicht der rechte Bärentöter?“ fragte ungläubig Rüdigers neue Freundin, die blonde Agnete, als sie mit dem versammelten Hofstaat am Himmelfahrtsmorgen in der großen Halle der Kaiserpfalz die Fürsten auf dem Weg zur Messe erwarteten. Sie saß zwischen den anderen Klosterschülerinnen dicht vor ihm im Gestühl, halb zurückgewandt, um seiner geflüsterten Erzählung zu lauschen, sodaß er eben unter dem weißen Schleier ein rosiges Ohrläppchen und das Grübchen in der frischen Wange gewahrte.

„Wunderbar!“ staunte sie ahnungsvoll zu ihm auf, als er geendet. „Meint Ihr nicht auch, das bedeutet etwas Besonderes? Es klingt wie ein Gesicht: unsere heilige Kirche, von den Lüsten der Welt zerfleischt — wer mag der Retter sein? Aber Heil Eurer Hand, wenn sie ihm helfen darf.“

Rüdiger war dergleichen allerdings nicht in den Sinn gekommen. „Das ist des Königs Sache und seiner Bischöfe“, sagte er, „unsereiner versteht davon nichts. Aber die Bärin war nur zu leibhaftig, wenn schon dies Wahrzeichen vom Kampfplatze aussieht, als hätte es ein Elfe oder Neck verloren.“

Er nestelte das Hifthorn los, daß sie das kunstreiche Bildwerk und die zierlichen Goldbeschläge in der Nähe bewundern könnte.

„Für einen christlichen Waidmann paßt freilich solch Waldspuk schlecht!“ sagte sie. „Aber jetzt weiß ich: dies muß das Wunderhorn aus Morgenland sein, das der König neulich im Rausch dem von seinen Räten zum Preis gesetzt hat, der es auf einen Zug leeren könnte.“

Rüdiger horchte hoch auf. „Gottlob, also hat er es verschenkt? Aber wer ist der Held?“

Mit gesenkter Stimme nannte sie den berüchtigtsten der ausgelassenen Tafelrunde.

Rüdiger nickte. „Der Muggenheim? Kein Wunder! Mein Lehnsnachbar leider. Ist er hier, daß ich es ihm wiedergebe?“

„Wißt Ihr denn nicht?“ flüsterte sie schaudernd. „Seit gestern ist er in Ungnade, plötzlich vom Hof verbannt; wahrscheinlich liegt er schon irgendwo erstochen im Walde — kein Mensch weiß warum.“

„Wer seinem Hund solch schlechter Herr ist, wird seinem König kein guter Diener sein.“

„Darum weiß der doch nicht! Der fragt nur nach seinen Launen. — Still, da kommen sie. Hilf Gott, wie verändert der Erzbischof! Er soll nur noch wenige Wochen zu leben haben —“

Eine Bewegung ging durch die lange Halle. Das Hofgesinde erhob

sich mit festlichem Waffengeklirr, es raschelte von Sammet und Seide, alles entblößte die Häupter. Agnete schlug das Kreuz und beugte fromm die Kniee; Rüdiger folgte ihrem Beispiel in neugieriger Erwartung. Noch nie hatte er solche Pracht erblickt. Mit schleppendem Schritt im goldstarrenden Ornat, das wachsbleiche Gesicht in milden Falten, nahte sich Adalbert unter dem purpurnen Baldachin, von seinen Suffraganen umgeben. Die weiche beringte Rechte, die so oft des Reiches Geschicke gelenkt, bewegte er segnend; mit der Linken stützte er sich vertraulich auf einen langknochigen blonden Jüngling im pelzverbrämten Scharlachkleid, der beim Eintreten mit hoffärtigem Gruß die dunklen Augen kurz über die Versammelten hinblitzen ließ, um sie gleich wieder starr vor sich ins Leere zu richten.

Rüdiger schaute mit verhaltenem Atem hin. Doch für den berühmten Kirchenfürsten hatte er jetzt keinen Blick mehr: er sah nur seinen Begleiter, das blasse, auch in diesem lässigen Mißmut noch kühne Gesicht, die feine Hand, die, von einer frischen Wunde gerötet, in leinener Binde auf seiner Brust ruhte.

„Das ist mein Jägerbursch!" flüsterte er ganz aufgeregt Agneten zu.

„Das ist König Heinrich", gab sie zurück.

Er selbst! Ein warmer Strom der Freude schoß Rüdiger zum Herzen. Sein König, den er im Sinn getragen, seit er denken konnte, mit Ehrfurcht, wie sich ziemt vor dem Gesalbten Gottes, aber mit etwas zugleich von dem Gefühl, mit dem er seines zarten frühverstorbenen Bruders gedachte — das war er nun also leibhaft: ganz anders freilich, als er ihn sich geträumt, aber doch auch kein Fremder mehr für ihn: sein Sankt Michael aus dem Tann, dem er selbst das kostbare Leben hatte wahren dürfen —.

„*Salvum fac regem Domine!*" jauchzte seine Seele in Dankbarkeit auf mit den voll hervorbrechenden Stimmen der Chorknaben, und in unwillkürlicher Andacht falteten sich seine Hände.

Agnes blickte über die Achsel darauf nieder. „Für den betet Ihr?" sprach sie herb. „Das ist zu spät."

Rüdiger unterdrückte ein Lächeln. Neuling, wie er war, soviel begriff er, daß zum Heiligen der Klosterschule dies heiße junge Fürstenblut wenig taugte; zumal seit der neue Geist strenger Weltflucht von Frankreich und Rom her die deutsche Kirche gegen ihren heimischen Lehnsherrn aufzuwiegeln begann. Aber ehe er antworten konnte, hatte plötzlich des Königs schnelles Auge ihn in der Menge gestreift: ein strahlendes Lächeln ging in seiner Miene auf, er blieb stehen und winkte ihn lebhaft heran.

„Sieh da, mein Retter! Wie ist dir das Bad bekommen? Der Rüde ist wohlauf; wir zwei gehen noch mit ihm jagen! Dein Name?"

Ihm zu Füßen geworfen, gab Rüdiger freudig Antwort.

„Aus Franken also, mein eigener Lehnsmann? Warum hast du mir denn noch nicht den Eid geleistet?"

„Wollt das Markgraf Dedi und seine Sachsen fragen", frohlockte Rüdiger und wies die breite Narbe an seinem Halse: „Geblutet habe ich doch schon für Euch."

„Und gestern noch mehr an mir getan, ohne mich zu kennen!" rief der König. „Seht, Heiligkeit, haben wir da nicht gleich den Mann, den wir suchen? — Herren und Freunde —" mit erhobener Stimme zu den Versammelten: „ihr vermißt heute unter meinen Räten Odrich von Muggenheim. Wißt, daß er durch eine Tat schnöder Feigheit mein Vertrauen verwirkt und sich der ihm verliehenen Güter unwert gezeigt hat. Ich verweise ihn des Landes und gebe sie diesem Würdigeren, Rüdiger von Arnsberg, ohne den ich heute hier nicht lebend stände."

In wortlosem Staunen drückte Rüdiger den Scharlach an seine Lippen.

„Ich habe keinen Lohn gesucht", stammelte er endlich ergriffen. „Aber Gott und diese alle sind Zeugen: dein bin ich, Herr, und bleibe es, mit Gut und Blut und allen Kräften meines Seins, vom ersten Hauch an bis zum letzten, so wahr Gott mir genade am jüngsten Tag!"

Huldreich hob ihn Heinrich auf. „Einen besseren Lehnseid begehre ich nicht", sprach er. „Zum Handschlag mußt du heute schon mit meiner Linken vorlieb nehmen. — Tut nichts! Unser Bund hält darum nicht schlechter, wenn ich mich nur halbwegs auf Augen verstehe. Schreiber, vergiß nicht, gleich morgen den Lehnsbrief auszufertigen! Jetzt keine Geschäfte mehr! Heute ist Festtag. Zur Messe, und dann in den Wald. Du kommst mit, hörst du, Arnsberg?"

„Ihr vergeßt, Herrlichkeit", mahnte der Bischof: „dann kommen ja die Thüringer Prälaten zur Beratung wegen ihres Zehnten —"

Der Freudenschein war ganz aus Heinrichs Gesicht verblichen, aber er lächelte noch immer.

„Wirklich? So werden sie warten", sagte er und schritt weiter zur Kapelle. Adalbert seufzte, blickte gen Himmel und folgte ihm kopfschüttelnd nach.

Rüdiger, von Glückwünschenden neugierig und neidisch umdrängt, von schönen Augen herausfordernd gemustert, ward plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, des Blickes ernster Sorge inne, den Agnete ihm zurücksandte, während sie mit den Genossinnen sich dem Zuge an-

schloß. Hastig machte er sich los und holte sie ein, wo am Ausgang zur Treppe die Menge sich staute. Hinter dem Pfeilerbündel des Fensterbogens reichte sie ihm verstohlen unter ihrem Schleier hervor das Jagdhorn, das in ihrer Hand geblieben war, als der König ihn rief.

„Jetzt ist es also Euer", sagte sie: „besser als bei dem Muggenheimer! Aber wenn Euch meine Bitte etwas gilt: um Eures eigenen Heiles willen: braucht es nicht ohne Not! Es soll Gewalt haben über des Königs Herz."

„Nicht auch über andere?" fragte er leise, und seine Hand, als er es faßte, verweilte bedeutsam an ihrer: „Wo sehe ich Euch wieder?"

Sie war dunkelrot geworden. „Ins Kloster dürft Ihr nicht", stammelte sie und zog die Hand zurück; „aber kommt Ihr je einmal nach Neuwerk zu Frau Bertas Hofe? Deren Fräulein besuche ich manchmal zur Vesper."

Damit floh sie hastig den anderen nach und verschwand ihm im Gedränge.

„Also daher!" sagte sich Rüdiger. In der fast klösterlichen Umgebung der vielgekränkten jungen Königin konnte Heinrich freilich nicht gut angeschrieben sein.

„Aber geantwortet hat sie mir doch!" jauchzte sein Herz; „hilf, süßer Heiland, daß ich sie noch ganz den Betschwestern abspänstig mache!"

Die folgende Zeit verging ihm wie ein einziges langes Maienfest. Das Horn hatte er, Agnetens Wunsch gehorsam, geheim in seiner Truhe verwahrt; aber auch unbenutzt schien es seine Kraft zu bewähren: bei keiner Waffenübung oder Lustbarkeit des Hofes durfte er fehlen, und Heinrich, voll kühnen Feuers immer der Erste bei Jagd, Spiel und Gelage, zog ihn beständig an seine Seite. Nicht ohne Scheu bewegte sich Rüdiger anfangs in dem glänzenden Kreise, von dem er soviel Arges gehört, und selber wahrnehmen mußte, sobald er des Königs bezwingende Gegenwart verließ. Aber der, wo es nur anging, wußte mit leiser Hand von ihm abzuwenden, was ihn hätte stutzig machen können, und er selbst war so hingenommen von dem heimlichen Glück der Besuche in Neuwerk, wo er ab und zu einen Blick oder ein paar Worte Agnetens erhaschte, daß er durch all das bunte frevelhafte Treiben um ihn her achtlos hinschritt wie durch ein schönes ritterliches Spiel, gegen Abscheu oder Lust gleich gefeit von dem stillen Leuchten in seiner Seele.

„Du bist wie ein frischer Trunk!" sagte Heinrich, ihn mit den müden Augen messend, als sie nach scharfem Ritt am Waldrand des Rammels-

bergs ins Gras gestreckt lagen, „die anderen hab ich satt, Mann und Weib. Erzähl mir noch mehr von Franken! Meine Heimat wäre es ja auch, nur daß ich nie eine gekannt habe, von kleinauf immer so umhergezerrt aus einer Hand in die andere. Nun gibt es auch keine mehr für mich bis zu der ewigen, und wie es mit der für mich steht — ja wohl!" — er lachte bei Rüdigers erschrockener Bewegung: „frag nur Petrus den Legaten: der hat mich heute den ganzen Morgen davon unterhalten, wie schlecht meine Aussichten darauf sind. Dafür kommt der Mann aus Rom her, und man soll noch gute Miene dazu machen! Zuletzt kam mir das Gähnen an — ich hoffe, ich habe ihn ebenso erbaut wie er mich."

„Aber Ihr habt doch Eure Harzburg, Herrlichkeit!" lenkte Rüdiger ab; er wußte, nichts zerstreute besser des Königs bittere Laune, als die Freude an dem edlen Bau, den er sich, gegen den Rat und sehr zum Mißfallen seiner Großen, hoch oben in entlegener Waldwildnis errichtet hatte und nicht müde wurde, mit allem Köstlichsten an weltlichen und geistlichen Schätzen auszuschmücken. Doch heute wollte das Mittel nicht verfangen. Unmutig warf sich Heinrich ins Gras zurück und schnellte ein leeres Schneckenhaus, mit dem er spielte, zu Rüdiger hinüber.

„Da hast du sie: hohl und tot wie dies! Das beste fehlt eben darin — was jeder Bauer haben kann. Aber sage mir: wenn sie dir so gefällt, warum warst du gestern wieder nicht mit droben? Schon wieder in Neuwerk? Ich höre, du bist da sehr beflissen."

Rüdiger wechselte die Farbe. „Wenn es Euch nicht genehm ist —"

Der König lachte auf. „Mir? Warum nicht? Im Gegenteil! Du kannst mir keinen besseren Dienst tun. So ein schmucker Degen wie du — höre, wenn du mich bei Frau Berta ausstichst, werde ich am Ende doch noch frei."

Rüdiger erhob sich. „Ihr seid aufgeräumt, Herr König", sagte er. „Mein Auftrag in Neuwerk galt dem Hoffräulein. Euch bitte ich um Urlaub zur Heimreise."

Erstaunt blickte Heinrich auf und biß sich auf die Lippe. Dann plötzlich aufspringend hielt er ihm mit ganz verwandeltem Gesicht beide Hände hin.

„Nein, bei meiner Seele!" rief er. „Soll ich den ersten von mir lassen, der es treu mit mir meint? Zwar, ehe du mir auch wirst wie die anderen — du hast Recht; bei mir ist eben kein Glück. Aber bleib noch etwas um meinetwillen, Rüdiger; du mußt es ohnehin, bis dein Bärenfell fertig ist, und der Auftrag an dein Fräulein erledigt. Wie du rot wirst! Ist sie so hübsch? Ich hätte da nichts dergleichen vermutet; aber fürchte nichts: in dem Bezirk, weißt du, vergeht mir die Jagdlust von selbst — nur dir gönnte ich etwas Gutes. O Rüdiger, wie ich dich beneide!

Meine Krone gäbe ich darum, wieder so zu sein, wie du — und ich bin nicht älter!"

Rüdiger hatte sich vor ihm niedergeworfen und küßte ihm in heißem Mitleid die Hände.

„Wo ich Euch dienen kann, ist meine Heimat!" rief er. „Aber, Herrlichkeit, wenn Ihr mir solch ein Wort vergönnt: die Krone hat Euch Gott doch nicht umsonst verliehen. Ob sie Euch auch drücken mag, sie bleibt doch so stolzer Taten wert, wie Ihr, nicht älter als ich, schon viele vollbracht habt, und, wills Gott, noch oft vollbringen werdet zu unser Aller Heil."

„Du bist ein besserer Beichtiger als der Petrus!" rief da Heinrich mit glänzenden Augen. „Ja, das bleibt mein Teil! Zu kämpfen ist auch Lust, und daran wird es mir sobald nicht mangeln, mit Schwert und Wort. Höre, willst du mit zur Synode? Da geht der Tanz jetzt an. Mein deutsches Land wollen sie zu päpstlichen Pfründen machen und unsere Pfarrherren zu Mönchen. Aber laß sie's versuchen! In meinem Hause mögen sie mich binden; im Reich sollen sie erkennen, wer Herr ist. Schade, daß du mir bei diesem Strauß nicht helfen kannst. Aber wenn es wieder ins Feld geht, ruf ich dich: dann fechten wir zwei nebeneinander. Auf dich kann ich mich verlassen."

3.

Auf der großen Rampe der Pfalz sammelte sich im ersten Morgenschein bei Trompetenruf das Hofgesinde zum Aufbruch; König Heinrich verritt zur Synode.

Geteilten Herzens schlich sich Rüdiger vorbei. Sollte er mit? Zu einem Kriegszug hätte er als Erster sich gemeldet; bei diesem Kampf wußte er sich überflüssig; und jetzt fort von Agneten? Wenigstens noch einmal mußte er sie sehen, hören, was sie ihm riet. Neuwerk hatte er seit jenem Gespräch nicht wieder betreten. Aber im Kreuzgang hinter der Pfalz, das hatte er herausgebracht, pflegte sie frühmorgens mit nur einer Genossin den Altarstrauß für die Mutter Gottes zu brechen. Wenn er Glück hatte — und sieh, eben da er nahte, schlüpfte eine Nonne heraus und nebenan in die Kapelle; also war sie gar allein? Doch da er auf das Pförtchen zu wollte, vertrat ihm ein Knappe den Weg, der ein reichgezäumtes Roß da auf und ab führte: „Halt, in des Königs Namen!" und zugleich vernahm sein geschärfter Sinn von drinnen ein schlimmes Lachen und plötzlich Agnetens Stimme in unwilliger Abwehr.

So kurze Zeit er bei Hofe gewesen, das Blut stockte ihm bei dem Laut. Er griff zum Schwert, den Knappen niederzustechen und um jeden Preis einzudringen, da streifte seine Hand das elfenbeinerne Horn, das er für den Fall der Abreise schon am Gürtel trug. Mit plötzlichem Einfall setzte er es an und wiederholte schmetternd das Zeichen zum Aufbruch. Fast erschrak er vor dem fremden schrillen Ton, aber die Wirkung war die rechte; die Trompeten drunten nahmen rings den Ruf auf: stutzig sich umblickend sprang der König aus dem Kreuzgang hervor.

„Plagt dich der Teufel?" flüsterte er ärgerlich, als er Rüdiger gewahr wurde, „das war zur Unzeit! Wenn du ahntest, was ich hier eben Köstliches erwische — aber du hast ja nur in Neuwerk Augen! So etwas blüht in meiner Pfalz, und ich soll weg zu diesen leidigen Pfaffen! Aber warte nur, du wilder Vogel!" wandte er sich auf der Schwelle zurück, „dich zähme ich noch — den Kuß bleibst du mir schuldig!"

Damit schwang er sich in den Sattel, da seine Reisigen schon herandrängten, selbst zu erregt, um Rüdigers Verstörung zu bemerken, und sprengte, übermütig grüßend, an ihrer Spitze mit wehenden Locken in den hellen Morgen davon. Rüdiger zwang mit Gewalt sein empörtes Blut nieder. Gott sei Dank! Dies war also das erstemal gewesen, und an ihm wenigstens frevelte Heinrich doch nur unbewußt.

Drinnen im Kreuzgang bei dem Brunnenbecken kniete Agnete zwischen ihren verstreuten Blumen, schleierlos, in zornigen Tränen, und badete ihr flammendes Gesicht an dem kalten Strahl. Bei Rüdigers Nahen fuhr sie zurück, dann faßte sie sich und wandte sich ihm bewegt entgegen.

„Du, mein Freund! Gut, daß du kommst — so kann ich dir doch noch Lebewohl sagen, ehe ich diese arge Welt verlasse. Ja, es ist beschlossene Sache. Hier ist meines Bleibens nicht mehr: ich trete bei Sankt Annen ein."

Rüdigers ehrliche Wangen brannten, wie die ihren; aber bei dem Wort wich alles Blut daraus zurück. „Ins Kloster, Agnes? Um Gotteswillen, warum?"

„Frag deinen König", rief sie mit flammenden Blicken, „deinen Erzengel aus dem Walde! Ja, ein Engel der Finsternis, der sich und all die Seinen zu Grunde richtet. O Rüdiger! hänge dein Herz nicht an ihn — glaube mir und laß dich warnen; es ist meine letzte Bitte."

„Du darfst nicht!" flehte Rüdiger. „Er hat dich erschreckt. Agnete, es gibt auch außer dem Kloster Schutz für dich —"

„Ihn fürchte ich nicht," gab sie stolz zurück, „wenn ich auch lieber einem Aussätzigen meinen Mund böte als seinem verbrauchten Gelüst; vor Gewalt kann mich die Mutter Gottes schon bewahren. Aber mir graut vor der Welt, die er regiert. Mit solchem Tun geht er nun hin, den Spruch über heilige Dinge zu fällen! Wer seinem Weibe so wenig Treue hält, wird sie auch seinem Gott und seinem Reich nicht halten."

Rüdiger hatte sie bei den Händen ergriffen, wie sie neben ihm auf dem niedrigen Steinrand saß.

„Agnes," beschwor er sie, „du bist zu hart. Er ist nur ein Mensch: sie hätten ihn zu dem Weibe nicht zwingen sollen. Du verstehst nicht — der Unselige! Wenn ich denke, mich hätte man so gebunden, als Kind schon, ehe ich gewußt — und dann — Agnes, du bist mir das Höchste auf Erden; den letzten Blutstropfen gäbe ich hin, ehe ich ihn auch nur den Saum deines Kleides anrühren ließe; aber sieh, wenn ich dich so vor mir sehe — deine Reinheit, deine Strenge ist nur ein Stachel mehr, selber so zu tun wie er —"

„Du?" entfuhr es ihr da unwillkürlich, „wer spricht denn von dir? Das ist doch ganz etwas Anderes?" und die feuchten Augen lächelten dabei mit so schrankenlosem Vertrauen zu ihm auf, daß er plötzlich alles andere vergaß vor dem Wonneschauer, der ihn durchfuhr. Da, ehe er selbst recht wußte, wie es kam, hatte er gewagt, und ungestraft gewagt, was König Heinrich nicht durfte: und so geschah es, daß Rüdiger an dem Tage nicht mit zur Synode zog, und daß Agnete, zum tiefen Verdruß ihres Beichtigers, des Paters Gratianus, für immer das geistliche Kleid ablegte.

Am Morgen nach der Hochzeit aber, als sie vom Kirchgang zurück am Brunnenbecken vorbeikamen, konnte Rüdiger es nicht lassen, ihr ins Ohr zu flüstern:

„Siehst du, Herz? wem danken wir nun eigentlich, daß du mein bist? Im Grunde doch König Heinrich! Ohne sein Beispiel —"

„Rüdiger, du bist so sicher —" das Lächeln erlosch ihr auf den Lippen — „mir bangt um dich, wenn er je erfährt, wen du gefreit hast. Weißt du wohl? sie sagen, er läßt nie von seinem Willen ab —"

„Und wer war das kluge Klosterfräulein, das ihn neulich der Launen zieh? Nein, Kind, laß die Leute reden! sie haben ihm nicht ins Herz gesehen, wie ich. Glaube mir: solange ich ihm Treue halte, hält er sie auch mir — Gott helfe ihm! Es ist schwer an ihm gesündigt worden, Agnete."

Da blickte sie mit einer neuen Weichheit zu ihm auf: „Du bist besser

als ich, Rüdiger. Damals mit dem Muggenheimer hast du ihn auch in Schutz genommen und behieltest Recht. Aber künftig will ich von dir lernen, nicht gleich zu richten, sondern zu glauben wie du, und mehr zu lieben als zu hassen."

Da war Rüdigers Maß von Glück zum Überfließen voll; gesenkten Hauptes dankte er in stummer Demut seinen Heiligen: die Beiden, die seinem Herzen das Höchste waren, durfte es jetzt versöhnt in einem Gefühl umfassen.

Dafür ließ er auch in seinem Hause, wohin die neuen Güter ihm den Vorwand gaben noch vor des Königs Rückkehr aufzubrechen, Agneten ihr Leben auf ihre Weise einrichten. Die frommen Übungen und guten Werke der Klosterschule wurden fortgesetzt, sogar unter der Leitung ihres strengen Cluniacenser Beichtvaters, die freilich Rüdiger nicht in allen Stücken recht war: „aber so lange er bei uns ist, kann er wenigstens nicht viel Schaden tun," meinte er mit einem Lächeln, das deutlicher als Worte sagte, er wisse wohl, wo des Paters Macht aufhörte.

Und Agnete hielt Wort. Nicht nur, daß sie versuchte, dem Gatten zuliebe mit seinen Augen zu sehen; aus der eigenen neuen Erfahrung heraus begriff sie selber, daß die Dinge so einfach nicht lagen, wie man sie bisher gelehrt. Die Aufhebung der Priesterehen, die Deutschland gegen Rom empörte, erschien auch ihr jetzt in einem ganz anderen Licht, und als Herrin vieler Untergebener fing sie an zu ahnen, es möchte nicht bloß Habsucht und Willkür sein, sondern die Notwendigkeit der Dinge, die König Heinrich zwang, dem Papst die Besetzung seiner Bistümer zu verweigern.

Dafür mußte aber Rüdiger, so eifrig er überall des Königs Sache vertrat, mit blutendem Herzen jetzt immer mehr ihrem ersten harten Wort Recht geben: es sei zu spät, für ihn zu beten.

Stolz genug wuchsen auf den Höhen des besiegten Sachsenlandes Heinrichs neue Zwingburgen heran: umso drohender scharte sich in den heimlichen Waldgründen das erbitterte Bauernvolk um seine geächteten Edeln und den alten Verschwörer Otto von Nordheim. Der Heerbann, den der König aufrief, blieb aus; die Fürsten, in seiner langen Minderjährigkeit unbotmäßig geworden, nahmen freudig die gehässigen Anklagen der Sachsen zum Vorwand, um als Preis ihres Gehorsams,

den sie ihm doch bedingungslos gelobt, von dem Stolzen öffentliche Rechenschaft zu fordern über alle Fehler und Verirrungen seiner verführten Jugend.

Selbst in seinem eigenen Franken konnte Rüdiger nicht ein Fähnlein Getreuer mehr für ihn zusammenbringen. Unermüdlich zog er nun schon seit Wochen von Ort zu Ort, aß im Sattel und schlief im Harnisch: überall hörte man ihn mit Achselzucken oder höflichen Ausflüchten an; hinterm Rücken wurde der Zug zum Nordheimer gerüstet. Stellte er die Abtrünnigen zur Rede, so bekam er zu hören, worauf schlecht antworten war: dem einen war ein Bruder bei Hofe erschlagen worden und dann sein Lehen für die Krone eingezogen: — daß er ein Raufbold gewesen und die schuldige Heerfolge versäumt, vergaß oder verschwieg man. Des anderen junges Eheweib — still davon! Rüdiger forschte nicht weiter. Aber warum hatte man sie nicht besser gehütet? Und durften sie darum ihren Lehnseid brechen, unbekümmert, ob das Reich in Stücke ging?

Gott wend' es! Er selbst wenigstens wollte seine Pflicht tun: erst zurück nach Arnsberg, seine Eigenen zu sammeln, dann ins Feld an seines Herren Seite, wie er gelobt. Oder war es auch dafür schon zu spät?

Wie ein Schlag traf ihn unterwegs das Gerücht, der König sei, von Allen verlassen, bei Nacht und Nebel von der Harzburg entwichen, kein Mensch wisse, wohin: Einige sagten, zum Dänenkönig um Hülfe, andere, nach Gerstungen vor den Fürstentag, um sich wegen seiner Sünden zu verantworten — wenn ihn nicht etwa schon inzwischen die sächsischen Bauern im Gebirg erschlagen.

Rüdiger, ohne ein Wort, biß die Zähne zusammen und warf seinen Rappen herum auf Arnsberg zu. Nur den Mut nicht sinken lassen: „Das sind Lügen!" sprach er sich Trost ein, „oder — wer weiß? — vielleicht gar ein neuer Anschlag des Königs? Keiner kennt wie er alle Schlupfwinkel der Wälder. Aber ich will ihn schon finden — er soll sehen, wer zu ihm hält, und müßte ich mit ihm betteln gehen. Nur einmal erst noch heim — wohl mir! noch heute an Agnetens Brust: wer ist so reich wie ich? Das bleibt doch mein, wenn auch draußen alles verloren ist."

4.

Der Mond glänzte auf den nassen Steinen des Saumwegs, aber Rüdiger und sein Roß bedurften seiner nicht: hier kannten sie jeden Schritt. Willig erstieg das müde Tier die steilen Kehren, der Mann,

im Sattel vorgebeugt, spähte mit heißer Vorfreude vorauf, wo in der Lücke des Windbruchs sein Ziel sichtbar werden mußte.

Endlich! Da steht die Burg, mondhell gegen den blassen Himmel all die vertrauten Dächer und Türme, und droben im höchsten Fenster der wechselnde Schein — alles Blut schießt ihm zum Herzen bei dem Anblick: das ist das Kaminfeuer, bei dem sie ihn erwartet, Agnete, nicht mehr das herbe Kind jener frühen Tage, nein, sein Weib jetzt, zur Liebe gezähmt, gereift an seiner Glut, in gleicher Sehnsucht ihm entgegenschmachtend nach der langen Entbehrung dieser Abwesenheit.

Da brüllt auf einmal eine Kuh aus dem Nebel der Waldwiese herauf, und noch einmal; genau wie die Rote, die so spät noch kalben sollte. Wie kommt die jetzt hier auf die Weide? Im Schatten am Waldsaum steht ein Mann und stampft im hohen Grase, daß es rauscht, wie der Tritt eines Tieres. Da wird er den Reiter gewahr und hält inne, regungslos.

„Hugo!"

Keine Antwort. Aber Rüdiger hat sein Roß gehemmt.

„Wie steht's im Schloß? Die Frau wohlauf? Aber was in aller Welt machst du da?"

Hugo tritt vor. „Nichts, Herr, es ist nur so zur Gesellschaft für die Rote. Wenn ich trete, denkt sie, das Kalb ist wieder da. Sie bangte sich so, daß sie nicht fressen wollte; da haben wir sie hier heraus getan zur Weide."

„Wieso? Wo ist denn das Kalb geblieben?"

„Geschlachtet, Herr."

„Den Teufel auch! Das wollte ich ja großziehen!"

„Die Frau hat es befohlen, die Nacht, wie der Jäger hier zu Gast war."

„Ein Jäger?"

„Erlegt hatte er ja nichts. Wir haben wohl gedacht, ob es vielleicht eigentlich ein Friedloser war oder einer von der wilden Jagd — denn richtig war es nicht mit dem; es war auch grade so ein Wetter die Nacht, man dachte, kein Ziegel bliebe auf dem Dach. Die großen Tannen auf dem Krähenberg sind wie abgedreht, und der Regen hat den Mühlensteg fortgeschwemmt —"

„Aber was war's mit dem Jäger? Wo kam er denn her? Brachte er Botschaft?"

„Das weiß ich nicht. Halbtot war er vor Hunger und Nässe, als die Holzknechte ihn fanden; er hat aber durchaus nicht mitgehen wollen, bis er hörte, wer der Burgherr wäre. Und als wir ihn zur Schmiede

hereinführten, wo gerade ein schönes Feuer war — kaum ist er nur ein klein wenig zu sich gekommen, so hat er ganz hoffärtig begehrt, die Herrschaft selbst zu sehen —"

Rüdiger horchte hoch auf. „So? und ihr?"

„Erst wußten wir nicht recht, Herr, so wie er aussah — aber da ist gerade die Frau dazu gekommen, um nachzusehen, ob etwa Arzenei für ihn not täte. Da ist er doch erst einen Augenblick wie stutzig gewesen, hat sich aber gleich recht ehrerbietig verneigt und um Eurer Freundschaft willen um ein Obdach gebeten. Das hat sie ihm denn auch alsbald in Eurem Namen gewährt, ihm auch gleich neues Gewand geschickt und ihn hinauf in den Saal führen lassen: und als es ans Auftragen ging, ist nichts gut genug gewesen für ihn; da hat der Roten ihr Kalb dran gemußt. Ich wollte ja nicht, aber die Frau hat gesagt, Euch würde es recht sein."

„Das ist es auch", frohlockte Rüdiger. „Wenn sie das gesagt hat, gewiß! Und ist er noch da? Nein? aber du willst zu deiner Roten zurück? Treib sie nur lieber jetzt mit hinauf. Wo ich nun zurück bin, braucht ja deine Trude nicht mehr bei der Frau zu schlafen, da wirst du auch wieder daheim sein wollen."

„Trude?" sagte der Mann, ohne aufzusehen, während er mit dem Pferde Schritt hielt, „die ist ja fort."

„Fort? Was meinst du?" Rüdiger war aufgefahren.

Hugo atmete schwer. „Mit dem Pfaffen, dem Wälschen, dieselbe Nacht, als der Jäger hier war."

„Und das sagst du mir erst jetzt? Aber unmöglich! Mit dem Pater Gratianus? Ich traue ihm manches zu, aber Weiber — so einer ist er nicht."

„Das sagte ich auch immer, Herr. Ein Kerl, so pfiffig, unserem Herrgott könnte er das Wort im Munde verdrehen; aber Gerechtigkeit muß sein: keusch und nüchtern, da könnten sich unsere Hiesigen ein Beispiel daran nehmen. Und dann ist er doch zuletzt mit meiner Trude fort. Ich habe auch früher nichts bemerkt; nur gebetet hat sie mehr als nötig, seit er da war. Aber an dem Abend soll er wie ausgetauscht gewesen sein — ich habe es ja selber nicht mit angesehen; aber der Kunz hat doch aufgetragen im Saal, der hat es mir erzählt. Der Jäger hat nämlich ganz stattlich ausgesehen in dem feinen neuen Zeug, aber noch immer so bleich und verstört, daß es einen Stein hätte erbarmen können: da hat sich, sobald die Frau fort war, der Pater dazu gesetzt und ihm gut zugeredet, auch fleißig zugetrunken. Der Jäger muß aber ein Ausgepichter gewesen sein, denn er hat immer Bescheid

getan in eurem schweren Wein, und es hat ihm garnichts gemacht, nur die Augen fingen ihm ganz unheimlich zu brennen an in dem finsteren Gesicht. Der Pfaffe hat ihm aber allerlei von Euch erzählt, was den Kunz Wunder genommen hat, besonders, daß Ihr es jetzt mit den Sachsen hieltet und fort wäret zum Nordheimer —"

„Die Schlange!" brauste Rüdiger auf. „Aber um Gotteswillen — das hat doch der Jäger nicht geglaubt?"

„Aufgefahren ist er mit einem Fluch, sagt Kunz — aber es muß doch nur Scherz gewesen sein: denn dann ist er plötzlich ganz guter Dinge geworden, und die Augen haben ihm gefunkelt wie Eurem Falken, wenn man ihm die Haube löst zum Fang. Der Wälsche hat aber neu eingeschenkt und gelacht und geflüstert, bis Kunz ganz froh gewesen ist, daß der alte Wolf das Licht versah und keine der Mägde — und am andern Morgen waren er und die Trude fort."

„Aber der Jäger auch? So sprich doch, Mann!"

„Er muß wohl — gesehen habe ich ihn nicht mehr. Sie ist nach Mainz ins Annenkloster, meine Trude, sagen sie im Dorf — das ist mir nun schon gleich."

„Also bist du ihnen garnicht nach? Wohl der Kinder wegen; oder ist ihr Vater gegangen? Zwar, der durfte ja die Frau nicht verlassen, bis ich wiederkäme —"

„Das hat er auch nicht," kam Hugos Stimme wie gebrochen durch den Nebel. „Er ist ja tot."

„Mensch!" schrie Rüdiger auf, „tot? Mein alter Wolf?"

Aber Hugo war unversehens in das Dickicht am Wegrand untergetaucht, und Rüdiger hörte nur noch, wie er schwerfällig in langen Sätzen den Abhang hinuntersprang.

„Wart, Rote, ich komme schon!" klang sein Ruf noch herauf, und dumpf antwortete aus dem Nebel das Brüllen der verwaisten Kuh.

Rüdiger gab seinem Roß die Sporen. Gottlob, er hatte nicht mehr weit bis zum Tor. Ein Anruf: die Zugbrücke rasselt herab; er ist erwartet, sein Knappe hat ihn schon seit gestern gemeldet. Wie ein böser Traum fällt die Angst von ihm ab, als er im Fackelschein vom Pferde springt, und all die vertrauten Gesichter ihn umringen. Kunz reicht ihm den Willkommenstrunk, Burkhard nimmt ihm Helm und Panzer ab, nur der alte Wolf fehlt.

„Die Frau ist oben?"

„Schon zur Ruhe. Aber im Saal steht das Nachtmahl bereit. Sie erwartet Euch Tag und Nacht, seit Eurer Botschaft."

Er ißt im Stehen, der Bissen quillt ihm im Munde, bis er sie gesehen, sie umarmt, Alles vernommen. In Sprüngen eilt er die Wendeltreppe hinauf; aus dem Vorgemach, von Trudens verlassenem Lager, schickt er die alte Anne hinunter: dann öffnet er, wild klopfenden Herzens.

Ach, hier ist Alles, wie es war — wie es sein soll, wie er es tausendmal geträumt in dieser öden Zeit der Trennung: der trauliche Raum, vom duftenden knisternden Feuer des Kamins wechselnd erhellt, die breite Lagerstatt mit dem zottigen Bärenfell, auf dem der rote Schein spielt, und zwischen den weichen Falten — nein, was heißt das? Drüben am Boden vor dem Kamin, auf den harten Steinen, liegt seine Agnete unter ärmlicher Decke, das Haupt auf einen groben Sack gebettet, so niedrig, daß die goldenen Haare in die Asche wallen. Heißer Zorn ergreift ihn:

„Agnete, süßes Herz! was ist das wieder für ein Blendwerk dieses Lügenpriesters? Glaubst du denn wirklich, daß Gott an deinem Mißbehagen Freude hat?"

Sie aber war tief zusammengezuckt bei seinem Eintritt und krampfte unter der Decke die Hände zusammen wie in unerträglicher Qual.

„Höre mich erst, Rüdiger," sagte sie mit einem Ton, daß er innehielt, da er sie schon vom Boden in seine Arme aufraffen wollte: „Wo ist dein Schwert? Nein, fürchte nichts! Erst sollst du hören. Nur hier zwischen uns lege es — so, ohne Scheide. Und mach das Feuer aus — es ist zu hell. — Rüdiger, du weißt, wer hier war?"

Ihm stockte der Atem. „Der König? Also wirklich?"

„Du hast gehört?"

„Gerüchte, unterwegs, von seiner Flucht. Ich wollte es nicht glauben — aber dieser Jäger, der so keck zur Nacht in den fremden Saal tritt — du kanntest ihn also gleich?"

„Beim ersten Blick, zerstört wie er war: und er mich auch, so wenig er erwartete — aber er tat, als sähe er mich zum erstenmal: da sagte ich nichts; nur den alten Wolf nahm ich bei Seite und hieß ihn mit seinem Kopf für ihn haften, als wärst du es selbst" —

„Agnete! Es ist ihm doch nichts zugestoßen? Wir haben neue Knechte — der Pater —?"

„Den fürchtete ich am meisten. Ich sagte ihm, es sei ein landflüchtiger Vetter von dir" —

„Mein kluges Herz! Also hat es keiner geahnt? Aber daß ich fort sein mußte! Er unter meinem Dache, und ich nicht hier, ihn zu pflegen, mit ihm zu beraten — es steht sehr schlimm, Agnete. Du hast doch alles für ihn getan, als wäre ich es?"

„Rüdiger, um aller Heiligen willen, komm mir nicht nahe — erst höre aus! Ich habe ihn gekleidet und gespeist und deines Vaters Kammer für ihn rüsten lassen. Dann ließ ich ihn allein; der alte Wolf versah das Licht. Es war spät; Trude kam mit mir herauf, wie immer. Erst lag ich wach — das wilde Wetter, und unten dieser Gast! Dann habe ich doch geträumt — ach so süß! du wärst zurück und kämest zu mir herein, wie sonst: ich öffnete die Arme nach dir: da plötzlich — ein heißer Atem, Weindunst — das war kein Traum mehr: — fremde Locken auf meiner Schulter — meinen Hilferuf verschlang der Sturm — Rüdiger, um des reinen Heilands willen: töte mich, nun es gesagt ist: ich bin dein Weib nicht mehr!"

Er hatte sie an sich gerissen, achtlos über das nackte Schwert fort. „Dir hat geträumt, Agnete! besinne dich: es kann nicht sein! es muß ein Traum sein —"

Aber sie wehrte ihm, starr, tränenlos. „Es heißt, man könne sterben vom bloßen Willen, Rüdiger — das ist nicht wahr: ich habe es versucht, da in seinen Armen. Oder wenn Abscheu töten könnte: es wäre seine letzte Sünde gewesen. Aber weißt du das Entsetzlichste? Er wollte auch noch meine Seele zwingen, und — er zwang sie auch. Nicht wie er meinte, — das nie, Rüdiger; aber siehst du — dies stolze Haupt an meinem Herzen — sein Schaudern, seine Tränen — nicht um die eigene Gefahr: nur um den unerhörten Treubruch, um seiner Toten Schmach, um sein zerstörtes Werk —"

„Die Harzburg? Ein Paar Mauern geschleift!"

„Gewesen ist sie — Asche und Rauch."

„Was? auch die Heiligtümer?"

„Ausgeplündert, verbrannt; die Gruft geschändet: alle Verträge gebrochen; Verrat ihm auf den Fersen, jede Hoffnung auf Gott und Menschen verwirkt — Rüdiger, da wagt er dies! und sinnt doch selbst im Lustrausch noch auf Vergeltung für sein göttliches Recht — mir schwindelte! Wie hätte er groß sein können! Und dann zuletzt —" sie zögerte.

„Noch mehr?"

„Es war, als er davon wollte, der Räuber: du sollst auch das wissen, Rüdiger. Wie er nach der Türe tappt, beim Muttergottesbild vorbei, rührt er an das Horn, — das elfenbeinerne, weißt du, von der Heidenfrau: das grüßte er mit frechem Lachen: ‚Was, hier als Weihgabe, so stumm und kalt, das mich so oft zu meinen Freuden gerufen? Höre, ich habe seinen Ton noch nicht verlernt. So trotzig du heute tust, die Stunde kommt, wo du meiner denkst, dann rufe mich damit: ich komme, und wär es aus dem Grabe.‘

Rüdiger, wie er sich noch so vermaß, — vielleicht doch schon in Ewigkeit verloren an Leib und Seele — ich weiß nicht, wie mich da auf einmal im Innersten solch Erbarmen packte, daß ich laut angefangen habe zu beten für ihn und seine unglückliche Berta. War das wohl unrecht, meinst du?"

Ihm versagte die Stimme. „Nichts, was du tust, mein armer Engel. Und er?"

„Blieb erst so still, daß ich ihn schon fort glaubte; bis plötzlich aus dem Dunkel sein Ton mir bis ins Mark greift, wie eines Verdammten aus der Tiefe der Pein: ‚Rühr daran nicht! Ihr habt kein Recht dazu. Dein Herr beim Nordheimer, ich bei dir — was dürft ihr mir vorwerfen?'

Rüdiger, zum erstenmal habe ich da das Wort an ihn gerichtet mit einem großen Eid, daß du nie, selbst in Gedanken, nur um ein Haarbreit von seinem Dienst gewichen bist. Da hör ich das Horn zu Boden fallen, als hätt es ihn verbrannt: ‚So hat mich euer Pfaff belogen — bei Gott! der hat Schuld!' Doch mir brach vollends das Herz, als ich des Paters Falschheit begriff.

‚Schuld hat Eure böse Lust', rief ich, ‚die lieber solcher Lüge hat glauben wollen, als meines Herren Taten. Wollte Gott, er hätte Euch nie von der Bärin errettet — es wäre besser für uns alle.'

‚Amen!' antwortete er da mit schwankender Stimme und stahl sich hinaus.

So — das ist, was du erfahren mußtest: das Übrige — hilf mir, Rüdiger! es brennt mich noch! — Nur dies noch. Als endlich doch der Tag zu grauen anfing, raffte ich mich auf, nach der Trude. Ihr Bett war leer. Sie sagen, der Pater hat sie weggelockt — ja wohl, dem König aus dem Wege — und ich glaubte, ihn überlistet zu haben! — Und auf dem Vorplatz, Rüdiger, glitt ich aus — in Blut. Da lag der alte Wolf mit zerschnittenen Adern auf der Treppe. So hat er dir und ihm zugleich Treue gehalten."

„Hör auf!" stöhnte Rüdiger gebrochen, „es ist zu viel. Und mein unseliger Eid! — Es kann nicht sein, Agnete — es darf nicht. Sage, daß es nur ein Traum ist."

Sie zog ihm die Hände vom Gesicht, daß er ihr in die hoffnungslosen Augen sehen mußte.

„Willst du denn noch immer an ihn glauben?" rief sie. „Geh, frag das Blut da draußen auf der Treppe; such die Trude, den Pater, frag deinen König Heinrich selbst — nur, ehe ich all die Schmach erleben muß, tue deine Pflicht an mir! Ich bin geständig. Du bist mir den

Tod schuldig. Ich habe so auf dich gehofft, Rüdiger; denn weißt du, ich fürchte mich davor — aber vor dir nicht: du wirst es schon sanft machen. Gebeichtet habe ich und das letzte Mahl genommen. Willst du? Ich bin fertig."

Rüdiger hatte sich gefaßt. In ernster Sammlung, wie zum Gebet, sah er auf sie nieder.

„Du unterwirfst dich also meinem Spruch?"

Sie nickte. „Wie der Gnade Gottes."

„So höre, Agnete. Es ist ein Traum gewesen. Für Träume wird man nicht gestraft. Versteh mich recht: ich will, daß es ein Traum sei. Nicht um des Königs willen — der ist tot für mich von Stund an. Aber du darfst nicht für ihn büßen, du mußt leben, mein armes unschuldiges Herz. Was bleibt mir sonst noch auf Erden?"

Damit schleuderte er in weitem Schwunge die Klinge zwischen ihnen fort und zog das Bärenfell herab, herab, bis es wie eine große dunkle Wolke sich langsam über sie niedersenkte und die Wiedervereinigten wie sonst mit den weichen zottigen Falten schwer und traulich umfing.

(Fortsetzung folgt.)

Fritz Mauthner: Schul-Erinnerungen.

Noch wichtiger für meine Prager Schulzeit wurde natürlich die sogenannte nationale Frage: der Kampf der Deutschen und der Tschechen um die Herrschaft in Böhmen. Auf einzelne Folgen dieses Streites habe ich schon hingewiesen. Nun möchte ich zusammenfassen, wie der nationale Gegensatz auf uns in dem Alter wirkte, welches man so gern das „reifere" Alter nennt, und wie der deutsche Unterricht unter diesen Verhältnissen litt.

Vor meiner Zeit gab es in Prag und in Böhmen nur deutsche Gymnasien. Wie noch zweihundertfünfzig Jahre früher im ganzen Abendlande das Lateinische die selbstverständliche Sprache alles Wissens gewesen war, so war in Böhmen, besonders seit dem Dreißigjährigen Kriege, deutsch die alleinige Kultursprache geworden. Das Tschechische war in meiner ersten Jugend — wenn man von den bewußten Förderern des Slawentums in den Städten absieht — die verachtete Bauernsprache; die vermeintlich besseren Stände schämten sich ihres slawischen Idioms; kein Offizier, kein Adeliger, kein Arzt oder Richter, der nicht mit Vorliebe deutsch gesprochen hätte. Auch war die tschechische Sprache trotz aller

Bemühungen der Slawophilen für den wissenschaftlichen Gebrauch noch nicht biegsam genug. Ich urteile nicht, ich konstatiere bloß; auch wir Deutsche haben solche Zeiten trotz einer großen Vergangenheit noch im siebzehnten, ja noch im achtzehnten Jahrhundert durchgemacht.

Bis zum Jahre 1848 war der Zustand in Böhmen so, daß, wer studieren wollte, dies nur mit Hilfe der deutschen Sprache tun konnte. Die Gerichtssprache war deutsch, die Unterrichtssprache war deutsch, so brauchte der studierte Mann auch für seine Zukunft nicht tschechisch zu lernen. Und was die Ärzte und Seelsorger für den Verkehr mit dem Volke nötig hatten (die Predigt war allerdings schon damals in slawischen Bezirken tschechisch), das lernte jeder Böhme von Kindheit an wie von selbst. Nimmt man die Bewohner der reindeutschen Grenzgebiete aus, so verstand auch jeder Deutsch-Böhme ein bißchen tschechisch, das schon erwähnte Kuchelböhmisch, welches in seinem Grundbau slawisch war, aber eine Unmenge deutscher Worte barbarisch mit slawischen Endungen versah. Trotz der erstaunlichen und achtenswerten Anstrengungen gelehrter Slawen (denen unser Jacob Grimm ein Vorbild war) wurde dieser Mischmasch in allen gemischten Bezirken gesprochen; und die Parodien dieses Kauderwelsch, die sich einst in Wiener Witzblättern breit machten und jetzt noch in deutschen Witzblättern zu finden sind, waren gar nicht so übertrieben, wie es scheinen konnte.

In diesen vermeintlich gemütlichen Zustand der althergebrachten Herrschaft der Deutschen und der gottgewollten Unterwerfung der Tschechen brachte das Jahr 48 eine Wandlung. Schon seit Beginn des Jahrhunderts hatten die Tschechen, ungefähr parallel mit der nationalen Bewegung in Deutschland und überhaupt mit dem Aufkommen der Nationalitätsidee, Herrschaftsansprüche in Böhmen und in den beiden andern Ländern der alten Wenzelskrone (Mähren und Schlesien) geltend gemacht. Ein Eingehen auf die politische Frage würde mich zu weit führen. Aber die politische Frage war in Böhmen weit mehr als anderswo eine Sprachenfrage. In Triest und Südtirol, in Lothringen und in Nordschleswig möchten die Stämme, die nicht deutsch sprechen, aus dem fremden Staatsverbande heraus, wollen Bürger eines italienischen, französischen, dänischen Nationalstaates sein. In Böhmen denkt auch der verwegenste Fanatiker nicht an eine Trennung von Österreich; nur daß nach seiner Meinung der Kaiserstaat slawisch werden soll, womöglich tschechisch. Von allen Kanzeln des Reiches, auch von der Kanzel des Wiener Stephansdomes soll in irgend einer Zukunft tschechisch gepredigt werden; tschechisch soll dann die allgemeine Gerichtssprache sein, auch die des obersten Gerichtshofes in Wien; die tschechische Treibhaus-

wissenschaft soll die Universitäten beherrschen. So tolle Forderungen werden nicht geradezu gestellt; aber die Entwicklung müßte zu solchen Revolutionen führen, wenn erst die Mehrsprachigkeit für ganz Österreich gesetzlich durchgeführt wäre; die Slawen, die ohne die deutsche Kultursprache nicht auskommen können, sind von Hause aus zweisprachig und würden es am Ende zu ihrem Monopol machen, dem Reiche Beamte und Offiziere, Ärzte, Richter, Lehrer und Geistliche zu liefern. Diese nicht ganz sinnlose Phantasie erklärt vielleicht die Erbitterung, mit welcher in Böhmen auch gegenwärtig um Sprache und Schule gekämpft wird.

Schwer wären die Tschechen zu widerlegen, wenn sie ohne tyrannische Gelüste die natürlichen Rechte ihrer Nationalität geltend machen wollten. Die alten Deutsch-Böhmen sträuben sich dagegen, den Tschechen Zugeständnisse zu machen. Aber es war unvermeidlich, daß im Jahrhundert der Nationalitätsidee sich auch die Tschechen zum Worte meldeten, wie vor ihnen die Polen, wie nach ihnen die kleineren Stämme Österreichs: die Slowenen und Slowaken, die Serben und Kroaten. Die Tschechen bilden ohne Frage die Mehrzahl der böhmischen Bevölkerung und verlangen darum überall, wo Autonomie zugestanden worden ist, mit Recht ihren Anteil am Regiment. Sie verlangen aber die Auslieferung der Schule; sie können ja die Stellen im Reich nicht mit tschechischen Beamten besetzen, wenn die jungen Leute nicht in tschechische Schulen gegangen sind. Der unselige Machtkitzel treibt dann dazu, mit Hilfe der tschechischen Schulen in den gemischten Bezirken den deutschen Kindern ihre Muttersprache zu nehmen.

Ich bin Deutsch-Böhme genug, um nur mit Zorn den Gedanken fassen zu können, daß Prag bereits heute eine slawische Stadt geworden ist, in der die Deutschen als gehaßte Fremde leben, daß ganz Böhmen in absehbarer Zeit der Herrschaft der Tschechen anheimfallen wird. Wenn nicht ein Wunder geschieht. Wenn nicht die Nationalitätsidee von der internationalen Idee des Sozialismus überwunden wird.

Wie immer nun das Vordringen der Tschechen sich mit dem sogenannten österreichischen Staatsgedanken vertragen, was immer das Ende des Kampfes sein wird: zu meiner Schulzeit hatten die Tschechen ihre ersten Siege bereits errungen und beuteten sie mit realpolitischer Rücksichtslosigkeit aus. Schon damals wurden ihre Bestrebungen von Rom aus öffentlich und heimlich unterstützt; fast im ganzen Lande war die Geistlichkeit tschechich gesinnt und blind reaktionär dazu; die wenigen altliberalen deutschen Geistlichen, die man Josephiner nannte, zählten nicht mehr mit. Die freigeistigen oder gar hussitischen Jungtschechen

ließen sich die Unterstützung gern gefallen und schlossen auch noch später, als sie beim Wahlkampfe gegen die klerikalen Alttschechen auftraten, manchen Kompromiß mit Rom. Die Tschechen hatten weit klügere und energischere Führer als die Deutschen.

Die Tschechen hatten also zu meiner Schulzeit schon ein eigenes Gymnasium auf der Altstadt und auch das angeblich deutsche Piaristengymnasium war völlig in ihren Händen. Aber auch auf wirklich deutschen Gymnasien kam die deutsche Sprache zu kurz, weil ein Schulgesetz es so haben wollte. Ich habe diese Dinge schon flüchtig erwähnt. Nach dem Schulgesetze sollten wir alle uns in beiden Landessprachen mündlich und schriftlich gleich gut ausdrücken können. So stand es auf dem Papier. Hätte die Schule diese Bestimmung erfüllt, so hätte jeder von uns imstande sein müssen, den deutschen Aufsatz — wenn ich so sagen darf — auf Deutsch und auf Tschechisch abzufassen. Das Ziel wäre nicht unerreichbar gewesen, bei angestrengter Arbeit. Doch Faulheit und andere Neigungen der Lehrer wie der Schüler hatten zur Folge, daß auch diese gesetzliche Bestimmung zum Vorteile des tschechischen Unterrichts ausschlug und zum Nachteile des deutschen. Wir ärgerten uns darüber, daß wir eine so schwierige Sprache erlernen sollten, deren Kenntnis uns nicht wertvoll schien; eine bodenständige tschechische Literatur gab es damals noch nicht. Weder eine poetische noch eine wissenschaftliche Literatur. Hatte doch noch kurz vorher der hervorragendste tschechische Gelehrte Franz Palacky seine „Geschichte von Böhmen" in deutscher Sprache zu schreiben angefangen und sich erst spät entschlossen, das Werk in seiner Muttersprache fortzusetzen; genau so wie zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts nationalgesinnte deutsche Gelehrte sich entschlossen, die lateinische Kultursprache mit der unfertigen deutschen zu vertauschen.

Wir lernten also das tschechische Pensum nur widerwillig; die Folge war, daß die tschechischen Schüler der Zweisprachigkeit sehr nahe kamen, wir aber nicht. Deutsche Musterschüler brachten es so weit, Tschechisch schreiben zu können, wie sie Latein schrieben, konnten die zweite Landessprache aber nicht sprechen. Die Tschechen dagegen waren in den letzten Gymnasialklassen befähigt worden, einen deutschen Schriftsatz ohne allzu schlimme Fehler auszuarbeiten und sich in deutscher Sprache mündlich ganz geläufig und richtig auszudrücken. Die Härte der Aussprache war unerheblich; unser eigenes Prager Deutsch mochte sich auch nicht erfreulich anhören. Die meisten deutschen Schüler hatten nach acht Jahren nicht gelernt, die sieben Fälle des Substantivs und die feinen Umformungen des Verbums richtig anzuwenden, hatten es nicht erlernt,

die zweite Landessprache orthographisch zu schreiben. In den Stunden, in denen Tschechisch gesprochen werden mußte, halfen wir uns mit ein paar Dutzend Redensarten, die uns aus dem Kuchelböhmisch unserer Jugendzeit geläufig waren und die wir „hochböhmisch" aussprechen gelernt hatten. Niemand von uns erreichte es, einen tschechischen Brief ordentlich schreiben zu können, einige Streber aus gemischten Sprachbezirken ausgenommen, die denn auch nachher in das tschechische Lager übergingen; ich weiß nicht einmal, ob ich sie Renegaten schelten darf.

Nach dem Schulprogramm hätten also fast alle deutschen Schüler durchfallen müssen; es ging aber damit ähnlich wie mit dem jüdischen Religionsunterricht; die Lehrer freuten sich über jede tschechische Vokabel, die sie einem Deutschen beigebracht hatten, und geizten nicht mit guten Zensuren. Als wir nach Septima oder Oktava (Unter- oder Oberprima) kamen, wurde ein neues Landesgesetz erlassen, wonach nur eine der beiden Landessprachen obligatorisch war. Um den drolligen Kauz, der uns damals in Tschechisch unterrichtete, nicht zu kränken, hielten wir alle in seiner Stunde aus und er setzte einem jeden geschmeichelt eine „große Eminenz" („vorzüglich") ins Zeugnis.

Nun wäre die Quälerei mit der zweiten Landessprache nicht so schlimm gewesen, wenn der deutsche Unterricht nicht so furchtbar unter der Zweisprachigkeit gelitten hätte. Ich will nicht einmal die Frage aufwerfen, ob nicht eine geheime Anordnung oder Tendenz bestand, die deutsche Sprache gegenüber der tschechischen zu vernachlässigen; ich bin gewiß, daß das für die Piaristen zutraf, und werde den Verdacht auch gegenüber den deutschen Lehrern der Kleinseite nicht los. Doch auch ohne böse Absicht taten die Verhältnisse ihre Schuldigkeit. Es ist eine alte Erfahrung, daß der öffentliche Unterricht die begabten Schüler zu den mittelmäßigen hinunterzieht; der gute Kopf wird schließlich müde, weil ihm die Arbeit der geistigen Marodeure zu langsam geht. Das äußerte sich für uns sehr traurig im deutschen Sprachunterricht. Die Piaristen sahen es als ihre Lebensaufgabe an, die Tschechen zu brauchbaren Beamten heranzuziehen; ihr ideales Ziel war, den Schülern die allerschlimmsten orthographischen Fehler im Deutschen abzugewöhnen. Diese Höhe hatten wir deutsche Schüler schon im zehnten Lebensjahre erreicht und wußten nun nicht, warum wir während des deutschen Unterrichts die Bank drückten. Wir sollten nach dem Lehrplan deutschen Stil und deutsche Literaturgeschichte lernen, hatten aber jahraus jahrein nur eine Art von Abc zu treiben. Auf dem Kleinseitner Gymnasium waren die Deutschen weitaus in der Mehrzahl und auch die Lehrer sprachen ein besseres Deutsch; aber von einem ernsthaften deutschen Unterricht war

wieder nicht die Rede. Dazu kam — wie schon erzählt —, daß der Ordinarius auf der Kleinseite an Gewissenlosigkeit und Faulheit auch die Piaristen noch übertraf. Der einzige Nutzen, den wir von diesem reichsdeutschen Lehrer hatten, war sehr fragwürdig; er führte einen täglichen Kampf nicht nur gegen das schlimme Pragerdeutsch, sondern auch — wie ebenfalls schon erwähnt — gegen gute österreichische Idiotismen, die ich jetzt in meiner Sprache ungern vermisse. Wir sind niemals über den natürlichen Gebrauch unserer Muttersprache hinausgekommen; das war vielleicht gut, entsprach aber nicht dem Lehrplan. Wir haben von der deutschen Literaturgeschichte nichts erfahren, wir haben nie ein Wort über die Geschichte der deutschen Sprache gehört.

Um zu zeigen, wie weit die Verhätschelung des tschechischen Nationalgefühls und die Unterdrückung des deutschen ging, will ich eine kleine Tatsache festlegen. Das alte Schulbuch, das wir uns anschaffen mußten, liegt vor mir; ich erzähle kein Märchen. Wir deutschen Schüler verließen das Gymnasium, ohne von einem unserer Lehrer erfahren zu haben, daß es im Mittelalter eine deutsche Dichtung gegeben hatte. Aber wir deutschen Schüler mußten uns vier Semester lang durch tschechische Dichtungen aus dem Mittelalter durcharbeiten; und diese mitteltschechischen Dichtungen waren erwiesenermaßen Fälschungen. Wir wußten sogar, daß es Fälschungen waren, und die Lehrer wußten es auch. Es ist hier nicht der Ort, auf die Fälschung und auf die Geschichte ihrer Aufdeckung einzugehen. Der gelehrte Bibliothekar und einstige Poet Hanka hatte im Jahre 1817 angeblich in einem Kapellenkeller der Stadt Königinhof diese alte Sammlung epischer und lyrischer Gedichte aufgefunden. Man weiß nicht, wer die Verse verfaßt hat; die Epenfragmente sind völlig wertlose Stücke, die den uralten Kriegerruhm der Tschechen beweisen sollen; die lyrischen Verse aber sind so hübsch, daß ihr Dichter sich vielleicht um einen ansehnlichen Dichternamen gebracht hat, um einer Fälschung zu dienen. Daß eine Fälschung vorliege, ist sehr bald von deutschen Gelehrten behauptet worden, aus archäologischen und philologischen Gründen, und slawische Gelehrte haben sich schließlich den Gründen der deutschen Wissenschaft unterworfen. Inzwischen wurde mit dieser Königinhofer Handschrift fünfzig Jahre lang ein arger Humbug getrieben. Es ist bekannt, daß nicht nur Franzosen und Italiener auf die Fälschung hineinfielen, sondern daß auch Jacob Grimm begeistert war, und daß Goethe, ohne jede Kenntnis der Originalsprache, eines der kleinen Gedichte auf Treu und Glauben wunderhübsch übersetzte; er hat sich sogar die Mühe genommen, die Verse durch Umstellung der Strophen verständlicher zu machen.

Ich habe seitdem mehr als einmal der Stimmung nachgegeben, mich in die Psychologie, ja in die Poesie des böhmischen Fälschers hineinzufühlen. Ideale Beweggründe wären dem Sünder keinesfalls abzusprechen. Es muß ihm eine Lust gewesen sein, das hohe Alter der tschechischen Kultur durch seine Verse zu beweisen; es muß ihm ein Triumph gewesen sein, durch sein Talent und durch seine technischen Künste durch viele Jahrzehnte die gelehrte Welt zu betrügen; und es muß seine Eitelkeit in unerhörter Weise befriedigt haben, als bedeutende Dichter und Sprachhistoriker in allen Ländern Europas begeistert von den kleinen Gedichten sprachen, die der arme Teufel irgendwo auf einer öden Bude geschrieben und dann in altslawische Sprachformen gezwängt hatte. Wohl mag Hanka gejubelt haben, als er eine polyglotte Ausgabe seiner Handschrift herausgeben konnte, wie man vom Vaterunser polyglotte Ausgaben besitzt; wohl mag er gelacht haben, als slawische Philologen seinen Text behandelten, wie man Homer behandelt, und über einzelne Worte, die der Abschreiber mißverstanden hätte, gewagte Konjekturen aufstellten.

Wir waren aber damals noch weit davon entfernt, solche Fälscherleidenschaft menschlich zu begreifen; wir hatten eben aus einer Gerichtsverhandlung die gelehrten Beweise für die Fälschung erfahren und waren sittlich empört. Das half uns nicht. Wir mußten uns die Königinhofer Handschrift in einer streng philologischen Ausgabe anschaffen und den heiligen Text so pedantisch analysieren, wie man etwa auf der Universität den Homer zerarbeitet; so mußten wir uns mit einer tschechischen Fälschung beschäftigen, während uns Walther und Wolfram unbekannt blieben, während in der deutschen Stunde etwa der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben höchste Weisheit war.

Ich sage mir heute, daß dieses närrische Studium eines gefälschten Dokuments für meinen Bildungsgang ganz schätzbar war; der Fälscher hatte offenbar recht gute Kenntnisse in der damals blutjungen Wissenschaft der Sprachvergleichung besessen und hatte die wirklich alten kirchenslawischen Texte durchaus studiert. Da bot denn unsere philologische Ausgabe ganz gut erfundene und sauber präparierte Beispiele für eine altslawische Mundart, und wir erlangten an diesen erfundenen Beispielen einige Kenntnis von der vergleichenden Sprachwissenschaft, von welcher sonst fast kein Ton zu uns gedrungen war, weder im deutschen, noch im griechischen, noch im lateinischen Unterricht. So könnte ich auch dieses kleinen Verbrechens mit einiger Heiterkeit gedenken, wenn ich nicht wüßte, daß unsere Kampfstimmung gegen die Tschechen gerade durch den Zwang, uns mit einer Fälschung zu beschäftigen, vergiftet wurde.

In den nationalen Reibereien wurde ich ungerecht gegen die Tschechen, weil ich sie alle für die Fälschung der Königinhofer Handschrift verantwortlich machte. Und die nationalen Reibereien begannen viel Kraft von unserm jungen Leben zu beanspruchen, noch auf dem Gymnasium.

Wir waren als Kinder wahrhaftig keine Chauvinisten gewesen, interessierten uns später für die aufstrebende tschechische Literatur und fühlten uns gern als „Böhmen". Die Heimatliebe konnte so stark in uns sein, weil wir den Gegensatz zwischen den beiden kämpfenden Volksstämmen nicht stark empfanden. Ich habe schon erzählt, wie unsere politische Stellung durch die Ereignisse des Jahres 66 verändert wurde. Wir hatten auch jetzt noch kein Verständnis für die Ziele Bismarcks, wir hätten uns nicht einmal mit Recht großdeutsch nennen können, aber wir waren deutsch geworden. Das äußerte sich zunächst darin, daß wir nicht mehr „Böhmen" sein wollten, daß wir uns in den kleinen Krieg mit den Tschechen hineinstürzten.[1]) Ich habe beinahe zehn Jahre lang an allen Raufereien mit den Tschechen redlich teilgenommen, lebhafter vielleicht und ausgelassener, als ich heute gut heißen möchte. Es ist aber ganz recht so, daß auf den Schulbänken noch nicht 60 jährige Herren sitzen, daß die Kämpfe immer wieder von einem neuen Geschlechte junger Menschen aufgenommen werden, daß die Streiter nicht überlegen.

Den Glanzpunkt solcher Raufereien bildete eine hochpolitische Aktion von uns Gymnasiasten; ich kann auch über dieses Abenteuer nicht berichten, ohne einige Worte vorausgeschickt zu haben. Man weiß, daß nach dem Kriege von 1866 die Ungarn durch Verleihung einer weitgehenden Selbständigkeit (auf Kosten der Deutschen und der Slawen) versöhnt wurden, daß im eigentlichen Österreich eine liberale Aera gewagt wurde, die Berufung eines deutsch-bürgerlichen Ministeriums. Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß diese deutschen Minister sehr schlechte Politiker waren, daß sie eine Dummheit nach der andern machten und den Kaiser Franz Joseph durch Widerspruch in den albernsten Nebendingen reizten; es ist aber auch gewiß, daß der katholische Klerus in allen Kronländern nach einem gemeinsamen Programm alle Volksstämme gegen die liberale Gesetzgebung hetzte. Wie dem auch sein mag: in Prag bereiteten die liberalen Prinzipien das Ende des Deutschtums vor. Auf das Majoritätsprinzip gestützt, konnten die Tschechen ihre

[1]) Die Wörter „Tscheche" und „tschechisch" kamen, wenn mein Gedächtnis nicht täuscht, erst damals in den deutschen Zeitungen Prags auf; die slawischen Bewohner Böhmens sollten bezeichnet werden; die slawischen Publizisten wehrten sich lange dagegen und wollten die alten Wörter „Böhme" und „böhmisch" beibehalten wissen. Auch unter uns Knaben gab es um dieser Wortschälle willen manche Prügelei.

alten Forderungen immer stürmischer vorbringen; auf das neue Staatsrecht gestützt, konnten sie gleich den Magyaren eine autonome Stellung des Königreichs Böhmen verlangen. Die liberale deutsche Regierung in Wien vernichtete ahnungslos die deutsche Macht in Böhmen. Es wurde in Prag nicht mehr still; jeder Tag brachte Demonstrationen, Aufzüge in theatralischen Kostümen und Massenmeetings unter freiem Himmel; wilder aber als das alles war der Wahlspektakel; die Tschechen verglichen ihre Lage mit der der Iren, drohten mit Gewalt und Revolution und hatten keine englische Regierung gegen sich. Punkt für Punkt setzten die Tschechen ihr nationales Programm durch.

Zu diesem Programme gehörte auch als kleines Schmuckstück die Errichtung eines eigenen tschechischen Theaters. Bis zu dieser Zeit gab es in Prag außer einer deutschen Sommerarena nur Ein Schauspielhaus: das altberühmte ständische Landestheater. Diese Bühne, einst von den böhmischen Landständen erbaut und dann vom Lande durch den Landesausschuß verwaltet und vergeben, war eine deutsche Bühne. Sie hatte eine stolze Vergangenheit. Hier war Mozart gefeiert worden wie nirgends sonst; von hier aus war sein Don Juan in die Welt hinausgegangen, für das Prager Deutsche Theater hatte er den Don Juan geschrieben. Nicht nur Legenden knüpften sich an Mozarts Aufenthalt in Prag; es gab auch eine Tradition, die in Prag den deutschen Text etwas änderte, die in Prag bei jeder Aufführung bestimmte Stellen zur Wiederholung verlangte. Die Musiker waren Tschechen, die Sänger waren Tschechen, aber das Theater Mozarts war deutsch.

Und sollte deutsch bleiben. In meiner Jugend konnten sich die Deutschen in Prag die Sache gar nicht anders vorstellen, als daß eine Bildungsanstalt deutsch sein müßte. Man war sehr ungerecht. Aber auch die tschechischen Bürgerkreise, die das Theater liebten, besuchten ganz unbefangen das einzige Theater der Stadt, das deutsche.

Doch die Bewegung nahm ihren Fortgang und die deutschen Führer begingen den Fehler, sich zu widersetzen. Es war doch klar, daß die Tschechen, welche damals etwa Dreiviertel der Bevölkerung ausmachten, mehr Rücksicht verlangen durften; von einer Anstalt, die aus Landesmitteln bezahlt wurde. Man gab aber damals für die große Mehrheit der Bevölkerung nur ein einziges Mal in der Woche eine Vorstellung, am Sonntag nachmittag. Dagegen verlangten die tschechischen Führer ein eigenes tschechisches Theater; sie kümmerten sich vorläufig nicht um die Schwierigkeiten: wo ein eigenes Repertoire hernehmen und wie das Haus täglich füllen. Die Sonntag-Nachmittagvorstellungen brachten fast nur Übersetzungen, von Shakespeare, Schiller und den Franzosen. Das

Nationaltheater hätte nationale Opern und nationale Dramen spielen müssen. Nun besaßen die Tschechen allerdings an ihrem Smetana einen bedeutenden Musiker, der ja auch — spät genug — seinen Weg auf die deutsche Opernbühne gefunden hat. Sonst gab es in der jungen tschechischen Literatur einen einzigen Dramatiker, den begabten Emanuel Bozděch, der übrigens vor etwas mehr als zwanzig Jahren verschollen ist und gerade jetzt irgendwo in einem Balkankloster wieder aufgetaucht sein soll; dieser Bozděch war ein ganz eleganter Komödiendichter, aber doch nur ein Nachahmer Scribes. Er hätte den nötigen Vorrat von Stücken nicht liefern können.

Wurde nun das künftige Repertoire des tschechischen Nationaltheaters von den deutschen Journalisten lieblos kritisiert, so wurden gar über das künftige Publikum unanständige und gemeine Witze gerissen. Für die tschechische „Hautevolee" wäre allwöchentlich eine Sonntag-Nachmittagsvorstellung gerade genug; auch das Nationaltheater würde immer nur am Sonntag nachmittag besucht werden. Ich erinnere mich noch genau eines frech herausfordernden Gedichts, welches den pöbelhaften Trumpf enthielt: „Schuster, Schneider, Handwerksleut haben nur am Sonntag Zeit."

Der Aufruf zu dem tschechischen Nationaltheater fragte nicht nach dem Publikum und dem Repertoire der Zukunft; er wandte sich an die nationale Leidenschaft und diese war gerade im Kampfe um das Theater heftig aufgeflackert; man darf wohl sagen, daß die gesellschaftliche Trennung zwischen Deutschen und Tschechen durch den Theaterstreit festgelegt worden ist, und daß bei diesem Streite die Deutschen im Unrecht waren. Dieses Unrecht schürte die Begeisterung und der Aufruf hatte einen gewaltigen Erfolg. Eine Kreuzer-Sammlung schaffte die nötigen Millionen. Das Nationaltheater steht schon lange da und ich kann unbefangen zugestehen, daß es ein schöner Bau geworden ist. Ich saß aber noch in der Septima (Unterprima), als der Grundstein gelegt werden sollte. Eines Tages suchte uns eine Abordnung aus der Oktava (Oberprima) in einer Schulpause auf, um uns zur gemeinsamen Abwehr einer unerhörten Freveltat anzufeuern. Der Direktor unseres Kleinseitner Gymnasiums hatte den tschechischen Schülern der deutschen Anstalt die Erlaubnis gegeben, das deutsche Gymnasium bei dem Feste der Grundsteinlegung „korporativ" zu vertreten. Wir nahmen die kleine Sache sehr feierlich und ließen uns zu einem künstlichen Berserkerzorn anstacheln. Wir Helden aus den beiden obersten Klassen stürzten zu dem feurigen Mathematiklehrer, dessen Wesensart ich schon geschildert habe. Dieser hielt uns eine Wahlrede über den Hochmut

der Tschechen und gab uns schließlich den recht unvernünftigen Rat, zum Direktor zu gehen und dort gegen die gegebene Erlaubnis zu protestieren. Das gefiel uns sehr gut. Wir zogen mit großen Schritten zum Direktor und protestierten. Wir waren die Längsten der beiden Klassen, zwei Septimaner und zwei Oktavaner. Ich kann nicht sagen, welchen Ausgang die dumme Geschichte an einem preußischen Gymnasium genommen hätte. Wir aber trugen den Sieg davon. Der Direktor war erst verblüfft, dann grob, aber am selbigen Tage noch nahm er seine Erlaubnis zurück; das heißt: die tschechischen Schüler des deutschen Gymnasiums durften bei der Grundsteinlegung dabei sein, als eine besondere Gruppe, als die tschechischen Schüler des deutschen Gymnasiums, aber beileibe nicht „korporativ".

Der Leser mag je nach seiner Seelensituation aus diesem Ereignisse Schlüsse ziehen auf den Geist oder die Disziplin der österreichischen Schulen. Mir war es darum zu tun, auf die Verhältnisse vorzubereiten, die uns auf der Universität erwarteten. Der nationale Zwist verdarb schon auf dem Gymnasium, was zu verderben war; auf der Universität hörten die Katzbalgereien nicht mehr auf. Ich habe auf der Prager Universität die für den Juristen vorgeschriebenen acht Semester studiert; wenigstens war ich acht Semester lang inskribiert. Ich habe bis zu meiner rechtshistorischen Staatsprüfung (nach dem vierten Semester, also im Sommer 1871) nur mehr des Morgens und des Nachts viel gelesen, den Tag und den Abend jedoch oft mit politischen Kannegießereien und gelegentlich mit der Beteiligung an nationalen „Ereignissen" ausgefüllt. Ich muß froh sein, daß eine Krankheit, die ich mir wohl durch überhetzte Arbeit für das Examen zuzog, meinen passiven Widerstand gegen das juristische Studium härtete, daß meine schriftstellerischen Neigungen siegten, und ich für die nationalen Kämpfe in Böhmen keine Leidenschaft mehr übrig behielt. Oder vielmehr: die Leidenschaft meines Lebens siegte und ich hatte nicht mehr Neigung genug für die politischen Katzbalgereien meiner Heimat. Und wenige Jahre nach dem letzten Studiensemester verließ ich Prag für immer, um in Deutschland zu leben.

(Schluß folgt.)

Hans von Glümer:
Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Der erste Tag.

Am letzten November 1908 wurde ich aus der badischen Zentralstrafanstalt Freiburg entlassen. Es war ein heller Tag, den um die siebente Morgenstunde Dämmer und Nebel noch verschleiert hielten. Das Glatteis, hatte der Kammeraufseher gesagt, sei gefährlich für meine neuen genagelten Schuhe. Die aber spotteten der Vorsicht und wollten Flügel der Füße sein. Ein Schulbub wies mir den Weg vor das Stadttor. Er zog höflich den Hut und behandelte den Entlassenen wie einen Menschen, der das Vertrauen der Kinder verdient. Mein Anzug war frisch gebügelt und die Wäsche sauber wie am Festtag. Mit Spitzstecken und Ohrenmütze sah ich wohl einem harmlosen, rotbäckigen, gutgenährten Touristen gleich, der hinaus will ins Rodelgelände.

Auf der Landstraße lachte die weiße Winterwelt. Blutrot stieg die Sonne über schwarzen Bergen auf. Ich atmete tief die erste freie Luft nach vielen Wochen, von denen jede wie ein Jahr ist.

Die erste Zigarre war verraucht und hatte mich ein wenig betrunken gemacht. Du köstliches, langentbehrtes Gift! Dieser Leidenschaft zuliebe bin ich im Gefängnis ein Dieb geworden. Schon auf dem Schub, in Heidelberg. Da standen Körbe mit Tabak auf dem Korridor. Wir rauchten das Kraut, echten Pfälzer, in Packpapier gerollt, von Mund zu Mund in der Gemeinschaftszelle auf dem Wege nach Waldshut, wo ich drei Wochen in Untersuchung saß und gezählte hundert Zigarren vertilgen durfte. In Freiburg freilich war man auf einzelne Blättchen angewiesen, die zertreten auf der Treppe lagen und im Nu, samt dem Schmutz, zwischen die Zähne wanderten — so gierig und gemein macht die Enthaltsamkeit. Beim Kirchgang hielt die Linke das fromme Begleitbuch und die Rechte tastete nach den Tabakskisten, die im ersten Laufgang vor den Zellentüren aufgestapelt waren. Heidi, wenn ein Knoten erwischt werden konnte. Dann wurde der Sonntag zum Fest und ich trank mir am braunen Saft einen Rausch. Das Tabakkauen haben unter Fünf Drei als Sträfling gelernt. Es ist das vornehmste Vorrecht des fünften Standes.

Just poltert ein Bahnzug vorbei und merkt nicht, wie der Entlassene ihn verlacht und verlästert. Du rollendes Gefängnis! Da sollte auch ich darinnen sitzen für eine Mark vierzig, die mir die Gefängnisverwaltung gab für die Fahrt bis Bonndorf. Zum Teufel, lieber als

Leiche auf dem Gleis, wie als Lebender und Entlassener in dem Käfig, wo wilde Tiere hocken, die Mitmenschen heißen. Wandern will ich heute fünfzehn Stunden weit, bis ans Ende der Welt morgen und alle Tage, um immer dem gräßlichen Gesicht der Menschen auszuweichen, die meine Schuld nur kennen wie einen blutenden Riß ins Leben, den keine Sühne heilen kann. Sie wissen ja nicht, was der Verbrecher vor der Tat und für die Tat erlitten und verkämpft hat. Nein, nicht in die Eisenbahnzelle! Hundertmal lieber zurück in die Gefängniszelle, die eine große stille Seele hat!

Hier ist ein schmuckes Dorf, Littenweiler, das mich auch anstarrt mit besonderen Mienen. War einmal ein junges Leben, schön und schlank wie der Tann im Bergwald, keusch und herb wie Tannenduft. Hat mir das Herz genommen und angefüllt mit Seligkeit, die den Gruß ihrer Hand hinnahm wie ein Gottesgeschenk. Eine Liebe ohne Sinnengier. Sie hat einen andern genommen und ist elend geworden wie ich. Armes Littenweiler Lieb, glaubst du es auch, daß jener Mensch, der einmal in einer Voller Mittsommernacht zitternd deine Lippen fand, ein Sittlichkeitsverbrecher geworden ist?

Laß fahren dahin! Dort winkt ein Wirtshaus am Wege. Trink einen Schnaps und sei froh. Wer Wirtshäuser baut, dämpft Revolutionen und was ansonst Herzen heiligen und groß machen kann. Müde müßt ihr werden und stumpf — das ist die Erlösung. Frau Wirtin, ein Kirschwasser noch! Es ist der zweite Schnaps seit letztem Winter, seit der letzten Fluchtnacht im Stalle eines belgischen Bauern. Nun bin ich wieder bei den Wälderbauern, sitze sicher und gut an der warmen „Kunst“ [1]). Wie diese einschichtigen Seelen, Menschen ohne Wissen und Arglist, doch auch einem Geächteten es wohl sein lassen. Drei Stunden später aber, im Posthaldengasthof, kamen feldbergwärts Stadtherren, die ihre Skier wie Fittiche trugen und im Kopfe so scharfspürende Augen, als ob sie Geier oder Juristen wären.

Die Reisekasse von drei Mark (eine Mark sechzig in sieben Monaten ehrlich verdienter Zuchthausarbeitslohn ist auch dabei) hat nicht gereicht für ein tüchtiges Mittagsbrot. Was man hinter Gitter und Mauer in einem Monat unter tausend Schmerzen und Flüchen verdient: die Freiheit vertrinkts, verrauchts, verjubelts in einer Stunde. Und übel wird dem Übeltäter obendrein. Die Freiheit hat ein Loch. Die neuen Schuhe hängen heiß und schwer an den Füßen. Das Tal ist nun voll Eis und fröstelnder Schatten. Auf der Höhe wurde das keusche weiße Schneefeld zur Wüste. Die Sinne sagen zum Leibe, daß er ein

[1]) Schwarzwälder Sitzofen.

ungewohntes Maß von Freiheit nicht quallos genießen darf. Und da war noch ein grausames Erlebnis, gerade als die Nacht die näherkommenden heimischen Bezirke bergen sollte: Über der Straße bei Hölzlebruck stand ein Mann aus Neustadt, ein Aufseher bei Telegraphenarbeitern. Er stand auf dem Gerüst zwischen den Drähten, und seine Gestalt wuchs wild und furchtbar wie eine Vision — der erste Mensch, der mich erkannte. Ich wollte in die Erde sinken, in die Wolken entfliegen, in der Luft zersplittern, den Millionen Eisnadeln gleich, die erbarmungslos dem Wanderer entgegentreiben. Und blieb doch auf die Stelle gebannt wie ein Vogel vor dem Schlangenblick, bis die Furie Furcht die Füße löste, irgendwo ein Versteck zu suchen. Im dunklen Winkel eines Wirtshauses. Schlafen, schlafen und die Freiheit vergessen. Kann man hier über Nacht bleiben? Ich wage die Frage nicht. Ein Bett für achtzig Pfennige würde der Rest der Reisekasse noch leisten; wehe, wenn's zehn Pfennig mehr kostet! Aber dann lauert morgen wieder der helle verräterische Tag mit vielen Menschen, die mich erkennen könnten. Ich muß. Muß weiter wandern die vier Stunden noch bis nach Haus. Wenn nicht ein neuer Wunsch den Willen verführte: Hier ruft ein rotes Haus einzutreten. Ein Stationsgebäude. Was der Frühmorgen schmähte, bringt die Nacht als zärtliche Zuflucht: das rollende Gefängnis.

Zelle zweiter Klasse. Die Angst ist auch ein Vorwand, vornehm zu fahren. Der Entlassene wühlt sich wohllüstig in die Polster und zählt sein Glück: Der Wartesaal war ohne Licht gewesen. Das letzte Geld reichte grad bis Löffingen. Kein bekanntes Gesicht schaute durch die Wagenfenster. Das Abteil war leer. Wenn Bonndorfer im Zuge saßen, mußten sie in Kappel-Gutach ihre Bahn besteigen. Ich fühlte mich wie ein Kriegsheld, der das Feld durch siegreiche Flucht behauptet. Ich gab dem Schaffner zwei Zigarren, und er läßt mich allein, als ob ich liebend zu zweit wäre. Isoliersträflinge sind gewohnt, ihr eigenes Reich zu haben. Ich rauche, pfeife, singe und komme zu kühnen Gedanken. Es lebe das Glück! Auf dem Löffinger Bahnsteig deckt gütig die Nacht meinen Schatten, daß er unbesehen entweichen kann.

Und diese Nacht, deren Antlitz sich immer verfinstert, wo die Kultur ihre Freiheit und Schönheit hemmt, hat hinter dem Städtchen sich licht und weit aufgetan. Auf weißem Schneegrund unter silberblauem Himmel liegt das breite Hochfeld vor Reiselfingen in Vollmondverklärung. Keine Kreatur stört um diese Stunde Straße und Land. Hinter dem Dorf öffnet der Wald seine hohen Tannen mit Wurzelwerk, Stein und Steige und läßt nur den vertrauten Fuß passieren. Wie oft waren wir vereint und einsam hier: der Wald, die Nacht und ich. Mein

Gotteshaus! Da stiegen und stürzten die Gedanken so sternenhoch jauchzend und schaurig tief, viel tiefer und rauschender als das Wildbett der Wutach ist. Nun ist die Wutach vereist und es raunt und röchelt vom Wehr. Den Strom meines Lebens haben sie auch in ein Stauwehr gespannt. Hütet euch, wenn der Eisbruch kommt!

Tief drunt im Tal (wie klang doch das Lied vom „Dirndl mein"?) im Kurhaus Bad Boll blinzelt noch ein Licht. Ich muß mich wieder verstecken. Im Dickicht schläft eine Bank den Winterschlaf und Nixen, Hexen und Teufel umtanzen sie: meine Träume, die nun bemoost und Erinnerung geworden sind. Das Licht vom Bad starrt durch leeres Gezweig, wie eine Lanzenspitze, die das zuckende Herz öffnen will. Wer wacht dort? Vielleicht eine verlassene Magd bei ihrer Sehnsucht? Vielleicht ein verspäteter Zecher aus Bonndorf, dessen Gruß mich wegheimwärts anpacken könnte? Vielleicht ist „Wutach", der Bernhardiner, nicht mit dem Herrn zum Gardasee, und seine Freude springt mich an? Er weiß ja nichts von meiner Schande. Vielleicht, vielleicht — will dieses Wort am ersten Tage schon zum Rückwärtsweiser des versteinten Weges werden? Das Licht verlöscht und ich bin wieder frei, zum neunmal neuntenmal am ersten Freiheitstag.

Ungefährdet kommt der Heimflüchtende durch Schlucht und Wald ins freie Feld. Im Dorfe Boll am Haus zum grünen Berg grüßt keiner der Hunde kläffend wie sonst. Nun geht es aufwärts immer. Hier war das Reich meiner Rodel und ich ein Herr mit Herrscherrechten — halbe Nächte lang in Nebel und Rauhreif, bei Sturm und Sternenschein. Da fuhr die Rodel blitzend zu Tal und kannte keine Ackergrenze, keinen Störer. Der Wust ungestillter Wünsche selbst wurde stiller. Köstlicher ist keine Fahrt: auf dem schlanken Leib des Schlittens, rücklings, gestreckt; in langsam sicherem Lauf — in aller Herrlichkeit hat sich das Weltall über dir aufgetan und du schaust trunken es von Angesicht zu Angesicht. So mag es sein, wenn der Todesengel unsere Seele durch Ewigkeitslande trägt.

Der Kirchturm tritt über den Berg, als ob eine wandelnde Glocke sein Fußwerk wäre. Die Kirche steht erhöht und beherrschend über der Stadt. Und gleich ihr, hochgebaut, nebenan, das Haus, in dem mein Erzfeind und Verderber ein heiliger Mann ist.

In einer Gruppe größerer Gebäude, im alten Schloß und in den andern Amtshäusern in der Runde, residieren die Statthalter des Staates. Sie sollten einmal meine Freunde sein. Der parteipolitische Kleister kittete uns wie Scherben, die nicht zusammengehören. Ein Proletarierkind kann nicht gefühlsgemeinsam werden mit Privile-

gierten. Da steht Unrecht gegen Vorrecht, verzehrendes Feuer gegen starres Eis.

In den Hütten und einfachen Häusern haust das Volk. Zum Volke gehören heißt Knecht oder Rebell sein. Dieses fromme und zufriedene Volk, dem der Acker viele Steine und das Gewerk keine goldenen Berge trägt, könnte freier und fröhlicher seiner irdischen Genügsamkeit und den himmlischen Hoffnungen leben, wenn nicht vom Pfarrhaus und von den Amtshäusern her die Störenfriede kämen: Menschen, die in fetten Pfründen sitzen und zur Bewegung und Kurzweil mit Bürgern und Bauern Spiel und Sport treiben. Falschspiel oft, politischen Sport.

Sieben Jahre habe ich geworben um diese Stadt, in hellsehender Liebe, in blindem Haß. Gescheitert bin ich an allen. Das muß ein gewaltiger Unmensch sein, der dem klerikalen Untier die Giftzähne ausbrechen kann. Aber einbrechen in Herrenrechte, Diener des Staates zu Dienern des Volkes machen oder gar zu Herren über die Herzen des Volkes, — vermessener ist das als Drachenkampf.

Und das Volk bleibt verwaist. Die zum Herrgottwinkel flüchten und vor dem Muttergottesbilde knien können, haben es gut. Vielen ist auch der alte Großherzog, menschlich näher der Bonndorfer Posthalter ein Idol gewesen. Beide sind tot. Der Leichenbitter schreitet durch das Land. Was konnte ich dem Volke sein? Ein im Vaterland ungiltiges Prophetlein bestenfalls. Gescheitert bin ich auch am Volke. Nun hat es mir ein Denkmal aufgerichtet, ein starkes Kreuz, an dem der Schächer blutet und verbluten muß. Auf dem Lindenbuck, bei den entblätterten Linden steht das Kreuz und will ein warnender Galgen für Weggenossen und Siedelnde sein.

Und dennoch, ich grüße dich, du arge Stadt. Von deinen fünfzehnhundert Seelen sind mir doch tausend ans Herz gekommen. Wie sie schimmert im Silberglanz dieser Nacht. Wie ist der Himmel so tief auf dem Berge hier und jeder Stern ein leuchtendes Auge. Der Vollmond gibt sein Bogenlicht weit dem weißen Süden zu. Fast möchte man die Mauer der Alpenkönige erfassen wie am Tag. Grenze, ich grüße dich heut ohne Grauen. Das ist der gleiche Glanz und der gleiche Klang überirdischer Stille, der über diesem Land lag in jener Januarnacht, der ersten Fluchtnacht. Als ich die Schweiz nicht zu erreichen wagte vor meinen Häschern und fünfzehn Stunden den Winterwald durchirrte, um den Tod zu finden. Dort links im Walde über Brunnadern und Dillendorf. Da hing ich am Baum wie Absalom, wie Judas, das Sacktuch an der Gurgel. Das stumpfe Messer wollte den Pulsschlag des Lebens nicht treffen. Das Schneegrab gab mich wieder frei, das sinnig schon

gedeckt war mit Tannenimmergrün in Kreuzesform, mir zur ewigen Ruhe. Nun hat die Erde mich wieder, das Heimatland und das Liebste, das mein ist auf Erden.

Wie sie sanft ruhn, die Häuser und Bürger dieser Berg- und Bauernstadt. Auf jedem Dache liegt der jungfräuliche, unberußte Schnee wie eine Himmelssendschaft. Über allen Giebeln hängt so hell und rein das himmlische Licht der Nacht und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft.

Nur ganz hinten im Ort, das letzte Haus, das Gefängnis grinst mit seinen Eisenstäben.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Kerschensteiner:
Die Volksschule der Vereinigten Staaten von Amerika.

1. Schulverfassung.

Wer im dichtbevölkerten Südosten von Newyork durch die Straßen wandert, wo die Stürme des Schicksals Hunderttausende von Juden aus aller Welt zusammengeblasen haben, der stößt überraschend oft auf Gebäude, die, wenigstens hundertachtzig Tage im Jahre, das stolze Sternenbanner der Union wie zum freundlichen Gruße entgegenstrecken. Es sind die Public Schools. Eingekeilt in die Reihen von vier- und fünfstöckigen Häusern mit den häßlichen, durch das ganze Antlitz sich ziehenden Feuerstiegen und Feuerbalkonen, umflutet sie der Lärm der Straße. Keine stolzen Fassaden, keine monumentalen Eingangstore, keine vorgelagerten Rasenstreifen, keine Giebel mit Fresken oder Steinskulpturen machen den Wunsch rege, hinter die Kulissen zu schauen. Und doch hat mich eines dieser schmucklosen Gebäude immer wieder wie ein Magnet angezogen, mehr als die Museen und Sammlungen der Riesenstadt, und immer wieder verließ ich es mit dem Gefühl der gleichen Andacht, in die mich einst Meuniers unvollendeter Altar der Arbeit in Brüssel versetzt hatte. Im Meer der Armut eine Insel der Seligen, eine Insel von 3200 seligen Kindern, die unter der Leitung einer feinfühligen, warmherzigen Frau in den Dienst des neuen Vaterlandes eingeführt werden und in die Schätze der Kultur, die das alte England der verlorenen Tochter mit auf den Weg gegeben hat und heute noch gibt.

Ich sah vorher und nachher noch andere Schulbilder, gleich helle und sonnige, weniger freundliche und recht düstere. Aber als ich am

13. Dezember nach zweimonatlichem Aufenthalt von Hoboken aus den Heimweg wieder antrat, verließ ich das gastliche Land mit der Überzeugung, daß kein Volk der Erde größere Opfer bringt für sein öffentliches Schulwesen und fester baut auf die Kraft dieser Einrichtung, als das Volk der Vereinigten Staaten. Wir Deutsche mögen uns rühmen, der Welt die öffentliche Volksschule geschenkt zu haben; wir mögen uns auch rühmen, ihr mit Pestalozzi und Fröbel zwei Männer gegeben zu haben, über deren von Menschenliebe getragene intuitive Einsicht in das Wesen der Erziehung die wissenschaftliche Forschung der Gegenwart uns noch nicht weit hinausgetragen hat. Wir mögen uns auch rühmen, daß heute noch kein Volk sein öffentliches Erziehungssystem gleich einheitlich und streng geordnet hat. Aber wir dürfen nicht mehr in der Toga des *Praeceptor mundi* einherschreiten. Die amerikanische öffentliche Schule ist wenig mehr als 50 Jahre alt, während sie in Deutschland auf etwa 150 Jahre zurückgeht. Seit Horace Man, der Pestalozzi der Vereinigten Staaten, in Massachussetts ihr Evangelium gepredigt hat, ist sie aufgeblüht in einer Freiheit ohnegleichen. Wenn auch die Flut der Einwanderung, die heute Hunderttausende der Ärmsten der romanischen und slawischen Nationen an die Küste des neuen Weltteiles wirft, immer wieder den durchschnittlichen Bildungsstand der Massen zurückwirft, und wenn auch die politische Korruption heute noch in manchen Staaten und Städten wie ein heißer Schirokko immer wieder die Blüten versengt und Schulzustände schafft, wie wir sie uns nicht schlimmer denken können, so sind doch wieder in anderen Staaten und Städten der jungen Nation Schulorganisationen und erziehliche Leistungen vorhanden, die mit den besten der Erde wetteifern und von denen wir Deutsche ebensoviel lernen können, wie die Amerikaner einst von uns. Nichts ist törichter, als auf Lorbeeren auszuruhen; nichts ist törichter, als charakteristische Züge der Schule der Vereinigten Staaten mit dem Worte „Amerikanismus" totschlagen zu wollen. Als Horace Man im Jahre 1843 seinen berühmten *VII.* Bericht über seine sechsmonatliche Reise zum Studium europäischer Schulverhältnisse veröffentlichte, empfahl er vor allem die preußische Schule (Volks- wie höhere Schule) seinen Landsleuten als Muster. Er wurde dafür von den einunddreißig Oberlehrern der Bostoner Schulen aufs heftigste angegriffen und seine Idee wurde in Grund und Boden verdonnert. Da schrieb er im April 1844: „Es gibt Eulen, welche, um die Welt ihren eigenen Augen anzupassen, nichts lieber tun würden, als die Sonne am Aufgehen verhindern. Die meisten Lehrer unter uns sind durch den Bericht über die besten Schulen außerhalb unseres Landes

zu größerer Kraftanstrengung angefeuert worden. Andere aber waren beleidigt, weil sie aus dem Paradiese vertrieben wurden, das ihre eigene Selbsteinschätzung für sie geschaffen hatte." *("There are owls who, to adapt the world to their own eyes, would always keep the sun from rising. Most teachers amongst us have been animated to greater exertions by the account of the best schools abroad. Others are offended at being driven out of the paradise, which their own self-esteem had errected for them.")* Ich bin sicher, daß auch mein Bericht seine Eulen finden wird. Ich habe daher auch Sorge getragen für die nötigen toten Mäuse. Vielleicht lassen sie dann farbenprächtige Vögel um so eher flattern.

Das amerikanische Volksschulwesen ist genau ebensowenig eine organische Einheit, wie es heute die Union selbst ist. Wirtschaftliche wie politische Verhältnisse dieses Riesenlandes sind viel zu verschieden, als daß dies möglich wäre, und das Land viel zu jung und freiheitsliebend, als daß diese einheitliche Leitung heute irgend einer Zentralmacht gelingen könnte. Es gibt überhaupt keine Zentralleitung für das Schulwesen der Union. Jeder der 48 Staaten geht seine eigenen Wege und in jedem von ihnen vielfach auch jede größere Stadt. Auch innerhalb der Staaten und Städte ist der Ausbau des Schulwesens weit mehr unmittelbare Angelegenheit der Bevölkerung, der Bürger dieses Staates oder dieser Gemeinde, als dies bei uns in Europa der Fall ist, wo in den Staaten höherer Kultur der größte Teil des Schulwesens von der Regierung geordnet wird und das Volk im allgemeinen mehr oder weniger geduldig das hinnimmt, was ihm die Regierung vorschreibt. Das ist der große Segen der amerikanischen Schulen, aber auch ihr Fluch. Jeder Staat und jede Stadt hat die Schule, welche dem Gesamtbildungsstand der Bevölkerung angepaßt ist. Wo dieser Bildungsstand durch minderwertige Einwanderer beständig erniedrigt wird, wo infolgedessen die zügellose Jagd nach dem Dollar sich auch in den oberen Schichten ungehindert austoben kann, da ist das Schulwesen schlecht, bisweilen erbärmlich. Wo die altenglische Kultur das Feld beherrscht, steigt das Schulwesen gewöhnlich rapid empor. So wechselt das Bild für den Forschungsreisenden oft über Nacht, nicht bloß beim Überschreiten zweier Staatsgrenzen, sondern auch beim Überschreiten zweier Gemeindegrenzen. Ob jemand in Bayern eine Volksschule in München oder in Augsburg oder in Kaiserslautern besucht, er wird, abgesehen von einzelnen Einrichtungen, im wesentlichen die gleiche Organisation finden. Ob man vollends ein Gymnasium in Rosenheim oder Münnerstadt oder München sich ansieht, man wird, abgesehen vom Lehrerkollegium und dem mit ihm verbundenen Geist der

Erziehung, bis auf die kleinste Kleinigkeit das gleiche Bild erhalten. In Newyork geht jede *High School* innerhalb gewisser, oft recht weiter Grenzen ihren eigenen Weg; die Rektoren kämpfen sogar zurzeit mit Erfolg gegen den Schulboard für die spezifische Eigenart ihrer Schulen. Auch viele der Volksschulen haben ihr spezielles Gepräge, wenn auch das Volksschulwesen dieser Stadt an etwas einheitlichere Vorschriften gebunden ist. Der Ortsgeist der Schuldistrikte wird eben viel mehr vom Volkswillen beeinflußt, als dies bei unseren deutschen Maschinenorganisationen möglich wäre. Das hat, wie gesagt, seine Nachteile, aber auch seine großen Vorteile. In vielen Gemeinden gehen die Schulbehörden unmittelbar aus den allgemeinen Volkswahlen hervor. Selbst da, wo das nicht der Fall ist, wo sie vom Bürgermeister oder der Stadtverwaltung bestellt werden, finden ihre öffentlichen Verhandlungen vielfach unter Beteiligung der Steuerzahlenden statt. Ich werde niemals die vierstündige Sitzung der Schulverwaltung von abends 8 Uhr bis nachts 12 Uhr vergessen, welcher ich in Newyork beigewohnt habe an der Seite des Schulrates Dr. Maxwell, wo die Schulbehörde der Öffentlichkeit Rede und Antwort stehen mußte und jeder Bürger das Recht hatte, seine Forderungen direkt an die Schulbehörde heranzubringen und sie zu zwingen, sich unmittelbar zu äußern. Wie viele Niederlagen selbst einer trefflich geführten Schulbehörde aus einer solchen Einrichtung erwachsen und wie viele Schäden auch zeitweise hieraus entstehen mögen, ein bei uns in Deutschland völlig ungekannter Nutzen springt unmittelbar aus dieser Einrichtung: Die lebendige Teilnahme des gesamten Volkes an allen Unterrichtsangelegenheiten und damit die Unmöglichkeit eines dauernden Darniederliegens des Volksschulwesens. Als die Eulen von Boston Horace Man zu verderben drohten und der Konflikt mit den 31 *Principles* seine Höhe erreichte, da organisierten sich 30 der hervorragendsten Männer von Boston, nahmen die Neuwahlen für die Schulbehörde in die Hände und führten ihr zunächst 40000 Mark zur Verbesserung des Lehrerseminars zu. Über die gänzlich verlotterten Zustände des Schulwesens von Pittsburg zieht in diesen Tagen ein Sturm herauf, der zweifellos genau ebenso, wie er einst in St. Louis, Boston, Cleveland und Newyork die Luft reinigen half, auch dort das Schulwesen aus der Hand der politischen Korruption reißen wird. Man mag einwenden: Aber diese Überantwortung des öffentlichen Schulwesens an die unmittelbare Volkssouveränität hat doch jahrzehntelang in Hunderten von Städten der Vereinigten Staaten die Volksschule in unerhörter Weise bedrängt. Gewiß! Aber diese Macht hat es auch schrittweise befreit, und kein größeres Gemeinwesen, das in den letzten zwanzig

Jahren diesen Befreiungskampf der Schule aus der Macht der politischen Parteiführer durchgekämpft hat, ist jemals wieder auf dieser Straße rückwärts geschritten. Gerade infolge der unmittelbaren Anteilnahme an der Organisation des Schulwesens konnte es den Gemeindebürgern nicht verborgen bleiben, daß der politische Einfluß nirgends schädlicher ist als auf dem Gebiete der Erziehung. Aber die Lösung der Erziehungsfrage ist keinem Volke mehr aufgenötigt als dem amerikanischen, in dessen Land die Riesenstädte wie die Pilze wachsen, dem immer neue Massen ungebildeter Elemente zuströmen, in welchem die ungeheuere Leichtigkeit, auf der Jagd nach Reichtum zu siegen, die niedrigsten Instinkte entwickelte und die Freiheitsgöttin ihre brennende Fackel schwingt, wie in keinem anderen Lande. Wie Rußland der traurige Beweis ist, daß Ketten und Sklavenfesseln auch vor dem Schulwesen nicht haltmachen, so sind die Vereinigten Staaten der Beweis dafür, daß auf der Grundlage einer weitherzigen Verfassung und unter dem Einflusse einer alten Kultur weitgehende Freiheit schließlich zu weitgehenden Erziehungseinrichtungen führen muß. Ich wüßte nicht, was sonst das Volk der Vereinigten Staaten zu dem felsenfesten Glauben hätte führen können an die Macht der Erziehung, der heute das Evangelium der gebildeten Elemente ist.

Natürlich wogt überall der Kampf auf und ab. Natürlich stehen überall, und nicht bloß in der Architektur, armselige Hütten neben himmelstürmenden Wolkenkratzern. Nichts ist ausgeglichen. Aber jeder aufmerksame Beobachter sieht und fühlt den ungeheuren Ringkampf, den das Gute mit dem Schlechten führt und steht staunend still vor dieser Kraftentfaltung. Es ist nicht das gleichmäßige, mittelmäßige Gute, was den Philister so zufrieden macht und den Tapferen so ängstigt, es ist der schreiende Kontrast, der uns immer wieder fesselt. Die verschiedene Auffassung des Kontrastes und seiner unheimlichen Kraftentfaltung ist es, die so verschiedene Urteile über „das Land der Zukunft" aufkommen läßt. Sie läßt den Optimisten hoffen und den Pessimisten entsagen. Ich gehe mit den Optimisten, an denen das seltsame junge Land so reich ist wie kein anderes. Ich gehe mit den Optimisten, wie Ben B. Lindsey in Denver, der Vater der Jugendgerichtshöfe, der seit einem halben Menschenalter den unerbittlichen Kampf der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit mit allen Feinden des Guten führt, oder wie Jame Adams, die seit zwanzig Jahren in den Slums von Chicago den wirtschaftlich Elenden und Zertretenen die Hand reicht, damit sie den Weg zur Sonne finden, die die Liebe aufgehen läßt. Ich gehe mit den Optimisten, die ich auf meiner Reise so oft in den Kreisen der

höchsten Finanz-, Gesellschafts- und Gelehrtenwelt zu bewundern Gelegenheit hatte in ihrer opferwilligen und bewunderungswürdigen Hingabe an das Wohl des Vaterlandes.

Es wird nützlich sein, diesen Kontrast auf dem Gebiete der Schulverfassung ins Auge zu fassen, wie er schärfer nicht auftreten kann. Eine solche konkrete Betrachtung ist gewiß lehrreicher, als alle allgemeinen Bemerkungen. Auch werden Optimisten und Pessimisten dabei auf ihre Rechnung kommen, wenn sie mit mir ihr Augenmerk auf die gegenwärtigen Verwaltungsverhältnisse der beiden ungefähr gleich großen Städte St. Louis und Pittsburg richten, die heute beide über 600000 Einwohner zählen. Die Zeit liegt weit zurück, da in allen großen Städten der Vereinigten Staaten die persönlichen und Sachfragen der Schule lediglich vom Standpunkt der „Bosses" und „Grafters" behandelt wurden, da alle Stellen der Schulverwaltung und alle Angelegenheiten als Beutestücke behandelt wurden, welche die siegende Partei denen überließ, die ihr zum Siege verholfen hatten. So liegen die Verhältnisse heute noch in Pittsburg, einer der großen Fabrikstädte im Kohlen- und Eisengebiete Pennsylvaniens von der Größe Münchens. Ein Schrei der Entrüstung über die Schulzustände von Groß-Pittsburg (Pittsburgh proper und Allegheny) ging vor wenigen Monaten (im Februar 1911) durch den ganzen Osten der Vereinigten Staaten. Eine Schar ernstgesinnter Männer und Frauen bildete einen neuen Wählerverband und schilderte öffentlich in einer Denkschrift an alle Bürger der Stadt die Korruptionserscheinungen der gegenwärtigen Schulregierung, die allerdings für unsere deutschen Begriffe haarsträubend sind. Für die Bildung der obersten Schulbehörde in den großen Städten beobachtete ich drei Hauptwege. Sie gehen entweder wie im alten Schottland direkt aus allgemeinen Wahlen hervor, oder sie werden von dem durch die Volkswahl bestimmten Bürgermeister ernannt, oder sie sind das Produkt vieler indirekter Wahlen. Dies letztere ist in Pittsburg der Fall. Die Stadt ist in 61 Schuldistrikte geteilt, deren jeder seinen Distriktsschulrat, bestehend aus sechs Direktoren, wählt. Jeder dieser Distriktsschulräte wählt dann einige aus seiner Mitte in den Central School Board von Pittsburg. Der Mangel jeglicher Bestimmung für die Ausübung der Wahlen zum Distriktsschulrat hat nun in Verbindung mit der Korruption der Stadtverwaltung zu Verhältnissen geführt, die aller Beschreibung spotten. Die Majorität der 61 Schuldistrikte der Stadt ist nach der Denkschrift der *"Voters' league"* nicht nur aus Mitgliedern von ungenügender Bildung, sondern auch aus Menschen von zweifelhaftem Rufe zusammengesetzt. Es befinden sich

unter ihr 14 Pächter oder Inhaber von Bier- und Schnapskneipen, 7 Hasardspieler von Profession, 36 Taglöhner, Kutscher, Kellner und Aufseher, 19 Winkelkrämer, 23 Lohnarbeiter verschiedener Gewerbe, 37 Schreiber und 16 Bauunternehmer, die gleichzeitig die Schulhausbauten des Distriktes ausführen, und so weiter. Diese Majorität ist öffentlich angeklagt, daß sie die Schulfonds teils verschwendet, teils gestohlen habe und daß die Kosten des Erziehungswesens von Pittsburg in Wirklichkeit gerade die Hälfte von dem betragen, was die Stadt zurzeit dank dieser Mißwirtschaft ausgibt. In vielen Schuldistrikten haben die Schulbehörden auf Kosten der Schulfonds Picknicks gegeben, die mehr als betrunkene Orgien für die sechs Direktoren des Distriktsschulrates und ihrer zweifelhaften Freunde waren. Kinder seien zu diesen Picknicks beigezogen worden, welche dort betrunkene Weiber der niedrigsten Sorte *(women from the tenderloin)*, Prostituierte, Professionsspieler und ähnliche Personen als Gäste des Schulboards bewundern konnten. In einem Schuldistrikt sind die Ausgaben um 360 % gewachsen, während die Schüler um 26 % angenommen haben; in einem andern sind sie um 700 % innerhalb zehn Jahren gewachsen bei einer Schülerzunahme von 13 %. Die Totalausgaben für das Schulwesen von Pittsburg in den letzten zehn Jahren waren 86 Millionen Mark, für welche die Einnahmen bei den verschiedenen Banken refundiert waren. Der gesamte Zinsbetrag, der während der zehn Jahre von den Banken daraus gutgeschrieben war, betrug aber nur 600000 Mark. Eine Distriktsschulbehörde hatte eine jährliche Bilanz von ungefähr 280000 bis 300000 Mark jedes Jahr in ihren Rechnungsabschlüssen bei der Bank. Während der vierjährigen Rechnungsperiode waren dieser Schulbehörde ungefähr 1200 Mark Zinsen im ganzen gutgeschrieben worden. Der Bericht sagt, es ist die nämliche Schulbehörde, welche im letzten Jahre für 150 Schüler 56000 Mark ausgab, lediglich um die Unterrichtsbücher und die sonstigen Lehrmittel dieser Schüler zu bestreiten. Die Lehrergehälter waren dabei nicht mit eingeschlossen. Eine andere Distriktsschulbehörde hatte jedes Jahr ein neues Klavier in Rechnung stehen. Der Bericht klagt weiter, daß die Bauunternehmer keinen Bau ohne Bestechungen ausführen können. Es wurde konstatiert, daß einzelne Unternehmer die Hälfte der von ihnen geforderten Bausumme von vornherein ausgeben mußten, um den Bau überhaupt zu erhalten. So gehen die Klagen ohne Unterlaß fort. Zum Schluß bemerkt der Bericht: In vielen Beispielen sind auch die Lehrer ohne Rücksicht darauf gewählt, ob sie passen oder nicht. Eine Frau war aus der Küche einer Bierkneipe als Lehrerin genommen worden. Zwei

Lehrer wurden angestellt, die so unwissend waren, daß sie kaum ihre Namen schreiben konnten. In einigen Fällen kamen die Mädchen, welche ihre Anstellung als Lehrerin lediglich politischen oder persönlichen Gründen verdankten, heulend zu dem Vorstand der Schule, weil sie die von ihnen geforderte Arbeit nicht leisten konnten. In einer Anzahl von Distrikten von Pittsburg ist der Bildungsstand der Lehrer so tief, daß sie nicht einmal als Mitglieder in die Lehrervereinigung aufgenommen wurden.

Ähnliche, wenn auch nicht gleich schlimme Zustände infolge von *„municipal corruption"* waren noch vor zwanzig, ja zehn Jahren in den meisten größeren Städten in der Schulverwaltung zu finden. Doch überall haben sich langsam und stetig die Verhältnisse gebessert. Chicago und Philadelphia zeigen noch starke Krankheitssymptome, Boston, Cincinnati und Newyork sind bereits außer Gefahr. In St. Louis fand ich aber derartig wohlgeordnete Verhältnisse der Schulverwaltung, daß sie nicht bloß mir, sondern allen beneidenswert erscheinen, denen das Problem der Volkserziehung am Herzen liegt. Im März 1897, also vor vierzehn Jahren, erhielt St. Louis, eine Stadt, die heute 680000 Einwohner zählt, mit allen anderen Städten über 300000 Einwohnern vom Staate Missouri ein Privilig *(Charter of the Board of Education of the City of St. Louis)*, wonach für alle Zeiten diese Stadt ihr Schulwesen durch eine eigens vom Volk gewählte Schulbehörde verwalten lassen kann, die ganz unabhängig ist von allen übrigen Verwaltungsbehörden der Stadt und des Staates. Ich will einige Züge dieser idealen Verfassung geben, nicht weil ich glaube, daß ein deutscher Staat auch nur daran denken, je einmal auch nur eine annähernd segensreiche Einrichtung seinen größeren Städten zu gewähren, sondern weil gewiß viele, die heute unter den engherzigen Maßnahmen einer immer steigenden staatlichen Bevormundung leiden, ihre Seele aufrichten an einem Bilde, das auch die Amerikaner als das Idealbild einer Schulverwaltung aufstellen.

„Jede Stadt in diesem Staat," so beginnt die Charter, „die jetzt oder später 300000 Einwohner oder mehr zählen wird, soll einen einzigen Schuldistrikt bilden und die Überwachung wie die Verwaltung aller öffentlichen Schulen und alles Eigentums dieser öffentlichen Schulen soll einer Behörde von zwölf Mitgliedern anheimgegeben sein, genannt *Board of Education* von St. Louis und einem Schulrat und Baurat *(Superintendent of instruction and Commissioner of School Buildings)*."

„Jeder solcher *Board of Education* soll die öffentlichen Schulen unter seiner Gewalt haben, sie leiten und überwachen, ihr Eigentum verwalten und ihre Geschäfte führen; er soll alle Macht ausüben in der Verwal-

tung des öffentlichen Schulsystemes, die hierfür geeigneten und nötigen Beamten und Bediensteten anstellen und ihre Gehälter festsetzen. Er soll die Sitzungszeiten bestimmen, Vorschriften und Gesetze machen, verbessern oder aufheben für die Geschäftsführung während der Sitzungen, für die Leitung, Normierung und Behandlung aller Schulangelegenheiten und alles Schuleigentums, für die Prüfung, Qualifikation und die Anstellung der Lehrer, und alle diese Gesetze und Verordnungen sollen bindend sein für die Schulbehörde und alle Parteien, die mit ihr in Beziehung stehen, bis sie durch neue Beschlüsse wieder formell ungültig gemacht sind. Diese Schulbehörde soll ihre eigene Steuergesetzgebung für die Verwaltung der öffentlichen Schulen machen und so viel Steuern erheben, als ihr dies Gesetz gestattet. Sie soll ihr Schulvermögen selbst verwalten, ausleihen oder investieren für die Zwecke der öffentlichen Erziehung nach bestem Wissen."

„Die Mitglieder dieses *Board of Education* sollen von der ganzen Stadt auf Grund allgemeiner Wahlen gewählt werden, sollen wenigstens vierzig Jahre alt und Bürger der Stadt sein, sollen dort ihren Aufenthalt haben und Steuern zahlen auf ein Eigentum, das sie auf ihren persönlichen Namen besitzen, und zwar sollen sie als Bewohner, Bürger und Steuerzahler mindestens drei Jahre vor ihrer Wahl in der Stadt sich aufgehalten haben. Sie dürfen nicht Beamte der Stadt oder des Staates sein, ausgenommen öffentliche Notare, sie dürfen weder direkt noch indirekt an einem Vertrag beteiligt sein, der für oder gegen die Interessen der Schulverwaltung ist. Wenn ein Mitglied irgend eine Zeit nach seiner Wahl für einen derartigen Vertrag direkt oder indirekt interessiert wird oder Angestellter, Beauftragter einer Firma oder eines Verbandes, welche an diesem Vertrag interessiert sind, so soll dieses Mitglied disqualifiziert sein, der Schulbehörde fernerhin anzugehören, und diese Disqualifikation soll für die ganze Zeitdauer gelten, für welche er gewählt worden ist. Jedes Mitglied der Schulbehörde muß, bevor es die Pflichten seines Amtes antritt, vor dem Stadtgerichtshofe oder dem Friedensrichter der Stadt einen Eid schwören, daß es alle die Eigenschaften besitzt, die es für ein Mitglied des Schoolboards qualifizieren, und von diesem Eid soll ein Protokoll in den Akten der Schulbehörde niedergelegt werden. Es soll in diesem Eid auch versprechen, daß es während seiner ganzen Amtsführung an keinem Vertrag teilnimmt, der für oder gegen die Interessen der Schulbehörde ist, daß es weder als Beauftragter noch als Angestellter irgend eines einzelnen Menschen, einer Firma oder einer Gesellschaft handeln werde, die durch irgend welche Verbindlichkeiten an

die Schulverwaltung geknüpft ist, und daß es bei Anstellung von Beamten und Bediensteten des Schoolboards sich durch keine andere Erwägung werde leiten lassen als durch die Qualifikation des Anzustellenden."

„Pflicht des *Board of Education* ist, sobald als möglich nach der Wahl zusammenzutreten, einen Schulrat zu wählen, einen Baurat aufzustellen, einen Sekretär und Schatzmeister, einen Buch- und Rechnungsrevisor und andere Beamte, Bedienstete und Beauftragte nach seinem Bedürfnis. Vorausgesetzt ist dabei, daß kein Beamter, Bediensteter und Beauftragter ein Mitglied des *Board of Education* sein darf."

„Jede Schulbehörde soll, sobald sie gewählt ist, in drei Abteilungen von je vier Mitgliedern geteilt werden. Die erste Abteilung soll ihr Amt lediglich bis zur nächsten regulären Wahl führen; die zweite Klasse bis zur zweiten, die dritte Klasse bis zur dritten Wahl, so daß also immer nur ein Drittel der Mitglieder bei jeder Wahl neu in die Geschäfte des Schoolboard eintreten kann. Der Schulrat *(superintendent of instruction)* wird durch die Schulbehörde zunächst auf vier Jahre angestellt, während welcher Zeit sein Gehalt nicht reduziert werden darf. Ihm sollen so viele Hilfsschulräte zur Seite gegeben werden als notwendig erscheint, die aber, ebenso wie die Oberlehrer und Lehrer, auf Vorschlag des Stadtschulrates mit der Zustimmung des Schoolboards vor Ablauf einer vierjährigen Periode wieder entfernt werden können. Dem Schulrat ist die Gestaltung und Überwachung der Lehrpläne, der Zucht und Ordnung der Schulen, der Textbücher und Studien übertragen. Er qualifiziert, befördert und suspendiert die Lehrer. Er stellt das Schreibpersonal seines Bureaus ein, dessen Zahl und Bezahlung durch den Schoolboard fixiert sind, und ist verpflichtet, sich beständig über alle Fortschritte der Erziehung in anderen Städten auf dem Laufenden zu erhalten. Er hat die Vorschläge über die Ausdehnung des Schulwesens zu machen. Er hat von Zeit zu Zeit Berichte zu erstatten, sei es aus eigenem Antrieb, sei es im Auftrage der Schulbehörde. Er ist verantwortlich für die Verhältnisse von Unterricht und Disziplin in allen Schulen der Stadt.

Ebenso wird der Baurat, der Sekretär und der Schatzmeister, der Rechnungsrevisor auf vier Jahre gewählt und in ähnlicher Weise werden ihre Pflichten eingehend bestimmt. Am Ende jedes Finanzschuljahres bestellt der Bürgermeister von St. Louis einen oder mehrere Experten, welche die Bücher, Rechnungen und Belegscheine der Geschäftsabteilung des Sekretärs, des Revisors, des Baurates und aller anderen Personen prüft, bei denen Ausgaben des Schoolboards anfallen. Über den Revisionsbefund wird an den Bürgermeister und an den Schoolboard Bericht erstattet. Über die Mitglieder der Schulbehörde und deren Be-

amte hat der Gerichtshof der Stadt die Gewalt der Rechtsprechung. Er kann sie zur Rechenschaft ziehen für ihre Amtsführung in der Behandlung und Verteilung der ihnen anvertrauten Schulfonds und Geschäfte. Er beschließt und erzwingt Bezahlung aller Summen und Ersatz aller Werte, welche in ungeeigneter Weise aus dem Schulverwaltungsvermögen verwendet worden waren, oder welche durch Mißbrauch der Gewalt, oder durch Vernachlässigung der Pflichten verloren oder verschwendet wurden. Er enthebt jedes Mitglied oder jeden Beamten seines Amtes, wenn er des Mißbrauchs seiner Gewalt oder der Vernachlässigung seiner Pflichten überführt ist."

Es ist leicht einzusehen, daß unter dem Einfluß einer derartigen Verfassung das Schulwesen der Stadt sich rasch zu einer unerwarteten Blüte entwickelte, sodaß es heute mit unter die besten zählt, welche die Vereinigten Staaten aufweisen. Drei Dinge sind es, die ich an dieser Verfassung besonders hervorheben muß:

1. Die allgemeine direkte Wahl der Mitglieder durch besondere Volksabstimmung.

2. Die strengen Vorsichtsmaßregeln, daß keinerlei materielle oder sonstige Interessen, die der unparteiischen Hingabe an die Interessen der Schule hinderlich wären, den Abgeordneten beeinflussen oder in einem Bürger das Streben, gewählt zu werden, erwecken.

3. Die eigene Steuererhebung und Finanzverwaltung, welche einerseits der Schulbehörde die Mittel zur Durchführung ihrer Erziehungsaufgaben uneingeschränkt zur Verfügung stellen, anderseits doch infolge der Wahlperioden dem Volke die Macht geben, finanziell zu weit gehende Maßnahmen rechtzeitig hintanzuhalten.

Die Wirkung dieser drei Faktoren ist zunächst, daß die Schulbehörde aus Mitgliedern sich zusammensetzt, die lediglich vom Interesse für das Erziehungswesen erfüllt sind; und ich konstatiere, daß nach meinen persönlichen Beobachtungen gerade finanziell und geistig hochstehende Bürger von St. Louis ihre Arbeitskraft, ihre Einsicht und ihre Mittel gern während dreier Wahlperioden für die Interessen der Schule zur Verfügung gestellt haben und noch stellen.

Ich habe das nicht bloß in St. Louis bemerkt, sondern insbesondere auch in anderen Städten, größeren wie kleineren Orten, sofern die letzteren frei von politischer Korruption waren. Die Qualität einer solchen Schulbehörde garantiert wiederum die Qualität der von ihr angestellten obersten Beamten und ist eine Gewähr für die Qualität der von ihnen berufenen Lehrkräfte und für die rechte Auffassung und

Durchführung der Probleme der Volkserziehung. Die Entwicklung des Schulwesens von St. Louis ist nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, daß ihr Schoolboard die Schulangelegenheiten seit dreißig Jahren in die Hand von Männern legen konnte, die weit über den Staat Missouri hinaus der größten Hochachtung sich erfreuten, erst in die Hand von Dr. W. J. Harris, der dann als Erziehungskommissär an die Bundesregierung nach Washington berufen wurde, dann in die Hand des deutschen Schulrates Soldan, nach dessen Tode die Stadt zu seinen Ehren eine High School erbaute mit einem Kostenaufwand von vier Millionen Mark, und endlich in die Hand Ben Blewetts. Unter seiner Leitung steht das heutige Schulwesen, von dessen Stand ich mir selbst während meines achttägigen Aufenthaltes mein Urteil bilden konnte.

Da es in den Vereinigten Staaten im wesentlichen auch nur zwei große Parteien gibt, die Demokraten und die Republikaner, die überdies in allen Erziehungsfragen einig gehen; da die Kirche vom Staat vollständig getrennt ist und jede Einmengung irgend einer Kirche in politische Angelegenheiten von großer Gefahr für die Kirche selbst wäre; da weiterhin die Charter des *Board of Education* im Zusammenhang mit dem städtischen Gerichtshof die Verfolgung von persönlichen Interessen bei der Wahl von Mitgliedern des *Schoolboard* soviel wie ausschließt, so ist nach menschlichem Ermessen genügend Gewähr gegeben, daß die Schul- und Erziehungsangelegenheiten der Stadt dauernd verschont bleiben von jenen Quälgeistern, die beispielsweise unser deutsches Schulwesen wieder und wieder überwinden muß. Jedem pädagogischen Fortschritt, der irgendwo in der Welt Erfolg nachweisen konnte, stehen die Tore eines solchen Schulwesens offen, das ausschließlich in den Händen von Männern liegt, welche durch persönliche Neigung und Bildung zu Wächtern dieses Paradieses berufen sind. Lediglich die zur Verfügung stehenden materiellen Mittel diktieren die Grenzen des Ausbaues.

Felix Mottl.

Karlsruher Erinnerungen.

Von Eugen Kilian.

An zwei Städte knüpft sich die Erinnerung, die mit Felix Mottls künstlerischem Erdenwerk unlöslich für alle Zeiten verbunden ist: Karlsruhe und München. Karlsruhe hat den Vorrang; nicht nur chronologisch und quantitativ, etwa dadurch, daß es Mottls siebenjähriger Tätigkeit in Mün-

chen eine Wirksamkeit von vollen dreiundzwanzig Jahren in der badischen Residenz entgegensetzen kann. Auch durch Art und Charakter dieser Tätigkeit darf Karlsruhe zu allererst Felix Mottl für sich in Anspruch nehmen. Was Mottl in den letzten sieben Jahren seines Lebens in München geleistet hat, bleibt unvergessen. Unvergessen bleiben seine Verdienste um die Münchner Hofoper und um das musikalische Leben der Isarstadt. Über dem, was er für München geschaffen hat, lag der köstliche Abendglanz einer abgeklärten künstlerischen Reife. Karlsruhe dagegegen war es vergönnt, den ganzen herrlichen Frühzauber seines kraftvollen Jugendschaffens zu genießen.

Mit vierundzwanzig Jahren ist Mottl als erster Kapellmeister an den Dirigentenpult der Karlsruher Hofbühne getreten. Mit dem ganzen Überschwang der Jugend, mit dem ganzen Sturm und Drang seines überschäumenden künstlerischen Empfindens, mit der ungebrochenen Energie seines starken jugendlichen Wollens, das keine Hemmnisse zu kennen scheint: so hat sich Mottl zu Karlsruhe in die großen Aufgaben gestürzt, die seiner dort harrten, so hat er als getreuer Schüler seines Bayreuther Meisters und als Bahnbrecher des neuen musikalischen Dramas seine heilige Mission dort zu erfüllen gesucht. Mit der ganzen Feuerkraft seiner hinreißenden Persönlichkeit hat er seine künstlerischen Mitkämpfer um sich zu scharen gewußt und auch die Widerstrebenden zum Siege der großen Sache, die er verfocht, mit sich fortgerissen. Es lag ein unbeschreiblicher Zauber über dieser aufbauenden, tatenfrohen Wirksamkeit des jungen Karlsruher Kapellmeisters der achtziger Jahre, ein Zauber, der in keiner späteren Periode seines Wirkens in *diesem* Maße wieder vorhanden war. Der Zauber dieses kraftvollen Sturmes und Drangs ist so groß, daß man selbst manches Unreife und die gelegentlichen kleinen Ausschreitungen einer übermütigen, künstlerischen Laune, die sich der junge Dirigent damals erlauben durfte, in dem entzückenden Gesamtbilde seines frühen Karlsruher Wirkens nicht missen möchte. Alfred Oberländer, der erste Siegmund und Siegfried der Karlsruher Bühne — auch er ist längst dahingegangen — hat einmal in Erinnerung an jene Zeit das Wort gesprochen: „Was war das für eine herrliche, unvergeßliche Zeit in Karlsruhe, *als Mottl noch jung war!*" Ja, über dieser Zeit lag der ganze Sonnenglanz der Jugend, sie war in ihrer Art einzig in der Geschichte des Karlsruher Hoftheaters.

Trotzdem sollte die Freude an dem, was damals in Karlsruhe geschaffen wurde, nicht dazu verführen, in dieser Periode von Mottls Wirken etwa die erste und einzige Glanzzeit der Karlsruher Oper erblicken zu wollen. Wenn in manchen panegyrischen Auslassungen, wie sie dem Heimgang des Meisters folgten, zu lesen war, daß erst Mottl der Karlsruher Oper Bedeutung gegeben habe, so ist das eine Unrichtigkeit, die mit dem wirklichen Sach-

verhalte nicht zu vereinigen, eine Übertreibung, die nicht notwendig ist, wenn man dem Andenken eines großen Künstlers gerecht zu werden sucht. Als Mottl 1880 durch den alten Putlitz nach Karlsruhe berufen wurde, trat er keineswegs, wie der Ununterrichtete etwa annehmen könnte, in zerrüttete oder auch nur schadhafte künstlerische Verhältnisse ein. Mottl fand eine vortreffliche Oper vor, ein geschultes Orchester, ein Solopersonal, das neben guten, viele Kräfte ersten Ranges ins Feld führen konnte. Als Mottl seine Tätigkeit begann, waren kaum zehn Jahre vergangen, seit Eduard Devrient als Generaldirektor des Karlsruher Hoftheaters das Zepter aus den Händen gelegt hatte. Devrients Regiment war nicht bloß für das Schauspiel, sondern auch für die Oper eine Glanzzeit der Karlsruher Bühne gewesen. Insbesondere durch die Pflege von Mozarts Kunst ist Karlsruhe in den fünfziger und sechziger Jahren auf stolzer und einsamer Höhe gestanden. Hier hat sich schon vier Jahrzehnte vor München eine Mozart-Renaissance vollzogen, die ein verschollenes Werk, wie „Cosi fan tutte“ aufs neue der Bühne gewann, die ein Mozart-Repertoire schuf, das neben „Don Juan“, „Figaro“, „Zauberflöte“, „Entführung“ auch „Idomeneo“, „Titus“ und „Schauspieldirektor“ umfaßte und an Vollständigkeit wie an künstlerischer Ausgeglichenheit der Vorstellungen seinesgleichen in der deutschen Theaterwelt suchte. Was Devrient geschaffen, wurde unter Putlitz erhalten und weitergebaut. Hermann Levi und später Otto Dessoff haben das musikalische Erbe des Karlsruher Hoftheaters mit der Meisterschaft eines erstklassigen Künstlertums behütet.

Die Aufgabe, die Mottls harrte, war in erster Linie die: die Pflege des Wagnerschen Musikdramas in einer der Entwicklung der Zeit entsprechenden Weise auszubauen und zu vollenden. Die vorhandenen Lücken wurden ausgefüllt; die „Nibelungen“ und „Tristan“ erschienen zum erstenmal auf der Karlsruher Bühne. In den Werken des bestehenden Wagner-Repertoires wurden die bis dahin üblichen Striche aufgemacht; in den Aufführungen selbst wurde strengste Stileinheit angestrebt, die Überreste alter Opernschablone und alten Opernunfugs wurden unbarmherzig ausgemerzt, das Personal wurde zu dem einfachen, breiten Monumentalstil des Wagnerschen Dramas mit starker Hand herangebildet. Hier war ein gewaltiges Stück Arbeit zu leisten. Die Resultate haben gezeigt, wie Mottl diese Aufgabe gelöst hat. Die Wagner-Aufführungen der Karlsruher Bühne waren durch ihre Stilreinheit und die Harmonie ihres Gesamtbildes in kurzem auf eine Höhe gehoben, die jener einen ebenbürtigen Platz neben und teilweise über den ersten Pflegestätten des Bayreuther Stiles anwies. In dem gottbegnadeten Künstlertum von Pauline Mailhac und Fritz Plank fand Mottl eine Unterstützung seiner Intentionen, wie er sie glänzender sich nicht wünschen

konnte. Zu Luise Reuß-Belce, die Wagners Mädchengestalten damals den ganzen Jugendreiz ihrer künstlerischen Persönlichkeit entgegenbrachte, zu der trefflichen Mezzosopranistin Gisela Staudigl gesellte sich eine ganze Reihe brauchbarer und wertvoller künstlerischer Kräfte, die durch den starken Willen des leitenden Geistes zu einer seltenen Harmonie der Gesamtleistung vereinigt wurden.

Mottl hatte das Glück, sich in seinen Bestrebungen um die Pflege des Wagnerschen Musikdramas im Einklang mit dem Zuge und dem Geiste seiner Zeit zu bewegen. Gerade die achtziger Jahre waren die Zeit, in der sich überall der entscheidende Aufschwung in dem Verständnis und der wachsenden Popularisierung von Wagners Kunst vollzogen hat. Der Tod des Meisters, der machtvolle Aufschwung Bayreuths haben das Ihre dazu beigetragen. Das ganze Sehnen des großen gebildeten Publikums drängte und lechzte nach Wagner hin. Wieweit dabei wirkliches Verständnis für die neue Kunst, wieweit die durch die Mode getragene Gewalt einer hinreißenden Massensuggestion den Ausschlag gab, ist für das Resultat dieser Bewegung von keiner Bedeutung. Mottl konnte sich als glücklicher Sieger dieser Bewegung bemächtigen; er war der Mann des Tages. Mit begeisterter Hingabe kamen alle kunstliebenden Kreise der badischen Residenzstadt seinen Bestrebungen entgegen. Er wurde von Publikum und Presse, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, auf den Händen getragen.

Neben Wagner wurden auch die, die seiner Kunst die Wege gebahnt, nicht vergessen. Liszts „Heilige Elisabeth“ erschien zum erstenmal auf der Karlsruher Bühne und konnte sich, getragen durch eine unvergeßliche Leistung der Mailhac in der Titelrolle, mit dauerndem Glück auf dem Spielplan erhalten. An Cornelius wurde mit den Aufführungen des „Barbiers von Bagdad“ und des „Cid“ das schwere Unrecht vergangener Zeiten gesühnt. Vor allem aber hat sich Mottl unvergängliche Verdienste erworben durch die siegreiche Renaissance, womit die in Deutschland bis dahin so gut wie unbekannten Bühnenwerke von Hector Berlioz zu neuem Leben erweckt wurden. Die erste Gesamtaufführung der „Trojaner“, die ersten Aufführungen von „Benvenuto Cellini“ und „Beatrice und Benedict“ sind unvergängliche Ruhmesblätter in der Geschichte der Karlsruher Bühne, unvergängliche Ruhmesblätter in der neueren deutschen Musikgeschichte. Die Verdienste, die sich Mottl um den großen Franzosen erworben hat, haben in erster Linie dazu beigetragen, seinen internationalen Ruhm, seine Popularität in der Pariser Musikwelt zu begründen. Das abgelegene und vom großen Fremdenstrom im ganzen so wenig berührte Karlsruhe konnte bei seinen Berlioz-Premieren ein internationales Elite-Publikum in seinen Mauern begrüßen. Dasselbe geschah, wenn von den modernen Franzosen Chabrier zum erstenmal in

Karlsruhe zum Worte kam. Über seine herzlichen Beziehungen zu der Kunst der westlichen Nachbarn wurde die moderne deutsche Produktion von Mottl nicht vernachlässigt; mit mancher verdienstvollen Uraufführung ist die Karlsruher Oper vorangegangen. Schillings, d'Albert, Klose, Reznicek, Siegfried Wagner, Ritter, Max Brauer und andere wurden mit ihren Schöpfungen erfolgreich auf die Bühne gestellt.

Eine ganz besondere Sympathie brachte Mottl, der sich mit inbrünstiger Liebe in die unerhörten Schwierigkeiten moderner Partituren versenkte, dem Widerspiele moderner Kunst, der schlichten, volkstümlichen Einfachheit der älteren Spieloper entgegen. Auch hier waren es die Franzosen, vor allem Grétry, der eine große Anziehungskraft auf ihn ausübte. Des altfranzösischen Meisters prächtigen „Richard Löwenherz" und „Blaubart" hat er für die moderne Bühne ausgegraben und mit unendlicher Freude die anmutigen und charakteristischen Feinheiten aus diesen Partituren herausgeholt. Eine glückliche Eingebung ließ ihn verschiedene einaktige Werke der älteren Opernliteratur nach Nationen geordnet zu einem deutschen, französischen und italienischen Opernabend zusammenstellen. So wurden in äußerst genußreichen Vorstellungen Haydns „Apotheker", Glucks „Maienkönigin", Mozarts „Bastien und Bastienne", Webers „Abu Hassan", d'Allayracs „Kleine Savoyarden", Grétrys „Beide Geizigen", Bizets „Djamileh", Pergoleses „Magd als Herrin" und andere zu neuem Leben erweckt. Von Schenk wurde der alte „Dorfbarbier" hervorgeholt. Von Schuberts dramatischem Schaffen wurden mit dem „Häuslichen Krieg", „Alfonso und Estrella" und „Fierrabras" erfolgreiche Versuche unternommen. Der Böhme Smetana hielt mit dem „Kuß" und der „Verkauften Braut" seinen siegreichen Einzug auf der Karlsruher Bühne. Von der altitalienischen Oper wurden Bellinis „Norma", ferner Donizettis „Favoritin", „Don Pasquale" und „Der Liebestrank", zum Teil in neuen Bearbeitungen, dem Spielplan wieder einverleibt.

Wo es ihm notwendig oder nützlich schien, suchte Mottl durch einige einleitende Worte in der Presse, dann und wann wohl auch durch die lebendige Wirkung eines Vortrags das Verständnis für das in Aussicht stehende künstlerische Unternehmen in weiteren Kreisen anzubahnen. Das glänzende Entgegenkommen, das allen Intentionen Mottls auch durch die weitblickende und großzügige oberste Leitung Albert Bürklins, des Nachfolgers von Putlitz (seit 1889), unausgesetzt zuteil wurde, hat dazu beigetragen, der Karlsruher Oper in dieser ganzen Periode den Stempel des Außergewöhnlichen aufzuprägen.

Aber die Erinnerungen an Felix Mottl sind nicht mit dem Gedächtnis des Musikers erschöpft. Er gehörte nicht zu den Einseitigen, deren Denken und Wirken durch das enge Gebiet ihres „Faches" begrenzt ist. Sein schönes Reich war das ganze große Reich der Kunst. Die Universalität seines

Wissens und seiner Interessen war erstaunlich. Er war in der ganzen deutschen Literatur zu Hause, und ein phänomenales Gedächtnis unterstützte ihn, die Früchte seines Lesens jederzeit zu genießen und andere genießen zu lassen.

Die Modernen allerdings in unserer Literatur hat er nicht sonderlich geliebt. Der Naturalismus mit seiner photographischen Abbildung menschlichen Elends hat ihn jederzeit abgestoßen. Aber auch zu der starren Größe von Henrik Ibsens Welt hat er kein inneres Verhältnis gehabt. Seine heitere, lebensfrohe und warmblütige Wiener Sinnennatur wandte sich scheu von dem unbarmherzigen und grausamen Wahrheitsfanatismus des nordischen Magus ab. Sie drängte nach dem holden Scheine, nach dem lieblichen Reize einer idealisierenden Phantasiewelt, die alle Mängel und Häßlichkeiten der rauhen Wirklichkeit mit einem vergüldenden Schleier umwebt. Schon die Verstandeskälte des Hebbelschen Dramas vermochte sein Herz nicht zu erwärmen; brachte er doch hier, schon als getreuer Jünger seines Meisters, keine großen Sympathien mit. Wie aber liebte er die großen Alten unserer Dichtung! Wie kannte und verehrte er seinen Shakespeare, mit welcher abgöttischen Liebe hing er an dem Genius Kleists! Wie vertraut war er mit der Welt unserer Dioskuren, und mit welcher Zärtlichkeit hing er an seinem geliebten heimischen Grillparzer! — Es war eine köstliche Freude, sich mit Mottl über literarische Dinge zu unterhalten. Da blitzte die Begeisterung aus seinen großen Augen, und manches kluge und treffende Wort regte zu neuer Betrachtung an.

Insbesondere die Abende, an denen sich ein engerer Kreis von Freunden und Gesinnungsgenossen in der sogenannten „Freudhöhle", einem geschlossenen Zimmer beim alten Däschner in der Herrenstraße, zusammenfand, boten willkommene Gelegenheit zu anregender Zwiesprach über künstlerische Fragen aller Art. Beinahe täglich, besonders aber nach allen bedeutenden Vorstellungen der Oper, fanden hier feuchtfröhliche nächtliche Sitzungen statt, die sich oft genug bis in die frühen Morgenstunden hinein ausdehnten. Den Mittelpunkt der frohen Runde bildete Mottl, der hier den ganzen unwiderstehlichen Reiz seiner Persönlichkeit und eine wahrhaft fascinierende Laune zu entfalten pflegte. Manche tollen und übermütigen Streiche wurden hier in der ausgelassenen Frühzeit seines Karlsruher Wirkens ausgeheckt und beunruhigten mehr als einmal den nächtlichen Frieden der ehrsamen Residenzbewohner. Die Laune, die hier herrschte, erinnerte oftmals an die Stimmung der Schenke von Eastcheap, und in Mottl schienen sich die Humore des dicken Ritters und seines prinzlichen Zöglings zu vereinigen. War aber gar Fritz Plank zugegen, durch die Wucht der Erscheinung nicht minder ausgezeichnet wie durch die Grundgewalt seiner herrlichen Stimme und die Kraft eines nie versiegenden Humors, und war Mottl in der Laune, den

wohlbeleibten Kunstgenossen zu hänseln, während dieser mit liebenswürdiger Laune die Hiebe mit nicht minder schlagfertigem Witze zurückgab: so konnte man sich wohl der fröhlichen Einbildung hingeben, Sir John und der lustige Prinz seien in Figura vor unsern Augen lebendig geworden. Der Humor, der hier seine üppigen Blüten trieb, wechselte mit einem heiligen Ernste, der alle künstlerischen und literarischen Interessen mit gleicher Liebe berührte. Oft genug kam es auch zu einem heftigen Widerstreit der Meinungen, die kriegerisch aufeinanderplatzten, wenn sich unberufene Ketzer in die Freudhöhle verirrt hatten, die sich bei aller Bewunderung für Wagners Größe doch des Rechtes eines eigenen Urteils nicht berauben lassen wollten. Aber auch bei hochgehender See wußte Mottls Liebenswürdigkeit und Seelengüte die beunruhigten Wogen doch schließlich zur allgemeinen Zufriedenheit wieder zu glätten.

Auch für alle Leistungen des Schauspiels hat sich Mottl auf das lebendigste interessiert. Niemand konnte naiver und freudiger genießen als er, wo er Echtes, Ursprüngliches sah, wo er einem starken künstlerischen Temperamente gegenüberstand. Welch herzliche Verehrung hegte Mottl für die hinreißende und einzige Kunst Rudolf Langes, des unvergeßlichen Altmeisters des Karlsruher Schauspiels aus den Zeiten Devrients, dessen Name neben den ersten Koryphäen unserer Schauspielkunst glänzen würde, wenn nicht sein ganzes Wirken an das abseits gelegene Karlsruhe gebunden gewesen wäre! Wie hat sich Mottl an Langes Falstaff gefreut, an seinem herrlichen Nettelbeck, an seinem unvergleichlichen Harpagon, an seinem Freiherrn von Stritzow, den er mit Pauline Mailhac zusammen unzählige Male gespielt hat, an seinen zahlreichen Possen- und Lustspielfiguren, in denen Lange die Trivialität in das Reich der Kunst zu erheben wußte!

Trotz der außerordentlichen Verpflichtungen, die seine Tätigkeit im Theater, im Konzertsaal, in musikalischen Geselligkeiten aller Art ihm auferlegte, fehlte Mottl nur selten, wenn das Schauspiel mit einer bemerkenswerten Leistung auf den Plan trat. Besonders alle Unternehmungen, die außerhalb der gewohnten Heerstraße lagen, Aufführungen selten gespielter klassischer Stücke, eigenartige und kühne literarische Versuche hatten sich seiner wärmsten Sympathien zu erfreuen. Als ich 1901 zu Grabbes 100. Geburtstag dessen „Don Juan und Faust" zum erstenmal in Karlsruhe spielen ließ, war Mottl, ein begeisterter Verehrer von Grabbes kraftgenialischer Größe, ganz Feuer und Flamme und begleitete das Unternehmen mit den Zeichen seiner warmherzigen Teilnahme. Dasselbe geschah, als das wundervolle Jugendwerk seines geliebten Kleist, „Die Familie Schroffenstein", 1902 zum erstenmal in Karlsruhe gespielt wurde. Existierte doch von seiner Hand — ein beredtes Zeugnis seiner frühen Begeisterung für Kleist — eine Jugend-

arbeit, eine Komposition des einleitenden Trauergesangs zu den Schroffensteinern, die er dem Karlsruher Hoftheater für diese Gelegenheit mit Freuden überließ. Mit welcher überschwenglichen, auf jede Kritik verzichtenden Hingabe er die Aufführung des Stückes auf sich wirken ließ, das bezeugt in charakteristischer Weise der nachfolgende Brief, den er aus seinem ersten impulsiven Empfinden heraus nach der Generalprobe an mich richtete:

Karlsruhe, 17. 10. 1902.

Lieber Herr Doctor!

Ich muß Ihnen von ganzem Herzen für Ihre schöne künstlerische That danken! Die Familie Schroffenstein hat mich heute Vormittag einfach begeistert und erschüttert! Ihre leisen und zarten Kürzungen und Milderungen sind ausnahmslos ganz vorzüglich und man begreift wirklich nicht, wie sich die Leute so lange mit Umdichtungen und groben Verarbeitungen dieses wundervollen Meisterwerkes beschäftigen konnten, wo einige, sehr einfache Weglassungen das Ei des Columbus bedeuten! Ob das phantasie- und poesielose Publikum auf Ihre schöne Tat eingehen wird, weiß ich nicht. Ich aber will Ihnen meinen unbegrenzten Dank sagen, denn ich hatte eine unsagbare Freude! *Vivat sequens!* Penthesilea!!!!

Ihr Felix Mottl.

Ganz besondere Freude bereitete Mottl die musikalische Einstudierung von Raimunds Zauberspiel „Die gefesselte Phantasie" mit der hierzu von ihm bearbeiteten Musik Franz Schuberts. Diese neue musikalische Bearbeitung des alten Wiener Zauberstücks, die Übertragung der Musik von Schuberts verschollener „Zauberharfe" auf das Werk Raimunds und dessen weitere Ausschmückung mit Schubertschen Melodien und Tänzen war eine äußerst glückliche, in ihrer Art geniale Eingebung Mottls. Diese köstliche Partitur verdient die erste Stelle unter all seinen hierher gehörigen Arbeiten.

Die gemeinsame Tätigkeit mit Mottl in den Proben dieses Werkes gehört zu meinen schönsten Erinnerungen aus der Zeit meines Karlsruher Wirkens. Mit einer geradezu rührenden Zärtlichkeit hat Mottl an dieser Schöpfung, über der das Doppelgestirn Raimund-Schubert leuchtete, gehangen und sie behütet. Die ganze Altwiener Gemütlichkeit und Herzlichkeit, die naive und doch sinnige, humordurchtränkte Harmlosigkeit des Raimundschen Spieles war ihm, dem Wiener Kinde, ganz besonders an das Herz gewachsen. Es war Blut von seinem Blut, Fleisch von seinem Fleisch, was er hier mit heimischem Stolze auf den künstlerischen Altar legte. Indem er am Klavier die Proben leitete, genoß er immer und immer wieder den Reiz und den frischen, erquickenden Humor dieser Altwiener Gestalten und konnte Tränen lachen, wenn Fritz Herz als Nachtigall in seiner Duoszene mit der an den Schreibtisch gefesselten Phantasie — einer der herrlichsten Perlen der ge-

samten komischen Literatur! — seinen prachtvollen, vom Herzen kommenden Humor entfaltete. Und wenn Fritz Plank, der Unvergeßliche, als Wiener Schenkwirt in der köstlichen Wirtshausszene des ersten Aktes zu den einschmeichelnden Weisen aus Schuberts Deutschen Tänzen seine schweren behäbigen Glieder in drollige Bewegung setzte, dann leuchtete wonniges Behagen aus Mottls großen Künstleraugen, — das war Heimat, das waren Bilder und Visionen, die von der heimischen Erde Mozarts und Grillparzers herüber leuchteten! —

Nun hat sich dies sprühende Auge für immer geschlossen — das frohe herzerquickende Lachen dieses beredten Mundes ist für immer verstummt — er ist hinübergezogen in die Heimat, die ihn nimmer von dannen läßt. Im Vollglanz seiner leuchtenden Kraft ist sein Gestirn in die Nacht gesunken. Aber sein Glanz ist nicht erloschen — er leuchtet lange noch zurück.

Maupassant der Sentimentale.

Von Paul Zarifopol in Leipzig.

Bei gemütsreichen Kritikern las ich vor Jahren, Maupassant sei deshalb wahnsinnig geworden, weil er an Gott nicht glaubte. Dieser unglückliche Mensch hätte sich „in einem absoluten Fernsein von Gott" befunden, sein Fall wäre geradezu „die vollständige Gottentfremdung" gewesen, — und in solcher Situation mußte er verrückt werden. Heute wird man vielleicht nicht mehr genau so, aber doch sehr ähnlich urteilen hören, etwa: daß Maupassant an seinem Pessimismus „verblutet", weil er „zu keiner einheitlichen Lebensanschauung durchgedrungen ist"; denn heute, wie vor Jahren, liebt man sehr die sogenannten höheren Gesichtspunkte.

Ich aber möchte glauben, daß solchen mehr erbaulichen als verständigen Meinungen gegenüber es gar nicht von Übel war, wenn kürzlich so viel über seine Krankheit publiziert wurde. Denn erstens schadet es dem Gebildeten nicht, öfters zu hören, daß kein Mensch bloß aus metaphysischer Verzweiflung jemals verrückt — was man ohne Bild verrückt nennt — werden kann. Und zweitens ist es für Literarhistoriker und Biographen nützlicher, sich gelegentlich bei der Psychiatrie Rat zu holen, als an beliebigen spekulativen Redensarten zu berauschen.

Die Literarhistoriker finde ich im allgemeinen nicht geneigt, einen starken Einfluß der Krankheit auf Maupassants Schaffen anzunehmen. Man pflegt seine unvergleichliche „Objektivität" lange anzustaunen und gibt nur zu, daß

in den letzten Werken sich ein gewisser sentimentaler, weicher Zug bemerken läßt; oder vielleicht noch, daß die Krankheit seinen Pessimismus etwas verschärft hat.

Der Psychiater Wilhelm Lange aber, dem wir eine auch in den literarischen Teilen ausgezeichnete Pathographie Hölderlins verdanken, schreibt in seinem kritischen Versuch über die Psychose Maupassants: „Aus der Novelle *le Horla* spricht schon der paralytische Schwachsinn." Und weiter: „Während die phantastische Skizze *Sur l'Eau* 1881 in der Form noch fest, einfach und nüchtern geschrieben ist, enthält *Lui* 1884 schon Wiederholungen und Interjektionen, die der Autor selber einwirft. In *le Horla* 1887 und mehr noch in *Qui sait* 1890 häufen sich Wiederholungen, Fragen, Unterbrechungspunkte; die selbstgefällige Wiederholung immer derselben (mühsam gefundenen) Worte erinnert an das Perseverieren Betrunkener."

Dagegen bemerke ich zunächst, daß *le Horla* in zwei Fassungen vorliegt. Die erste erschien am 26. Oktober 1886 im *Gil Blas*; die Novellensammlung mit der zweiten Fassung kam 1887 heraus. Die erste ist viel kürzer als die definitive, vielleicht ein Achtel vom Umfang der letzteren. Sie ist im nüchternen Ton geschrieben, beinahe von affektierter Trockenheit; es will ein kühler Bericht sein, der mit der Wunderlichkeit der beschriebenen Tatsachen stark kontrastiert. Die Absicht ist hier deutlich, den Leser darüber im Zweifel zu lassen, ob er die Erzählung eines Wahnsinnigen hört oder einfach mit einer phantastischen Geschichte zu tun hat. In dieser ersten Horla-Geschichte erzählt der Mann seine Erlebnisse in der Nervenklinik in Gegenwart von Ärzten und Gelehrten; die zweite ist in Tagebuchform, und hier scheint mir die Absicht deutlich, den Fortschritt einer Geisteskrankheit schildern zu wollen; daher das Unzusammenhängende, die Ausrufe und Wiederholungen. Wilhelm Lange will das durchaus symptomatisch interpretieren und sieht darin den stilistischen Niederschlag fortschreitender Geistesstörung. Freilich ist der zweite Horla literarisch viel schlechter als der erste. Aber ebenso und in demselben Sinne schlecht ist die Erzählung *Lui* aus dem Jahr 1884, welche offenbar eine Vorarbeit zu den Horla-Geschichten ist. Also: zwischen *Lui* und dem zweiten Horla liegt die kühle, möglichst künstlerische Bearbeitung der ersten. Außerdem vergißt Lange, daß geschmacklose Rhetorik bei Maupassant sich überhaupt nicht selten findet, besonders nicht, wenn er sich fingierter Erzähler bedient. Ausrufe und namentlich Wiederholungen sind ihm gar lieb: Wiederholung war ja sein Hauptmittel in effektvollen Phrasen, von denen ganz abgesehen, die er, wie ich glaube, absichtlich zur Charakteristik geisteskranker Subjekte verwendet. Dazu ist noch zu erinnern, daß seine allerletzten Arbeiten, die Romanfragmente *l'Angélus* und *l'Ame étrangère* ganz ruhig, streng zusammenhängend geschrieben sind.

Von einem stetigen Verfall des Stils unter dem Einfluß der Krankheit kann man also nicht gut reden.[1])

In seinem lexikondicken, gelehrten und an Begeisterung reichen Traktat über Leben und Werke unseres Dichters will sein neuester Biograph, Paul Mahn, gar keine Entwicklung in dessen Stil konstatieren und schließt damit, wie mir scheint, einen Einfluß des Gehirnleidens auf das Werk aus. Einen solchen Einfluß hat es aber doch gegeben und ich denke ihn mir mehr indirekter Natur: die Krankheit hat seine angeborene Sentimentalität gesteigert, und dadurch auch die Richtung seiner Kunst mitbestimmt. Er selbst spricht einmal von einem Wendepunkt seines Lebens: bis zu jenem „*tournant*“ war für ihn alles Heiterkeit und Schönheit; da sah er „plötzlich das Ende der Reise“. Schon im Sommer 1878 findet sich, in Briefen Flauberts, eine klare Andeutung auf Trübnis und Depression bei dem jungen Mann, der wahrscheinlich damals schon krank war und vielleicht nicht ohne Ahnung von der Bösartigkeit seiner Krankheit.

Maupassant war von Hause aus ein vernünftiger Bourgeois, ein mit Sentimentalität und Humor gleich versehener Bourgeois. Er hätte als gesunder Mensch, solange es ihm die Kräfte erlaubt, sich an Wassersport, Weibern und Reisen gründlich amüsiert. Er hätte, fleißig und geschickt wie er war, regelmäßig Novellen und Romane produziert, und als ein etwas derber Feuillet sich allmählich die Gunst aufgeklärter Mütter erworben. Seit etwa zehn Jahren wäre er unter die Autoren aufgenommen, *dont les mères permettent la lecture à leurs filles.* In Ruhm und Reichtum — denn auch im Geschäftlichen war er tüchtig — hätte er hochbetagt des Lebens Jammertal verlassen. Gewiß wäre er, dem Lauf der Zeit entsprechend, ein Pessimist gewesen, hätte im Schopenhauer geblättert und schwermütige Feuilletons geschrieben. Aber das alles hätte doch ziemlich platonisch bleiben können. Das Schaurige und Grausige, den Jammer des Leidens und die Schrecken des Todes hätte er, als gesunder Mensch, nicht entfernt so gut erkennen können, wie er es als Kranker konnte. An seinem elegischen Philosophieren hat die Krankheit großen Anteil. Und vor allem hat die Krankheit seine Sentimentalität zur Hypertrophie gebracht. Denn Leiden macht weich und reizbar; die Angst vor allen den schrecklichen Möglichkeiten

---

[1]) Die ästhetisch vollkommenste unter den phantastischen Skizzen Maupassants, *la Nuit* (aus dem Anfang der achtziger Jahre) ist vielleicht pathologischen Ursprungs. Ungemein reich an Erfindungsinhalt, mit äußerst fein abgestuften Wirkungen, dieser virtuosenhafte Versuch, den Eindruck eines plötzlichen, geheimnisvollen Schweigens der Großstadt zu geben, könnte durch eine jener vorübergehenden Taubheiten veranlaßt sein, die sich in den Anfangsstadien der progressiven Paralyse nicht selten zeigen.

seines perfiden Übels mußte ihn viel empfindlicher und empfindsamer machen, als er es von Natur aus war.

Für die folgenden Bemerkungen ist dies der wichtigste Punkt aus seiner Lebensgeschichte.

Keinen Menschen, der Maupassants Werke einigermaßen kennt und mehr zu klarem Urteil als zur Schwärmerei neigt, wird es überraschen, wenn ich sage, daß dieser Mann ein sehr sentimentaler Künstler ist. Ich meine: das muß jedem, bloß aus den Werken, in die Augen springen, selbst wenn er sonst über den Menschen gar nichts wüßte. Es liegen aber auch direkte, ausdrückliche Zeugnisse hierüber vor.

Les attaches que j'ai dans la vie travaillent ma sensibilité qui est trop humaine, pas assez littéraire — — — J'ai un pauvre coeur orgueilleux et honteux, un coeur humain, ce vieux coeur humain dont on rit, mais qui s'émeut et fait mal — — — Je suis de la famille des écorchés. Mais cela je ne le dis pas, je ne le montre pas, je le dissimule même très bien, je crois — — — On me pense sans aucun doute un des hommes les plus indifférents du monde. Je suis sceptique par ce que j'ai les yeux clairs. Et mes yeux disent à mon coeur: cache-toi, vieux, tu es grotesque, et il se cache.

So war er. Klar und richtig zeichnet er sich hier, in Briefen, und so verrät er sich in den Werken. Seine vollkommene, naive Überzeugung, daß er sein Herz gänzlich zu verbergen weiß, gibt dem Selbstporträt das vollständige Relief. Es ist der Ehrgeiz sentimentaler Leute, als kühle Skeptiker genommen zu werden, sich gelegentlich selber dafür zu halten. Mérimée vielleicht hat darin die größte Meisterschaft gezeigt; wer weiß aber, ob er wirklich ein besonders sentimentaler Mensch war?

Maupassant betitelte sich Skeptiker, und er schrieb 1886, während er an *Mont-Oriol* arbeitete: *les chapitres de sentiment sont beaucoup plus râturés que les autres . . . Je ris souvent des idées sentimentales, très sentimentales et tendres que je trouve en cherchant bien.* Die kamen ihm doch wohl nicht so schwer als er behauptet; das wußte ganz gut die Freundin, der die Zeilen zugedacht waren. Sie erzählt, wie er sich einmal ärgerte, als sie ihm sagte: auf jeder Seite seiner Werke stehe Mitleid zu lesen —! Hierüber scheinen alle, die über ihn geschrieben haben, anderer Meinung zu sein als Frau Leconte du Noüy, und da hört man von seiner „Objektivität" und „erhabenen Gleichgültigkeit" sehr viel reden.

Weil der Einfluß der Krankheit, wie ich ihn auffasse, für das ganze Werk ziemlich gleichmäßig in Betracht kommen muß, ist es berechtigt, die ästhetischen Niederschläge jener gereizten Sentimentalität auch im ganzen Werk zu suchen, anstatt sie, wie gewöhnlich, nur für das letzte Schaffen in

unbestimmter Weise zuzugeben. Vielleicht wird sich dann finden, daß, rein ästhetisch betrachtet, den meisten seiner Werke eine ganz andere Stellung zukommt als die, welche man ihnen gewöhnlich zuerkennt; daß die Art seines Talentes, die Beziehungen seiner natürlichen zu seiner angelernten Ästhetik anders waren, als man sie sich meistens vorgestellt hat.

Maupassant scheint im allgemeinen die Ästhetik Flauberts adoptiert zu haben; in der Vorrede zu *Pierre et Jean* will er zeigen, wie seine Methode auf Flauberts Grundsätzen beruht.

Nicht rühren, nicht trösten; nicht träumen, nicht lachen, nicht weinen, nicht denken machen, sondern: Etwas Schönes geben, das ist, nach seiner wie seines Meisters Ansicht, die höchste Pflicht des Künstlers, das ist der Geschmack der „vornehmen Geister". Daraus folgt, daß der Künstler nicht „belehren", sondern „zeigen" soll. Er soll sich hinter den Dingen verstecken, sie selbst und möglichst direkt sprechen lassen. Für die Erzählung ergibt sich aus jenem Grundsatz die äußerst wichtige Konsequenz, daß man die „Psychologie" der Personen nicht in erklärenden Abhandlungen ausbreiten, sondern, gerade wie Flaubert es tat, durch die Handlungen hindurchblicken lassen soll. „Das Innere durch das Äußere enthüllen, ohne psychologische Argumentation." Dadurch wird die Erzählung interessant, bewegt, sie gewinnt Leben und Farbe. Sie wird auch weniger konventionell, denn in der Wirklichkeit handeln die Menschen bloß, sie erzählen nicht ihre Motive. Man kann auch nie behaupten, daß man diese vollkommen und sicher kennt. Und es ist gleichsam ehrlicher, möglichst viel Handlung und nur wenig oder gar keine psychologische Erklärung zu geben. Noch präziser spricht sich Maupassant hierüber aus in einem seiner kürzlich gedruckten Briefe: „Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß wer gut schreiben, als Künstler, als Kolorist, als Sinnen-Mensch und Bildner schreiben will, der soll beschreiben und nicht analysieren — — — Im Grunde besteht unsere Kunst darin, das Intime der Seele sichtbar, ergreifend und, vor allem, ästhetisch zu machen. Für mich reduziert sich die Psychologie im Roman und in der Novelle darauf, den verborgenen Menschen durch sein Leben vorzuführen."

Der „einfachen und lichtvollen Lehre" Bouilhets und Flauberts verdankt er auch die Grundregel der künstlerischen Beobachtung. Sehen, das ist alles, und richtig sehen. Unbestimmten Eingebungen soll man aus dem Wege gehen. Die Kunst ist mathematisch, die großen Wirkungen werden durch einfache und gut kombinierte Mittel erreicht. Dem Satze Buffons, das Genie sei nichts als anhaltende Geduld, fügt er diesen hinzu: das Talent ist nichts als andauernde Reflexion, vorausgesetzt, daß man den Sinn dazu hat.

Mit dieser Beobachtungsmethode hängt Flauberts Theorie des Stils aufs nächste zusammen. Was man auch zu sagen habe, es gibt nur ein Substantiv um es auszudrücken, ein Verb um es zu beleben, ein Adjektiv um es zu charakterisieren. Diese einzig richtigen muß man suchen, muß jeden Sprachschwindel, alle Sonderlichkeiten vermeiden, sich nie mit dem Ungefähren begnügen. Man braucht nicht seltene, entlegene Vokabeln, umsomehr aber Sätze, die verschieden gebaut, raffiniert gegliedert und rhythmisiert, von Wohllaut erfüllt sind.

Weil Maupassant sich nun in solcher Weise als Flauberts Schüler präsentierte, dessen Lehren zu befolgen er angab, hat man die beiden einander für viel verwandter gehalten als sie es wirklich waren. Ein Literat zum Beispiel hat behauptet, Maupassant hätte, ganz wie Flaubert, den Glauben gehegt, das Leben sei einzig für die Kunst da, dabei auch betont, daß die beiden derselben Rasse angehörten und dasselbe „Temperament" gehabt haben sollten. Ein anderer schreibt: die Kunst war die wahre Liebe Maupassants. Und so sagten viele andere, wenn nicht gar alle, welche über die Verwandtschaft dieser zwei „Normannen" gesprochen haben. Wie steht es denn damit in Wirklichkeit?

Die Kunst ist alles, ist das Höchste; für den Künstler gilt nur ein Prinzip: Alles der Kunst opfern! Das war Flauberts Dogma. An diesem Glauben hat er mit der vollkommensten Naivität gehangen, darnach mit möglichster Einseitigkeit und Konsequenz gehandelt. Wie in aller Welt ist es aber möglich, daß jemand, der alle Daten einer ausführlichen Maupassant-Biographie zusammengelesen hat, doch schreiben kann: für Diesen wäre die Kunst die wahre Liebe gewesen, — das Leben war ihm der Kunst halber da —?? Sport und Weiber haben ihn weit mehr angezogen als die Kunst — dies darf man wohl gerade heraussagen: in den Augen verständiger Menschen kann ihn das nicht so viel vermindern. Ich bitte: Maupassant und Kunstheiliger!

In seiner kindlichen Kunstschwärmerei ist Flaubert darüber ärgerlich, daß sein junger Freund sich ein wenig viel amüsiert und rät ihm dringend, Sport und Dirnen der Kunst zu opfern. Wie mag wohl der Junge dazu gelacht haben! „Ich bin nicht imstande, meine Kunst wirklich zu lieben. Ich analysiere sie zu viel. Ich fühle allzusehr, wie relativ der Wert der Gedanken ist, der Wörter, und auch der stärksten Intelligenz . . . Ich kann mich nicht enthalten, das Denken zu verachten, weil es so schwach, die Form, da sie so unvollkommen ist. Mich beherrscht, in einer wirklich akuten, unheilbaren Weise, die Idee der menschlichen Unzulänglichkeit und alles Strebens, das nur armselige Halbheiten erreicht." Dieses halb unklare, halb banale Philosophieren über die Unerreichbarkeit des Vollkommenen verdeckt die

wahre Psychologie des Mannes: er konnte die Kunst nicht hervorragend lieben, weil er etwas anderes, nämlich das Leben, gar sehr liebte.

Hat man denn nicht bemerkt, daß er niemals von der Kunst mit Begeisterung geschrieben hat? Man nehme alle Stellen, wo er davon redet, in *Sur l'eau, Au Soleil, Fort comme la mort* in der Vorrede zu *Pierre et Jean* und der Studie über Flaubert, — nirgends begegnet einem da Kunstbegeisterung.

Was wollen denn überhaupt die Künste? — Die Malerei gibt uns durch Farben monotone Landschaften, die niemals der Natur ähneln, oder sie bildet Menschen ab, eine starre und stumme Kopie des Lebens, die niemals den Eindruck des Lebendigen machen kann. Wozu die Mühe, wozu diese vergebliche, banale Nachbildung von Dingen, die schon an sich traurig sind? Von einer Gemäldeausstellung in *Fort comme la mort* heißt es: Und da agitierte man dieselben Fragen, mit denselben Argumenten — *sur des oeuvres à peu près pareilles.* Soldaten, weidende Kühe, Sonnenuntergang, Mondschein — kurz alles, was die Maler gemacht haben und machen werden bis zum Jüngsten Tage. In der begeisterten Auslassung auf die Venus von Syrakus ist von ästhetischem Empfinden überhaupt nichts zu merken; es ist eine poetisch-rhetorische Rede auf das Weib und die Liebe, ein beliebiges Literatenstück, das freilich manchen Leuten als geistreiche, einsichtsvolle Kunstbetrachtung gelten mag.

Es ist ganz frappant, mit welchen nichtssagenden Adjektiven Maupassant seine Kunsteindrücke wiedergibt: *le plus grandiose spectacle que l'art humain puisse offrir — la chapelle palatine, la plus belle qui soit au monde, le plus surprenant bijou religieux — ensemble merveilleux, chef-d'oeuvre divin — chapiteaux d'une beauté parfaite — admirable niche d'un style exquis, — escalier d'un style délicieux — proportions irréprochables — charme intraduisible des lignes — Saint-Marc, la chose la plus admirable du monde — Tiepolo possède un admirable et invincible pouvoir de charmer.* — So weit reicht, bei diesem großen Verächter aller Bourgeois, das Kunsturteil, wenn es auf Näheres ankommt.

Wie die Maler, so die Poeten. Man kennt sie alle, wenn man die vier besseren gelesen hat. Sie können auch weiter nichts tun als den Menschen nachahmen .... Und es folgt nun ein höchst bezeichnender Ausruf, eine Klage, die man von Dilettanten und nervösen Mädchen oft hört: „Ach, wenn die Dichter bis zu den Sternen kämen, mir immer neue Welten zeigten, dann würde ich sie Tag und Nacht lesen."

Maupassant scheint die Musik sehr geliebt zu haben; so läßt sich wenigstens nach den paar Stellen vermuten, wo er oder seine Personen davon reden. Diese Stellen zeigen auch, daß er von Musik wenig oder gar nichts

verstand. In *Mont-Oriol* spricht Paul Brétigny, der „erste Liebhaber“, dessen Gesamtphysiognomie manches von des Autors eigener Person an sich trägt: „Wenn ich Musik höre, da ist mir als trenne sich die Haut von meinem Fleisch los; . . . ich stehe da wie ein lebendig Geschundener (ein Wort, das Maupassant gern von sich selbst gebraucht). Das Orchester spielt auf meinen entblößten, zitternden, bei jedem Ton zuckenden Nerven.“ Auch der Maler Bertin in *Fort comme la mort* liebt die Musik: *il adorait la musique, comme on adore l'opium. Elle le faisait rêver.* Eine präzisere eigene Erfahrung Maupassants vermute ich dort, wo diesem Maler bei einer Opernvorstellung durch Gounods Musik „der ganze Tiefsinn von Goethes Faust mit einem Male erschlossen wird!“ Mir ist nach all dem höchst wahrscheinlich, daß er sich für Musik auf die Art vieler unmusikalischen Menschen interessierte.

Ob er für Kunstgegenstände Interesse und Verständnis gezeigt hätte, davon ist kaum was zu spüren. Gelesen habe ich irgendwo (in den Tagebüchern der Goncourt vielleicht?), daß er in seinen letzten Jahren zu sammeln anfing und die Sache mit wenig Verständnis betrieb. Mit Künstlern hat er in seiner Jugend viel verkehrt, und in deren Gesellschaft vielfach Wassersport und Damen kultiviert.

Bücherliebhaber war er scheinbar nicht; auch hat er wohl nicht viel gelesen. Nicht mehr wenigstens, als die meisten der besseren Pariser Journalisten, vielleicht weniger. Hiermit kehre ich zu dem Vergleich mit Flaubert zurück. Dieser war ein ungewöhnlich starker Leser; in *Bouvard et Pécuchet* steckt vielleicht ein gutes Stück Selbstironie. Er war eben ein Studierzimmermensch. Für Maupassant dagegen, wie für alle, die am Leben stark interessiert sind, hätte keine Theorie, die Kunst mit dazu gerechnet, jemals sehr verführerisch sein können.

Obwohl er in seinen Werken Reflexionen einzustreuen liebt, kann man nicht gut sagen, daß er viel und tiefsinnig philosophiert hätte. Man hat ihn zwar einen „starken Denker“ und „ideenhaltigen Autor“ geheißen. Ich kann aber in diesem Urteil nur ein Zeichen unumschränkter Liebe und Bewunderung für seine Person sehen. Es ist zugleich ein zweifelhaftes, vielleicht das zweifelhafteste Lob, das man einem Erzähler spenden kann. Weil man reizbare Nerven hat, das Leben eintönig und häßlich oder traurig und grausam findet und über den Tod in Verzweiflung gerät, ist man noch lange nicht ein starker Denker. Maupassant hat ziemlich viel für Zeitungen geschrieben, sich dabei die in Tagesfeuilletons beliebten, allgemeinen Betrachtungen angewöhnt. Was er an sogenannten Ideen vorbringt, wird, glaube ich, qualitativ und quantitativ das Niveau intelligenter Journalisten seiner Zeit nicht übersteigen. Jedenfalls geht es nicht an, solche Urteile,

wie die oben zitierten, so resolut aufzustellen, bevor man nicht alle besseren Chroniqueurs seiner Generation daraufhin untersucht hat.

Pessimisten waren wohl damals fast alle, zumal alle, die eine Feder führten. Und die Verachtung des Philisters, die er in seinen *Dimanches d'un bourgeois de Paris* in dickzügiger Satire und mit so wenig Witz verwässert hat, ist, wie jeder weiß, kein originelles Erzeugnis seines Denkens. Maupassant hat nicht tief, nicht subtil und nicht eigenartig gedacht; er hat die Durchschnittsgedanken seiner Zeit sehr klar und lebhaft wiederholt. — Empfindliche Leser bitte ich, hier wie in allen meinen Bemerkungen über die geistige Anlage dieses Mannes kein Werturteil, noch weniger eine Verurteilung seiner Kunst zu sehen. Ich werde es bestimmt sagen, wenn wir so weit sind.

Jetzt will ich noch von einem wichtigen Charakterzug Maupassants sprechen, der ihn wiederum von Flaubert stark unterscheidet. Dieser schreibt und unterstreicht: *moins on sent une chose, plus on est apte à l'exprimer comme elle est.* Der andere sagt dagegen: *J'écris parce que je souffre.* Der Künstler ist, glaubt er, ein „lebendig Geschundener", ein „schauerlich erbebendes Geschöpf". Und von sich selbst erzählt er so: „Ich gedenke jener düsteren Tage, wo mein Herz von plötzlich erblickten Dingen dermaßen zerrissen wurde, daß die Erinnerungen jener Visionen wie Wunden in mir bleiben." Und er gibt Beispiele, so bezeichnend wie nur möglich für seine Art zu beobachten, sich für das Leben zu interessieren: Ein altes, gebrechliches Mütterchen geht auf ihren Krücken an ihm vorbei, — die Elende muß sich allein ihr armseliges Essen holen. Hierauf konstruiert er das rührende Bild dieser Existenz: *Oh, la misère des vieux sans pain, des vieux sans espoir* . . . Oder: Einmal hilft er einem Arzt eine arme, an Diphterie erkrankte Bauernfamilie pflegen. „Das werde ich nie vergessen," sagt er, „und noch Vieles, was mir die Erde verhaßt macht . . ." Das ist nun, Gott bewahre, nicht die Psychologie des Künstlers überhaupt, wie er glauben will; das ist seine Psychologie. Und es zeigt sich hier unmittelbar, wie er zu seinen Stoffen kam.

So wie er war, konnte Maupassant für die Ästhetik Flauberts und der Parnassiens nicht recht, nicht effektiv eingenommen werden. Nachdem er die Lehren seines Meisters über die erhabene Objektivität und das Unpersönliche des Künstlers dargelegt hat, schreibt er kühl und nüchtern: Das waren für ihn Glaubensartikel. Richtig: für Flaubert waren sie das!

Flaubert hat *Boule-de-Suif* ein kleines Meisterwerk genannt. Dieses Urteil scheint mir viel mehr aus seiner unendlichen, alles beherrschenden Antipathie gegen den Bourgeois, als aus ästhetischer Überlegung hervorgegangen. Die Novelle ist eben eine bitterböse Satire auf die Bourgeoisie, eine in

dick aufgetragenen Zügen, nach romantisch-demokratischem Rezept konstruierte Satire.

Die Vertreter der „guten Gesellschaft“ darin sind nicht nur durch ihr Wesen und Handeln höchst verächtlich und lächerlich; der Autor beurteilt sie direkt, er polemisiert sehr scharf gegen sie, gegen diese „ehrbaren Halunken“, diese „unwissenden Millionäre“, die sich „als Brüder der großen Freimaurerei des Geldes fühlen und ihr Gold in den Hosentaschen klingen lassen“. Die Heldin aber ist die typische sentimentale Dirne, wie sie sich die Poetik der Romantiker erträumt hat. Unter diesen „anständigen Schuften“ hat sie, einzig und allein, Gemüt und Charakter. Für den Typus hat sich Maupassant immer liebevoll interessiert, ihn in verschiedenen Variationen präsentiert. *Boule-de-Suif* ist eine spezifisch patriotische Dirne. Hätte ihr Kammermädchen sie nicht an den Zöpfen gehalten, sie hätte wenigstens einen Deutschen erwürgt. Eine andere patriotische Dirne, in *Mlle Fifi*, hat einen preußischen Offizier totgestochen, weil er das Vaterland und die Armee beleidigt hatte. Und wieder eine andere läßt sich ihre Syphilis nicht heilen, bloß um möglichst viel Deutsche infizieren zu können ...... Diese Kriegsgeschichten mögen vielleicht wirklich wahre Geschichten sein; mir kommen sie meistenteils ungemein falsch und so kindisch tendenziös vor, mit ihren grob karikierten Preußen, deren unnötige Grausamkeiten so märchenhaft aufgehäuft sind. Sie machen den Eindruck von Erfindungen eines renommierenden und etwas bornierten Unteroffiziers. Unter allen Leistungen Maupassants stehen sie, scheint mir, auf der untersten Stufe; seine Sentimentalität zeigt sich sonst nirgends in so inferiorer Form.

In *Boule-de-Suif* sind die Gestalten gleichsam wie zu einer Demonstration herbestellt, jeder Stand hat seinen Vertreter: Adliger, Großkaufmann, Kleinbürger, demokratischer Agitator, und für die Geistlichkeit stehen zwei barmherzige Schwestern. Allen diesen bürgerlichen Fratzen steht das gefallene Mädchen gegenüber, ein sinnvolles Symbol der naiven, gutmütigen, tapferen und im Grunde immer tugendhaften Volksseele. Es fällt hier sogleich auf eine überspannte Absichtlichkeit der Konstruktion, die auch sonst bei Maupassant in die Augen sticht.

Pierre et Jean zum Beispiel zeichnet sich durch eigentümlichen Schematismus aus. Schon die Namen der beiden Brüder sind, absichtlich wohl, die welche in allen Lehrbüchern der Logik bei den Syllogismen immer gebraucht werden. Die Beliebigkeit der Hauptfiguren ist dadurch zu schroff unterstrichen: es soll heißen, daß sie nur für die einzige Krisis da sind. Auch stehen sie da, als wären sie fast nur von einer Seite betrachtet, zweidimensional. Die Entgegenstellung ist gleichsam geometrisch, der Kontrast zu vollkommen, also zu künstlich. Die Beschreibung der jungen Leute am

Anfang des Buches mutet wie die Prämissen eines mathematischen Lehrsatzes an. Absichtlich übertrieben und beispielsmäßig wirkt auch das exklusive Schicksal der herzensguten Frau in *Une Vie*. Exklusiv ist in dieser Art auch *Bel-Ami*, nur in entgegengesetzter Richtung: dort soll eine gute Seele, gegen die sich alle bösen Mächte verschwören, hier der Halunke, dem alles gelingt, vordemonstriert werden. Beide Bücher haben das allzudeutliche Thema: Seht, wie schlecht das Leben ist, die Menschen wie böse! Das ist beinahe die gefühlsmäßige Vereinfachung der Volksmärchentechnik, pessimistisch umgewendet und auf Stoffe angewandt, worauf sie nicht gut paßt. Maupassant sieht eben meistens alles enorm, ist davon hingerissen, und schafft seinen Gefühlen Luft, durch Exempel. Zugegeben, daß hier neben der natürlichen Anlage auch das verkappte pessimistische Dogma aller naturalistischen Ästhetik im Spiel gewesen ist.

Bel-Ami glänzt besonders durch jenes simplifizierende Verfahren. Die Hauptperson handelt fast allein, nichts und niemand stellt sich Duroy wirklich entgegen. Eine sehr schwache Opposition ist nur für die Form da. Hierdurch kontrastiert das Buch ganz eklatant mit dem *Paysan parvenu*, dem *Bel-Ami* des achtzehnten Jahrhunderts. Marivaux, den man sich, meist ohne ihn zu lesen, klassizistisch konventionell und langweilig didaktisch vorgestellt, wirkt viel „realistischer" als Maupassant. Denn er ist nicht von Gefühlen einseitig geführt, er kennt nicht den kindischen Haß des Naturalisten, sondern nur diskret lächelnde Ironie. Er verhält sich ruhig und „objektiv", obwohl er Memoirenform gebraucht, während bei dem Modernen, trotz der Form „objektiver" Erzählung, alles unruhig, absichtsvoll, karikaturenhaft und mit überflüssig boshaften Bemerkungen besät ist.

Maupassant hat oft über die Eintönigkeit des Lebens und über Mangel an interessanten Stoffen geklagt. Schon als Anfänger schrieb er an Flaubert: Alles sei so ganz einerlei, es fehle durchaus an Neuem. Es entspricht eben seiner sentimentalen Natur, daß er vorzüglich solche Sujets liebte, wodurch er selbst am stärksten überrascht und erregt wurde. Das Haschen nach dem Sensationellen ist ein Grundzug seines künstlerischen Charakters. Weil er an der Erfahrung weit mehr sentimental als ästhetisch interessiert war, mußte er immer das Frappante, sei es das Rührende oder das Empörende, gierig suchen, von dem Suchen nach dem sensationellen, effektvollsten Stoff geplagt sein. Das ruhige Aufmerken, die Freude an den kleinen, eindringend sprechenden Nuancen des Konkreten besaß er wohl nicht in sehr hohem Grade. Jedenfalls befriedigten ihn solche Nuancen nicht, wie das bei eminent ästhetischen Menschen der Fall ist: er liebt in allem die schreiendsten Töne.

Man wolle doch einmal seine Sujets durchmustern:

Heldenhafte Dirnen, die in patriotischer Entrüstung preußische Soldaten umbringen — vornehme Ehebrecherinnen, die plötzlich Lust bekommen, ihre unehelichen, irgendwo auf dem Lande aufgewachsenen Kinder aufzusuchen und dabei rührende Szenen machen — junger Priester, der an der Wiege eines Täuflings sein unfruchtbares Leben beweint (ein Bild wie aus illustrierten Familienblättern; dazu paßt gut das gleichartig rührende aus *la Maison Tellier:* das eben konfirmierte, unschuldige Mädchen bei der Prostituierten schlafend — *et jusqu'au jour la communiante reposa son front sur le sein nu de la prostituée!)* — alter Priester, der von seinem natürlichen Sohn aufgesucht wird, wobei die Geschichte sehr blutig und geheimnisvoll endet — ein junger Mann wird am Abend seiner Hochzeit von seiner sterbenden Geliebten herbeigerufen und kehrt, im Ballanzug, mit einem neugeborenen Kind auf dem Arm zu der jungen, opfermutigen Frau zurück, welche das Kind sofort adoptieren will — ein Mann, der, auf das Lieblingspferd seiner Frau eifersüchtig, Tier und Weib umbringt — Kutscher, der wahnsinnig wird, weil er auf Befehl des Herrn seinen Lieblingshund hat ertränken müssen — Volksschullehrer, der seine Zöglinge vergiftet, weil ihm der liebe Gott kein Kind am Leben gelassen hat, und vor Gericht eine sehr lange, pathetische, höchst unplausible Rede gegen den alten lieben Gott hält — reicher Gutsbesitzer, der sich in ganz unerklärlicher, unnötiger Weise an einem kleinen Mädchen vergreift, es dann tötet und schließlich, von ebenso poetischen wie unwahrscheinlichen Gewissensbissen geplagt, vom Dach herabstürzt und schauderhaft zerschmettert tot bleibt — Pariser Lebemänner, die Einsiedler werden, weil sie mit ihrer unehelichen, unbekannten Tochter Blutschande begingen, oder weil sie ein geliebtes Weib gar zu sehr geärgert hat — englische Miß, die sich in den Brunnen wirft, weil ein junger Maler, für den sie still geschwärmt, die Küchenmagd küßt — armes Mädchen aus dem Volk, das sich in einen jungen Bourgeois tötlich verliebt und ihm bei ihrem Tode das bißchen aufgesparte Geld vermacht — Dienstmädchen, die vor lauter Liebe für den in der Ferne weilenden jungen Herren sich zu Tode grämen — romanhafte Geschichte von ausgesetzten Kindern — — — —

Doch, ich bitte den Leser, selbst die Novellen noch einmal durchzunehmen; es sind zwar deren mehr als zweihundert, sie lesen sich aber ungemein leicht, leichter wie Zeitungsnachrichten, denn sie sind alle sehr spannend. Er wird dort den ganzen altbekannten Stoff aller Rührstücke und Feuilletonromane in kleinen, gleichsam homöopatischen Dosen serviert finden. Deshalb wurde dieser Autor auch so schnell und in solchem Grade populär, daß Stuart Merrill mit Recht sagen konnte: *Guy de Maupassant est un auteur prisé des commis-voyageurs.* Daneben freilich wurden seine Werke verschlungen auch

weil er gar so gern und in allen Tonarten von sexuellen Dingen spricht. So etwas fesselt doch sofort die Leser aller Farben.

Intime Freunde des Mannes erzählen, daß er es gern hatte, die unglaublichsten Geschichten als wahre Begebenheiten vorzubringen. Es machte ihm unendlichen Spaß, wenn die Leute fest daran glaubten. Er war ein geborener Anekdotenerzähler und sein Werk trägt deutliche Spuren dieses Charakters: seine Situationen haben oft etwas Enormes an sich, seine Pointen wirken wie Keulenschläge. — Ein bescheidener, vernünftiger Kleinbürger wird in einem wunderlichen Anfall von Unverschämtheit plötzlich sehr unternehmend und küßt im Eisenbahncoupé ein allein reisendes Mädchen. Maupassant sind nun all die lächerlichen Situationen, die er den Mann infolge seines dummen Streiches passieren läßt, nicht genug: er läßt ihn daran sterben! — Auf dem Jahrmarkt hebt ein Bauer ein Stück Bindfaden vom Boden auf und steckt es in die Tasche. An jenem Tag hatte aber ein reicher Kaufmann sein gutgefülltes Portemonnaie in der Stadt verloren. Der Bauer wird beschuldigt, hat viel Unbill zu leiden. Endlich stellt es sich heraus, daß er unschuldig ist. Die Leute wollen es aber nimmer glauben, da sie doch gesehen hatten, wie er sich gebückt und etwas von der Erde aufgehoben und eingesteckt hat. Sie ärgern ihn so — daß er daran stirbt! Und die ausgezeichnete Bauerngeschichte wird durch diesen ganz disproportionierten Schluß in ärgerlicher Weise entstellt.

Folgende grotesk-sentimentale Idylle ist für Maupassants Manier ungemein charakteristisch. Die alte ehrbare Frau eines alten ehrbaren Kaufmanns will an einem schönen Frühlingsmontag ihren Mann ins Freie führen, um dort ihre letzten zärtlichen Flammen auflodern zu lassen. Der Mann will natürlich zuerst nicht, gibt aber schließlich nach. Die modernen Philemon und Baucis sind vom Wächter in flagranti ertappt und müssen vors Gericht wegen Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit. Hier gibt die Alte eine unmögliche, aber rührende Rede über den Liebesdrang im allgemeinen und ihre eigenen Zärtlichkeitsbedürfnisse im besonderen zum besten. Es ist ein fades Pathos über das Thema Liebe, wovon man auch sonst bei Maupassant viele Proben hat: ein wahres Repertorium davon geben seine Gedichte. Höchstwahrscheinlich ist die oben analysierte erotische Donquichonnade für den rhetorischen Erguß einzig konstruiert worden. Irgend welchen sentimentalen Gemeinplätzen zu Liebe erfindet er die unglaublichsten Situationen, und obwohl ein guter Beobachter, gibt er viel lieber als Beobachtungen seine gefühlsseligen oder sonderlichsten Träumereien.

Sehr große Kritiker haben von ihm behauptet, er hätte mehr als irgend einer das alltägliche, durchschnittliche Leben ganz objektiv und kühl beschrieben, er hätte zuerst die Romantik wirklich und gänzlich überwunden.

Große Kritiker aber sind immer mehr, seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit den allerhöchsten Zeitfragen beschäftigt; daher können sie oft das Allernächste nicht sehen.

Bei dem sentimentalen Künstler und dem Anekdotenerzähler sind, wie bei Dilettanten und naiven Träumern, die Stoffe nicht recht losgelöst vom Gemüt. Das Erlebnis ist nicht genügend abgekühlt; es fehlt die richtig ästhetische Entfernung.

Einen Schein von Objektivität will er, scheint mir, durch sogenannte Rahmen gewinnen; durch diese Form lassen sich sentimentale Betrachtungen bequem hereinschmuggeln. Von mehr als zweihundert Novellen sind an hundertundfünfzehn Rahmengeschichten. Gewöhnlich ist es ein Freund, der einem oder mehreren anderen eigene Erlebnisse erzählt; aber auch andere Konventionen: Briefe, Gerichtsreden, Testamente, Tagebücher und ähnliches Zeug wird von Maupassant gern gebraucht. Zuweilen verdoppelt oder verdreifacht er den Rahmen: es wird ein Erzähler eingeführt, der in der ersten Person spricht; er sagt aber, daß ihm ein anderer die Geschichte erzählt hätte, und dieser hätte sie von dem, welchem sie wirklich passiert ist. Diese fingierten Erzähler führen unmäßig viel Dialog wörtlich an und geben auch landschaftliches Detail, mit Sonnenuntergang und so weiter, gern zum Besten, selbst wenn sich die Sache vor zweihundert Jahren zugetragen hat und durch vier bis fünf Generationen hindurchgewandert ist.

Eine ästhetische Rechtfertigung hat der Rahmen bei den wenigsten dieser Erzählungen, so bei den Ich-Erzählungen mit phantastisch-pathologischem Inhalt. Sonst hat der Rahmen keinen Sinn. Die fingierten Erzähler werden dadurch keineswegs scharf individualisiert. Ob Ärzte, Soldaten, alte Jungfern oder Staatsanwälte erzählen, man hört deutlich, allzu deutlich, daß derselbe Mann spricht: es sind immer sentimentale oder wunderliche Situationen mit Einleitungen, Kommentaren und Schlußbemerkungen, die immer in dasselbe banale Pathos und ebenso banales Philosophieren getaucht sind.

Flaubert hat niemals oder fast nie für Zeitungen geschrieben. Man hat behauptet, es wäre für seinen Künstlerberuf vorteilhaft gewesen, wenn er es getan hätte: sein Stil wäre dadurch flüssiger, für ihn wie für die Leser leichter geworden. Vielleicht hat diese Behauptung nicht Unrecht. Sicherer möchte ich doch von seinem Schüler annehmen, daß er zu viel für Zeitungen geschrieben hat, jedenfalls mehr, als für seinen Stil und seine Technik vorteilhaft war.

Er hat gewiß manches schöne Feuilleton hinterlassen, unter allen jene

humoristische und zugleich scharf genaue Skizze des Pariser Volkscharakters: *l'Homme-fille.* [1]) Ich denke aber nicht so sehr an diese spezifische Tätigkeit für Tageszeitungen; vielmehr daran, daß die meisten Erzählungen regelmäßig für Zeitungen hergestellt wurden. Die etwas zu eilige Produktion und die zu nahe Fühlung mit der Tagespresse machten, daß viele Novellen, nach ihrem gesamten Ton, kleinen Journalabhandlungen gleichen. Das hat ihn auch leicht dazu gebracht, sich eine schrecklich alltägliche, fade, eintönige Rhetorik anzueignen. Manches, das nichts als Erzählung sein soll, sieht aus wie ein Beispiel zur Illustrierung feuilletonphilosophischer Weisheiten.

Ein solches Beispiel ist die bekannte, von Lesern mit philosophischen Ansprüchen sehr bewunderte Geschichte: *l'Inutile beauté.* Der Autor schrieb darüber an seinen Verleger: „Dies ist die seltenste (will wahrscheinlich sagen: die exquisiteste) Novelle, die ich jemals geschrieben habe; es ist nur ein Symbol." — Wenn Symbole ihren ästhetischen und poetischen Wert behalten sollen, dann ist es wohl nicht sehr dienlich, ihnen breite Kommentare anzuhängen, denn das heißt sie direkt aufheben. Wie sonst vielfach, gibt sich Maupassant auch hier mit Erklärungen nicht leicht zufrieden. Denn, zwischen den langen Auseinandersetzungen des Mannes mit der Frau in den Anfangskapiteln und der langen Erklärung des Mannes am Schluß *(Et alors il sentit par une sorte d'intuition! . . .)* steht ein langes Kapitel, wo zwei junge Herren sich über die betreffende Dame lange unterhalten und sie mit peinlicher Ausführlichkeit kommentieren. Es ist klar: Allgemeinheiten und pathetische Deklamationen liegen dem Autor viel mehr am Herzen als die dazu erfundene Geschichte. Er fürchtet immer nicht klar genug zu sein, und schickt dem Bild breite Anmerkungen nach. Ebenso tötet er das Symbol durch pathetisch erklärendes Gerede in einer anderen, weniger bekannten Erzählung: *Un soir;* — die Technik des Symbols liegt ihm nun einmal nicht.

An Maupassants Jugendgedichten hatte Flaubert eine gewisse „beklagenswerte Leichtfertigkeit" getadelt. Das Schreiben für Tageszeitungen hat diese Leichtfertigkeit begünstigt, und daneben hat die sentimental gerichtete Ästhetik auch nicht zu stilistischer Peinlichkeit getrieben. So erklären sich allerlei Nachlässigkeiten, die bei einem, dessen Prosalehrer Flaubert gewesen war, zunächst sehr überraschen müssen.

[1]) Paul Mahn, der erste, der über diese Feuilletons gründlich orientiert hat, sagt leider nichts von jenen Aufsätzen über die französische Poesie des 16. Jahrhunderts, wo Maupassant das Thema von Sainte-Beuves Jugendarbeit neu behandeln wollte. Sie sind 1877 in *la Nation* erschienen. Flaubert lobte sie und Bourget hält sie für wert, neugedruckt zu werden. Die neueste Gesamtausgabe der Werke (bei Conard) hat sie uns nicht gebracht.

Maupassants Satzarchitektonik ist fast immer monoton, denn er zeichnet sich gar nicht aus durch reiche Abwechslung im Rhythmus und in den Periodenschlüssen. Ich will durchaus nicht sagen, daß er dafür kein Gefühl hatte, (andere haben es aber gesagt): eher nehme ich an, daß er solchen Sachen keinen Wert beilegte. Er hat ganz ruhig so schauderhafte Mißklänge stehen lassen wie: *raccommodaient des hardes — sur le seuil de leur demeure — peu à peu une peur.* Die Eintönigkeit des Satzrhythmus wie des gesamten Stiles ist aber vor allem durch seine entsetzliche Manie der Wiederholung bewirkt. Dieses trivialste aller rhetorischen Mittel hat vielleicht kein anderer in so unglaublich lästiger Weise mißbraucht wie dieser immer schrecklich pressierte Stilist. Es ist erstaunlich, wie dieses Einerlei der Rede nicht ihn selber anwiderte, ihm nicht auf die Nerven fiel. Vielleicht glaubte er dadurch seinen Sätzen einen gar schönen Schwung zu geben. Gewiß ist die Wiederholung ein sehr bequemes Mittel um Synonima und überhaupt verwandte Ausdrücke hintereinander zu werfen, ohne sich die Mühe einer strengen Auswahl der Worte zu geben. Gewöhnlich wird das eine Wort dreimal wiederholt, — aber es kommt bis zu vier und auch zu fünf Male hintereinander. So schließt eine sterbende Frau ihre Ansprache an den Geliebten: *C'est à toi le petit, je te le jure devant Dieu, je te le jure sur mon âme, je te le jure au moment de mourir!* — Eins der reichsten Beispiele ist aber: *Peu à peu une peur l'envahissait, une peur singulière —, la peur de l'ombre —, la peur de la solitude, la peur du bois désert et la peur aussi du loup ...*

In einigen früheren Werken fällt einem eine andere stilistische Manie auf die Nerven: Sätze, namentlich am Anfang des Absatzes, mit *Alors* beginnen zu lassen. Und es sind nicht etwa fingierte Erzähler, die immer wieder mit *Alors* anfangen! Es klingt aber sehr vernachlässigt und sieht fürchterlich ungekämmt aus, wenn man fortwährend mit *Alors* und *et* (eben finde ich acht *et* im Satzanfang auf anderthalb Seiten!) die Stücke einer Erzählung aneinander bindet: das gibt so häßliche Knoten.

Maupassant begnügt sich oft mit dem ungefähren Ausdruck und den trivialsten Bildern, und seine Witze stehen unter dem Niveau des guten Geschmacks; man sehe sich dazu die überflüssigen, plumpen Ironien an, in *Boule-de-Suif* zum Beispiel, oder in *Bel-Ami.* Er ist auch selten geistreich in seinen Dialogen, welche oft überhaupt nichtssagend, unlebendig sind, und bald in Reden ausarten. — Man könnte leicht aus seinen Werken ein reiches Lexikon rhetorischer Banalitäten zusammenstellen. Vielleicht mache ich aber manchem Leser eine Freude, wenn ich einige davon unterschiedslos hierher setze:

La nature dans sa grandeur, dans sa puissance, dans sa fraîcheur et dans sa grâce — les larmes, gouttes de chagrin venues de l'âme — quoi

de plus joli qu'une femme endormie? Cette ligne onduleuse... — Quoi de plus troublant et de plus charmant qu'un lit défait? — aucune femme n'avait dormi sur sa poitrine dans un complet abandon d'amour — le divin frisson de la main pressée — le féminin, l'odieux et l'affolant féminin. — Oder ein wenig andere: *une truite comme de la chair de jeune fille — ces petits poissons frais, poudrés de sel... vraies violettes des flots (!)* —. Und noch einige, ganz klassische: *montagnes escarpées, sauvages, arides — colline charmante — ville jolie et propre — rues plantées de beaux arbres — un adorable village — un magnifique horizon — paysage grandiose et mélancolique — un horizon surprenant — il y avait quelque chose dans l'air, quelque chose de subtil, d'inconnu, une atmosphère étrangère comme une odeur répandue, l'odeur de l'invasion.* — Hören Sie? „*Il y avait dans l'air... une atmosphère...!*“ Das kommt Ihnen so geschmacklos beliebig, dilettantisch nachlässig vor; es gibt aber phantasiefaule Menschen, welche darin die feinste aller Feinheiten schmecken.

Klar, neu und eigen soll man schreiben, hat, glaub ich, Lessing gesagt. Maupassant schreibt gewiß sehr klar, und ein witzelnder Kritiker meinte, sein Stil hätte drei Grundeigenschaften: erstens die Klarheit, zweitens die Klarheit, und drittens, ebenfalls die Klarheit. Nun, klar ist auch fast jede Zeitungsnotiz, klar ist die Literatur in den Sonntagsbeilagen; daher ist jenes Lob, in so lakonischer Form und vom rein ästhetischen Standpunkt aus, ein recht zweifelhaftes. Es gibt eine Liebe zur Klarheit, welche den Sinn für Nuancen und detaillierte Konturen abstumpft. Diese Liebe beherrscht Maupassants Technik ganz und gar. Er gebraucht um jeden Preis die bequemsten, abgenutztesten Mittel der Rede, und hat eine Weise, Erklärungen zu geben, als ob er seinen Lesern eine ganz ungewöhnliche Denkfaulheit zumutet. Sein Stil erscheint deshalb, was das plastische Element betrifft, beliebig und flüchtig; vom logischen Standpunkt aus dagegen ermüdend breit.

Maupassant hat von dem *épithète rare* sehr abfällig gesprochen. Angeblich um das „seltene“, soll heißen: affektiert gesuchte Epitheton zu vermeiden, hat er aber, scheint mir, vieles Gute aus seiner Prosa entfernt. Wer das sogenannte seltene Beiwort vermeidet, läuft Gefahr immer solche zu gebrauchen, welche, ich weiß nicht mehr von wem, die Adjektive der Inkompetenten genannt wurden. Ein Autor, der ganz kühl und nüchtern schreibt, und in konsequent prosaischem Stil Beobachtungen und Analysen gibt, braucht vielleicht nicht viele und seltene Worte. Es ist aber ein recht fraglicher Gewinn, wenn man dem „Seltenen“ aus dem Wege läuft, und zugleich seine Werke mit wenig geschmackvollen lyrisch-rhetorischen Ergüssen reichlich schmückt.

Flauberts direktester Schüler hat ein leichtes, klares, aber auch beliebiges Französisch geschrieben, das nicht wenige von den guten pariser Journalisten geschrieben haben, schreiben und schreiben werden. Wenn man diese Schreibweise mit der Sprache einiger der besten Stilisten der letzten dreißig bis vierzig Jahre vergleicht, dann erscheint sie eintönig, ziemlich fad, zuweilen auch nachlässig. Man braucht nur eine beliebige Seite aus Paul Arène, Villiers de l'Isle-Adam, Anatole France, Pierre Louys oder Henri de Régnier zu lesen, um sich von den Fähigkeiten des modernen französischen Stils einen Begriff zu machen. Natürlich ist es gut, bei solchen Vergleichen mit der älteren französischen Prosa, etwa von La Bruyère an, näher vertraut zu sein als mit der Schreibweise heutiger Zeitungen, und am schlimmsten ist es, wenn man letztere unmäßig genießt und alle Feinheiten der Sprache daraus zu lernen meint. — — —

Ein Autor, dessen Interesse vorwiegend auf mehr oder weniger sensationelle Intrigue und ihre sentimentale Interpretation gerichtet ist, hat für das Detail des Sichtbaren nicht viel übrig. *Mont-Oriol*, geschrieben 1886, dessen Gesamtstimmung auffallend ruhig und heiter ist, bringt auch ungewöhnlich sorgsam detaillierte Bilder. Die Bauern und Kurgäste bei der Sprengung des Felsens — die Wohnung und der Keller des alten Oriol — die Reklame-Kur des falschen Krüppels — die Eröffnungsfeier der neuen Badeanstalt, alles dies hebt sich durch Farben und Konturen leuchtend und scharf ab, und ist zugleich in den Gesamtbau harmonisch eingefaßt. Um das richtig zu schätzen, vergleiche man diese Beispiele mit den ganz zufälligen, trotz aller Buntheit toten Einlagen in *Bel-Ami*: die Variété-Vorstellung, das Fest bei Jacques Rival mit den schwerfälligen Schilderungen von Fechtübungen und Ringkämpfen, Duroys Besuch bei seinen Eltern, und manches andere. Von der fein ausgearbeiteten Skizze: Der Tod Forestiers in Cannes abgesehen, ist *Bel-Ami* vielleicht die ungekämmteste und willkürlichste Arbeit Maupassants.

Es ist bemerkenswert, daß sogar die Reisebücher relativ wenig Plastisches enthalten; doch macht sich hier eine Entwicklung in seiner künstlerischen Art bemerkbar. Sein erstes Reisebuch, *Au Soleil*, ist ärmer an konkretem Detail als das zweite und letzte, *la Vie errante*, — denn *Sur l'eau* kann man nicht gut zu den eigentlichen Reisebüchern zählen. Die ersten Reiseberichte bringen mehr Kolonialpolitik und allerlei Betrachtungen über Menschen und Verhältnisse; sie sind mehr journalistisch, die späteren dagegen etwas ästhetischer. Aufmerksam ausgearbeitete Eindrücke sind in *Au Soleil* selten. Ich zitiere ein paar:

Il a tout vaincu, le feu du ciel, tout dévoré, tout pulverisé, tout calciné, ce feu qui remplace l'air, remplit l'horizon . . . Et tout cela a une couleur

étrange, aveuglante et pourtant veloutée, la couleur du sable chaud auquel semble se mêler une nuance violacée, tombée du ciel en fusion. — Un vallon, aride et rouge, sans une herbe; il s'étend au loin, pareil à une cuve de sable. Mais soudain une grande ombre, lentement, le traverse. Elle passe d'un bout à l'autre, tâche fuyante qui glisse sur le sol nu. Elle est, cette ombre, la vraie, la seule habitante de ce lieu morne et mort.

Mehr solcher Impressionen finden sich da kaum. Es ist ein frappantes Zeichen seiner ästhetischen Gleichgültigkeit, daß er in der einen und derselben Sammlung zweimal Marseille beschreibt und sich fast gar nicht bemüht, die Bilder zu differenzieren: ein guter Teil der ersten Beschreibung ist wörtlich in die zweite herübergenommen. Es sind auch eigentlich keine Bilder, sondern flüchtige und ziemlich konventionelle Stimmungsnotizen. Maupassant beeilt sich, mit einer unvermeidlichen Effektfigur zu schließen: *Marseille transpire au soleil, comme une belle fille qui manquerait de soins* ... Ein wenig später ist Neapel auch ein Mädchen geheißen, ich weiß nicht mehr was für eins.

Wenn ich diese Stellen gelesen habe, schlage ich immer das vierzehnte Kapitel im *Tartarin* nach. Da ist das Bild Marseilles in unvergleichlichem Glanz und ausgesuchter Fülle der Farben, und man sieht, hört und riecht, man greift wie mit allen Sinnen den wahnwitzig bunten, südländisch lärmenden Hafen in seiner heißleuchtenden Mittelmeerluft.

Unter den ersten Reiseskizzen steht auch das merkwürdige Stück *Au Creusot*. Diese Beschreibung der großartigen Schmiede hätte eine vollkommene literarische Malerei gegeben, wenn der abgenutzte Vergleich der Maschinen mit Ungeheuern nicht allzu grundsätzlich gebraucht, und wenn die Entfaltung der eigenartig erhabenen Bilder nicht immer wieder durch reportermäßige Zwischenrufe aufgehalten wäre: *Entrons dans l'usine de Mr. Schneider! — Quelle féerie! C'est le royaume du fer — Quatre énormes machines; que font-elles? — Essayons de voir, de comprendre!* ....

Bei dem letzten Tagebuch aus Algier, 1889, hat man sogleich den Eindruck, daß Maupassants Empfinden hier anders eingestellt ist. Er, der sonst immer nur über Mangel an Stoff klagte — und man weiß, daß er mit Stoff nur spannende Sujets meinte — schreibt nun: *Vraiment, nous manquons de mots pour faire passer devant les yeux toutes les combinaisons des tons* .... Die Reise nach Kairouan enthält einige seiner ästhetisch vollkommensten Seiten: das Auftauchen der Stadt im Nebel, die Flamingos, der reich gekleidete Kaufmann mit seinem Diener auf der sonnigen Landstraße, der Markt und die Läden der Stadt sind Bilder von unerwartet sorgfältigem Detail, ruhig und frei von jeder Rhetorik.

Es ist doch merkwürdig: Werke, die so kurz vor dem Ausbruch des Wahn-

sinns entstanden, wie *Sur l'eau* und das Tagebuch der letzten Afrika-Reise, zeichnen sich aus durch Schärfe der Sinne und Lucidität des Verstandes, durch größere Ruhe und gefühlsfreiere Perspektive. Im ganzen zähle ich die beiden Reisebücher und *Sur l'eau* zu den harmonischsten Arbeiten Maupassants, denn er tut sich da keinen Zwang an, plaudert über alles was ihn interessiert und wie es ihm kommt.

Seiner ganzen Natur und seinem Talent nach gehört Maupassant mehr zur Familie der Sand und Musset, — vielleicht ist er auch mit Paul de Kock ein wenig verwandt. Seine Verse, zum Beispiel, sind weiter nichts als naturalistisch gefirnißter Musset. Er ist für die jungen Bourgeois von 1880 das, was Musset und die Sand für die der zwei vorhergehenden Generationen waren. Er entsprach am vollkommensten den ästhetischen und intellektuellen Einsichten und Ambitionen der Durchschnittsleser, die um 1885 zwanzig Jahre zählten. Er war ein sentimentaler Bourgeois und liebte vor allem kräftige Eindrücke, solche die sich ohne Umstände in Lachen oder in Tränen entladen. Die Kunst galt ihm nicht als etwas Unvergleichliches, und rein ästhetische Wirkungen hat er selten angestrebt. An rührende Sujets, zuweilen auch an derbhumoristische, hat er sich am allermeisten gehalten, und sie mit sentimentalen Kommentaren versehen.

Doch hat man sich oft beklagt, daß er zu kühl, grausam kühl ist, am Schicksal seiner Gestalten gar keinen oder zu wenig Anteil zeigt. Das haben sehr verschiedene Menschen gesagt, zum Beispiel Paul Bourget, Anatole France, Brunetière, Lemaître, und Gott weiß wie viele andere noch! — Tief und geheimnisvoll sind manchmal die Gründe ästhetischer Urteile.... Gleichviel, die Partei ist groß, also mächtig.

Jean Jacques Rousseau.

Von Paul Sakmann in Stuttgart.

Seit Luther und Calvin hat wohl niemand die Menschheit so tief erregt und so stark gewandelt wie der Mann, der, vor nun zweihundert Jahren auf den Grenzmarken des romanischen und germanischen Geistes geboren, in einer Art von Mittelsphäre gelebt hat zwischen und über den großen christlichen Konfessionen, in einer Mittelsphäre zwischen und über den gesellschaftlichen Schichten und Kasten: der Genfer *citoyen* Jean Jacques Rousseau. Immer wieder muß man staunen, wenn man das Leben dieses Umwälzers mit den Wirkungen zusammenhält, die von ihm ausgegangen sind. Es ist nichts Musterhaftes in diesem Lebenswandel — beileibe nicht —, auch nichts

Heroisches, nichts Theatralisch-Tragisches, nichts sozusagen Weltgeschichtliches. Nur das kann man von ihm sagen, was Napoleon von Goethe sagte: *Voilà un homme!* Ein Mensch und zwar einer, der es wagt, anders zu sein — nicht bloß anders zu scheinen — es anders zu machen — nicht bloß sich anders aufzuspielen — als die andern.

Er war ja allerdings auch anders, schon durch Zeugung und Geburt und frühe Schicksale: Ein Kind der Sehnsucht, der Liebe und der Schmerzen, der Mutter beraubt, von einem Leichtfuß von Vater erst phantastisch geleitet, dann verlassen, durchlebt er im übrigen eine Kindheit wie wir alle — er ist entfernt kein Wunderkind — nur durchlebt er sie intensiver als wir, weshalb er wie kein zweiter Mensch vor und nach ihm die Poesie der Kindheit wiederzugeben verstand, schlicht und wunderbar. Als das brutale Leben den armen Lehrlingsknaben erdrücken will, da wagt er einen riskanten Schritt: ein älterer Bruder von ihm, der ihm damit voranging, ist darüber gestorben, verdorben: Er geht durch, er wird Vagabund, und zwar nicht einer jener poetischen Zigeuner der Goldschnittlyrik, sondern ein echter Landstreicher, ein ganz ungebundener und ziemlich schmutziger. Allbekannt ist, wie dieser junge Protestant im Katechumenenhospiz zu Turin für ein paar Silberlinge übrigens nicht seinen Glauben, sondern bloß seine Konfession verkauft, um nicht Hungers zu sterben. Doch Gott schickt ihm gute Menschen auf seinen bedenklichen Weg. Ein guter Mensch ist jener gefallene Priester, der ihn mit sanfter Hand vom Abgrund wegzieht und dem er dafür im Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars mit der Unsterblichkeit gelohnt hat. Ein guter Mensch ist jene zweifelhafte Frau, bei der der Unstete ein warmes Nest findet, die Baronin von Warens, seine Gönnerin, seine Erzieherin, seine „Mama", seine Geliebte. Ihr dankt er es, daß er nicht sterben mußte, ohne die Frohnatur kennen gelernt zu haben, den leichten Sinn und die Liebe. Spät aber machtvoll erwacht der Hunger, der Heißhunger des Geistes, den er im Selbstunterricht stillt in der ländlichen Frühlingsstille in jenem Weinberghäuschen der Charmettes: die Stätte ist eingeweiht für alle Zeiten. Was sind gegen diese frischen, frohen Morgenstunden des Geistes alle die grauen Stundenpläne methodischer Wissensmast!

Doch nun biegt unser Jean Jacques eine Weile in Bahnen ein, wie sie wohl auch ein anderer wandelt: Ein junges Talent in Frankreich muß nach Paris und wer es unter dem alten Regiment zu etwas bringen wollte, mußte die große Welt erobern und die Gunst schöner Frauen. Also hinein in jene Welt, deren Zauber doch auch auf ihn wirkte, mehr als er sich später gestehen mochte! Und da er selbst seinen Charme hat, so hat er auch Erfolge aller Art: musikalische, literarische, mondäne. Denn das eine muß man jener vielgetadelten Adelsgesellschaft des bourbonischen Frankreich lassen:

sie hatte eine feine Witterung für den Geist, eine feinere vielleicht als die Hochmögenden unter uns. Im ganzen ist es doch ein Auf und Ab. Fuß fassen in dieser Welt wie ein Voltaire, das kann er nicht und mag er nicht. Nie kommt ihm der Augenblick in Paris, zu dem er sagen möchte: „Verweile doch, du bist so schön!“ Und recht verwunderlich treibt er sein Wesen in jener Pariser Zwischenzeit zwischen seiner Jugend und den Jahren, da er sich gefunden hat. Er verbindet sich mit Therese, der Wirtshausbekanntschaft, die gerade zur Not noch lesen und schreiben konnte. Freilich, die Wege des Genius sind überhaupt wunderbar bei der Wahl von Lebensgefährtinnen, und wenn später der Alternde Therese für den einzigen Trost seines Lebens erklärt, was wollen dann wir sagen? Aber Therese und Familie! Daß er es mit dem ordinären Weib, der Schwiegermutter, unter einem Dach aushalten konnte! Da war, weiß Gott, im Vergleich mit ihm, dem Gatten der Xanthippe das häusliche Los noch aufs Liebliche gefallen. Und dann das ewig Rätselhafte: daß er seine Kinder, wie sie nacheinander erscheinen, fünf im ganzen, alle ins Findelhaus fortspediert, diese Schandtat, die sein Leben vergiftete, für die er ja im Lauf der Zeit sieben Gründe der Entschuldigung zusammenbringt, von denen natürlich keiner der rechte ist, eben weil es sieben sind. Er mußte wohl mit seinem Dämon allein sein.

Drum lebe wohl Paris, du vielgepriesene Stadt, du Stätte des Lärms, des Dunstes, des Schmutzes! Hinaus aus dir, nicht in die Wüste zwar, wohin die großen Orientalen flüchten, aber in den Wald, zum weißen Häuschen mit den grünen Läden im blühenden Garten, mit der murmelnden Quelle am Rasenhügel, vom Wald umsäumt! Dieser idyllische Frühlingstraum eines harmlos bescheidenen Epikuräertums brachte ihn ja immer wieder aus dem Konzept, wenn er sich zum Entwurf streng stoischer Ideale zurechtsetzte. Und diesen Traum verwirklicht ihm nun die Gunst einer reichen Gönnerin; doch ach! nur kurze Zeit: das Schloß der anspruchsvollen Frau von Epinay, der Dunstkreis des unleidlichen Paris ist doch zu nahe. Darum noch einmal auf und tiefer in den Wald hinein, in die Einsamkeit! Wie nach Montesquieus bedeutendem Wort die germanischen Wälder die Geburtsstätte der Freiheit waren, so kommt nun aus den schönen Wäldern der Ile de France der Menschheit durch Rousseau eine neue Offenbarung. Denn dort wurde er der, der er ist und bleibt: der Vater der Revolution, der Seher der Natur, der Prophet der Wiedergeburt.

Der Vater der Revolution wird er mit seinem *Contrat social*, der geistige Vater. Denn daß die Revolution tiefe ökonomische und gesellschaftliche Ursachen hat, leugnet kein Mensch. Sie wäre gewiß auch ohne Rousseau gekommen. Ja, wohl möglich, daß der Vater auch diese Vaterschaft verleugnet hätte, wenn er das Kind erlebt hätte. Sicher hätte es ihm ge-

graust vor den blutigen, schmutzbefleckten Gestalten des Terrors, die zwar seine Sprache und seinen Stil nachäfften, in denen aber kein Tropfen seines warmen Herzblutes rann. Was sollte auch der gute Mensch gemein haben mit der Tigerkatze, die man Robespierre heißt, oder mit der Hyäne, die man Marat nannte. Aber dabei bleibt es doch: den Geist der Revolution hat er heraufbeschworen. Wenn die Begriffe Obrigkeit und Untertan nicht mehr mit der alten Wucht auf Europa lasten, wenn das Volk sein gebeugtes Haupt erhob, wenn ein republikanischer Hauch in die Welt einströmte, so haben wir alle damit seines Geistes einen Hauch verspürt. Denn der *Contrat social* hat die alte Schicksalsfrage an das bestehende Recht gestellt — und wehe dem Recht, das, vor diese Frage gestellt, nicht mit dem Ja des guten Gewissens antworten kann! — die Frage: Recht, bist du recht? Und diesmal stellte die Frage nicht mehr der kühle Kopf, sondern das stürmisch schlagende Herz und die Donnerstimme der Leidenschaft. — Doch der *Contrat social* ist bei weitem noch nicht der ganze Rousseau, man kann sich fragen, ob er so ganz der echte Rousseau ist. Ist das Buch doch nur der Torso eines sehr früh konzipierten politischen Lehrgebäudes, an dem sein Verfasser, wie er selbst bekennt, erlegen ist. Es ist in der Tat das am wenigsten originale seiner Werke. Rousseau ist mit ihm nur der letzte in einer Reihe, der langen Reihe der Naturrechtslehrer, die sich über die Jahrhunderte, die Jahrtausende hin die Hände reichen. Er hat damit das letzte, allerdings das wichtigste, das schließende Glied einer alten Gedankenkette geschmiedet. Auch ist der *Contrat* mit manchen seiner Gedanken eine *crux* für den Rousseauforscher. Wie kann, um nur eines zu sagen, ein Rousseau dem allmächtigen Staatsmoloch opfern, der Freiheit und Gewissen frißt?

Ein anderer Rousseau, der Seher der Natur, steht vor uns in der *Nouvelle Héloïse*. Zwar, wenn man von diesem Roman spricht, muß man mit einem langen „Zwar" beginnen. Wer ehrlich ist, bekennt ohne Scheu vor den Päpsten der Literaturgeschichte: Ohne Gähnen kommt der Leser nicht durch diese dicken, von Tränen und Gefühlen aufgeschwollenen Bände. Wir können nichts dafür: wir haben Werther gelesen, und vor der Sonne erbleicht nun einmal das Licht des Morgensternes. Und doch glänzte einmal die *Julie* wie ein Morgenstern. Hat doch Rousseau, als der Menschheit der alte Gott zur Phrase oder zum dürren Begriff zu werden begann, einen verborgenen Gott entdeckt, den er nicht Gott nennt — er scheut das abgenützte, viel mißbrauchte Wort — sondern wie Spinoza, wie Goethe: Natur. Er offenbart die Herrlichkeit der Gottnatur in Zeugnissen, an denen man bisher scheu vorüberging. Er wird der Entdecker der wilden Schönheit der Welt der Berge. Mehr noch: Sein tiefes Naturgefühl ver-

steht wieder die Wesensverwandtschaft des Menschen mit der äußeren Natur, die Erdennähe des Menschen, die vergessen worden war in den langen Jahrhunderten der Zucht durch eine spiritualistische Religion. Und was noch wichtiger ist: Er steigt in die inneren Tiefen seiner Gottheit hinab und sieht das Menschenwesen richtiger, als man es vor ihm sah. Denn vor ihm zeigte man uns wohl den vornehmen Menschen und bewunderte seine stolzen Gebärden in Corneilleschen und Racineschen Tragödien, daneben aber schrieb ein La Fontaine seine Contes und ein Voltaire seine Pucelle; das heißt, man wühlte mit zynischem Behagen in unserem unreinlichen Erdenrest. Für Rousseau ist der Mensch Fleisch und Geist in unzertrennlicher Einheit; seine Heldin ist ein gefallenes Mädchen, das sich erhebt; sein Held ein Knecht der Leidenschaft, der sich besiegt. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet." Dieses schwer verstandene Wort der Goetheschen Geheimnisse wird das Leitmotiv seines Romans, weil es sein Erlebnis war. In den Wäldern von Montmorency hatte sich ihm die Sehnsucht nach dem Glück erfüllt, das ihm das Leben noch schuldig war. Die große Leidenschaft, deren Pulsschlag er nie gefühlt hatte, überfiel ihn, als ihm die Gräfin d'Houdetot nahe trat. Und nun besteht er die sauerste von allen Lebensproben. Er bezwingt sich, vielleicht zum Staunen der schwarzgelockten Gräfin und sicher zum Gelächter der Freunde Diderot und Grimm, von denen er sich nun trennt, und das mit Recht. Ist diesen Naturalisten der Mensch im Grund ein Tier und seine Natur der sinnliche Trieb, so opfert Rousseau einem höheren Gott. Der Mensch Rousseaus ist Erdensohn **und** Fremdling: er wandert aus und sucht ein unvergänglich Haus.

Doch weltflüchtig ist unser träumerischer Seher nicht. Das zeigt sein *Emile*, sein Erziehungswerk, in dem wir einen Rousseau haben, der Hand ans Werk legen will; Rousseau, den predigenden Propheten der Wiedergeburt. Der Drang zur Tat kam ihm aus einem Oppositionsgefühl, dem er schon vor Jahren, in seiner Pariser Zeit, Luft gemacht hatte in zwei Preisschriften, denen er seinen plötzlich berühmt gewordenen Namen verdankte. Er war erfüllt von dem großen Ekel am Gesellschaftsmenschen und seiner Kultur. Wir Zeitgenossen eines Ibsen, eines Tolstoi verstehen dieses Gefühl und sein Recht vielleicht besser als Rousseaus naiv kulturfreudige Zeit, die mehr nur verblüfft war. So, wie er seinen Gedanken damals herausgebracht hatte, war ein Voltaire freilich im Recht, wenn er ihn überlegen belächelte. In knabenhafter Romantik hatte er dem Rokokomenschen der Pompadourzeit einen Idealmenschen entgegengestellt, zuerst in der Form des Tugendspiegels antiker Republikaner („O Sparta! O Rom! O Fabricius!"), dann in der Gestalt des einsam in den Wäldern schweifen-

den Wilden, der doch allein der bessere Mensch sei. Nun, im Emile ist Gefühl und Gedanke gereift. Er sieht nicht mehr rückwärts in ein verlorenes Paradies, sondern hinaus in die Zukunft, in das Kinderland einer neuen Menschheit, die er heraufführen will. In wunderlichen, schrullenhaften, künstlich geklügelten Formen enthält dieses Naturevangelium der Erziehung doch Wahrheiten, die heute noch so wahr sind, wie vor anderthalb Jahrhunderten. Vor seinen Augen steht ein schönes Menschenbild, der frohe, freie, gute, klare Mensch, der Mensch, der am Ende seiner Bahn, wie in allen ihren Stadien, von der Kindheit bis zur Reife, von sich soll sagen können: Ich habe gelebt. Und das ist kein Phrasenideal, wie es uns auch die Dutzendpädagogen vormalen können. Von ihnen unterscheidet er sich durch zweierlei: Durch Glauben und durch Mut. In seinem Glauben sieht er sein Ideal im Innersten der Wirklichkeit verankert: So müssen wir sein, so könnten wir sein, so will uns Gott-Natur. Und sein Mannesmut schmiedet jedes seiner Idealworte zum Schwert, das schneidet: der frohe Mensch, das heißt: nicht der kümmerliche Genuß- und Geldsklave; der gute Mensch, das heißt: nicht der gezähmte Sittenphilister; der klare Mensch: nicht der mit Wissen vollgepfropfte Allerweltsgebildete; der freie Mensch: nicht der Knecht der Vorurteile einer Gesellschaftsschicht, eines Staates, einer Kirche.

Mit seinen drei großen Werken mochte Rousseau seine Sendung für erfüllt ansehen. Sie war es noch nicht. Er sollte uns noch etwas werden: der Mensch der Wahrheit, der er wird mit seinem Meisterwerk, mit seinen Konfessionen. Wie wird er das? Mit dem höchsten Ruhm kommen die Jahre der Verfolgung, der Wahnverfolgung und doch auch der wirklichen: die Verleumdungen der alten Freunde, der Verhaftsbefehl durch die Pariser Gerichtsherrn. Und wie sonderbar! Er weicht dem Märtyrertum, das er doch wünschte, aus, nicht aus Feigheit, sondern aus Rücksicht auf eine hohe Dame, die er nicht bloßstellen will — ein Zug, der auch zum Bild des Mannes gehört, und ein Zeichen, wie tief ihm Europens verfluchte Höflichkeit in alle Poren gedrungen war; endlich die schnöde Behandlung, die der Flüchtling in der Schweiz erfährt durch seine vielgepriesenen Republiken. Diese Honoratioren- und Pastorenstätchen stoßen ihn fort aus jedem Asyl, das er sich wählt, und die einzigen tätigen Freunde bleiben ihm in dem französischen Adel, den er so hart angelassen hatte. Um sich des äußeren und des inneren Feindes zu erwehren, wendet er sich nach innen: er schreibt seine Bekenntnisse als ein Trostbuch für sich selbst, für ihn, der mit der Seele das Land seiner Jugend sucht: „Süß Erinnern ist das Leben im tiefsten Innern“; als ein Geschenk an die Menschheit: eine Seele will er enthüllen, seine Seele, nackt in reiner Menschlichkeit

ohne den Schimmer der Verklärung und die Schlaglichter der Satire; als eine Philosophie: *Ecce homo!* Wer besser ist, werfe den ersten Stein auf mich! Hätte mich Gott anders gewollt, würd' er mich anders geschaffen haben. Viele Verehrer hat ihn dieses Buch gekostet; lange noch hallte hinter ihm her das Geschrei der Entrüstung über Schamlosigkeit und diabolischen Hochmut. Wir sind reifer geworden. Das Schimpfen verstummt allmählich und macht der Freude Platz über die leuchtende Frische des Werks, das in mancher Hinsicht die Lebenserinnerungen eines Goethe in den Schatten zu stellen vermag. Und wir sind dankbar, daß wir nach den tausend verlogenen Memoirenwerken endlich eine wahre Seelengeschichte erhalten haben, einen Spiegel der Seele.

Es folgen noch lange, bange Jahre von Nacht und Grauen des Wahnsinns. Alle seine reichen Interessen werden verschlungen von seinem Wahn. Es bleibt ihm nur noch die Liebe zur Natur und die ungestillte Sehnsucht nach Frieden, die den unsteten, flüchtigen Pilger von Ort zu Ort treibt. Wie die Seufzer eines Kruzifixus, wie ein *De profundis* muten uns die letzten Schriften seiner Hand an, die *Dialogues*, in denen er sich verzweifelnd in den Maschen des Verschwörungsnetzes windet. Endlich spät, am Abend seines Lebens, soll es noch Licht für ihn werden. Eine wunderbare Läuterung ging mit ihm vor in diesen Jahren der Trübsal; sie verzehrten, was unrein und unlauter war in seinem Wesen — und dessen war, wie bei uns allen, nicht wenig. Ein milder, gereifter, weiser, von Grund aus guter Mensch, so steht er vor uns in den Stunden, da sein böser Wahn von ihm läßt. Er ringt sich durch zur großen Resignation: er hofft nichts mehr von den Menschen, nichts mehr von der Gegenwart, nichts mehr von der Zukunft und siehe, nun stellt sich der Friede der Seele ein, nach dem er sich müde gesucht hatte. Versöhnungsvoll klingt dieses Leben aus in den „Träumereien eines einsamen Wanderers", seinem letzten und tiefsten Werk, bei dem ihm fast buchstäblich der Tod die Feder aus der Hand nahm.

Der General Bonaparte soll, als er im Sterbezimmer Rousseaus stand, gesagt haben: „Euer Rousseau war ein Narr. Es wäre besser, wenn dieser Mensch nicht gelebt hätte." So mögen Tyrannen urteilen, denen die Bändigung und Zucht der Menschen am Herzen liegt. Aber wer von uns anderen möchte beklagen, daß es der allerhöchsten Weltregierung anders beliebt hat und daß sie dieses scheinende und brennende Licht der Menschheit aufgehen ließ, als andere Sterne an ihrem Himmel zu erblassen begannen!

Manolis Triandaphyllidis: Die Sprachfrage in Griechenland.

1. Zur Geschichte der Sprachfrage.

Vom Anfang unserer Zeitrechnung bis zum Ausgang des Mittelalters haben bekanntlich die Griechen selten ihre lebendige Sprache geschrieben, und dafür gewöhnlich jenes Idiom als Schriftsprache gebraucht, dessen Grundlage die Sprache der hellenistischen Zeit war, und in welches, im Gegensatz zu den jeweilig modernen Sprachelementen, attische, oder sonstige ältere Wörter, Formen, Redewendungen — eine feste Norm hat es zu keiner Zeit gegeben — hineingeflochten wurden.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist das reich gewordene Bürgertum erwacht. Es durstet nach Bildung und fängt an aus Übersetzungen und durch unmittelbarer Berührung in engen Kontakt mit der Kultur Westeuropas zu kommen. Die geistige Wiedergeburt bringt ihre ersten Früchte hervor. Und unter allen Fragen, welche die geistigen Führer der Nation in Anspruch nehmen und bewegen, nimmt die Frage die erste Stellung ein: Welche Sprachform soll man schreiben?

Es sind drei Haupttypen vorhanden:

a) die alte klassische Sprache, der annähernd — wenn auch nur äußerlich — ähnlich die von der Kirche und manchen Gelehrten noch gebrauchte alte oder archaisierende Sprache ist.

b) verschiedene elastische, noch nicht fixierte Sprachtypen, die eine vermittelnde Stellung zwischen der Gelehrtentradition und der modernen Sprache einnehmen. Sie bieten keine einheitliche und konsequente Form, nicht einmal in der Feder desselben Gelehrten, und haben keine Literaturerzeugnisse von Bedeutung aufzuweisen. Sie sind von einigen Gelehrten seit mehreren Dezennien an Stelle der alten, traditionellen Schriftsprache ziemlich willkürlich eingeführt worden, sie werden aber nicht gesprochen, von breiteren Kreisen nicht gebraucht, und von diesen wohl auch kaum verstanden und noch weniger als lebende Sprachform gefühlt.

c) die im großen und ganzen einheitliche Volkssprache, wie sie in den in den letzten Jahrhunderten entstandenen und überall gesungenen Volksliedern vorliegt, reich und biegsam und wohllautend, die einzige, in der sich die Volksseele offenbart, die einzige, die vom Volke gefühlt, gesprochen und verstanden werden kann. Nur ist sie, wenn es sich darum handelt, wissenschaftliche, abstrakte Begriffe und so weiter auszudrücken, arm und hilflos, wie jede unkultivierte Volkssprache, und es fehlt ihr noch jene Veredelung, die ihr nur durch einen großen Dichter geschenkt werden kann. In der Prosa kann sie nur wenige, aber vielversprechende Versuche aufweisen. Sie

befindet sich also in ähnlicher Lage, wie die anderen europäischen Volkssprachen am Ausgang des Mittelalters, und wartet nur auf ähnliche soziale Faktoren, welche ihre Anerkennung und Pflege erleichtern und sie zur Schriftsprache der Nation erheben werden. Leider aber nimmt die Sprachfrage eine andere Wendung.

Das Volk, die weiten bürgerlichen Kreise haben bei der Entscheidung keine eigene Meinung. Seine vornehmsten Vertreter aber, die drei Dichter Vilaras (1773—1823) aus Epirus, Christopulos (1770—1847) in Bukarest, und vor allem Solomos (1798—1857) in Zante und Korfu, begabte, wirklich gebildete und tiefblickende Künstler, erkennen, daß die Wiedergeburt ihres Vaterlandes und die Bildung ihres Volkes nur durch seine eigene lebende Sprache gelingen kann, und bekämpfen energisch jeden Versuch, der die enge aber zähe gelehrte Tradition in irgend einer Form zu verewigen droht.

Alles andere — die Gesamtheit der Gebildeten — ist gegen die Volkssprache. Es ist ja die Zeit, in welcher die Nation sich zu den Befreiungskämpfen rüstete, in der der Kampf gegen die Türken im Namen der Kirche aufgenommen wird, der Traum der Wiederaufrichtung des alten Byzantinerreiches seiner Erfüllung näher gekommen zu sein scheint, und neben den begeisterten Philhellenen auch manche Griechen an das plötzliche Auferstehen des alten Hellas glauben.

Mitten in dieser romantisch-klassizistischen Stimmung fällt es der alten byzantinischen Oligarchie, die in den Priestern (die oft zugleich auch die Lehrer waren) und Vornehmen fortlebt, nicht schwer, neben ihren anderen Idealen dem erwachenden Bürgertum auch ihr Sprachideal aufzudrücken. Und in der Tat, nachdem die Versuche, die attische Sprache aufleben zu lassen, notgedrungen gescheitert waren, schlossen sich alle Ausläufer jenes mittelalterlichen Feudalismus der Richtung an, welche gegen die Volkssprache für eine Kompromissprache, die nicht einmal in weiten Umrissen deutlich bestimmt war, entschied. Es sind Priester, Mönche, Archimandriten und Bischöfe, Lehrer, Scholarchen und vornehme Phanarioten (Aristokraten in Konstantinopel). Sie alle glauben, daß nicht des Volkes barbarisches, gemeines, verarmtes, korrumpiertes Idiom die Sprache der Nation sein kann, sondern die in alten Formen sich bewegende Sprache der Kirche, oder die Sprache der Vornehmen, oder irgend eine „bessere“, schriftgemäße Sprachform — lauter Typen, die allmählich, durch „Reinigung“, „Besserung“ und „Verschönerung“ dem alten Sprachideal näher geführt werden sollen. Denn nur die alte Sprache sei richtig, vollkommen, erhaben, und nur durch sie könne die herabgesunkene Nation Bildung, Gedeihen, Ruhm wiederfinden.

An der Grenze der zwei Richtungen steht Korais mit seinen gemäßigten,

aber sich widersprechenden und kaum durchführbaren Prinzipien. Es gelingt ihm manche Kaufleute, Priester und Lehrer für sich zu gewinnen, und nachdem die Stimme der Dichter, — der Anhänger der unverfälschten Volkssprache — ohne Widerhall verklungen ist, wird er nunmehr als Hauptvertreter des „Bulgarismus", das heißt der Tendenz die Volkssprache zur nationalen Schriftsprache zu erheben, von den oligarchischen Elementen auf das schärfste angegriffen. Besonders die Vornehmen und Priester in Konstantinopel — zum Schluß auch der Patriarch — nehmen Stellung gegen ihn, und der „Kanzler" Kodrikas, in dem sich die ganze kirchliche, politische und gelehrte Reaktion verkörpert, beschuldigt ihn offen, er beabsichtige „die ganze kirchliche und politische Überlieferung der Nation umzustürzen".

Der Ausbruch der Befreiungskriege (1821—1828) bereitet diesen Kämpfen ein jähes Ende, und nach der Gründung des freien Königreiches wird stillschweigend das Idiom als offizielle Sprache angenommen, das, ohne feste, einheitliche Grundlage — besonders die Formenlehre der lebendigen Sprache wurde ignoriert — durch eine planlose aber unwiderstehliche Tendenz der alten Sprache nachstrebte. Diejenigen, welche den Traum des freien Vaterlandes nach langwierigen Kämpfen endlich als Wirklichkeit erlebten, glaubten nunmehr fest an das baldige Wiederaufleben — (in „einer bis drei Generationen" sagte man) — der in ihren Denkmälern unsterblichen altgriechischen Sprache. Priester und Grammatiker hatten es ja versprochen. Warum sollte es nicht gelingen?

Seit jener Zeit bis zu den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat unter Führung der Grammatiker, und trotz aller Proteste der Dichter, eine emsige, ziemlich zügellose Archaisierung der Schriftsprache, wo es nur möglich war, stattgefunden, welche ihre Loslösung von der (hauptsächlich nur im Wortschatze von ihr beeinflußten) Volks- und Umgangssprache zur Folge hatte. Diese brachte aber neben der gröbsten sprachlichen Verwirrung die traurigsten Schäden für die Volksbildung und das Gedeihen der Nation mit sich. Die Diglossie, die seit der Erneuerung des Attizismus für das neue Griechenland zu einem akuten Leiden geworden ist, besteht nicht darin, daß es zwei Sprachen gibt — dies kommt ja in vielen Ländern vor, und dafür findet man in der Schweiz ein typisches Beispiel —, sondern darin, daß neben der in allen großen Zentren gesprochenen und lebendig empfundenen Volks- und Umgangssprache die offizielle Sprache besteht, welche trotz der wichtigen Stellung, die sie als solche im öffentlichen Leben einnimmt, nachdem sie in der geschilderten Weise geschaffen worden ist, der Einheit und festen Norm noch immer entbehrt, nicht nachgefühlt und vom Volke nicht gut verstanden, nicht gelehrt und nicht erlernt, ja nicht einmal richtig gesprochen werden kann, da sie

kein Gebildeter gebrauchen kann, sobald er über ein Thema des alltäglichen Lebens redet.

Nachdem mit dem Grammatiker Kondos (besonders tätig 1870—1890) die puristische Bewegung ihren Höhepunkt erreicht hatte und *ad absurdum* geführt worden war, trat eine Ernüchterung ein und Gelehrte wie Bernardakis (1884) und Roidis verlangten die allmähliche Rückkehr zu einer volksmäßigen, natürlichen Schriftsprache. Aber erst dem Chioten Psichari, Universitätsprofessor in Paris (1888), ist es gelungen, den Zauber des Attizismus für immer zu brechen und das Nationalbewußtsein zu wecken. Er ist der Vater des heutigen „Vulgarismus", der volkstümlichen Reformbewegung, welche besonders seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts immer mehr Boden gewinnt, sich der ganzen Literatur bemächtigte und sich schon weit über die engen Literatenkreise verbreitet hat. Wenn auch in den Einzelheiten der Durchführung der Reform, in der Würdigung des Einflusses der gelehrten Tradition, und in der Präzisierung der neuen Schriftsprache noch über manches Uneinigkeit herrscht und voraussichtlich nur mit der Zeit eine volle, endgültige Regelung gelingen wird, wenn auch gelegentlich Übertreibungen nicht ausgeschlossen sind: in der Hauptsache ist die Frage entschieden, und die Sprachreform ist, trotz der Geringschätzung, Verständnislosigkeit und Verachtung, womit ihr die reaktionär-konservativen — besonders die altphilologischen — Kreise gegenüberstehen, über die rein sprachlichen Grenzen hinaus zu einer mächtigen vielversprechenden Reformbewegung geworden, welche die besten künstlerischen und intellektuellen Kräfte der Nation beschäftigt. Die Loslösung von einer in Formalismus erstarrten Vergangenheit vollzieht sich nunmehr auch auf einem breiteren sozialen Gebiete als dem der Sprache, und das im Kampfe für die Volkssprache erwachte und gestärkte Nationalbewußtsein weiß nunmehr, daß bei aller Anhänglichkeit an die große Vergangenheit vor allem der Glaube und das Vertrauen in die lebendigen, unverfälschten Volkskräfte der Nation eine Stellung in der Gegenwart sichert und ihr den Weg zum Leben und zur Schaffung neuer Kulturwerte zeigen wird.

Die Sprachfrage ist heute theoretisch gelöst; die Aufklärung des Volkes muß das übrige tun. Diese wird aber um so mehr Zeit brauchen, als die Sprachreform bis jetzt sich nicht mit den Interessen einer besonderen Klasse verbinden konnte, welche ihr zum Siege hätte helfen können. Denn die soziale Entwicklung Griechenlands ist noch nicht so weit gediehen, daß man von bewußten Klassengegensätzen sprechen könnte. Mit welchen Hindernissen bis dahin die Reformbewegung zu kämpfen hat, wird deutlich aus der folgenden Darstellung der jüngsten Phase des Sprachkampfes hervorgehen.

2. Die jüngste Phase.

Die folgende knappe Darstellung der letzten Ereignisse ist den Zeitungsberichten entnommen. Die Tagesangaben (griech. Stil) entsprechen den Daten der in Betracht kommenden Zeitungen.

24. Januar. Mistriotis, Professor der altgriechischen Philologie an der Athener Universität, hält in der großen Aula einen Vortrag „Über die nationale Sprache". Er beklagt es, daß der „Vulgarismus" selbst unter den höheren Beamten sich eingeschlichen hat, und daß Studenten einen Verein für Propaganda der Volkssprache gründen konnten. Die Anhänger der Volkssprache werden somit zu Helfershelfern der Gegner des Griechentums, die ihm die Vollziehung seiner historischen Mission nicht gönnen wollen. Selbst der Patriarch von Konstantinopel hat offen gesagt: in den Adern der „Vulgaristen" fließt nicht hellenisches Blut, und diese werden von anderen Triebfedern geleitet. Die Sicherheit der offiziellen Sprache kann nur durch einen Artikel in der Verfassung, deren Revision bevorsteht, gesichert werden. Die solle zur rechten Zeit von einem jetzt zu wählenden Komitee von der revisionistischen Kammer verlangt werden.

(Eine kurze wörtliche Probe aus Mistriotis Rede wird seinen Standpunkt, sowie die ganze Polemik der Reaktion am besten charakterisieren: „Die Sprache der Vulgaristen ist in Poesie und Prosa unbrauchbar. Denn die Poesie sucht die Schönheit, während die Verstümmelungen und Vulgarismen, sowie der Schlamm der barbarischen Wörter [damit meint der sprachgeschichtlich und philologisch ungeschulte Universitätsprofessor die im Gegensatz zu den alten stehenden spezifisch neugriechisch-volkstümlichen, modernen Sprachelemente] nicht ein Sprachkunstwerk hervorzubringen vermögen, ähnlich wie man aus schmutzigem Material keinen Parthenon bauen kann. Die Dichter sind keine sich im Schmutz nährenden Würmer, sondern, wie der Schwan von Böotien sagte, Jupiters Adler, welche im Äther des dichterischen Himmels einherfliegen ...

Die Sklavensprache der Vulgaristen ist eine Ansammlung von Bruchstücken der alten Sprache, von barbarischen Wörtern wimmelnd [damit werden besonders gemeint die lateinischen, italienischen und türkischen Lehnwörter], zerteilt in Dialekte und arm, so daß sie nur des Körpers Bedürfnisse und die niedrigsten Gefühle auszudrücken vermag [nicht richtig, wird aber von vielen Gebildeten noch geglaubt] .... Die Sprache, die **wir** geschaffen haben [die Schriftsprache], ist graziös und lächelnd, wie der Hermes von Praxiteles und wie der Apoll vom Belvedere." — Eine andere Begründung ihrer Forderungen hat die reaktionäre Bewegung, die über ihre Gegner in den letzten Wochen den Sieg davongetragen hat, nicht gekannt.

Es ist noch hier zu bemerken, daß für die Reaktion **Sprache** nur mit **Schriftsprache**, und meistens auch zugleich mit **alte Sprache** identisch ist. Daher viele Mißverständnisse. Die lebendige Volkssprache dagegen, die selbst vom Volke nicht mehr gesprochen werden soll, soll heute nur ein **gemeines** Idiom sein, in dem man nur Gemeines sagen kann, und mit χυδαϊσταί werden demnach die „Vulgaristen" gemeint, welche, die Volkssprache pflegend, das alte, vornehme Sprachgut in **gemeine** Formen und Bedeutungen zu gießen bestrebt sind.)

10. Februar. Das neugegründete Komitee der „Gesetzmäßigen Verteidigung der Nationalen Sprache" unterbreitet der Doppelkammer ein Gesuch. „Die Sprache", heißt es unter anderem, „ist in den letzten hundert Jahren gebessert worden durch Beseitigung aller Entstellungen und Verdrehungen, die das türkische Joch und die Unwissenheit verschuldet haben. [Damit ist wieder neben der türkischen Entlehnung die ganze innere zweitausendjährige Entwicklung der lebendigen Sprache seit der klassischen Zeit gemeint] . . . Der Vulgarismus zerstört die sprachliche Sitte, folglich auch die Gesinnung des Volkes; er ist also gefährlich für die Nation . . . Dialekte gibt es ja überall . . . in Deutschland 563! in Frankreich 90! [Die Ausrufungszeichen gehören dem Text an.] Und auch durch die Verfassung von anderen Ländern wird bestimmt, was die Landessprache sein soll, so in Norwegen, Italien, Rußland, in der Türkei und in der Schweiz. [Der Vergleich ist offenbar falsch, abgesehen davon, daß auch an sich das Angeführte nicht stimmt.] . . Berühmte Gelehrte, Philologen, Historiker, Hellenisten haben zugeben müssen, daß das Griechische [= das Altgriechische] eine lebendige Sprache sei. Diese Sprache ist nicht Neugriechisch und nicht Romäisch, wie sie die Vulgaristen in Unwissenheit oder Böswilligkeit nennen, wodurch sie unbewußt oder bewußt Werkzeuge der schlimmsten Feinde der Nation und der Rasse werden. Sie ist immer die gleiche, ob wir sie alt-, mittel- oder neugriechisch nennen."

Daß so etwas geschrieben und als Eingabe an die Nationalversammlung eingereicht werden konnte, ist kein Wunder; man erkennt ja leicht im archaisierenden, unattischen, pomphaften Stil die Feder des Professors Mistriotis. Das Unglaubliche aber für den Fernerstehenden und Charakteristische für die Vorurteile, mit denen noch der Vulgarismus zu kämpfen hat, ist, daß unter den 17 Unterschriften sich Namen befinden wie die des Rektors der Universität und von 5 Theologie- und Philologieprofessoren, des Staatsanwalts am Kassationshofe, des Präfekten von Attika, des Präsidenten der Vereinigung der Zünfte Athens und des zweiten Ehrenpräsidenten des Ausschusses, des Metropoliten von Athen, der auch Oberhaupt der Synode ist. Als erster hat das Ehrenpräsidium der Patriarch von Konstantinopel übernommen, der in einem Dankteleqramm an Professor Mistriotis meint: „. . . Der Vulgarismus . . . obschon er tatsächlich keine Macht besitzt, . . . ist in nationaler Hinsicht eine schreckliche Seuche, die, sich selbst überlassen, die größten Schäden dem Nationalorganismus anzutun vermag."

15. Februar. Der Privatdozent der klassischen Philologie **Gardikas** wendet sich in einem Zeitungsartikel gegen die Vulgaristen, die der Auswurf der Nation sind, und deren Führer **Krumbacher** sein soll. Er wiederholt die Argumente von Mistriotis.

16. Februar. Unter dem Titel „Ein Nationalskandal — Der Unterrichtsminister ein Langhaariger[1]) — Eine ekelhafte Broschüre" veröffentlicht ein ehemaliger Gym-

[1]) Mit dieser Bezeichnung werden gewöhnlich die Vulgaristen von ihren Gegnern belegt. Sie besagt nichts, wenigstens heute (ursprünglich bezeichnete man damit unverständliche Symbolisten, die in der Vulgärsprache schrieben, etwa die Dichter mit der langen Mähne), um so leichter wird sie aber gebraucht. Nachdem einige Vulgaristen zu gewagten oder, für das heutige Sprachgefühl der Gebildeten, an-

nasialdirektor einen heftigen Artikel, in dem er den Minister beschuldigt, Mitgründer des **Erziehungsvereines** (Ἐκπαιδευτικὸς Ὅμιλος) zu sein, eines Vereins, der von angesehenen Bürgern im vergangenen Jahre gegründet worden ist, um zur Hebung des Schulwesens mitzuwirken, und in einer Mustervolksschule der lebendigen Sprache die ihr gebührende Stellung einzuräumen. Einige Tage später verlangte der erwähnte Gymnasiarch von dem ehemaligen Premier und jetzigen Führer der Opposition Mauromichalis, er solle, so gut er könne, dafür sorgen, die „bedrohte Nationalsprache" zu retten.

Ein Deputierter bringt an die Kammer einen Antrag, der im Sinne Mistriotis' die offizielle Sprache zu schützen sucht.

17.—20. **Februar.** Die meisten Zeitungen verhalten sich zum Antrag indifferent oder ablehnend. Der Schriftsteller **Xenopulos** meint, selbst durch die Aufnahme des beantragten Artikels laufe die Reformbewegung keine Gefahr. Denn, offizielle Kunstsprache und Volks- und Umgangssprache seien zwei ganz verschiedene Sachen, und die Weiterentwicklung und Kultivierung der letzteren könne ja nicht verboten werden. Andere Blätter lehnen den Artikel als lächerlich ab.

Studenten veranstalten eine Kundgebung, und in einer Adresse an die Kammer verlangen sie, daß die Schriftsprache verfassungsmäßig sanktioniert werden soll.

Ein Schulinspektor beklagt sich in einem Gesuch an das Unterrichtsministerium, daß der Gesangsunterricht in der Volksschule ganz unfruchtbar sei, weil die Sprache der Lieder die übliche Schriftsprache ist, und somit ihr Gehalt unverständlich ist und das Gefühl kalt läßt. Er verlangt die Ersetzung der Lieder durch solche, welche in der lebendigen Sprache abgefaßt sind.

25. **Februar.** Der Ausschuß zur Revision der Verfassung lehnt die Anträge zum Schutz der Sprache ab. In einer Sitzung des Sprachkomitees verliest Mistriotis Briefe und Telegramme, die den aufgenommenen Kampf billigen, und es wird ein Manifest abgefaßt, in dem gegen die unwillkommene Stellungnahme des Revisionsausschusses protestiert und im Namen der Kirche und der Nation an die Wachsamkeit des Volkes appelliert wird. Unter anderem heißt es: „Die Frage des Vulgarismus ist von den Gegnern unserer Rasse aufgeworfen worden, damit unsere so vollkommene Sprache gegenüber den Sprachen aller unserer Nachbarvölker schlecht gemacht wird und so neue Eroberungen in griechischen Ländern angebahnt werden können ... Somit ist die Frage eine Lebensfrage für die griechische Rasse ... Es soll niemandem erlaubt werden, das privilegierte griechische Volk aufzulösen und unsere heilige Religion zu erniedrigen!"

---

stößigen Neubildungen aus der Volkssprache gegriffen, hat man ihnen alle möglichen Sprachverdrehungen zugeschrieben und ihnen zum Schluß die lächerlichsten und unglaublichsten Neubildungen und Übersetzungen aus der alten Sprache in die Schuhe geschoben. In der Weiterentwicklung der letzten Phase gelangte das Wort nicht nur beim Volke, sondern auch in der Presse zu der Bedeutung: **Verräter, Atheist, unmoralischer Mensch** und so weiter! In letzter Zeit ist das Wort „langhaarig" als Schimpfwort in die Sprache der unteren Schichten des Athener Volkes aufgenommen worden.

In den nächsten Tagen gelangen zur Publikation Briefe der deutschen Universitätsprofessoren Martini (Leipzig) und Drerup (München), sowie des Engländers Daves an Professor Mistriotis. Auf welche Weise diese an sich unrichtigen Äußerungen von der Reaktion ausgebeutet worden sind, zeigen die Worte, mit denen das Blatt Καιροί die Veröffentlichung des letzteren begleitet: „Wie die Blätter von ganz Griechenland von Artikeln zugunsten der Nationalsprache wimmeln, so schicken auch die Philhellenen Briefe, wohin sie nur können, damit Platos Sprache gerettet werde, welche einige Menschen zerstören möchten. Wir veröffentlichen heute den Brief des englischen Priesters und reinen Philhellenen Daves" und so weiter.

Am selben Tag liest man in einem anderen Blatt als Titel eines langen Artikels „Die Absichten der Langhaarigen — Ihr Haß gegen unsere Rasse — Enthüllungen aus ihrer Grammatik." Die Grammatik ist die von Philindas, die erste moderne, in der Volkssprache abgefaßte Grammatik der neugriechischen Volkssprache. Das einzige wirklich Tadelnswerte darin wären die etwas unnötigen oder verfrühten Neubildungen für gelehrte *termini technici*.

26. Februar. Im Parlament tritt man in die Diskussion der Sprachfrage ein. Mehrere Deputierte greifen die „Vulgaristen" an, welche selbst unter den höheren Beamten sich finden, so Sotiriadis, der bekannte Archäologe, Dragumis, der Sohn des ehemaligen Premiers, Palamas, der Dichter; auch zahlreiche Deputierte gehören hierzu. Sie seien Mitgründer des Erziehungsvereines. Selbst die Universitätsprofessoren Lambros und Politis sollen „Langhaarige" sein. Sie sind aber alle lächerlich und degeneriert, und was Psichari in der Pariser Universität als Neugriechisch vorführt, ist überhaupt kein Griechisch. Es könnte höchstens Türkisch sein. Chatzidakis wird auch getadelt, weil er nicht das Volk über eine so wichtige Frage belehrt habe.

Studenten versuchen in das Universitätsgebäude einzudringen und den Sekretär Palamas tätlich anzugreifen.

27. Februar. Die Diskussion wird im Parlament von 5 Uhr nachmittags bis 2 Uhr vormittags fortgesetzt. Manche verteidigen die Sache der Volkssprache, darunter der Dichter Manos aus Kreta, der Übersetzer der Antigone, der Dichter Mabilis aus Korfu, welcher offen in einer schönen Rede bekennt, „es sei ihm eine Ehre, offen verkünden zu können, er sei ein Vulgarist", daneben verschiedene Mitglieder der soziologischen Gesellschaft (Sozialisten), die in Deutschland studiert haben, und welche im Namen der Freiheit des Denkens den Antrag ablehnen. Es werden zahlreiche Äußerungen verlesen, die Chatzidakis ehemals zugunsten der Volkssprache gemacht hat. Die Sitzung nimmt einen stürmischen Verlauf. Die Studenten der zwei Parteien geraten in den Logen in ein Handgemenge, das dann auf der Straße fortgesetzt wird.

28. Februar. Die Studenten (sofern sie Puristen, das heißt Anhänger der Schriftsprache sind) organisieren eine große Kundgebung, an der sich die verschiedensten Elemente beteiligen. Der Hauptredner, ein Mönch, sagt unter anderem: „Die griechische Sprache (weiter heißt es: die Sprache der Kirche) ist nicht gestorben; sie wird auch von den Ungebildeten gut verstanden." Die Manifestanten senden an den König eine Resolution. Ministerpräsident Venizelos, selbst ein gemäßigter An-

hänger der Volkssprache, empfängt ziemlich zurückhaltend den Ausschuß, weigert sich aber vor der tobenden Menge zu erscheinen. Er wird, derselbe, der vor nicht langer Zeit von ganz Athen vergöttert worden ist, beschimpft und ein „Langhaariger" genannt. Die Einmischung der politischen Reaktion wird immer deutlicher, und um größeren Unruhen vorzubeugen, beschließt die Regierung, in der Verfassung die Übersetzung des Neuen Testamentes zu verbieten.

Die Zeitungen dieser Tage wimmeln von Artikeln, in denen allerlei Falsches von Journalisten und Unkompetenten über Sprache und Sprachentwicklung vorgebracht wird. In einem Appell an die Kammer meint der Universitätsprofessor Kyriakos (Theolog) unter anderem: „Es ist an der Schriftsprache festzuhalten, weil wir dadurch der ganzen Welt beweisen, daß wir von den alten Griechen abstammen."

1. März. Die heilige Synode in Athen verlangt von der Regierung, daß „in geeigneter Weise" die Sprache der Kirche und der Nation geschützt werde; denn durch die kirchliche Überlieferung ist die Sprache bis zum heutigen Tag „treu und unverfälscht" aufbewahrt worden. In ähnlichem Sinne äußert sich auch der Metropolit von Athen in einem Interview. (Dazu sei bemerkt, daß die stark-archaisierende, nicht gesprochene und mit lateinischen Wörtern durchsetzte [also doch nicht so reine] Kirchensprache, nicht nur von der Umgangssprache sehr verschieden, sondern auch viel altertümlicher als die gewöhnliche Schriftsprache ist und von ihr auch in der Herkunft abweicht.)

Um neuen Lärmszenen und Kundgebungen vorzubeugen, wird die Universität militärisch bewacht. Im Parlament wird die Debatte (5 Uhr nachmittag bis 3½ Uhr vormittag) fortgesetzt und, wie auch in den letzten Sitzungen, Petitionen zugunsten der „Sprache" mitgeteilt (darunter eine der in einem Athener Gefängnis Eingesperrten). In einer heftigen Rede verlangt Savitsianos aus Korfu, daß die Regierung der Agitation von Mistriotis endlich ein Ende mache. Zahlreiche Deputierte fahren fort, allen möglichen Unsinn, Unwahrheiten und Verdrehungen gegen die Reformbewegung, vorzubringen. Der ehemalige Lehrer, Dr. Patsurakos, der Hauptverfechter der Schriftsprache im Parlament, verliest angebliche Dokumente (zum Beispiele aus der Zeitschrift des „langhaarigen" Erziehungsvereines), die gar nicht existieren und die er trotz Widerspruchs und Verwahrung der Anhänger der Volkssprache nicht vorlegen will; er verliest noch aus dem Journal der Folkloristischen Gesellschaft dialektgriechische Wörter (zum Beispiel οὐ Γιανάκς, für Schriftgriechisch ὁ Ἰωάννης, volksgriechisch ὁ Γιαννάκης) und volkstümliche Lieder obszönen Inhaltes, um zu beweisen, daß auch deren Herausgeber, Universitätsprofessor Politis, der verdiente Folklorist, ein „Langhaariger" ist. Er behauptet noch vor dem nicht orientierten Parlament, daß Politis von Professer Krumbacher, dem Führer der Langhaarigen, eintausendfünfhundert und sein Sohn nochmals tausend Mark bekommen habe. (Wahr ist, daß aus dem Thereianos-Fond der erstere — und nur dieser — eine Unterstützung für seine ausgezeichneten Werke über neugriechische Volkskunde bekommen hat.)

Zum Schluß hält Venizelos eine lange Rede. Bei der wachsenden Agitation *intra* und *extra muros* glaubt er nachgeben zu müssen, ja, er scheut sich sogar nicht im Namen der liberalen Regierung zu erklären, es sei unstatthaft, wenn ein Be-

amter, wie der Dichter Palamas, besonders ein Lehrer, sich offen zum Bulgarismus bekenne. Um 3 Uhr 15 Minuten nach Mitternacht werden folgende zwei Sätze in die Verfassung aufgenommen: „Der Text der Heiligen Schriften wird unveränderlich bewahrt. Seine Übertragung in eine andere Sprachform ohne die vorgängige Genehmigung des Patriarchats in Konstantinopel wird strengstens untersagt." Und: „Offizielle Sprache des Reiches ist diejenige, in welcher die Verfassung und der Text der griechischen Gesetzgebung abgefaßt sind. Jedes Vorgehen (οιαδήποτε ἐπέμβασις), das auf ihre Verderbnis abzielt, wird untersagt.

2. März. Die ganze Presse feiert den „Sieg der nationalen Sprache" und die „Zersprengung der Langhaarigen". Die 'Ακρόπολις, fast das einzige Blatt, welches einen wirklich liberalen Standpunkt bewahrt hat, beklagt die Entscheidung der Kammer. Professor Lambros wird auf der Straße als Langhaariger beschimpft. Im Parlament wird lange über die Sprache weiterdiskutiert. Mistriotis wird vor den Staatsanwalt geladen, um seine wiederholten, vagen und das Volk erregenden Beschuldigungen gegen die Anhänger der Sprachreform näher zu begründen.

3. März. In einer Note „danken und gratulieren" die Studenten (natürlich immer nur die reaktionären) dem Patriarchen, der Synode, Mistriotis und dem Universitätsrektor „für den ihnen geleisteten Beistand" und „voller Empörung mißbilligen sie und übergeben dem ewigen Fluch alle Gegner der Nationalsprache", Deputierte, Studenten, Zeitungen, welche „die schmutzige Rede der Bulgaristen verteidigt haben". In den nächsten Tagen werden auch mehrere Desavouierungen von Deputierten seitens ihrer Wähler, Lehrervereine und so weiter veröffentlicht, weil sie zugunsten des Bulgarismus im Parlament gesprochen haben. Achtzehn Deputierte (Bulgaristen) klagen Mistriotis wegen Verleumdung und Beschimpfung an.

4. März. „Die denkende Nation zum Staatsstreich der Nationalversammlung." Unter diesem Titel veröffentlicht die 'Ακρόπολις in diesem und den folgenden Tagen scharfe Proteste der führenden Schriftsteller, Künstler, Journalisten und so weiter, Männer wie Karkawitsas, Vlachojannis, Martzokis, Papandoniu, Kondylakis, Porphyras, Nirvanas. In der 'Ακρόπολις werden auch ältere Artikel von Chatzidakis zugunsten der Volkssprache wiedergedruckt.

Im philologischen Verein Παρνασσός hat der junge Byzantinist Buturas einen Vortrag über „Phonetische Erscheinungen der Neugriechischen Sprache" angekündigt. Das angesehene Blatt 'Αθῆναι beklagt sich, daß in diesem Verein den Langhaarigen eine letzte Zuflucht gegeben worden sei.

Mistriotis ist schon dreimal verhört worden, aber ohne Resultat. Die reaktionäre Presse spricht weiter von seinen wichtigen Enthüllungen. Die Puristen fangen an zu behaupten, der in die Verfassung aufgenommene Artikel schütze die Sprache nicht genügend. Die Regierung beabsichtigt nötigenfalls die Universität zu schließen. An Professor Mistriotis gelangen vom In- und Auslande, zahlreiche Briefe und Telegramme, um ihm zu gratulieren. So heißt es in einem Telegramm der Griechen einer amerikanischen Großstadt: „Sie haben den glimmenden (ὑποφῶσκον) Vulkan der griechischen Sprache ausgelöscht."

In einem Interview in dem reaktionären 'Εμπρός erklärt der Professor für Sprachwissenschaft an der Universität Chatzidakis, er sei begeistert, daß der

Sprachartikel dekretiert worden sei. Auch die französische Revolution hat eine offizielle Staatssprache anerkannt, und in Deutschland geht man noch weiter, da auch im Privatleben der Unterricht einer von der offiziellen abweichenden Sprache nicht zugelassen wird. Das schon Errungene reicht aber nicht aus, weil die Sprache von Schule, Kirche und Gericht noch nicht genügend beschützt wird. Nun hat man dies glücklicherweise erkannt, und es ist sicher, daß noch alles gut werden wird ... Die Bulgaristen sind zu verachten, weil sie die griechische Philologie und Kultur hassen ... Mistriotis, ein Ehremann, wird gewiß Beweise gehabt haben, ehe er zu seinen Enthüllungen geschritten ist. Damit hat er sich einen Anspruch auf die Dankbarkeit der Nation erworben.

6. März. Die 'Ακρόπολις greift Chatzidakis wegen seiner zweideutigen Stellung an. Die Anklagen Mistriotis' erweisen sich als durchaus nichtig.

7. März. Der Patriarch drückt brieflich seine Freude aus für das Erreichte. Die reaktionäre Presse spricht immer heftiger unter Berufung auf Chatzidakis' letzte Äußerungen über die neuen Maßregeln, die getroffen werden müssen „zum Schutz der bedrohten Sprache". Der schon dekretierte Artikel müsse schärfer gefaßt werden, und in ähnlichem Sinne ist ein Artikel über das Erziehungswesen abzufassen.

9. März. Neue lange Diskussion im Parlament. Die gerichtliche Untersuchung hat, trotz aller Aussagen von Mistriotis, keine seiner Beschuldigungen gegen die Anhänger der Sprachreform bestätigen können, und um volles Licht zu schaffen, nimmt Veniselos den Antrag zur Bildung eines Parlamentarierausschusses an, der feststellen soll, ob die „Bulgaristen" wirklich Werkzeuge eines Anschlages gegen die nationalen Interessen sein sollten.

Der Ausschuß der Verfassungsrevision lehnt den Antrag ab, wodurch in den Schulen die Einführung von Büchern, die nicht in der offiziellen Sprache abgefaßt sind, verboten werden soll und wonach jeder Lehrer, der auf irgend einer Weise Neigungen zur Korruption der Sprache zeigt, entlassen wird. (In ähnlichem Sinne besteht jedoch seit einigen Jahren ein königliches Dekret.) Studenten fahren fort in Versammlungen gegen die „Verräter" zu agitieren.

10. März. Das Blatt 'Ακρόπολις erscheint in einer archaisierenden Sprache à la Mistriotis. Die einzelnen Artikel lauten: Εὐ καὶ καλῶς — Οἷς καὶ ξυγχαίρομεν — Τοὔμπαλιν — Μάτηρ κακοῦργος — Χρυσοῦ ἔνσημον παρεπιδήμῳ Γαλάτῃ. Die Redaktion beklagt sich, daß nicht mehr Gymnasialrektoren behilflich sein könnten, damit diese Sprachform durchgeführt werde.

11. März. Skipis, ein junger „langhaariger" Dichter, kommt aus dem Auslande nach Athen. Seine Bücher — mit eigenen Gedichten — werden im Piräus konfisziert, das Ministerium wird über das Weitere befragt. Im Parlament, bei der Beratung des Erziehungsartikels, wollen mehrere Deputierte beantragen, daß die offizielle Schriftsprache als Sprache der Schule ausschließlich erkannt werde. Veniselos aber lehnt dies ab: durch die Ausschließung der Volkslieder, meint er, bewirke man nur den moralischen Tod der Nation. Er stellt die Vertrauensfrage. Die 'Ακρόπολις charakterisiert den abgelehnten Antrag als stumpfsinnig.

Mistriotis verlangt die Unterstützung der politischen Opposition und ladet durch folgenden Aufruf das Volk zu einer neuen Versammlung ein: „Vaterlandsliebende

Mitbürger! Unsere unsterbliche Sprache, unsere heilige Religion, unsere Nation, welche die ganze Welt zivilisiert hat, ist in der letzten Gefahr. Ich bitte Sie, laßt uns zusammenkommen ... damit wir uns über die Gefahr beraten und es uns überlegen, ob wir selbst Hand an uns legen wollen." Viele Studenten und einige Mitglieder des Sprachausschusses protestieren gegen die weitere Agitation von Mistriotis.

Nachklänge. (Ende März bis Anfang Mai.)

Ein offener Brief der griechischen Studenten in Leipzig an ihre Kommilitonen der Athener Universität rügt im Namen der Wissenschaft und des freien Denkens ihre Stellung in der Sprachfrage. — Französische Seminaristen in Saint Nazaire (Loire) ermutigen in einem Schreiben die griechischen Studenten ἐνθύμως ἀγωνίζεσθαι ὑπὲρ τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης τῆς ἀρχαίας. — Der Universitätssekretär Palamas, der bekannteste und beste Dichter des heutigen Griechenlands, wird mit Entlassung für einen Monat bestraft, weil er durch seine Haltung seine Befugnisse überschritten und die öffentliche Meinung herausgefordert habe. (Anlaß zu diesem unerwarteten Vorgehen der „liberalen" Regierung gab ein Artikel, den der Dichter einige Wochen früher im Organ der Reformbewegung Νουμάς erscheinen ließ, in welchem er des Patriarchen unrichtige Behauptung, daß keiner der unter den von der Regierung neulich dekorierten Dichter ein „Langhaariger" sei, berichtigt und sich als solchen offen bekennt. „Es gibt kritische Stunden", schrieb er unter anderem, „Augenblicke, die etwas Bedeutendes und Entscheidendes in sich zu bergen scheinen. Und dann muß jeder selbstbewußte Mann, der von einer Idee getragen wird, sagen: Hier bin ich, und seinen Mann stellen.") — Mistriotis bereist den Peloponnes und hält in verschiedenen Städten Reden, in denen er seine alten Anklagen gegen die Verräter wiederholt, die selbst höchste Stellen im Staat einnehmen. — Bücher mit Kindergeschichten in der Volkssprache der in Deutschland lebenden Schriftstellerin Delta werden im Zollamt Piräus mit Beschlag gelegt, bis die Einwilligung der Regierung zu ihrer Freilassung erfolgt ist. — Aus Thessalien telegraphiert ein Staatsanwalt, daß überall „langhaarige" Bücher verteilt werden, welche für den Atheismus Propaganda machen sollen, und allen möglichen Schmutz verbreiten. — Bei seiner Rückkehr wird Mistriotis in Athen mit dreimonatlicher Entlassung bestraft, „weil sein Benehmen keineswegs der Würde eines Beamten entspricht". Mistriotis droht, unterstützt vom Volke der Provinzen, die Regierung zu stürzen um Nation und Kirche zu retten. — In einer Enzyklika mahnt der Patriarch den Klerus die Nationalsprache zu überwachen. — Im Realgymnasium in Athen wird ein Schüler bestraft durch zweitägige Entlassung, weil er in einem Aufsatz — über ein folkloristisches Thema — sich nicht der offiziellen Sprache bedient hat, und in Volo wird ein Gymnasiast dimittiert, weil er in einer Zeitung einen Schulausflug „in einem vulgären Idiom" erzählte. — In einem thessalischen Städtchen wird von der Polizei unter anderen „langhaarigen" und „atheistischen" Büchern beschlagnahmt die vulgärgriechische Übersetzung von Brugmanns „Schrift und Volkssprache und die Sprache der heutigen Griechen".

* * * * * *

3. Rückblick.

Man wird unschwer aus dem gegebenen Bericht erkennen, welcher Art Hindernisse der Verbreitung der Volkssprache entgegenstehen. Es ist wahr, daß ein großer Teil des Landes sich für die offizielle Sprache geäußert und durch seine Stellungnahme deren verfassungsmäßigen Schutz von der Regierung erzwungen hat. Dies hat aber nur geschehen können, weil die Agitatoren im Namen von Kirche und Nation mit den teuersten Idealen des Volkes den gröbsten Unfug getrieben, die öffentliche Meinung auf die unerhörteste Weise auf Kosten der Bulgaristen irregeführt haben, und dem edlen, aber naiven und ungebildeten Volke vorschwindelten, Nation und Kirche gingen zugrunde, wenn die Volkssprache — die „langhaarige" Sprache, wie man meinte — siegen sollte. Bei seiner Entscheidung hat das aufgehetzte Volk keine Ahnung davon gehabt, daß die „Bulgaristen" gerade die verpönte Sprache des Volkes zur nationalen Schriftsprache erheben wollten, eben um das Volk zu bilden und der Nation ihr wahrstes Wesen zurückzugeben. Dem Volke wird dagegen die Meinung beigebracht, man wolle, im Einvernehmen mit unbekannten Feinden, die lebendige Sprache, den Glauben und das Volkstum der Nation zerstören. In Volo mußte ja die höhere Töchterschule — die erste Schule in Griechenland, in der die Muttersprache und die neugriechische Philologie die ihnen gebührende Stellung erhalten haben — geschlossen und der Direktor Delmusos, ein trefflicher Pädagoge und Schüler des Jenenser Pädagogen Rein, von der Polizei gegen die Wut des Volkes in Schutz genommen werden, nachdem der Bischof selbst wochenlang gegen die „unchristliche" Schule der „Langhaarigen" aufgehetzt hatte, weil sie die „vulgäre" Sprache schreiben lasse, deutsche Unsitten einführe, und das Morgengebet in der Schule abschaffe. Trotz alldem, obschon auch Arbeitervereine gegen die Bulgaristen sich erklärten, konnte schließlich das Volk seine eigene Sprache nicht verleugnen. Selbst in den Augenblicken blindester Wut hat es nur diese gebraucht[1]) — anderes wäre ja gar nicht möglich — und selbst in der Presse (gelegentlich auch im Parlament) hat die Volkssprache ihre immerhin bescheidene, aber unentbehrliche

[1]) So zum Beispiel in der entscheidenden Kundgebung des 27. Februars, ist von den Manifestanten auch folgendes gesagt worden: μπράβο bravo (schriftgriechisch dafür wäre εὖγε), νὰ πάμε στὸ βασιλέα wir sollen zum König (νὰ ὑπάγωμεν (ἄγωμεν) εἰς τὸν (ἄνακτα) βασιλέα), λόγο, λόγο reden, wir wollen eine Rede hören, θέλομε νὰ δοῦμε τὸν πρωθυπουργὸ wir wollen den Premier sehen (θέλομεν νὰ ἴδωμεν (oder mit Mistriotis ἵνα ἴδωμεν) τὸν πρωθυπουργὸν — νὰ βγῇ στὸ μπαλκόνι er soll auf den Balkon hinaus (νὰ ἐξέλθῃ εἰς τὸν (ἐπὶ τοῦ oder ἐπὶ τὸν) ἐξώστην — θάλασσα νὰ τὰ χάνωμε — μόνο ἔτσι μποροῦμε νὰ ἐπιβληθοῦμε (οὕτω μόνον δυνάμεθα νὰ ἐπιβληθῶμεν) usw.

Stellung weiterbehauptet[1]). Ferner aber, und vor allem, muß, wer die für ein modernes Volk nicht ganz leicht erklärbaren Verhältnisse richtig verstehen will, sich vergegenwärtigen, daß die heutigen Sprachverhältnisse schon vor zirka 2000 Jahren ihren Anfang genommen haben, und daß bis zu den jüngsten Generationen, besonders seit der Gründung des freien Königreichs, die sich auf die Stellung des modernen Griechentums zu seiner Vergangenheit beziehenden Anschauungen mit einer national-religiösen Treue vererbt und verbreitet worden sind. Nur dann kann man verstehen, wie eine im eigentlichsten Sinne nationale Bewegung wie der Vulgarismus so viel Widerstand begegnen und als antinational betrachtet werden kann.

Eines bleibt vielleicht noch zu erklären, wie es möglich war, daß eine so sehr ausgeartete Reaktion frei walten konnte, als ob sie wirklich des Landes absolute Mehrheit repräsentierte. Man muß sich hierbei folgendes vergegenwärtigen: Organisierte politische Vereine gibt es in Griechenland noch nicht und eine aufgeklärte öffentliche Meinung, welche in Dingen wie die Sprachfrage über den Sachverhalt orientiert wäre oder schnell orientiert werden könnte, gibt es am allerwenigsten. Unwissenheit hat seit Jahren die öffentliche Meinung in bezug auf das Wesen und die Ziele der Sprachreform vergiftet und voreingenommen, und selbst die einsichtigen Puristen haben nicht dagegen Stellung genommen (so zum Beispiel auch zur Zeit, als der Name Krumbachers auf ähnliche Weise von der Reaktion ausgebeutet wurde), oder sogar stillschweigend eine Aktion gebilligt, die ihren Zielen nur dienlich sein konnte. Traurig ist aber immerhin, daß kein griechischer Gelehrter das Prestige der griechischen Wissenschaft während der letzten bedauerlichen Ereignissen zu retten versuchte — eine rühmliche aber wirkungslose Ausnahme machten die jungen Philologen Buturas und Bubonas —, und daß selbst der Professor für Sprachwissenschaft Chatzidakis, der es sonst nie unterließ, alle Reformbestrebungen zu bekämpfen, es jetzt nicht für notwendig gehalten hat, rechtzeitig einzugreifen, und die Stimme der Wissenschaft oder seine eigene Meinung hören zu lassen, ja sogar statt dessen im letzten Augenblick ganz unerwartet die sinnlosen Forderungen seines unzurechnungsfähigen Kollegen überbot und verfassungsmäßig der Schule ein Sprachidiom aufzuzwingen verlangte, welches durch seine Unnatur Bildung und Erziehung des Volkes unmöglich macht.

Auf der andern Seite sind für den letzten Ausgang des Kampfes auch die Anhänger der Volkssprache mit verantwortlich, denen es noch nicht ge-

[1]) Charakteristisch ist es auch, daß für die in jenen Tagen zum erstenmal in den Straßen sich zeigende Schuhputzerin zwei vulgäre Wörter gleich durch die Presse weiterbekannt geworden sind: λυύστρισσα und λουστρίνα (zu λοῦστρος); einmal nur las ich auch das ganz gelehrte und unbrauchbare στιλβώτρια.

lungen ist, sich zu organisieren, und fest, programmäßig und zielbewußt durch rechtzeitige Aufklärung der Reaktion ihre kläglichsten aber gefährlichsten Waffen wegzunehmen. Die Sache der Sprachreform ist weder im Parlament noch in der Presse richtig beleuchtet worden, und man hat sich eher begnügt, die Volkssprache zu verteidigen und zu zeigen, daß durch ihre Verbreitung keine Gefahr für die Nation entstehen kann, als offen und gerade die Schriftsprache anzuklagen, und die unermeßlichen Schäden zu zeigen, die durch die heutigen Sprachverhältnisse entstehen. Die Bewegung ist aber verhältnismäßig neu, die meisten „Vulgaristen" sind noch jung (die älteren, sofern sie Beamten sind, trauen sich nicht offen sich an dem Kampf zu beteiligen), und außerdem haben die Griechen bis jetzt überhaupt noch kein großes Organisationstalent gezeigt.

An einen definitiven Sieg des Kulturkampfes, der im Namen der Sprachreform geführt wird, dürfen Griechenlands Freunde nicht zweifeln. Vielbedeutend ist schon, daß die ganze Literatur in der Volkssprache geschrieben wird und die offizielle Schriftsprache überhaupt nicht mehr als Literatursprache gelten kann. Auch erkennen die vorurteilslosen Kreise mehr und mehr, daß die Bildung des Volkes und der Nation nur durch eine aus dem Leben und den heutigen wirklichen Bedürfnissen entsprossene Schriftsprache erzielt werden kann. Ein Zeichen der Zeit ist auch der Umstand, daß zum ersten Male im griechischen Parlament die Reformbewegung ihre Verfechter gefunden hat (und zwar im ganzen achtzehn Deputierte!). Daß darunter auch die Sozialisten sich befanden, ist nur natürlich. Daraus aber den Schluß ziehen zu wollen, wie es Drerup in seinem von Mißverständnissen wimmelnden Aufsatz getan hat,[1]) daß der Vulgarismus eine sozialistische Bewegung ist, und die Sprachbewegung mit den sozialistischen Bestrebungen identifizieren zu wollen, ist ganz verfehlt und zeigt, wie wenig Geschichte und Wesen der Sprachfrage verstanden worden sind. Der Vulgarismus, der sich jetzt, wie gesagt, zu einer liberalen Kulturanschauung ausgewachsen hat, wird einst, wenn sich aus den bisherigen Personenparteien eine politische liberale Partei ablöst, mit ihr verschmelzen, ja ich weiß nicht, welches Interesse die konservativen Elemente davon abhalten sollte, auch zu den Anhängern der lebendigen Nationalsprache überzutreten, wie man es übrigens heute schon häufig findet. Denn die Diglossie ist ein Übelstand, der, wie gesagt, mit den größten Schäden für die ganze Nation verbunden ist. Und vor allem muß die Kirche einsehen, die so oft bis jetzt in schweren Tagen dem hellenischen Volke Hilfe und Rettung geboten hat, daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, die Mißverständnisse zu beseitigen,

[1]) E. Drerup, Das Ende des Sprachenkampfes in Griechenland. Deutsche Literaturzeitung, 15. April 1911, Nr. 15, S. 904—909.

die ihr zu ihrer heutigen reaktionären Stellung verholfen haben, um selbst für eine Reform einzutreten, die, ohne Kirche und Religion unmittelbar zu berühren, für Staat, Volk und Kirche so bedeutungsvoll ist.

Die Durchführung der Sprachreform wird ein Werk sein der kommenden Generation und vielversprechend für ihr rasches Aufwachsen ist vor allem, daß die aufgeklärte Jugend sich ihrer annahm und sich für sie begeisterte. Und die dicht aufeinanderfolgenden Proteste griechischer Studenten in Paris, Heidelberg, Leipzig und Berlin gegen die Maßregelung des Dichters Palamas und wegen der Motive, durch die sie begründet wurde, lassen hoffen, daß sie bald auch in ihrem Vaterlande für die Verbreitung gesunder liberaler Kulturanschauungen mitwirken, ihrem Volke neue Kulturziele zeigen und es einem neuen Leben zuführen werden.

Marokko und Kamerun.

Geographischer Überblick nach Abschluß der deutsch-franz. Verhandlungen

von Erich von Drygalski-München.

Da ich aus eigenen Reisen weder Kamerun und sein Hinterland noch Marokko, sondern von Afrika nur die südlichsten britischen Gebiete kenne, so kann ich über obiges Thema nicht aus persönlicher eigener Anschauung berichten, was für Kamerun und Marokko zugleich allerdings andern ebensowenig möglich sein würde. Ich kann nur davon sprechen, was die Wissenschaft über Kamerun und Marokko denkt, soweit ihr darüber Nachrichten vorliegen und diese sich nicht allzusehr widersprechen.

In der Natur Afrikas nimmt der Nordwesten, also Tunis, Algier und Marokko, eine Sonderstellung ein, weil nur in diesem Teile des Kontinents ein junges Faltengebirge liegt, das Atlassystem, während das ganze übrige Afrika entweder uralte Gebirge oder Tafelländer hat. Dieser Unterschied besagt, daß nur dort im Nordwesten die sonst große Einförmigkeit afrikanischer Landschaft und afrikanischen Bodenwertes einer größeren Formenfülle und Nutzbarkeit Platz gibt, wie wir sie ähnlich in Europa haben. Tatsächlich ist das Atlassystem nach Entstehung, Entwicklung und heutigem Zustand ein europäisches Gebirgsland, eine Fortsetzung unseres Alpensystems, die jetzt nur äußerlich von Europa abgetrennt und an Afrika angegliedert ist. Wir dürfen im marokkanischen Atlas deshalb eine ähnliche Zusammensetzung wie in den Alpen erwarten und soweit wir wissen, ist sie auch vorhanden. Der Erzreichtum des marokkanischen Atlas ist unbestritten und dem vieler europäischer Gebirge wohl überlegen; insbeson-

dere gilt dieses vom Hintergrunde des Wadi Sus und seines Hafenplatzes Agadir. Dort liegt ein wichtiges, besonders an Kupfer reiches Bergbaugebiet, das wir auch noch nicht in vollem Umfange kennen.

Zu dieser Gunst, den Formenfülle und Gebirgswert dem Nordwesten Afrikas, insbesondere Marokko geben, kommt die Gunst des Klimas hinzu.

Mit Ausnahme der südlichsten schmalen Teile und des breiten Nordens liegt Afrika in den Tropen und hat deshalb die diesen eigenen Extreme, also entweder eine überwältigende, die menschliche Kultur bisweilen erstickende Fülle der Produkte oder öde, kulturfeindliche Dürre, jenes in Urwäldern und Sumpfgebieten, dieses in Steppen und Wüsten. Nur der spitze Süden des Kontinents und der breite Norden liegt in den Subtropen und hat anderes Klima. Deshalb kann der Süden die Getreide-, Obst- und Weindistrikte der britischen Kolonien Kapland und Natal erzeugen, während der Norden das gesegnete Ägypten besitzt, dem der Nil allerdings noch ein besonderer Kulturbringer ist, und im Westen die Atlasländer einschließlich Marokko.

Auch Marokko ist also klimatisch begünstigt. Seine Mittelmeerküste freilich ist gebirgig und gibt für Landbau nicht allzuviel Raum, doch an der atlantischen Küste zwischen Tanger und Agadir liegt zwischen den Ausläufern des Atlas und dem Meer das sogenannte Atlasvorland, ein breites, meist ebenes Gebiet, das aus einem unteren Boden von 100 bis 250 Meter Meereshöhe und einem oberen von 400 bis 700 Meter Meereshöhe besteht, die miteinander durch einen steileren Abfall zusammenhängen.

Dieses Atlasvorland bildet den eigentlichen Kern des Staates Marokko. Besonders der untere Boden und in diesem der Küstenstreifen ist ein Landbaugebiet ersten Ranges. Er hat hohe und gleichmäßige Wärme und dazu Niederschläge, die im Winter, also periodisch, fallen. In den andern Jahreszeiten werden sie aber durch Nebel-, Dunst- und Taubildung genügend ersetzt. Eine besonders im Küstenstreifen verbreitete Bodenart, Tirserde genannt, die der fruchtbaren Schwarzerde Südrußlands nach Entstehung und Ergiebigkeit ähnelt, nimmt die Feuchtigkeit auf und hält sie wohltätig fest. So sind die Bedingungen zum Anbau aller Gewächse gegeben, einjähriger sowohl wie von Holzgewächsen. Besonders für Weizen und Gerste ist das Atlasvorland nach Th. Fischer eines der besten der Welt. Beim Eintritt der Winterregen, bisweilen erst im Dezember gesät, entwickeln sich diese Getreidearten ohne Unterbrechung bis zur Ernte im April oder Mai. Spätestens erntet man die wichtigsten Brotfrüchte Mitte Juni, also zu einer Zeit, wo Mitteleuropa noch lange darauf zu warten hat. Durch künstliche Berieselung, die vielfach leicht durchführbar und auch angewandt ist, können die Erträge noch bedeutend gesteigert werden.

Mit der Entfernung von der Küste nimmt die Ergiebigkeit freilich ab und schließlich am Fuß des Gebirges herrscht Steppe, weil die Feuchtigkeit landeinwärts sich mindert. Überall gibt es aber auch dort noch unter dem Einfluß kleinerer Erhebungen oder von Flußläufen fruchtbare Bezirke und vor allem viele Möglichkeiten zu künstlicher Berieselung, besonders am Rande des Atlas, aus dem viele Flüsse austreten. So sind in Marokko bis zum Gebirge hin großen Flächen die mannigfaltigsten Landbauerzeugnisse abzugewinnen und, wo Bewässerung fehlt und die Steppe herrscht, da gibt es noch ergiebige Viehzucht. Das ganze Atlasvorland darf deshalb als ein Landbaugebiet ersten Ranges bezeichnet werden. Neben Getreide aller Art liefert es auch in Südfrüchten große Erträge.

Diesen Vorzügen Marokkos stehen auf der andern Seite Schwierigkeiten entgegen, die einmal in der Unzugänglichkeit des Landes und zweitens in der Bevölkerung liegen.

Unzugänglich ist vor allem die Küste. Schon die ersten europäischen Seefahrer, die im fünfzehnten Jahrhundert hier entlang kamen, die Portugiesen, hatten an der marokkanischen Küste mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie pflegten das Meer davor als das Dunkelmeer zu bezeichnen, weil die Luft darüber von Nebeln und Staubmassen erfüllt wird, welche wesentlich Winden und Meeresströmungen ihren Ursprung verdanken und das Anlaufen der Küste erschweren.

Dazu kommt der ungünstige Charakter der Küste selbst, der am Mittelmeer zwar buchtenreich, aber doch ohne natürliche Häfen ist und am Ozean fast völlig ungegliedert. Agadir galt noch als der beste Hafen, weil dort eine Bucht ist zwischen den Ketten des Hohen Atlas und des Antiatlas, die südlich vom Atlasvorland bis an die Küste selbst herantreten. In dieser Bucht ist für Schiffe genügend tiefes Wasser bis zum Land, aber anderseits doch sehr wenig Schutz, da die Öffnung der Bucht gegen das Meer weit ist. Sonst ist die Küste meistens im Meeresniveau von einer Felsterrasse umgürtet, welche durch die Brandung in die Felsen gegraben ist und die Annäherung der Schiffe verhindert. Bei Casablanca ist diese Terrasse soweit durchbrochen, daß flache Leichter bis zum Lande hindurchfahren können, während die Schiffe draußen auf offener Reede liegen müssen. Der Brandung wegen kann der Verkehr mit dem Lande aber auch hier wochenlang unterbrochen sein.

Ebenso unzugänglich wie die Küste ist das Land dahinter. Das Atlasgebirge selbst ist nur durch enge Schluchten mit reißenden Gebirgsbächen vom Vorland her zu erreichen und auf meist hohen Pässen zu überschreiten. Das Atlasvorland ist zwar leicht zu begehen, hat für den Verkehr aber die andere Schwierigkeit des Wassermangels, da das Wasser

entweder im Boden festgehalten wird, wie in der Tirserde, oder auf Linien und Punkte konzentriert ist, die leicht gesperrt werden können. Auch die Stufen, in denen das Vorland ansteigt, sind ungünstig für den Verkehr. Schon die Küstenstufe ist vielfach nicht leicht zu gewinnen. Dazu haben die fast unabhängigen und freiheitliebenden Berbernstämme, die das Land bewohnen, die Stufenränder, also die natürlichen Verteidigungslinien des Landes, und ähnliche Punkte zur Anlage ihrer Siedlungen gewählt, in denen sie sich halten und das Eindringen fremder Züge abwehren können. Hierin und in dem Charakter der Berbern liegt der tiefere Grund, warum das Land keine einheitliche Herrschaft verträgt und die Zusammenfassung zu einem Staate Marokko fast immer nur eine nominelle war und auch heute noch ist.

Besonders das Susgebiet, also das Hinterland von Agadir, hat aus obigen Gründen seit lange ein Sonderdasein geführt. Es wird durch die Ketten des Hohen Atlas und des Antiatlas, die im Quellgebiet des Sus zusammenlaufen, im Norden, Osten und Süden abgeschlossen und hat daher mit dem übrigen Marokko nur geringe Verbindung. Auch ist es fast nur von den kriegerischen Berbern bewohnt, die dem Sultan Gefolgschaft und Steuern zu verweigern pflegen, wann es ihnen paßt. Es ist reich an Bergschätzen und hat auch eine große Gunst des Landbaues, wie ich sie geschildert habe. Es ist daher schon für sich allein ein sehr begehrenswerter Besitz, wie es ganz Marokko ist. Um es aber haben und halten zu können, würde es starker Kräfte und vieler Opfer bedürfen, schwieriger Kämpfe mit dem Islam, die der Nation, die sie aufnimmt, auch an anderen Stellen der Erde Kosten, Kämpfe und Opfer bringen würden. —

Wenn ich mich nach diesem kurzen Blick auf den Nordwesten Afrikas, insbesondere auf Marokko, zum Zentrum des Kontinents, also zum Kongobecken und dem Hinterland von Kamerun wenden darf, so haben wir dort naturgemäß ein ganz anderes Gebiet. An Stelle der Formenfülle des Atlas haben wir einförmiges Tafelland in unabsehbaren Flächen und an Stelle des abgeglichenen Klimas, welches Wärme und Nässe zur richtigen Zeit und in richtigen Mengen hergibt, wie in Marokko, haben wir die Extreme der Tropen.

Man kann das Kongobecken mit einer Schale vergleichen, deren Boden am Kongobogen und an den Mündungen des Ubangi und des Sanga 200 bis 300 Meter hoch liegt, während die Ränder nach allen Seiten hin, also auch nach Westen, zur Küste ansteigen. Zum Westrand der Schale gehört das Küstengebiet von Kamerun, zum Nordrand gehört Hochadamaua, also die hohen Gebiete südlich vom Tschadsee. Das von Deutschland neu erworbene Gebiet liegt auf dem Abfall dieser Ränder

nach Osten bezw. nach Süden zum Kongo und seinen Nebenflüssen Sanga und Ubangi.

Auf dem Boden der Schale strömt naturgemäß eine Überfülle von Flüssen zusammen, wie der Kassai von Süd, der Ubangi und der Sanga von Nord, und sammeln sich im Kongo. Die Wasserfülle ist so groß, daß die Flüsse in den Regenzeiten über ihre flachen Ufer treten und ineinanderlaufen, sodaß dann große Seen stehen, wo in den Trockenzeiten getrennte Stromläufe sind. So ist es z. B. an der jetzt deutschen Sangamündung in den Kongo. Solche Gebiete werden von den Sinkstoffen der Flüsse überdeckt und von Wasser durchtränkt, sind also vielfach Sumpfland. Stellenweise schneiden die Flüsse aber auch bis zu den Felsen unter den Sinkstoffen hindurch und bilden dann Stromschnellen, da die Felsen so hart sind, daß sich in ihnen noch kein ausgeglichenes Wassergefälle herstellen konnte. Diese Schnellen und Katarakte unterbrechen den Verkehr unliebsam in dem sonst so gut schiffbaren Kongosystem.

Die Kongomündung bricht durch den Westrand der Schale hindurch, also von dem tiefer gelegenen zentralen Kongoboden durch höhere Randfelsen. Auch hierbei bilden sich Katarakte und sperren den Zugang vom Meer zum zentralen Kongobecken, so daß dort eine Bahnanlage nachhelfen mußte, ein äußerst ungünstiges Moment für den Kongoverkehr, der also trotz des großen Stromes das Meer auf dem Wasserwege nicht erreichen kann. Ähnlich geht es mit den Küstenflüssen nördlich vom Kongo. Auch in Kamerun sind die wichtigeren Wasserstraßen zum Inneren der Schale, also zum Kongo gerichtet, der Neigung des Landes entsprechend. Die kleineren, zum Meer strömenden Flüsse haben wohl nutzbare Mündungen und Häfen, wie unser Kamerunfluß, bieten aber keine Wege zum inneren Land.

Zu der deutschen Kolonie gehört jenes Stück des West- und des Nordrandes des Kongobeckens, das im innersten Teile des Busens von Guinea liegt, außerdem der Abhang dieser Ränder zum Kongobogen, jetzt einschließlich des Sangagebiets und an einer Stelle bis zum Ubangi heran, und ferner auch der Nordhang jenes Randes zum Benue und zum Tschadsee. Dieser Nordhang wird nach Westen vom Benue zum Niger und nach Norden vom Schari und seinem linken Nebenfluß dem Logone zum Tschadsee entwässert. Die Quellflüsse des Logone begegnen sich mit denen des Sanga in einer Senke und vom mittleren Logone führt eine sumpfige Senke nach Westen zum Benue.

Durch diese letztere geht die wichtige Verkehrslinie aus Nordkamerun, durch den schiffbaren Benue zum Niger und zum Meer, doch ist sie fast ganz in britischem Besitz. Der Logone-Sangaweg aus Nordkamerun nach Süden zum Kongo ist bis zu diesem jetzt deutsch, doch kommt er wegen seiner

Weite und der längeren Unterbrechungen seiner Schiffbarkeit gegenüber dem Benueweg für den Norden nicht in Betracht. Zu ihm neigt sich Südkamerun, doch meist ohne schiffbare Wasserstraßen, sodaß nur ein kleines Gebiet der jetzigen Neuerwerbungen durch den Sanga und den Ubangi an den Kongo angeschlossen wird. Man ist also fast durchweg auf zu errichtende Bahnen angewiesen. Direkte Wasserwege zur Küste hat nur ein ganz kleines Gebiet von Kamerun, zumal auch der Kongo in dieser Hinsicht versagt.

Das **Klima von Kamerun** ist am regenreichsten im Küstengebiet, wo die vom Ozean einströmenden Winde an dem Rand der Schale ihre Feuchtigkeit abladen. Der 4070 Meter hohe Kamerunberg selbst gehört mit über 6000 Millimeter Jahresniederschlag zu den feuchtesten Gebieten der Erde. Aber auch der Boden der Schale, also das innere Kongobecken, und die Abhänge dazu haben reichlichen Regen, der wesentlich in zwei Regenzeiten fällt. Am wenigsten Regen von Deutsch-Kamerum haben die nördlichsten Gebiete, also der sogenannte Entenschnabel südlich vom Tschadsee mit 500 bis 1000 Millimeter pro Jahr. Sonst ist die Wasserfülle auch im Hinterland von Kamerun groß und erklärt das Überfluten der Unterläufe der Ströme und die Sümpfe, die sie begleiten, wenn die Regenzeiten einsetzen.

Diese reichen Niederschläge und Wassermengen bei gleichmäßig hoher tropischer Wärme bedingen die Wirtschaftsformen. Kamerun ist ein Land der Plantagen, des Ackerbaues und der Viehzucht.

Das beste **Weideland** liegt in der Mitte an jener Schwelle, von der sich das Land nach Norden und nach Süden hin senkt. Nördlich vom Weideland, also am britischen Benue und am deutschen Logone ist Bodenbau und Viehzucht gemischt; hier hat neuerdings die **Baumwollkultur** Bedeutung gewonnen, besonders im „Entenschnabel“, sowohl, wo er deutsch geblieben ist, als auch dort, wo er an Frankreich kam. Man darf aber annehmen, daß die Neuerwerbungen am Logone, z. B. das Sultanat Binder, der Baumwollkultur in gleicher Weise wie das abgetretene Land zugänglich sein werden. Der Logone selbst ist im Unterlauf von Sümpfen umgeben, sowohl auf deutschem, wie auf dem jetzt französischen Gebiet, während das Baumwollland beider Staaten erst in einigem Abstand von den beiden Ufern des Flusses beginnt.

Südlich von den Weidedistrikten der Schwelle dehnt sich zunächst Ackerland und Plantagenland aus und dann wohl in größerem Umfange Waldland, in welchem Kautschukgewinnung die Hauptrolle spielt. Je tiefer das Land zum Ubangi-Sanga und Kongo herabsinkt, desto mehr überwiegt der immergrüne tropische Regenwald, während in den höheren Teilen im Walde Lichtungen sind, die Ackerflächen enthalten. Da nun die neuerworbenen Gebiete im Osten und im Süden von Altkamerun tiefer liegen als die alten,

weil sich das Land von den letzteren her zum Kongo senkt, sind die neuen hier wohl überwiegend Waldland und an den Unterläufen der Flüsse in den Regenzeiten versumpft.

Im allgemeinen werden also die Wirtschaftsformen von Altkamerun auf die neuen Gebiete übergreifen können, sowohl nördlich wie südlich der Schwelle. Mögen daher auch in Nordkamerun besonders wertvolle Baumwolldistrikte des „Entenschnabels" französisch geworden sein, wie immer betont wird, so darf man doch in den Neuerwerbungen am Logone guten Ersatz dafür erhoffen. Direkt östlich von der Schwelle werden wir neue Viehzuchtdistrikte erhalten haben, und östlich und südlich von Südkamerun zunächst neue Ackerbaudistrikte und dann vornehmlich Waldland, in dem man Kautschuk gewinnt, wenigstens zunächst. Der Neuerwerbung aber, die südlich von Altkamerun liegt und bis ans Meer herangeht, fehlt doch sehr das spanische Rio Muni-Gebiet, nicht allein der Verkehrswege wegen, die sich von einem darin gelegenen guten Hafen her entwickeln können, sondern auch weil es höher liegt, als unsere Neuerwerbungen östlich dahinter, und daher wohl auch noch in anderer Weise nutzbar ist, als das Waldland der letzteren.

Mit diesem kurzen Überblick möchte ich schließen. Ich habe zu schildern versucht, wie sich die beiden Länder Kamerun und Marokko aus ihrer geographischen Lage her beurteilen lassen.

Über Wert und Unwert im einzelnen gehen die Ansichten noch sehr auseinander, weniger freilich über Marokko, das man wohl durchweg hoch bewertet, als über Kamerun und sein Hinterland. Über das letztere dürfte ein abschließendes Urteil aber noch kaum möglich sein, da es an Kenntnissen darüber fehlt. Der beste Kenner dieser Gebiete ist Freiherr von Danckelmann. Doch hat dieser ausgezeichnete Geograph, mit der von ihm stets geübten Zurückhaltung, auch jetzt bei seinem Rücktritt Näheres über das Land nicht veröffentlicht, ebensowenig wie der weitblickende Kenner und tatkräftige Förderer unserer Kolonien und ihrer Bedürfnisse, Hert von Lindequist. Das Ausscheiden dieser beiden Männer ist für unsere Kolonien also sicher ein überaus schwerer Verlust, denn erst längere Zeit kann anderen die Kenntnisse geben, die sie besitzen.

Zu welchen Ergebnissen man dann aber auch über den Wert unserer Neuerwerbungen kommen mag, soviel ist sicher, daß sie etwas ganz anderes darstellen, als es Marokko ist. Vielleicht geht das auch aus meiner kurzen Skizze hervor. Wir dürfen deshalb nicht von Kompensationen für Marokko sprechen, die wir erhalten haben, sondern nur von einer Vergrößerung unseres Kolonialbesitzes, der auf dem Wege über Marokko erreicht ist; wir dürfen vor allem nicht an eine derartige Kompensation denken, wie sie England mit Ägypten auf dem gleichen Wege erhielt. Immerhin haben wir

etwas Neues gewonnen, wo deutsche Kraft sich betätigen kann. Auch unsere europäische Heimat ist ja unter den Ländern der Erde nicht gerade das begünstigste Land und hat unendlich viele Kämpfe und Opfer gefordert, wo andere Länder leichtere Ernte hatten. So ist zu wünschen und zu hoffen, daß unsere Kolonien, die alten wie die neuen, in ihrer Entwicklung dem Vorbild des Mutterlandes folgen mögen in harter, zielbewußter Arbeit, wie sie das deutsche Volk kennt.

Rundschau.

Bauerngeschichten.

Worauf weist es eigentlich, daß die Erzählung aus dem bäuerlichen Leben seit längerem schon eine solche Rolle in unserer Literatur spielt? Die Tage Gotthelfs und Auerbachs scheinen wiedergekommen. Der Cottasche Verlag hat soeben zehn der bekanntesten Schwarzwälder Dorfgeschichten in den netten Einzelbänden seiner billigen Handbibliothek neu erstehen lassen. Der junge, unternehmende Verlag von Eugen Rentsch kündigt, in Verbindung mit der Familie Bitzius, eine unverkürzte Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf an, die, um das viel mißbrauchte Wort einmal zu Recht anzuwenden, einem seit langem empfundenen und mehr als einmal ausgesprochenen Bedürfnisse entgegenkommen wird. Ist es eine nicht unterzukriegende Sehnsucht nach einem einfacheren Leben, ein Durst nach reinem, kühlem Brunnenwasser, nach frischer, rauher, würziger Luft, wenn die Leser von heute, vor die Wahl zwischen einem Salonroman und einer Bauerngeschichte gestellt, unter zehn Fällen neunmal ohne Besinnen, gleichsam instinktiv nach der letzteren langen, und, wenn sie sie gelesen haben, erst dann zum Stadtroman greifen, wenn wirklich kein zweiter Bauernroman in Handweite ist, so daß diese Tendenz schließlich nichts anderes wäre, als das ins Literarische übersetzte Streben zahlreicher unter unseren Zeitgenossen, an Stelle überwürzter Nahrung schwarzes Hausbrot und grüne Gemüse zu setzen, an Stelle des übermäßigen Fleischkonsums das edle, süße Obst, und auf diese Weise den durch überfeinerte Nahrung verdorbenen Magen bis zu neuen Zumutungen ein wenig ausruhen zu lassen, also eine Art von belletristischem Vegetarismus, bestenfalls ein literarischer Landaufenthalt, auf welch beide nach Ablauf der Karenzzeit wieder die fetten Fleischtöpfe Ägyptens und jene abendlichen Abfütterungen folgen, welche der Gesellschaftsmensch mit Geselligkeit verwechselt? Aber ich fürchte, diese Neigung besteht nicht nur bei den Lesern, sondern auch bei den Kritikern; wenigstens ich muß gestehen, daß ich fast jedes neue Bauernbuch mit Hoffnung, fast jeden neuen Salonroman mit Resignation beginne, weil fast alle guten, starken Eindrücke, die ich von neuerer Erzählungskunst erhalten habe, auf das Konto der Bauerngeschichten zu schreiben sind, und nicht auf das der Großstadtliteratur. Besteht diese selbe Neigung, die bei den Konsumenten und bei uns Maklern und Mäklern unleugbar ist, schließlich nicht bei den Produzenten

selbst, bei den Dichtern, oder, um einen weniger anmaßenden Ausdruck zu nehmen, bei den Schriftstellern? Es gibt gegenwärtig nicht einen einzigen deutschen Autor von Rang, der Großstadtromane schriebe; denn die „Buddenbrooks“ spielen in einer alten Hansastadt, was etwas ganz anderes ist, als eine Großstadt, und „Königliche Hoheit“ in einer kleinen Residenz. Fängt vielleicht den Erzählern dieselbe Erkenntnis unbewußt aufzudämmern an, welche hinter all den unzähligen Formen ratlosen Tastens auf dem Gebiete der Theaterschriftstellerei zu stehen scheint, die Erkenntnis nämlich, daß der Gesellschaftsroman so gut wie das Gesellschaftsdrama überlebte, ja tote Formen seien, schlimmer noch: Seitenwege, ja Sackgassen der erzählenden und der dramatischen Kunst, aus welchen es keinen Ausweg gibt, als völlige Umkehr? Ist nicht schließlich der vorhin gemachte Unterschied zwischen dem Dichter und dem Schriftsteller unnatürlich und ein Symptom des künstlerischen Verfalles einer Literatur? Der griechische Roman, dessen Geschichte Erwin Rohde so unvergleichlich dargestellt hat, fängt erst an zu wuchern, nachdem selbst die Nachblüte der klassischen Zeit abgefallen ist. Das Gastmahl des Trimalchio folgt der großen Zeit der römischen Literatur, wie der französische Roman, noch von Boileau und jedem Vertreter des großen Geschmackes in literarischen Dingen als ein Außerhalb und Unterhalb der wirklichen Literatur empfunden, erst im achtzehnten Jahrhundert anfängt zu dominieren, als die Kunst sich verbürgerlicht und der Geschmack sich verweiblicht hatte. Erst nachdem die große Theatertradition der Elisabethaner abgerissen war, entstand in England aus sozialer Utopie, Abenteurergeschichte, Gesellschaftssatire und bürgerlichem Unterhaltungsbedürfnis der Roman. Wirkliche Kunst kommt dem Unterhaltungsbedürfnis nicht auf dreiviertelwegs entgegen, weil sie überhaupt von einem Unterhaltungsbedürfnis nichts weiß, sondern dem Selbstdarstellungs- oder Selbstverkleidungsbedürfnisse des Künstlers entspringt. Je mehr Großstadt in einem Kunstwerke steckt, desto aktueller mag es werden, aber desto belangloser wird es zugleich. Der Zeitroman ist und bleibt eine Zwitterform: rasch berühmt, wird er ebenso rasch vergessen. Nicht das Rußland des neunzehnten Jahrhunderts interessiert uns im mindesten, wenn wir „Anna Karenina“ lesen, sondern die Entwicklung eines weichen, aber redlichen Herzens durch Ehe und Landleben zur körperlichen und seelischen Gesundheit, und die Entwicklung einer reichen, aber unstäten Natur durch das Gesellschaftsleben zu Schande und Tod. Es läge nahe, an Alphonse Daudet zu erinnern, der sich durch sein Leben in der Pariser Gesellschaft und sein Arbeiten für sie aus einem südfranzösischen Dichter zu einem entwurzelten Chroniqueur degradierte. Aber die Gefahr liegt nahe, diese allzulange Einleitung ins Unendliche fortzuspinnen. Der Faden sei abgeschnitten, nur der langen Rede kurzer Sinn noch formuliert: wie auf dem Gebiete des Theaters gegenwärtig die verschiedensten Versuche gemacht werden, krampfhafte und nüchterne, das Drama wiederzufinden, das wir, weil wirs so herrlich weit gebracht, unvermerkt verloren haben, so scheint in den besseren Köpfen der Erzählungsliteratur, in allem, was nicht rettungslos dem Moloch Publikum und dem Moloch Honorar verfallen ist, ein deutlicher Drang wirksam zu sein, eine anständige Form des Epischen wiederzufinden, die uns hier nie so gänzlich abhanden kam, weil die erzählende Dichtung nur des empfänglichen Lesers harrt

und nicht des spekulativen Theaterdirektors. Die Bauerngeschichten nun, die Begier, mit der sie gelesen und die Menge, in der sie produziert werden, scheinen mir Symptome dieser Abkehr vom Unterhaltungs- und Gesellschaftsroman zu sein und Zeichen dieses Verlangens nach Stil in der erzählenden Dichtung, mag man das nun Epos oder Idyll nennen. Wir kehren instinktiv zu den einfachen Bedingungen des Lebens zurück, um die einfachen Bedingungen der Kunst durch Darstellung eben dieses Lebens wiederzuerobern. Homer steht uns näher als Zola, Daphnis und Chloe näher als Renée Mauperin, Aucassin und Nicolette näher als *Fromont jeune et Risler aîné*. Wir suchen in der Bauerngeschichte jenes Moment der Immergültigkeit, der Zeitlosigkeit, das die Großstadtgeschichte mit ihrem komplizierten Mechanismus nicht geben kann.

Ludwig Thoma hat gleichzeitig einen neuen Roman und ein neues Lustspiel veröffentlicht. Beide Werke verstärken den Eindruck eines literarischen Januskopfes, als welcher dieser glänzend begabte Autor nachdenklicheren Lesern schon seit längerem erscheint. Im Roman ist er ein harter, fast finsterer Fatalist mit einer Vorliebe für die Elementarereignisse des bäuerlichen Lebens: Liebe, Hochzeit, Alimentationsschwierigkeiten, Altenteil, Sterben. Im Lustspiel, oder richtiger: im Schwank, arbeitet er nach den bewährten Rezepten der Gattung seit Iffland und verrät eher eine gewisse Neigung zu harmloser Lebensauffassung. „Der Wittiber" (Langen) erzählt die Geschichte eines Bauern, der als Fünfziger seine Frau verliert. Der Rausch bringt ihn in die Kammer der Magd, einer Person vom Schlage der zweiten Frau des Fuhrmanns Henschel. Tochter und Sohn setzen ihm zu, das entgegenkommende Mädchen aus dem Hause zu tun. Sein Stolz als Hausherr aber und der Trotz des bösen Gewissens machen ihn verstockt. Das Verhältnis mit dem Sohne wird immer unhaltbarer, bis dieser die Person nach einem unheilbaren Krach mit dem Vater erdrosselt. Resultat: Der Sohn kommt ins Zuchthaus, das Anwesen unter den Hammer, der Alte wird zum Säufer. — Das ist eine Geschichte, wie sie in den Kampfjahren des deutschen Naturalismus hätte geschrieben werden können; ein typischer Lebenslauf in absteigender Linie, rein naturalistisch gesehen, rein naturalistisch erzählt. Keine neue Eroberung der deutschen Erzählung; denn Gerhart Hauptmanns erzählendes Erstlingswerk, Der Bahnwärter Thiel, war 1887 schon so weit, ja weiter, wenigstens was das Ludwig Thoma beinahe versagte Dichterische betrifft. Strenge Wirklichkeitsschilderung ohne den Willen zu dichterischer Wirkung. Darin liegt ein Vorzug, aber auch ein Mangel. Technisch gegenüber dem „Andreas Vöst" ein großer Fortschritt: die Handlung schnurgerade, starr, konsequent. Die Behandlung des Dialekts ebenso glänzend, wie die Demonstration des psychischen Mechanismus dieser Bauern. In beiden, Sprache wie Psychologie, sogar eine ihrer selbst bewußte Virtuosität, die beinahe verstimmt. Diese Gewandtheit ist noch viel stärker in „Lottchens Geburtstag" (Langen) zu spüren, einem Schwank, in welchem der typische Universitätsprofessor der Fliegenden Blätter seine zwanzigjährige Tochter geschlechtlich aufklären will; sie hat jedoch bereits einen Hebammenkurs mitgemacht. Drollig und behaglich gemacht, etwas zu breit, mit den nie ihre Wirkung verfehlenden Mitteln, die Thoma schon in der (schwächeren) „Moral" erfolgreich erprobt hatte. So zeigt der Schriftsteller Thoma

ein wunderliches Doppelantlitz: pessimistisch im Roman, opportunistisch im Schwank. Und eine doppelte Technik: naturalistisch in der Erzählung, schablonenmäßig im Theaterstück. Er meistert heute das feinere Rezept der naturalistischen Erzählung ebenso wie das gröbere der Schwankwirkung. Mit dem ersten schildert er seine Bauern, mit dem zweiten seine Kleinstädter. Auf die erste Art kann er noch manche Bauerngeschichte, auf die zweite noch viele Kleinstadtsatiren schreiben. Ich stelle den Erzähler höher, trotz allem, was ihm bis jetzt versagt scheint und wohl dauernd versagt bleibt; denn während die Schwänke rein aus der Lust nach komischer Wirkung entstanden sind, lebt in den Bauerngeschichten der Geist einer horizontlosen, aber festen und derben Sachlichkeit. „Lottchens Geburtstag" könnte schließlich auch von Kadelburg sein. „Der Wittiber" kann nur von Thoma sein. Es ist ein merkwürdiges Buch, mit dem man nicht so leicht fertig wird; immer wieder versuche ich mir klar zu werden, was mich letzten Endes doch an ihm stört, obgleich ich ihn so bewundere, vielleicht **weil** ich ihn so bewundere. Vor kurzem wurde in Puchschlagen bei Dachau der Bauer Peter Loder, das Urbild des „Andreas Vöst" begraben, der gern von der Entstehung des Romans erzählte, sich sogar auf Ansichtskarten als Andreas Vöst unterschrieb; „nur auf den Schluß des Romans", hieß es in derselben Zeitung, die seinerzeit den „Vöst" veröffentlicht hatte, „war er nicht gut zu sprechen, da er niemals mit dem Strafrecht in Konflikt gekommen war". Peter Loder war hier von dem nämlichen künstlerischen Instinkt geleitet, wie die Kioskfrau, bei der ich täglich die neue Nummer mit dem „Andreas Vöst" abholte. „Der Schluß ist leider gar nichts", sagte sie und drückte so auf ihre Weise aus, was daran stört: Das Kriminalistische ohne innere Not, als Verlegenheitsschluß. Die Urbilder des „Wittibers" und seines Sohnes werden auf den Schluß ihrer Geschichte vermutlich ebensowenig gut zu sprechen sein, wie Peter Loder aus Puchschlagen auf den der seinen. Es scheint als ob die Schlüsse beider Romane nicht der Künstler, sondern der Rechtsanwalt geschrieben hätte, sie sind keine organischen Romankapitel, sondern Schriftsätze mit denen der Fall *ad acta* gelegt wird. Noch etwas scheint mir in dieser Bauerngeschichte Thomas stärker hervorzutreten: gibt er nicht zu verstehen: „unter den und den Umständen benimmt sich der oberbayerische Bauer „nämlich" so!"? Lebt im „Wittiber" noch die naive Fabulierlust, mit der Thoma einst den Agricola schrieb? Ist sie nicht dem Vergnügen an folkloristischer Kenntnis gewichen? „Seht, wie ich den Bauern kenne": steht dies nicht unsichtbar über jeder Seite? Und, was das Verwirrende ist, Thoma hat recht, unbedingt recht! Ich glaube den Bauern auch ein wenig zu kennen, darum las ich Antwort um Antwort in diesen unerhört wahrhaftigen Gesprächen — denn Thomas Bestes liegt im Dialog! vielleicht ist er deshalb ein so wirksamer Theaterschriftsteller; vielleicht ist er darin einem sonst so heterogenen Geiste wie Alfred Capus verwandt, der ebenfalls ein glänzender Theaterschriftsteller, aber kein Dramatiker ist — las jede Replik so, wie Sardou die Szenen Scribes las, als Rebusse: was kommt jetzt? was läßt er den Mann jetzt sagen? Manchmal erriet ich es, aber meistens war die Replik gänzlich überraschend, etwas ganz Anderes, Unerwartetes, etwas unendlich Richtigeres, Treffenderes, daß man aufspringen möchte vor Vergnügen, weil eben dies Unerwartete das einzig Richtige war. Aber dann stieß

ich mich wieder an der fast asketischen Geradlinigkeit. Erzählen ist Lust an Entwicklung durch Verwicklung, Lust an Entspannung durch Spannung. Vielleicht, — dies ist mein vorläufig letzter Grund dafür, daß ich trotz aller Bewunderung den „Wittiber" nicht mit demselben Genusse lesen kann, wie Huggenberger etwa oder Raithel, vielleicht kommt es davon her, daß Thoma, wenn er schon an Leser denkt, sich nicht Bauern als Leser seiner Bauerngeschichten vorstellt, sondern Stadtmenschen. Ich habe den Versuch gemacht: die Bauern, „sie hören es nicht gerne". Warum wohl? Wittern sie mit der Feinheit ihres Instinkts, daß Thoma schließlich doch über ihnen steht, und sie zu gut kennt, zu kühl beobachtet, und zu scharf zeichnet, um sie wirklich noch zu lieben?

„Bauerngeschichten und Bauerngeschichten sind groß zweierlei: es gibt ihrer solche, und es gibt solche. Leibl hat Bauern gemalt, und Millet und Segantini. Was aber in den Kunsthandlungen verkauft, in den guten Stuben aufgehängt und in den illustrierten Familienblättern geschätzt wird, ist meist etwas sehr anderes: Pfeifenkopfbauern, *Souvenir de Berchtesgaden*-Bauern, Schliersee'r und Tegernsee'r Bauern mit Duliöh-Dulio und dem Apostroph vor dem letzten Buchstaben. Wir haben Dorfgeschichtenschreiber, bei denen überhaupt nichts echt ist: sie gleichen den Fastnachtsbauern eines Maskengarderobe-Etablissements. Andere, die nicht über eine gewisse ethnographische Echtheit hinauskommen: sie sind wie die Bauerntrachten im Glaskasten eines Museums. Andere wieder blicken mit verliebten Augen um sich, wiegen sich in den Hüften, drehen die Waden heraus und lassen die silbernen Knöpfe des Westenleibchens blitzen: das sind solche, die nicht als Bauern in der Tracht stecken, sondern das echte Kostüm, das heißt die an sich echten Züge, zur Schau stellen, sie so herrichten, daß sie auffallen, daß man jedem Einzelteil ansehe: das ist wahrhaftig echt. Bei manchen hören wir vor jedem besonders guten Satz, den sie sprechen, das leise Klingelzeichen des Regisseurs. Bei andern nach jeder Pointe (echte Bauernkunst ist pointenlos) gleichsam eine kleine Stille: die Pause des Volkssängers nach dem Witz, damit das Publikum merkt, daß es jetzt lachen müsse. Wenige sind gleich echt in der blauen Stallhose wie im Feiertagsputz, im groben Küchenschurz und im Tanzbodenrock; echt, wenn sie den Mund aufmachen, und auch echt, wenn sie schweigen. Diese Wenigen haben unter dem Bauerngewand das Bauernhemd, und darunter die Bauernhaut, und darunter das Bauernherz. Zu diesen wenigen gehört Hans Raithel."

Vor Jahren schrieb ich dies in einer inzwischen eingegangenen Zeitschrift über Raithels „Annamaig" (Leipzig, Amelang), und heute wiederhole ich es für Raithels „Herrle und Hannile" (ebenda). Dies köstliche Idyll ist kein unwürdiges Seitenstück zu dem größeren Roman. Auch die Geschichte eines fünfzigjährigen Wittibers, des „Herrle", der sogar schon im Altenteil lebt, kompliziert durch die Geschichte einer gut dreißigjährigen Wittiberin; ein allzu schlauer Knecht, ein pfiffiges Kleinbäuerlein, eine keifende Schwiegertochter und das kleine Hannile helfen, teils willig, teils durch Hindernisse, die beiden zusammenbringen. Mit welchem Behagen aber ist diese simple Geschichte erzählt! Wie teilt sich dies Behagen dem Leser mit, derweil er schmunzelnd die Kreuz- und Querzüge des Herrle verfolgt, bis es seine Margelies' kriegt! Es ist keine Kleinigkeit, die Geschichte der

Heiratsnöte eines Fünfzigers so herzerfreuend zu schreiben. Ist dies höchst liebenswürdige und feine Buch deshalb weniger echt? Im Gegenteil; es wirkt nur umso echter durch seinen goldenen Humor. Nehmen wir ein Beispiel: „Romeo und Julie auf dem Dorfe", an sich eine krasse Handlung in der Art des „Wittiber"; aber wer, der die herrliche Geschichte liest, denkt daran, daß die Handlung zum Teil kraß ist? Man kann sich dieselbe Geschichte mit epischer Wucht, aber zugleich mit moralisierender Tendenz vorgetragen denken: dann bekommt man Jeremias Gotthelf. Man kann sie sich mit harter Tatsächlichkeit erzählt denken und unübertrefflich echt im Dialekt: dann erhält man Ludwig Thoma. Man kann sie sich vorstellen recht behaglich und mit Einrenkung des Tragischen aus Menschenliebe: dann haben wir Hans Raithel. Kann sie sich dramatisiert denken, von Anzengruber (das Tragische bleibt); von der Birch-Pfeiffer (das Tragische wird eingerenkt, aber nicht aus Menschenliebe). Die einzige unechte Fassung wird die der Birch-Pfeiffer sein. Aber zweifelt nicht, daß sie bühnenwirksamer sein und öfter gespielt werden wird, als etwa die Anzengrubers. Alle andern sind echt. Echt ist Thoma so gut wie Gotthelf. Trotzdem werden manche den Schweizer vorziehen: weil es immerhin ein Unterschied ist, ob man die Bauern als Rechtsanwalt kennen gelernt hat, oder als Seelsorger. Echt ist Raithel: er ist vielleicht der ideale bäuerliche Erzähler, der mit glücklichem Humor von höchst realen bäuerlichen Geschicken berichtet. Aber nun rührt Gottfried Keller diese Welt mit Zauberhand an, und sie ist völlig verwandelt: Alle Schicksale scheinen bedeutsamer und tiefer, die Farben energischer, ein unbeschreiblicher Hauch liegt über der Geschichte, der uns schwermütig entzückt; diese kleine Welt hat mit einemmal einen Adel, eine Frische, als läsen wir von homerischen Königstöchtern und vom göttlichen Eumaios, und unsere vorher objektive Freude an der Geschichte ist plötzlich einer sehr subjektiven Erregung und tiefen Erschütterung gewichen, weil wieder einmal ein Großer jenes zauberkräftige *Tat twam asi* gesprochen hat, das alle Herzen entriegelt. Echt oder nicht echt ist nur das alleranfänglichste, nur das allervorläufigste Dilemma. Ein Vordergrundsproblem! eine Oberflächenfrage! Was nicht echt ist, existiert überhaupt nicht. Aber Echtheit ist nicht das Höchste. Das Höchste ist die menschliche und künstlerische Persönlichkeit des Dichters. (Ich hätte als Beispiel für die Variationen ebensogut den „Wittiber" nehmen können. Es wäre ein anregendes Spiel der Phantasie, und durchaus kein müßiges, sich den „Wittiber" von Jeremias Gotthelf auszumalen, oder den, der in den „Leuten von Seldwyla" stehen könnte.) Es ist mit der Echtheit wie mit der Orchestrierungstechnik: natürlich muß sie da sein, aber es ist recht wenig da, wenn sonst nichts da ist, als sie.

Raithel wird es nicht als eine Herabsetzung seines idyllischen Meisterstücks nehmen, wenn ich, der konsequenten Durchführung des Beispiels halber, einen Namen anführte, vor dem die meisten anderen Namen verblassen. Denn „Herrle und Hannile" ist in der Tat ein rundes, prächtig geratenes Meisterwerk; der Umfang spielt keine Rolle. Ein Buch, das seine innere Dimension so rein und schön ausfüllt, ist in seiner Art bedeutend, und wenn es noch so knapp beisammen ist; eines, das hinter seiner inneren Dimension zurückbleibt, ist klein, und sei es noch so umfangreich.

Einen idealen bäuerlichen Erzähler nannte ich Raithel vorhin. Hier ist ein wirklicher Bauer, der Schweizer Alfred Huggenberger, der Bauerngeschichten schreibt. Sein erster Band, der „Von den kleinen Leuten“ (Frauenfeld, Huber) hieß, enthielt die Geschichte eines Bauernknechts, namens Daniel Pfund, die von vielversprechendem Kaliber war. Sein neues Buch, „Das Ebenhöch“ (ebenda) zeigt seine erzählende Kraft gesteigert und verfeinert. Es sind famose Züge darin, die einem einfach einfallen, gewissermaßen in einem stecken müssen; erfinden läßt sich so etwas nie. Zum Beispiel: Der Bub darf das Frühstück vor der Schulaustrittsprüfung nicht aus der gemeinsamen Schüssel löffeln, weil ihm sonst das Gelernte nicht bleibt. Oder der Steinerbauer hat befohlen, daß die Leichenträger seinen Sarg beim Acker auf dem Herrenpünt einen Augenblick abstellen müßten; er wisse schon warum. Oder, wie der Bub das Büchel für Auswanderer kaufen will, geht er drei Sonntage hintereinander mit einer Ausrede in die Stadt, um sich zu überzeugen, daß der Schatz noch in der Auslage des Buchbinders liegt; erst am dritten traut er sich zu fragen was es kostet. Oder der Bub pappt sich alle Illustrationen aus dem Wochenblatt an seine Kammerwände und meint, wunder wie festtäglich das aussehe. Oder der Stolz auf den neugekauften Ackerstreifen: „mit elf gewachsenen Bäumen!“ Oder, daß die Mutter dem Vater noch einen Geranientopf aufs Grab setzt, gefüllt mit Erde von dem Acker, den er so gern hätte haben wollen, und den erst der Sohn hat kaufen können. Oder, daß es dem Mädel träumt, sie stehe auf der Stiege im Haus des Burschen, den sie gern sieht, und schreit ihm zum Essen „ganz wie eine Frau, die in einem Hause daheim ist“. Oder, der heruntergekommene Bauer, der immer in der Lotterie spielt, damit er seiner Frau einen Grabstein von Marmor setzen lassen kann, „mit goldenen Buchstaben darauf“. Aber nicht, weil solche Einzelzüge in Huggenbergers Buche so zahlreich stehen, ist es wertvoll, sondern, weil es so gesund und reich ist, daß es diese Einzelzüge wie von selber trägt, wie der Baum seine Äpfel. Die schönste der fünf Geschichten ist die erste, zugleich die längste: „Der Acker am Herrenweg“, die Geschichte bäuerlichen Bodenstolzes, nebenbei die Jugendgeschichte eines wackeren Burschen und eine feine Herzensgeschichte. „Elsbeths Enttäuschungen“ erzählt vom Sitzenbleiben eines braven, reichen und schönen Bauernmädchens. Es steht ein zarter Zug darin, der für die Feinheit Huggenbergers im Seelischen kennzeichnend ist. Zu Elsbeth kommt ihre Jugendgespielin, die vordem eine ausbündig glückliche Braut gewesen war. „Sie war sehr still; ihre Augen hatten den hellen Schein von früher verloren; einmal, als Elsbeth sie auf die Bahnstation begleitete, bekannte sie ihr alles. Sie könne nicht sagen, daß der Mann nicht recht sei; er gebe ihr auch genügend Brauchgeld. Aber sonst wisse man halt nicht viel voneinander. „Es wird schon so sein“, sagte sie zuletzt, „wir Frauen müssen uns selber am Leben erhalten; wir müssen uns selber vorsingen, wie der Schäfer, damit wir nicht einschlafen und tot werden.“ — Ein Menschenschicksal in ein paar Zeilen: man mag Stöße von Moderomanen durchblättern, ohne auf einen solchen Zug zu stoßen. Ein Stück wie „Die Heuerin“ ist von jenem kategorischen Imperativ der Rechtschaffenheit diktiert, der glücklicherweise hinter einem großen, ja dem größten Teile der Schweizer Literatur steht. Köstlich ist „Peter Wenks Heimsuchung“: mit trockenem Humor wird da erzählt,

wie ein Bauer sich einbildet, er müsse bald sterben und was für närrische Sachen er deswegen macht. Den „Halbwild" kennen unsere Leser schon: er stand im letzten Augustheft, wo neben Hermann Kurz und Grete Auer auch Alfred Huggenberger die Schweizer Erzählung der Gegenwart vertreten half.

Dieser kategorische Imperativ der Rechtschaffenheit steht auch hinter Ernst Zahns Schöpfungen, noch um ein paar Töne dunkler und strenger, als Gebot der Selbstüberwindung. Kein Autor unserer Tage preist so wie er die Entsagung; sie ist das Thema fast all seiner Schriften, das schwere Problem der meisten seiner Helden. Man mag ihn spöttisch einen Moraltrompeter nennen: damit ist der spröde Reiz seiner Bücher nicht erklärt. Denn, merkwürdig! Dieser Prediger der Selbstüberwindung ist einer unserer gelesensten Schriftsteller. Entsagung aber ist sonst kein beliebtes Thema beim Publikum. Zahn ist eben doch, abgesehen von dem Ethiker, der dem Gestalter Rückgrat verleiht und ihn davor bewahrt durch Vielschreiben sich auszuschreiben, ein geborener Erzähler. Er kann sein Handwerk: das ist nichts Kleines, nicht einmal in unserer gegenwärtigen Erzählungsliteratur etwas gar so Häufiges. Jeder Strich sitzt, wenn auch am Ende nicht jeder Strich gleich fein ist. Wie er in diesem neuesten Romane, den „Frauen von Tannò" (Deutsche Verlagsanstalt), das Thema sicher vorbereitet, dann immer deutlicher, lauter und wuchtiger bringt, wie er es umbiegt, sozusagen einen „Minore" schreibt, es mit anderen Themen zusammenbringt, sie auseinanderstreben und wieder zusammenstreben läßt, bis das Werk ruhig wie ein Orgelnachspiel ausklingt, das hat wirklich den Reiz einer soliden musikalischen Faktur, und es gibt nicht viele Erzähler, die ihm das heute nachmachen können. Das Thema ist diesmal die Selbstüberwindung eines ganzen Dorfes: Die Mädchen von Tannò geloben unvermählt zu bleiben, um eine von Geschlecht auf Geschlecht sich unerbittlich vererbende krankhafte Disposition zum Stillstand zu bringen. Verneinung des Willens zur Zeugung aus Verantwortlichkeitsgefühl: ein Problem, das immer aktueller wird, und von einem Ernste, daß man sich vergebens in unserer Literatur umblickt, um dasselbe Wagnis der Aufgabenstellung noch einmal zu finden. Zahn packt mit seiner zähen Gelassenheit das Problem an; er läßt ein ganzes Dorf die Kette eines krank gewordenen Lebens durch einen heroischen gemeinsamen Entschluß abbrechen. Der Vorwurf ist so bedeutend, daß es schließlich kein Wunder wäre, wenn der Dichter nicht alles aus ihm gemacht hätte, was an Möglichkeiten in ihm lag. In Zahn wird gelegentlich der beliebte Autor über den ohne Rücksicht auf ein Publikum schreibenden Künstler Herr. Er ist nicht frei von Manier: wie wäre es bei der Raschheit seiner Produktion anders möglich? Es wäre gut, wenn er einmal ein paar Jahre lang völlig schwiege, gar nichts veröffentlichte, ein Jahr zum mindestens sogar überhaupt nichts schriebe, um nicht immer wieder in ähnliche Problemstellungen hineinzukommen.

Freising.

Josef Hofmiller.

Kritik der Kritik.

Die Monographie über die Kritik unsrer Zeit ist noch nicht geschrieben. Ich fürchte, sie würde eine Verrohung der Kritik. Ein Produktiver müßte sie schreiben. Einer, der in jeder Kritik sich zurücktasten könnte zum Kunstwerk und dabei doch die Kritik in ihrem Eigenlicht, nicht nur als Widerschein sehen würde, der vor- und rückwärts blickend die zwei Menschengesichter bestimmen könnte, die in einer Kritik sich in die Augen sehen. Wehe dem Produktiven, der diese Monographie schriebe!

Der größte Unterschied zwischen dem Kritiker und dem Dichter ist, daß der eine notwendig ist, und der andere unnötig. Die Notwendigkeit kommt mit dem Zweck und der Zweck der Kritik als Institution ist, Beschaffung von Bequemlichkeit für die Masse. Der Kritiker hat das Los des Baumeisters: Mietshäuser werden verlangt, die Paläste vortäuschen. Das drängt zur Unehrlichkeit. Die Trockenwohner wollen schnell und komfortabel im Neuesten untergebracht sein. Die Kritik im allgemeinen hat das schlechteste Publikum, das, welches auf dem Laufenden bleiben will, Trockenwohner der Kunst, die ausziehen, wenn sich das Haus gesetzt hat. Kein Wunder, daß die Kritik so schlecht ist.

Man muß viel Liebe haben, wenn man Kritik üben will. Dann nur kann man inbrünstig hassen. Es ist nichts mit der wägenden Objektivität Schöpfungen gegenüber, die sich eben aus dem wechselvoll schlagenden Herzen eines Lebendigen gelöst haben. Was helfen abgewogene Gründe, wenn unsre Stimme nicht dröhnt und bebt und überredet? Was soll unser Verständnis, wenn wir's den Unsichern nicht aufdrängen, was unsre Ablehnung, wenn sie nicht blitzt und niederschlägt, was unser Jubel, wenn wir nicht verdammen können? Wir müssen die Ellenbogen gebrauchen, um dem Großen einen Weg durch die Allzukleinen zu bahnen. In der Menge gelten nur handgreifliche Argumente. Wer in jeder Hervorbringung auch das Krümlein Gutes sieht, ist ein Totenrichter. Die Sünde der Objektivität wird ihn zwingen, im großen auch das Krümlein Schwäche herauszuklauben. So verwischt er die Distanz, nähert Gipfel und Sumpf, ist Schrittmacher des Durchschnitts. Ihm fehlt das letzte: die Prophetie. Er ist und bleibt der ehrliche Makler zwischen Künstler und Publikum, dessen Übersorgsamkeit beide am günstigen Abschluß hindert.

Der Kritiker aber sei das Herz seiner Zeit. Er ist kein untrüglicher Manometer ihrer künstlerischen Spannung, das Hirn forscht wohl kühl bis in die Hintergründe dichterischer Gestaltung, er weiß alles in der Vergangenheit und kennt Gesetz und Überlieferung, aber das Urteil spricht das Herz. Das gibt die Farbe der Liebe und des Hasses, läßt eine Hoffnung schwer fahren, ergibt sich hingerissen einer neuen Sehnsucht und ist im letzten Grunde unbestechlicher und hellsichtiger als das Hirn, das sich manchmal eines Gesetzes oder Präzedenzfalles erinnert, wo das Herz nur eins ganz fühlen und verdammen wird: die Unfruchtbarkeit. Das ist die letzte Norm für gut und schlecht: ob aus einem Kunstwerk ein Weg weiterführt, ob auch in ihm ein Schritt zur Vollendung hin getan ist. Den soll die Kritik mittun. Die Beckmesser zetern hinterdrein. Weit hinten. Schon sieht man sie kaum mehr.

Jetzt sind sie verschwunden. Nur noch ein letztes Verhallen: „.... so hat denn die moderne Bewegung ein modernes deutsches Drama bisher nicht hervorgebracht."

So schwört nämlich Paul Goldmann[1]). Die Sache ist nicht so ernst, wie sie aussieht. Man muß Paul Goldmann kennen. Er läßt nur Dinge gelten, die er mit der dunkeln Bezeichnung „poetisch" belegt, während er sich von andern voll Abscheu mit dem Aufschrei: „Literarisch" wegwendet. Als er sich über die moderne Bühne Gedanken machte, kam ihm eine kleine Wahrheit in den Sinn: daß nämlich der Bühnenschriftsteller mit der Bühne rechnen müsse. Aber er hat diese Wahrheit längst so aufgeblasen, daß sie ein grotesker Schwindel geworden ist. Seine zweite These, so .. vom Zusammenhang zwischen moderner Dichtung und modernem Leben, war nie eine Wahrheit. Wenn er Ibsen dafür als Kronzeugen anruft, so beweist er nur, daß er kleine Äußerlichkeiten für das Wesentliche hält und nicht begriffen hat, daß der Weg von der „Nora" zu „John Gabriel Borkmann" der Weg aus dem Zeitlichen ins Zeitlose, also der des großen Dichters ist. Aber Paul Goldmann sieht wahrscheinlich in John Gabriel die Tragödie der modernen Großbank und die sittliche Mahnung: Rühre nicht an die Depots! Paul Goldmann glaubt, daß Sudermann moderne Probleme behandelt.

Das banale Rätsel Goldmannscher Theaterkritik löst sich leicht, wenn man weiß, es liegt ihm eine Wahrheit zugrunde. Immer nur eine, immer die gleiche. Er fordert sie mit immer gleichen Worten von jedem Kunstwerk, betrachtet jedes Stück aus ihrem Gesichtswinkel, macht, wenn es diese eine Forderung nicht erfüllt, immer dieselben vernichtenden Scherze nach demselben Schema, nimmt nach immer dem gleichen Rituell eine Scheinköpfung des Autors vor und glaubt so die Theaterdichtung erfaßt und gerettet zu haben, weil er eines ihrer gröbsten Grundprinzipien verkämpft hat: das Schauspiel für die Schaubühne. Manchmal hat er dann natürlich recht (einem Rekruten sitzt die zu verpassende Uniform immer), dann stimmt sein Urteil mit dem der Wissenden überein.

Goldmann hat Augen, aber keine Ohren. Er sieht im Theater nur, was vorgeht und wie es vorgeht und er ist dagegen, wenn nicht alles klar und leichtfaßlich ist. Er haßt das Chaos und wünscht nicht, daß die ihm unterstellten Dichter einen Stern gebären. So kann die Kuriosität entstehen, daß er in einem Buch die „Moral" (sicherlich eine amüsante Simplicissimus-Revue) fast einschränkungslos lobt und „Ulrich, Fürst von Waldeck" fast einschränkungslos verdammt. Dieses Beispiel zeigt aber sofort den zweiten Maßstab, mit dem Goldmann, wenn er die Bühnenfähigkeit abgeschätzt hat, den Pegelstand des ideellen Gehalts abmißt. Das Stück von Eulenberg enthält nämlich nach Goldmann nur „einige Augenblicke lyrischer Stimmung, ein paar Verse, die poetisch klingen, einige hübsche Gedanken". Während es von der „Moral" nach Zitation der anfechtbarsten Stellen der ganzen Komödie, nämlich der fabelhaft revolutionären Sinnsprüche der Frau Lund im ersten Akt, heißt: „Es ist wirklich kein verlorener Theaterabend, an dem man auf der Bühne solche Aussprüche hört."

[1]) Paul Goldmann, Literatenstücke und Ausstattungsregie. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen. Literarische Anstalt Rütten und Loening, 1910.

So bespricht man Dramen! Die „Neue Richtung" (die Anführungszeichen stammen immer von Goldmann, der auf Gänsefüßchen den deutschen Dichterwald durchschreitet); „die große Revolution von 1889", „das Genie Hauptmann", dessen gesammelte Werke sind mehr „gesammelt„ als „Werke" (fabelhaft), der „geniale" Regisseur (immer Reinhardt), die „literarische" Kritik (lies: die Kritiker außer Mir), also: die „neue Richtung" ist Herrn Goldmann nicht „poetisch" genug, sie spricht nicht so schön zum Herzen wie das „Johannisfeuer", sie beschäftigt sich nicht mit der Gegenwart in der entsprechenden Weise (siehe Goetz, Iphigenie, Tasso, Faust, Egmont von Goethe), und tut sie's, so bringt sie „als eine der dichterischen Verherrlichung würdige Zeitfigur Jack den Aufschlitzer auf die Bühne". Steckt in diesem Satz nicht alles? Man verherrlicht Jack the Ripper! Die Dichter preisen ihn der heranwachsenden Jugend als Vorbild an! Ja, wo soll man denn Frau und Töchter hinführen, wenn solche Zustände auf der deutschen Bühne herrschen?

Und so stellt sich Goldmann den Dichter vor: „Wenn ein„bedeutender Dramatiker einen geschichtlichen oder literarischen Stoff zur Bearbeitung sich erwählt, so läßt er sich wohl hauptsächlich durch praktische Rücksichten bestimmen'; er spart Zeit und Arbeit, indem er einen Stoff benützt, den die Geschichte oder die Hand eines andern Künstlers bereits geformt haben." Aus dem Briefwechsel eines solchen bedeutenden Dramatikers mit seinem Verleger: „.... und kann ich, da Heyses Novellen Band 1—10 dramatisieren werde, Ihnen für die nächsten sechs Jahre jeden dritten Monat ein Stück gegen bar zum äußersten Preis von .... Mark liefern, Lustspiele, da sehr gesucht, entsprechend höher ...." Schiller an Goethe, 19. Juli 1799: „Dieser Akt (der Maria Stuart) hat mich deswegen viel Zeit gekostet und kostet mich noch acht Tage, weil ich den poetischen Kampf mit dem historischen Stoff darin bestehen mußte und Mühe brauchte, der Phantasie eine Freiheit über die Geschichte zu verschaffen, indem ich zugleich von allem, was diese Brauchbares hat, Besitz zu nehmen suchte."

Goldmann hat ein literarisches Gesetz und eine Weltanschauung, die wie eine Kartoffelwage funktionieren. In einem Satz: Er will in klarer, leichtfaßlicher Weise eine utilitaristische Ethik auf der Bühne betreiben. Das Menschliche im Kunstwerk, der Resonanzboden jeden Gebildes, ist ihm einerlei, weil sich das nicht auf mechanischem Weg feststellen läßt. Dazu hat er in jedem seiner Sätze dermaßen den Ton verbissener Unfähigkeit, daß man sich veranlaßt sieht, seine eigenen Ansichten zu wechseln, wenn sie mit denen Goldmann's zusammengehen. Ich habe von Schmidtbonns „Grafen von Gleichen" nie etwas gehalten, aber seit ihn Goldmann verrissen hat .... Ich möchte ein Beispiel anführen, wie dieser Kritiker kritisiert (am Schluß steht noch eines): „Die Gräfin (von Gleichen) erkennt also den Grafen. In jedem andern Stück würde jetzt der Strom der Freude aus dem Herzen der Gräfin hervorbrechen. In jedem andern Stück — aber in diesem nicht. Die Gräfin ‚hebt einen Arm und wird zu Stein'. Nun ist es gewiß, daß jemand aus übergroßer Freude die Sprache verlieren kann. Allein Personen, die auf die Bühne kommen, treten sicherlich nicht zu dem Zweck auf, um die Sprache gerade da zu verlieren, wo sie unbedingt etwas sagen müßten. Der Dichter hat doch die Aufgabe, mitzuteilen, durch Worte mitzuteilen, was die Herzen der von ihm geschaffenen Menschen be-

wegt; und er macht es sich gar zu bequem, wenn er sie eben im bedeutendsten Augenblick zu Stein erstarren läßt." Ist das nun Kritik oder üble Nachrede? Man mußte Ein Mal ausführlich über Herrn Goldmann reden.

Zwei andere Bücher noch beschäftigen sich kritisch mit dem Theater: Jacobsohns „Reinhardt"[1]) und ein Buch des Freiherrn von Berger „Meine Hamburger Dramaturgie".[2]) Meine? Diese Vorsicht war überflüssig. Man hätte sie nie und nimmer verwechselt. Bergers Buch ist salopp, unorganisch und inhaltslos. Am schlimmsten ist's, wenn der jetzige Hofburgdirektor neckisch wird. „Die Geschichte vom kleinen Hans und seinem großen Lebensplan", das ist gedruckt noch nicht oft dagewesen. Es hat höchstens ein Gegenstück in Herrn von Bergers Versen (die auch in „Meiner Hamburger Dramaturgie" stehen; ich bitte die entsetzliche Parodie auf den Faustmonolog „Wer hat das Theater erfunden?" nachzulesen). Aber nicht nur die ödesten, momentansten Momentverslein hat er aufgenommen, nicht nur schlimmste Feuilletons im schlimmsten Deutsch („mit Rücksicht auf das lebhafte Interesse", „meine Feder sträubt sich", „ich will Ihnen trotzdem einiges von dem verraten", diese Blüten alle in einem Aufsatz). Herr von Berger war auch der Ansicht, man könne neben den Dichtungen von Goethe und Hauptmann ganz gut auch noch von ihnen eine Übersetzung in Bergersche Prosa gebrauchen. Das ist doch wohl einzig: ein Theaterdirektor, der sich eine Dichtung dadurch klar machen will, daß er sie sich selbst schriftlich erzählt und der dieses private Hilfsmittel dann drucken läßt. Der Faust sieht dann so aus: „Dazu kam die Empfindung, über all dem eiteln und unfruchtbaren Studium das Leben versäumt zu haben. Mit (!) Scham gestand er sich, obwohl den Fünfzig nahe, nie ein Weib umarmt zu haben ...." Was will es neben solchen Ungeheuerlichkeiten heißen, daß in dem über dreihundert Seiten starken Buch ein paar interessante Bemerkungen über Hamlet und Don Carlos und manches Gute über Hebbel steht? Wer von etwas weiß, braucht noch nicht darüber zu schreiben und schreiben zu können. Lessing sagt in seiner „Hamburger Dramaturgie": „Die Welt verliert nichts, daß ich, anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie, nur zwei an das Licht bringen kann." Herr von Berger hat nur einen... an das Licht gebracht: aber die Welt hätte auch nichts verloren und so weiter.

Siegfried Jacobsohn ist allem zum Trotz ein wahrhafter Kritiker. Sein Buch begleitet Reinhardt vom Kleinen Theater übers Neue Theater zum Deutschen Theater und den Kammerspielen. Die Enge des Buches zeigt sich im Thema: Reinhardt. Es will einen Menschen und seine Tätigkeit einfangen. Seine Weite darin, daß es einen Hundertgesichtigen umfaßt. Aber es ist eigentlich mehr ein Memento für den, der Reinhardt kennt, als ein Bekanntmachen mit Reinhardt. Man spürt, auch wenn einem die Namen nichts sagen, instinktiv die Feinheit der Beurteilung von schauspielerischen und Regieleistungen, aber es bleibt das ungewisse Gefühl, nichts nachprüfen zu können. Man hat hier ein Buch, in dessen Sprache und Theaterbildung man sich zu Hause fühlen kann. Ich vermag vielen literarischen

[1]) Siegfried Jacobsohn, Max Reinhardt. Berlin, Erich Reiß, o. J.

[2]) Alfred Freiherr von Berger, Meine Hamburger Dramaturgie. Wien, Christoph Reisser, 1910.

Urteilen nicht beizustimmen, so dem begeisterten über den „Marquis von Keith", diese sehr laute Abstraktion, oder dem Hymnus über das „Friedensfest", das ich lediglich mit Aufbietung allen historischen Gefühls noch ertragen kann, in seiner zitternd für drei Stunden aufrechterhaltenen Robustität, hinter der sich eine blutrünstige Nervenschwäche birgt. Manches auch stört mich unverhältnismäßig: daß Jacobsohn, als er seine Kritiken sammelte, zu oft den gleichen Scherz, dasselbe Gleichnis, die nämliche Art, an etwas heranzugehen, stehen ließ. Und schließlich eine Unart; zum Beispiel in der Judith-Kritik: (pathetisch) „Es wächst das Riesenmaß der Leiber weit über Irdisches hinaus (mit schnell abfallender Stimme), wie es sich für alttestamentarische Helden gehört." Dickens hat den Witz darin schon herausgehört, als er seinen Mister Micawber formte: „Du wirst verzeihen, wenn die frische Wunde eines verletzten Gemütes, empfindlich geworden durch eine Kollision mit einem Knechte der öffentlichen Gewalt .... kurz einem ordinären Röhrenarbeiter beim Wasserwerk ...."

Die Sache will's, mein Herz! Der „Graf von Gleichen" wird von Goldmann und von Jacobsohn besprochen. Von beiden abgelehnt. Ich muß vergleichen, um das Wesen der Kritik, wie ich sie will, zu bestimmen. Jacobsohn verdammt das Stück am härtesten, indem er den Konflikt nicht anerkennt. „Notburg" heiße das Drama. Der „Graf von Gleichen" müsse ein flacher Erotomane sein, um der Sage genugzutun und komme aus seinen Geschlechtlichkeiten nicht heraus. Ich würde gegen: Schmidtbonn hat das Drama mathematisch zwischen die zwei Frauen geteilt, so daß dem Grafen nur hie und da ein brutales Machtwort oder das Wimmern eines unartigen Kindes übrig bleibt, dem Grafen, in dessen Brust sich das Drama abspielen sollte. Ich glaube, Jacobsohn hat unrecht, wenn er die Sage anschuldigt, wo doch nur der Dichter schuld ist, der die Sage nicht zur Wahrheit werden ließ. Aber Jacobsohn forscht mit Hirn und Herz nach der Ursache, warum etwas hier mißtönt, er lebt mit Notburg, auch wenn er den Tod, der zeitweise seinem Kasten entspringt, lächerlich findet. Hingegen Goldmann! Zuerst bezweifelt er Schmidtbonns Fähigkeiten, weil dessen Stücke bei Reinhardt aufgeführt werden. Dann lobt er ihn, weil sein Stück keine Perversitäten enthält. Dann vermißt er, „wenn irgend etwas für den Dichter unerläßlich ist", die Empfindung. Dann findet er lediglich in der Gestalt und einzelnen Worten des jungen Mädchens einige Poesie! Dann stellt er fest: „Es pulsiert auch nicht ein dramatischer Nerv in dem Stück." Und schließlich fängt ihm das Drama vier Wochen zu spät an: „Die dramatischen Elemente dieses Stoffes sind vor allem die Heimkehr des Grafen und vorher seine Befreiung aus der Gefangenschaft." Ist das die Möglichkeit? Nein, Herr Goldmann, es ist uns gänzlich schnuppe, ob der Graf auf einer Strickleiter oder in einem Unterrock entflohen ist. Selbst die Zahl der getöteten Eunuchen interessiert uns nicht, sondern der Kampf der Hirne und Herzen zu Haus, in der Heimat, das blutige Duell zwischen Sitte und Individuum, das Schlachtfeld des Betts und des Hauses, in dem drei Menschen für sich und wider sich einen mörderischen und selbmörderischen Krieg führen! Aber — (der erste, bühnentechnische Maßstab ist verwandt, man ziehe den ethischen) „es versteht sich von selbst, daß außerhalb des orientalischen Harems eine Ehe mit zwei legitimen Frauen nicht nur dem Recht

und der Sitte entgegen, sondern wider alle Natur, wider alle Möglichkeit ist; und es ist eben so selbstverständlich, daß das Naturwidrige, daß das Unmögliche niemals dramatisch, niemals tragisch sein kann. Und daß der Autor sich gerade das Unmögliche aus seinem Stoff zur dramatischen Behandlung herausgesucht hat, spricht am stärksten gegen seine Eignung als Dramatiker."

Man könnte ....!! Aber Ruhe! Erstens: Was hätte er aus dem Stoff des „Grafen von Gleichen" heraussuchen können, als eben das Problem des „Grafen von Gleichen"? Und zweitens: Sophokles war ein rechter Stümper, der dem Ödipus das Problem der Blutschande zugrunde legte, die zweifellos naturwidrig, also unmöglich, also undramatisch, also niemals tragisch ist.

Straßburg i. E.

Ulrich Rauscher.

Notizen.

Zwei Theatereindrücke. Das Jahr geht zu Ende, man versucht eine Bilanz zu machen: Was hat es versprochen, was hat es gehalten?

In der Lyrik, im Roman keine neue Erscheinung, die über den Durchschnitt hinausragte, kein neuer Mann, kein neuer Name. Im Drama: Karl Schönherr. Wirklich? Ich überlese meinen Aufsatz über „Glaube und Heimat", der im Märzheft erschien und frage mich, ob ich ihn heute noch ebenso schriebe. Ich glaube nein. Gewiß bewundere ich nach wie vor die Bühnenenergie, die von dem Stücke ausgeht; seine dramatische Freskenwirkung, sein Balladentempo. Aber ich glaube, wir alle, die wir von dem ungestümen Werke Schönherrs geradezu überrumpelt wurden, legten heute auf die andere Schale der Wage ein schwereres Gewicht von Zweifeln, als im ersten Enthusiasmus, den wir empfanden, als endlich, nach all dem Stimmungsgetue der Ibsennachahmer wieder einer auf die Bühne gesprungen war mit der Gebärde des Eroberers, zugreifend und unbedenklich, ein Draufgänger, der nicht viel Federlesens machte, sondern seine drei Akte vorbeidonnern ließ. Heute würden wir vielleicht die Fäden, die von älteren Werken des Verfassers hinüberführen, stärker beleuchten und nicht umhin können, einen gewissen Mangel an schöpferischen Einfällen festzustellen; „klein im Erfinden, groß im Gestalten", wie Johannes Eckardt in der lesenswerten Schrift formulierte, die das Beste ist, das über „Glaube und Heimat" gesagt wurde (München, Verlag von Max Engl). Heute würden wir in der unbestimmten Angabe von Ort und Zeit der Handlung zugleich eine Schwäche, nicht nur eine Stärke des Stückes sehen. Ich hatte das schon in jener ersten Besprechung für jeden, der lesen kann, angedeutet; aber heute würde ich mich nicht mehr mit dem Andeuten begnügen; ich müßte, wie Eckardt, sagen, daß die Charaktere mehr Typen als Individuen sind; „Typen im engeren Sinne der Problemstellung, nicht im weiteren Sinne der Zeit"; daß Schönherr „den Rahmen des Typischen irrig erweitert". Ich müßte Eckardt Schritt für Schritt recht geben, wenn er die Idealisierung des Rott auf Kosten der anderen Personen tadelt, wenn er seine verzeihende Gebärde im Widerspruche mit seiner Psyche und mit der Psyche der Zeit findet; wenn er im Reiter ein schwer glaubliches Nebeneinander von Brutalität und Innigkeit feststellt; Eckardt hat recht,

der Schluß Schönherrs ist pietistisch rührselig: „bei den Bauern der Alpenländer zur Zeit der Gegenreformation lag auf der Bibel der Morgenstern und neben dem Gebete stand ein Fluch auf den Lippen, ... es ist eine Verletzung der Gerechtig- keit, wenn das Gegenspiel im historischen Lichte bleibt, während der Spieler idealisiert wird.“ Wir würden jetzt den Vergleich zwischen Schönherr und der Handel-Mazzetti schärfer durchführen und müßten uns auch hier dem psychologisch fein begründeten und mit ungemeiner Sorgfalt nach allen Seiten hin abgewogenen Urteile Eckardts anschließen, das den vulgären Plagiatsvorwurf, wie gebührend, abweist, um die tieferen Ursachen und Wege des Einflusses der Dichterin auf Schön- herr aufzuzeigen.

Ist nicht „Glaube und Heimat“, ehe ein Jahr seit der ersten Aufführung ver- ging, schon etwas abgeblaßt? Wie kam es nur, daß wir das Werk mit solcher Wärme begrüßten? Ich für meine Person vermute, daß mich zwei Gründe dazu trieben: einmal die trostlose Enttäuschung, die seit Jahren jedes neue Bühnenwerk mit sich brachte; sodann der Wunsch Schönherr, dessen „Königreich“ ich als ein übles symbolistisches Experiment schroff abgelehnt hatte, zu sagen, wie sehr ich mich über seine Rückkehr zu sich selbst freute. Hier war, endlich wieder, ein wirksames Stück, das zündete und einschlug; hier war Straffheit des Baus, Verzicht auf psychologische Haarspaltereien, eine ungestüm dem Ende zustürmende Handlung, eine wuchtige Sprache ohne verstimmende Archaismen. Heute sehe ich all diese Vorzüge so deutlich, wie damals, aber ich mußte auch allen Bedenken Eckardts zustimmen auch denjenigen, welche er gegen meine Zusammenstellung der Greuel der Gegenreformation geltend macht.

Distanz läßt manches kleiner erscheinen, anderes wächst. Und so müßte ich, wenn ich sagen sollte, welches Werk, das ich in diesem Jahre las und hörte, mir den stärksten Eindruck gemacht hat, die Aufführung von Hans Pfitzners „Armen Hein- rich“ nennen, die der Münchner Neue Verein im Prinzregenten-Theater veran- staltete. Wenn ein Werk desto höher steht, je stärker die Notwendigkeit ist, mit der es hervorgebracht wurde, so ist „Der arme Heinrich“ eines der ersten Werke unserer Zeit. Wenn das seelische Erlebnis das oberste Kriterium für ein Kunst- werk ist, so wüßte ich nichts, was seit dem „Tristan“ dem „Armen Heinrich“ an die Seite gestellt werden könnte. Der Verzicht auf die üblichen Mittel moderner nachwagnerischer Opernwirkung verleiht dieser Schöpfung eine strenge und ge- heimnisvolle Schönheit, welche völlig abseits von allen zeitgenössischen Produk- tionen steht. Man bewundert nicht die Orchestrierung, obgleich sie herrlich ist. Man bewundert nicht die Gediegenheit der musikalischen Faktur, obgleich sie fast ohnegleichen in unserer Zeit dasteht. [Schöne Stellen fallen] nicht auf, obgleich das Werk von schönen Stellen strotzt; aber schöne Stellen werden nur dann als solche empfunden, wenn sie zwischen toten Stellen überraschen, und im „Armen Heinrich“ steht keine tote Stelle. Man bewundert den „Armen Heinrich“ nicht, sondern man gibt sich ihm hin und läßt sich Seele und Ohr von seiner Schönheit und seiner Größe erfüllen. Wenn es eine musikalische Poesie des Schmerzlichsten gibt, so ist seit dem dritten Akte des „Tristan“ nichts mehr geschrieben worden, das in diese Sphäre ragte. Man kann nur den „Tristan“ nennen, wenn man von der

erschütternden Gewalt des „Armen Heinrich“ eine Ahnung geben will; und nur vom „Parsifal“, da, wo seine Wirkungen am reinsten sind und am tiefsten gehen, wenn man die Möglichkeiten eines religiösen Erlebnisses durch die Musik des „Armen Heinrich“ andeuten möchte. Die Bereitschaft zum Opfer, die Inbrunst des Selbstopfers, die Erlösung durch das Opfer seiner selbst sind hier in eine Höhe erhoben, vor der auch der sich schweigend und verehrend beugt, der sonst geneigt ist von der Musik verrucht hedonistisch zu denken, der *Celeste Aida* der Gralserzählung vorzieht, und „Carmen“ dem „Tannhäuser“. Es handelt sich nicht darum, ob der „Arme Heinrich“ beim Publikum durchdringt, sondern darum, ob das Publikum sich zum „Armen Heinrich“ durchringt. Was nicht für ein Publikum geschrieben ist, kann warten. Der Berg kam nicht zu Mohammed, darum kam Mohammed zum Berge.

In meinen Enthusiasmus für Schönherr habe ich, wie manch anderer, ein wenig Wasser gegossen. In das Gefühl, das ich dem „Armen Heinrich“ gegenüber empfinde — ich kann es weder Enthusiasmus noch Bewunderung, ich könnte es höchstens Ehrfurcht nennen — werde ich keines gießen brauchen.

München. Josef Hofmiller.

Tschudis Totenfeier. Tschudis sterbliche Reste wurden am 27. November auf dem Prag-Friedhof in Stuttgart eingeäschert. An seinem Grabe sprachen im Namen der Bayerischen Museumsverwaltung der Ministerialrat Dr. Winterstein, im Namen der Beamten der Bayerischen Museen und einer Jugend, die das Glück gehabt hatte unter diesem Manne zu arbeiten, der Konservator Dr. Braune, dann feierte Julius Meier-Graefe den Unvergeßlichen als Künstler (Frankfurter Zeitung 29. 11.) und Max Liebermann redete im Namen aller Freunde das letzte Wort („Pan“ Paul Cassirer, Berlin, 1. 12. Alle vier Totenreden werden in einem kleinen Heftchen im Inselverlag, Leipzig, erscheinen). Orgelspiel leitete die unkirchliche Feier ein und schloß sie.

Von deutschen Museumsdirektoren waren erschienen Professor Justi-Berlin, Dr. Wichert-Mannheim, Professor Max Dietz-Stuttgart. Im Namen der Berliner Secession legte Robert Breyer einen Kranz nieder. Der König von Württemberg und die württembergische Regierung hatten Vertreter entsandt. Wo waren die offiziell bestellten Vertreter der vielen Kunstvereine und Secessionen Münchens und Berlins? Wo waren unsere besten vaterländischen Maler? Nur etwa die aus dem nahen Karlsruhe? Wo die anderen Museumsdirektoren, die mit Tschudi Schulter an Schulter gegen Konvention und Kommission gekämpft haben? Neben einigen jüngeren Künstlern sahen wir nur Professor Toni Stadler, München, als persönlichen Freund am Platze. Was ist bei uns aus dem Gefühl für Repräsentation, Zeremonie, Ritus geworden; wo ist dies Gefühl hingekommen? Da waren zwar einige persönliche Freunde; von Kunstsammlern Geheimrat E. Arnhold und Herr von Mendelssohn aus Berlin, von Kunstverlegern Hugo Bruckmann und Paul Cassirer. Dennoch gingen alle nach der Feier wie vereinsamt herum und erwogen bei sich, welchen Sinn es wohl hätte, in Deutschland, für Deutschland mit Hintansetzung jeglicher persönlichen Ambition einer Idee zu dienen; und wiederum hatten doch alle das Gefühl, einer zusammen-

gehörigen Gemeinschaft, einer noch unorganisierten Sekte anzugehören mit dem Auftrage: Gehet hin und lehret alle Völker, daß die Kunst der irdischen Güter höchstes ist.

Wenn wir die Nachrufe in der deutschen Presse lesen, ohne Tschudis Art und Werk persönlich zu kennen, möchten wir beinahe glauben, ein durchschnittlicher, verdienstvoller Beamter mit solidem Wissen wäre dahin gegangen. Daß dieser Mann ein aufrechter, unbeirrbarer, adliger, gefühls- und leidenschaftsbewegter Mensch war, auf den man eine wahre Kunstreligion gründen könnte, wie viele wissen dies im Deutschen Reich? Wo ist die akademische Jugend, die gewillt gewesen wäre gegebenenfalls die Erklimmung bürgerlicher Ehrenämter einer Idee und einer Persönlichkeit wegen aufzugeben?

Tschudi, der zum Schluß sich über sich selbst hinaus entwickelt hat, wie etwa Tizian und Hals sich in ihren späten Bildern über sich selbst hinaus entwickelt haben, der entpersönlicht nur noch Auge und Wille zum Werk war, starb ganz einsam und wurde von Einsamen verbrannt.

Was war uns Jüngern das Werk Tschudis? Was er selbst? Er, der immer neu lernte, immer neu liebte, der auf neue Eroberungen ausging, trotzdem er alles Altererbte verwaltete wie kein anderer! Er, dem die Kunst die einzige Möglichkeit zum Weiterleben gab. Wer ward jemals im Kunstleben Deutschlands so vielfach verkannt, wie dieser göttliche Mensch, der uns eine Stahlfeder in das Rückgrat gezogen und Rücksichtslosigkeit gelehrt hat, gegen jegliche übergriffige Regierung und jegliches Paktieren mit sogenannter Realpolitik?

Laßt uns einsehen, daß die geistigen Werte mehr wiegen als wirtschaftliche Vorteile! Wir wollen uns zusammenreißen und Tschudi und sein Werk zu erhöhen versuchen; selbst auf die Gefahr hin, die Kunst gegen die Künstler auszuspielen.

Hugo von Tschudis junger Sohn, Gilk von Tschudi, nahm an der Seite seiner Mutter an der Totenfeier teil, möge er eines Tages irgendwie, seines großen Vaters würdig, der Tradition eines tausendjährigen Geschlechts gerecht werden.

Wie wir hören, soll dem Heimgegangenen das würdigste Denkmal errichtet werden: um der Welt zu zeigen, was Tschudi für Deutschland geleistet hat und die Vorwürfe zu entkräften, er hätte nur die preußische Menzelsammlung vergrößert und mit Staatsgeldern französische Bilder gekauft, soll sein Werk in einer Publikation festgelegt werden, das eine Liste und die Reproduktionen aller Ankäufe und der vielen Geschenke für die Nationalgalerie und die Alte Pinakothek während der Dauer seiner Verwaltung enthalten soll.

Afred Walter Heymel.

Kirchenpolitische Briefe.

Die Zentrumspresse.

Unsern letzten Brief mit der Aufdeckung des tiefen Risses Köln—Trier hat man mit der Versicherung zu entkräften gesucht, das sei damals gewesen, 1908; jetzt, Ende 1911, sei alles in bester Ordnung. Man mußte aber doch von der am Schluß unseres Briefes besprochenen neuen Anklageschrift gegen das Zentrum Notiz nehmen, die „den alten Zwist neu entfache", und einige Tage später meldete die Germania, daß der Heilige Vater dem Verfasser der Anklageschrift (wie wir zu wissen glauben: Assessor Savigny, Führer der Berliner Richtung) gedankt und den Apostolischen Segen übermittelt hat. Von diesem Segen hat das Kölner führende Zentrumsblatt, soweit wir sehen, bis heute vergessen, seinen Lesern Kunde zu geben. Es ist eben nicht an dem, daß wir, wie man in Köln behauptet, zu Wahlzwecken aufdecken, sondern es ist an dem, daß man dort zu Wahlzwecken zudeckt. Auch die schaurige Andeutung, daß der Spectator „auf dunkeln Wegen" zu seinen Kenntnissen komme, schreckt ihn nicht: *Per aspera ad astra.* Dem rheinischen Blatte geht es umgekehrt; es bekommt seine Informationen auf hellen Wegen, aber seine Leser bleiben im Dunklen.

Ende 1909 erhielt die Kölnische Volkszeitung von ihrem römischen Korrespondenten einen Geheimbericht über die Stellungnahme des Vatikans zum deutschen Katholizismus. Zunächst wird ein Artikel der Unità cattolica wiedergegeben; das Florentiner Blatt, neben der Venetianer Difesa ein Lieblingsorgan des gegenwärtigen Papstes, hatte, ein im Auftrag des Papstes vom Kardinalstaatssekretär an den Grafen Medolago-Albani gerichtetes Schreiben kommentierend, die Abhängigkeit der Gewerkschaften vom Heiligen Stuhl dargestellt und gesagt: „Wir hoffen also, daß so auch diese Frage entschieden ist, und daß alle Katholiken, italienische und deutsche, sich geschlossen und energisch und mit Mut der praktischen Arbeit widmen, ohne die Velleitäten und Vorbehalte der Politikaster." Dazu bemerkt der Korrespondent der Kölnischen Volkszeitung in einem Geheimbericht an seine Redaktion:

„So weit die edle und ehrliche Unità cattolica. Man könnte über diese lächerliche Rabulistereien des Denunziantenblattes zur Tagesordnung übergehen, wenn man nicht zu genau wüßte, daß das Florentiner Organ die Herzensmeinung sehr maßgebender kirchlicher Kreise wiederspiegelt, woran nicht zu zweifeln ist. Man braucht z. B. nur den Leitartikel des heutigen Osservatore Romano (Nr. 345) zu lesen, um deutlich zu merken, wie der Wind weht. Diesen Artikel möchte ich allen

Ernstes Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen. Er spricht ganz naiv die letzten politischen Grundgedanken der heutigen Kurie aus: keinerlei selbständige politische Betätigung der Katholiken, sondern besinnungsloses Sichzurverfügungstellen, je nachdem von Fall zu Fall die kirchliche Autorität kommandiert! Dafür kann man allerdings weder ein politisch unabhängiges, nichtkonfessionelles Zentrum, noch interkonfessionelle Gewerkschaften gebrauchen. Deshalb kann man auch kurialen Versicherungen gegenüber, gewisse Kundgebungen, wie z. B. der Brief an Medolago-Albani, bezögen sich nicht direkt auf deutsche Verhältnisse, nicht vorsichtig genug sein. Da Sie über die bezügliche Zuschrift des Sekretariats der Christlichen Gewerkschaften ein Gutachten von Herrn Romanus [wohl Prälat Heiner. Sp.] eingefordert haben, so möchte ich diesem nicht vorgreifen. Nur das eine will ich bemerken, daß nach meiner begründeten Überzeugung die Äußerung des Papstes [an Graf Medolago] letzten Endes nach den Intentionen Pius X. sowohl wie seiner Ratgeber von prinzipieller und allgemeiner Tragweite ist und sein soll, wenn man das auch nicht so offen aussprechen mag. Die Unterscheidung, es handle sich bei dem päpstlichen Schreiben überhaupt nicht um Gewerkschaftsfragen, ist von geringem praktischem Werte, da die *Unione Economica-Sociale* [die italienische katholische Arbeiterorganisation] sowohl die Funktionen der reinen Arbeitervereine als auch die der Berufsorganisationen erfüllen soll. Reine Gewerkschaften christlichen Charakters gibt es in Italien nicht; und wenn sie entständen, würde die kirchliche Behörde sofort die glatte katholische Firma verlangen."

Man weiß also in Köln mindestens seit zwei Jahren, daß Rom das Messer für die Leiter des deutschen Zentrums bereits geschliffen hat und daß die zentrumsfeindlichen italienischen Organe nicht so belanglos sind, wie man sie den Lesern hinstellt, daß sie vielmehr nichts anderes aussprechen als die Meinung der Kurie. Noch klarer mußte den Kölnern die Situation werden durch einen Geheimbericht desselben Korrespondenten vom 24. Mai 1910:

„Wie zu erwarten war, hat die Erwiderung des Herrn Dr. Cardauns [Redakteur der Kölnischen Volkszeitung] auf den Artikel der Correspondance de Rome (Nr. 77 vom 18. April) über *Le modernisme en littérature* (K. V.

Nr. 337 vom 24. April und Lit. Beil. Nr. 15 vom 12. Mai) in der Correspondance abermals ein mißtönendes Echo gefunden — und zwar zunächst in mehr allgemeinerem Sinn durch eine Zuschrift aus Deutschland in Nr. 85 vom 11. Mai und dann in einer detaillierten Polemik der Redaktion in der gestrigen Nr. 97. Auf beide Auslassungen möchte ich Ihre, bezw. des Herrn Dr. Cardauns Aufmerksamkeit lenken. Denn sie sind charakteristisch sowohl für die Grundauffassung der betreffenden Kreise als auch für die Art ihrer Taktik und Polemik. Von einer Fortsetzung dieser Unterhaltung zwischen der Kölnischen Volkszeitung und der Correspondance verspreche ich mir absolut keinen Nutzen. Diese Leute, mit denen wir es da zu thun haben, sind viel zu „zielbewußt", als daß die überzeugendsten Darlegungen einen Eindruck auf sie machen könnten. Wenn von Deutschland aus auf ihre Insinuationen reagiert wird, so hat das den Effekt, das Mißtrauen der leitenden Stellen in verstärktem Maß auf uns zu lenken, und vor allem den bewußten Modernistenschnüfflern und Ketzerriechern erneute Gelegenheit für ihre Denunciationen zu bieten — wie die beiden von mir erwähnten Artikel zeigen. So wenig die Correspondance de Rome sich darauf eingelassen hat, den materiellen Beweis zu liefern, daß Handel-Mazzetti's Romane modernistisch seien, so wenig wird es ihr einfallen, eine etwaige Aufforderung, die von ihr angeblich nicht genannten Modernisten genau zu bezeichnen, durch sachliche Angabe der betreffenden Namen zu beantworten; sondern sie wird zu neuen Fechterkniffen greifen und sich freuen, daß man ihr eine Handhabe geboten, den Verdächtigungsprozeß gegen die deutschen Katholiken fortzusetzen. Ich wüßte im Augenblick mit Rücksicht auf die gegenwärtige Stimmung an der römischen Kurie keinen anderen Rat als die Krankheit — denn es handelt sich thatsächlich um eine Manie! — sich austoben zu lassen. Höchstens könnte man es in Deutschland darauf ablegen, unser heimisches katholisches Publikum vorsichtig und ohne auf bestimmte Personen zu deuten, über die Unanständigkeit und Gefährlichkeit des im Gange befindlichen und fast schon zur Mode gewordenen Verleumdungs- und Verketzerungsfeldzuges aufzuklären. Vor allem aber wäre nötig, daß häufiger und regelmäßiger autoritative oder wenigstens hochangesehene Persönlichkeiten aus uns nahestehenden katholischen Kreisen Deutsch-

lands: Parlamentarier, Gelehrte, Journalisten u. s. w. hierher kämen, um direkt mit den leitenden Stellen Fühlung zu nehmen und Mißverständnisse und dergl. zu beseitigen. Von Seiten der *Rappresentanza* [Vertretung der Kölnischen Volkszeitung in Rom. Sp.] geschieht nach dieser Richtung gewiß alles Mögliche. Aber Sie wissen auch, daß wir nicht nur keine Freunde haben, sondern daß im Gegenteil einflußreiche Faktoren direkt gegen die K. V. eifrig thätig sind. Wenn wir z. B. im gegenwärtigen Falle mit der Correspondance de Rome offen den Mund aufthun würden, so wären wir alsbald im Vatikan unmöglich. Und dort müssen wir uns doch den Zutritt offen erhalten. Freilich, wenn man mir zusicherte, mich unter allen Umständen zu halten, wollte ich mich schon nicht scheuen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Da es aber keinen Zweck hat, sich nutzlos in die Schanze zu schlagen, so ist es jedenfalls besser, wenn unabhängigere und respektablere Leute von draußen der Katze die Schelle umbinden. Besser wird es sicher nicht, bis man den hiesigen Machthabern einmal rücksichtslos klar gemacht hat, was für die Kurie in Deutschland auf dem Spiele steht, wenn es im bewußten Stile weitergeht. Aber wer ist dafür — robust genug?"

Zu jener Zeit hat der Spectator noch für möglich gehalten und hat diese Hoffnung im Juliheft 1910 ausgesprochen, daß die deutschen Bischöfe für die deutschen Katholiken eintreten würden. Aber der Korrespondent der Kölnischen Volkszeitung hat mit seiner Befürchtung recht behalten, daß niemand robust genug für diesen Kampf sein würde. Vergeblich taten Spahn und Pieper einen Bußgang nach Rom. Die Kölnische Volkszeitung, früher als ein Organ freier Aussprache, würdiger Polemik auch von ihren Gegner geachtet, überantwortet dem Papierkorb, was hochangesehene katholische Männer gegen das in Rom herrschende System schreiben. Prinz Löwenstein, der auf dem letzten Katholikentag in ehrerbietigster Form ein gewisses Maß von politischer Selbständigkeit für die deutschen Katholiken forderte, erhielt von Rom aus einen Verweis. Man ist auch in Rom nicht zufrieden mit der unter großen internen Schwierigkeiten zustande gekommenen, allerdings nichts weniger als unbedingten Forderung der Wiederherstellung des Kirchenstaats auf dem letzten Katholikentag. Der letzte Wahlaufruf des Zentrums nennt bereits die Wahrung der staatsbürgerlichen Rechte der Katholiken als eine

der Aufgaben der Zentrumspartei; die Definition vom interkonfessionellen Zentrum ist also bereits im Zurückweichen[1]). Vor allem aber — kein Mensch scheint das in Deutschland bemerkt zu haben oder bemerken zu wollen — spricht Pius X. prinzipiell in seinen Ansprachen nie vom *Centro*, vom *Centro tedesco* oder dergleichen, sondern stets vom *Centro cattolico;* der Papst nimmt also den Namen der Zentrumspartei nicht in den Mund, ohne ihr Programm zu verwerfen. Nach den Wahlen wird der zweite Teil der Triererschen Broschüre erscheinen und in aller Form ein römisches Verdammungsurteil gegen das Zentrum fordern. Alles das weiß man in der Partei, aber man läßt es nicht nach außen dringen.

Die bayerischen Zentrumsblätter haben von unsrem vorigen Brief überhaupt keine Notiz genommen. Sie sind in einer besonders schwierigen Lage. Im Grund ihres Herzens mit den Gewerkschaften sympathisierend, wagen sie doch nicht Stellung zu nehmen, weil gerade unter den bayerischen Zentrumsführern die Kölner Richtung scharfe Gegner hat. So werden die katholischen Gewerkschaftler in Bayern am 12. Januar wählen, ohne zu wissen, daß ihre Abgeordneten binnen kurzem sich zu entscheiden haben, ob sie den Gewerkschaftsgedanken preisgeben oder sich vom *Centro cattolico* trennen wollen.

Wie ist es möglich — so werden unsere Leser fragen — daß deutsche Zentrumspolitiker, mag man auch in Rom so verblendet sein, daß deutsche Zentrumspolitiker die machtvolle politische Organisation deutscher Katholiken aufs Spiel setzend in Rom eine Verdammung ihrer Grundsätze betreiben? Wir glauben den Grund zu wissen. Die katholischen Fachabteilungen, bis jetzt ein Hort der antigewerkschaftlichen Berliner Richtung, beginnen zu wanken; in Nord- und Ostdeutschland, wo diese ausschließlich unter geistlicher Leitung stehenden Fachabteilungen mächtig sind, beginnen die Arbeiter ihre Rechtlosigkeit innerhalb des Verbandes zu merken: sie haben keinerlei Verfügung über die von ihnen einbezahlten Gelder, während in den christlichen Gewerkschaften, ebenso wie in den Freien Gewerkschaften, gewählte Arbeitervertreter über die Geldmittel verfügen. Die Führer der Berliner Richtung fürchten, daß die Aufklärung und damit die Unzufriedenheit in den Fachabteilungen um sich greife: bevor es so weit kommt, soll den christlichen Gewerkschaften und dem interkonfessionellen Zentrum der Garaus gemacht werden.

Wir müssen leider noch weiter gehen. Was Giesberts, ein Führer der

---

[1]) Im Wahlaufruf des Zentrums zur Reichstagswahl 1903 hieß es noch: „Dank unserem Toleranzantrage sind wenigstens in einzelnen Bundesstaaten Bestimmungen gefallen, welche, dem Geist religiöser Bevormundung und Unduldsamkeit vergangener Jahrhunderte entsprungen, den Grundsätzen des modernen Staatslebens widersprechen."

christlichen Gewerkschaften, schon lange gesagt hat, daß die Finanzwirtschaft der katholischen Fachabteilungen sehr anfechtbar sei, bewahrheitet sich in erschreckender Weise. Die Kasse der Fachabteilungen hat in letzter Zeit Verluste von etwa 75 000 Mark gehabt, von denen die Mitglieder und die Öffentlichkeit bis heute nichts wissen. (Kardinal Kopp soll einen Teil des Mankos gedeckt haben.) Den Fachabteilungen gehören als Mitglieder gerade vielfach die Ärmsten der Armen, ungelernte und minderbezahlte Arbeiter an. Sie wissen nicht, was mit ihrem Geld geschieht und sie wissen nicht, zu welchen Zwecken und mit welchen Mitteln von ihren Führern Politik gemacht wird. Daß von den Führern der Berliner Richtung dasselbe doppelte Spiel gespielt wird wie von den Führern der Kölner: schwerste innere Differenzen bei dem schwindelhaften Vorgeben, es existiere eine einheitliche Partei, können wir leider nicht mehr bezweifeln, seit uns ein Geheimbrief aus der Redaktion der „Germania", des führenden Blattes der Berliner Richtung, zuhanden gekommen ist. Wir wußten schon lange und haben es im Juliheft 1910 gesagt, daß der anonyme Hetzartikel gegen die in der Diözese des Kölner Erzbischofs herrschende Richtung, den die Germania am 27. November 1909 unter dem Titel „Klarheit und Wahrheit" [!] brachte, vom Fürstbischof Kardinal Kopp in Breslau geschrieben war. Daß diese Angabe richtig war und was dabei hinter den Kulissen spielte, zeigt folgender von uns im Original eingesehener Geheimbrief eines Redaktionsmitgliedes der „Germania":

Berlin, 2. 12. 1909

„Kardinal Kopp hatte einen Artikel mit scharfer Spitze gegen den Volksverein, Frauenbund u. s. w. eingeschickt, forderte ihn aber andern Tags telegraphisch zurück. Hier wurde beschlossen, ten Brink [Jetziger Chefredakteur der Germania] nach Breslau zu schicken, weil die Sache zu heikel war. Welche Direktive er erhielt, weiß ich nicht. In Breslau fand er Prälat Franz [Früherer Chefredakteur der Germania: einer der beiden reiselustigen deutschen Prälaten, von denen wir im Juli 1910 sagten, daß sie „schon wegen ihres großen Privatvermögens Anwartschaft auf den Posten eines deutschen Kurienkardinals zu haben glauben". Sp.], der offenbar die ganze Sache eingerührt hat. Kopp war sehr ungehalten über den Volksverein, behauptete auch, seine Rede auf der Breslauer Katholikenversammlung habe seine Unzufriedenheit oder Meinung durchblicken lassen. [Wenn der Fürstbischof das behauptet, so behauptet er

eine Unwahrheit. Sp.] Ten Brink brachte dann den Artikel wieder mit, nachdem der letzte Teil (über Volksverein u. s. w.) abgeschwächt worden war. Ich habe ihn aber erst gesehen, als er im Blatt stand, überhaupt nicht gewußt, daß er in anderer Form gebracht werden sollte.

Als nun das Malheur fertig war, entstand großer Krach. Unser Direktor war wüthend: Die Dummheit [des Kardinal Kopp! Sp.] koste einige tausend Abonnenten. Der Volksverein war wüthend. Die Zentrumsführer, die auf Seite des Vereins stehen, waren wüthend. Auf die Erklärung von Brandts schickte Kopp eine gepfefferte Erwiderung, die eine unzweideutige Absage an die Spahn'schen Ideen forderte. Nun war die Verlegenheit erst recht groß: Sollte man die Entgegnung aufnehmen oder nicht? Gestern kam auch noch eine ganz gepfefferte Verteidigung von Straßburg was die Annehmlichkeit der Lage nicht verbesserte.

Nun großes Schauri von Aufsichtsrat und Volksverein, bezw. Zentrumsführern. Ergebnis: Spahns Erklärung soll erst Kopp zugeschickt und dann Spahn zurückgegeben werden, damit er ihr eine konziliantere Fassung gebe. Wie es nun weitergeht, ist noch ungewiß.

Unser wütender Direktor hätte gern mich zum Sündenbock gemacht, wiewohl sie mich vor einem halben Jahr ausgeschaltet haben. Ich hätte aufpassen sollen! Glücklicherweise bin ich weit vom Schuß und kann immer kühl erklären: Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts.

Jedenfalls ist die allgemeine Ansicht, daß ein riesiger Bock geschossen worden ist; es ist also nicht die Rede davon, daß der Artikel Billigung fände. Wenn auch verschiedentlich über Spahn harte Worte gefallen sind.

Daß Prälat Franz die Sache bei Kopp eingerührt hat, geht auch wohl daraus hervor, daß erst nach vier Monaten auf den Spahnschen Artikel reagiert wird. Franz hat wohl auch den Artikel in den „Hist. polit. Blätter" geschrieben; ich erinnere mich des Artikels nicht, aber Dr. Spahn spricht in seiner Erklärung davon."

Wir wollen nun auch noch das Letzte sagen: daß wir Grund zu der Annahme haben, daß Kardinal Kopp seiner Gesinnung nach überhaupt nicht zur Zentrumspartei gehört und aus diesem Grund der preußischen Regierung als Erzbischof willkommen war. Und dieser Mann bestimmt in wichtigen Fragen die Haltung des Zentralorgans der Zentrumspartei. Er behauptet seine Unzufriedenheit mit dem Volksverein für das katholische

Deutschland in seiner Rede auf dem Breslauer Katholikentag angedeutet zu haben — und von den Tausenden, die der Rede beiwohnten, und von den Tausenden, die sie im Druck gelesen haben, hat keiner etwas von dieser Unzufriedenheit gemerkt, ja die Führer des Volksvereins wurden von allen Seiten zu der Anerkennung durch Kopp beglückwünscht. Er schreibt gegen den Volksverein anonyme Hetzartikel, fordert sie zurück, schwächt sie aus Opportunität ab und traut sich auch nicht, für die abgeschwächte Form einzustehen. Das ist der höchste deutsche Vertreter einer Religionsgemeinschaft, der gesagt ist: Es sei aber eure Rede: Ja, ja; nein, nein!

Nicht anders läßt sich all das was gegenwärtig hinter den Kulissen des Zentrums vorgeht rechtfertigen als mit der Moral der übelsten jesuitischen Kasuisten: wo ein größeres Gut (die Zentrumspartei) auf dem Spiel steht, dürfen geringere Güter (Klarheit und Wahrheit) zurückgestellt werden.

Und nun versuche man, nach diesen Enthüllungen sich einen Moment Christus im Redaktionszimmer der Kölnischen Volkszeitung oder der Germania vorzustellen — unmöglich. Ein ungeheurer Volksbetrug: man will Tausenden von braven Männern die politische und wirtschaftliche Selbstbestimmung nehmen, und was schlimmer ist, man will sie ihnen nehmen, ohne daß sie es merken dürfen, und was das Schlimmste ist, dies alles geschieht im Namen der Religion. Wohl wissen wir, daß auch von andern Parteien, besonders in Wahlzeiten, Verschleierungen und Verheimlichungen begangen werden. Aber tausendfach schmerzlich ist das bei einer Presse, von der der Münchner Erzbischof behauptet hat, sie dürfe nicht lügen, bei einer Parteileitung, die in ihrem Wahlaufruf 1903 von sich sagte „die Grundsätze des Christentums bestimmen unsere ganze politische Tätigkeit".

Die eine Unwahrheit wenigstens von der Einigkeit und Geschlossenheit des Zentrums wird man aber nach unsern Mitteilungen nicht aufrecht halten können; sie lassen mit einiger Sicherheit voraussagen, daß die in den nächsten Tagen bevorstehende Reichstagswahl die letzte sein wird, die ein ungeteiltes interkonfessionelles Zentrum an die Wahlurne ruft.

Spectator novus.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Fritz Mauthner: Schul-Erinnerungen.

Ich hatte nach meiner Maturitätsprüfung zum ersten Male eine Ferienreise machen dürfen, über Böhmen hinaus, nach Süddeutschland. Ich fuhr ins bayerische Hochgebirge, marschierte bis nach Tirol hinein und wunderte mich darüber, daß die Berge noch höher waren als im Riesengebirge; das Anschauen der Natur entzückte mich, aber ich kann nicht behaupten, daß die große Natur mir mehr zu sagen hatte als die kleine Natur. Aber ich erlebte etwas anderes, etwas Neues: ich lernte Regensburg, München, Augsburg, Nürnberg kennen, deutsche Städte, in denen die Marktfrau und die Kellnerin deutsch sprachen. In denen die Kinder deutsch sprachen. In denen deutsche Mundarten geredet wurden, die sich dem Prager eine nach der andern wie Volkslieder ins Ohr schmeichelten. Ich fragte oft die kleinsten Kinder nach dem Weg, nur um eine deutsche Antwort aus ihnen herauszulocken. Es war zum Heulen schön. Die Entdeckung, daß es wirklich ein deutsches Volk gäbe, war mir eine liebe und beruhigende Überraschung. Ich will ja den Lauf meiner politischen Entwicklung nicht erzählen, weder ironisch noch feierlich. Ich will nur sagen, daß ich auf der Schule immer nur gehört hatte, ich wäre ein Böhme, daß meine deutsche Erziehung durch den Krieg von 1866 begonnen, durch meine erste Ferienreise gefördert, durch die Teilnahme an der Gründungsfeier der Straßburger Universität vollendet wurde. Was man so vollendet nennt.

Bald nach der Entdeckung, nach der von mir ganz persönlich gemachten Entdeckung, daß es ein deutsches Volk gebe, bezog ich die Prager Universität, die eine deutsche Universität hieß, übrigens die älteste Universität Deutschlands ist. Soll ich dem Zwecke dieser Niederschrift nicht zuwiderhandeln, so darf ich nicht allzu lange bei den lyrischen Stimmungen verweilen, die sich in meiner Erinnerung an die beiden großen Universitätsgebäude knüpfen: an das alte Karolinum, in welchem gotische Reste noch aus der Zeit Karls IV. stammen, und an das Klementinum, das alte Jesuitenkolleg. Ich habe auf den weiten Höfen und in den Hallen dieser Gebäude vier Jahre lang gesucht: den deutschen Studenten und die deutsche Wissenschaft, die Wahrheit oder eine Weltanschauung. Ich war vier Jahre lang zu Hause auf diesen weiten Höfen und in diesen Hallen. Ich habe die Historie dieser Gebäude auf mich wirken lassen wie einer. Langsam wurde die Hussitenzeit lebendig und der Dreißigjährige Krieg. Der Geist des Johannes

Hus wandelte durch die Hörsäle des Karolinums; und vor dem westlichen Tore des Klementinums sah man wohlerhalten den Schauplatz, auf welchem der erste und der letzte Akt des Dreißigjährigen Krieges sich abgespielt hatten. Auf den weiten Höfen des Klementinums hatten sich im Jahre 1848 die Studenten versammelt und hatten beschlossen, sich in die revolutionäre Bewegung zu stürzen. Es war verlockend, durch das Betrachten solcher Stätten ein Geschichtsphilosoph zu werden. Ich bin keiner geworden; ich wunderte mich nur immer, daß das Beste an der Geschichte, der Enthusiasmus, den sie erregt, aus dieser versteinerten Welthistorie nicht lauter zu meinen Kommilitonen sprach. Ich habe nur wenige Enthusiasten unter ihnen kennen gelernt. Die allermeisten waren künftige Juristen, Ärzte und Lehrer, oder höchstens künftige Professoren von Juristen, Ärzten und Lehrern. Wie ich zu spät aufs Gymnasium gekommen war, so kam ich jetzt zu spät auf die Universität. Das Verbrechen, das an meinem Kindesalter durch den Diebstahl dreier Jahre begangen worden war, zeugte weiter seine schlimmen Folgen für mich. In den meisten menschlichen Fragen zu kindisch, ganz unreif für das Leben, war ich zugleich durch meinen wissenschaftlichen Skeptizismus wie durch meine besten Neigungen verdorben für irgend einen der gelehrten Berufe, verdorben für die gläubige Hinnahme einer der wissenschaftlichen Disziplinen.

Bevor ich aber einige Erlebnisse aus meiner Universitätszeit erzähle, will ich doch aus meiner beschränkten Erfahrung heraus ein Wort über den wissenschaftlichen Charakter der Prager Universität sagen. Die allein habe ich vor vierzig Jahren genau kennen gelernt, mir aber später in vertrautem Umgang mit deutschen Studenten und deutschen Professoren einen Begriff von den deutschen Hochschulen bilden können. Ich habe so harte Urteile über die Zustände an österreichischen Gymnasien gefällt, daß ich mich verpflichtet fühle, ausdrücklich zu erklären, daß die österreichischen Universitätslehrer hinter den deutschen nicht zurückstehen. Es ist ja richtig, daß das österreichische Studentenmaterial schlechter vorgebildet ist und — nach dem Wesen der Gymnasien — schlechter vorgebildet sein muß als in Deutschland. Es gibt in Österreich wie in Deutschland auf den Universitäten geniale Forscher, es gibt da wie dort tüchtige Durchschnittsgelehrte, die als Lehrer nicht zu verachten sind; es gibt hier und dort hie und da einen Dummkopf, der nicht aufhört, Professor zu sein, wenn er von seinen Kollegen wie von seinen Studenten einmütig für ein „Rindvieh“ erklärt wird. Jede Universität hat ihr Rindvieh. Daß die genialen Forscher in Österreich nicht leicht anerkannt werden, wenn sie nicht vorher in Deutschland berühmt geworden

sind, hat nicht viel zu sagen; Ruhm verdirbt gar leicht den Charakter. Daß die Durchschnittsgelehrten in Österreich weniger Bücher herausgeben als in Deutschland, hat noch weniger zu sagen; die Wärme eines Tages wird dadurch nicht größer, daß sie von einem automatischen Thermometer registriert wird; und der Schatz des Wissens wird dadurch nicht größer, daß er von fleißigen Handbuchverfassern nachgezählt wird. Ja, es wird auf den österreichischen Universitäten weniger gearbeitet als auf den deutschen; ja, Österreich ist immer noch ein Capua der Geister, auch den Universitäten ist die reizvolle österreichische Schlamperei nicht ganz fremd. Aber meine Lehrer an der Prager Universität waren darum nicht schlechtere Männer als die meisten Professoren, die ich an großen deutschen Universitäten kennen gelernt habe.

Wenn ich trotzdem keinen rechten Vorteil von dem Besuche einer guten Universität hatte, so lag das teils — wie gesagt — an mir selbst, teils an dem zwitterhaften Wesen einer jeden solchen Hochschule.

Meine eigene Schuld war es, daß ich einer Fakultät angehörte, deren Wissenschaft mir verhaßt war. Ich lernte bei meinen bedeutendsten Lehrern nicht viel mehr als bei irgend einem Dummkopfe, weil mich die juristischen Fragen durchaus nicht interessierten. Mein passiver Widerstand war gerade mächtig genug in mir, daß ich wußte: ich werde niemals ein Advokat werden. Ich hätte ja trotzdem noch ein passabler Jurist werden können; aber in meinem Trotze kam mir dieser Gedanke gar nicht in den Sinn. Und meine Kraft reichte damals noch nicht zu dem Entschlusse: ich will auch scheinen, was ich bin; ich will studieren, was mich interessiert; nachher wird sich am besten zeigen, was ich etwa gelernt habe.

Wenn ich nun auch auf der Universität schulfaul war, das heißt die nächstliegenden Aufgaben nicht gründlich genug bewältigte, so lag die Schuld doch nicht ganz an dieser Unwahrhaftigkeit meiner Juristenexistenz, sondern auch an dem, was ich eben die Zwitterhaftigkeit der Hochschulen genannt habe. Die Sache selbst ist oft bemerkt worden, vielleicht aber hat man ihren letzten Grund nicht immer eingesehen.

Die Universitäten sollen oder wollen Stätten der reinen, der vorurteilslosen, der welterklärenden Wissenschaft sein. Die Universitäten sind aber recht teure Staatsanstalten; und der Staat, wenn er sich unbeobachtet weiß, pfeift auf die reine Wissenschaft. Sie geht ihn auch eigentlich gar nichts an. In den letzten Jahrzehnten hat man vernünftigerweise technische Hochschulen gegründet und dort Leute ausgebildet, die besser als andere durch den Betrieb chemischer Fabriken, durch Bergbau, durch Maschinenherstellung den Wohlstand ihres Landes

heben können. Die älteren Schwesterschulen, die Universitäten, hätten recht gut die Aufgabe behalten können, die Grundlage zu legen für die Wissenschaften der technischen Hochschulen. Nur zwei reine Wissenschaften gibt es, die an der Universität studiert werden können, oder vielmehr zwei reine Disziplinen: Geschichte und Naturwissenschaft. Aber der Staat hängt mit chinesischer Zähigkeit an altem Aberglauben; er hält die Berufe des Richters, des Arztes, des Pfarrers und des Lateinlehrers für ebenso nützlich wie die Berufe des Chemikers und des Elektrikers; er gibt den Forschern in Geschichte und Naturwissenschaft nur dann Amt und Lohn, wenn sie sich verpflichten, ihre beste Zeit an die Abrichtung von Richtern, Ärzten, Pfarrern und Lateinlehrern zu vergeuden. Wer nicht im Sinne hat, sich für eine dieser geschätzten Berufsarten drillen zu lassen, mit dem wissen die meisten Professoren nichts anzufangen; sie sind wie die Volksschulmeister und wie die Oberlehrer und wie die Unteroffiziere überbürdet durch die Menge der Rekruten und durch die Menge des Lehrstoffs; die Universitäten sind staatliche „Pressen" geworden für die sogenannten gelehrten Berufsarten; für die reine Wissenschaft haben nur wenige Lehrer und nur wenige Schüler Zeit übrig.

Will man von diesem Fluche aller staatlichen Anstalten absehen, so muß anerkannt werden, daß die Prager Universität tüchtige Lehrkräfte besaß. Zwar von der theologischen Fakultät will ich nicht reden, trotzdem ich auch dort das eine oder das andere Kolleg gehört habe; ich will mich der Lüge nicht mitschuldig machen, die von der Theologie als von einer Wissenschaft spricht. Aber die medizinische Fakultät war immer noch vorzüglich besetzt und wir Juristen hatten einzelne ganz hervorragende Lehrer. Ich hatte das unverdiente Glück, die Institutionen des römischen Rechts bei Esmarch zu hören, Kirchenrecht bei Schulte, deutsches Recht bei dem noch jugendlichen Brunner, später Privatrecht bei Randa, Strafrecht bei Merkel. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich auch noch griechische Archäologie bei Bendorf, allerlei Kunstgeschichte bei dem Musikhistoriker Ambros hören durfte; die beiden letztgenannten Lehrer haben mich manches juristische Kolleg schwänzen lassen.

Kunstgeschichte gehört schon zur philosophischen Fakultät; diese lockte mich vom ersten Tage an, aber eigentlich nur durch die Vertreter der richtigen philosophischen Fächer. Mein radikaler Skeptizismus hinderte mich nicht, von jedem Philosophen die Mitteilung der letzten Geheimnisse zu erwarten. Wohl gemerkt: von jedem, ich hatte keine Ahnung davon, daß es noch in der Gegenwart philosophische Schulen gäbe und

daß ein deutscher Professor der Philosophie wie ein Schüler auf die Worte eines Lehrers eingeschworen sein könnte. Ich sollte es bald erfahren.

Dem Hauptprofessor der Philosophie, der über Logik und Metaphysik las, bin ich während meiner Studienzeit und noch lange nachher nicht gerecht geworden; es war unerträglich, wie dieses ängstliche und verzwickte Männchen sein *collegium logicum* damit begann, daß er die Einteilung der vernunftbegabten Wesen in drei Klassen vornahm: Gott, Engel, die Menschen. „Wir können die Logik Gottes und der Engel nicht fassen, wir haben uns mit der Logik der dritten Klasse zu begnügen." Es war, als ob das berüchtigte Konkordat auf jedes Wort des Philosophielehrers aufpaßte. Dieses verzwickte Männchen nun war J. H. Löwe, ein feiner Kenner der Philosophiegeschichte; er hatte einmal eine der besten Arbeiten über den mittelalterlichen Nominalismus geliefert und bekannte sich in seinen wissenschaftlichen Schriften ganz tapfer zu dem jetzt selten nur genannten Günther, den man heute einen Modernisten nennen würde und der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch seine geistreichen und ein wenig ketzerischen Bücher die katholische Kirche gegen sich aufbrachte. Günther hatte sich der Kirche wenige Jahre vor seinem Tode unterworfen; sein Jünger Löwe war nicht tapferer als der Meister und hütete sich besonders, als Universitätslehrer Anstoß zu erregen. So erkläre ich es mir, daß dieser ganz feine Kopf uns im logischen Kolleg, das vielleicht ursprünglich für Theologen bestimmt war, von Anfang bis zu Ende mit scholastischem Quark langweilte.

Einem zweiten Philosophen der Prager Universität haben wir schwerlich unrecht getan, da wir seine Vorlesungen nur besuchten, wenn wir lachen wollten; es war ein Herr von Leonhardi, Jünger und — wenn ich nicht irre — auch Schwiegersohn des edeln und völlig unklaren Menschheitbeglückers Krause. Schon der unglückliche Krause selbst hatte seine wackern Banalitäten nur mühsam in das System seines Panentheismus gezwängt; der begeisterte Schwiegersohn und Jünger trug uns das System in einer greulichen Terminologie und in einer so unpräzisen Darstellung vor, daß wir wohl für zeitlebens von der Philosophie hätten abgeschreckt bleiben können.

Auch unser dritter Philosoph, W. F. Volkmann, war ein — aner, aber sein Meister hieß immerhin Herbart und der Jünger bot uns nicht Steine statt Brot. Wir hatten als Juristen in einem der ersten Semester „praktische Philosophie" zu hören, ein Kolleg über das menschliche Handeln und über den menschlichen Willen; es war wohl als eine Vorbereitung gedacht, als eine Vorschule einer Psychologie für

Richter. Was Volkmann über den menschlichen Willen sagen durfte, war eine Philosophie für Schulbuben; ich habe die Universität wieder verlassen und keiner meiner Lehrer hat (1869—1873) uns den Namen Schopenhauer genannt; auch Volkmann nicht, da er uns die Lehre von der Willensfreiheit vortrug. Aber keine Stunde verging, ohne daß er uns reizvolle psychologische Tatsachen mitgeteilt hätte. So entschloß ich mich, auch das große Kolleg über Psychologie bei ihm zu hören; ich habe es nicht bedauert und gedenke dieses Lehrers, der immer wie ein entmaterialisierter Geist und doch menschlich zu uns sprach, mit innigster Dankbarkeit.

Im Sommer 1871 mußte ich meine philosophischen, kunsthistorischen, theologischen und medizinischen Studien unterbrechen, wenn ich die rechtshistorische Staatsprüfung, die für das Ende des vierten Semesters vorgeschrieben war, mit Hoffnung auf Erfolg ablegen wollte. Und das wollte ich; ich war zu stolz, diese Büffelarbeit nicht zu leisten; sechs Wochen mußten genügen, und genügten, weil ich zwanzig Stunden täglich büffelte; Kirchenrecht fiel mir noch schwerer als das römische Recht. Ich kam ziemlich gut durchs Examen. Aufs äußerste erschöpft, trat ich am nächsten Morgen zu meiner Erholung einen Fußmarsch an, das Ränzel auf dem Rücken. Nach dem Böhmerwald. Noch innerhalb der Stadt überfiel mich ein Bluthusten. Ich kehrte nicht sofort nach Hause zurück. Ich setzte mich fiebernd in den ersten Zug, der vom Westbahnhofe abging. Irgendwo, wo die Eisenbahn aufhörte, lag ich in einem Dorfwirtshaus acht Tage schwer krank. Ohne Arzt. Dann schlich ich hustend drei Wochen lang durch den Böhmerwald hin und her. Und in der Gewißheit, nur noch kurze Zeit zu leben zu haben, fand ich mich selber. Ein Sterbender braucht nicht Jura zu studieren, braucht nicht Advokat zu werden. Auf dieser traurig-seligen, langsamen Studentenfahrt durch den Böhmerwald entstand der größte Teil der Sonette, die ich dann — ich habe die tragi-komische Geschichte einmal erzählt — als mein erstes Buch herausgab.

Vor Beginn des fünften Semesters war ich also Schriftsteller geworden, der Krankheit verdankte ich die Kraft zum Entschlusse. Dem schwerleidenden Vater zuliebe ließ ich mich noch weitere vier Semester inskribieren, saß dann einige Monate lang, bis zum Tode des Vaters, nicht einen Tag länger, trotzig und ungeschickt in einer Advokatenkanzlei; aber mit der Erkrankung, deren Folgen erst nach vielen Jahren verschwanden, war meine Schulzeit vorüber.

So könnte ich denn mit dieser Krankheit, von der nicht einmal meine Mutter etwas erfuhr, symbolisch meine Schulerinnerungen schließen.

Sollte sie schließen. Aber wer alte Erinnerungen erzählt, wird redselig; man plaudert gern von Dingen, die einem lieb gewesen sind. Es braucht ja niemand weiter zu lesen.

Auf der Prager Universität waren namentlich während der deutschliberalen Herrschaft viele Dozenten „aus dem Reiche" berufen worden. Ich verkehrte in den Familien einiger dieser Herren recht viel; ich verdankte diese Freundlichkeit wahrscheinlich dem Umstande, daß ich just in meinen letzten Universitätsjahren häufig in den nationalen Kampf hineingezogen wurde.

Diese Lehrer aus dem Reich fühlten sich in Prag wie in der Verbannung; ihre Frauen sprachen dieses Gefühl ganz offen aus. Die Männer hofften auf eine neue Berufung nach einer deutschen Universität oder auf eine große Stellung in Wien. Auch in Wien wären sie in ihrer politischen Gesinnung Deutsche geblieben, wären mit dem politischen Wesen Österreichs und mit dem Anwachsen der Slavenmacht unzufrieden gewesen. Doch in Prag mußten sie vorsichtig sein, wenn sie nicht Demonstrationen der Studenten und Denunziationen von seiten ihrer Kollegen heraufbeschwören wollten; schon damals gab es irgendwo in den höheren Regionen eine scharfe Strömung gegen die Ausländer. Ich habe es noch miterlebt, wie einige der besten reichsdeutschen Professoren von Prag „weggegrault" wurden. Die Herren hielten sich darum in ihrem Kolleg streng an ihre Wissenschaft, blieben auch sonst zurückhaltend und bildeten mit ihren reichsdeutschen Frauen einen fast geschlossenen Ring. Es war kein geringes Glück für einen jungen Studenten, in diesen Kreis zugelassen zu werden. Gegenüber dem Philisterium oder der Frivolität gar mancher Prager Weiblichkeit, erschienen mir alle diese deutschen Professorenfrauen, eine wie die andere, als ideale Vertreterinnen des Geistes und der Freiheit. Wenigstens hatten sie gute Bücher gelesen und ein ernstes Gespräch brauchte in ihrer Gegenwart nicht zu stocken.

Einen größeren Einfluß auf die ganze Studentenschaft übten einige einheimische Professoren, welche nicht schwarzgelbe Österreicher waren. Unser heimlicher Ratgeber war der schwungvolle Nationalökonom Karl Thomas Richter, der übrigens ein recht starkes Dichtertalent besaß. Ich bin jahrelang fast täglich bei ihm gewesen, oft für den ganzen Abend; ich weiß am besten wie er uns Studenten unsere weltbewegenden Entschlüsse mitunter soufflierte; er gehört auch — hinter den Kulissen — zu den drei Erlebnissen, über die ich noch berichten will. Vorher noch einen kurzen Überblick über die politische oder vielmehr nationale Lage der Dinge an unserer Universität.

Zu meiner Zeit wurde die einheitliche deutsche Universität Prag von ungefähr achthundert Deutschen und eintausendfünfhundert Tschechen besucht. Die Mehrheit war also bei den Gegnern. Im Lehrkörper dagegen gab es nur eine Minderheit von tschechischen Dozenten, unter ihnen eine so bedeutende Kraft, wie der Zivilrechtslehrer Randa. Die Gründung einer selbständigen tschechischen Universität stand schon damals auf dem Programm der tschechischen Politiker. Alle Vorsicht der reichsdeutschen Professoren konnte es nicht hindern, daß die tschechischen Studenten auf Befehl ihrer politischen Führer Ungelegenheiten machten; bot sich ein passender Anlaß dar, so wurden den Deutschen die Fenster eingeworfen oder sie wurden auch persönlich bedroht. Bei solchen Tätlichkeiten machte der Prager Pöbel mit den tschechischen Studenten gern gemeine Sache; uns deutschen Studenten fiel es an den großen Kampftagen zu, unsere Professoren zu verteidigen; das war mitunter eine recht schwere Aufgabe, weil wir dem tschechischen Pöbel keinen deutschen Pöbel gegenüber zu stellen hatten. Ein ehrlicher Mann muß sagen, daß Prag wirklich keine deutsche Stadt war.

Wir waren also die Leibgarde der deutschen Professoren und trugen diese Bürde mit viel Pathos, mitunter auch mit sträflichem Übermut.

Tschechische und deutsche Studenten hatten durchaus getrennte Organisationen. Wir trafen einander im Kolleg, kannten einander aber kaum; es kam vor, daß ein Deutscher und ein Tscheche, die auf dem Gymnasium Freunde gewesen waren, einander nicht mehr grüßten. Da zwischen Tschechen und Deutschen der sogenannte „Komment“ nicht bestand, so existierte zwischen den beiden feindlichen Parteien nicht einmal die edle Institution der Mensur. Der ganze offizielle Verkehr bestand darin, daß in friedlichen Zeitläuften beim deutschen Studentenball einige Tschechen im gut erfundenen nationalen Schnürrock erschienen, beim tschechischen Studentenballe einige Deutsche in Wichs oder im Frack. Kam es dann zu kritischen Tagen, so wurde ohne jeden Komment geholzt; mit recht blutigem Ausgang mitunter, wie man weiß. Meine Universitätsjahre gehörten in dieser Beziehung wohl zu den schlimmsten. Bald darauf kam es zu einer Zerreißung in eine deutsche und eine tschechische Universität; damit waren die Reibungsflächen kleiner geworden und der Vernichtungskampf gegen die Farben der deutschen Studenten spielte sich nicht auf der Universität ab, sondern beim Straßenbummel auf dem „Graben“.

Es gab in Prag deutsche Studentenverbindungen aller Art. Ich war damals der Meinung, daß diese Nachahmungen deutschen Wesens an ihre Vorbilder nicht heranreichten; ein so ideales Bild machte ich mir von den Korps und Burschenschaften der deutschen Universitäten. Für

eine progressionistische Burschenschaft, die meines Erinnerns großdeutsch war, ganz und gar nicht schwarzgelb, und dann aufgelöst wurde, wurde ich gekeilt; ich glaube, ich wurde nur für kurze Zeit Konkneipant. Ich war doch wohl zu selbständig geworden, um mich, der ich in wissenschaftlicher und literarischer Arbeit jede äußere Disziplin haßte, einer Disziplin des Saufens zu unterwerfen; ich bin ohne jede Disziplin dennoch ein recht trinkfester Mann und ein recht fleißiger Arbeiter geworden. Ich muß aber eingestehen, daß mein Fernbleiben von einem flotten Studentenleben vielleicht überdies eine viel kläglichere Ursache hatte: ich hatte nicht Taschengeld genug. Zwar hatten die Verwandten, die meinen Vater um sein Vermögen gebracht hatten, sich wieder emporgearbeitet, machten ihre Schuld nach Möglichkeit wieder gut und mein Vater kehrte in den früheren bescheidenen Wohlstand zurück; aber sein strenger Gerechtigkeitssinn duldete es nicht, daß einer der Söhne vor dem andern bevorzugt würde. Wenn ich den Wunsch hätte, sauber gekleidet zu gehn und an Kneipereien teilzunehmen, so müßte ich mir das Geld dazu selber verdienen. Ich empfand diese Gerechtigkeit damals als eine Ungerechtigkeit gegen den Studenten. Ich versuchte es, Privatunterricht zu erteilen, spann aber keine Seide damit. Später schrieb ich auch einige Aufsätze, die abgedruckt wurden, aber eine Bezahlung erhielt ich nicht. So mußte ich erst recht darauf verzichten, das kostspielige Verbindungsleben mitzumachen.

Doch gab es einen andern Sammelpunkt für uns, die „Lesehalle der deutschen Studenten"; es war Ehrensache für jeden deutschen Studenten, für die Finken sowohl wie für die farbentragenden jungen Herren, der „Halle" als Mitglied anzugehören. In der Halle wurde weder gefochten noch gekneipt. An kritischen Tagen wurden dort die entscheidenden Beschlüsse gefaßt. Sonst war die Halle unser Lesesaal und unser Debattierklub. In einzelnen wissenschaftlichen Sektionen wurden von uns — es war eine neue Einrichtung — wissenschaftliche Vorträge gehalten. Wir hatten gewiß ein kurzes Gedärm. Ich werde daran erinnert, daß ich einmal eine sehr kirchenfeindliche Vorlesung über den Kaiser Julianus hielt, ein andermal eine bessere Arbeit über Schopenhauer vorlas.

Mein engerer Kreis bestand aus prächtigen ernsten Burschen; und gerade darum denke ich oft und gern auch an die törichten Kämpfe in der Halle zurück. Wenn wir alten Kameraden uns nach Jahren wieder einmal treffen, dann sagt gewiß bald einer zum andern: „weißt du noch?" Und dann sprechen wir von den alten Zeiten der Halle. Und dann sprechen oder sprachen wir besonders gern von den drei Ereignissen, über die ich noch berichten will. Bei der ersten Geschichte, dem Falle Linker,

war ich fast nur als Zuschauer beteiligt; beim Falle Krainc war ich der Rädelsführer und bei der Fahrt nach Straßburg bin ich gottlob auch dabei gewesen.

Der Fall Linker verlief schlicht und einfach. Dieser wackere Professor der Philologie hatte eine Herzensfreude an der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs; und weil er ein gelehrter Herr war, verfaßte er kurz nach der Kaiserproklamation eine lateinische Ode auf den Kaiser Wilhelm. Sie war in einem schwierigen Versmaß gebaut. Er ließ die Ode fein sauber drucken, mit einem schwarz-weiß-roten oder vielleicht auch schwarz-rot-goldenen Rand. Auf jeden Platz seines kleinen Hörsaals legte er eines schönen Morgens ein Exemplar dieser Ode nieder. Das war sehr freundlich von ihm; nur hatte der brave Dichtersmann vergessen oder nicht beachtet, daß mehr als Dreiviertel seiner Zuhörer Tschechen waren. Als nun Linker nach der akademischen Viertelstunde sein Katheder bestieg, in bescheidener Erwartung von Ehrungen, wurde er von den tschechischen Studenten hinausgeschmissen. Das Hörsälchen lag parterre und so passierte ihm nicht viel, nicht einmal soviel, wie den böhmischen Statthaltern, die Anno 1618 auf dem Hradschin *po staročesku* (auf Altböhmisch) zum Fenster hinausgeworfen wurden. Wenn ich mir die Sache heute recht überlege, so hatte Linker für seine Taktlosigkeit eine kleine Strafe wohl verdient. Wer andern seine Gedichte vorlegt, und gar wenn sie politisch und lateinisch sind, setzt sich immer der Gefahr aus, hinausgeschmissen zu werden. Damals aber kamen wir erregt in der Halle zusammen und erkannten unsere Pflicht, den „Märtyrer der deutschen Wissenschaft" zu schützen. Vierzig oder fünfzig Mediziner und Juristen besetzten am nächsten Morgen, mit ordentlichen Stöcken bewaffnet, den kleinen Hörsaal und ließen sich von dem tapferen Professor, der vom *Rector magnificus* bis an die Tür des Auditoriums geleitet worden war, ein bißchen Philologie vortragen. Das ging so zwei oder drei Tage lang, bis die Tschechen es satt bekamen, und ihrerseits auf dem Schauplatz erschienen; viele hundert Mann mit ebensoviel hundert Stöcken besetzten die Höfe des Klementinums. Kaum hatten wir das erfahren, als auch wir uns sammelten, etwa halb soviel Mann und halb soviel Stöcke. Weit über tausend Studenten standen einander so kampfbereit gegenüber. In beiden Lagern wurden zündende Reden gehalten und das Ende der Schlacht mußte nach der Lage der Dinge nicht eben spaßhaft werden. Da rückte plötzlich die Polizeimacht an, eine große Abteilung mit einem Offizier an der Spitze. Ohne jede Verabredung war ein Waffenstillstand zwischen Deutschen und Tschechen sofort zustande gekommen. Unsere Führer, zu denen ich leider nicht

gehörte, traten dem Offizier entgegen; Tschechen und Deutsche verlangten gemeinsam den Abzug der Polizei; wir hätten ein altes Recht auf dem Boden unserer Universität, da hätte uns kein Gott und kein Teufel darein zu reden. Nach einigem Hin- und Herreden verstieg sich der Offizier zu der Drohung, die Höfe mit Waffengewalt räumen zu lassen. Wieder kann ich nicht sagen, wie ein solcher Konflikt etwa in Preußen geendet hätte. Bei uns siegte — ja was denn? Der Offizier rückte mit seinen Leuten wieder ab. Unser Triumph ließ uns vergessen, weshalb wir die Stöcke mitgebracht hatten. Wir eilten in einige Kneipen und die Tschechen warfen dem Professor Linker die Fenster ein. Damit war die Affäre Linker beigelegt, ich muß leider bekennen: zu allgemeiner Zufriedenheit. Wir waren nicht mit ganzem Herzen dabei gewesen.

Zu Beginn des Wintersemesters, im Oktober 1871, folgte der Fall Krainc; über diese Geschichte kann ich gut berichten, ganz genau eigentlich ich allein, wenn anders meine Erinnerung in vierzig Jahren nicht gefälscht worden ist. Aber auch ich weiß über die Vorgeschichte nichts zu sagen, als was wir junge Leute damals über die österreichischen Verhältnisse dachten. Das deutschliberale Bürgerministerium war schon vor dem Deutsch-Französischen Kriege gestürzt worden. Bismarck erreichte es zwar, von den Magyaren unterstützt, daß Österreich während des Krieges neutral blieb; aber unmittelbar nach dem Kriege setzte die Slawisierung Österreichs ein. Man nannte das: Versöhnung der nichtdeutschen Völkerschaften. Im Frühjahr 1871 wurde ein konservativ-slawisches Ministerium ernannt, in welchem der Tscheche Jiretschek das Unterrichtsministerium inne hatte. Das Konkordat mit Rom war zwar nach dem Vatikanum aufgehoben worden, aber mit um so größerem Zorn wurde dieses Ministerium, wurde von den Deutschen dieses Ministerium Hohenwart-Habietinek-Jiretschek als junkerlich, tschechisch und pfäffisch im allgemeinen verurteilt. Doch machte es auf uns keinen besonderen Eindruck, als der neue Unterrichtsminister unsern alten Zivilrechtslehrer Schneider pensionierte und an seine Stelle den Professor Krainc setzte, der ein Slowene war oder doch dafür galt. Man hat es später so dargestellt, als ob wir deutschen Studenten zu unserer schrecklichen Tat von unsern politischen Führern angestiftet worden wären; ich weiß am besten, daß dem nicht so war.

Ich habe schon erzählt, wie mir damals nach dem Staatsexamen und der Erkrankung zumute war, wie ich dichtete und die Juristerei an den Nagel gehängt hatte. Außerdem war ich in jenen Tagen gerade steinunglücklich. Man errät, worüber ein dichtender Jurist von noch nicht

zweiundzwanzig Jahren steinunglücklich ist: sie war wunderbar schön, sie achtete mich, aber erwiderte meine Liebe nicht. In dieser Stimmung saß ich unter den zwei- bis dreihundert Kollegen, welche sich die Antrittsvorlesung des neuen Professors anhörten. Neben mir mein lieber Freund Viktor L... Der Professor hielt seine Rede in recht mangelhaftem Deutsch, langweilig, geistlos, schulmeisterlich. Ich habe mir später sagen lassen, Krainc sei ein ganz tüchtiger Fachmann gewesen; davon ahnten wir damals nichts. Er schloß seinen Vortrag mit den nicht eben begeisternden Worten: „Also schreiben Sie nur fleißig mit, meine Herrn!" Die nach Form und Inhalt elende Rede konnte wirklich nur Mitleid erregen, der pennälerhafte Schluß die studentische Entrüstung.

Ich hatte nur mit halbem Ohr zugehört und war im allgemeinen zu unglücklich, um über diese Antrittsvorlesung selbst in Zorn zu geraten. Da steht alles auf und mein Freund sagt zu mir: „Das ist wirklich ein Skandal!" Ein Ventil für meinen Jammer. Ich schreie in Gegenwart des Professors und Rektors meinen Kommilitonen zu: „Das ist ein Skandal!" Man ist meiner Meinung, man schüttelt mir die Hände. Jetzt muß etwas geschehen. Wir überlegen nicht lang. Schnurstracks marschieren wir, acht oder zehn deutsche Juristen, nach dem Franzenskai, nach der Wohnung des pensionierten Lehrers, der uns vorher der gleichgültigste Mensch gewesen war, und fordern ihn auf, seine Vorlesungen einfach wieder aufzunehmen; der Slowene wäre gar zu dumm und könnte nicht deutsch. Der deutsche alte Herr war natürlich sehr überrascht; er weinte vor Freude, und das ist mir von der ganzen Heldentat die liebste Erinnerung. Dann setzte er uns aber auseinander, er wäre entlassen und dürfte nicht so ohne weiteres lesen; er brauchte dazu ein Wort des Ministers. Die Antwort auf eine Eingabe würde auf sich warten lassen. Wir aber konnten nicht warten; wir mußten uns inskribieren lassen und wollten das bei dem Slowenen nicht tun. Da warf der alte Professor Schneider in seiner Herzenseinfalt selbst das Wort hin, wir könnten ja auch telegraphieren. Wir drückten ihm feurig die Hand und gingen telegraphieren. Das ist der wahrheitsgetreue Verlauf des ersten Aktes einer Geschichte, hinter der man eine wohlvorbereitete politische Intrige gesucht hat. In Wirklichkeit war es die Improvisation politisch erregter Studenten unter Führung eines verliebten Jünglings von der traurigen Gestalt.

Ich sehe noch heute kein Arg darin, daß wir unserer Unzufriedenheit Ausdruck gaben, daß wir uns im fünften Semester nicht mehr wie Schulbuben belehren lassen wollten. Schlimm wurde die Sache erst dadurch, daß wir keinen unserer unparteiischen deutschen Professoren

um Rat fragten, und das Telegramm in unschicklichen Ausdrücken abfaßten. Nach meiner Erinnerung hatte es folgenden Wortlaut: „An den Herrn Unterrichtsminister in Wien. Wir ersuchen um sofortige Rehabilitierung unseres verehrten Professors Schneider, da Ihr Schützling Krainc unsere Wissenschaft und unsere deutsche Muttersprache in Gefahr bringt. Im Namen der deutschen Juristen Prags." Es folgten unsere Unterschriften, die Namen von uns acht oder zehn Burschen, die wir losgegangen waren. Das Telegramm war abgeschickt, bevor noch eine Stunde nach dem Schlusse der Antrittsvorlesung vergangen war. Dieses niedliche Telegramm hatte ich aufgesetzt; ich hafte aber nicht für die Richtigkeit jeder Silbe. Ich besitze kein Archiv meines Lebens; auch bin ich nicht ganz sicher, ob nicht auf dem Telegraphenamte irgend ein kleines Amendement vorgenommen wurde.

Nachträglich fiel einem von uns ein — ich war nicht so besonnen —, daß es nicht gut anginge, im Namen der deutschen Juristen zu handeln, ohne uns ihrer Zustimmung versichert zu haben. Die wurde rasch nachgeholt. Wir beriefen eine Versammlung in der Halle ein und legten der Korona unser Telegramm vor. Als es nicht sofort gutgeheißen wurde, als ängstliche oder vernünftige Kollegen den Wortlaut tadelten, da blieb uns nichts anderes übrig als ein Geständnis abzulegen. Daß wir nämlich das Telegramm schon abgeschickt hätten. Die Korona ließ uns nicht im Stich, uns wurde Indemnität erteilt; das Telegramm wurde gutgeheißen. Und das war gut. Denn schon am nächsten Tage wurden wir Rädelsführer vor den Dekan unserer Fakultät zitiert, um uns zu verantworten. Der freundliche Dekan, ein fester Deutschböhme, fragte uns nicht allzu streng, ob wir wirklich diese Eingabe an den Herrn Minister verfaßt und unterschrieben hätten. Das Telegramm lag zerknittert auf dem Tische; wir sahen ordentlich oder glaubten zu sehen, mit welcher Wut der hochmögende Herr Minister das Blatt zusammengeknüllt hatte. Auf eine weitere Frage des Dekans konnten wir bestätigen, daß alle deutschen Juristen Prags hinter uns stünden.

Über die Folgen unseres jugendlichen Streichs blieben wir etwa zwei Monate im ungewissen, weil über unsere Bestrafung sich ein Kompetenzkonflikt erhob. Der Minister verlangte unsere Verurteilung durch den ordentlichen Strafrichter, was uns vielleicht übel bekommen wäre; die Universität bestand darauf, uns vor ihr Disziplinargericht zu ziehen. Ich war immer sehr genau davon unterrichtet, wohin in diesem Kompetenzkonflikte just das Zünglein an der Wage neigte. Die reichsdeutschen Professoren gaben mir ihr Wohlwollen deutlich zu erkennen. Einer von ihnen, der heute noch in Deutschland viel genannt wird,

kam öfter zu mir auf meine Bude, ließ sich alles genau erzählen, sprach schmunzelnd von „starkem Tobak“ und davon, was mit uns geschehen müßte. Dem Richter würden wir nicht ausgeliefert werden; aber das Universitätsgericht würde zwei von uns religieren müssen, mich und einen meiner Freunde, der bei dem Verhöre seine Mitschuld ein wenig vergrößert hatte. Auch ein Deutschösterreicher unter den Professoren versicherte mich unter kräftigen Händedrücken, er würde für meine Relegation stimmen. Und die wärmsten Empfehlungen für deutsche Universitäten wurden mir versprochen, nach Jena, Heidelberg oder Marburg. Ich durfte das Gefühl haben, den deutschen Professoren eine diebische Freude bereitet zu haben. Ich sah meiner Relegation mit Vergnügen entgegen, aber doch eigentlich ohne Begeisterung. „Sie“ erwiderte meine Liebe immer noch nicht, und da war ja alles übrige gleichgültig.

Im November lasen wir eines Tages in der Zeitung, das Ministerium Hohenwart-Habietinek-Jiretschek wäre gestürzt. Wenige Tage später wurden wir Missetäter abermals vom Pedell zum Herrn Dekan zitiert. Wir wußten schon, es würde uns nicht an den Kragen gehen. Der Dekan setzte zwar seine Amtsmiene auf und verdonnerte uns ein bißchen, dann aber teilte er uns mit, der Akademische Senat wäre übereingekommen, es bei einer Rüge bewenden zu lassen; und damit keiner von uns in seiner Karriere geschädigt würde, sollte diese mündliche Rüge in unser Absolutorium schriftlich nicht eingetragen werden. Er reichte jedem von uns die Hand und sagte urgemütlich: „Nicht wahr, solange ich Dekan bin, tun Sie so etwas nicht wieder! Ich habe zuviel Ärger davon gehabt.“ Wir verließen das Universitätsgebäude mit dem stolzen Gefühle, zum Sturze eines Ministeriums etwas beigetragen zu haben. Wir tranken viel an diesem Tage. Wir haben es gut gemeint. Haben es auch gut gemeint, als wir den Slowenen nachher recht schlecht behandelten, es sogar zu Realinjurien kommen ließen; ich glaube jetzt, wir können es doch nicht verantworten, wie wir dem armen Krainc weh getan haben.

Vielleicht habe ich es meiner entscheidenden Anteilnahme an der Affäre Krainc zu verdanken, daß ich von dem dritten Ereignis meiner Universitätszeit als von dem größten Erlebnisse meiner Schulzeit reden darf. Die Gründung der Straßburger Universität sollte am ersten Mai 1872 gefeiert werden. Auch Prag war eingeladen. Die älteste deutsche Universität sollte der jungjüngsten Schwester ihre Glückwünsche überbringen. Und in mir jubelt heute noch etwas auf, wenn ich daran denke, daß ich in die Deputation der deutschen Studentenschaft Prags gewählt wurde. Schwer war's freilich, das bißchen Reisegeld aufzutreiben. Schwer war's, unsern

Rector magnificus mitzuschleppen, mehr fast durch Gewalt als durch Überredung; er war Deutscher, aber ein katholischer Herr. Schwer war's, meine Mutter zu beruhigen, als die tschechischen Zeitungen jeden sehr ernsthaft bedrohten, der nach Straßburg mitginge, als die tschechischen Studenten in einem Telegramm an Gambetta wieder unter Drohungen gegen die Vertretung Prags in Straßburg protestierten. Schwer war manche ganz lächerliche Kleinigkeit, die meiner unvergeßlichen Frühlingsfahrt hindernd in den Weg treten wollte. Aber was tat's? Ich bin doch dabei gewesen.

Ich habe schon einmal zu erzählen versucht (Hardens „Zukunft" von 1904, Nr. 27), wie mir in diesen Tagen einer immerwährenden Bezechtheit und anderer seligerer Räusche zum ersten Male die Gestalt Bismarcks aufging und wie sich damals schon, besonders während der Heimkehr auf einsamen Wanderungen am Rhein und am Neckar, die Ideen zu kristallisieren begannen, denen ich erst mehr als zwanzig Jahre später meine letzte Arbeitskraft widmen sollte. Keinem Teilnehmer kann die Erinnerung an diese Feste geschwunden sein; mir waren sie wie eine Taufe des heiligen Geistes.

Ein Zufall wollte es, daß ich den Abschluß meiner Schuljahre und die Abstemplung zum Schriftsteller an diese Frühlingsfahrt knüpfen kann. Ein unbedeutendes Wort, das mir damals eine Promovierung schien. Zu den gefeierten Gästen der Feier gehörte auch Berthold Auerbach. Auf der Fahrt nach dem Odilienberg, im Eisenbahnwagen, redete er mich an, der ich ihn nicht kannte. Er fragte ein bißchen viel und als ich mit Eröffnungen zögerte, nannte er seinen Namen. Gut und eitel, wie ich ihn später in Berlin immer mehr kennen lernte. Ich war beglückt und gab nun jede Auskunft. Plötzlich sagte er zu mir: „Sie haben Tinte an den Fingern, junger Mann." Ich empfand das als eine Auszeichnung; Auerbach hatte mich zum Schriftsteller ernannt. Ich war Schriftsteller geworden und eine ganz andere Lehrzeit begann.

Georg Kerschensteiner:
Die Volksschule der Vereinigten Staaten von Amerika.

2. Unterrichtszeiten und Lehrpläne.

Zwischen den beiden soeben betrachteten Extremen von Pittsburg und von St. Louis bewegen sich die Schulverfassungen und Schulverhältnisse der Städte der Vereinigten Staaten. Man kann sagen, daß in den meisten großen Städten des Ostens und in vielen großen Städten des Zen-

trums (die des Westens habe ich nicht gesehen) die Entwicklung der Schulverhältnisse in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren in der Richtung nach aufwärts sich bewegt, und wenn auch nirgends die Verfassung von St. Louis wieder erreicht ist, so habe ich doch in den meisten Städten, die ich besuchen konnte, Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß die Qualität der Schulverhältnisse eine annähernd gleich gute ist. Freilich reichte meine Zeit nur aus, die jeweils besten Einrichtungen zu studieren. In manchen Städten geht die Entwicklung mit solchen Riesenschritten vorwärts, daß Beobachtungen, die vor fünf Jahren gemacht wurden, heute nicht mehr gültig sind. Die Reiseberichte über Nordamerika, die vom preußischen Minister für Handel und Gewerbe nach den Beobachtungen der von ihm zur Weltausstellung nach St. Louis abgesandten Kommissare dem Hause der Abgeordneten im Jahre 1905 in Vorlage gebracht wurden, sind in vielen Teilen überholt. Noch vor zehn Jahren hatten sechzehn Staaten und ein Territorium keinen Schulzwang; heute ist er fast überall durchgeführt. Allerdings will diese Konstatierung nicht viel bedeuten. Denn es frägt sich vor allem: auf wie lange und auf welche Jahre erstreckt sich der Schulzwang? In vielen Staaten dauert er vom 8.—14. Lebensjahre, in einigen vom 8.—15., in wieder anderen vom 8.—16. Lebensjahre. Aber selbst damit ist die Mannigfaltigkeit noch nicht erschöpft. Denn nicht überall dauert der Schulzwang das ganze Schuljahr hindurch, das im besten Falle in Staaten mit fortschrittlicher Bevölkerung, wie in den Neu-Englandstaaten, sich wie bei uns auf vierzig Wochen erstreckt. Es gibt Staaten, wie Pennsylvanien, in welchen der Schulzwang nur 70 % dieses Schuljahres umfaßt, andere, wie New Jersey, Vermont, Ohio und Utah, wo er nur auf zwanzig Wochen ausgedehnt ist, wieder andere, in denen er auf zwölf Wochen reduziert ist, ja sogar einen, Kentucky, in dem er sich auf acht Wochen beschränkt. Noch im Jahre 1900 hatte der Süden der Vereinigten Staaten durchschnittlich nur 97 obligatorische Schultage im Jahre, der Norden 174. Schon im Jahre 1909 stieg die Zahl der obligatorischen Schultage in den mittleren und südlichen Staaten auf 109, in den nördlichen Staaten auf 180. Und hieraus geht mit Deutlichkeit hervor, daß auch diese rein äußerliche Eigenschaft des Schulwesens im Aufsteigen begriffen ist. Die durchschnittliche Zahl der obligatorischen Schultage in den Nordstaaten ist nur um ungefähr acht bis zehn geringer, als an unseren bayerischen Schulen, wenn wir Rücksicht auf unsere zahlreichen Feiertage nehmen und in Rechnung ziehen, daß auch wir wöchentlich nur fünf volle Schultage haben.

Aber selbst in diesem Bild von der Mannigfaltigkeit der Schulpflichtsverhältnisse ist noch nicht die letzte Charakteristik gegeben. In New-

york ist seit 1908 jedes Kind vom 7. — 16. Lebensjahre schulpflichtig. Die Schulpflicht erstreckt sich seit dieser Zeit über das ganze Schuljahr von vierzig Schulwochen und nicht, wie vorher, nur über die Zeit vom 1. Oktober bis 31. Mai. Aber — und das ist auch für alle anderen Staaten und Städte zu beobachten — jedes Kind kann vom 14. Lebensjahre ab um ein Schulentlassungszeugnis einkommen, sobald es die ersten fünf aufsteigenden Schulklassen mit Erfolg hinter sich hat und soferne es eine Anstellung in irgend einem Geschäft nachweisen kann. Die Aushändigung des Schulentlaßzeugnisses setzt das Bestehen einer Entlaßprüfung voraus, deren Forderungen sich im Rahmen des Lehrzieles des fünften Schuljahres bewegen. Von dieser Erlaubnis macht denn auch eine ziemliche Anzahl von Kindern Gebrauch. Im Jahre 1909 stand der Frequenz aller fünften Klassen von Newyork mit 77 000 Schülern eine Frequenz von 38 000 Schülern, also weniger als die Hälfte, in den achten Klassen gegenüber. Allerdings trifft ein nicht unbeträchtlicher Anteil dieses Unterschiedes auf jene Schüler, welche zum Wiederholen einer Klasse gezwungen sind. Ähnliche Verhältnisse und Bestimmungen existieren in vielen anderen Städten. Auf der anderen Seite finden wir aber überall auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Schülern in den drei oberen Klassen, die das schulpflichtige Alter von sechzehn Jahren weit überschritten haben. Dies hängt zweifellos damit zusammen, daß die Einwanderungen in die großen Städte Massen von jungen Leuten wirft, die überhaupt noch keine Schulbildung genossen haben und die nun von den amerikanischen Schulgesetzen erfaßt werden. Diese dem Alter nach überreifen Kinder bilden zum Teil eine große Kalamität für einen gleichmäßigen Schulbetrieb. Wir haben in Deutschland kaum eine rechte Vorstellung von der Alterszusammensetzung des Schülermaterials in den Volksschulen aller amerikanischen Städte. Wenn in den Farmerschulen von Illinois alle Altersklassen vom 4. — 20. Lebensjahre in einem einzigen Schulzimmer unter einem einzigen Lehrer sich zusammenfinden, so ist das vielleicht weniger erstaunlich. Es muß aber in hohem Grade überraschen, daß auch in Städten wie Newyork, Boston und Philadelphia die Hauptmassen der Schüler einer Klasse auf mindestens fünf Altersjahre sich verteilen. So haben zum Beispiel die fünften Klassen von Newyork 6000, 19 000, 21 000, 16 000, 10 000, 4000, 1200 Schüler im Alter von 9 beziehungsweise 10, 11, 12, 13, 14 oder 15 Jahren, zu welchen dann noch etwa 500 Schüler kommen, die über 16 Jahre alt sind. In Newyork beginnt man dem Übelstand durch Klassen mit speziellem Lehrprogramm, durch Einrichtung von Gewerbeschulen, die mit der Volksschule parallel laufen, durch schnelleres Aufrückenlassen von älteren Schülern

und so weiter entgegenzuarbeiten. Die beiden nachfolgenden Tabellen geben einen sehr lehrreichen Einblick in die Altersverschiedenheit der Schüler einer Klasse einesteils in München andernteils in Newyork.

Schüleralter in den Volksschulen von Newyork im Jahre 1909.

	I. Kl.	II. Kl.	III. Kl.	IV. Kl.	V. Kl.	VI. Kl.	VII. Kl.	VIII. Kl.
Unter 6 Jahren	3383	—	—	—	—	—	—	—
6— 7 „	36077	9077	—	—	—	—	—	—
7— 8 „	17192	35694	7052	—	—	—	—	—
8— 9 „	4860	24675	28518	5927	224	—	—	—
9—10 „	1336	10226	25280	22927	5380	374	—	—
10—11 „	343	3212	12779	22859	18980	4844	573	—
11—12 „	109	1196	5757	15003	21350	16379	4930	533
12—13 „	42	452	2448	8010	15929	19903	14642	4772
13—14 „	42	150	1065	3796	9416	15305	17340	12055
14—15 „	—	77	340	1317	4046	7646	11616	12065
15—16 „	—	—	77	366	1152	2339	4727	6814
16—17 „	—	—	—	51	154	385	1014	2035
17—18 „	—	—	—	—	—	44	114	349
18—19 „	—	—	—	—	—	—	25	38
Über 19 „	—	—	—	—	—	—	—	6
Summa	63384	84759	83316	80256	76631	67219	54981	38667

Schüleralter in den Volksschulen von München im Jahre 1910.

	I. Kl.	II. Kl.	III. Kl.	IV. Kl.	V. Kl.	VI. Kl.	VII. Kl.	VIII. Kl.
Unter 6 Jahren	1426	—	—	—	—	—	—	—
6— 7 „	8555	1224	—	—	—	—	—	—
7— 8 „	863	8025	1127	—	—	—	—	—
8— 9 „	101	1251	7644	1126	—	—	—	—
9—10 „	22	200	1519	7477	929	—	—	—
10—11 „	10	38	288	1336	5620	985	—	—
11—12 „	4	9	80	316	1351	4852	927	—
12—13 „	3	4	24	70	339	1449	4660	773
13—14 „	—	1	9	11	80	279	871	3992
14—15 „	—	—	4	2	8	25	44	410
15—16 „	—	—	—	1	—	3	1	7
16—17 „	—	—	—	—	—	—	1	—
17—18 „	—	—	—	—	—	—	—	—
Über 18 „	—	—	—	—	—	—	—	—
Summa	10984	10752	10695	10339	8327	7593	6504	5182

In den neun großen Städten, die ich besucht habe, finden in allen Klassen an jedem Unterrichtstage fünf Unterrichtsstunden statt. Der Unterricht beginnt überall um 9 Uhr, setzt um 12 Uhr eine Stunde aus und endigt nachmittags 3 Uhr. Die sogenannte ungeteilte Unterrichtszeit, die im wesentlichen nur den Vormittag bis etwa 1 Uhr beansprucht, existiert nirgends in den Vereinigten Staaten. In der Zwischenstunde nehmen Lehrer und Schüler ihr zweites Frühstück nicht selten gleich in der Schule ein, in welcher Frühstücksräume eingerichtet sind. Im Schuljahr 1908/09 zählte Newyork 583 000 Schulkinder in den Elementarschulen. Die Zahl derjenigen, welche in diesem Jahre graduiert wurden oder das Lehrziel des achten Schuljahres erreichten, war 27000, das ist etwas weniger als ein Zwanzigstel. Im gleichen Jahre befanden sich in München zirka 34000 Knaben in den Volksschulen, von denen 2400, das ist etwas mehr als ein Fünfzehntel, das Lehrziel der achten Knabenklasse erreichten, wobei zu bedenken ist, daß etwa 1200 Knaben schon zwischen dem vierten und achten Schuljahre an die höheren Schulen übergetreten sind, von denen weitaus die Mehrzahl gleichfalls graduiert worden wäre. Da in den Vereinigten Staaten die Mittelschulen sich an das achte Schuljahr der Volksschule anschließen, so findet ein solcher Übertritt von Nicht-Graduierten in die amerikanischen Mittelschulen nur in verhältnismäßig seltenen Fällen statt.

Das amerikanische Schulkind, das wie das deutsche acht Jahre lang seine Volksschule besucht, hat also jährlich etwa 900 Unterrichtsstunden, in Summa 7200. Das niederbayerische Landschulkind kommt auf etwa 6500, das Schulkind der Stadt München auf etwa 8000 Unterrichtsstunden. Die 7200 Unterrichtsstunden fallen ausschließlich auf Profanunterricht. In Deutschland dagegen trifft ein Fünftel bis ein Siebtel der Unterrichtszeit auf Religionsunterricht. Man kann daher sagen, daß das amerikanische Schulkind in den großen Städten der Neu-Englandstaaten, vor allem in Massachussetts, wo die Schulverhältnisse wohl am besten durch den ganzen Staat geregelt sind, soferne es seiner achtjährigen Schulpflicht genügt, eine nicht unbeträchtlich größere Unterrichtszeit den profanen Unterrichtsgegenständen zu widmen hat, als das deutsche Schulkind.

Auch mit diesem Zuge ist die Schilderung der Quantität des Unterrichts noch nicht völlig erschöpft. Es ist eine der charakteristischsten Eigentümlichkeiten der amerikanischen Volksschule, daß selbst in den größten Städten der Vereinigten Staaten nur die Hälfte der zur Verfügung stehenden Unterrichtszeit auf unmittelbaren Unterricht verwendet wird. In den deutschen Landschulen, wo zwei, drei und noch mehr Jahrgänge bisweilen in einer Klasse vereinigt sind, ist der

Lehrer von selbst gezwungen, nur einen Teil der 24 bis 28 wöchentlichen Unterrichtsstunden der unmittelbaren Unterweisung eines Jahrganges zu widmen, oft nur ein Drittel oder ein Viertel der Gesamtzeit. Der Rest dient der stillen Beschäftigung. In den großen Städten der Vereinigten Staaten ist aber jede Klasse, auch wenn sie nur einen einzigen Jahrgang umfaßt, in zwei Abteilungen getrennt, von denen nur die eine Abteilung unmittelbaren Unterricht erhält, während die andere entweder mit Lösung von Aufgaben beschäftigt ist oder auf die kommende Lektion sich vorbereitet. Ich habe etwa sechzig Volksschulklassen in den sieben größten Städten besucht und überall die gleiche Beobachtung gemacht. Meist bedeutet die Gliederung der Klasse in zwei Gruppen auch eine Gliederung in zwei Qualitäten. Die schwächeren Schüler befinden sich in der einen, die besseren in der anderen Gruppe. Ich fand Schulen, in welchen die Schüler eines Jahrganges in vier Gruppen geteilt waren, allerdings dann in zwei Klassen unter zwei Lehrern. Die Schüler der besten Gruppe konnten nach einem halben Jahre schon in eine höhere Klasse aufrücken. Ja, ich fand Schulen, in welchen das Vorrücken in einzelnen Unterrichtsgegenständen möglich war. Ein Schüler konnte im Lesen und Schreiben in der sechsten Klasse sein, in der Arithmetik in einer Abteilung der vierten Klasse, ein Prinzip, das ich gleichzeitig insbesondere auch in den höheren Schulen mit sehr großem Erfolg durchgeführt sah. In den Landschulen der großen Farmerstaaten und des Westens sinkt der unmittelbare Unterricht oft noch auf einen viel kleineren Teilbetrag als auf die Hälfte der Gesamtzeit herab. Wo zwanzig bis fünfzig Schüler unter einem einzigen Lehrer beisammen sind im Alter von vier bis zwanzig und noch mehr Jahren und einem Bildungsunterschied vom Abcschützen bis zum Jüngling, der bereits zehn bis zwölf Winter Schulbesuch hinter sich hat und nun Latein und Mathematik lernt, trifft auf die einzelne Schülergruppe oft kaum eine halbe Stunde unmittelbarer Unterricht. Für manchen hat der Lehrer wohl kaum mehr Zeit als fünf bis zehn Minuten, um vielleicht das abzuhören, was der Schüler aus irgend einem Buch sich selbständig angeeignet hat oder ihm mit einigen Erklärungen das Verständnis des Inhaltes seines Buches zu erleichtern.

Nicht entfernt so mannigfaltig wie die Verhältnisse der gesamten Unterrichtszeiten sind dagegen die Lehrplanverhältnisse in den Volksschulorganisationen der großen Städte. Die drei „R", oder, wie man jetzt häufiger hört, die vier „R" *(reading, writing, drawing, arithmetik* — Lesen, Schreiben, Zeichnen, Rechnen) beherrschen in den vier Unterklassen in Gemeinschaft mit *object-* (oder *nature-) lessons* (ein Unterricht, der in

der Hauptsache identisch ist mit unserem deutschen Anschauungs- und Heimatkundeunterricht), *music* (Singen) und *physical training* (Turnen) das Arbeitsfeld. In den oberen Klassen treten Geographie, Geschichte, Naturkunde, Geometrie und Algebra in immer stärkerem Zeitumfang hinzu, außerdem für die Knaben *manual training* (Handfertigkeitsunterricht, meist noch fakultativ) und für Mädchen *domestic science* (Haushaltungsunterricht, Waschen, Bügeln, Reinigung von Wohnung und Kleidung und so weiter) mit *needle-work* (weibliche Handarbeit). Der Handfertigkeitsunterricht für Knaben, der wie aller technischer Unterricht (Singen, Zeichnen, Turnen, Schulküchenunterricht und weibliche Handarbeit) gewöhnlich in den Händen von Speziallehrkräften liegt, ist nicht immer wie bei uns in Deutschland auf Papp-, Holz- und Metallarbeit und Modellieren beschränkt; Weberei und Korbflechterei sind sehr häufige Beschäftigungen. An verschiedenen Schulen fand ich vor allem auch Buchdruck und Buchbinderei eingeführt. Ich habe keinen Zweifel, daß mit dem wachsenden Verständnis für die Aufgaben der Volksschule ebenso wie speziell in Schweden auch noch andere Gewerbe ihren Einzug in die Volksschule halten werden. Nur der deutsche Schulmeister steht noch wie der Erzengel Gabriel mit flammendem Schwert vor dem Paradiese seiner eigenen Weisheit, um jedem Gewerbe den Eintritt in den Tempel „Allgemeinbildung" zu wehren. Fremde Sprachen (deutsch, französisch und da und dort auch lateinisch) sind meist als fakultative Fächer eingeschlossen, in manchen Städten, zum Beispiel Cincinnati und St. Louis, vom ersten Schuljahre ab, in anderen Städten erst in den Oberklassen. Ursprünglich zwangen wohl die Einwanderungsverhältnisse zur Angliederung fremdsprachlichen Unterrichtes an die Volksschule. Namentlich die Deutschen und Franzosen betrachteten sie als ein Mittel, ihren Kindern längere Zeit ihre Muttersprache zu erhalten. Heute ist vielleicht das Motiv, mit dem Besitz der fremden Sprache dem Kinde eine weitere wertvolle Waffe für den Kampf um das tägliche Brot mitzugeben, ausschlaggebender als jedes andere. Auch ist in St. Louis wie in Cincinnati, wo große deutsche Stadtviertel heute noch bestehen, niemand eifriger im Besuch des deutschen Unterrichtes, als die — Juden und Neger, während die deutschen Familien relativ wenig von ihm Gebrauch machen. Stünde nicht die Existenz so mancher deutschen Zeitung auf dem Spiel, ich fürchte, der fakultative Unterricht im Deutschen würde heute schon in vielen Städten verschwunden sein.

In der Muttersprache (englische Literatur, Aufsatz, Rechtschreiben), Singen, Turnen, Geographie und Geschichte sind die Lehrziele etwa die gleichen wie an unseren deutschen Schulen, nur mit dem Unterschied,

daß die reichhaltigen Schulbibliotheken und die unentgeltliche Lieferung von Geschichts- und Geographiebüchern und guter Klassenlektüre die Schüler weit mehr in gute Literatur einführen, als dies in Deutschland mit unseren ärmlichen Lesebüchern und kümmerlichen Klassenbibliotheken möglich ist. In Zeichnen und Naturwissenschaft sind die Lehrziele ebenfalls etwa die gleichen, aber falsche Methoden verhindern im Zeichnen, ungenügende Einrichtungen in der Naturkunde die Erreichung des Lehrzieles und zwar ohne Ausnahme in allen neun Städten, in denen ich Volksschulklassen besucht habe. Dies ist um so merkwürdiger, als ich in den *high schools*, die sich unmittelbar an die achtklassige Volksschule anschließen, die gleichen Beobachtungen nicht machen konnte. Im Gegenteil, die Zeichenmethoden waren dem Lehrziele angepaßt und die Einrichtungen für den naturkundlichen Unterricht, für Biologie wie für Physik und Chemie übertrafen an Zweckmäßigkeit, Reichhaltigkeit und Ausnützung in nicht wenigen Schulen, die ich besuchte, alles, was ich irgendwie in anderen Ländern, Deutschland nicht ausgeschlossen, auf meinen vielen Studienreisen zu beobachten Gelegenheit hatte. In Arithmetik und Geometrie gehen aber die Lehrziele wohl weit über die Ziele der meisten deutschen Volksschulen hinaus und ich kann nicht in Abrede stellen, daß dieses Lehrziel in jenen Mittel- und Oberklassen auch erreicht wurde, in welchen ich den Unterricht beobachtet habe. In zwei Klassen überzeugte ich mich durch Fragen und Aufgaben, die ich selbst stellte. Wiederholt beobachtete ich in oberen Klassen der Volksschule, daß die Schüler zur Auflösung von Rechnungsaufgaben sich mit großer Gewandtheit der Auflösungsmethoden mittels Gleichungen ersten Grades mit mehreren Unbekannten bedienten, wie denn überhaupt die Anwendung der Gleichungsform und die Einführung des Zeichens x für die gesuchte Größe ein weitverbreitetes Mittel ist für die schriftliche Behandlung arithmetischer Schlußfolgerungen. Es gibt in Deutschland nicht wenige Lehrer und Lehrerinnen der Volksschulen, welche wegen des scheinbar so gelehrten Aussehens solcher Lösungsformen die Einführung solcher Mittel energisch widerraten. Und doch handelt es sich hier nur um die Einführung in den Gebrauch eines Werkzeuges und jeder, der es mit einigem Geschick handhaben kann, weiß, um wieviel leichter die Lösung einer Anzahl von arithmetischen Aufgaben auf diesem Wege ist, als auf jenem der oft recht verwickelten Schlußfolgerungen, mit welchen wir die Schulkinder zu plagen pflegen.

In Boston sah ich eine Anzahl von Klassen, in denen der ganze Lehrplan auf Pflege der Muttersprache mit etwas Heimatkunde zugeschnitten war, die sogenannten *"Steamer-classes"* im italienischen Viertel

der Stadt. Sie sind eine der vielen interessanten Erscheinungen des amerikanischen Schullebens, die ebenso Zeugnis ablegen für dessen Beweglichkeit und Plastizität, als auch für seine ausgezeichnete Anpassungsfähigkeit an die Erziehungsfragen, welche die Millionen von Einwanderern der Union in immer neuer Form und Auflage vorlegen. Wenn ein Schiff mit Auswanderern in den Hafen einläuft, so ist die erste Tätigkeit der Schulbehörden, sich der schulpflichtigen Kinder anzunehmen. Aber was sollen die armen Fremdlinge, an deren Ohren vielleicht bis gestern noch kein englischer Laut geschlagen hat, in der normalen Volksschule anfangen? Wie sollen sie ihrem Unterricht folgen, die englisch weder lesen, noch schreiben, noch sprechen, noch hören können? Sie werden alle in eigenen Klassen zusammengesteckt, deren ganze Aufgabe darin besteht, den hilflosen Ankömmlingen das neue Land zum Vaterland zu machen, ihnen seinen Boden, seine Sprache, seine Geschichte zu lehren, in ihnen die Hoffnung zu erwecken, daß hier ihre Sonne, ihr Glück aufgehen mag, das sie im alten Vaterland vergebens gesucht haben, sie mit die Freude und den Stolz empfinden zu lassen, was es heißt, amerikanischer Bürger zu sein. Die jungen, angehenden Bürger des Landes der Freiheit stecken je nach ihrer Begabung ein halbes bis zwei Jahre in diesen Klassen, ohne Rücksicht auf ihr Alter und ihre Nationalität, Kinder von sechs Jahren neben solchen von zehn Jahren, zwölf und siebzehn Jahren, Italiener, Russen, Polen, Griechen, nur nach Geschlechtern sind sie getrennt. Tag für Tag tropfen neue Schüler herein; vierundzwanzig Stunden nach ihrer Ankunft im Hafen von Boston hat sie schon der Arm der Schule erreicht, sie, die vielleicht in ihrem alten Vaterland trotz ihrer vorgerückten Jugend den nicht allzu rigorosen Schulzwang zu umgehen gewußt hatten. Die völlig fremden Verhältnisse und die Unkenntnis der Landessprache hatten ihre Schlauheit entwaffnet. Da sitzen sie nun. Sie haben sich rasch eingewöhnt; neugierig, lebendig, lernbegierig und meist mit guter Intelligenz ausgerüstet, wie alle romanischen und slavischen Rassen, sitzen sie da. *"I can run"*, spricht die Lehrerin und läuft den Gang entlang. *"I can run"*, schreit ein Knabe, der schon vierzehn Tage die Klasse besucht und läuft ihr nach. *"I can run, I can run, I can run"*, immer einer nach dem anderen; es wird immer lustiger in der Klasse. Unserem Neuling gefällt das und — vierzigmal hat es ihm bereits ans Ohr geschlagen — *"I can run"* stottert auch er und läuft seinen Kameraden nach. So geht es ein, zwei Stunden hindurch. *"I will jump! I am hopping! This is my head! That is my desk! I have two hands! Where is your cap? Who has a pencil?"* Ein beständiges Ausrufen und Fragen, und jeder Ruf und jede Frage wird sofort in Be-

wegung umgesetzt. Alles lebt und regt sich und der kleine Italiener, der eben eingetreten ist, hat sich rasch zurecht gefunden in einer Staatseinrichtung, der er in seiner alten Heimat in weitem Bogen und mit vielen Kniffen aus dem Wege gegangen war.

Es war das Klaßzimmer der Anfänger, das ich zunächst betreten hatte. Vor sechs Wochen hatten sie begonnen. An der Tafelwand — in Amerika gibt es keine isolierten Wandtafeln wie bei uns, die Wände des Schulzimmers, soweit sie nicht Fensterwände sind, bilden eine langgestreckte Tafel — standen alle die wichtigen Wörter, Ding-, Eigenschafts-, Zahlwörter, Wochentage, Monatsnamen und so weiter, die zunächst für den Verkehr nötig und bereits in obiger Weise eingeübt worden waren; auch kleine Gedichte, Gebete, Vaterlandsverse waren zu lesen. Der Aufenthalt in dieser Klasse dauert nur so lange, bis die Kinder imstande sind, dem Unterricht in den normalen Schulklassen folgen zu können, im Durchschnitt drei Monate. Hand in Hand mit dem eben geschilderten *"oral-work"* geht Lesen, Schreiben, Grammatik und die schwierige englische Phonetik. Aller Stoff ist dem täglichen Leben des Knaben, seinem häuslichen Interessenkreise und der Tätigkeit und den Eigenschaften seines Körpers entnommen. Besonders intelligente Schüler bleiben nur einige Tage in der Anfängerklasse und werden dann in die *"advanced class"* umgeschrieben. Die Methoden sind hier die gleichen wie in der anderen Klasse, nur das Tempo des Fortschrittes ist ein schnelleres. Ich trete ein, befinde mich zunächst in einer Volksschule Neapels. »*Quanti ragazzi sono italiani?*« fragte ich. Ein allgemeines fröhliches Grinsen zieht über die rundlichen schwarzen Köpfe und alle Hände strecken sich. Die Lehrerin arbeitet hier bereits mit komplizierteren Sätzen. Fragen und Antworten springen wie die Funken des Induktors hin und her. Ein fauler Junge liebt es, seine eigenen Wege zu gehen. *"What does this boy do?"* frägt die Lehrerin. Der ganze Chorus ruft: *"He is silly!"* *„Does he learn anything?"* Chorus: *"No!"* *"Does he learn English?"* Chorus: *"No!"* Aber mein junger Neapolitaner lächelt mich vergnügt an, als ginge ihn die Geschichte überhaupt nichts an. Sein Name stand auch nicht an der Ehrentafel, welche die Lehrerin an der Tafel für die Leistungen der besonders Eifrigen angeschlagen hatte. Noch eine weitere Klasse fesselte mein Interesse. Achtundvierzig Knaben zwischen neun und sechzehn Jahren, fünfundvierzig Italiener, ein Neger und zwei Russen bildeten das Schülermaterial. Die meisten waren bereits seit einem bis eineinhalb Jahren in Boston und hatten die vorausgehenden Klassen hinter sich. Sie hatten bereits ihr besonderes Lesebuch, aus dem sie ein wenig holperig aber recht verständig lasen. Neben der Einführung in

die englische Sprache wird hier bereits auch die Einführung in vier Rechenoperationen von drei- und vierstelligen Zahlen stärker betont. Gewöhnlich bleiben die Knaben ein Jahr in dieser Klasse und treten dann unmittelbar in die vierte Klasse der Normalschule über.

Ich habe nicht leicht eine interessantere Erscheinung beobachtet, als diese siebenundzwanzig *"Steamer classes"* im dichtbevölkerten Nord- und Westende der Stadt, mit ihren beweglichen Lehrplänen, die ganz der Erfindungskunst und Initiative begabter Lehrkräfte anheimgegeben waren, und worin die Kinder der ärmsten aller Einwanderer amerikanisiert werden. Wir Deutsche haben keine Vorstellung von den Aufgaben, die die Union zu lösen hat in der Assimilierung dieser Massen, die ein hartes Schicksal aus der Heimat getrieben hat. In allen großen Städten leiden die Unterrichtsresultate nicht zum wenigsten an den oft unüberwindlichen Schwierigkeiten, die hier auftauchen. Ich bin fast in keine Klasse gekommen unter den fünfzig, die ich besucht habe, in der nicht eine größere oder kleinere Zahl von fremdgeborenen Kindern gewesen wäre. Diese *„ungraded classes"* für fremdgeborene Schulpflichtige habe ich aber nur in Boston gefunden. Aber das gleiche Problem ist nicht bloß mit den Schulpflichtigen zu lösen, sondern auch mit Millionen Erwachsenen, die zuwandern. Und für diese existieren in allen großen Städten ohne Ausnahme Abendschulen für „Immigrants" zur Einführung in die englische Sprache, Geographie, Geschichte und Verfassung und jeder Erwachsene hat unentgeltlich Zutritt; ja auch die nötigen Bücher und Hefte werden ihm unentgeltlich geliefert. Große Summen werden von allen Stadtverwaltungen geopfert, um das Tag für Tag und Woche für Woche zuströmende Menschenmaterial in gutgesinnte, vaterlandsliebende amerikanische Bürger umzuwandeln. Den geistig schwächeren Schülern stehen Tagesklassen mit vermehrtem Handfertigkeitsunterricht offen, den während der dreimonatlichen Ferien ankommenden die „Vocationschools", den Blinden, Tauben und Krüppeln die *"schools for blinds, deafs and cripples"*. Jede Stadt und jede Gemeinde gestaltet hier ihre Lehrpläne und Methoden nach eigenem Ermessen und keine Staatsbehörde denkt auch nur daran, in diese Fragen hineinzuregieren, um, wie es so schön in Deutschland heißt, „die Einheitlichkeit des Unterrichtsbetriebes zu wahren".

Nur wenig Staatsgesetze fixieren Organisation und Lehrpläne der Schulen, und wenn auch in dieser Freiheit das Unkraut ebenso wuchert, wie der Weizen, der Optimismus der Amerikaner hofft, daß bei einiger Aufmerksamkeit der Weizen das Unkraut verdrängen wird, und nach den Entwicklungen der letzten zehn Jahre ist diese Hoffnung nicht unberechtigt. Nie ist ein Volk, das im Aufsteigen begriffen ist und

das fest an seine Zukunft glaubt, an der Freiheit zugrunde gegangen. Dagegen lebt dicht neben uns ein großes Volk, das an seiner Unfreiheit ersticken wird, ohne jemals zur Blüte gekommen zu sein.

Bei aller Verschiedenheit der Lehrpläne in den verschiedenen Staaten und Städten findet sich ein Punkt völliger Übereinstimmung, die Abwesenheit jeglichen Religions- und Moralunterrichtes. Die fünfundzwanzig Unterrichtsstunden sind ausschließlich dem Profanunterricht gewidmet; der Religionsunterricht ist den Kirchen aller Konfessionen überlassen; der schulfreie Samstag steht diesem Unterricht zur Verfügung. Diese Erscheinung ist nicht die Folge einer willkürlichen Gesetzgebung, sondern hat ihre historische Grundlage. Nicht Gleichgültigkeit gegen die Religion hat den Religionsunterricht aus der Schule ausgeschlossen, sondern die Hochachtung gegen das religiöse Bekenntnis des Einzelnen. Freilich waren die Zeiten, da der Schule die Erteilung von Religionsunterricht versagt wurde, völlig verschieden von den heutigen. Der alte, fromme, puritanische Sinn der eingewanderten Engländer wußte wohl, daß die Religion keine bessere Pflege finden könnte, als in ihren Familien. Sie bedurften der Schule nicht; ja die Schule mit den Schülern aller Bekenntnisse konnte eher dem religiösen Sinne schaden, als ihm nützen. Aber dieser religiöse Sinn ist heute in Millionen von Familien verschwunden. Nicht in den eingewanderten, altenglischen Familien, nicht in den alten amerikanischen Familien, die von ihnen abstammen, nicht in den jüdischen Familien aus dem südlichen Rußland. Aber in den Massen vieler anderer eingewanderter Nationen, vor allem in den weiten Schichten des arbeitenden Volkes. So muß die amerikanische Jugend, soweit sie nicht in den sich allerdings immer mehr ausbreitenden Privatschulen der Kirchen unterrichtet wird, eines Erziehungsmittels entbehren, das zweifellos zu einem der wertvollsten gehört, wenn es von religiös empfindenden Lehrkräften gehandhabt wird. Auf der anderen Seite hat die völlige Trennung der Schule von der Kirche der Entwicklung des Schulwesens in den Vereinigten Staaten einen beispiellosen Frieden gesichert, unter dessen Segnungen an besonders günstigen Plätzen Fortschritte im Erziehungswesen erfolgten, wie sie kein anderer Kulturstaat in gleich kurzer Zeit aufzuweisen hat. Da und dort werden ja Stimmen laut, welche der religiösen Erziehung einen Platz in den Staatsschulen gesichert wissen wollen. Das Problem ist nur sehr schwierig zu lösen. Die ungeheuere Mischung der Konfessionen, die tatsächliche Achtung vor der Gewissensfreiheit, die Ehrlichkeit gerade der großen Schulverwaltungen, alle Schulmaßnahmen auch wirklich ernst zu nehmen und sich nicht mit der äußeren Erfüllung zu begnügen, gleichviel, ob die Religion dabei

wirklich gefördert wird oder nicht, die aufrichtige Wertschätzung jeglichen religiösen Bekenntnisses, die man bei uns Musterchristen in Deutschland oft so schwer vermißt, die Einsicht, daß religiöser Schulzwang ohne Mitwirkung der Familie ein Verbrechen ist, vor allem aber die berechtigte Furcht vor der Einmischung der Hierarchie in die Unterrichtsfreiheit, macht die Einführung obligatorischen Religionsunterrichtes fast zur Unmöglichkeit. Gleichwohl ist die amerikanische Staatsschule nicht religionslos. Ja, ich habe Schulen gesehen, die in ihren täglichen Morgenandachten, an denen sämtliche Schüler vor Beginn des Unterrichtes teilnehmen, eine wirksamere religiöse Erziehung ausübten, als manche deutsche Volksschule mit ihrem vierstündigen Katechismusunterricht samt biblischer Geschichte. Die Erziehungskraft der Religiosität hängt nicht von der Zahl der Dogmen ab, hier genügt ein Weniges, das allen deistischen Religionen gemeinsam ist. Die Erziehungskraft liegt in der heiligen Ehrfurcht vor dem, was über dieser sinnlichen Welt liegt, und in der Wärme, mit der die von dieser Ehrfurcht erfüllte Seele des Lehrers die Gemüter der Kinder ergreift.

Auch vom staatspolitischen Standpunkt aus ist der vollständige Ausschluß religiöser Unterweisung aus den öffentlichen Schulen und die damit notwendig verbundene Konzession von konfessionellen Privatschulen, die auch in den Vereinigten Staaten sich immer weiter ausbreiten, nur eine provisorische Lösung dieser Angelegenheit. Sie kann unmöglich dauernd in dieser Form erledigt werden. Die Aufgabe aller öffentlichen Schulen ist, Staatsbürger zu erziehen. Nur dieses Ziel rechtfertigt die erheblichen Ausgaben für diesen Zweck auf Kosten der Allgemeinheit. Die Aufgabe der kirchlichen Privatschulen ist in erster Linie, Mitglieder der Kirchengemeinde zu erziehen. Die Interessen der verschiedenen Kirchen sind durchaus nicht immer identisch mit den Interessen des Staates. In dem Maße, als die Kirchenschulen wachsen, wird der Konflikt mit den Interessen des Staates immer wahrscheinlicher. Die Geschichte jedes Volkes lehrt es uns. In diesem Dilemma bleibt für den Staat, der Gewissensfreiheit garantiert hat, nur die Möglichkeit, entweder die Kirchenschulen streng zu beaufsichtigen und ihnen gewisse Vorschriften für ihre Organisation und ihre Unterrichtsziele zu geben, oder aber, ihre Ausbreitung hintanzuhalten durch Eingliederung von fakultativem Religionsunterricht für die verschiedenen Konfessionen in den Lehrplan der Volksschule, in der gleichen Weise, wie er fakultativen Sprachenunterricht eingegliedert hat für die Kinder der verschiedenen Nationen. Beides hat die amerikanische Regierung bisher unterlassen; ich glaube aber, daß die Zukunft die Vereinigten Staaten hierin noch eines anderen belehren wird.

Prozentuale Verteilung der Unterrichtszeit auf die Unterrichtsfächer der Volksschule.

	Muttersprache	Schreiben	Rechnen	Geographie und Geschichte	Gesang	Zeichnen	Handfertigkeit	Physiologie, Hygiene u. Turnen	Naturkunde
Boston	48	1	16	10	4	6	6	7	2
Newyork	38	5	13	10	4	8	4	13	5
Chicago	46	4	10	9	6	6	9	5	5
Rochester	33	5	18	17	5	5	8	7	2
Cincinnati	38	5	19	13	5	6	2	8	4
Indianapolis	43	8	12	10	7	9	2	9	—
St. Louis	35	11	15	11	8	10	2	5	3
Milwaukee	45	7	15	9	7	7	6	4	—
Kansas City	36	9	15	14	6	11	3	3	3
San Francisco	48	4	16	13	5	4	2	5	3
Cleveland	51	6	16	9	5	5	5	5	—
Durchschnitts-Prozentsatz	44	6	14	11	5	7	4	6	3
München	30	4	21	10	4	9	2	8	12
Berlin	28	5	20	11	7	7	0	11	11
Frankfurt a. M.	28	5	22	10	6	7	0	8	14
Hamburg	33	5	22	11	6	6	0	7	11

Bevor wir die Betrachtung über den Lehrplan der amerikanischen Volksschulen verlassen, gebe ich obenstehende übersichtliche Tabelle über die Unterrichtsgegenstände und deren prozentualen Anteil an der Gesamtunterrichtszeit in den amerikanischen Städten. Zum Vergleich füge ich die prozentualen Zahlenverhältnisse für die Lehrpläne von München, Berlin, Frankfurt am Main und Hamburg an. Zu dieser Tabelle bemerke ich: Die absolute Unterrichtszeit für die profanen Unterrichts-

gegenstände — und nur diese füllen ja in den amerikanischen Schulen den Unterricht — ist im wesentlichen in Amerika die gleiche, wie in Deutschland. In den Vereinigten Staaten umfaßt sie, wie schon erwähnt, durch alle Klassen fünfundzwanzig Stunden die Woche, in den deutschen Schulen in den Unterklassen weniger als fünfundzwanzig, in den Oberklassen mehr als fünfundzwanzig. Rechnet man von der Gesamtstundenzahl, die bei uns auf alle acht Klassen trifft, die Zahl der Religionsstunden ab und dividiert den Rest wieder mit acht, so ergibt sich für die großen Städte Deutschlands im Durchschnitt eine Gesamtstundenzahl von vierundzwanzig für den Profanunterricht pro Woche.

Des Königs Jagdhorn.

Erzählung von Lucy du Bois-Reymond (Potsdam).

5.

Aber kein menschlicher Wille kann Geschehenes ungeschehen machen. Es stand zwischen ihnen wie ein Gespenst, so tief sie es in Schweigen begruben; schon daß etwas zu verschweigen war, störte ihre Gemeinschaft.

Und dann kam, was bisher Agnetens sehnlichster Wunsch gewesen und jetzt ihre geheimste Furcht: sie wußte sich Mutter. In ihrer Qual verdoppelte sie ihre frommen Werke, Tag und Nacht kniete sie in der Kapelle und rang im Gebet, sie wagte selbst nicht auszudenken um was. Das Kind ward im voraus der Kirche geweiht. Es kam tot zur Welt. Langsam, mühselig fand sich Agnete zum Leben zurück, von Rüdiger mit zitternder Sorge gehegt. Was blieb ihm sonst noch, nun er allem absagen müssen, was bisher sein eigentliches Leben ausgemacht?

Er suchte seine Tage mit der Jagd auszufüllen, bestellte sein Land, rodete den Wald und sprach seinen Bauern Recht. Das war gut, aber nicht genug. Wider Willen horchte er begierig auf, welche Kunde die durchziehenden Marktleute unten im Dorf mitgebracht, oder was des Abends im Burghof ein fahrender Spielmann dem Gesinde vom Gang der Welt draußen berichtete: wie die treuen Wormser dem König Zuflucht gegeben; wie die Fürsten, selbst erschreckt vom Frevel an der Harzburg, jetzt reumütig um seine Gunst wetteiferten, und diesmal die Blüte des Reichs sich zum Heerbann gegen die Empörer drängte — all die Recken, mit denen Rüdiger noch vor kurzem Schulter an Schulter gefochten! Das Herz schwoll ihm, so oft er drüben auf der Heerstraße, die nordwärts den fernen Bergkamm überschnitt, das Blinken eines Zuges Bewaffneter erblickte; und mit geballten Fäusten und

heimlich vorquellenden Tränen vernahm er, was sonst seine höchste Lust gewesen wäre: Heinrichs Sieg an der Unstrut und mächtig wieder hergestellte Gewalt, sein Strafgericht an den halsstarrigen Sachsen, und des Nordheimers Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Ja, als der König jetzt zum ersten Mal auch in sein lombardisches Reich schlichtend hinübergriff: da wollte er schon selbstvergessen in beifälligen Jubel ausbrechen, bis ihm lähmend das Bewußtsein wiederkam, es sei sein Todfeind, an dem er sich freute, und daß er keinen Teil mehr habe an diesen Dingen.

Gut, er wollte sich ganz davon abwenden; gab es nicht Trost und Genügen für ihn daheim? Der Frühling, dessen Stürme draußen den knospenden Bergwald beugten, regte sich mächtig auch in seinem Blut, und Agneten leuchtete jetzt die Genesung lockend von Lippen und Wangen und übergoß sie mit noch weicherem Reize als zuvor.

Doch vergebens wartete er auf ein gleiches Erwachen bei ihr; immer blieb sie wie in einen Schleier trauriger Scheu gehüllt. Er ließ ihr Zeit; geduldig warb er von neuem, heißer und zarter als das erstemal. Sie versuchte wohl auch, ihm wieder zu begegnen wie früher; aber die alte unbefangene Lust an einander war hin; mitten aus ihrer Hingebung riß sie ein geheimer Schauder wieder in sich selbst zurück. Kannst du vergessen? fragten ihre geängstigten Augen, und seine senkten sich dann betroffen: nein, auch er hatte nicht vergessen, nur betäuben wollte er sich und sie, endlich darüber wegleben, den Stachel abstumpfen durch Gewöhnung. So weit war es also mit ihnen gekommen!

In Scham und Ingrimm mied er ihre Nähe und suchte im Sattel das Freie, mit blutigen Sporen waldein, bergauf. So hatte er auch einmal auf verlorenen Pfaden seine fernste Rodung erreicht — vielleicht daß die heiße Feldarbeit in Reih und Glied mit den Knechten den Aufruhr von Leib und Seele stillen möchte.

Aber es war schon Feierabend, die Leute alle heimgegangen. Er ließ seinen Rappen grasen und suchte nach einer Axt; doch sie hatten alles Gerät mitgenommen. Still lag das Feld im späten Sonnenschein da, die frisch gebrochenen Schollen und das welkende Laub der gefällten Bäume gaben einen herben Duft; in der Eiche über dem Hünengrab sang die Drossel ihr eindringliches Lied.

Er lehnte sich an die grauen Blöcke, wie einst so oft als Knabe, wenn er mit heimlichem Schauer dazwischen hinabgespäht, ob er des Heiden Schwert funkeln sähe; das hatte er heben wollen, damit hinauszuziehen in die Welt und große Taten zu tun an König Heinrichs Seite — bis das Rascheln einer Eidechse oder eine fallende Eichel ihn

in atemloser Flucht heimscheuchte: denn der drinnen ging um, hieß es, weil er seinen Bruder im Zweikampf um ein Weib erschlagen.

Heute fühlte Rüdiger kein Grauen mehr, eher eine Art von Neid. „Den band kein Eid!“ dachte er. „Aber wie hat sie ihn nachher empfangen? Sind sie damit fertig geworden? Komm hervor, Bruder, und sag mir deinen Spruch: ich kann ihn brauchen.“

„So ist's recht“, antwortete es da auf seine laut gesprochenen Worte. „Ihr macht es besser als die meisten. Aber er kommt nicht, sonst hätte ich seinen Schatz schon selbst gehoben: ich wohne hier nahebei.“

Es war ein Köhler, der mit seinem Packen Holz aus dem Dickicht hervortauchte und sich mit zutraulichem Gruß auf den Stein neben Rüdiger setzte.

„Verstehst du dich denn aufs Gespensterbannen?“ fragte der, in flüchtiger Neugier bereit, sich zerstreuen zu lassen.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Wozu? Ich meine, so ein armer Geist, der etwas Schweres hat ins Grab mitnehmen müssen, das er einer Menschenseele anvertrauen möchte, den soll man nicht gleich mit Beschwörungen anfahren, sowie er sich sehen läßt, wie unser Herr Pfarrer, noch vor ihm ausreißen und sich Augen und Ohren zuhalten wie die Bauern, sondern ihm lieber Rede und Antwort stehen und sein Begehr erfüllen, wenn es nichts Unrechtes ist: dann hat er Ruhe und man ist ihn los.“

Rüdiger betrachtete aufmerksamer das geschwärzte Gesicht, aus dem die hellen Augen so lebhaft zu ihm auffunkelten. „So, da wärst du ja also gescheiter als der Herr Pfarrer?“

Aber der Alte ließ sich nicht irremachen. „Das will ich nicht gerade sagen, Herr: nur er kennt das eben nicht; aber bei meinem Handwerk geht es einem ja schon so mit unsersgleichen, wenn man so tagelang mutterseelenallein am Meiler sitzt und immer nur daran herumrät und denkt, was geschieht derweil zu Haus? Da wird man zuletzt ganz hintersinnig und maulfaul, wenn es einem inwendig auch das Herz abfrißt: wieviel Kummer hätte ich mir in jungen Jahren ersparen können durch ein gerades Wort! Aber nein, blöde warten mußte ich, bis es zu spät war. Da meine ich, mit den Geistern mag es auch so sein, man muß sie eben anrufen. Mein Großvater sagte immer —“

Aber er ward inne, daß der Junker nur noch mit halbem Ohr zuhörte: der mochte seine eigenen Gedanken haben. Da brachte er seine Geschichte rasch zu Ende, lud seine Bürde wieder auf, und verschwand, höflich die rußige Kappe ziehend, so plötzlich wie er gekommen war, wieder in die Wildnis.

Rüdigern aber, während er langsam heimritt, klangen seine Worte

im Ohr wie eine Offenbarung. Der Mann hatte ja recht! Wie kann man etwas überwinden, dem man nicht erst standzuhalten wagt? Ängstlich hatten sie sogar zu erwähnen vermieden, was doch immer ihnen gegenwärtig blieb, nie auch nur dessen Namen genannt, der ihr Glück zerstört. Jetzt sah er, Feigheit war es gewesen, nicht Großmut, insgeheim sich in Sehnsucht und Tatendurst zu verzehren und vor Agneten zu tun, als kümmerte ihn nur Aussaat und Ernte, während sie mit der eigenen Qual sich allein abfinden mußte. Wenn er nun dies künstliche Schweigen brach, offen ihr Vertrauen suchte und wieder gewann, hatte er dann nicht einen Schatz gefunden, besser als den des Heiden?

Aber als er heimkam und Agnete ihm entgegentrat, um mit der gewollten Freundlichkeit, die er jetzt an ihr kannte, nach dem Fortgang seiner Waldarbeit zu fragen, da wußte er doch den rechten Anfang nicht zu finden und schob den Versuch hinaus, von Woche zu Woche, bis endlich doch eine neue Wendung der Dinge ihm die Zunge lösen half.

Agnete saß mit ihren Mägden beim Nähen; es gab Mäntel und Kappen für ihre Armen, denn dieser Januar war grimmig; dazu erzählte sie ihnen die Geschichte vom heiligen Martinus. Da trat Rüdiger herein, das Gesicht von der Schneeluft gerötet, ganz mit Flocken bedeckt, von einem Hauch frischer Kälte umgeben. Sie brach ab und lächelte zu ihm empor. Auf seinen Wink gingen die Mägde hinaus.

„Agnes“, begann er lebhaft auf und ab gehend, „Erstaunliches geschieht! Der Papst zieht Herrn Heinrich zur Rechenschaft, wie ein Magister seinen Schulbuben, weil er den Mailändern statt ihres Lumpenpfaffen den Tedald zum Bischof setzt und unseren Pfarrherrn Weib und Kind nicht will nehmen lassen — das unterfängt sich Mathildens Herzensfreund! Aber er wird seine Antwort bekommen; das deutsche Konzil ist schon berufen.“

Agnete war jäh emporgefahren und starrte ihn an, erst rot, dann sterbensblaß; endlich faßte sie sich gewaltsam.

„Es war Zeit!“ sprach sie still funkelnden Blicks, „das Geschwür ist reif. Aber warum verschweigst du das Beste? Seinen Wandel heißt der Papst ihn ändern, oder ausgestoßen sein von der Christenheit. Rüdiger, Gottes Gericht bricht an! Hast du wohl auch auf deine Pflicht gedacht? Darfst du länger müßig beiseite stehen, mein Falke, wenn der Kampf nun angeht?“

„Ich, Agnete?“ Er warf sich unmutig neben sie auf die Bank: „Mir sind doch die Flügel gelähmt. Auf welche Seite gehöre ich? Hildebrand schulde ich keine Pflicht und Heinrich hat sie verwirkt. Ich wollte, ich wäre tot! Dies ist kein Leben mehr.“

Sie strich ihm sanft über das schneefeuchte Haar, wie er, den Kopf in die Hände vergraben, am Tische lehnte.

„Geduld", sagte sie, „nur noch ein Weilchen. Laß ihn nur erst dem Papst antworten, ihn und sein feiles Konzil — die Höflinge, die seine Sünden nähren, die abtrünnigen Bischöfe, denen er Zuflucht gibt, den entlaufenen Kardinal ohne Pfründe, den höckerigen Herzog ohne Herd! Was vermögen die alle gegen den erwählten Streiter Gottes? Mit Hildebrand wird er so leicht nicht fertig wie mit den armen Sachsen. Das lernten wir ja schon daheim im Kloster: Geist ist stärker als Fleisch, Tugend als Laster. Wenn er trotzt, Rüdiger, ist er verloren — und er wird trotzen."

Rüdiger sah erstaunt in ihr erregtes Gesicht.

„Kind, wie redest du heute? Ich komme her und will dir vom Lauf der Welt erzählen, wo du still abseits sitzest bei deinen sieben Werken der Barmherzigkeit; da, siehe, tust du den Mund auf und gehst mit Fürsten und Pfaffen ins Gericht trotz jedem Kanzler — wo hast du all die Weisheit her? bekenne!"

Sie wich seiner Liebkosung aus.

„Laß, Rüdiger, es ist ernst genug. Woher, fragst du? Ein Weib erfährt immer, was ihr am Herzen liegt. Bettelvolk kommt weit herum; jedes Almosen kauft mir eine Nachricht. Ich dachte nur, du möchtest nicht davon hören."

Zweifelnd, unruhigen Gemüts verließ sie Rüdiger. Hatte er klug getan, das Gespenst anzurufen?

Die Wirkung überraschte ihn. Freilich, zum erstenmal war Agnete wieder ihr altes Selbst gewesen, aber auch noch etwas mehr. Er wurde inne, daß auch sie inzwischen, während er mit den eigenen Kämpfen beschäftigt war, ein Stück Leben zurückgelegt hatte, von dem er nichts wußte. Was war sein Inhalt? Begeisterung für die Sache des gewaltigen Mönchs, den sie schon als Kind verehren gelernt, oder —?

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr es ihn und griff mit Eis und Feuer zugleich unerträglich an sein Herz: war denn das möglich? Nicht all seine sorgende Liebe, weder Schonung noch Leidenschaft hatten sie noch je aus ihrer dumpfen Abgewandtheit zu reißen vermocht — heute hatte es Heinrichs bloßer Name getan. Nein, und tausendmal nein! Das war ja barer Unsinn — seine Agnete! Und doch: „was einem am Herzen liegt, erfährt man;" — und damals ihre Beichte: „er wollte meine Seele zwingen, und er zwang sie auch"? — Ach, hatte er nicht selbst einst den Zauber an sich erfahren? Und sie war Weib und heißen

Blutes bei all ihrer blonden Sanftmut, das wußte niemand so gut, wie er, der es geweckt. Es ließ ihn nicht mehr los. Er verglich. Heinrichs Lächeln, seine Stimme, der Blitz seiner Augen verfolgten ihn, wo er ging und stand. Was war all das Vorherige gegen diese Qual, für die er sich noch dazu bitterlich verachtete?

Aber wie konnte er es lassen, Agneten heimlich zu beobachten, als er ihr wieder Nachricht brachte:

„Weißt du schon? Gregor hat seine Antwort bekommen. Das Konzil setzt ihn ab, der König gibt ihm seine Vorwürfe zurück und heißt ihn niedersteigen von dem angemaßten Thron; die Lombardei jauchzt dazu Beifall; was sagst du nun, Prophetin?"

„Was der Psalmist sagt!" erwiderte sie zuversichtlich. „Wie sangen wir es doch in der Schule? ‚Du bleibest Priester ewiglich! Der Herr zu deiner Rechten wird zerschmettern die Könige zur Stunde seines Grimmes; große Schlacht wird er tun, zerschlagen das Haupt über viele Lande!' — Meinst du, Gott hält nicht Wort?"

Wie sie ihm dabei mit den klaren Augen gerade ins Gesicht sah, das gab seinem Herzen neues Leben. Gott sei gepriesen, ihn hatte wohl ein Blendwerk der Hölle genarrt. Unter leidenschaftlichen Küssen tat er ihr heimlich Abbitte. Sie wehrte ihm sanft: „Noch nicht, Rüdiger, gedulde dich: unsere Zeit ist nahe — es kann nicht lange mehr dauern!"

Und nun kam unerhörte Kunde über die Alpen, erst furchtsam geflüstert, dann immer kühner ausgerufen bis zum offenen Triumph der Kirchenglocken durch ganz Deutschland hin: Gregors Erwiderung. Aus allen Münstern zogen Prozessionen, sie zu verkündigen; auf den Straßen warf sich das gläubige Volk nieder und verehrte die heiligen Zeichen; mit Abscheu und Drohung blickte es zu den verödeten Pfalzen empor und schlug im Vorbeigehen das Kreuz, wie vor einer Richtstatt. Das stolze Leben da drinnen war verstummt; da prunkte kein höfischer Empfang mehr, es tagte kein Gericht; keine Feierfreude gab es zum Heiligenfest, — mochte selbst der Tod einkehren: kein Gebet.

Rüdiger hatte nichts davon vernommen. Oben auf seinen Feldern hielt er, unter den kalten Schauern und flüchtigen Sonnenblicken des Vorfrühlings, sein schweres Herz mit harter Arbeit hin. Wie ungeduldig hatte er sonst den Abend erwartet, der ihn heimkehren ließ! Jetzt blieb er lieber Tage und Nächte fort.

Als er doch endlich kam, trat ihm Agnete in ihrem Gemach allein entgegen. Sie hatte sich geschmückt, wie zum Fest, und umschlang ihn

in leidenschaftlichem Triumph mit starken Armen — es war das erstemal, daß sie wieder von selbst ihm nahte.

„Rüdiger“, frohlockte sie, „wir sind erlöst! Dein Eid ist von dir genommen.“

Er war bis zum Tode erblaßt. „Dann ist der König tot?“

„In Bann getan — abgesetzt. Hast du noch nicht gehört? Der Papst entbindet alle, die ihm geschworen, von ihrer Pflicht.“

„Gregor? Agnete, was kann der Welsche dazu? Das ist doch zwischen ihm und mir —“

„Wer darf denn sonst binden und lösen als der Nachfolger Petri? Rüdiger, willst du denn nicht frei sein? So verdienst du, was er dir angetan hat. Aber ich —“

Sie brach in Tränen aus und tat mit zitternden Händen ihren Schmuck von sich. Dann riß sie aus der Truhe das Nonnenkleid der Klosterschule und schickte sich an, es anzulegen.

Rüdiger aber hielt sie fest und nahm ihr mit gelassener Gewalt den Schleier wieder vom Haupt.

„Laß das,“ gebot er, „noch bist du mein. Hast du dich nicht meinem Richterspruch unterworfen? Damals hieß ich dich ausharren. Sieh, ich muß es auch. Der Lehnseid ist nicht ihm geschworen, sondern seiner Krone. Weil er sich gegen mich vergessen hat, darf ich es darum nicht auch gegen ihn. Hätte ich ihn damals auf frischer Tat erschlagen, wie stünde es jetzt um das Reich? Und darf ich es heute, in noch viel größerer Gefahr, weil sein Feind sein Haupt freigibt? Du bist doch klug, Agnete: du mußt das verstehen und mir nicht wieder so grausam zu nahe tun.“

Sie hatte sich gefaßt, ihre Tränen flossen ruhiger: „Verzeih mir, Rüdiger — ich weiß nicht mehr, was ich rede. So lange er lebt, siehst du, finde ich keinen Frieden. Aber ich sehe ja, wie du es meinst. Nur, wenn doch der Papst selber ihn verdammt, und alle übrigen widerrufen ihren Eid und geben die Krone einem anderen —“

„Da sei Gott vor!“ unterbrach sie Rüdiger, „aber höre, was ich tun will, Agnete. Dies ist zu schwierig für meinen armen Kopf, und für deinen deinem Herzen zu nahe. Nein, ich gehe nach Lüttich zum Sankt Lamprecht, dem mein Vater schon eine Wallfahrt gelobt hatte, zum Dank für seine Rettung im flandrischen Kriege, aber er starb, ehe er die Fahrt getan. Die will ich nun für ihn machen. Da frage ich deinen Vetter, den Propst Otbert, um Rat; der ist gelehrt und geraden Sinns und wird mir die Wahrheit sagen. Spricht er mich los, so gnade Gott dem König und mir. Wo nicht, so magst du dann zu

deinen Klosterfrauen gehen, wenn du dich anders nicht zu retten weißt, — ich finde wohl auch eine Zelle in Schwarzach. Aber bis dahin, Agnete —"

„Manchmal denke ich, wir haben uns zu lieb gehabt," flüsterte sie an seinem Halse, „daß wir so gestraft werden."

„Gehabt?" war alles, was er erwiderte.

6.

Das Jahr ging schon zur Neige, als Rüdiger von seiner Pilgerfahrt zurückkam. Agnete hatte recht behalten; geistliche und weltliche Macht beugte sich einmütig dem Gebot des Papstes; Heinrich selber, knirschend, wehrlos, fast als Gefangener zu Speyer zurückgezogen, hatte den abtrünnigen Fürsten alles zugestanden bis auf die Krone selbst; und auch die sollte auf dem Gerichtstag in Augsburg dem Schiedsspruch Gregors anheimgegeben werden, wenn er bis dahin nicht des Bannes los wäre. Sollte Rüdiger allein noch am Schatten einer verlorenen Sache festhalten?

Es sei kein Zweifel an des heiligen Vaters Macht zu binden und zu lösen, hatte Otbert erklärt. Aber darauf das Recht zu einer Rachetat zu gründen, sei ebenso unzweifelhaft wider Christi Gebot. Dagegen Rüdigers flüchtig gefaßten Gedanken, ins Kloster zu gehen, fand er sehr zu loben; da könne er dem Guten dienen, ohne zwischen widerstreitende Pflichten gestellt zu sein. So hatte Rüdiger die Wahrzeichen, die Agneten des Propstes Ausspruch melden sollten, Rosenkranz und Dolch, beide zugleich durch Burkhard seinen Knappen vorausgeschickt, mit dem Bescheid, spätestens um Sankt Nikolaus ihn daheim zu erwarten. Dann zog er, nur mit neuen Zweifeln belastet, allein durch das verschneite Land heimwärts, fast froh des Gelübdes, das ihn zwang, die lange Reise zu Fuß zu machen, schob es doch die Entscheidung noch etwas hinaus.

Wohin er kam, fand er die Gemüter vom gleichen Zwiespalt verwirrt, Gesetz und Ordnung durch das Papstwort umgestürzt, das bevorstehende Gericht zu Augsburg, die neue Königswahl in aller Munde.

Müde noch mehr vom Grübeln als von seinem winterlichen Marsch, zog er gegen Abend in Mainz ein. Da läuteten die Glocken, die große Martinikirche war hell erleuchtet, aus allen Gassen strömten die Gläubigen herzu. Schon Advent! Den einsamen Pilger ergriff eine dumpfe Sehnsucht nach dem Trost der himmlischen Verheißung: er folgte dem Schwarm hinein; aber statt frommer Chöre dröhnte ihm eine heftige

Bußpredigt von der dicht umlagerten Kanzel entgegen. Schon wollte er, nach still verrichteter Andacht, wieder hinaus, da fesselten über das Geräusch der Menge fort ein paar Sätze sein Ohr, wie für ihn gesprochen: war das ein Zeichen?

„Freude hofft ihr und Erlösung von des Heilandes Geburt, während dieser Rehobeam noch immer die Krone trägt? Hat er nicht von jeher Christi Leib auf Erden, unsere heilige Kirche, mißhandelt und zerfleischt? Vom Verkauf der heiligen Ämter hat er gepraßt mit den Ausgestoßenen: mit Juden es gehalten gegen euch Getaufte, mit den Wormsern gegen ihren Bischof. Das Weib verdirbt er euch im Arm, den Priester am Altar; jetzt wagt sich seine Raserei gar an den Stellvertreter Petri selbst; welche Todsünde bleibt ihm denn noch zu begehen, die euch endlich aus eurer schlaffen Duldung aufrüttelt? Oder scheut ihr eine beschworene Pflicht? So vernehmet: die Kirche entbindet euch davon. Fromm ist das Schwert, das ihn in den verdienten Pfuhl hinabstößt, gesegnet die Hand, die sich für Roms Erwählten erhebt!"

Beteuernder Zuruf antwortete ringsum des Redners auffordernder Gebärde; verzückt reckten sich blutgierige Arme empor. Die wohlhäbigen Bürger, die vor Rüdiger gekniet, hatten sich still davon gemacht. Ihm hämmerte das Blut in den Schläfen. Die Stimme kannte er doch? Er drängte sich durch die Lücken heran und erblickte über sich im Kerzenqualm der Kanzel das abgezehrte Wolfsgesicht des Paters Gratianus.

Alle Besinnung verließ ihn bei dem Anblick. „Verführer!" schrie er auf. „Glaubt ihm nicht! Sein ist die Schuld — sein und seinesgleichen. Jedes Wort von ihm ist Lüge: das will ich öffentlich im Gotteskampf erweisen."

Aber ehe er nur ausgeredet, war er schon von wütenden Mönchen umringt. Noch suchte er, seines Pilgerkleids vergessend, an der Seite die gewohnte Wehr, da streckte ihn von hinten ein Schlag mit des Meßners schwerem Kruzifix zu Boden. Nur wie durch einen Nebel sah er noch mit schwindenden Sinnen über sich des Paters Hand schützend ausgestreckt.

„Kein Blut im Gotteshaus! Der Ärmste ist besessen. Bringt ihn ins Annenspital: wir wollen den bösen Geist schon bannen."

Auf der Lagerstatt einer kahlen Zelle fand Rüdiger sich wieder. Durch den hohen Fensterspalt drang das kalte Schneelicht und ein Psalmodieren schriller Frauenstimmen. In der Nische neben ihm stand ein Krug Milch und ein Scherben mit Grütze. Die schwere Eisentür war verschlossen. Das Herz sank ihm, als er seine Lage übersah.

Bange Stunden vergingen, bis plötzlich das Schubfenster der Nische sich auftat und Gratianus selbst hereinsah.

„Dominus tecum!“ grüßte er, heute wieder ganz in dem Ton demütiger Milde, der schon auf Arnsberg so oft Rüdigers heimliche Ungeduld gereizt.

Mit unwilliger Bewegung kehrte der sich weg.

Der Pater lächelte. „Am Leibe, seh ich, bist du hergestellt; aber deine Seele? Den Angriff auf mich verzeihe ich dir von Herzen: nur, leider, auch gegen die Heiligkeit der Kirche hast du dich vergangen; dafür hat die Bischofspfalz Verließe —“

Rüdiger fuhr auf. „Ich habe mich zu ritterlichem Kampf erboten: gebt mir Tag und Stunde, ich will mich stellen. Sonst laßt mich meine Wallfahrt vollenden.“

„Sobald du willst — unter einer Bedingung nur: zu deinem eigenen Besten. Du weißt, daß in Augsburg Rudolf der Schwabe zum König ausgerufen werden soll? Schwöre zu ihm und du bist frei. Gerade dir, meine ich, kann doch die Wahl nicht schwer fallen zwischen ihm und Heinrich —“

Er stockte: lodernden Blicks hatte sich der Gefangene gegen ihn aufgerichtet: „Also weißt du, was deine falsche Zunge angerichtet hat? Auf dein Haupt die Todsünde!“

Gratianus zuckte die Achseln. „Was blieb sonst übrig? Du ließest ja nicht anders von ihm.“

Bleich vor Empörung starrte Rüdiger ihn an. „Dafür —? Wissentlich — dein eigen Beichtkind der Gewalt — Pfaff, hast du denn kein Blut im Leibe?“

Eine dunkle Welle antwortete auf den harten Zügen. „Danach hast du viel gefragt, als ich mit ansehen mußte, wie du sie zu deiner Lust aus Gottes Garten rissest — die reinste Lilie, die ich darein gepflanzt: ihr Verderber warst du!“

Vor Rüdigers innerem Sinn stand da plötzlich der Goslarer Kreuzgang; die dunkle Flut des Brunnenbeckens, auf der gebrochene Blumen schwammen, und darüber aus Tränen zu ihm aufleuchtend jener Blick urinnigsten Vertrauens — „Mönch!“ sagte er, „was weißt du davon? Das ist doch ganz etwas anderes.“

Des Paters hohle Augen brannten. „Wahrlich ganz! Du stahlst sie, Leib und Seele, ihrem himmlischen Bräutigam: ich warf ihr irdisch Teil fort, um ihm das ewige zu retten. Das wird der Gott, der Abrahams Opfer gefordert, auch diesem seinem ärmsten Knechte einst droben anrechnen.“

Rüdigern lehrte der Haß die Antwort, die ihn am empfindlichsten

rächte: „Das hoff' ich! Denn eins hast du verfehlt, Klügler: auch ihre Seele ist mitgeopfert — und umsonst. Dir schwöre ich nicht!"

Gratianus trat zurück. Ihm half die lebenslange Gewohnheit der Selbstbeherrschung; aber als er Rüdiger sein Gesicht wieder zuwandte, war es, als wäre darin ein Licht ausgelöscht.

„Wie du willst", sagte er kalt. „Der Muggenheim, mit dessen Gütern man dich damals in Goslar gekirrt hat, ist wieder im Land: der wird uns gleich den Lehnseid leisten, um sie wieder zu bekommen — deinen Arnsberg noch dazu. Sieh zu, ob dir dein Heinrich so viel wert ist! Dann mag dich der aus unserem Kerker erlösen. Ich gebe dir drei Tage Bedenkzeit — Gott erleuchte dich!"

„Um der Barmherzigkeit willen, deren Kleid du trägst!" stieß Rüdiger hervor, „was geht mein Eid dich an? Nimm Lösegeld, wie jeder ehrliche Feind: soviel ich vermag, ist dein — gib nur Agneten Nachricht —"

„Du kannst dein eigener Bote sein, sobald du willst", gab Gratianus lauernd zurück. „Sonst — wenn es um sie steht, wie du sagst, erfährt sie doch besser nicht, daß du ausbleibst. Wie weit ist es von Speyer zum Arnsberg? Zwei Tagereisen oder drei? Er ist schon manches Mal weiter als das auf Buhlschaft verritten."

Der Trotz hielt Rüdiger aufrecht, bis das Fenster sich schloß. Dann ließ er wehrlos den Sturm seiner Wut und Verzweiflung sich ausrasen. Es wäre ihm ein Trost gewesen, hätte er sehen können, wie, nur durch wenige Mauern von ihm getrennt, Gratianus am Boden seiner nackten Zelle hingestreckt mit blutigen Geißelhieben der eigenen Qual vergebens Herr zu werden suchte.

Der dritte Tag war um; kein Mensch war dem Gefangenen nahegekommen; notdürftige Nahrung erhielt er durch die Mauerluke; ungestört taten Einsamkeit, Kälte und Finsternis ihr Werk an ihm — am grausamsten die langen Nächte mit dem unablässigen Kampf des Für und Wider in seiner Seele. Im Grunde, warum nicht einfach nachgeben? Alles drängte dazu, nicht nur die eigene Rettung und all der Seinen, viel Höheres noch: seines Weibes Ehre, der Kirche Gebot. Doch so oft er nur versuchte, sich zu Rudolfs Füßen kniend zu denken wie einst vor Heinrich — da zerrannen plötzlich all die guten Gründe wie Schaum, und er war sich nur des einen unwiderleglichen Gefühls bewußt: lieber den Tod als diesen Meineid.

Aber er konnte noch sein Leben teuer verkaufen, wenn man ihn in den bischöflichen Kerker abholte. Aufs Äußerste gefaßt, lauerte er an

der Tür. Träge fielen die Stundenschläge; niemand kam — war er vergessen?

Nein, nicht ganz. In der elften Stunde naht draußen ein vorsichtiger Schritt; unsicher sucht der Schlüssel das Schloß, der Riegel weicht.

Schlagbereit, fährt Rüdiger beim einfallenden Schein eines Lämpchens zurück vor der noch aus Neuwerk ihm wohlbekannten Nonnentracht. Aber wer ist dies stumpfe verblühte Gesicht, dessen hell bewimperte Augen so ängstlich zu ihm aufblicken und doch so vertraut, wie aus fernem Kinderspiel daheim im sonnigen Burghof?

„Trude, ist es möglich? Bist du's? Wolfs kleine Trude!"

Zwischen Lachen und Weinen küßt sie den Saum seines Pilgerkleids. „Still, Herr! Schwester Gertrud heiß ich. Hier, nehmt Kutte und Schleier um für alle Fälle. Der Weg ist frei. Die anderen sind alle im Chor — was habe ich zusammengelogen, um loszukommen! Den Bruder Schließer hat das Niklasbier betört."

„So schickt dich nicht Gratianus?"

„Gott helfe ihm, der liegt ja auf den Tod; er martert sich noch in den Himmel, der Heilige! Ohnmächtig in seinem Blut haben sie ihn gefunden, sonst hätte ich nicht wagen dürfen — aber für meines armen Vaters Seele —" sie schlug das Kreuz.

„Du weißt —?"

Sie nickte. „Daß er um meine Versäumnis — die Frau hat es mir melden lassen, damit ich für ihn bete: aber er hat doch noch keinen Frieden. Seit ich Euch hier hineintragen sah, kommt er jede Nacht im Traum zu mir mit den triefenden Pulsen: ich solle Euch lösen. Seid Ihr fertig? Auf denn in Gottes Namen! und wenn ich das ganze Jahr dafür fasten muß."

Ihre Leuchte mit der Hand deckend, schritt sie rasch dem Staunenden voraus, durch Gänge und Keller, Stufen auf und ab, zuletzt hinaus in den verschneiten Kreuzgang, dessen Bogen der Mond schräg zu ihren Füßen auf das Pflaster zeichnete, bis vor ein versperrtes Fenster.

„Könnt Ihr öffnen? Es geht auf den Rhein."

Mit kräftigem Druck löste er die angefrorene Lade. „Ist ein Kahn da?"

Sie wies hinaus. „Gott baut Euch selbst die Brücke."

Mitten im Lauf erstarrt zu einer regungslosen Wildnis phantastisch aufgetürmter Zacken und Schollen breitete sich der gefrorene Strom, eine unabsehbare Silberfläche, unter dem nebligen Mondschein vor ihnen aus. Mit einem Schwung stand Rüdiger drunten auf dem schwarzen Eise.

„Auf das Licht da müßt Ihr zu", flüsterte die Nonne herab. „Ein Fischer brennt es, dem der Sohn im Eisgang ertrunken ist: der beher-

bergt Euch ohne viel Fragen. Lebt wohl, und — wenn Ihr könnt, vergebt mir den Ungehorsam damals um dieses willen!"

Einen Augenblick war Schweigen. „Komm mit", kam dann die Antwort herauf. „An Hugo wenigstens kannst du noch gut machen —"

Sie trat zurück. „Mein Gelübde!"

„Ihm hast du erst gelobt. Deine Kinder —"

„Versuchung! Ich bete für sie — das ist besser. Seht unsere Kaiserin. Hat die nicht auch der Welt entsagt für ihres Sohnes Heil?"

„Sieh lieber Frau Berta," drängte er, „die zu ihm hält trotz allem —"

Aber das Fenster droben war schon leer. Unwillig warf er da die Vermummung hinter sich und floh, ohne sich umzublicken, in die schweigende Weite hinaus. Hinter ihm drein klang wie Engelsgruß aus den hellen Fenstern der Klosterkirche der Gesang der Nonnen, die den Weihnachtshymnus übten:

„Et in terra pax hominibus bonae voluntatis!"

„Hier draußen ja — nicht bei Euch!" jauchzte da der Befreite zum hellen Nachthimmel auf, mitten auf dem Strom zu heißem Dankgebet niedergeworfen, bis ihn ein plötzliches Klingen und Rieseln dicht unter der dünnen Decke mahnte, seine Andacht abzukürzen, und er vorsichtiger vorwärtsstrebend drüben Ufer und Obdach gewann.

Jetzt noch fünf Tage Marsch. Doch je näher der Heimat, desto schwerer lastete die wiedergewonnene Zukunft auf ihm. War das die Partei, der seiner Rache zum Sieg verhelfen würde? und das der gerühmte Klosterfrieden, um den er Agneten aufgeben sollte, wenn sie ihm überhaupt nicht schon verloren war? Heiße Sehnsucht nach ihr ergriff ihn, und zugleich mit tausendfach erneuter Qual die Erinnerung an jene unselige Heimkehr dazumal, während er in Frost und Schneetreiben den steilen Pfad erklomm, der am Hünengrab vorbei in den Arnsberger Wald hinüberführt. Er hatte gehofft, noch vor Abend sein Gebiet zu erreichen, aber es schneite schon den ganzen Tag, er kam langsamer vorwärts, als er gedacht. In Flockenwirbel und sinkender Nacht verwischte sich der Pfad. Immer mühseliger drang er vor, durch Schneelöcher und Dickicht strauchelnd, bald der Richtung nicht mehr gewiß, bis zuletzt Finsternis und Müdigkeit ihn übermannten. Wozu auch noch sich aufraffen? Was half ihm selbst die Heimkehr? Liegen bleiben und einschlafen — war das nicht das Beste?

Da drang durch die scharfe Schneeluft ein beizender Geruch von Holzrauch an sein erlöschendes Bewußtsein; ein Hund schlug an; richtig — hier irgendwo mußte ja der Köhler wohnen.

Auf Rüdigers Rufe tauchte er bald hinter seinem spürenden Hunde

aus dem Dunkel hervor, einen brennenden Kienspan durch die Nacht erhebend.

„Ihr, Herr! Gottlob, daß ich hier oben war. Jetzt sich verirren ist kein Spaß — außer für die Wölfe. Könnt Ihr noch gehen? Ich stütze Euch. Hier herein — wollt Euch bücken. Die Tür ist nur für mich gemacht."

„Wie stehts daheim?" war Rüdigers erstes Wort, als er in der Hütte vorm Feuer gebettet wieder zu sich kam.

Sein Wirt legte neue Scheite auf und kramte gastlich Brot und Bier hervor. „Gut, Herr; alles beim Alten; nur daß Ihr gar so lange fehlt. Unten in Muggenheim sprach man neulich schon, es wäre Euch was zugestoßen."

Wider Willen durchzuckte Rüdigern die Erinnerung an des Paters giftiges Abschiedswort. „Aber der Burkhard hatte doch meine Botschaft gebracht?"

„Mag sein. Ich traf da nur Euren Hauptknecht, den breiten, queren, wißt Ihr, mit dem Gesicht wie drei Tage Regenwetter: der spricht nicht mehr als er muß."

„Den Hugo, meinst du?"

„Jawohl, so rief ihn mein Eidam, der Schmied, der ihm gerade den Schecken beschlug — zur Reise rheinaufwärts, brachte meine Tochter heraus, denn die muß alles wissen, — um Flachs einzukaufen für die Frau, hieß es. Ihr müßt aber gar fleißiges Gesinde haben, meinte sie nachher; denn in seinem Bündel, wie er es verstohlen hinterm Ofen umpackte, will sie es haben funkeln sehen wie rotes Gold. Ich habe sie ausgelacht; aber bei mir dachte ich: wer weiß, was der in Eurer Abwesenheit auf eigene Faust in Worms oder Speyer für ein Geschäft vorhat? Nun, morgen seid Ihr ja daheim — Ihr solltet das nur wissen. Jetzt nehmt vorlieb, daß Ihr uns erst wieder zu Kräften kommt."

Damit reichte er ihm die mächtige Schnitte Schwarzbrod, die er inzwischen sachkundig am Stecken über der Glut gebraten und heiß mit Schmalz bestrichen hatte.

„Narr!" schalt sich Rüdiger, während er begierig einbiß: „so nahe war ich schon dem ewigen Frieden, und um dies armselige Leibeswohl muß ich nun den ganzen Kampf von neuem beginnen! — Mann, was hältst du vom Klosterleben?" fragte er laut aus seinen Gedanken heraus.

Der Alte kraute sich im Bart. „Nicht viel," antwortete er, „wenigstens für unsereinen, der es anders kennt. Ich wollte es ja selbst einmal versuchen, aber ich bin froh, daß nichts daraus geworden ist. Wie das kam? Herr, es ist lange her — Euch kann ich es ja wohl erzählen. Als ich einmal vom Meiler heimkam, merkte ich, daß mein

Weib sich mittlerweile mit dem Mühlknecht eingelassen hatte. Das tat weh. Aber was war zu machen? Der Kerl war längst über alle Berge; ihr konnte ich einmal nichts anhaben — so lief ich am Ende selber davon und wollte nach Schwarzach zu den Mönchen, der falschen Welt ein für allemal den Rücken zu kehren. Zur Nacht aber kehrte ich beim alten Einsiedel ein, nicht weit von hier — jetzt ist er lange selig —; dem erzählte ich mein Vorhaben, denn ich dachte, er sollte meine Frömmigkeit loben. Aber weit gefehlt! ‚Du Feuerrüpel!' sprach er und glimmlachte unter seinem großen weißen Bart: ‚Weißt du, was du vorhast? Eine Dummheit und ein Unrecht. Kehr nur wieder um, gib deiner Ursel einen Kuß und nimm sie das nächste Mal zum Meiler mit. Wenn sie schon fehlging, als du nur im Walde warst, was wird aus ihr, wenn du ins Kloster gehst? Und du bist dem Herrgott für diese Seele verantwortlich.' Seht, das ließ ich mir gesagt sein, und habe es nie bereuen müssen. Besser, mein ich, man tut seine Schuldigkeit, wenn es auch einmal schief geht, als sich immer gleich unter des Herrgotts seinen Mantel verkriechen zu wollen. Hier, trinkt jetzt eins auf die Kälte, Herr! Das Bier ist heiß. Auf Euer Wohl!"

Rüdiger tat ihm dankbar Bescheid; des Mannes Rede gefiel ihm. Am Ende war es doch besser hier am Feuer, als draußen in dem weißen Grabe. Neubelebt, warm und gesättigt, streckte er sich dann auf der duftenden Tannenstreu unter seinen halbgetrockneten Mantel zur Ruhe hin und entschlief mit lange nicht mehr gekanntem Behagen.

Das frostige Frührot stand zwischen den beschneiten Zweigen, als er wieder reisefertig vor die Hütte trat. Er hatte noch einen langen Weg vor sich, aber frischen Mut im Herzen. Konnte des Einsiedels Wort nicht auch für ihn gelten? An Langmut und Glauben hatte es ihm gefehlt, sonst hätte doch seine Liebe für eine Agnete auch so viel müssen vollbringen können, wie des armen Köhlers Treue an seiner Ursel getan. Wer weiß, sie konnte es noch: mit freudigem Entschluß flog sein Blick hinüber zu den Zinnen seiner Burg, die jetzt über den schneebeladenen Waldrücken auftauchte. Neue Hoffnung beschwingte seinen Schritt auf dem beschwerlichen Pfad.

Schon sank der kurze Tag. Mit hellem Gekrächz zog die wohlbekannte Schar der Saatkrähen vom Arnsberg hinüber nach ihrem alten Nistwald jenseits des Tales. Aus dem Abendnebel drunten stieg der Rauch von den beschneiten Dächern des Dorfs. Wie süß war die Heimkehr! Ja, des Köhlers Rat war besser als Propst Otberts.

Da tönte plötzlich zwischen das trauliche Geschwätz des Vogelzuges und das fernher schwebende Abendgeläut ein fremder silberner Klang hell und durchdringend durch die stille Luft über das Tal her, ein langgezogenes Halali.

Rüdigern ging es mit jäher Ahnung durchs Mark: König Heinrichs Horn? Sein Auge folgte dem Ton. Richtig, drüben am Waldrand, wo der Saumpfad zu Tage tritt, zogen zwei Berittene zur Burg hinan. Der eine glich Hugos stämmiger Gestalt; deutlich erkannte er den Schecken: der andere —?

Mit einem Fluch biß Rüdiger die Zähne zusammen: war das der Glaube, den er eben noch Agneten gelobt?

Aber jetzt, da das frühe Dunkel einfiel — narrte ihn denn die Erinnerung, oder war es ein Blendwerk böser Geister? Droben im Turmgemach, das seit jener Nacht unbewohnt stand, flackerte plötzlich wieder wie damals der wechselnde Schein.

Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen; er schlug das Kreuz, um den Spuk zu bannen; da ward das Fenster dunkel — oder hatte jemand oben die Lade geschlossen?

Wie er die letzten Kehren hinauf, über die Brücke und durchs Tor kam, war ihm selbst nicht bewußt: nur, daß im Burghof bei des Wächters Ruf unbekümmert vor aller Augen Agnete ihm barhaupt, mit schluchzendem Aufschrei, entgegen und ans Herz stürzte, und vor ihrer warmen atmenden Gegenwart all die ängstlichen Wahngespenster in nichts zerflossen.

Aber als er eine Stunde später im hellen Saal saß, ihr gegenüber am eigenen Tisch, und gebadet, wieder im altgewohnten ritterlichen Gewand, von den treuen Gesichtern umgeben, mit innigem Wohlgefühl dem heimischen Mahl zusprach — da kam es ihm plötzlich, wie die Erinnerung an einen Fiebertraum dem Genesenen, daß er doch nicht lassen konnte, wie von ungefähr zu fragen:

„Mir deucht, ich sah doch den Hugo nicht bei den anderen, als sie mich im Hof empfingen?"

„Der ist oben im Turm und sieht zum Rechten", antwortete Agnete gleichmütig, aber ihre Augen glänzten.

„Es schien da oben im Kamin Feuer zu sein?" forschte er beklommen.

„Wir trocknen Flachs!" sprach sie und eine seltsame Flamme spielte über ihr Antlitz. Es war in ihrem ganzen Wesen eine verhaltene Freudigkeit, die ihn befremdete, und noch nie hatte ihre Schönheit so berückend

geleuchtet. Galt das ihm, oder —? Still — schon wieder der Stachel! Er konnte es nicht erwarten, daß sie allein wären; aber auch Agnete, das merkte er mit geheimer Wonne an hundert kleinen Zeichen, war ungeduldig wie er selbst. Er schob den Becher zurück, den Kunz ihm wieder füllen wollte, steckte sein Messer ein, sprach das *Deo gratias* und erhob sich.

Agnete nahm selbst die Kerze und leuchtete ihm voran; aber sie schritt an dem neuen Schlafgemach vorbei hinan zum Turmzimmer.

(Schluß folgt.)

Hans von Glümer:

Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Um ein Kind.

Der Nachtwächtersmann in den still ruhenden Gassen hat einen harten Tritt. Der dröhnte wie eine Drohung zu mir herauf und scheuchte meine Phantasien auf dem Philosophenwege. Ich flüchtete jenseits des letzten Laternenscheins, der beim Lindenbuckwirtshaus auf Wache stand. Was ist die Stunde? Ich habe keine Uhr. Mich friert mit fieberheißem Kopf. Ich habe keinen Mantel. Die Mitternachtskälte klirrt unter den Füßen. Darf ich so kühn sein, in die Stadt zu dringen, wenn noch das letzte Licht nicht verlöschte?

Da ist ein bleiches, schlankes Haus, das die Nachbarn spöttelnd den Pulverturm heißen — schon ehe mein Leben dort explodierte. Ein Klingelknopf ist an der Tür. Du unheimlich furchtbare elektrische Kraft: mit einem leisen Drucke alarmiert sie Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Ich weiß nicht, welche der Parzen häßlicher, gräßlicher ist. Meine Herbergsnothelfer haben guten Schlaf. Ein zweiter Druck, ein dritter. Das geht mir durchs Gebein wie eine verrostete Klinge. Wacht auf, macht auf, ein jammervoller König kommt, der nach Kanossa will.

„Wer ist da?"

„Ich — Glümer."

Das Schiebefenster klirrt herab und wieder saust die gähnende Stille mir um die Ohren. Und mein Name, ein gräßliches Wort, schallt zurück, wie wenn alle Wände und Winkel der Stadt ihn verhundertfacht hätten. Es kommt die Treppe herab. Es rasselt im Schloß. Ein müder Mann steht in der Tür, mit schweren, fast angstvollen Augen. Und mir ist, als ob aus diesen Augen ein Schlag mich mitten ins Gesicht träfe.

„Ich konnte nicht anders.“

In der Küche oben ist es kalt. Der Mann schaut mich an: was willst du hier? Und ich spreche mit mir und mit ihm ohne Worte. Als ob feindliche Wünsche harte Zwiesprache halten: Du bist ein ungelegener Gast, sagt der eine. Und der andere: Siehe, es trieb mich mit widerstandsloser Gewalt — wie den Mörder dorthin, wo sein Opfer gefallen ist.

Mit einem Male habe ich Hunger. Das körperliche Gefühl will den Aufruhr der Gedanken niederzwingen. Aber kein Topf und kein Schrank tut sich auf. Der Herd hat keinen wärmenden Willkomm für den Fremdgewordenen.

„Ein Glas Wasser, bitte.“

Und der Mann sieht mich immer noch an und schweigt. Und dieses Schweigen, wenn es auch nur den Bruchteil einer Minute währt, ist wie eine schwere Anklage ohne Ende. Dann reden wir mechanisch gleichgültige Dinge und halten uns in Gedanken an der Gurgel gepackt.

„Darf ich den Heinz nicht sehen?“

Nun öffnet er doch die Kammer. Die ist hell und geheizt und riecht nach Menschen. Die Mutter, der Bub und Röschen liegen im Doppelbett. Das Mädchen schläft fest. Die Mutter ist ganz wach. Sie hat das Gesicht zu mir hergewendet. Wissen auch diese Augen nicht, wie sie sich einstellen sollen für mich? Ich greife nach ihrer harten Arbeitshand wie der Verdurstende nach dem Wasserkrug.

„Heinz, Buweli, schau wer ist denn da?“

So inhaltschwer ist dieser Anruf. Das können nur Mütter: in sieben Worten erzählen; so viel. Der Bub, im Halbschlummer ganz nahe gebettet an die Mutter, richtet sich halb auf und starrt mich an mit den großen, schönen, viel zu klugen Kinderaugen. Die Augen sind fern und fremd, angstvoll, fast entsetzt. Sie schließen sich wieder, wie um Schutz zu suchen und das Köpfchen legt sich zurück an die mütterliche Brust.

Heinz ist drei Jahre alt und die sind eine Geschichte.

Darf sie erzählt werden?

Ich kannte dieses Kind schon lange vor der Geburt. In den Augen seiner Mutter lag ein lichter Glanz vom ersten Tage an. Ich hatte ihr Leben erforscht nach Menschenrecht. Keine Gesellschaftsordnung kann uns das Erbarmen verbieten. Vor mir stand die alltägliche Tragödie kleinbürgerlicher Ehen. Der Mann ist jung, als Jüngling wohl gar in eine mühelose Ehe gekommen. Die Hochzeiterin trägt die Myrte nicht als Lüge. Die beiderseitigen Sippen und Sparkassenkonten, Pfarr-

herr und Standesamt haben Bewilligung und Segen gegeben. Der Mann und sein Weib sind schaffige Menschen, so sehr, daß für das Liebhaben nur jene Spanne Zeit bleibt, die man braucht, um ein paar Gläser Wein hinunterzustürzen. Sie lieben wie die Tiere im Walde und haben doch keine Zeit, wie diese in Luft und Erdenduft, in Sonne und Baumwerk sich täglich zu erneuern. Haben keine Zeit, zu fragen, wenn schon das erste zerrende Gefühl über den Rücken oder unter dem Herzen sich einstellt. Der Mann erträgt es, er ißt gut und trinkt wenig. Er erträgt auch die erste schwere Geburt oder die Tötung im Mutterleibe. Sie aber wird eine Wehmutter ohne Ende, eine kranke Frau wie die Nachbarin links und rechts. Was kann man da machen?

Zwei Kinder sind da und leidlich am Leben. Man baut sich — der Traum wird Wirklichkeit — ein eigenes Häuschen, zahlt pünktlich den Zins und hastet weiter zur Zinsenfreiheit, des Glückes Höhe.

Wenn wieder ein Keim unter ihrem Herzen wuchert, wird die Seele des Weibes ein angstvolles Gebet. Das hatte ich nun erlauscht an dieser Mutter.

Es muß wohl Menschen geben von besonderer Heilkraft. Die Kraft heißt immer nur Liebe, jenes sorgliche Umfassen und hellsichtige Ergründen der Eigenart des anderen. Unter dem Herzen der Mutter wuchs das neue Leben ohne Beschwerde und in ihren Augen leuchtete Dankbarkeit und frohgewordene Hoffnung.

Am Vortag zum heiligen Weihnachtsabend ist das Kind geboren worden, so leicht von der Wehe zur Sehensfreude, daß der in Geschäften abwesende Vater (diese Ehemänner sind ja so tapfere Geburtshelfer!) ein lächelndes Weib und einen lachenden Knaben fand. Ein Christkind!

Mein Herz erhob sich damals zu Gott und hatte die Welt wieder lieb und vergaß die Verachtung gegen sich selbst.

Der kleine Heinz und ich wurden so vertraut, daß die Stadt verdächtige Reden flüsterte. Ich war des Buben getreueste Kindsmagd, lernte das Trockenlegen und noch schönere Dinge. In mir ist immer ein Trieb gewesen, die Menschen an der Quelle, in der Familie zu erforschen. Und es ist manchmal zornig über mich gekommen, daß ich den Eltern sagen mußte: Wie sündigt ihr an den Kindern. Wollt Ererbtes aus ihnen herausprügeln und eure Unnatur in sie hineinzwingen. Ihr seid nicht wert, das höchste Amt, die Elternschaft, zu besitzen. Legitimität rechtfertigt nicht die Schändung der Gezeugten. Man hat mir lachend oder beleidigt gesagt, ich verstünde das nicht. Und nun durfte ich doch einen Beweis geben und ein Kind schützen und wetterfest machen. Es gab freilich mit der Sippe manchen Kampf

vorzeitige Reize dem zarten Körper fernzuhalten und von seinem Sinnenleben die empörenden Torheiten der Furcht und Drohung. Einmal wollte der Vater die Hand gegen sein Kind erheben. Mir stieg das Blut in die Stirne: „Mir oder Ihnen, aber nicht ihm!“ Wer seine Kinder schlägt, hat nur die Wahl, Empörer oder Sklaven zu ziehen. Ein andermal gab eine gute Nachbarin dem Buben Näschereien mit der Weisung, seinen Geschwistern nichts zu sagen. Es packte mich wieder der Ingrimm: „Ihr verderbt die Unschuld, Frau Nachbarin.“ Da nannte mich der Vater einen Narren, ich vergaß seine Wohltaten und wir wurden Feinde.

Noch schien es, als habe Heinz die stärkere Stütze und das größere Recht bei seinem Freunde. Wie wuchs das junge Leben in seiner Natürlichkeit. Konnte mit zwanzig Monaten schon in eigenen Reimen fabulieren und all die großen Männer, die über meinem Bette hingen, nach Bild und Namen auswendig — die Leute sagten, es sei ein Wunderkind.

Schließlich mußten ja wohl meine Ansprüche an das Kind auch die Eifersucht des Vaters herausfordern. Die Mutter stand zwischen zwei Messern. Durfte sie anders, als dem härteren Recht ihres Mannes folgen? Ich war allein und der Bub wurde mir entzogen — mein Leben, meine Zukunft. Ich sah überall, daß er mir entzogen wurde; in seinen eigenen Augen, die die Hingabe verloren hatten. Fixe Ideen sind ja im Glauben wie Granit. Es trieb mich gegen Vater, Mutter und Kind. Immer unseliger wurden die Tage und finsterer die Nächte . . . . . erlaßt mir die Schilderung, wie das Elend zum Wahnsinn sich steigert. Ich wurde ein Schuft, der Wohltaten mit Haß besudelt, wurde ein Spieler und Trinker und stand plötzlich dort, wo es heißt: Eines muß sterben. Wie gräßlich ist dein Gesicht, du allerletzte Tat!

Und da kam wieder ein Kind zu mir, wie ein Schutzengel, im Unschuldskleid. Ich tastete nach ihm wie ein irrer Mensch, der alles verloren hat.

Es ist verboten, im Kinde das Weib zu erkennen.

Aber wenn ein kleineres Verbrechen zu dir kommt, um dich zu erlösen von dem großen: greif zu, greif zu, ehe es zu spät ist!

So viele Steine liegen am Wege, die ihr auf mich werfen könnt. Doch denkt dabei an die Reichen und Angesehenen, die ins Narrenhaus kommen oder verrückt geschrieben werden. Armeleutekind, mit dem Fluch der Volksschule behaftet uud mit dem Dämon der Wahrhaftigkeit obendrein, sei still und wandere ins Sträflingsheim.

Weshalb hebt ihr die Steine nicht?

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf Alexander Schröder: Neue deutsche Oden.

I

Zieh deine Furchen, Bauer, wie sonst, durchs Land;
Und streu den Samen über die Schollen aus.
Vielleicht wogt doch im Erntemond dir
Friedlich zu Häupten die blonde Halmfrucht.
Tritt unter's Dach zu nüchternem Mahl und lieg
Bei deiner Hausfrau über die Nacht. Vielleicht,
Daß sie den neugebornen Knaben
Künftig im Arme dir weisen dürfe.
Doch sei gewappnet! Trage das stählerne
Gewand des Kriegs auch hinter der Pflugschar, leg
Vor dich beim Schmaus dein Schwert; und leicht nur
Wohne dir hinter den Brau'n der Schlummer.
Waldeinwärts treib die Herde wie sonst, o Hirt;
Doch statt des Steckens fasse den Speer. Uns dünkt,
Daß es gen Winter geht. Da mehrt sich
Wölfen und Räubern im Wald die Gierde.
Herbst über Herbste truget ihr Kronen heim,
Unangefochten, heiligen Wachstums froh.
Nun kriecht der Neid euch um die Zäune,
Weil es ihn ärgert, euch stolz zu schauen.
Sprich Recht, o Richter, drinnen am Markt. Noch heut
Gilt Spruch und Satzung, komme, was kommen will.
Ein Mann hält sich bereit. Er mag nicht
Fragen und deuten, bevor die Zeit kam.

II

Ihr wähnt vielleicht, weil heute der Sinnende,
Scheinbar geduldig, eure Verhöhnung litt,
Daß er auch morgen schläfrig laure,
Daß das erworbene Glück ihm jetzt schon
Zur Fäulnis ward. Wohl träumet der Deutsche gern,
Staunt lang ungläubig, weil er gewahren muß,
Daß nun der Bruder einen Bruder
Meuchlings, der Reiche, zu würgen trachtet,
Ihm seines Erbteils blühenden Stand nicht gönnt.
Betrügt euch nicht! Was unter der Asche schläft,
Ist lautre Glut; und wenn die aufstund,
Wandelt durch Dörfer und Stadt die Flamme.
Leicht ist ein Schelm zu jeglicher Tat bereit.
Ob gut, ob ruchlos, kümmert ihn nicht. Was folgt,
Geht ihn nicht an. Doch still und ernsthaft
Prüft der Gerechte, der Mann, die Schalen,
Wenn's an ihn kommt, wenn nackend das Schicksal ihm
Entgegen steht und fordert ihn auf: Tritt her,
Bring dein Gewicht; und wo du's hinlegst,
Neigt sich der zaudernden Wage Zünglein!
Zu solchem Ausschlag setzt er sich selber ein,
Sich, Kind und Weib, Haus, Acker und Ingesind.
Schreckt euch der Kauf? Ihr solltet's wissen,
Händler: wer Handel begehrt, muß zahlen.

III

Europa, du! Den heiligen Wohnbezirk
Hast königlich der schmutzigen Seuche du
Unlängst versperrt. Erinnys sollte
Draußen die schlangenumschnürte Fackel
Ohnmächtig schütteln. Unter ein Herren-Amt
Schienst du gestellt, wie nimmer ein leuchtenders
Kein Gott auf keine Schultern auflud,
Hilfe den Völkern zu sein, von Aufgang
Bis in des Abends fernеste Niederfahrt.
Gereut dich's schon? Sag, leidet der Auftrag dir,
Kaum übernommen? Traun, ich höre
Unter den Schwestern Alecto murren:
„Faßt Mut, ihr Plagen! Schaut ihr den Bruder nicht,
Den Mörder Krieg? Schon stund er im Zwielicht auf,
Umschleicht die Säulen, schichtet heimlich
Zunder um Stufen und Wand. Ein Fünklein,
Da wankt, da stürzt uns Mauer und Tor. Erwacht,
Pest, Hunger, Teurung! Über ein Weilchen nur;
Und die vertriebenen Dämonen
Schalten im fetten Besitz wie vormals."
Zu Zeiten scheint's, als wandle, den Göttern gleich,
Der Mensch, glückfälig. Aber zuletzt bekennt
Sein Herz das Brandmal, das ihn zeichnet,
Bringer und Beute des Mords zu bleiben.

IV

Weinlaubumkränzte, hausend in Frucht und Korn,
Du, der gen Nacht hesperische Brandung fern
Den spätbesonnten Strand hinanrollt,
Aber gen Mittag die märchenvollste,
Urvolkumsessne Woge den brüderlich
Verwandten Gruß ans tönende Ufer wirft,
Botschaft der alten Erde-Festen,
Ist es dir nimmer genug, o Frankreich,
Des reichen Glücks und deiner gepriesenen
Stadt, drin der Reigen nimmer verrauscht, die du
Heraufhobst, gülden, eine Fackel,
Über den Häuptern der Welt zu leuchten?
Und du, Leäna, über den neblichten
Eilanden lagernd, reckst du nicht meerhinaus
Die königlich bewehrte Pranke
Stolzer und weiter als je, Britannien?
Was gilt dir Roms verklungene Macht, was Ruhm,
Den Alexander über den Indus trug,
Wenn dir ein Herbst des ganzen Erdballs
In die geöffneten Scheuern einfährt?
Du auch, mein Land, aus kranker Verworrenheit
Glorreich erwacht! Ihr seid es, ihr Drei! An euch
Band Gott die Welt. Weh, wenn um Zwietracht
Ihr der gemeinsamen Not vergäßet!

V

Vernehmt: ein Sohn wuchs unter den Brüdern auf.
Ungleich den andern blieb er von Streit und Spiel
Abseit, als wär er ungeschickt: die
Lachten und sprachen: „Da geht der Träumer."
Als er dann aufstund, als ihm das Heimliche
Zuletzt unbändig über die Lippen sprang,
War solche Macht der unberührten
Jugend ein Schrecken für sie. Sie zürnten:
„Was will der Knabe? Dünkt er sich mehr als wir?"
Denn es entbrennt in zorniger Scham das Herz
Der Klugen, die ein Mann, einfältig
Ihrer verborgenen Schuld gedenk macht.
Weil ihn das Bündnis ihrer gemeinsamen
Arglist nicht einschließt, dünkt er sie grauenvoll.
O Land, wie haben dich die andern
Lange gegängelt und türmten Unrecht
Berghoch dir auf! Und da du zuletzt die Last
Doch abgeschüttelt, sitzen die Nachbarn bleich,
Voll Furcht, als käme der Gerichtstag;
Du aber halte dich kühn. Nicht immer
Geht List vor Recht. Nicht minder noch mehr, als was
Dein Erbteil ist, hast unter den Königen
Du eingefordert. Wenn sie's weigern,
Wird dich ein Gott in das Deine bringen.

Mühldorf am Inn.

Von Karl Theodor Heigel.

Einigen Lesern wird Mühldorf als Haltestelle der Tauernbahn bekannt sein; viele werden wissen, daß in der Nähe jene Schlacht geschlagen wurde, die im Streit zwischen dem Habsburger Friedrich und Herzog Ludwig von Oberbayern zugunsten des Letzteren die Entscheidung brachte; nur wenige dürften damit vertraut sein, daß das unscheinbare Städtchen selbst eine nach verschiedenen Richtungen merkwürdige Geschichte aufzuweisen hat, daß es wiederholt der Schauplatz weltgeschichtlich bedeutungsvoller Ereignisse gewesen ist.

Da, wo sich der schon ziemlich breite Inn fast östlichen Laufes in großem Bogen durch die bayerische Hochebene hinzieht, zwischen diesem Strom und dem ziemlich parallel laufenden Flüßchen Isen liegt inmitten welligen Ackerlandes das Städtchen Mühldorf mit ungefähr dreitausend Einwohnern. Eine Hauptstraße, deren aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert stammende Häuser durch die Landstraße in Reihe und Glied gehalten werden, ein paar unbedeutende Nebenstraßen, eine stattliche Kirche und einige altertümliche Kapellen, geringfügige Überreste der alten Ringmauer mit zwei noch wohlerhaltenen Tortürmen, — so stellt sich das Stadtbild dar, wenig unterschieden von den Nachbarstädten an Inn und Salzach. Wie in Wasserburg und Rosenheim, ist auch hier der Einfluß der welschen Architektur vorherrschend; der Verkehr mit Italien war ja in dieser Stromlinie schon frühzeitig entwickelt. Zwar erhebt sich nirgends ein monumentaler Bau mit verwitterter edler Rustikafassade; die Häuser haben nur nüchterne Vorderseiten, aber originell wirken die hohen Stirnmauern, die zur Verdeckung der Grabendächer dienen und von kupfernen Wasserrinnen durchbrochen werden. In der Hauptstraße haben noch viele Gebäude Lauben oder, wie der Bayer sagt, Bögen mit spätgotischen oder Frührenaissanceformen, einige auch zierliche Erkerchen. Auffällig ist die häufige Verwendung von Strebebogen zur Überspannung der schmalen Nebengassen. Die Kaufläden sind spärlich und unansehnlich oder in den Lauben versteckt, doch da Platz genug vorhanden ist, verlegen verschiedene Handwerker ihre Hantierung ins Freie, wodurch Ton und Farbe ins Straßenleben gebracht werden. Ein schlichtes, sauberes, wohnliches Städtchen. Ein Mägdlein, das nicht zu pikantem Flirt, aber zu ehrlicher, bürgerlicher Heirat verlockend erscheinen mag. Doch paßt der Vergleich freilich nur auf die äußere Erscheinung, denn das Städtchen hat, was niemand zur Wahl einer Braut reizen wird, eine sehr bewegte Vergangenheit.

Aventin nimmt an, daß an der Stelle Mühldorfs das römische *Medullum*

gestanden habe, und die Tradition erblickt im Gemäuer des Pfarrhofs den Überrest eines römischen Kastells, doch stehen beide Vermutungen auf recht schwachen Füßen. Immerhin geben zahlreiche Waffen- und Münzfunde von einer römischen Ansiedlung Zeugnis; auch von einer Römerstraße, die von Haag über Ramering und Mühldorf nach Ötting führte, finden sich Spuren, und die romantisch ausgeschmückte Erzählung Aventins von großen Schlachten am Innufer zwischen den Römern und den ins Land eingezogenen Bajuwaren entbehrt wohl kaum eines historischen Kernes.

Schon im achten Jahrhundert war die ganze Gegend im Besitz des Erzstifts Salzburg. Das von Bischof Arno gegen Ende des achten Jahrhunderts angelegte Güterverzeichnis nennt zwar Mühldorf nicht, aber es ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, daß schon Herzog Theodo von Bayern um die Wende des siebenten Jahrhunderts das Mühldorfische Gebiet dem Glaubensboten Rupert zur Gründung des Bistums überwiesen habe, daß also die über ein Jahrtausend währende Zusammengehörigkeit Mühldorfs mit Salzburg — erst 1802 wurde es an Kurbayern abgetreten — mit jener Schenkung in Zusammenhang stehe. Der Name Mühldorf taucht zum erstenmal in einem Schenkungsbrief König Arnulfs aus dem Jahre 888 auf, doch scheinen sich diese und einige spätere Erwähnungen auf das westlich gelegene Dorf Altenmühldorf zu beziehen, wo noch heute einige Mühlen ihre Räder drehen. Eine Stadt *(oppidum)* Mühldorf wird zum ersten Male 955 erwähnt. 1190 erhielt Erzbischof Adalbert von Kaiser Heinrich VI. die Erlaubnis, zu Mühldorf für das Halleiner Salz eine Ablade- und Verkaufsstelle zu errichten. Hauptsächlich durch den Salzhandel scheint die Stadt raschen Aufschwung genommen zu haben. Sie muß im dreizehnten Jahrhundert für damalige Verhältnisse schon ziemlich wohlhabend und bedeutend gewesen sein, denn wir hören, daß Erzbischof Philipp in ihren Mauern stark besuchte Ritterspiele abhalten ließ, daß acht benachbarte Abteien dort eigene Häuser hatten, daß die Suffragane der Salzburger Erzdiözese Synoden abhielten, daß ein eigener Viztum als oberster Beamter des Landesherrn aufgestellt war.

Die Stadt liegt am Innufer gewissermaßen auf einer Halbinsel, die durch eine starke Windung des Stromes gebildet wird. Damit war, wenigstens so lange die Feuerwaffen noch nicht erfunden oder noch nicht stark entwickelt waren, eine natürlich feste Lage geschaffen, und die Besitzer suchten noch durch starke Bollwerke nachzuhelfen. Der Ort war ringsumher von bayerischem Land umschlossen; die bayerischen Herzoge mußten also darnach trachten, sich den lästigen Dorn aus dem Fleisch zu ziehen, und die aus Rechten der Grafschaft Kraiburg abgeleiteten Jurisdiktionsansprüche boten immer wieder zu kriegerischem Einschreiten erwünschten Anlaß.

Eine deutsche Waffentat am Innufer bei Mühldorf zählt zu den wichtigsten Wendepunkten der Geschichte Europas. In der kaiserlosen Zeit nach dem Tode Wilhelms von Holland hielt der Böhmenkönig Ottokar den Augenblick für günstig, seine Herrschaft auch in deutschen Nachbarlanden auszubreiten. Er brachte, auf das Erbrecht seiner Gemahlin, der Babenbergerin Margareta, sich stützend, Österreich und die Steiermark in seine Gewalt; dann streckte er, auf die Zwietracht unter den Wittelsbachischen Brüdern rechnend, auch nach niederbayerischen Grafschaften die Hände aus. Doch die Gefahr fand die Brüder einig; der ältere, Herzog Ludwig, zog eilig vom Rhein nach Bayern, und die Nachricht vom Anrücken eines starken bayerischen Heeres bewog Ottokar zum Rückzug. Es gelang aber den Herzogen, die Fliehenden bei Mühldorf einzuholen; der verzweifelte Kampf endete mit Niederlage der Böhmen. Unter dem Andrang der Flüchtigen brach die Innbrücke zusammen; zwar König Ottokar entkam, aber ganze Scharen der schwergepanzerten Böhmen fanden den Tod in den Wellen, andere warfen sich in das Städtchen Mühldorf, wurden aber bald zur Übergabe genötigt. Herzog Ludwig befleckte seinen Erfolg durch eine grausame Tat, indem er eine Schar Böhmen, die sich in einen der Wehrtürme geworfen hatte, erbarmungslos mit dem Turm verbrennen ließ. Der Sieg der Bayern aber war von wichtigster politischer Bedeutung, denn er verhinderte das weitere Vordringen des tschechischen Elements auf deutschem Boden, und unter dem Eindruck des Sieges der deutschen Waffen vermochte sich auch in Österreich und den Nebenländern die deutschnationale Partei zu behaupten, so daß die Ostmarken im wesentlichen deutsches Land blieben. —

Bei Mühldorf und nicht, wie erst von späteren Historikern angenommen wurde, bei dem nordwestlich gelegenen Ampfing wurde auch der nach dem Tode Heinrichs VII. zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach entbrannte Streit um die deutsche Krone ausgefochten (28. September 1322). „Der Streit von Muldorf" nennt sich der gleichzeitige Schlachtbericht eines Österreichers, eine der ersten geschichtlichen Darstellungen in deutscher Prosa. „Ze dem Darnwerch pei Muldorff" (bei der Veste Dornburg nordöstlich von Mühldorf) läßt der Mühldorfer Chronist Nikolaus Grill, der zwar erst ein halbes Jahrhundert später lebte, aber über die Örtlichkeit am besten unterrichtet sein konnte, den Kampf beginnen. Die eigentliche Schlacht spielte sich auf der Fehwiese, d. h. bunten Wiese (der Name wurde erst später in „Fechtwiese" umgewandelt), zwischen Altenmühldorf und der Isen ab. Von den Höhen jenseits der Isen stürmte Burggraf Friedrich von Nürnberg mit einer Reiterschar hervor und drängte die schon erschütterten Österreicher vollends zurück; damit war „die letzte ohne Anwendung von Feuerwaffen geschlagene große Ritterschlacht auf deutschem Boden" (Riezler) zugunsten des Bayern ent-

schieden. Die zahlreichen, mit der denkwürdigen Schlacht verknüpften Anekdoten haben vor der historischen Kritik nicht standgehalten. Von den besser beglaubigten Episoden ist eine von der Fürstenfelder Chronik erzählte besonders ansprechend. Am Vorabend der Schlacht sandte König Ludwig durch die Zeltreihen seines Lagers einen Herold, der die Worte ausrief: „Vom Himmel her kommt deine Hilfe, o Gott, dein Name sei gelobt in Ewigkeit!" worauf alle Kriegsgenossen, aus den Zelten hervortretend, mit lautem Amen! antworteten.

Damals war Mühldorf eine stattlich bevölkerte und stark befestigte Stadt. Von Wohlhabenheit und Gemeinsinn der Bürger zeugen die zahlreichen Stiftungen aus jener Zeit. Die Straßen müssen viel ansehnlicher gewesen sein, als heute; alle Hauptgewerbe hatten ihre eigenen Quartiere. Die Schiffahrt auf dem Inn wurde, wie sich aus den Schutzbriefen der Herzoge von Österreich entnehmen läßt, lebhaft betrieben; hauptsächlich Salz und Wein wurden auf Mühldorfer Schiffen verfrachtet. Vor den zwei Haupttoren dehnten sich stark bevölkerte Vorstädte aus; innerhalb des Burgfriedens wurden neue Gotteshäuser errichtet, die alten umgebaut und erweitert. Die Bauwerke aus der ältesten christlichen Zeit sind größtenteils der zerstörenden Wut der Elemente oder der Barbarei eines einseitigen Kunstgeschmacks zum Opfer gefallen. Noch aus romanischer Zeit stammt das Kirchlein St. Katharina in der gleichnamigen Vorstadt. Der mit einer Krypta versehene Rundbau der St. Johanniskapelle neben der Hauptkirche war nicht, wie Sighart meinte, ursprünglich ein Baptisterium, sondern wurde um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von der Kürschnerzeche als Totenkapelle gebaut. 1438 stiftete der Bürger Angrar eine Summe „allen glaubigen selen in der kürsnerzech ze Müldorf, darumb sy in irer zech alle nacht nächtichleichen und ewigkleichen ain ewiges prynnendts liecht in der gruft bei den totenpayn zu allen gelaubigen selen in der capelen auf dem freythof haben und an allen abgang aufrichten". Im Turme der Kollegiatstift- und alten Stadtpfarrkirche St. Niklas ist die ganze Entwicklungsgeschichte der Stadt ausgeprägt. Vermutlich aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert stammt der mächtige quadratische Unterbau in romanischem Stil; daran fügt sich ein schmälerer gotischer Teil aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; das Ganze wird von einem spießbürgerlichen Zwiebeldach aus neuerer Zeit gekrönt. Die inneren Räume sind im Rokokogeschmack erneuert. Die Wandgemälde haben nur für den Schreiber dieser Zeilen ein persönliches Interesse; sie wurden, wie Obernberg mitteilt, von Joseph Heigel, Maler in München, meinem Oheim, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ausgeführt.

Eine schon 1303 genannte St. Jakobskapelle am Platz nächst dem Schul-

haus ging bei dem großen Brand von 1640 zugrunde. Berthold Riehl hat zuerst die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf die prächtigen Holzskulpturen der Mühldorfer Gegend gelenkt. In mehreren Kloster- und Pfarrkirchen des Bezirks stehen gotische Gruppen und Figuren, die zum Besten gehören, was die bayerische Holzplastik hervorgebracht hat. In den Zins- und Giltbüchern der Gotteshäuser werden häufig Maler, Schnitzer und Goldschmiede erwähnt, die in Mühldorf selbst oder in der Umgebung ihren Wohnsitz hatten.

Nach dem Siege Ludwigs des Bayern bildete sich in der Bürgerschaft eine Partei, die ihre Stadt zu einem selbständigen Gemeinwesen unter des Reiches Schutz zu erheben trachtete; das Oberhaupt dieser „Reichsstädter", der Pfleger Hans von der Wart, trat deshalb mit König Ludwig selbst in Verbindung. Nach der Aussöhnung der beiden Gegenkönige mußte Mühldorf seinen alten Herrn, den Erzbischof von Salzburg, wieder anerkennen. Doch die Versuche, die wichtige Grenzveste an Bayern zu bringen, dauerten fort. Auch Ludwigs Nachkommen beanspruchten nicht bloß das Halsgericht in den vier obersten Cent- oder Rügefällen, sondern auch ein Anrecht auf Steuern und Scharwerksgelder. Über diese Streitigkeiten und Kämpfe unterrichten chronikartige Aufzeichnungen eines Nikolaus Grill, der gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in seiner Vaterstadt eine angesehene Stellung einnahm. Anschaulich weiß er zu erzählen, wie 1364 „die Herrn von Payrn Muldorf gesassen in die Bonifatii mit iren lanten und leut und mer dann dreitausent verchroter (blutroter) helm und mit neun aufgerichten hantwerchen (Wurfmaschinen) und 4 chatzen (Wurfgeschütz) und vil treymbenter scherm und burffen bey tag und bey nacht mit feuer und stain in dew stat und sturmbent auch dew forstat gein dem perg wertz und lieffen auch zwen prinnent chever (Brander) an dew pruck rinen auf dem In und schußen auch mit feuerpfeil und mit puchsen bey nacht und bey tag in dew statt, daz halff alz nit, und werten sich dy purger alz fast in der stat, daz man in nichz chunt angewinen, und heten doch nimer hilff denn funfzehen helm von hofleuten."

Es ist mir noch gut erinnerlich, welche Pein es uns Gymnasiasten bereitete, daß wir die zahllosen „Kriege" der bayerischen Herzoge im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, Kriege, die meist nur den Charakter von Plünderungszügen hatten, lückenlos unsrem Gedächtnis einprägen mußten. Das Studium der Geschichte kann ja natürlich durch solche „Genauigkeit" auch Wißbegierigen nur verekelt werden. Ich werde mich also hüten, meine Leser mit den vielen Belagerungen, welche die Trutzburg am Inn abzuwehren hatte, zu behelligen. Nur darauf sei hingewiesen, daß in Folge der nimmer endenden Fehden auf Erhaltung und Steigerung der Wehrkraft der Stadt und der Bürgerschaft ganz besondere Rücksicht genommen wurde. Das

merkwürdige, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stammende Mühldorfer Stadtrecht behandelt das Kriegswesen als wichtigste städtische Angelegenheit. In keinem ähnlichen Statut werden für die Vorkehrungen zum Schutz gegen äußere und innere Feinde, über die Verpflichtungen sowohl der wehrfähigen Bürger insgesamt, als der besonders bestellten Torwarte und Türmer, Burghüter und Büchsenspanner so eingehende strenge Anordnungen getroffen.

Die Stadt war auf zwei Seiten durch den reißenden Strom gedeckt. Gegen die nordwestliche Seite war aber ein Angriff leichter ausführbar; deshalb wurde sie hier besonders stark geschützt. Der noch erhaltene Münchner Torturm, dessen romanischer Unterbau wohl noch dem zwölften Jahrhundert angehört, und die anstoßende Burg des Pflegers waren mit einem eigenen Graben umgeben, und gewissermaßen als Bergfried erhob sich daneben der Vogtturm, „groß, alt, von Quaderstück gebaut" (Merian), vermutlich 1348 an Stelle des 1257 in der Böhmenschlacht niedergebrannten Turmes errichtet. Daran schloß sich die obere Vorstadt „gein dem Perg", die jetzige Katharinenvorstadt, wieder mit Wall und Graben und dem Bergtor umgeben. Auch um die ganze Stadt liefen eine mit Türmen und Basteien bewehrte Ringmauer und ein tiefer Graben. Erhalten sind nur noch geringe Bestandteile der Mauer, der innere Inntorturm mit romanischem Unterbau und der burgartige Pfarrhof an der Südostecke, ein stattliches Bauwerk mit reizvollen gotischen Ecktürmchen. Diese Überreste lassen darauf schließen, daß die Stadt, obwohl „Anno 1640 mehrertheils abgebrunnen", schon in den mittelalterlichen Kriegsläuften im ganzen und großen das nämliche Bild darbot, wie in Merians *Topographia Bavariae* aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Auch eine in der Pfarrkirche hangende Votivtafel aus der Zeit der Belagerung durch die Schweden im Jahre 1648 gibt ein Bild der Schutz- und Wehrbauten. Freilich wird nicht ihnen die Rettung zugeschrieben, sondern die Bürgerschaft, „vom Feinde umrungen, nimmt mehrmals wie im Jahre 955 zur Zeit der hier anwesenden Hunnen zur heiligen Ursula ihre Zuflucht und verdankt derselben Fürbitt auch ihre Erlösung".

Das Stadtrecht zeigt uns die Bürgerschaft als auffällig streng abgeschlossene Gemeinde. Das Bürgerrecht kommt nur Leuten zu, die eigenen Rauch im Burgfrieden haben; die Erwerbung ist an ungewöhnlich strenge Bedingungen geknüpft. Der Rat, dem die Aufsicht über die Bürgerwehr, sowie die Handhabung der Ordnung in Handel und Wandel obliegt, setzt sich nur aus ehrbaren Wappengenossen zusammen; an ein eigentliches Patriziat darf bei den immerhin kleinen Verhältnissen nicht gedacht werden. Der Handelsbetrieb des Platzes kann, nach den erhaltenen Urkunden zu schließen, nicht unbedeutend gewesen sein; dafür spricht schon die Ansiedlung reicher Juden,

die 1284 mehr als hundert Mark Silbers, also die Hälfte der Judensteuer von Salzburg, an die Landesherren zu entrichten hatten.

Doch gerade der im Stadtrecht so stark betonte Festungscharakter war wohl das Haupthindernis, daß mit der kräftigen Entwicklung der Bürgerschaft der Aufschwung der Stadt nicht gleichen Schritt hielt. Zwar baute sich Erzbischof Mathäus Lang in ihren Mauern ein 1539 vollendetes Schloß, und 1571 wurde die erzbischöfliche Hofhaltung vorübergehend ganz hierher verlegt. Doch die beständigen Fehden und ihre Begleiterinnen Pest und Hungersnot entvölkerten den Ort, und ein erheblicher Teil der Gebäude sank bei dem großen Brande von 1640 in Asche. Auch in den Erbfolgekriegen des achtzehnten Jahrhunderts wurde gerade dieser Platz furchtbar heimgesucht, so daß seine Bedeutung mehr und mehr zurückging. Im September 1800 standen sich in der Nähe der Stadt die Franzosen unter Moreau und die Österreicher unter Erzherzog Johann gegenüber. Es schien zu entscheidendem Kampfe kommen zu wollen. Der reißende Strom, dessen Übergänge durch starke Brückenköpfe gedeckt waren, hätte den Österreichern und Reichstruppen eine überaus günstige Verteidigungslinie geboten; ein Angriff auf sie wäre jedenfalls mit den schwersten Opfern verbunden gewesen. Wie freudig überrascht mochte also Moreau die Nachricht vernommen haben, daß die Gegner ihre Freistatt aufgegeben hatten, um an der Isar eine Schlacht anzubieten. Es ist bekannt, wie verhängnisvoll dieser Entschluß wirkte: die Niederlage von Hohenlinden nötigte den Kaiser zu schimpflichem Frieden. Mühldorf wurde von den Franzosen besetzt, und auch 1805 und 1809 sah es sie, da die salzburgische Enklave inzwischen durch den Reichsdeputations-Hauptschluß an Bayern gekommen war, als „Bundesgenossen“ in seinen Mauern.

Die Wälle und Bastionen wurden abgetragen, die Gräben ausgefüllt, doch die Niederlegung der Befestigungswerke brachte nicht einen neuen Aufschwung, um so weniger, da der Innhandel immer mehr an Bedeutung verlor. Mühldorf ist heute nur noch eine Ackerstadt, wenn auch von behäbigem Charakter; viele Einwohner besorgen neben ihrem Gewerbe auch den Ackerbau auf den umliegenden fruchtbaren Auen. Von den Tausenden von Reisenden, die mit der Tauernbahn vorbeirattern oder doch nur kurzen Halt vor dem Bahnhof machen, ahnt keiner, daß sich hier noch vor hundert Jahren ein Stadtbild zeigte, nicht minder malerisch als Rothenburg oder Dinkelsbühl, die heute mit ihren schablonenfreien Straßenzeilen und Spitzwegwinkeln das Entzücken der Besucher erregen. —

Das Städtchen war mir seit langem wohlbekannt, weil ich, von der Münchner Historischen Kommission mit Herausgabe der Chronik des Nikolaus Grill betraut, im Sommer 1876 ein paar Wochen lang die Pergamente des

Ratsarchivs zu durchforschen hatte. Ich wollte aber, ehe ich diese anspruchslose Studie niederschrieb, meine Erinnerung wieder auffrischen, stattete also vor ein paar Wochen dem Städtchen einen Besuch ab. Nicht ohne Bewegung sah ich die Häuser und Plätze wieder, wo ich als junger Mann viel fröhliche Stunden verlebt und manche dankenswerte Anregung empfangen hatte. Der aufgeblasene Großstädter gibt sich gar so gern der Annahme hin, daß es sich nur dann verlohne, sich mit dem Charakter einer Stadt bekanntzumachen, wenn Hunderttausende in ihr geschäftig durcheinanderhasten, wenn sie bei Tage einem dröhnenden Fabriksaal, bei Nacht einem riesigen Tingel-Tangel gleicht. Als ob nicht der *genius loci* in mancher Kleinstadt eindringlicher und anmutiger mit uns zu sprechen wüßte! —

Nun durfte ich aber nach mehrstündigem Aufenthalt die Neugierde der wackeren Mühldorfer und Mühldorferinnen, die sich mein Interesse an ihren Häusern und Kirchen so gar nicht erklären konnten, nicht länger auf die Folter spannen. Ich schritt durchs Münchner Tor ins Freie, um den Innleiten entlang zu dem Kirchlein von Altenmühldorf eine Wallfahrt anzutreten.

Eine reizlose Landschaft! sagt der Tourist, wenn er, an Mühldorf vorüberfahrend, einen raschen Blick durch das Wagenfenster wirft. Insgemein erscheinen ja nur pittoreske Bergformen, blitzende Seespiegel und schäumende Wasserfälle als „entzückend". Eine Geschmacksrichtung, die wohl noch mit dem Schaffen der älteren Landschafterschulen in Zusammenhang steht. Als ob ein Weizenfeld mit seinen goldenen Wogen, eine Brache mit ängstlich trippelnden Schafen, ein Wiesenfleck mit rötlich schimmerndem Klee, eine ginsterbewachsene Hecke, ein gelassen durchs Feld sich windender Bach des malerischen Reizes entbehrten!

Die Nacht vorher war ein starkes Gewitter niedergegangen. Die Landstraße war also ein Rinnsal und mit geknickten Zweigen besät, aber der blaue Himmel wölbte sich wieder über den Auen, die Luft war ein erquikkendes Bad, die Herbstsonne übergoß die ganze Landschaft mit mildem Glorienschein, würziger Duft stieg aus dem schweren Getreideboden.

Das Kirchlein von Altenmühldorf steht auf der ziemlich steilen, den Inn beherrschenden Terrasse, die einen Überblick über die Stadt und die weithin sich dehnenden Auen gewährt. Im Gegensatz zur Ampfinger Ebene hat die Umgebung von Mühldorf umfangreiche dunkle Forste; deshalb wohl und wegen des reißenden Stromes rühmte vor hundert Jahren der empfindsame Obernberg in seinen „Reisen durch das Königreich Bayern (1816) den „männlichen Ernst" und die „ernste Schönheit" des Mühldorfer Talgrundes. Die Straße auf der Höhe führt nach Altenmühldorf in einer halben Stunde. Etwas länger hat man zu wandern auf dem Fußpfad, der sich am Berghang zwischen stattlichen Bäumen und üppigem Buschwerk dahinwindet.

Wenn sich da und dort die grüne Mauer öffnet, sehen wir in der Talsohle den hastigen Strom und über endlose Waldeswogen hinweg bläulich schimmernde Berge.

Die Kirche von Altenmühldorf, ein dreischiffiger Hallenbau, unter dem glücklichen Einfluß des Burghausener Meisters Hans Stethaimer erbaut, wurde im Jahre 1518 vollendet. Wenigstens das schlanke Langhaus hat sich gut erhalten. Was mich nach dem einfachen Gotteshaus hinzog, war das dort befindliche Kreuzigungsbild, das in der Entwicklungsgeschichte der altbayerischen Malerei eine wichtige Stellung einnimmt.

Glücklicherweise war die Angst, welche der Raub der Mona Lisa in allen Kunstsammlungen hervorrief, in dem Dörfchen am Inn nicht eingekehrt. Nach freiem Belieben konnte ich in dem Kirchlein umherwandeln und alle Bilder und Skulpturen betrachten, ohne daß mir ein Küster durch seine Erklärung den Genuß verkümmert oder raschere Befriedigung meiner Wißbegierde aufgenötigt hätte. Ich blieb wohl eine Stunde allein und ungestört in der Halle. Nur ein Spatz hüpfte zutraulich piepsend neben mir einher, als ob er sich verpflichtet fühlte, die Honneurs des Hauses zu machen. Sonst herrschte tiefe, feierliche Stille. Durch die Fenster drang eine wahre Flut von Sonnengold. —

Das Altarblatt des südlichen Seitenaltars, das älteste der zahlreichen Kreuzigungsbilder der oberbayerischen Malschule, ist um das Jahr 1400 gemalt. Die Darstellung ist die herkömmliche. Das Mittelbild zeigt den Heiland am Kreuze, wie er das Haupt erschöpft auf die rechte Schulter neigt; ihn umgeben vier Engel, welche in Kelchen das Blut auffangen. Den linken Flügel nehmen die Angehörigen Christi ein. Johannes blickt schmerzlich ergriffen zum Kreuz empor, während die heiligen Frauen sich zärtlich der ohnmächtig niedersinkenden Gottesmutter annehmen. Zur Rechten steht in voller Rüstung der römische Hauptmann; mit einer kraftvollen Gebärde wendet er sich an einen alten Schriftgelehrten — es ist wohl an Joseph von Arimathia zu denken —, ein Spruchband verkündet seine Worte: „Wahrlich! Dieser Mann war Gottes Sohn!“ Im Hintergrund befinden sich einige mit mittelalterlichen Eisenhüten und Harnischen ausgerüstete Knappen.

Ich will aufrichtig sein. In einer großen Galerie würde ich vermutlich dem Bilde weniger liebevolle Teilnahme gewidmet haben. In der stillen Einsamkeit des Dorfkirchleins machte es auf mich einen ungemein starken Eindruck. Ich bin kein Fachgelehrter, der den geschichtlichen Wert und die Vorzüge des Bildes mit vollem Bewußtsein zu würdigen verstände; um so unbefangener freute ich mich der Innigkeit, die sich in den trauernden Frauen, und des großen pathetischen Zuges, der sich in der Gruppe um den römischen Ritter ausspricht. Mit Befriedigung las ich nach meiner

Heimkehr eine mit meinem Empfinden übereinstimmende Charakteristik des Bildes in Berthold Riehls Studien zur Geschichte der bayerischen Malerei „Der Meister des Altmühldorfer Altars ist gewiß kein kühner Neuerer, kein Mann, der, wie die Maler der Mitte des Jahrhunderts, den Wendepunkt zu einer neuen Zeit, das mächtige Treiben, das Gären eines bedeutenden Umschwunges zeigt, sondern es ist ein Künstler, bei dem Wollen und Können übereinstimmen, der dadurch ein harmonisches Kunstwerk schafft, das unbedingt anspricht und ergreift und sich daher in seiner Eigenart auch neben den Werken einer reiferen, mit mächtigeren Effekten wirkenden Kunst behauptet." Ich habe Riehls Urteil im Wortlaut mitgeteilt, nicht bloß, weil ich selbst darüber nichts Besseres zu sagen weiß, sondern weil ich es für eine Ehrenpflicht halte, immer wieder an den uns allzu früh entrissenen Pfadfinder auf dem brach gelegenen Feld der altbayerischen Kunst dankbar zu erinnern. Berühmter war vor Zeiten ein andres Gemälde der Altmühldorfer Kirche, die Holztafel der Predella auf dem rechten Seitenaltar, die Beweinung Christi. Maria neigt sich zu dem von vier Engeln gestützten Leichnam, um die erstarrte Hand zu küssen. Magdalena in reicher, goldgeschmückter Gewandung und andere Frauen geben ihrem Schmerz Ausdruck. Die Szene spielt sich in einer Alpenlandschaft ab. Auf einem Täfelchen steht die Jahreszahl 1511. In diesen Ziffern wollte man ehedem das Monogramm Hans Holbeins des Älteren erblicken, doch ist, wie seither festgestellt worden ist, an diesen Meister nicht zu denken. Immerhin bietet es Interesse, an dem gotischen Bilde zu verfolgen, wie schon verschiedene Einzelheiten auf die Renaissance hinweisen. Im ganzen ließ es mich kalt, ohne daß ich mir recht klar werden konnte, warum die ältere Tafel weit stärkeren Eindruck machte. Es will mir scheinen, daß das höhere Alter selbst mitwirkt. Wir empfinden die Schranken, die der älteren Entwicklungsstufe der Kunst gezogen waren, nicht bloß nicht als Schwäche, sondern als Vorzug. —

Ob es sich nicht empfehlen möchte, ein so köstliches Kunstwerk in einer großen Galerie unterzubringen und an Ort und Stelle durch eine gute Kopie zu ersetzen?

Ich glaube: Nein!

Ist es wirklich und in Wahrheit so hoch anzuschlagen, daß viele Tausende an dem Bild vorüberrattern? Ist es nicht rätlicher, eine Schöpfung bodenständiger Kunst auf dem Boden zu belassen, wo sie erwachsen ist, in der natürlichen Umgebung, in der sie allein zur berechneten Wirkung gelangen kann? Freilich wird der Landmann, der das Bild beständig vor Augen hat, nur an den prächtigen Farben sein Wohlgefallen haben, doch zuzeiten wird wohl auch ein einsamer Pilgrim, ein Liebhaber der Kunst, in traumhaft frommer Stimmung an dem Schatze des Kirchleins sich erbauen, denn hohe Kunst ist, wie reine Liebe, Andacht.

Wildschutz und Jagdrecht.

In einer Zeit, deren Signatur erbitterte Interessenkämpfe im politischen und wirtschaftlichen Leben bilden, hat es etwas Erfrischendes und Erhebendes, zu erleben, wie eine in ihren Beweggründen und ihren Wirkungen rein ideale geistige Bewegung einen raschen Siegeslauf durch die ganze Kulturwelt beginnt. Sie wird mit dem Stichwort „Naturschutz" gekennzeichnet; an ihrem Anfang stehen kleinste Pflanzgärten, ihr teils erst erstrebtes, teils schon erreichtes Ziel bilden künstlich geschaffene Paradiese vom Umfang eines bescheidenen Königreiches. Staaten und Gemeinden der Alten und Neuen Welt sehen wir in edlem Wettstreit Naturschutzparke gründen; allenthalben bilden sich Vereine und Gesellschaften, die sich dem Schutz der Pflanzen und Tiere widmen; eine rasch sich vermehrende Zahl von Zeitungen und Zeitschriften nimmt die Propaganda für die Idee auf. Auch der schwerfällige Apparat staatlicher Verwaltung ist schon mobil gemacht, um in kleinerem und kleinstem Rahmen dieser Idee zu dienen.

Zumeist freilich werden, weil weiterhin bemerkbar und unmittelbarer zu Herzen gehend, die großen Vernichtungskriege des Menschen gegen ganze Tiergattungen in der Öffentlichkeit verhandelt: das Schicksal des amerikanischen Büffels, der Robbe, des afrikanischen Elefanten, neuestens auch des Paradiesvogels[1]). Diese Beispiele zeigen auch, daß hier das Heil bloß in einem gemeinschaftlichen Vorgehen der Kulturmächte zu erblicken ist, für das Schillings die Parole „Weltnaturschutz" gegeben hat, und das lediglich auf dem Gebiet des Vogelschutzes bisher einen bescheidenen Anfang aufzuweisen hat. Nicht weniger not tut es aber, daß jeder Staat in seinen eigenen vier Pfählen sich umsieht, was von seiner Flora und Fauna eines Schutzes bedarf.

Völlig verfehlt wäre es aber, wenn man auch hier die Frage des wirtschaftlichen Nutzens in den Vordergrund stellt; dies könnte dem idealen Charakter der ganzen Bewegung nur schaden. Mag immerhin der Tiger, das Flußpferd ein schädliches Tier sein, wem es nicht eine unerträgliche Vorstellung ist, daß eines Tages die letzte der großartigen Raubkatzen, der letzte Vertreter des halb vorsintflutlichen Hippopotamus vor der Kugel des weißen Jägers dahinsinkt, der hat das Wesen der Naturschutzbewegung nicht erfaßt. Wo die großen Raubtiere noch eine Gefahr für die Allgemeinheit bedeuten, da mag ihr Abschuß ja wohl notwendig und nützlich sein; aber er darf nicht zur Vernichtung der Art führen, soll nicht unsere Erde in ihrer wundervollen Schöpfungskraft verarmen.

Wie merkwürdig muß es uns anmuten, wenn in der Gesetzgebung junger

[1]) Siehe den Aufsatz Professor C. G. Schillings „Die Tragödie des Paradiesvogels und des Edelreihers" im Juniheft 1911.

kolonialer Gebiete die Idee des Schutzes wilder Tiere schon bewußt zum Ausdruck gebracht wird, während das Recht des Mutterlandes unter der Herrschaft überkommener Vorstellungen die bewußte Ausrottung gewisser Tierarten geradezu sanktioniert; wenn im dunklen Kontinent selbst den wirtschaftlich schädlichen Tieren der Schutz des Gesetzgebers zuteil wird, während zu Hause noch Tiere der Verfolgung preisgegeben werden, die längst zu spärlich geworden sind, um nennenswerten Schaden anrichten zu können.

Sehen wir uns daraufhin einmal das Jagdgesetz eines deutschen Bundesstaates an, und wenn hier als Beispiel das von Bayern als das nächstliegende gewählt wird, so wird damit, da die Jagdgesetzgebung der deutschen Bundesstaaten hierin keine wesentlichen Abweichungen aufweist, zugleich ein Typus beleuchtet.

Heutzutage sind wir so sehr gewöhnt, die Jagd unter dem Gesichtswinkel des Sports zu betrachten, daß es uns kaum mehr zum Bewußtsein kommt, daß die Erlegung wilder Tiere ihren Ausgangspunkt in der doppelten Notwendigkeit der Beschaffung von Fleisch, Pelzwerk und dergleichen und in dem Schutz vor Raubtieren hatte. Daß bei uns in Deutschland die Raubtiere keine nennenswerte Gefahr mehr bedeuten, bedarf keiner Auseinandersetzung. Die wirtschaftlichen Werte, die die Jagd bringt, sind zwar keineswegs gering; erst kürzlich hat die Statistik hierüber unerwartet hohe Ziffern ergeben; — aber die Summen, die für Pachtung einer Jagd bezahlt werden, richten sich zumeist nicht nach deren Ertrag, sondern nach der Bequemlichkeit der Lage für das nachfragende Publikum, im wesentlichen nach der Nähe einer größeren Stadt. Jedenfalls aber hängen sie selten von dem vereinzelten Vorkommen selteneren Wildes ab. Trotzdem geht unser Jagdgesetz von dem Grundsatz aus, daß die Erlegung von Raubwild, selbst wenn es noch so selten ist, nicht nur gestattet, sondern geradezu erwünscht ist. Am offensten ist dies ausgesprochen in einem noch gültigen Reskript des Finanzministeriums vom 14. Februar 1866 über die bayerischen Regiejagden, wonach die früheren Schußgelder für Erlegung eines Bären, Wolfes oder Luchses auch heute noch zu bezahlen wären, wenn ein solches Raubtier erlegt würde. Vielleicht wäre es lukrativer, diese Tiere in Fallen zu fangen und an zoologische Gärten zu verkaufen; denn sie bilden bereits eine faunistische Sehenswürdigkeit. Das Jagdgesetz selbst, erlassen 1850, blickt zwar auf eine Gültigkeitsdauer von zwei Menschenaltern zurück; aber es ist seither mehrfach modernisiert worden. Nur ist bei keiner dieser Abänderungen am Prinzip irgend etwas verändert oder der modernen Idee der Erhaltung unserer einheimischen Tierarten irgend eine Konzession gemacht worden; im Gegenteil!

Der Artikel 1a, der seine nunmehrige Gestalt erst 1900 erhalten hat, spricht den Grundsatz aus, daß dem Jagdrecht unterliegen: 1. Die wilden Säugetiere und Vögel, deren Fleisch, Pelzwerk oder Gefieder verwertet zu werden pflegt oder 2. die als Raubtiere diesem Wilde nachstellen. Dabei erstreckt sich das ausschließliche Recht des Jagdberechtigten auch auf die Eier des Federwilds. Zugrunde gelegt ist demnach einerseits die wirtschaftliche Verwertbarkeit gewisser Tierarten, anderseits die Gefahr, die diesen Tierarten von anderen droht.

Die jagdbaren Tiere werden in besonderer Verordnung (jetzt vom 11. Juli 1900) erschöpfend aufgezählt. Hier sind außer den überall häufig vorkommenden und allgemein bekannten folgende Arten genannt: Das wilde Kaninchen, das Murmeltier, der Biber, die Wildkatze, der Dachs, der Fischotter, der Sumpfotter (Nörz), dann vom Federwild das Schneehuhn, das Steppenhuhn, die Trappen, der Kranich, die Reiher samt der Rohrdommel und sonstige Sumpf- und Stelzhühner mit Ausnahme der Störche, die wilden Schwäne, der Kormoran, die Adler mit Ausnahme der Schrei- und Seeadler, die Weihen und die Geier. Von letzteren ist in Bayern der Lämmergeier bereits ausgestorben, der dunkelflügelige Aasgeier überhaupt nicht sicher nachgewiesen. Des Pelikans ist wegen seiner Seltenheit keine Erwähnung getan. Auch von den Sumpf- oder Stelzvögeln gehören mehrere zu den größten Seltenheiten. Der Biber ist beibehalten worden, obwohl er in Bayern längst ausgestorben ist. Auch von den übrigen wird mancher ergraute Jäger in seinem ganzen Leben mehrere überhaupt nie zu Gesicht bekommen haben. Jedenfalls erweckt die lange Reihe eine Vorstellung von einer Reichhaltigkeit unserer Wildarten, die mit der Wirklichkeit nur sehr wenig in Einklang steht. Eine Einschränkung hat die Aufzählung erfahren durch das Reichsgesetz betreffend den Vogelschutz vom 30. Mai 1908, das die Schrei- und Seeadler, Milane und Bussarde dem Schutz dieses Gesetzes unterstellt hat. Diese Raubvögel sind dann mit Verordnung vom 19. Oktober 1908 aus der erwähnten Liste gestrichen worden.

Nun sagt zwar § 1 der Verordnung vom 6. Juni 1909, die Jagden sollen sorgfältig behandelt und in ihrer nachhaltigen Benützung durch den Jagdbetrieb nicht gefährdet werden. Daß aber dieses Gebot die Raubtiere so gut wie gar nicht umfaßt, ergibt sich aus der Regelung des hauptsächlichsten Mittels zur Sicherung der Nachhaltigkeit der Jagd, der Hegezeit. Eine solche ist nämlich nur für ein einziges mit mehr oder weniger Recht zu den Raubtieren gerechnetes Tier festgesetzt: für den Dachs. Aber auch ihm ist sie durch die neue Verordnung gegen früher verkürzt worden. Für den Biber, der wie oben erwähnt, unter den jagdbaren Tieren noch aufgezählt ist, obwohl er ausgestorben ist, fehlt — eine merkwürdige Inkonsequenz —

die Festsetzung einer Hegezeit. Da auch für die seltensten unter den erwähnten Tiergattungen das Jagdrecht sich nicht nur auf die lebenden Individuen, sondern, durch die Preisgabe der Horste und Nester, auch auf die werdende Generation erstreckt, so kann man sagen, daß es an allen Schutzvorschriften für zahlreiche, immer rascher an Zahl abnehmende Tiere unseres engeren Vaterlandes mangelt. Bei dem Fortbestand des dermaligen Rechtszustandes muß mit einem raschen Aussterben zahlreicher Tiergattungen um so sicherer gerechnet werden, als durch die zunehmende Kultivierung und Besiedlung bisher unwirtschaftlicher und daher eine letzte Zufluchtsstätte bildender Gebiete dem Wild die Existenzbedingungen an sich immer mehr eingeschränkt werden.

Nun bildet aber gerade seine Seltenheit den besten Ansporn für die Verfolgung eines Tieres durch den Jäger, der das Glück hat, es in seinem Revier ausfindig zu machen. Einzelne Ausnahmefälle, wo — außerhalb Bayerns — hier und da eine Biber- oder eine Reiherkolonie des sorgfältigsten Schutzes des Jagdherrn sich erfreut, kommen gegenüber der Regel kaum in Betracht. Außer der persönlichen Freude, die der glückliche Jäger an seiner Beute naturgemäß hat, kommt ein weiteres Moment hinzu, um den Ausrottungskampf des Menschen gegen die selteneren Wildarten noch intensiver zu machen: das ist der Ruhm, der durch unvernünftige Publizität, nicht nur in Fach- sondern auch in Tageszeitungen, dem „erfolgreichen" Jäger angedichtet wird, sowie der Neid, der sich der Sportgenossen bemächtigt und sie zur Nacheiferung anspornt. Professor Schillings hat jüngst einmal auf die unzähligen Adlerflaume hingewiesen, die jahraus jahrein auf unseren Märkten feilgeboten werden.[1]) Mögen darunter auch noch so viel ganz oder teilweise gefälschte sein, wie unter anderm bei den gleich beliebten Gemsbärten — zweifellos sind eine große Menge echter darunter, und zweifellos werden sie eine Dezimierung des bei uns schon recht seltenen königlichen Raubvogels herbeiführen. Trotzdem genießt der Adlerjäger einen gewaltigen Nimbus; niemand scheint daran zu denken, daß er dahin arbeitet, unserem Land einen Teil seiner Schönheit und seines Reichtums zu rauben, den die Natur ihm nie mehr ersetzen wird.

Nun hat aber zu allem Überfluß der Gesetzgeber auch noch die Schar der Fischereiberechtigten auf gewisse Tierarten losgelassen, von denen angenommen wird, daß sie der Fischerei Eintrag tun. Artikel 85 des neuen Fischereigesetzes für das Königreich Bayern vom 15. August 1908 gestattet nämlich dem Fischereiberechtigten, Fischotter, Reiher, Fischadler, Möwen und Eisvögel innerhalb des Fischwassers selbst und einem Uferstreifen von drei Meter Breite zu erlegen, wobei allerdings die Anwendung von Schußwaffen,

[1]) Siehe den Aufsatz „Hagenbeck als Erzieher" im Augustheft 1911.

Giftstoffen und Sprengmitteln ausgeschlossen ist. Von den erwähnten Tiergattungen sind nur die gewöhnlichen Möwen häufig und vielleicht als eine erhebliche Gefahr für den Fischbestand zu betrachten. Im übrigen ist aber die Frage wohl berechtigt, ob nicht ein geübter Fischdieb in einem Jahr der Fischerei größeren Eintrag tun kann, als ein Fischotter oder Reiher während seines ganzen Lebens. Und zweifellos gibt es viel mehr geübte Fischdiebe als Fischotter und Reiher!

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, die schwer zu erklären ist: Je mehr sich der Wohlstand innerhalb der Grenzen des Reiches hebt, je vermögender der Einzelne wird, desto unduldsamer wird der Mensch gegen alle Schädigungen, die ihm die Natur und ihre Geschöpfe verursachen, desto heftiger reagiert er gegen jeden Eintrag, der ihm an seinen selbstgeschaffenen, seinem Nutzen dienenden wirtschaftlichen Werten geschieht. Seit unserer Urväter Zeiten waren der Storch und die Schwalbe dem Menschen gerne gesehene, unzertrennliche Genossen des ländlichen Heims. Erst in der Neuzeit empfand er ihre Gesellschaft als unbequem; die jetzt so häufig gehörte Klage, daß die Schwalbennester soviel Schmutz und Unrat ins Haus brächten, kann wohl mit einem gesteigerten Reinlichkeitsbedürfnis nur mangelhaft erklärt werden. Die wahre Ursache wird vielmehr in einer gewissen Teilnahmslosigkeit gegenüber diesem lieblichen Genossen unserer Dörfer, in einer Art von *Naturentfremdung* des Menschen erblickt werden, die ihn eben die geringen Belästigungen durch die befiederten Haus- und Stallgäste mehr empfinden läßt als dies früher der Fall war.

Lange hat die Gesetzgebung dieser Strömung willig nachgegeben. Nun scheint sich doch allmählich ein *Umschwung* vorbereiten zu sollen. Hie und da entwickelt sich ein Konflikt zwischen der Aufgabe, um jeden Preis wirtschaftliche Güter vor Schaden zu bewahren, aber auch die Natur und ihre Geschöpfe gegen Entstellung oder Untergang zu schützen. Schon wird dem Bestreben gewinngieriger Bauern, Hecken und isolierte Bäume wegzuschlagen, weil sie beim Feldbau genieren oder weil man ihr Holz braucht, von Staatswegen Einhalt geboten; schon ergreift man aktive Maßnahmen, unserer heimischen Vogelwelt neue Heimstätten zu schaffen, wo ihnen die alten zu sehr geschmälert sind. Freilich wird auch hier noch häufig das Mäntelchen wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit umgehängt. Aber das ideale Ziel des Naturschutzes nicht um des Menschen, sondern um der Natur willen, gewinnt doch allmählich an Boden. Da ist es an der Zeit, daß auch in die *Jagdgesetzgebung* diese moderne Idee allmählich Eingang finde. Sollten wir, die wir zusehends aus einem armen zu einem kapitalkräftigen Volke uns verwandeln, nicht den kaum nennenswerten Schaden verschmerzen können, den die dezimierten oder dem Aussterben nahen Geschlechter unserer

Raubtiere uns verursachen? Wir sind ja jederzeit in der Lage, ein übermäßiges Überhandnehmen schädlichen Wildes zu hindern. So gut zurzeit die polizeiliche Genehmigung zum Abschuß von Rehgeißen überall da zu erhalten ist, wo der Wildstand sich zu stark vermehrt, könnte in Zukunft auch der Abschuß von Raubtieren gestattet werden, wo die Notwendigkeit dazu herantritt. Wohlgemerkt soll dies nur für jene Arten gelten, die sofort geschützt werden müssen, sollen sie nicht das Schicksal des Lämmergeiers, des Bibers und anderer teilen. Wir rühmen uns, über einen Kulturzustand hinausgekommen zu sein, wo die menschliche Wohnung nur Raum für das Notwendige und Nützliche hatte; wir haben das Bedürfnis, unsere engere Umgebung auch ästhetisch wohltuend zu gestalten. Sollen wir gegenüber der uns umgebenden Natur jenen primitiven Standpunkt aufrecht erhalten? Sollen wir nicht vielmehr auch hier neben dem Nützlichen und Notwendigen auch für das Schöne etwas übrig haben, das uns die schöpferische Natur in der bizarren Eigenart des Dachses, im majestätischen Flug des Adlers, im prunkvollen Federkleid des Reihers offenbart?

Weilheim. Bezirksamtsassessor Dr. Rudolf Hermann.

Ein Brief von Michael Bernays an Friedrich Haase.

Mitgeteilt von Wolfgang Stammler in Hannover.

Zu den zum Teil bereits in dieser Zeitschrift, zum Teil selbständig (Berlin 1907) veröffentlichten Briefen des Münchener Literarhistorikers möchte ich einen interessanten hinzufügen, der an den berühmten verstorbenen Hofschauspieler Friedrich Haase gerichtet ist und sich in seinem literarischen Nachlasse vorgefunden hat.[1]) Der Brief ist bemerkenswert durch die Idee einer Art Gelehrten-Tournee durch Amerika, die jetzt, wenn auch mit wesentlich anderen Formen und Zwecken, in dem „Professoren-Austausch" verwirklicht ist; hervorzuheben ist ferner die kurze, aber mit berechtigtem Selbstgefühl vorgetragene Skizze seines bisherigen literarhistorischen Schaffens und der Wert, den Bernays auf die „streng philologische Behandlung der Literaturgeschichte" legt. Seine Hoffnung, einen Lehrstuhl an einer der deutschen Universitäten zu erhalten, ging bekanntlich vier Jahre später in Erfüllung; 1873 erhielt er den Ruf nach München. Friedrich Haase erwähnt in seiner Autobiographie Michael Bernays nicht. „Ein höchst verlockender Kontrakt" hatte ihn im März 1869 nach New York geführt zu einem Gastspiel im Broadway Theater[2]); ob er den Brief beantwortet hat, und ob diese Antwort sich

[1]) Für die gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung habe ich der Tochter des Künstlers, Frau Major Adamy in Heidelberg, zu danken, die mir den gesamten literarischen Nachlaß ihres Vaters zur Durcharbeitung anvertraut hat.

[2]) Friedrich Haase, Was ich erlebte. 1846—1896. Berlin [1897]. S. 98.

etwa noch in Bernays' Nachlasse erhalten hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Heinrich Kruse ist der bekannte Dramatiker, dessen Trauerspiel „Die Gräfin" ein Jahr vorher neben Geibels „Sophonisbe" von der Schillerstiftung preisgekrönt worden war.

Verehrter Herr und Freund!

Verwundern Sie Sich nicht, und verzeihen Sie, wenn ich Sie dem Genusse Ihrer so wohl verdienten Triumphe für einen Augenblick entziehe und mir ein freundliches Gehör erbitte.

Bei dem Chefredacteur der Kölnischen Zeitung, unserm gemeinschaftlichen Freunde Kruse, dem ich mit besonderer Anhänglichkeit zugethan bin, lenkte sich gestern das Gespräch auf Sie und die glanzreichen Erfolge Ihrer Kunst. Ich bemerkte scherzend, daß den nach Amerika wandernden Künstlern sich bald vielleicht auch die Gelehrten anschließen würden, um jenseits des Oceans auch für deutsche Wissenschaft und Literatur Propaganda zu machen. Kruse griff den leicht hingeworfenen Gedanken lebhaft auf, und rief aus: „Warum wollen Sie selbst Sich nicht entschließen, auf einige Monate dorthin zu gehen, die wissenschaftlich-künstlerischen Vorträge, die in Deutschland überall so regen Beifall gefunden, auch dort zu halten und zu versuchen, ob Sie nicht binnen kurzer Zeit dort so viel erwerben können, daß Sie hernach einige Jahre ungestört Ihren streng wissenschaftlichen Arbeiten leben dürfen? Legen Sie doch rasch Hand ans Werk, und schreiben Sie unverzüglich an Hase! Er ist jetzt dort der Mann des Tages; sein Wort gilt; er wird schon wissen, an wen er sich zu diesem Zwecke zu wenden hat; wird er sich, bei seinen freundschaftlichen Gesinnungen für Sie, der Sache sogleich und lebhaft annehmen, so wird sie schon gelingen." —

So ungefähr sprach der Freund. Ich bekenne, daß ich diese Worte zuerst als Scherz hinnahm; aber es war ihm damit vollkommener Ernst; er und seine Gemahlin drangen beharrlich, mit wiederholten Vorstellungen, in mich, und ich mußte das Versprechen geben, Ihnen wenigstens den Inhalt dieser Unterredung ohne Verzug mitzutheilen — ein Versprechen, dessen ich mich denn hiemit entledige.

Lassen Sie mich nun noch einiges hinzufügen! Meine Richtung ist von Jugend auf, wie Ihnen wohl bekannt ist, eine streng und ausschließend wissenschaftliche gewesen; meine Arbeiten, durch die ich eine streng philologische Behandlung der Literaturgeschichte zu begründen suche, halten sich daher auch innerhalb der Fachwissenschaft und haben bei den Meistern des Faches die lebhafteste, ungetheilte Anerkennung gefunden. Selbst wenn ich mich in einzelnen Aufsätzen an ein größeres Publicum wandte, habe ich diesen bestimmt wissenschaftlichen Character nie verleugnet. Meine Freunde dürfen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, behaupten, daß ich unter den wissen-

schaftlichen Pflegern der Literaturgeschichte eine der hervorragenden Stellungen einnehme, daß ich mich insbesondere durch eine umfangreiche Arbeit über Shakespeare als einen Kenner des Dichters legitimirt, und durch meine 1866 erschienene Schrift „über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes" den Grund zu einer streng philologischen Behandlung der Goetheschen Werke gelegt habe. (Ich brauche mich wegen dieses, an und für sich lächerlichen, Selbstlobes bei Ihnen nicht zu entschuldigen; Sie wissen, zu welchem Zwecke und in welchem Sinne ich dergleichen hier erwähne.)

Ungeachtet dieser so entschieden wissenschaftlichen Richtung habe ich nun, während der letzten Jahre, in verschiedenen Städten, unter andern auch in Coblenz vor Ihrer Majestät der Königin, eine Reihe öffentlicher literarhistorischer Vorträge gehalten, die überall den lebhaftesten Beifall, den tiefsten Eindruck hervorgerufen haben. Ich spreche durchaus frei, und werde dabei durch ein überaus kräftiges, sorgfältig gebildetes Organ und durch ein, ans Miraculöse streifendes Gedächtniß unterstützt; und so kann ich in den lehrenden Vortrag die Recitation der betreffenden Dichterwerke unmittelbar verweben, so daß das Ganze gleichmäßig einen künstlerischen und wissenschaftlichen Character trägt und eben dadurch auch für die weitern Kreise des Publicums anziehend und anregend wird. — Ich dachte diese Vorträge in Deutschland etwa so lange fortzusetzen, bis sich mir, worauf ich die gegründetste Hoffnung habe, an einer der bedeutendsten Universitäten eine meinen Zwecken und Wünschen entsprechende Stellung bietet.

Es fragt sich, verehrter Freund, ob sich nun ein muthiger Unternehmer finden wird, der mir für eine bestimmte Reihe von Vorträgen eine bestimmte ansehnliche Summe garantirt und, wie es ja bei dergleichen Contracten jetzt Sitte ist, einen Theil dieser Summe schon vor meiner Abreise entrichtet.

Ich würde mich etwa zu zwanzig Vorträgen verpflichten, die schon in nächster Zeit oder zu Anfang des Winters stattfinden könnten. Die Themata wären: über Goethes u. Schillers Balladenjahr — über die Goethesche Lyrik — über Schillers philosophische Gedichte — über Goethes Verhältniß zu Karl August — über Faust, ersten u. zweiten Theil — über Iphigenie — über Hermann u. Dorothea — über Wallenstein; etc. — endlich der mit kurzen Einleitungen begleitete Vortrag der Hauptwerke Goethes, Schillers und Shakespeares selbst; und dies Letztere würde für das amerikanische Publicum wahrscheinlich noch das Annehmlichste sein. —

Glauben Sie nun, verehrter Freund, daß, wenn Sie zu diesem Zwecke Unterhandlungen anzuknüpfen suchten, sich ein günstiges Resultat erzielen ließe? Ich glaube allerdings, daß, wenn ich erst einmal an Ort und Stelle wäre, es an einem wünschenswerthen Erfolge nicht fehlen würde; ich glaube aber auch, daß die erste Einleitung der Sache überaus schwierig ist. Hätte

unser verehrter Kruse mir nicht ein so bestimmtes Versprechen abgenommen, so würde ich Sie nie mit diesen Zeilen behelligt haben. —

Ich darf hoffen, verehrter Freund, daß mir ein freundliches Plätzchen in Ihrem Andenken unverloren ist. Sie wissen, daß ich zu den entschiedensten Verehrern Ihrer geistig ausgebildeten Kunst gehöre, und Sie zweifeln nicht daran, daß ich Ihre großartigen Erfolge mit der lebhaftesten Theilnahme begleite. Glück und Heil auch für die fernere Zukunft wünscht Ihnen

Bonn, 12. April 1869. Ihr ergebener

Bernays.

Sollten Sie Anlaß haben, mir auf diesen Brief eine Mittheilung zukommen zu lassen, so bitte ich die Adresse genau anzugeben: Dr. Michael Bernays; hinter dem Münster 97, Bonn a/Rhein.

Karl Theodor von Heigels Deutsche Geschichte.

Vor zwölf Jahren erschien der erste Band des Werkes, das nunmehr abgeschlossen vor uns liegt.)[1] Längst hat es demgemäß seine Kritiker und einen festen Platz in der historischen Literatur gefunden. So ist es wohl, zumal an dieser Stelle, gerechtfertigt, wenn die folgenden Zeilen den herkömmlichen Rahmen einer Buchbesprechung da und dort verlassen und in knappen Umrissen überhaupt von dem Manne handeln, der dem gebildeten Bayernland eine vertraute Persönlichkeit ist, aber auch darüber hinaus im ganzen deutschen Vaterlande zu den bekanntesten und geschätztesten Historikern gehört.

Von der bayerischen Territorialgeschichte nahm Heigel seinen verheißungsvollen Ausgang, indem er sich der Bearbeitung einer Preisaufgabe unterzog, die den Übergang des Herzogtums Bayern von den Welfen an die Wittelsbacher zum Gegenstande hatte. Mit einem anderen Schüler Giesebrechts, Siegmund Riezler, teilte er sich in den Preis, und jene Eigentümlichkeiten der beiden Männer, die sich nun schon seit Jahrzehnten auch in ihrer erfolgreichen Lehrtätigkeit an der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität aufs glücklichste ergänzen, führten dazu, daß aus den beiden Arbeiten, die in den Resultaten wesentlich übereinstimmten, eine gemeinsame Publikation erwuchs[2]), in welcher der rechtsgeschichtliche und historisch-

[1]) Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. 2 Bde. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1899/1911. X und 574 bezw. X und 672 S.

[2]) Das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos I. von Wittelsbach. München 1867.

geographische Teil von Riezler herrührt, das rein Historische und Persönliche dagegen von Heigel bearbeitet ist.

Heigel hat damit die mittelalterliche Geschichte verlassen, nicht aber die bayerische, die er vielmehr seitdem in einer überaus langen Reihe von Einzeluntersuchungen auf das erfolgreichste angebaut hat. Teils sind sie mit Vorträgen und Reden in mehreren Sammelbänden vereint[1]), teils handelt es sich dabei auch um größere Arbeiten, wie die flott und anziehend geschriebene Biographie Ludwig I. (1872), dessen verwickelter Charakter an seinen Biographen wahrlich keine geringen Anforderungen stellte, und die beiden Veröffentlichungen (1877 und 83), die Heigel der Tragödie jenes Wittelsbachers gewidmet hat, der als zweiter seines Hauses die deutsche Kaiserkrone trug und sein Land und Volk dadurch besonders tief mit der allgemein deutschen, ja weltgeschichtlichen Entwicklung verknüpfte. Alle diese Arbeiten Heigels sind hervorragende Bausteine zu einer Geschichte Bayerns in der Neuzeit, die seinerseits uns zu bescheren er in charaktervoller Selbstbescheidung sich nicht hat entschließen können. In der Tat liegt ja auch die vornehmste Stärke Heigels im Essay, jener mit der fortschreitenden Demokratisierung der Bildung auch bei uns immer wichtiger werdenden Literaturgattung, in deren Pflege Heigel zweifellos in der vordersten Reihe der gegenwärtigen deutschen Historiker steht, und wobei er sich auch nicht auf rein historische Stoffe beschränkt. Besonders gelingen ihm stets jene Essays, in deren Mittelpunkt er eine Persönlichkeit stellen kann.

Heigel hat bei seinen kleineren Arbeiten die bayerische Geschichte bevorzugt und sie mit Vorliebe dort aufgesucht, wo sie in den breiteren Strom der deutschen Geschichte einmündet. So war es ein glücklicher Griff, daß der Herausgeber der „Bibliothek deutscher Geschichte" sich auch Heigels Feder für sein Sammelwerk sicherte. Eine der schwierigsten und entsagungsvollsten Partien hat schließlich Heigel, dem die Sache stets über die eigene Person geht, übernommen: Die wie kaum eine andere Epoche der Weltgeschichte bedeutsame Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Hier steht nicht eine Persönlichkeit beherrschend im Mittelpunkt, an deren Gestalt er seine Darstellungskunst bewähren konnte; es ist vielmehr eine Zeit, erfüllt von dem Ringen zweier weltgeschichtlicher Bewegungen, in deren Ablauf unendlich verwickelte diplomatische Zusammenhänge und zahlreiche kriegerische Ereignisse von größter Tragweite an die Gestaltungskraft des Autors höchste Anforderungen stellen. Aber darin lag nicht einmal die größte Schwierigkeit für Heigel. Seine Aufgabe war bereits vor ihm als Ganzes oder in Teilen bearbeitet worden, und die Werke der Häusser, Sybel und Treitschke (I. Band), mit denen

[1]) Im ganzen legte Heigel von 1881—1906 zehn Bände Vorträge, Aufsätze und Essays vor.

Heigel in Wettbewerb zu treten hatte, gehören zu den glänzendsten und unvergänglichsten unserer Geschichtsliteratur. Allzu bescheiden hat Heigel selbst ausgesprochen, daß er nur an eine Nachlese zu diesen Werken denken und für seine Darstellung nur einige Teilnahme erhoffen könne, wenn er seine Aufgabe von einem anderen Gesichtspunkte als seine Vorgänger auffaßte und das Wissen von jenen Ereignissen durch Aufschluß neuer Quellen bereicherte. Beides ist in einem Maße geschehen, daß man Heigels Werk als völlig selbständige Leistung bezeichnen muß.

Heigels Vorgänger schrieben als Historiker und Politiker zugleich, aus jener gewaltigen Gärung heraus, welche der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland auch unter den Historikern erzeugt hatte, die das größere Anrecht Österreichs oder Preußens auf die Führerschaft in Deutschland aus der Geschichte erweisen wollten. Diese Gegensätze haben zum Glück heute keine praktische Bedeutung mehr, und wenn auch Heigel es als notwendig bezeichnet, daß der Historiker immer *cum studio* und manchmal *cum ira* schreiben müsse, so ist doch sein Streben nach möglichster Objektivität, die auch vor seiner Liebe zur engeren Heimat und den Stammesgenossen vollauf standhält, so erfolgreich, daß man darin mitunter fast einen Mangel seines Werkes erblicken möchte. Rankes geniale Objektivität und die Anwendung seiner historisch-kritischen Methode führte bei seinen Jüngern und deren Schülern oft genug zu allzu vorsichtigem Zurücktreten hinter den Quellen. Auch bei Heigel, der hier, wie überhaupt, unter dem Einfluß seines Lehrers Giesebrecht steht, ist das der Fall. Wo es sich, wie so oft gerade in jener Periode, um Kontroversen handelt, häuft er förmlich die Zitate, und nicht immer ist es ganz leicht, des Verfassers eigene, seinem versöhnlichen Charakter entsprechend fast stets vermittelnde, Ansicht herauszuschälen. Soll ich als gewissenhafter Rezensent auch noch von weiteren Wünschen an Heigels Werk sprechen, so bliebe im wesentlichen nur jener, der Verfasser, den ein großer Pflichtenkreis nur allzuoft von der stillen Sammlung der literarischen Arbeit abzog, hätte seinen Stoff übersichtlicher gegliedert, Wichtiges und Unwichtiges sorgfältiger geschieden und Zusammengehöriges systematischer vereint. Dem flüchtigen Leser wird manches entgehen, was er vergeblich nur in einem bestimmten Zusammenhange sucht. Daß bei der Hochflut der Literatur über den von Heigel behandelten Zeitraum und dem langsamen Erscheinen des Werkes einzelne Partien bereits wieder verbesserungsbedürftig sind, daß endlich die Detailforschung, wie stets über umfassendere Werke, auch über Heigel erheblich hinauskommt, ist eine Selbstverständlichkeit.

Fragen wir nun nach dem positiven Ertrag von Heigels Werk, so ist zunächst festzustellen, daß Heigel in der Behandlung der großen politischen

Probleme über seine Vorgänger meist nicht hinausgelangen konnte, und daß er den Urteilen der Häusser und Sybel — dem süddeutschen Historiker steht er erheblich näher — überwiegend zustimmt, wenn auch seine Schilderung der diplomatischen und kriegerischen Verwicklungen in zahllosen Einzelheiten eine Verbesserung bedeutet, und Heigel, wie schon gesagt, die politische Einseitigkeit seiner Vorgänger nicht teilt.

Die großen Probleme treten denn auch bei Heigel bewußt mehr in den Hintergrund; vor allem beherrscht das Verhältnis der beiden deutschen Vormächte zueinander und ihre Stellung zur französischen Revolution die Darstellung nicht in dem Maße wie bei jenen. Heigel bemüht sich vielmehr mit großem Erfolg, unsere Kenntnis der Reichsgeschichte zu vertiefen. Sowohl seine Vorarbeiten wiesen ihn darauf hin, wie auch seine neuen Quellen, unter denen an ungedruckten namentlich die sorgfältig durchforschten Bestände des Berliner und Münchener Archivs zu nennen sind. Fürstenbund und Nuntiaturstreit, die Geschichte der letzten Kaiserwahlen und die Säkularisationen zum Beispiel erfahren bei Heigel eine eingehendere Behandlung als je zuvor und empfangen vielfach ganz neues Licht. Die Möglichkeit, über seine Vorgänger hinauszukommen, oder einem viel behandelten Gegenstand eine neue Seite abzugewinnen, hat Heigel schließlich auch veranlaßt, Ereignisse, die man in einer deutschen Geschichte nicht ohne weiteres sucht, eingehender zu behandeln, so zum Beispiel den niederländischen Aufstand und die holländischen Verwicklungen.

Sehen wir ab von den feinen Charakterbildern, die uns Heigels, durch Welt- und Menschenkenntnis geschärfte, psychologische Begabung auf dem Grunde eines reichen historischen Rüstzeuges mit bewährter Hand zeichnet: zum Beispiel Friedrich II., Joseph II., Kaiser Leopold, dann bleiben als die wertvollsten Abschnitte seines Werkes jene näher zu erwähnen, in denen uns Heigel Zustandsschilderungen bietet und der öffentlichen Meinung der Zeit nachspürt. Es handelt sich vor allem um die Kapitel „Die französische Revolution und der deutsche Volksgeist" und „Deutsches Land und deutsches Volk um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts". Hier und da im ganzen Werk verstreute Bemerkungen nehmen die in diesen Kapiteln gesponnenen Fäden auf.

Heigel ist ein eminent politischer Historiker; die Zusammenhänge der inneren Entwicklung ziehen ihn weniger an, wohl aber haben kulturhistorische Momente und die politischen Strömungen und Ideen stets sein lebhaftes Interesse erregt. Auf diesen Wegen kam er zu einer erheblichen Konzession an seine im Grunde individualistische Geschichtsauffassung.

Es braucht heute über die hohe Bedeutung ebenso, wie auch über die große Bedingtheit publizistischer Quellen kaum noch ein Wort verloren werden, obwohl es

noch immer Kulturhistoriker genug gibt, die eine kritische Methode entbehren zu können glauben. Heigel ist weit davon entfernt, die Geschichte in Stimmungsbilder aufzulösen, und durchaus trägt er der Tatsache Rechnung, daß die öffentliche Meinung in Deutschland damals kaum einen Einfluß auf die Entschließungen der Kabinette hatte, deren eigentlicher Geschichtschreiber Heigel doch bleibt. Das Verhältnis des deutschen Volkes zur Revolution ist eine Erscheinung für sich und ihre Betrachtung von höchstem Interesse. Auch die Stimmen an sich unbedeutender Tagesschriftsteller, selbst anonyme Knittelverse, haben in dieser Beziehung ihre Bedeutung und sind eine historische Quelle in der Hand dessen, dem sie nur dazu dienen, „die erloschenen Gefühle vor Augen zu führen“. Es ist vielleicht das vornehmste Verdienst von Heigel, daß er so reichhaltig, systematisch und umsichtig wie niemand vor ihm in der zeitgenössischen Publizistik, in Flugblättern, Memoiren und Briefwechseln den Stimmen, die sich für oder wider die revolutionären Ideen in Deutschland erhoben, nachgespürt und sie überaus geschickt zu einem höchst lebendigen Mosaik vereinigt hat. Mit älteren und jüngeren Forschern (zum Beispiel Perthes und Hashagen) stimmt er völlig überein, wenn er uns zeigt, daß die Sympathien für die Revolution anfangs durchaus vorherrschen, daß sie sich aber vielfach mit dem Ablauf der revolutionären Bewegung wandeln, und vor allem, wenn er uns deutlich macht, warum diese Sympathien in Deutschland nicht zur Revolution führten. Die unhistorische Aufklärungsliteratur war der Nährvater dieser Sympathien, und auch in ihren besten Erzeugnissen trug diese ja einen rein abstrakten Charakter. Ideen- und Gedanken-Jongleure waren die Verfasser, die sich leicht an den völkerbeglückenden Ideen des Jahres 1789 und dem schwärmerischen Pathos ihrer literarischen und rednerischen Verkündiger berauschten, denen aber realpolitisches Verständnis abging, oder die zum mindesten keine praktischpolitischen Ziele verfolgten. Niemals vielleicht im Verlaufe der deutschen Geschichte ist ja unsere Nation im Grunde unpolitischer gewesen als in der Zeit der Aufklärung und dann des schrankenlosen ästhetischen Genießens um die Jahrhundertwende. Es ist bekannt, wie diese Stimmungen zum Zusammenbruche des alten Reiches und vor allem Preußens wesentlich beigetragen haben.

Auch in der Form gehören die berührten Abschnitte zu den besten des Werkes, wenn dieses auch überhaupt nirgends verleugnet, daß für Heigel die Historie Wissenschaft und Kunst zugleich ist. Heigel ist ein geborner Erzähler, und die wertvollsten Eigenschaften des populären Historikers im besten Sinne, der belehren wie unterhalten will: Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Farbe bei maßvoller Anwendung von Reflexion und Raisonnement sind ihm in hohem Maße eigen. Dazu kommt der warme Patriotismus des Mannes, der die Ereignisse von 1864/71 mit größter innerer Teilnahme durchlebte

und ein ebenso guter Deutscher wie Bayer ist, und daß über dem Ganzen ein Abglanz der milden und liebenswürdigen Persönlichkeit des Autors ruht. Sein warmes Herz, sein für alles Große und Schöne empfängliches Gemüt, das oft begeisterten Schwung in ihm auslöst, sein feingeschliffener Humor, alles Eigenschaften, die auch den Redner und Lehrer Heigel so unwiderstehlich machen, verraten sich auch in seinem literarischen Schaffen. Wer je zu den Füßen des eindrucksvollen Redners gesessen, wer je persönlich an sich empfand, wie erfolgreich Heigel bestrebt ist, als Verkünder moderner Geschichte zugleich auch politische Bildung zu verbreiten und auf Gemüt und Charakter zu wirken, der wird auch ohne besondere Empfehlung zu Heigels deutscher Geschichte greifen, die volkstümlich ist, ohne doch des wissenschaftlichen Charakters zu entbehren; Heigel ist als Lehrer wie als Schriftsteller ein vorzüglicher Pädagoge.

In diesem Sommer vollendet Heigel sein siebzigstes Lebensjahr. Man muß das wissen, da seine beneidenswerte körperliche Frische und seine ungeschwächte geistige Spannkraft und Arbeitslust es nicht vermuten lassen. Möge es ihm noch lange Jahre vergönnt sein zu schaffen und zu wirken! *Macte senex iuvenilis!*

Bonn.

Alfred Herrmann.

Ludwig Bergsträßer (Greifswald):

August Bebel und die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung.

August Bebel ist der einzige Führer der beginnenden Arbeiterbewegung in Deutschland, der selbst aus dem vierten Stande kommt. Schon aus diesem Grunde allein ist es besonders wichtig, gerade seine Entwicklung zum Arbeiterführer und Sozialisten zu verfolgen, denn sie ist in gewissem Sinne typisch für die eine Seite der Bewegung, für die Kräfte, die ihr von unten her zuwachsen und sie recht eigentlich tragen.

August Bebel wurde am 22. Februar 1840 zu Deutz-Köln geboren als Sohn eines Unteroffiziers, der aus Ostrowo stammte. Der Vater starb bald, sein Bruder, der die Witwe heiratete, einige Jahre darauf. Die Mutter zog in ihre Heimat nach Wetzlar. Die Söhne besuchten die Armen- und dann als Freischüler die Bürgerschule. Bebel behauptet, gut gelernt und Freude an der Schule gehabt zu haben — außer an dem Religionsunterricht. (Seite 11 „Aus meinem Leben".)[1] Ostern 1854 kam er zu einem Drechsler in die Lehre; die Mutter war schon ein Jahr zuvor gestorben. Bebel selbst

[1]) Bei Zitaten „Aus meinem Leben" ist immer Band I gemeint. Bd. II war bei der Abfassung dieses Aufsatzes noch nicht erschienen.

erzählt von seiner Lehrzeit nicht viel, von seiner inneren Entwicklung fast nichts: er habe viel gelesen, wo er nur Bücher habe bekommen können (Seite 23). Dem allsonntäglichen Kirchgang war er nicht zugetan, obwohl ihn der Meister seines guten Kirchenexamens wegen angenommen hatte. Anfang 1859 mit kaum 19 Jahren ging er auf die Wanderschaft. Den Sommer war er in Freiburg im Breisgau; hier empfand er den Mangel eines Anschlusses an gleichgesinnte junge Leute; die Zünfte waren aufgehoben, andere Organisationen noch nicht an ihre Stelle getreten. So entschloß er sich von der einzigen Möglichkeit Gebrauch zu machen, die es gab, und trat, obwohl Protestant, dem katholischen Gesellenverein bei, blieb auch Mitglied in Regensburg und Salzburg. Ihn lockte neben der Geselligkeit besonders die geistige Anregung, die um so stärker war, als sich damals in diesen Vereinen noch nicht die Abschließungsbestrebungen geltend machten wie heute.

Auf kurze Zeit in die Heimat zurückgekehrt, griff er bald wieder zum Wanderstab, kam zufällig nach Leipzig und blieb da hängen (1860).

Erst die Leipziger Jahre sind für den Politiker Bebel entscheidend geworden.

Wohl hatte er von früh auf politische Interessen. In die Kinderzeit spielt die Revolution des tollen Jahres hinein mit ihren Aufregungen, Versammlungen, Truppendurchzügen. Der Lehrling kümmert sich wenigstens seit dem Krimkriege eifrig um die Weltbegebenheiten; die Freude an Krieg und Kriegshandwerk, die von der frühesten Jugend her in ihm steckte, hat er so bald nicht verloren, wenn er auch wegen allgemeiner Körperschwäche nie diente. Zur Zeit des italienischen Krieges wollte er in Salzburg bei einer Tiroler Truppe eintreten, aus reiner Abenteuerlust, denn politisch war er noch ganz Preuße, und setzte sich durch Verteidigung seines Heimatlandes in Süddeutschland gar manchesmal der Wucht handgreiflicher Gegenbeweise aus. In den Gesellenvereinen gab es immer Gelegenheit zu anregenden politischen Debatten.

Diese politischen Interessen und Stimmungen konnten natürlich erst dann zu einem tätigen Hervortreten führen, wenn ihm durch dauernde Niederlassung an einem Orte der feste Boden bereitet war; darum ist es für Bebel so wichtig geworden, daß er sich gerade in Leipzig niederließ.

Er kam in eine Stadt starker politischer Bewegung; Leipzig war eine Hochburg des Liberalismus; es hatte an allen freiheitlichen Bestrebungen seit den dreißiger Jahren lebhaften Anteil genommen. Der größte Volksmann der Revolution, Robert Blum, hatte hier gewirkt; noch waren die Kreise des kleineren Bürgertums demokratisch-liberal, während die vornehmere Kaufmannschaft, der Buchhandel voran, einer gemäßigt freiheitlichen und durchaus nationalen Anschauung huldigten. Der eben begründete

Nationalverein hatte einen starken Anhang in dieser Stadt, deren große wirtschaftliche Interessen auf die Einheit wiesen.

In den sechziger Jahren konnte dieses politische Leben wieder öffentlich hervortreten; die Tage der ärgsten Reaktion waren vorbei. Die politische Bewegung der ausgehenden fünfziger und beginnenden sechziger Jahre trug recht eigentlich den Charakter einer Neubelebung. Man griff auf die Ideale der Revolution zurück. War diese eine rein bürgerliche gewesen, so war es jetzt das gleiche. Hatte sich in der Revolution nur kaum wahrnehmbar eine Sonderaktion des vierten Standes geltend gemacht, so befanden sich auch jetzt die Arbeiter durchaus im Schlepptau der bürgerlichen Politiker. Gerade zu Beginn der sechziger Jahre fingen diese an, ihr Augenmerk auf die Arbeiter zu richten. Aus den Bahnen der fortschrittlichen Gesinnung heraus, die im wesentlichen in starken Bildungsmomenten wurzelt und ihre rationalistische Herkunft nie ganz verleugnete, war es natürlich, daß man die Fürsorge für die Arbeiter damit begann, daß man ihnen übermitteln wollte, was man selbst als höchstes Gut und als Allheilmittel in allen Nöten ansah — Bildung, bürgerliche und politische Bildung.

Eine der gemeinnützigen Gesellschaften Leipzigs, die damals wie heute durch Personalunion einen starken politischen Anstrich hatten, die Polytechnische Gesellschaft, beschloß im Jahre 1861, diese Bildungsbestrebungen für Arbeiter systematisch auszubauen und sich einen Arbeiterbildungsverein als zweite Abteilung anzugliedern. Mit dieser Schöpfung kam sie einem wirklichen Bedürfnis der Arbeiter entgegen. Auch der Drechslergeselle August Bebel, der die Ankündigung gelesen hatte, ging sofort in die Gründungsversammlung und trat dem Vereine bei.

In dieser Gründungsversammlung trat eine Opposition gegen die Leiter auf. Sie ging davon aus, daß ein Arbeiterverein unbedingt ein politisches Programm haben und in erster Linie politische und soziale Fragen behandeln müsse; Bildung sei Sache und Aufgabe der Volksschule; Arbeiter hatten diesen Standpunkt rednerisch vertreten. Bebel stimmte ihnen nicht zu, er war noch nicht geschult, nur interessiert, er wollte sich noch bilden, wollte lernen; dazu war er gekommen; ihm schien der Arbeiter noch nicht reif zur politischen Betätigung, fehlten doch ihm selbst noch alle Voraussetzungen dazu, wenn auch gleich in dieser ersten Versammlung, als er Fritzsche und Vahlteich den gelehrten Herren so kräftig zu Leibe rücken sah, der Wunsch in ihm aufstieg, es ihnen gleichtun zu können. (Seite 51.)

Bebel tat das Seine, dies Ziel zu erreichen; er benutzte alle Bildungsmittel des neuen Vereines, hörte die Vorträge und machte die Kurse mit, lernte Buchführung und Stenographie. Wichtiger als der Erwerb dieser Einzelkenntnisse war aber für den jungen Arbeiter, daß er in diesem Bildungs-

verein die Grundlage aller Vereinstätigkeit praktisch lernte; sein lebhaftes Temperament mag ihn dabei unterstützt haben. Bald beteiligte er sich an den Debatten und es dauerte nicht lange, so konnte er öffentlich reden. Bei der Neuwahl des Ausschusses wurde auch er gewählt, und da er fast jeden Abend im Verein verbrachte und dadurch die Wünsche der Arbeiter am genausten kannte, wurde er bald deren Vermittler im Ausschuß.

Ich habe erwähnt, daß schon gleich im Anfang eine Opposition politischer Natur im Vereine sich geltend machte; sie trat im Jahre 1862 aus, gründete einen eigenen Verein, agitierte aber hauptsächlich in freien Arbeiterversammlungen. Die Erörterungen der sozialen Frage waren noch unklar genug, man beschloß aber einen Arbeiterkongreß einzuberufen und wählte ein Vorbereitungskomitee. Da alle Arbeiter darin vertreten sein sollten, wählte man auch Bebel, der sich aber nicht lange beteiligte, da ihm nichts Positives dabei herauszukommen schien und er seine freie Zeit für den Bildungsverein brauchte.

In dieser ersten öffentlichen Tätigkeit Bebels liegt etwas durchaus Charakteristisches. Wenn wir es einen gewissen Sinn für das Positive nennen, so ist damit vielleicht zuviel gesagt, eher ein Verständnis für praktische Bedürfnisse, sowohl die eigenen als die der Arbeiter seines Vereins.

Diese durchaus aufs Praktische gerichtete Naturanlage hat noch auf Jahre hinaus Bebels politische Tätigkeit bestimmt. Sie im wesentlichen hat ihn zunächst am Anschluß an die Lassalleaner gehindert; kurz vor Lassalles Auftreten in Leipzig gab er noch auf einem Arbeiterfest in Dresden der Überzeugung im Gegensatze zu Vahlteich Ausdruck, daß der Arbeiter vor allem nach einer gewissen Bildung streben müsse, und in einer Rede in Leipzig sprach er sich gegen das allgemeine Wahlrecht aus, da der Arbeiter noch nicht reif dafür sei, seines Bildungsniveaus wegen. Ihm schienen die Bestrebungen derer, die diese Forderung aufstellten, für den Arbeiter noch in weiter Ferne zu liegen; erst habe er nähere Aufgaben zu erfüllen.

Bewußt hat sich also Bebel im Jahre 1863 nicht den Lassalleanern angeschlossen, sondern blieb auf dem alten liberalen Standpunkte. Und das hieß in der Arbeiterfrage: Selbsthilfe statt Staatshilfe, hieß: kleine Mittel, die im einzelnen die Lage der Arbeiter bessern, statt des weitausschauenden Alles oder Nichts, wie es in Lassalles Schriften zum Ausdruck kam.

Die Gegenbewegung gegen den Lassalleanismus fand 1863 ihren bedeutendsten Ausdruck in dem Zusammenschluß der Arbeiterbildungsvereine und ihrer Tagung in Frankfurt a. M. Bebel nahm an ihr als Vertreter seines Vereins teil. Die geistigen Leiter dieser Tagung und überhaupt der Arbeitervereine waren Leopold Sonnemann und die Brüder Wirth in Frankfurt. Ein Büchlein, das der Nationalökonom Max Wirth 1863 über die soziale Frage schrieb, läßt uns am besten die Auffassung kennen

lernen, die diese Kreise vertraten.[1]) Wirth sucht zunächst mit einer auf verschiedene Lohnstatistiken gegründeten Ausführung das eherne Lohngesetz, die Grundlage von Lassalles System, als falsch zu erweisen: Der Verdienst richtet sich nicht nach der untersten Grenze des Lebensbedarfes, sondern umgekehrt der Bedarf nach dem Verdienste; der Verdienst, das heißt die Höhe des Arbeitslohnes, ist von den verschiedensten Faktoren abhängig: Tüchtigkeit des Arbeiters, Angebot und Nachfrage, Konjunktur. Damit ist auch die Folgerung Lassalles, daß der Arbeiter durch billigere Beschaffung der Lebensmittel, durch Konsumvereine seine Lage nicht verbessere, als geradezu widersinnig gekennzeichnet, weil der Arbeiter desto unabhängiger vom Brotherrn ist, je leichter er sich seinen Lebensbedarf verschaffen kann, indem er dadurch in die Lage kommt, einen Notpfennig zurückzulegen und den Arbeitgeber zu höherem Gehalte zu zwingen. (Seite 44.) Ist hiermit schon das System der Selbsthilfe stipuliert, so lehnt Wirth die auf Staatshilfe beruhenden Produktivgenossenschaften Lassalles nicht nur ab, weil er sich keine praktischen Erfolge von ihnen verspricht — der Staat kann nicht soviel Geld, als erforderlich wäre, für sie anlegen, ohne das ganze Wirtschaftsleben bedenklichen Krisen auszusetzen; und gewerbliche Anlagen des Staates werden überhaupt nicht gedeihen, weil der Ansporn zur Höchstleistung, weil das eigene Interesse fehlt — sondern hauptsächlich, weil der Staat diese neuen Einrichtungen zu einer furchtbaren Korruption benutzen, seinen Einfluß auf unendliche neue Volkskategorien ausdehnen würde. Staatshilfe schließt Staatsaufsicht in sich und untergräbt dadurch die Unabhängigkeit. „Ich würde für meine Person selbst die größte Wohltat zurückweisen, wenn ich sie nur um diesen Preis haben könnte" — eine prononciert staatsfeindliche Gesinnung, die ihre Erklärung in den mannigfachen Verfolgungen findet, denen damals die Opposition durch die Regierungen ausgesetzt war. Diese Anschauung zeigt aber auch aufs deutlichste, daß Wirth und die um ihn das eigentliche Problem der modernen Arbeiterfrage noch nicht erkannten. Ihr ganzes Programm hatte noch einen durchaus kleinbürgerlichen, handwerkerlichen Zug, genau wie die Genossenschaften von Schultze-Delitzsch. So weist denn Wirth auch nach, daß die größere Mehrzahl der Arbeiter die Möglichkeit habe, sich einmal selbständig zu machen und wirtschaftlich vorwärts zu kommen — vorausgesetzt, daß sie die persönlichen Qualitäten dazu mitbringen. Also gar nichts von einem Klassenstandpunkte, wie ihn eben zur selben Zeit Lassalle unter dem Einflusse von Marx und Engels und unabhängig J. B. von Schweitzer in Frankfurt vertraten. „Nichts anderes scheidet die verschiedenen Schichten der Gesellschaft als der Unter-

[1]) Die Arbeiterfrage, fünfte Flugschrift des volkswirtschaftlichen Vereins für Südwestdeutschland, Frankfurt a. M., Verlag der Expedition des „Arbeitgeber", 56 Seiten.

schied in der Bildung und den Kenntnissen" sagt Wirth auf dem ersten Vereinstage der Arbeitervereine.[1]) Und ein Arbeiterteilnehmer meint, die Kluft zwischen den Arbeitern und den höheren Schichten werde verschuldet durch die Unwissenheit, die sittliche Roheit und die erschreckliche geistige Verkrüppelung, welche man, das heißt die Regierungen, dem Arbeiter durch die Schule anerzogen habe. (Seite 18.) Es ist nur logisch, wenn Wirth demnach das wichtigste Mittel zur Hebung des Arbeiterstandes darin sieht, daß er seine Kenntnisse erweitere und einen längeren Antrag einbringt, wie dies auf geistigem, geschäftlichem und volkswirtschaftlichem Gebiete zu geschehen habe.

August Bebels Anschauungen bewegen sich in ganz derselben Richtung; in einer Rede zum ersten Beratungsgegenstande: Bildung der Arbeiter durch die Vereine, bemerkt er, es sei überall nötig, daß wissenschaftliche Vorträge gehalten würden über Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, namentlich auch über den Bau des menschlichen Körpers, worüber vielfach noch die größte Unwissenheit im Volke herrsche; auch Bibliotheken sollten die Vereine anlegen und politische und volkswirtschaftliche Zeitungen halten. (Seite 11.) Sonst wird auf dem Tage noch Gewerbefreiheit und Freizügigkeit verlangt; dazu als notwendige Ergänzung die Aufhebung aller Eheerschwerungen; Spar- und Vorschußvereine werden empfohlen.

Nach dem Berichte und nach seinen Erinnerungen hat Bebel sich an der Besprechung dieser Punkte nicht beteiligt. Dagegen tritt er in der zuletzt verhandelten Organisationsfrage bedeutsam hervor. Er erklärt sich entschieden gegen die fernere Zulassung von Vertretern sogenannter freier Arbeiterversammlungen, von deren Wert er sehr gering dachte: „solche Versammlungen folgen dem augenblicklichen Eindruck, den ein gewandter Redner auf sie macht, es fehlt ihren Teilnehmern die vorbereitende Aufklärung, welche in den Vereinen erzielt wird" (Seite 30). Er hatte den Wert einer festgegründeten Organisation erkannt; den sie betreffenden Fragen hat er dauernd das größte Interesse entgegengebracht.

So versuchte er sofort den Beschluß der Frankfurter Tagung, Gauverbände zu begründen, in Sachsen in die Tat umzusetzen. Das sächsische Vereinsgesetz machte zwar einen satzungsmäßigen Zusammenschluß unmöglich, aber durch gemeinsame Tagungen und vielfache Vortragsreisen wurde die tatsächliche Einheitlichkeit erreicht. (Erg. Seite 91.) Später (1865) machte Bebel auf einer Landesversammlung in Glauchau den Vorschlag, den Gauverband trotz des Verbotes zu gründen; man fand aber den Ausweg, einen besonderen

[1]) Vergleiche: Bericht über die Verhandlungen des ersten Vereinstages der deutschen Arbeitervereine, abgehalten zu Frankfurt am 7. und 8. Juni 1863, Zitat Seite 12; über die Vereinstage überhaupt handelt E. Eyck, Der Vereinstag der deutschen Arbeitervereine, Berlin 1904.

„Verein zur Unterstützung der geistigen und materiellen Interessen der Arbeitervereine" zu gründen, dessen Vorsitzender Bebel wurde und der die Funktionen eines Gauverbandes übernahm. 29 Vereine mit 4600 Mitgliedern traten der Vereinigung bei; auf derselben Versammlung wurde die Anstellung von Wanderrednern beschlossen; einer der ersten wurde Liebknecht, der um dieselbe Zeit aus Preußen ausgewiesen nach Leipzig kam.

Ebensosehr wie mit dem Ausbau der Organisation in Sachsen beschäftigte Bebel sich mit immer neuen Versuchen, die lockere und im allgemeinen schlecht funktionierende Gesamtverfassung der Vereine zu bessern; besonders fehlte es der Leitung an Geld. Bebel machte nun auf dem Vereinstag in Stuttgart 1865 den Vorschlag, zugunsten des Ausschusses von den Vereinen eine Kopfsteuer von einem Groschen jährlich einzuziehen; der Antrag wurde angenommen, die Finanzen gebessert und die Aktionskraft wirklich gesteigert. Der weitere Vorschlag, den Präsidenten mit 300 Talern jährlich zu entschädigen, der denselben Zweck hatte, fiel für diesmal noch durch. Dieser Antrag hatte eine weitergehende Bedeutung dadurch, daß nur, wenn man ihn zum Beschluß erhob, auch minderbemittelten Mitgliedern die Annahme der Leitung überhaupt möglich wurde; ob er direkt darauf hinzielte, einem Arbeiter die Leitung zu übertragen, ist nicht sicher, aber nach der späteren Entwicklung auch nicht unwahrscheinlich. Bebel war in dieser Frage von zäher Ausdauer; auf einer Ausschußsitzung im Jahre 1866 in Mannheim machte er neue Vorschläge, wieder ohne Erfolg. Erst in Gera 1867 gelang es ihm durchzudringen. An die Stelle des Ausschusses trat nunmehr ein Vorstand, der aus Mitgliedern des Vereins genommen wurde, dem der Vorsitzende angehörte; dieser selbst sollte von der Vereinstagung direkt gewählt werden. Um die übrigen Vereine auch im Laufe des Geschäftsjahres an der Leitung zu beteiligen, wurde dem Vorstande ein aus den anderen Vereinen zu wählender Vertrauensmännerrat beigegeben. Die Stärkung der Spitze durch diese Neuordnung liegt auf der Hand. Der Vorstand ist an einem Orte, kann also schneller Beschlüsse fassen, häufiger zusammenkommen, kurzum eine wirkliche Führerrolle einnehmen; denn der Ausschuß wird ihm gegenüber, wenn er nur einheitlich und geschlossen vorgeht, wenig zu sagen haben. Der Sieg in der Organisationsfrage war auch ein persönlicher Sieg Bebels; er wurde zum Präsidenten gewählt und sollte durch seine Geschäftsführung zeigen, daß ihm die Neuordnung geradezu auf den Leib zugeschnitten war; ohne sie hätte er nicht ein Jahr darauf die Vereine ins sozialistische Lager führen können. Doch davon später.

Zunächst bleiben Bebels sozialpolitische Anschauungen dieselben, die er 1863 vertreten hatte. Auf dem zweiten Vereinstage spricht er zur Frage der Errichtung von Herbergen seitens der einzelnen Vereine; mit diesen

müßten Arbeitsnachweise verbunden sein, namentlich in den Ländern mit Gewerbefreiheit, weil da die alten zünftigen Meister zunächst die zuwandernden Arbeiter auf den Herbergen verlangen. (Bericht Seite 17.) In jener Zeit wurden mehrfach von Arbeitern Speisegenossenschaften gegründet: Bebel schrieb über sie ein Flugblatt, das er dem dritten Vereinstage als Bericht vorlegte. Darin empfahl er die Gründung solcher Genossenschaften besonders dringend den jüngeren Arbeitern. Allgemeine Vorschläge über die Errichtung derselben glaubte er nicht machen zu sollen, da alles von den lokalen Verhältnissen abhängig sei. Auf dieser Tagung beteiligte er sich noch an der Debatte über Sparvereine, die er gegenüber den öffentlichen Sparkassen für unnötig hielt. Wir sehen ihn hier noch ganz im Banne der Politik der kleinen Mittel; aber eben das Jahr 1865 sollte ihm Erfahrungen bringen, die ihn aus diesem Anschauungskreise hinaus auf eine viel weitere Bahn führten.

Das Jahr 1865[1]) war für die Industrie sehr günstig; die Folge, daß auch die Arbeiter an dem gesteigerten Verdienste der Fabrikanten Anteil verlangten; Deutschland sah die ersten Streiks. In Leipzig fingen die Buchdrucker an, höhere Lohnforderungen geltend zu machen. Einige Unternehmungen bewilligten sie, die Mehrzahl aber unter der Führung der Herren Brockhaus und Härtel, der Vorsteher der Buchdruckergenossenschaft, lehnte sie ab, worauf die Arbeiter mit dem Streik bei diesen Firmen antworteten. Der berühmte Jurist von Wächter versuchte zu vermitteln, hatte aber keinen Erfolg. Sonnemann in Frankfurt, der damals Präsident der Arbeiterbildungsvereine war und als Druckereibesitzer an dieser Lohnbewegung doppelten Anteil nahm, forderte nun Bebel schriftlich auf, im Namen des ständigen Ausschusses des Arbeitervereinstages dessen Vermittlung anzubieten. Bebel versuchte das auch, setzte sich mit der Tarifkommission der Arbeiter in Verbindung, die sich bereitwillig zeigte, und ging dann zu den Unternehmern. Diese schickten ihn zu Härtel und der lehnte ab. Man wollte keine Vermittlung mehr, nachdem sie einmal gescheitert war. Trotzdem versuchten Wächter und Bebel kurz darauf nochmals gemeinsam eine Einigung herbeizuführen, wieder ohne Erfolg, obgleich Bebel selbst den Arbeitern geraten hatte, einige ihrer Forderungen fallen zu lassen. Die Buchdrucker unterlagen schließlich. Bebel hatte hier zum ersten Male Gelegenheit, Lohnkämpfe großen Stiles mitzuerleben, und das gleich als Beteiligter; er verfuhr dabei sachlich.

Wichtiger als diese Tatsache an sich, wichtiger auch als der endliche Ausgang, sind für Bebels Entwicklung einige Begleitumstände geworden. Während des Streiks ging die Polizei, wie es hieß, auf Aufforderung Härtels, der Stadtrat war, gegen die feiernden Gehilfen vor, und später wurde die Tarifkommission der Arbeiter wegen Übertretung des Streikpara-

[1]) Das Folgende hauptsächlich nach Bebels Erinnerungen S. 101 ff.

graphen der Gewerbeordnung zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt. Wenn dieses Urteil auch wieder aufgehoben wurde, so mußte doch jeder Arbeiter und Arbeiterführer aus dieser ganzen Sachlage die Folgerung ziehen, daß eine Weiterentwicklung des Arbeiterstandes von der Änderung verschiedenster Gesetze, der Gewerbeordnung, des Vereinsgesetzes und so weiter abhängig sei. Eine Wandlung auf diesem Gebiete war aber nur zu erreichen, wenn es gelang, in den Kammern die Wünsche der Arbeiter durchzusetzen, und dazu wieder war das allgemeine Wahlrecht unerläßlich: wer die Dinge konsequent durchdachte, mußte also zur Anerkennung der hauptsächlichen Forderung Lassalles kommen. Bebel ging diesen Weg.

Auf dem Vereinstag in Stuttgart wurde das ganze Problem eingehend unter der Rubrik Koalitionsfrage behandelt. (Seite 11 ff. des Berichtes.) Dabei wurde eine Resolution für das freie Koalitionsrecht und die Verkürzung der Arbeitszeit vorgeschlagen. In einem Zusatz wurde auf den Weg hingewiesen, auf dem diese Forderungen durch die Arbeiter selbst der Verwirklichung näher gebracht werden könnten; es hieß da: „In keinem dieser Punkte kann ohne vollständig freie Bewegung und besonders ohne ein durch und durch freisinniges Vereinsgesetz irgend etwas Ersprießliches geleistet werden. Es ergeht daher an alle Arbeiter die Mahnung, so oft sie als Urwähler oder Wahlmänner ihre Staatspflicht zu erfüllen haben, auf solche Männer ihr Augenmerk zu richten, von denen ein Wirken für die Umgestaltung dieser mangelhaften Gesetze zu erwarten ist.“ Hierzu erklärte Bebel, daß eben in Leipzig niemand wahlfähig sei, der nicht zehn Taler Steuer entrichte; dadurch aber sind viele Arbeiter gänzlich von der Wahl ausgeschlossen. Deshalb haben wir, das heißt die Leipziger Vertreter, vorgeschlagen, daß man mit allen Mitteln dahin wirke, daß freisinnige Wahlgesetze zustande kommen. Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht war eben auf Vorschlag der Leipziger schon sowieso ein vorgesehener Punkt der Tagesordnung, und wirklich nahm der Vereinstag in der folgenden Sitzung nach einem Vortrage von Hirsch den Antrag an: „Es ist Pflicht aller deutschen Arbeiter, für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht einzutreten.“ Diese Resolution enthielt gegenüber dem Antrage von Hirsch eine kleine Änderung, es hieß jetzt „Pflicht aller Arbeiter“ statt „aller Arbeitervereine“. Bebel und die Leipziger Richtung waren für den ursprünglichen Antrag gewesen, hatten aber nachgegeben, da einige Vereine fürchteten, nach Annahme dieses Antrages als politische Vereine angesehen zu werden, und Schwierigkeiten seitens ihrer Regierungen erwarteten. Die Leipziger befürworteten mit ihrem Antrage eine Richtung, die einzuschlagen eine weit über den einzelnen Punkt hinausgehende Annäherung an das Lassallesche Programm bedeutete. Bebel, der damals schon der anerkannte Führer der Leipziger war, zeigte damit,

daß er aus einem gegebenen Falle, aus dem vorhandenen Zustand sofort und konsequent die politische Folgerung zog, wiederum ein Zeichen, daß seine Entwicklung durchaus die eines Praktikers ist.

Das Eintreten für das allgemeine Wahlrecht hatte eine größere parteipolitische Bedeutung, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Wir müssen uns daran erinnern, daß die damaligen liberalen Parteien Gegner des allgemeinen Wahlrechts waren. Sie hatten von ihrem Standpunkte aus recht, denn das Beispiel Frankreichs, wo Napoleon III. mit seiner Hilfe gefügige Kammermehrheiten erzielte, ließ sie fürchten, der mit der französischen Politik so vertraute Ministerpräsident Bismarck werde es mit derselben Virtuosität gegen die ihm so verhaßte Fortschrittspartei benutzen, ein Gedanke, der ihm auch gar nicht fern lag, den sein Vertrauter Hermann Wagener offen aussprach.

Die Annahme der erwähnten Resolution bedeutet also ein merkliches Abrücken vom Liberalismus.

Ob Bebel und die um ihn das mit ihrem Antrage bezweckten, wissen wir nicht; möglich wäre es immer, denn seine Erfahrungen beim Leipziger Streik hatten in dem bisherigen Fortschrittsmann schon starke kritische Bedenken über den Wert des Liberalismus für den Arbeiter ausgelöst. Gerade die Führer der Arbeitgeber, Härtel sowohl wie Brockhaus, waren bekannte Liberale. Beide waren besonders schroff gegen die Arbeiter vorgegangen, Brockhaus hatte seine Arbeiter ausgesperrt — der erste derartige Fall in Deutschland.[1]) In der achten Nummer der vom ständigen Ausschusse der Arbeitervereine herausgegebenen Flugblätter wies Bebel selbst auf die Tatsache hin, daß gerade von der sich immer als arbeiterfreundlich hinstellenden liberalen Seite die Forderungen der Arbeiter den entschiedensten Widerspruch gefunden hätten. (Erinnerungen, Seite 113.) Reale Interessen bildeten eben hier eine schroffe Grenze. Die Entwicklung drängt sich bei Bebel in eine recht kurze Zeit zusammen, die Folgerungen für sein praktisches Verhalten den Liberalen gegenüber zieht er erst etwa von Ende 1865, Anfang 1866 ab. Noch im Spätsommer des Jahres 1865 hatte der von ihm geleitete Arbeiterverein Beziehungen zum Nationalverein, bat ihn um eine finanzielle Unterstützung, damit er die Lassalleaner bekämpfen könne, „die nur auf eine Gelegenheit harrten, die Fahne des Kommunismus mit all ihren Schrecken zu entfalten."[2])

[1]) Vergleiche Joerg, Geschichte der sozialpolitischen Parteien in Deutschland, Freiburg 1867, Seite 61.

[2]) Vergleiche Gustav Mayer, J. B. von Schweitzer, Seite 148 Anmerkung; das ganze Kapitel „Schweitzer, Liebknecht, Bebel und die Entscheidung der deutschen Frage" ist benutzt, wie dieses vorzügliche Werk auch vorliegende Spezialuntersuchung angeregt hat.

Dieser Vorgang ist besonders interessant, weil er zeigt, daß Bebel damals von den theoretischen Grundlagen der sozialistischen Arbeiterbewegung noch nicht oder doch noch nicht merklich beeinflußt war.[1]) So führte denn auch der endgültige Bruch mit dem Liberalismus nicht direkt zum Anschluß an die Sozialdemokratie, sondern zur Bildung einer radikaldemokratischen Partei mit starkem sozialem Einschlage.

Der endgültige Bruch wurde auch nicht durch noch stärkere Differenzen über soziale Fragen oder über die Stellung der Arbeiter innerhalb der liberalen Parteien herbeigeführt, sondern durch ein politisches Problem, das mit den wirtschaftlichen Forderungen des vierten Standes an sich nichts zu tun hatte. Die deutsche Frage erst brachte im Laufe des Jahres 1866 den Bruch.

Schon 1865 hatte sich gezeigt, daß der Differenzierungsprozeß innerhalb des Liberalismus fortschritt. Die verschiedene Wertung des Schleswig-Holsteinischen Krieges und seiner Ergebnisse hatte ihn beschleunigt. Die linke, demokratisch-republikanische Seite des Liberalismus hing auch in der deutschen Frage noch an den alten achtundvierziger Idealen. Sie hatte durch den Ausgang der Revolution nichts gelernt; auch der Krieg um die Nordprovinzen hatte ihr nicht gezeigt, daß eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Österreich und Preußen die Vorbedingung der deutschen Einheit war. Sie träumte immer noch davon, daß ein freies Parlament, hervorgegangen aus allgemeinen Wahlen, die Einheit dekretieren werde. Voraussetzung war ihr nur, daß diese Versammlung durch eine starke Volkswehr beschützt werde; Volksbewaffnung, Miliz war darum ihr Schlagwort. Das Wie wurde im einzelnen nicht erörtert; die Hoffnung auf eine Revolution war in diesen Kreisen latent, sie verdichtete sich, als die Spannung zwischen Österreich und Preußen zunahm, zu der sicheren Erwartung, daß es während eines Krieges, von dem man annahm, er werde lange unentschieden hinundhergehen, zu Aufständen und damit zu Gelegenheiten komme, den Volkswillen durchzusetzen. Das alte Ideal einer Föderativrepublik spukte noch in diesen Köpfen, die von dem Rechte des Volkes und der Kraft seiner Überzeugungen eine ungemessene, von der Realität des Staatslebens gar keine Vorstellung hatten.

Diese Anschauungen involvieren noch durchaus keine Entscheidung für den praktischen Fall — kein Übergehen an Preußen oder an Österreich. Eine Versammlung demokratischer Elemente in Dresden, die im April 1866 wesentlich obige Ideale zu einer Resolution verdichtete, ließ die taktische Frage noch offen — man dachte noch nicht an den Krieg und die Entscheidung.

[1]) Vergleiche hierzu und zum folgenden: Der Hochverratsprozeß gegen Liebknecht, Bebel und Hepner; *ed.* Liebknecht 1894, Seite 720 ff. Dazu: Bebel, Neue Zeit 26, I, S. 77 ff. Wahre Jakob, 1900 vom 28. August, Erinnerungen an Liebknecht, und Aus meinem Leben *passim.*

Und doch hatten sich all diese Leute gefühlsmäßig schon festgelegt, soweit sie nicht preußische Untertanen waren — und es ist zu bemerken, daß diese Bewegung, die, von alten Achtundvierzigern geleitet, wie die frühere in Kreisen kleiner Handwerker, daneben jetzt aber auch bei den aufstrebenden Arbeitern Anhang fand, es nur in den Kleinstaaten zu einiger Bedeutung brachte.

Man hatte eine instinktive Abneigung gegen Preußen. Alte Erinnerungen wirkten nach; preußische Truppen hatten 1849 die demokratischen Aufstände niedergeschlagen. Die letzten politischen Vorgänge, Bismarcks erbitterter Kampf gegen die fortschrittliche Kammermehrheit taten das Ihre; überdies lebte in allen das Gefühl, daß Preußen der einzige starke Hort der Monarchie und der Regierungskraft sei, daß eine Verwirklichung der eigenen Ideale nicht möglich sei, solange es ungeschwächt dastehe. Mit dem schwachen, durch innere Wirren beschäftigten Österreich hoffte man wohl eher fertig zu werden. Hier wie 1848 stand der Demokratie die Freiheit über der Einheit. (Vgl. Bebel, Erinnerungen Seite 161.)

Bebel gehörte schon längst zum demokratischen Flügel des Liberalismus; schon 1862 hielt er die Mitteldeutsche Volkszeitung, er hatte sich von Schilderungen und Gedanken alter Achtundvierziger, mit denen er vielfach verkehrte, begeistern und blenden lassen; seit 1865 kam noch ein persönliches Element hinzu durch den engen Verkehr mit Liebknecht, dem leidenschaftlichen Feuerkopfe, der 1849 gegen preußische Truppen in Baden gekämpft hatte und eben jetzt, kaum aus dreizehnjährigem Exil zurückgekehrt, von Bismarck aus Preußen ausgewiesen worden war. Seiner süddeutsch lebhaften, derb freien Natur entsprechend, machte er dem gesteigerten Groll oft genug in harten und wilden Worten Luft.[1])

Bebel gab seiner Überzeugung bei der ersten Gelegenheit rückhaltlos Ausdruck. Anfang 1866 hatte der Leipziger Magistrat in kluger Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen der Stadt eine Petition an die Regierung gerichtet, in der der Wunsch eines Anschlusses an die preußische Politik wenn auch nicht direkt ausgesprochen, so doch deutlich zu lesen war. Demokraten und Arbeiter beriefen eine Protestversammlung. Wuttke, ein achtundvierziger Demokrat, hielt die Ansprache und schlug eine Resolution vor, die aber Bebel nicht scharf genug gegen Preußen schien. Er begründete darum eine mit Liebknecht vereinbarte viel schroffere Entschließung, die auch einstimmig angenommen wurde. (Erinnerungen Seite 146): Preußen sei schuld an der drohenden Lage Deutschlands, jede Unterstützung seiner undeutschen Politik sei eine Schädigung der Interessen des deutschen Volkes. Diese könnten

[1]) Vergleiche über ihn das Büchlein von Eisner und das betreffende Kapitel von Bebels Erinnerungen, dazu desselben Nachruf im Wahren Jakob a. a. O.

nur gewahrt werden durch ein Parlament, das jede erhebliche Zentralgewalt verwerfe. Schließlich wurde allgemeine Volksbewaffnung und der Volkskrieg gegen Bismarcks Politik gefordert. (Vgl. Wahre Jakob a. a. O.)

Ähnliche Resolutionen wurden auch in anderen Arbeitervereinen gefaßt; denn auch die übrigen Führer der Vereinstagbewegung gehörten zum großen Teile derselben Richtung an, vor allem Sonnemann, der Leiter der Frankfurter Zeitung, Louis Büchner in Darmstadt und die Württemberger. Diese Süddeutschen arbeiteten schon daran, die Gleichgesinnten in einer Partei zusammenzuschließen. Auf einer Zusammenkunft in Darmstadt im September 1865 hatte man damit begonnen.[1])

Nun berief Anfang 1866 der Ausschuß des kleindeutschen Abgeordnetentages eine Sitzung auf Pfingsten nach Frankfurt, um eine Kundgebung zugunsten Preußens zu veranlassen. Die Frankfurter Demokraten beschlossen eine große Gegenkundgebung zu veranstalten und bei dieser Gelegenheit die demokratische Partei endgültig zu begründen. Hierzu ergingen Einladungen an bekannte Männer gleicher Gesinnung, so auch an Bebel.[2])

Bebel ging nach Frankfurt und hielt in der Volksversammlung am 20. Mai eine scharf preußenfeindliche Rede; auch hier wurde eine Entschließung angenommen, die zum bewaffneten Widerstande gegen die friedensstörerische Politik Preußens aufforderte; dann wurde ein Ausschuß eingesetzt, der die Grundzüge des Programms der neuen Partei ausarbeiten sollte. Bebel saß als Jüngster in diesem Ausschuß, neben ihm von Mitgliedern der Arbeitervereine Sonnemann und der Herausgeber des Verbandsblattes, Eichelsdörfer.

Das Programm, auf das man sich einigte, entsprach durchaus den Anschauungen, die Bebel bisher vertreten hatte:

Demokratische Grundlage der Verfassung und Verwaltung der deutschen Staaten; föderative Verbindung derselben auf Grund der Selbstbestimmung; Herstellung einer über den Regierungen der Einzelstaaten stehenden Bundesgewalt und Volksvertretung. Keine preußische, keine österreichische Spitze.

Dieser letzte Satz war durchaus folgerichtig, wurde aber schon im zweiten Teile des Programmes selbst außer acht gelassen und zu Ungunsten Preußens übertreten, dessen Politik darin einer scharfen Kritik unterzogen wurde. Neben der theoretischen Festlegung des Republikanismus ist nur noch die Unterstreichung des Selbstbestimmungsrechtes des Volkes hervorzuheben. Sie richtet sich nicht nur gegen die preußische Regierung, die es gegenüber

---

[1]) Geschichte der Frankfurter Zeitung, S. 159 ff.

[2]) Bebel, Erinnerungen, Seite 146 ff., Gustav Mayer, Die Lösung der deutschen Frage im Jahre 1866 und die Arbeiterbewegung in der Festgabe für Lexis, Jena 1907, bes. S. 255 ff., Mehring III, 243, Gesch. Frkf. Ztg. a. a. O.

den Herzogtümern nicht geachtet, sondern eben so sehr gegen die preußische Fortschrittspartei, die sich desselben Verbrechens schuldig gemacht hatte. Hier liegt der parteipolitische Schwerpunkt der ganzen Erklärung. Auch mit dem linken Flügel der Fortschrittspartei war jetzt kein Zusammenarbeiten mehr möglich.

Kurz nach dieser Versammlung tagte — am 10. Juni — der Ausschuß der Arbeitervereine in Mannheim.[1]) Unter dem Druck der Verhältnisse warf man das Bedenken, zu eigentlich politischen Fragen nicht Stellung nehmen zu dürfen, besonders auf Bebels Betreiben endlich beiseite. Der kluge Organisator wußte, daß man mit einem halben Programm keine Massen hinter sich bekommen konnte; wenn nicht anders, mußte er es im Kampfe gegen die Lassalleaner gelernt haben. Man besprach also die deutsche Frage; die Mehrzahl der Anwesenden war gegen die preußische Politik, alle waren für Anschluß an die neue Deutsche Volkspartei. Der Ausschuß empfahl ferner dieser Partei, ihr Programm durch einen Zusatz über die soziale Frage zu ergänzen. Dieser Teil der Entschließung stellte ein Kompromiß dar zwischen den noch manchesterlich Angehauchten und den schon mehr vom Lassalleanismus Angekränkelten, zu denen damals Bebel bereits gehörte. Dem Rundschreiben, das den einzelnen Vereinen diese Beschlüsse mitteilte, war der Programmentwurf der Volkspartei beigelegt. Das bedeutete den offiziellen Bruch mit dem Liberalismus, wie Bebel schon einige Jahre später zutreffend bemerkte. (Hochverratsprozeß, S. 729.)

Zunächst legte nun allerdings der Krieg jede Parteitätigkeit lahm, aber sowie er beendet war, noch längst, ehe Sachsen sich zum Friedensschlusse bequemt hatte, begannen Bebel und Liebknecht ihre Agitation für die neue „Sächsische Volkspartei", deren Programm sie die Frankfurter Richtlinien zugrunde legten; den sächsischen Verhältnissen trug ein besonderer partikularistischer Aufputz Rechnung, dem Umstande, daß man hauptsächlich auf Arbeiter rechnete, ein stärkeres Betonen der sozialen Frage.[2]) Schon am 19. August hielt die Partei eine Landesversammlung in Chemnitz ab, auf der das Programm beraten wurde; neben einigen alten Demokraten wie Roßmäßler nahmen hauptsächlich Mitglieder der Arbeiterbildungsvereine teil, daneben auch viele Lassalleaner, die hier mit ihren sonstigen Gegnern zusammengingen und sich von der preußischen Politik ihres Führers Schweitzer trennten. Denn während dieser die Neuordnung der deutschen Verhältnisse anerkannte, vereinigte man sich hier zu einer unerbittlichen Bekämpfung aller Ergebnisse des Krieges, den man verdammt

[1]) Bebel, S. 154, Mayer, Lexis, S. 251 f., Eyk versagt hier ganz.
[2]) Programm abgedruckt im Hochverratsprozeß, S. 909, vgl. Mehring III, 260, Mayer, Schweitzer 170 ff.

hatte, „da er lediglich im Interesse dynastischer und partikularistischer Bestrebungen geführt worden sei". Trotzdem war man klug genug, nicht in den alten Fehler der Demokratie zu verfallen und durch Wahlenthaltung eine sinnlose Demonstration zu betreiben, die auf die eignen Anhänger nur erschlaffend hätte wirken können. Vielmehr: „Da die demokratische Partei sich für verpflichtet hält, die Feinde der deutschen Freiheit und Einheit unter allen Umständen und auf allen Gebieten zu bekämpfen, so wird sie, nachdem Sachsen durch die Gewalt der Waffen gezwungen ist, dem Norddeutschen Bunde beizutreten, bei der bevorstehenden Reichstagswahl sich beteiligen." Wir werden wohl kaum fehlgehen, wenn wir diesen Beschluß auf Bebels Initiative zurückführen. Er hatte durch seine Arbeit in den Vereinen gesehen, wie notwendig eine dauernde Agitation ist, und wollte sich wohl die günstige Gelegenheit einer allgemeinen Aufregung nicht entgehen lassen, während Liebknecht bei dem starken Einschlag von ethischem Pathos, das immer wieder bei ihm durchbrach, wohl eher zum gegenteiligen Entschluß gekommen wäre.

Sonst weicht das Programm in nichts von dem Frankfurter ab; es geht nur mehr ins Einzelne. Das allgemeine Wahlrecht wird für alle Vertretungskörper verlangt, auch für die Gemeinde, dem Parlament die Entscheidung über Krieg und Frieden zugesprochen, die Aufhebung der Vorrechte des Standes und der Geburt ausdrücklich gefordert.

Zur Besserung der Lage der Arbeiter werden im ganzen die alten demokratischen Wünsche hervorgeholt: Preßfreiheit, Trennung der Schule von der Kirche, Erhebung der Schule zur Staatsanstalt, Fortbildungsschule, daneben Gewerbefreiheit und so weiter, und als einzige den Sozialismus streifende Forderung Unterstützung der Produktivgenossenschaften durch den Staat, damit der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit ausgeglichen werde.

Von ausgesprochen sozialistisch-kommunistischen Ansichten keine Spur. Mehring bemerkt richtig, daß alle diese Forderungen zwar äußerlich auch dem Programm des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins entsprachen, sich von ihm aber dadurch wesentlich unterschieden, daß sie in bürgerlich-demokratischem Sinne gestellt wurden. Man darf nun aber nicht voreilig schließen, daß dieses Programm den wirklichen Anschauungen Liebknechts oder auch nur Bebels in allem entsprochen habe. Bebel gibt in seinen Erinnerungen die Erklärung dieses Widerspruches: „Daß das Programm offen sozialdemokratisch sein konnte, war angesichts der Stellung, die ein Teil der führenden Elemente, Professor Roßmäßler und andere, einnahmen, ausgeschlossen; selbst ein Teil der Arbeitervereine war noch zu rückständig, als daß wir einen solchen Schritt hätten wagen können. Es wäre zu einer Spaltung gekommen, und die mußte in diesem Stadium der Ent-

wicklung vermieden werden." Er spricht damit aus, daß auch er selbst inzwischen Sozialist geworden war; das Chemnitzer Programm ist also kein Dokument für Bebels innere Entwicklung; es bildet nur den Abschluß in der Auseinandersetzung mit den Liberalen und mußte darum hier besprochen werden. Für Bebel und die Arbeiterbewegung selbst ist diese Arbeit in der Volkspartei dadurch besonders wichtig geworden, daß es auf dem Geraer Vereinstag 1867 nur mit Hilfe der demokratisch-partikularistischen Strömung gelang, Bebel zum Vorsitzenden zu wählen. Die Lage des Tagungsortes war günstig, da durch sie die Sachsen ein natürliches Übergewicht hatten.

Zum Sozialisten hat sich Bebel erst sehr allmählich entwickelt; die verbreitete Anschauung, als habe Liebknecht diese Wandlung verursacht, läßt sich nicht halten. Sie wurde zum ersten Male 1872 von dem Ankläger im Hochverratsprozesse gegen Bebel und Liebknecht vertreten; schon da hat sie Bebel berichtigt (Hochverratsprozeß, S. 720).

Die ersten Anregungen in sozialistischer Richtung gehen vielmehr auf keinen anderen als Lassalle selbst zurück, und auf die Kämpfe gegen ihn und seine Anhänger. Schon 1863 verbreitete Bebel das „Offene Antwortschreiben" Lassalles im gewerblichen Bildungsverein, um auch die Gegenseite zum Worte kommen zu lassen. (Erinnerungen, Seite 72.) Das war ganz natürlich; die Bildungsvereine hatten kein klares Programm, die ganze Frage war noch nicht gründlich diskutiert, und für die meisten selbst der Nächstbeteiligten noch eine recht unklare Sache. In den Jahren darauf stand Bebel im politischen Kampfe in der ersten Reihe; die Fehde zwischen den beiden Arbeiterorganisationen war gerade in Leipzig äußerst erbittert. Dabei war es nicht wie jetzt vielfach ein Klopffechten mit eingelernten Redensarten, sondern eine wirkliche Auseinandersetzung, ein Streit um Prinzipien; man studierte noch ernstlich die Ansicht des Gegners, um sie zu widerlegen. „Im beständigen Kampfe mit den Lassalleanern mußte ich Lassalles Schriften lesen, um zu wissen, was sie wollten, und damit vollzog sich in Bälde eine Wandlung in mir." Durch Lassalle wurde Bebel Sozialist; studiert hat er ihn aus der Notwendigkeit der praktischen Arbeit heraus. Er ging also denselben Weg wie später Franz Mehring, den Weg, auf dem Saulus zum Paulus wird. Über Lassalle kam Bebel dann an dessen Quellen, lernte er die Schriften von Marx kennen. 1864 versuchte er dessen Studien zur politischen Ökonomie durchzuarbeiten; es blieb aber bei dem Versuch. Angestrengte Berufsarbeit und rastlose Tätigkeit für seine Vereine ließen ihm nicht die Ruhe, deren der einfache Volksschüler bedurft hätte, um sich in diese nichts weniger als einfachen Theorien einzuarbeiten. Die erste Schrift von Marx, die er mit Genuß und Verständnis las, war die Inauguraladresse, der Weckruf der Internationalen Arbeiterorganisation, also eine zu

praktischen Zwecken verfaßte kurze Darlegung. Er lernte sie Anfang 1865 kennen. Dazu kamen 1865 die Erfahrungen in den Lohnkämpfen in Leipzig, die jetzt geradezu als ein Exempel auf das von Lassalle und von Marx Gesagte wirken mußten. Sie ließen ihn an der Richtigkeit der eigenen Meinung zweifeln und machten ihn um so empfänglicher für andere Einflüsse. Gerade in jener Zeit lernte er Liebknecht kennen. Der Verkehr mit ihm beschleunigte die Wandlung. Wir brauchen dabei nicht anzunehmen, daß Liebknecht direkte Propaganda für den Marxismus machte, weite theoretische Erörterungen pflog; wir dürfen Bebel glauben, daß es nicht geschah, denn Liebknecht war im Grunde keine theoretische Natur, und wenn er auch Kommunist war, so lagen ihm doch damals andere Angelegenheiten viel näher, beschäftigte und erfüllte ihn doch ganz die deutsche Frage. Auch gab es zwischen den beiden so viel Aktuelles zu besprechen, daß zu systematischen Erörterungen sicher keine Zeit blieb. Wir können wohl annehmen, daß Bebel durch Liebknecht weder irgend eine neue allgemeine Erkenntnis gewann, noch durch ihn erstmalig eine bis dahin fremde Anschauung kennen lernte. Wenn wir trotzdem den Einfluß Liebknechts hoch anschlagen, so tun wir es aus einem andern Grunde. Liebknecht hatte eine vorzügliche Bildung; er hatte das Gymnasium besucht und dann in Gießen studiert; er war dreizehn Jahre älter als Bebel und hatte also zweierlei vor ihm voraus: einmal praktische Erfahrung, dann aber hauptsächlich die Gewohnheit und Fähigkeit systematischen Denkens. Gerade letztere ist in diesem Zusammenhange sehr hoch zu werten; denn ein systematischer Kopf kann einen Praktiker, der Einzelnes aufgenommen und verarbeitet hat, wie es gerade an ihn kam, in kurzer Zeit allein dadurch eminent fördern, daß er Zusammenhang in das Einzelne bringt, daß er ordnet, ausgleicht, verbindet. Das hat wohl Liebknecht bei Bebel getan und dadurch die Entwicklung beschleunigt. Sie vollzog sich schnell. Ende 1866 tritt Bebel der Internationalen bei; ihr Programm legt er 1868 dem Entwurf für den Nürnberger Vereinstag zugrunde.

Marxist im eigentlichen Sinne wurde er auch da noch nicht. Erst auf dem Eisenacher Kongreß wurde der neuen Partei bewußt der Name Sozialdemokratische A r b e i t e r partei gegeben und damit der Klassenstandpunkt, die Verfechtung der Klasseninteressen prinzipiell festgelegt. Leopold Sonnemann, der einzige aus dem bürgerlichen Lager, der die Entwicklung bis dahin mitgemacht hatte, trennte sich jetzt aus diesem Grunde von einer Partei, der er keine Berechtigung mehr zuerkennen konnte. (Geschichte der Frankfurter Zeitung, Seite 170.) Bebel war der Führer dieser Entwicklung, die schließlich in der Gothaer Einigung ihren Abschluß fand.

Beschwerdebuch einer Sozialistin.

Von Paul Busching.

Es ist ein guter Grundsatz, daß die Kritik unvoreingenommen sei. Dem Kritiker soll es einerlei sein, ob das Werk von seiner Mutter oder von seiner Gouvernante herrührt. Der Kritiker darf sich auch dadurch nicht beeinflussen lassen, ob der Künstler ein Werk geschaffen hat um einen auf andere Weise nicht zu befriedigenden inneren Drang zu stillen, oder weil er Geld damit verdienen will. Und wenn auch die meisten Kritiken, soweit sie nicht reine Freundschaftsleistungen und demgemäß Makulatur sind, lediglich um des Geldverdienens willen geschrieben werden (ich kann mir schlechterdings ein anderes Motiv für solche Betätigung nicht vorstellen), so hat doch der Kritiker selbst die Pflicht, so zu tun, als sei jedes Produkt der schönen Künste oder der schönen Literatur das Ergebnis inneren Dranges. Ja, sogar wenn ein Autor uns in eben seinem Werke mit einer gewissen grausamen Klarheit zu verstehen gibt, daß er zum Schaffen gezwungen war, um nicht Hunger zu leiden oder um Schulden zu bezahlen — der Kritiker darf nur das Werk kennen. Seine Herzlosigkeit dem Autor gegenüber ist sein kostbarstes Rüstzeug; sie allein kann ihn befähigen, ein gutes Werk zu loben, wenn es gleich aus finanziellen Erwägungen hergestellt wurde, ein schlechtes abzulehnen, wenn es gleich mit dem Herzblut eines schaffensdurstigen, aber unbegabten Wesens geschrieben oder gepinselt wurde. Ein Mensch, der mit Wohlwollen kritisiert, ist gemeinschädlich.

Doch ich sehe, ich muß noch einen Anlauf nehmen.

Lily Braun hat den zweiten Band ihrer „Memoiren einer Sozialistin" (bei Albert Langen in München) erscheinen lassen. Dieser zweite Band führt den Untertitel „Kampfjahre"; er ist gegen 660 Seiten stark. Mit äußerstem Widerstreben bin ich daran gegangen, diese „Kampfjahre" zu lesen und über sie zu schreiben. Denn wen könnte es wohl reizen, den Irrwegen einer offenbar reichbegabten Frau geduldig nachzugehen, um schließlich aussprechen zu müssen, daß ein nicht geringes Talent aus allerlei Spekulationen heraus einen an und für sich unbedeutenden Gegenstand — nämlich die Geschichte eines Lebens, das nicht zur Höhe führen konnte — mit außergewöhnlicher Breite, aber in einer grundsätzlich und künstlerisch unzulässigen und somit verfehlten Weise behandelt hat; so zwar, daß der Leser das Gefühl nie los wird: da hat sich ja ein Mensch bei Lebzeiten selber ein Denkmal gesetzt, weil ihm sonst, nach Ableben, kein Mensch eines gesetzt haben würde? Nun kennen wir ja sehr berühmte Monumente, so jenes des Condottiere Colleoni, welche durch ihren künstlerischen Wert allein der verewigten Persönlichkeit erst Reiz, Bedeutung und Adel verleihen, und es wäre immerhin mög-

lich, in der Literatur ähnlichem zu begegnen. Aber dem ist bei den Kampfjahren der Frau Lily Braun nicht so. Das Denkmal, das Frau Braun sich selbst gestiftet hat, ist talentvoller Kitsch. Und das Metall, aus dem es ausgeführt ist, können wir nicht als Erz bezeichnen. Gewiß, nicht alles ist Tombak, was glänzt; auch Blech hat seinen Preis. Aber Blech darf nicht für Bronze ausgegeben werden. Memoieren oder Schundroman — das geht beides. Schund-Memoiren mit literarischen Prätensionen — das geht nicht. Fontane sagt: Die Gesinnung entscheidet.

Das Material, das den zweiten Band der Braunschen Memoiren bildet, ist: 1. Die deutsche Sozialdemokratie, wie sie sich im Kopfe der Frau Braun ausnimmt: Lily Braun entwirft das Bild vom Entwicklungsgang einer politischen Partei, davon ausgehend, daß die Entwicklung beginnt mit dem freiwilligen Eintritt und abschließt mit dem unfreiwilligen Ausscheiden der Verfasserin aus der Partei; kurz — sie gibt ein Bild, wie es sich aus dem Zorn der tiefbeleidigten Frau geformt hat. 2. Die persönlichen und familiären Ereignisse, welche sich in den Kampfjahren im intimeren Kreise Lily Brauns abgespielt haben. Dieser Teil des Materials ist, wie wir noch sehen werden, zum erheblichen Teil sehr übel; denn er erinnert gelegentlich an den Tratsch, den Frau Louise Toselli als ihr Memoirenwerk publiziert hat.

Der Verfasserin soll nicht etwa ihr Roman nacherzählt werden. Er interessiert nämlich als Roman keinen Romanleser; wohl aber interessiert uns daran ein Problem, über das viele Menschen recht oft nachgedacht haben, mit dem sie aber nie recht fertig geworden sind, weil es in einer Massenerscheinung wurzelt und weil es in der Regel nicht gestattet ist, an die, diese Masse bildenden, einzelnen Individuen mit einem psychologischen Fragebogen heranzutreten: das Problem des Mitläufers bei der Sozialdemokratie. Die „Süddeutschen Monatshefte" haben einmal, kurz nach den denkwürdigen Reichstagswahlen von 1907, eine fesselnde Auseinandersetzung über die plötzliche Beteiligung der bis dato politisch ganz Indifferenten an dem politischen Geschäft der Wahlen veröffentlicht. Zwei so scharfsinnige Menschen wie Friedrich Naumann und der früh verstorbene Eugen Albrecht haben sich damals darüber geäußert, aus welchen Gründen wohl so viele Wähler, die vor 1907 einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgegeben hatten oder die zu Hause geblieben waren, den nationalen Kandidaten wählten. Für Naumann und Albrecht handelte es sich darum, einen verhältnismäßig seltenen Vorgang: die Aufpeitschung patriotischer Gefühle oder nationalwirtschaftlicher Instinkte bei stumpfen Apolitikern zu erklären. Vielleicht ist es nicht ganz zwecklos, die prächtige Disputation von 1907 zu ergänzen, indem hier die Frage behandelt wird: Wie entsteht das,

was man mit einem technischen Ausdruck „Mitläufer der Sozialdemokratie" nennt? Indem wir an Hand der Lily Braunschen Memoiren uns mit diesem Problem befassen, setzen wir voraus, daß niemand uns mißversteht etwa in dem Sinn, daß er unter „Mitläufern" solche Personen mitzählt, die aus egoistischen Motiven: aus gekränkter Eitelkeit, aus Mandatsucht, aus Angst vor den üblen persönlichen Folgen einer etwaigen allgemeinen Teilung und so weiter zum Sozialismus gehen. Außerdem dürfen getrost die Vielen ausgeschaltet werden, die wegen Polizeischikanen, wegen Erhöhung der Hundesteuer, wegen Grammophonbelästigung oder wegen Malheur in der Karriere (Dreierjuristen) zur Sozialdemokratie abschwenken. Von sachlicher Wichtigkeit sind für uns nur die relativ nicht allzu zahlreichen Männer und Frauen, die sich der Sozialdemokratie anschließen, obwohl sie zum Proletariat weder gehören noch gehören wollen, und die bei der Sozialdemokratie bleiben, weil sie in ihr das beste und sicherste Heilmittel gegen Schäden und Mängel der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung erblicken. Man kann diese „Mitläufer im engeren Sinne" nicht als unwissende Idealisten bezeichnen; denn sie verfolgen sehr reale Ziele und propagieren die von ihnen angenommene Sache in der Regel mit sehr großer Grausamkeit und mit beträchtlichem Mangel an christlicher Nächstenliebe (abgesehen davon, daß ein Idealist, der sich selbst einen Idealisten nennt, meistens ein Hohlkopf oder ein Spekulant ist). Außerdem aber zeigen sie durchaus nicht jene Lust am Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, an der Unterordnung unter die Kommandierenden, welche ein richtiger Idealist besitzen müßte. Vielmehr sind es Leute, die sich ihre Entscheidung über die politische Couleur vorher reiflich überlegt haben und die nun ehrlich mitzuarbeiten wünschen an dem großen Unternehmen, als welches die deutsche Sozialdemokratie heute dasteht — mitzuarbeiten mit der gleichen Energie, wie sie jeden Parteiführer aus dem Proletariat in die Höhe gebracht hat, und, wenn das nötig wird, auch unter Anwendung des Ellenbogens, um Widerstrebende beiseite zu stoßen oder Zögernden vorzukommen.

Lily Braun ist zur Sozialdemokratie gekommen nicht etwa, weil sie den Stumpfsinn und die Leere der landesüblichen Mädchenerziehung in den Kreisen der Gewappelten aus sich heraus als eine Unmöglichkeit erkannt hätte — gewiß nicht: die Eierschalen des mondänen Herkommens haften ihrem geistigen Dasein noch an in dem weltbewegenden Moment, da sie erzählt, wie es herauskommt, daß die Erbtante sie schnöde enterbt hat — und das steht so ziemlich am Schlusse des Romans. Sie ist wie viele andere durch die unvermutete Begegnung mit sozialem Elend, mehr noch aber durch kluge Männer zum Sozialismus gebracht worden. Und wenn sie zehnmal behaupten sollte: allein der Anblick sozialen Elends und sozialer Ungerechtig-

keit habe sie dazu gezwungen, ihrem feinen Milieu den Rücken zu kehren, so stimmt das nicht. Manches wäre besser bei uns, wenn die Frauen alle Schattenseiten des sozialen Lebens wirklich tief auf sich wirken ließen, selbst auf die Gefahr hin, auf kurze Zeit in ein Extrem zu verfallen. Aber man könnte ja blutige Tränen weinen über die Langmut, mit der unsere sozial wirkenden Damen die Scheidewand zwischen ihrem gesellschaftlichen Betrieb und ihrer charitativen Tätigkeit aufrecht erhalten, wüßte man nicht, daß heutzutage sozialpolitischer Dilettantismus der auf kräftige Stimulantien gern reagierenden Frauenpsyche besonders entspricht, und daß der vom Ernst des großen Lebens unberührten Frau die Verbindung von Armenpflege und Tuberkulosefürsorge mit einem extensiv wie intensiv lückenlosen Genuß der ortsüblichen Geselligkeit noch viel natürlicher vorkommt als den Männern. Ist also Lily Braun, die doch ihrer unglücklichen Liebe zu dem feschen Prinzen tief in den zweiten Band hinein nachtrauert, aus Überzeugung Sozialistin geworden, so haben diese Überzeugung die zwei Männer gebildet und gefestigt, mit denen sie verheiratet war: der Ethiker Gizycki und nach dessen Tod Heinrich Braun: beide übrigens nicht aus dem Proletariat hervorgegangen, sondern auf dem Umweg über die Theorie zum Sozialismus bekehrt. Lily Braun erkennt durch sie, daß die Tatsache des sozialen Elends und schreiender ökonomischer Ungleichheiten die politischen Bestrebungen der Sozialdemokratie als einer Klassenpartei rechtfertigt, und sie wirft sich mit enormer Begeisterung in den Strudel des politischen und gewerkschaftlichen Kampfes. Ja, diese Begeisterung! Das angeborene rednerische und schriftstellerische Talent und ein leichtes Auffassungsvermögen kommen ihr zustatten; sie feiert Triumphe in Versammlungen und im kleinen Kreise der sozialdemokratischen Frauen, denen die Mobilisierung der Arbeiterinnen zum Klassenkampf obliegt. Von unermüdlicher Betriebsamkeit erfüllt, merkt sie nicht, daß ihr Fleiß an Gschaftlhuberei grenzt; mit hoher geistiger Regsamkeit begabt, merkt sie nicht, daß die anderen, die aus Not und Tiefe langsam emporgestiegenen Mitarbeiterinnen ihrem drängenden Eifer nicht folgen können. Im Bewußtsein einer absoluten Notwendigkeit, Misere und Ungerechtigkeit möglichst eilig aus der Welt zu schaffen, übersieht sie die Grundbedingungen des in der Taktik der Parteibewegung bekanntlich sehr unähnlichen gewerkschaftlichen Kampfes, schießt über das Ziel hinaus, verlangt unmögliches Aufbegehren noch da, wo nur mehr gerechnet und verglichen wird, und stört durch wissenschaftliche Neugier die Männer der Praxis an der Arbeit. Sie reibt sich auf für die Partei, vernachlässigt Mann und Kinder, hat fortgesetzt den heftigsten Krach mit den hochgeborenen Eltern und Anverwandten, redet und schreibt sich Lippen und Finger wund, erlahmt nicht einen Moment in ihrem heiligen Eifer für die Kämpfer aus dem

vierten und fünften Stand — und dringt doch nicht durch. Es ist außerordentlich interessant, was Lily Braun über ihren Anteil an dem großen Konfektionsarbeiterstreik in Berlin und an dem Werden des Frauenblattes „Die Wahrheit" schreibt, denn in diesen guten, und schwerlich romanhaften, Schilderungen liegt schon die Erklärung für den Schiffbruch, den sie leiden mußte, weil sie sich eingedrängt hatte in eine Bewegung von Klassengenossen, zu denen sie ursprünglich nicht gehörte, zu denen sie angesichts der Verschiedenheit der Milieus mit ihren tausenderlei Wirkungen trotz Eifer, Opfersinn und Überzeugungstreue nie gelangen konnte.

Woher kommt das? Es ist der Wille der Klasse, als Klasse und für die Glieder der einen Klasse allein zu arbeiten und zu siegen, und die einzelne Arbeitskraft gilt nicht viel in einer Massenbewegung, der Millionen mit unverbrauchten Intelligenzen zuströmen, die wiederum innerhalb ihrer Klasse aufzusteigen einen höchst menschlichen Ehrgeiz besitzen. Es liegt im Wesen der sozialistischen Bewegung begründet, daß sie an intelligenten Mitarbeitern aus dem Lager der Bourgeoisie nie Mangel leidet und doch bei der unfehlbar eintretenden Vervollkommnung der Volksbildung der Hilfe bürgerlicher Helfer immer mehr und mehr wird entraten können. Das idealistische Ziel des Sozialismus muß zu allen Zeitaltern bourgeoise Idealisten an die Seite der Sozialdemokratie bringen, und die einfache Vernunft rät der Sozialdemokratie, uneigennützig an- und dargebotene Hilfe nicht hochnäsig abzuweisen. Wo aber auch nur der Schein der *Vermutung* besteht, daß Mitläufer aus den „besseren Ständen" sich der sogenannten proletarischen Bewegung anschließen, um dort ein Feld für die Befriedigung ihres Redebedürfnisses und ihres politischen Ehrgeizes zu finden, oder wo der Bedarf nach importierter Intelligenz gedeckt ist, oder wo die Importierten dem autochthonen Nachwuchs den Weg versperren, da schlägt der ruppige Mann mit der schwieligen Faust oder die noch viel größerer Ruppigkeit fähige Fabrikarbeiterin im geeigneten Moment die schwere Tür vor der ewig gnädigen Frau zu, daß es nur so kracht. Millionen Gleichgeartete bieten sich zur Arbeit an, da hat der oder die eine Andersgeartete nicht größeren, sondern geringeren Wert als jene Millionen; denn es ist ein natürliches und unausrottbares Gefühl der Masse — das Mißtrauen gegen die Kinder der „Gesellschaft", deren Ordnung von Staat und Recht sanktioniert ist zu ungunsten des vierten Standes (Dem vierten Stand muß noch immer „geholfen" werden, während die Gesellschaft einen Rechtsanspruch hat auf Wahrung ihrer Interessen und dessen, was sie als Weltanschauung ansieht.)

Von dem instinktiven Mißtrauen der geborenen Proletarier gegen zugereiste Mitläufer und Mithelfer aus bürgerlichen Kreisen muß man sich einen Begriff machen; sonst wird man den Fall Braun nicht verstehen.

Außerdem tritt in dieser Affäre gravierend hinzu, daß es sich um einen Eindringling in die Organisation der proletarischen — Frauen handelt, daß also die Eigenart von Frauen als solchen Glück und Ende der aktiven Sozialistin Lily Braun mitbestimmt hat. Es mag spießig sein, das hervorzuheben, aber es ist nicht überflüssig; sonst wäre nämlich schwer einzusehen, weshalb männliche Mitläufer sich leichter und länger in der Sozialdemokratie zu halten vermögen als weibliche. Ich möchte auf — vielleicht nebensächliche, vielleicht aber auch sehr wichtige — Einzelheiten nicht eingehen und davon schweigen, inwieweit etwa die äußere Erscheinung Lily Brauns, ihre gepflegte Jugendlichkeit, ihr gewandtes, eindrucksvolles Auftreten, ihre geschmackvolle Kleidung, ihre mühelos-gefällige Ausdrucksweise die schwerfälligeren, häßlicheren, kunstloseren, verhärmten Frauen aus dem vierten Stand von Anfang an mit mehr als Mißtrauen: mit Eifersucht und Gehässigkeit erfüllt hat. Genug, der Weg, den Lily Braun, nachdem sie um ihrer sozialistischen Gesinnung willen alle Brücken zum Hause nicht allein der Eltern, sondern auch der Erbtante freudig abgebrochen hatte, durch die Bewegung der Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen macht, war ein Dornenweg, mußte es sein, schon aus vielen in der menschlichen Natur liegenden Gründen. Zuerst mit allgemeiner Herzlichkeit empfangen, sieht sie, wie die Genossinnen kühler und kühler werden, wie man sie wohl an exponierte Außenposten stellt, aber jede Möglichkeit dankbarer fruchtbringender Tätigkeit in der Organisation ängstlich vor ihr verriegelt. Sie glaubt, durch rastlose Arbeit das Mißtrauen besiegen zu können; es gelingt ihr nicht. Wenn sie Reformpläne für die Frauen-Zeitschrift der Klara Zetkin bringt, so gerät sie damit nur in den Verdacht, der mächtigen und von ihrem geistig unbedeutenden Anhang gefürchteten Präsidentin an die Krone greifen zu wollen. Instruktiv schildert sie, wie im Laufe der Zeit auch die ursprünglich liebevollsten Anhängerinnen der isolierten Dame untreu werden, weil sie es vermeiden möchten, mit der großen Klara Zetkin übers Kreuz zu kommen. (Es ist wie im Kaffeekränzchen einer kleinen Garnison.) Und dann kommt die völlige Entfremdung, offene Feindseligkeiten, bis schließlich auf dem Dresdener Parteitag der Stab gebrochen wird über die Sozialistin und ihren Gatten. Wie ein Hagelwetter fallen Verdächtigungen, Schmähungen auf die zwei Unglücklichen, daß unkundige Zuschauer hätten meinen müssen, die Brauns wären mit Geheimakten der Partei zum Polizeiminister gegangen. Nichts von alledem war passiert. Nur hatte sich gezeigt, daß die früher sogar von Liebknecht und Bebel freundlich aufgenommene Frau „nicht zu uns paßte“. Ihr gesellschaftlicher Verkehr mit dem Sozialdemokraten außer Dienst Maximilian Harden und mit anderen Herrschaften, die in Berliner Weinstuben gut gegessen und gut

getrunken hatten, war für die orthodoxen Proletarier wohl nebensächlich, aber — und damit berühren wir die wichtige politische Seite des Mitläuferproblems — die Liaison mit den Salonsozialisten aus dem Bernstein-Heineschen Lager schuf das Malheur. Mit einem Hinauswurf endete die offizielle Wirksamkeit der Frau Lily Braun in der Partei, und die Abgelehnte wird seitdem Gelegenheit gehabt haben, zu erkennen, daß da nichts zu reparieren ist. Sie wird auf Schritt und Tritt beobachtet, und mit unheimlicher Strenge kritisiert man jede literarische Arbeit von ihr; aber Versöhnung gibt es nie.

Lily Braun will, trotz der üblen Behandlung, die ihr zuteil geworden, Sozialistin bleiben. Wenigstens sagt sie das am Schlusse ihres Romans. Das mag nun sehr edel und schön von Lily Braun sein: nötig ist es nicht. Auf ihre schätzbare Kraft wird von der Partei verzichtet, und zwar energisch verzichtet. Ist das wunderbar? Nun, Lily Braun wundert sich. Sie ist erstaunt darüber, daß man sie, die Überläuferin, so wenig geehrt und am Ende so schändlich hinausgedrückt hat. Sie ist erstaunt darüber, daß es in der sozialistischen Bewegung keine Dankbarkeit gibt und daß unbestreitbare Verdienste nur so lange gewürdigt werden, als die verdienstlich Wirkenden den für sie reservierten Platz ausfüllen. Lily Braun ist erstaunt darüber, daß die unter dem Sozialistengesetz groß gewordene Sozialdemokratie überall leicht Spione und Spitzel wittert, daß sie in ihre letzten Geheimnisse nicht gern Leuten Einblick gewährt, die eben „nicht dazugehören", und daß sie revisionistische Bourgeois fürchtet.

Man braucht nicht Sozialdemokrat zu sein, um das Erstaunen der Memoirenschreiberin naiv zu finden. Abgesehen davon, daß von jeher alle Parteien rücksichtslos diejenigen hinausgeworfen haben, welche der momentan die Mehrheit repräsentierenden Gruppe nicht mehr paßten, versteht es sich doch von selbst, daß die Sozialdemokratie mit ihrer Unzahl blind gläubiger Anhänger sich nicht auf die Dauer mit kritisch veranlagten Mitläufern belastet, die der Partei Arbeit und Scherereien machen, indem sie sich mit der Überprüfung des Parteiprogramms befassen. Wenn gar die kritischen Köpfe aus besseren Kreisen sich an den (natürlich sehr vernünftigen, aber hier nicht brauchbaren) Ideen der Evolutionisten berauschen und den radikalen Weibern von der Zetkin-Luxemburg-Branche die unter den Arbeiterinnen noch immer verteufelt mühselige politische Agitation erschweren oder richtig versalzen — dann gehören sie, wenigstens vom Standpunkte der Partei aus, hinaus aus dem Tempel. Bei den aktiven Mitläufern wird radikalster Radikalismus gern gesehen — denn damit läßt sich sogar in Kreisen unschlüssiger Bourgeois und friedliebender Arbeiter für die Partei Propaganda machen; daß aber Leute, die aus günstigeren Lebensverhältnissen zu der Partei der Besitzlosen übergingen, flau machen, staatspolitische Erwägungen

anstellen, die schöne revolutionäre Phrase verstecken und den „Übergang" predigen, das kann doch ein normaler Parteichef nicht dulden. Gelangt das Proletariat aus sich heraus zum Revisionismus — gut; das wäre eine aus wirtschaftlichen und rechtlichen Gründen erklärbare natürliche Entwicklung. Aber die Zugewanderten, die nicht durch eigene Not und Armut Aufgerüttelten, wie auch die durch Ethik und Sozialpolitik zum Sozialismus Getriebenen dürfen nun und nimmer die Vermittler spielen wollen zwischen dem Proletariat, das sich bewußt und tapfer außerhalb des Staates von heute gestellt hat, und der bürgerlichen Gesellschaft. Dies gilt auch für die Brauns. Will die Sozialdemokratie mit der Bourgeoisie Frieden schließen, so bedarf sie dazu der Parlamentäre aus dem Bürgertum nicht. Heute will sie diesen Frieden nicht, und es darf ihr nicht übel genommen werden, wenn sie gutgekleidete Apostel der sanften Tonart als halbe Verräter ansieht und traktiert.

Die Form schließlich, in der die Partei Lily Braun den Stuhl vor die Tür gestellt hat, überrascht niemand so sehr, wie die verehrte Sozialistin selber. In dem Augenblick, da man gegen sie und ihren Mann antobte und keiner von den Freunden und Bekannten auch nur ein einziges gutes Wort für das Paar fand, sieht sie, die Frau, nichts als die Häßlichkeit des Bildes, empfindet sie nichts als die Schande, die Peitschenschläge in das eigene aristokratische Gesicht. Gänzlich verweht ist in ihr die Erinnerung an alle Abende, in denen sie selbst mit ihrer großen Beredtsamkeit, mit der Leidenschaftlichkeit der gequälten Renegatin die kleinen Fabrikarbeiterinnen dort im Osten der Riesenstadt aufgestachelt hat gegen Unterdrückung und Armut: die Fabrikmädchen, die bis dahin stumpf ein mit billigen Freuden spärlich garniertes Dasein führten und von der Möglichkeit einer Erhebung, eines Aufstiegs in die Regionen des — Damenhaften noch kaum etwas ahnten. Diese Fabrikmädchen hatte Lily Braun mit einem Glauben an das Paradies auf Erden erfüllt, daß sie im Konfektionsstreik hungerten für die Seligkeit von Kindern und Enkeln; sie hatte ihnen aber auch mitleidlos, grausam die kümmerlichen Flitterchen eines bescheidenen individuellen Seelenlebens geraubt. Das mag gut und recht gewesen sein — aber so notwendig das eine, so notwendig war auch das andere. Die ganze ungezähmte Wut der Masse, die auch in den Herren Delegierten zum sozialdemokratischen Parteitag nicht gänzlich erlöschen darf, mußte entfacht werden gegen diejenigen, welche die Majorität als gefährliche Programmfeinde vernichten zu sollen glaubte, und mit denselben Mitteln, mit denen Lily Braun die Fabrikmädchen für die Partei gewonnen hatte, mußte die Parteigenossin aus dem Verband der Genossen entfernt werden. Ohne maßlose Übertreibung, ohne giftige Gehässigkeit, ohne aufreizende Ver-

dächtigung geht so etwas nun einmal nicht. Von Dankbarkeit darf nicht geflötet werden, wenn Brandreden geboten sind. Vor allem aber gehört eine nicht geringe Fähigkeit, in alten gesellschaftlichen Vorurteilen befangen zu bleiben, dazu, um von einem sozialdemokratischen Parteitag zu verlangen oder doch zu erwarten, er werde die Ehre einer Abwesenden schützen, er werde die Verteidigungsrede der Angegriffenen anhören wollen, und werde, wenn schon der Krach unvermeidlich sei, wenigstens aus Ritterlichkeit die Form wahren. Was in Dresden passiert ist, war das Ende eines Mitläufers. Große Parteien werden Mitläufer immer haben, immer mit Erfolg verwenden, immer mit Freuden abstoßen, zumal die Sozialdemokratie; sie kann sich nicht nach den Nerven der feiner Besaiteten richten, wenn sie nicht der großen, mit unerhörter Spannung auf große Ereignisse lauernden Masse fremd werden und auf die Mitarbeit der Männer und Frauen aus dem eigenen Lager verzichten will.

Das gehörte zur Beantwortung der Frage, ob der Sozialismus sich noch besonderen Nutzen von exmittierten Mitläufern erwarten kann. Eine andere, ungleich schwierigere Frage kann diesmal hier nur aufgeworfen werden: Ist es für jemand, der nicht aus dem Proletariat stammt, möglich, außerhalb der Parteibewegung bis an sein Lebensende Sozialist zu bleiben, auch wenn ihn die Partei abgewiesen hat? Ich kann das nicht glauben. Je tiefer einer den Sozialismus auffaßt, um so eher wird er die Frage verneinen. Im Falle Braun mußte etwas Dunkles, Instinktmäßiges siegen. Und ein Instinkt wird den Ausgestoßenen, den Einsamen am Ende von der Masse scheiden. Wohl, es gibt zahllose akute „frische" Fälle von der heilsamen Krankheit Sozialismus. Das sind eben die selbstlosen Mitläufer. Sie werden den Bruch mit ihrer Gesellschaftsklasse verwinden, solange sie eine neue, riesige Arbeit vor sich sehen. Weisen aber die neuen Arbeitgeber sie vom Zimmerplatz zurück, so müssen sie enttäuscht resignieren und sich scheu verkriechen vor der Welt. Denn zum Sozialismus als Weltanschauung, als Lebensziel gehört eine aus Haß und Not, aus Trotz und überwundener Hoffnungslosigkeit gewordene natürliche Disposition von Vater und Mutter her und das harte siegschaffende Bewußtsein: Zu diesen sind wir gestellt durch das Schicksal. Darüber und darunter ist kein Platz für uns ... Wäre es anders, so könnten die Millionen nicht ruhig-sicher warten, bis ihr Tag kommt. Die Mitläufer warten auf nichts. Sie sehen, wo es fehlt und mögen gute Ärzte sein für einzelne aus der Masse. Aber in die Seele des Sozialismus können sie nicht eindringen ohne gewahr zu werden, daß diese Seele ihrer Seele feind ist. Was sind sie, wenn die Masse sie von sich gestoßen hat? Doppelt Entwurzelte; also schon jenseits des Sozialismus ....

Lily Braun ist gewiß eine talentvolle Frau. Zur Sozialdemokratie jedoch, an der sie festhalten will, hat sie innerlich nie gehört. Sonst hätte sie ihr Beschwerdebuch nicht schreiben und mit einem unmöglichen Treueschwur beschließen können.

******

Leider hat sich die Verfasserin der „Kampfjahre" nicht darauf beschränkt, das Intermezzo ihrer Betätigung innerhalb der Sozialdemokratie zu schildern; es schien ihr vielmehr geboten zu sein, den Leser auch mit den Vorgängen ihres äußeren und seelischen Lebens bekannt zu machen. Dies aber ist der übelste Teil des Buches. Denn das möglicherweise Romanhafte verschwimmt mit der krassen Wirklichkeit zu ungenießbarem Brei in einem Maße, wie man es in der Memoirenliteratur unserer Zeit nicht gewohnt ist. Mit Recht kann gesagt werden, daß Memoiren eben durch die intime Darstellung eines genauen Zeitbildes, durch die ungeschminkte Charakterisierung bedeutender Persönlichkeiten in ihrem menschlichen, bürgerlichen Gehaben den rechten Wert erhalten und daß man dem Memoirenschreiber mit dem Lobe höchster Diskretion nicht kommen dürfe. Indessen verlangt doch der anspruchsvollere Leser einen gewissen zeitlichen Abstand des Autors von dem Gegenstand seiner Erzählung ebenso wie eine peinliche Auswahl des Materials in der Richtung des allgemein Interessanten und Erzählenswerten. Mit anderen Worten: Die Erlebnisse des Memoirenschreibers interessieren uns nur dann, wenn er selbst oder die Menschen, mit denen er zu tun hatte, als wichtige Typen ihrer sozialen Klasse oder geistiger Zeitströmungen erscheinen und wenn wir einen klaren Begriff von dem Gang jener Strömungen erhalten. Ist das nicht der Fall, so bekommen wir nichts als einen Schlüssel-Roman — also ein höchst fatales Nebenprodukt der Literatur. Lily Braun beschreibt Erlebnisse und Ereignisse, die sich in den allerletzten Jahren abgespielt haben, und sie beschreibt sie — hier liegt der schwerste Fehler — nicht weil sie die Zeit schildern, sondern weil sie — sich allein besprechen will: mit der ganzen unruhigen Leidenschaft einer Frau, die eine schwere Niederlage nicht verwinden kann und sich die ganze weibliche Wut über die Niederlage und auf die Sieger vom Halse schreiben muß. Schon deshalb werden ihre Memoiren nie dokumentarischen, zeitgeschichtlichen Wert erhalten; denn, wie gesagt, erst eine gewisse Distanz von den Menschen und Dingen, die unser Leben und Denken ausgefüllt und bestimmt haben, gibt dem Urteil über eigene Erlebnisse Wert. Außerdem aber verführt die verdammte apologetische Tendenz die Verfasserin dazu, die ganze Welt *sub specie* ihrer Person anzusehen und die Entwicklung des Sozialismus (der doch ein weiteres Gebiet umspannt als den Akt Lily Braun) lediglich nach dem zu würdigen, was sie selbst darin gesehen hat, wodurch dann der Ein-

druck von der Kränzchenhaftigkeit der Revolutionspartei ins Übergroße gesteigert wird. Wenn aber schon der klugen Frau das Empfinden für die Unbeträchtlichkeit des Einzelnen in so betrübenswert hohem Grade mangeln mußte, so wäre doch ein Minimum an spezifisch weiblichem Takt zu erhoffen gewesen. Statt dessen hören wir eine Schriftstellerin, die, gleichsam von allen guten Geistern verlassen, wild darauf los enthüllt, was sich daheim und außer dem Hause zugetragen hat. Es mag Leute geben, die so etwas gerade schön finden, die nichts lieber lesen als die Geschichte eines mangelhaft geführten Hausstandes oder einer mangelhaft aufgebauten Ehe. Indessen gibt es andere, die solches Geschreibe anwidert, ja, die es außerordentlich langweilt. Ich will gern zugeben, daß die Kapitel, in denen von den Beziehungen Lily Brauns zum Elternhaus und von der Ehe der unglücklichen, sympathischen Schwester die Rede ist, hohen literarischen Genuß bereiten; auch daß die Beschreibung des häuslichen Betriebs bei Liebknechts und Bebels ganz brillant und wirklich lesenswert ist: diejenigen Abschnitte also, in welchen die Person der Verfasserin zurücktritt. Belästigt sie uns dagegen mit den endlos scheinenden Geschichten von der Scheidung ihres zweiten Gatten, von der Desorganisation in ihrem Hauswesen, von dem Schwinden ihrer ehelichen Glückseligkeit und von diesbezüglichen guten Ratschlägen gelehrter Verehrer, so werden wir ernstlich verstimmt. Die Nase aber halten wir uns zu, wenn Frau Braun uns mit zäher Weitschweifigkeit über unendliche Pumpversuche Bericht erstattet und wir, ganz ohne das zu wollen, das Resultat miterleben: Die Pumpversuche sind zwar in der Regel genial eingeleitet, aber schließlich mißglückt. Was geht den Christenmenschen die Geschichte von der Hypothek auf die Grunewald-Villa an (übrigens jene Villa, von der aus Maximilian Harden nunmehr Germaniens Schickungen staltet)? Was gehen ihn vollends die seltsamen Manöver an, die der Gatte der Verfasserin anwendet, um das Vermögen seiner netten Schwägerin in unrentablen Unternehmungen verpulvern zu können? Theoretisch wäre denkbar, daß diese Teile des Buches durchaus in das Gebiet des Romanhaften fallen: wie kommt dann nur Lily Braun dazu, die Namen der Financiers so ungeschickt zu cachieren, daß jedes Kind sagen kann, wer dieser und jener idealistische Geldgeber gewesen ist? Ach nein, es ist nicht Dichtung.

Ein Mann wird nie so schamhaft sein können wie eine Frau. Ein Mann wird aber auch nie so schamlos sein können wie eine Frau.

Das hört sich hart an, aber, wer die Memoiren durchgelesen hat, muß zugeben, daß ein milderes Urteil nicht gut gefällt werden kann. Denn es ist ein gewaltiger Unterschied, ob die Geliebte des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst zehn Jahre nach dem Tode des Mannes seine Liebesbriefe publiziert, oder ob Frau Braun, die jeden Tag irgendwo einen

Vortrag hält, einem gierigen Publikum die Dessous ihres geschäftlichen, ehelichen und Seelen-Lebens zeigt. Sie tut aber noch mehr und Schlimmeres: Es genügt ihr nicht, sich und ihren Mann (mit diesem Manne lebt sie noch zusammen) zu kompromittieren; sie muß alle Menschen, die in ihren Kreis getreten sind, kompromittieren. Auch hier läßt sie sich nicht zu voller Nennung der Namen herbei; nein sie wählt in einer höchst unsympathischen Manier die durchsichtigste Verschleierung der betreffenden Namen! Das hindert sie durchaus nicht, das Charakterbild ihrer Menschen nach Gutdünken zu verzerren. Roman oder Memoiren? Ach nein, Komödie. Die Träger schlecht fingierter Namen sind die Mitspieler in dem Drama Lily Braun. Wenn es nach der Haupt-Actrice ginge, trügen alle die Masken von Theaterbösewichtern und wirkten als schlechte Menschen; jedoch dies edle Vorhaben kommt nicht einmal überall zum Ziele. So sehen einzelne Führer der Sozialdemokratie wie Liebknecht, Vollmar und Johannes Timm auch nach dem ihnen von Frau Braun applizierten Moorbad noch recht sauber aus. Wie sie andere, so Klara Zetkin aus Haß und Eifersucht herunterreißt, wie sie den Bebel vom Dresdener Parteitag abtut, ist schon schlechte Komödie. Wie sie aber Werner Sombart, ihren Seelsorger, in die Handlung einführt (uns wird berichtet, wie dieser springlebendige Zeitgenosse *un poco* stänkert: in Ehe-Angelegenheiten; in Sachen Braun contra Braun), das ist unverantwortlich, unweiblich, ungerecht, unsympathisch, unfein, unästhetisch; das ist abstoßend. Vielleicht tut einem Mann von so starker Neigung zu persönlichsten Publikumswirkungen, wie Werner Sombart, die Rolle wohl, die Frau Braun ihn spielen läßt; die meisten Menschen aber, die in dem Buche nicht aufmarschieren, werden froh sein, daß ein gütiges Schicksal sie vor dem Glück der Bekanntschaft mit der Memoirenschreiberin bewahrt hat.

Buddhas Tod.

Von Hermann Oldenberg in Göttingen.

Mit dringenderem Interesse als je verlangen in unsern Tagen viele danach, von Buddha und dem Buddhismus zu erfahren, das Bild des großen Lehrers so lebendig es nur sein kann vor Augen zu sehen. Manche vielleicht Wohlmeinende, sicher Unberufene, beeifern sich, diesem Verlangen statt des Echten, Alten, selbstgeschaffene Phantasien darzubieten. Um so willkommener wird ein Buch[1]) sein, das ein Stück jenes vergangenen,

[1]) Die letzten Tage Gotamo Buddhos. Aus dem großen Verhör über die Erlöschung Mahaparinibbanasuttam des Pali-Kanons übersetzt von Karl Eugen Neumann. München (R. Piper & Co.) 1911.

so unvergleichlich inhaltreichen und wirkungsvollen Daseins echt und wahr vor uns aufleben läßt. Es ist die Sprache der Frühzeit des Buddhismus, die wir hier hören. Auf einen ungenannten Mönch — oder sind es ungenannte Mönche? — geht der hier übersetzte Text zurück. Statt schriftstellerischer Individualität, für welche die Zeit noch nicht gekommen ist, führt in der altbuddhistischen Literatur ja fast überall der unpersönliche Gemeindegeist das Wort. Die Rede ist von den letzten Tagen des Meisters und von seinem Hingang. Kennern war der Text — er heißt bei den Buddhisten „das große Sutra vom Pari-Nirvana" — längst bekannt. Auch in europäische Sprachen ist er mehrfach übersetzt worden. Aber es war kein überflüssiges Unternehmen, ihn in der ansprechenden Form, wie es hier durch K. E. Neumann geschehen, deutschen Lesern von neuem nah zu bringen.

Die Zeiten sind vorüber, in denen die Gestalt Buddhas als ein Gebilde des Mythus, der Legende erscheinen konnte. Durch den Schutt, den spätere Jahrhunderte aufgehäuft haben, ist die Forschung, nicht ohne Mühe und Kämpfe, zu ältesten Schichten der Überlieferung durchgedrungen, die uns geschichtliche Wirklichkeit erkennen lassen. Vieles sehen wir da nur wie durch einen Nebel, aber wir sehen es doch. Zu den alten literarischen Werken, die sich die buddhistische Mönchsgemeinde schuf, treten, in erwünschter Weise sie ergänzend und erläuternd, die Monumentenfunde. So jene Säule, die uns die Geburtsstätte des großen Lehrers kennen lehrt. Vor anderthalb Jahrzehnten wurde sie, wie bekannt, auf nepalesischem Boden, nah dem Dorf Paderia gefunden und die Inschrift aufgedeckt, die König Asoka, der Beherrscher fast des ganzen Indien im dritten Jahrhundert vor Chr., hat schreiben lassen: „Hier ist Buddha, der Weise aus dem Sakyageschlecht geboren . . . Er hat eine Steinsäule errichten lassen, welche verkündet: hier ist der Erhabene geboren". Und jene andere Inschrift, in der sich derselbe königliche Patron des Buddhismus an die buddhistische Gemeinde wendet, an Mönche und Nonnen, Laienbrüder und Laienschwestern, und ihnen die Texte namhaft macht, von denen er vor allen andern wünscht, daß sie als das Wort Buddhas von den Gläubigen gehört und beherzigt werden mögen. Während wir alles Recht haben, Funde solcher Inschriften in immer reicherer Fülle zu erhoffen, müssen wir uns sagen, daß von literarischen Quellen im engern Sinne — soweit es sich um Quellen für die älteste uns erkennbare Periode des Buddhismus handelt — wir wohl nie wesentlich mehr besitzen werden als gegenwärtig. Die Massen von Handschriftfragmenten, die seit einiger Zeit nahezu Jahr für Jahr aus den Wüsten Zentralasiens nach Europa gelangen, werden das philologische Streben nach Exaktheit gewiß an diesem und jenem Punkt

einige Schritte weiter vordringen lassen. Das Gesamtbild des alten Buddhismus werden diese Funde schwerlich ändern.

Zu den wichtigsten Elementen nun, aus denen dies Bild sich aufbaut, gehört eben der hier vorliegende Text. Wir besitzen ihn in der Palisprache, einem weichen, wohlklingenden indischen Volksdialekt. Er ist in dem uns oft steif und unbehilflich anmutenden Stil der altbuddhistischen Prosa verfaßt, die in immer gleich langsamem Tempo vorwärts fließt, mit Wiederholungen über Wiederholungen, durch deren Abkürzung man die Rechte des heiligen Inhalts zu verletzen geglaubt hätte. Entsprechend einer von ältesten Zeiten her in Indien herrschenden Gewohnheit tritt an einzelnen wichtigen Stellen in die Prosa Poesie hinein. Da ruht dann die Bewegung für einen Augenblick aus. Das bedeutende Wort einer gewichtigen Persönlichkeit hebt sich in kunstvollerer, pointierter Fassung hervor. Oder die Situation, bei der die Darstellung angelangt ist, wird in ihrer Schönheit oder Erhabenheit geschildert, in ihrer Bedeutung, ihrem Ewigkeitsgehalt gewürdigt. „So habe ich gehört" — mit diesen Worten hebt der Bericht an: der stehende Eingang der buddhistischen Sutras. Ich glaube nicht, wie Neumann, daß da der Nachdruck auf dem „Ich" liegt — andre mögen andres gehört haben; ich habe dies gehört. Sondern es soll, meine ich, ohne solchen Hinblick auf andre und andres, eben nur gesagt werden, daß der Sprecher hier nichts Eigenes ausspricht, sondern Überkommenes. Man erinnere sich, daß in den ältesten Zeiten diese Texte nicht geschrieben und gelesen wurden. Im Hören und im Weitergeben des Gehörten an andere Hörer bewegte sich die Überlieferung.

Dürfen wir dem, was sie sagt, urkundliche Genauigkeit zuschreiben? Gewiß nicht. Der Gedanke an die Forderungen, die in dieser Hinsicht zu stellen uns natürlich ist, hat dem alten Indien ganz und gar fern gelegen. Es ist Dichtung und Wahrheit, die uns hier entgegentritt. Dichtung, die inmitten der Gemeinde absichtslos geübt wurde, ergänzte die unvollständigen und verschwommenen Erinnerungen. Sie schob ursprünglich Getrenntes an einander, je nachdem das Gedächtnis vom einen zum andern hinüberglitt oder eins das andere in seiner Wirkung zu heben schien. Sie rundete ab, malte die Bilder, sprach die Gedanken aus, von denen man das Gefühl hatte, daß sie an diese Stelle hingehörten. Sie verwob das unscheinbare irdische Geschehen, das sich in jenem engen Kreise von Asketen abspielte, in Zusammenhänge, die durch das Universum reichten, die über das Universum hinaus jene geheimnisvolle Tiefe jenseits von Sein und Nichtsein berührten, welche die Sprache der Buddhisten Nirvana nannte. Beständig aber ist unter der Dichtung der Untergrund von Wahrheit erkennbar. Die Vorgänge jener letzten Monate von Buddhas Leben haben sich gewiß zum

nicht geringen Teil tatsächlich so zugetragen, wie sie berichtet werden. Die Wanderungen des großen Mannes von der Hauptstadt des Reichs Magadha, Radschagaha (heute Radschgir), über den Ganges hinüber nach Nordwesten bis zur kleinen Stadt Kusinara, dem Ort seines Hinganges, werden durchaus glaublich beschrieben. Den auftretenden Personen, den Jüngern, die den Meister umgeben, vor allem dem ihm nächst verbundenen Ananda, kommt sicher geschichtliche Realität zu; fraglos haben sie an jenen Wanderungen wirklich teilgenommen. Bedeutungsvoller aber als die Geschichtlichkeit solcher einzelner Gestalten und einzelner Züge ist die Echtheit des Gesamtbildes, des Bildes der Lebensformen, in denen sich das Dasein jener gelbgewandigen Mönche bewegte, des Verkehrs zwischen Buddha und den Seinen, der Stimmungen und Gedanken, die diesem Dasein den tiefen Inhalt gaben. Das alles tritt uns aus dem Bericht dieses Textes in schlichter, schöner Klarheit entgegen.

Lassen wir von den Bildern, die da gezeichnet werden, einige an uns vorübergehen.

In den Gebieten, die Buddha durchwandert, herrscht das alte indische Kleinstaatentum. Neben Königreichen von verhältnismäßig geringen Dimensionen stehen Freistädte, in altväterisch konservativem Geist beherrscht von Adelsgeschlechtern, denen unser Text nachrühmt, daß sie „keine neuen Ordnungen einsetzen, die vorhandenen Ordnungen nicht aufheben, den überkommenen Gesetzen treu ihr Leben führen": so lange sie an solchen Grundsätzen festhalten werden, ist ihnen, sagt Buddha, Wachstum gewiß, keine Minderung. Aber doch öffnet sich schon ein erster Ausblick auf eine Zukunft, in der vieles anders wird. Wie Buddha auf seiner Wanderung an den Ganges kommt, trifft er königliche Beamte, die dort, wo damals nur das „Pataldorf" stand, an der Gründung der Stadt Pataliputta (heute Patna) arbeiten. Das ist die Stadt, die später, als von den Zeiten Alexanders an die Griechen in dauernde Berührung mit Indien traten, bei ihnen als die Hauptstadt Indiens, Palibothra, berühmt gewesen ist: die Stadt, von der aus die Beherrscher des neuen indischen Großstaats, die Könige der Mauryadynastie fast über die ganze ungeheure Halbinsel hin regiert haben. Unser Text, dessen Verfasser die Größe dieser Stadt erlebt haben muß, legt Buddha die Prophezeiung in den Mund, dies werde die vornehmste Stadt sein, „soweit das Ariergebiet, soweit die Handelsstraßen reichen".

In lebendiger Anschaulichkeit zeichnet der Text eine Reihe von Szenen aus Buddhas Wanderungen — Beschreibungen, die durch die Reliefs altbuddhistischer Bauten erfreulich ergänzt werden. Buddha kann nicht in der Nähe von Würdenträgern wie den eben erwähnten königlichen Beamten

vorbeiziehen, ohne daß die ihm mit höflicher Begrüßung begegnen. Aus der Freistadt Vesali kommen die adligen Herren, die dort regieren, mit großem Gepränge zu ihm in den Mangowald der Ambapali herausgefahren. Es kommt eine vornehmste Berühmtheit der Stadt, Ambapali selbst, die gefeierte Kurtisane. „Mit prächtigen Wagen fuhr sie aus Vesali heraus und begab sich dorthin, wo ihr Hain war. So weit man fahren konnte, fuhr sie. Dann stieg sie vom Wagen ab und ging zu Fuß hin, wo der Erhabene war, begrüßte den Erhabenen ehrerbietig und setzte sich zu seiner Seite nieder" — worauf sie „von dem Erhabenen mit belehrender Rede unterwiesen, ermuntert, angeregt und erfreut wurde" und in einem Wettstreit, wer das Glück genießen sollte, dem Meister ein Mahl darbieten zu dürfen, gegenüber den adligen Beherrschern der Stadt den Sieg behielt.

Vor allem aber sind es selbstverständlich die Jünger und Gläubigen, mit denen Buddha auf seinen Wanderungen verkehrt. „Geh hin, Ananda," spricht er zu dem ihm Nächststehenden unter den Jüngern, „soviel Mönche sich in Radschagaha aufhalten, die laß alle in der Gemeindehalle zusammenkommen." Und als sie versammelt sind, „stand der Erhabene von seinem Sitz auf und ging zur Gemeindehalle. Dorthin gelangt, ließ er sich auf dem Sitz, der für ihn bereitet war, nieder. So sitzend redete der Erhabene zu den Mönchen". Wie jeder andere der Brüder nimmt auch Buddha selbst des Morgens „Almosenschale und Mönchskleid und geht in die Stadt hinein Almosenspeise zu sammeln". Kommt die Regenzeit heran, die den Wanderungen Einhalt tut, sagt er zu seiner Umgebung: „Geht, ihr Mönche, nehmt um Vesali herum Aufenthalt für die Regenzeit, wie ihr untereinander bekannt, befreundet, vertraut seid. Ich aber werde hier im Dorf Beluva für die Regenzeit Aufenthalt nehmen." Die glaubliche Wirklichkeit solcher Bilder aus dem Dasein des großen Lehrers wird kaum dadurch beeinträchtigt, daß sich ihnen sparsam und maßvoll — sehr anders als in der jüngeren Literatur der Buddhisten — auch Wunderbares, Überirdisches beigemischt hat. So ernst es der Buddhismus damit nimmt, nicht göttlicher Gnade, sondern allein der von menschlichem Denken geleiteten eigenen inneren Arbeit die entscheidende Rolle im großen Werke der Erlösung vom Weltleiden zuzuerkennen: von Göttern und Geistern fühlt sich nun einmal der Inder, und so auch der Buddhist, auf Schritt und Tritt umgeben. Das Bild von Buddhas Hingang wäre kein echt indisches, feierten nicht Gott Brahma und Gott Sakka das heilige Geschehen mit würdigen Worten, träte nicht Mara der böse Feind an Buddha heran, um noch zu allerletzt sein Versuchungswerk so böswillig und so vergeblich wie durch des Meisters langes Leben hindurch zu betreiben.

Und so zieht der greise Wanderer nach Kusinara hin. „Ich bin alt,"

sagt er zu Ananda, „ein Greis, hochbetagt. Ich habe meinen Weg gemacht und bin alt geworden; achtzig Jahre bin ich alt. Wie ein alter Karren, Ananda, nur mit Mühe und Not in Gang erhalten wird, so meine ich, wird auch der Leib des Vollendeten, Ananda, nur mit Mühe und Not in Gang erhalten.“ Die liebevolle Fürsorge der Jünger umgibt den Müden. Er badet im Fluß Kakuttha und trinkt vom Wasser des Flusses:

„Drauf sprach er zu Tschunda, dem Mönche: Breite
Das Kleid mir vierfach, daß ich mich niederlege.
Und Tschunda tat gern nach des Selbstgewalt'gen Wort.
Da legte der Meister sich hin voll Müdigkeit,
Und Tschunda saß nieder vor seinem Angesicht.“

Aus seinen Reden klingt immer wieder das Vorgefühl der kommenden Trennung heraus. Wer Zweifel oder Bedenken über die Lehre hat, möge ihn fragen, um nicht später zu bereuen, daß er das zur rechten Zeit versäumt hat. „Es könnte sein, Ananda, daß ihr also dächtet: Unser Glaube hat seinen Meister verloren, wir haben keinen Meister mehr. So dürft ihr es nicht ansehen, Ananda. Die Lehre, Ananda, die ich euch gelehrt, und die Ordnung, die ich euch gesetzt, die ist nach meinem Hingang euer Meister.“ Unter den Jüngern aber mischt sich der menschliche Trennungsschmerz mit der stillen, sichern Festigkeit der Überwinder von Welt und Weltleiden. Ananda steht gegen die Tür gelehnt und weint: „Ich bin noch auf dem Wege und stehe noch in der Arbeit, und mein Meister geht zur Erlöschung ein, der sich meiner erbarmte.“ „Klage nicht, weine nicht“, sagt ihm der Meister. „Habe ich es nicht vorher verkündet, Ananda: was uns lieb und teuer ist, davon müssen wir uns trennen, müssen es entbehren, müssen es anders werden lassen?“ Und so ist der Augenblick da, wo unter den blühenden Salabäumen bei Kusinara das schmerzlich Erwartete geschieht. „Wohlan denn, ihr Mönche, ich rede zu euch: was geworden ist, muß vergehen. Ringet ohne Unterlaß — dies war das letzte Wort des Vollendeten.“

Unwillkürlich schweift unsere Phantasie über ein halbes Jahrtausend hin, von dem Tod unter den Blütenbäumen zu dem Tod am Kreuze. Wie unendlich verschieden auf beiden Seiten das Geschehen selbst, wie verschieden die Bedeutung, die das Denken der Gläubigen ihm beilegt. Das Ende Buddhas war unberührt von Katastrophen, von Leiden, Verrat, Gewalt. In den Ideenkreis des Buddhismus hätte es schlecht gepaßt, wäre die Reinheit des Gedankens an das universelle, allem Vergänglichen innewohnende Leiden mit dem Hervortreten persönlichen Leidens vermischt und dadurch getrübt, in die Sphäre des Zufälligen hineingezogen worden. Der geschichtliche Verlauf hat es hier dem Buddhismus vergönnt, die Idee, die

ihn erfüllte, in voller Klarheit zum Ausdruck zu bringen. Nicht nur dem, was dem allgemeinen Denken als leidvoll erscheint, vielmehr allem Dasein, der ganzen Welt des Werdens und Vergehens gilt es den Rücken kehren. Buddhas Ende ist das stille Sichlösen des äußern Bandes, das mit dieser Welt den verband, zu verbinden schien, der innerlich und in Wahrheit längst von allen Banden frei geworden war. Der wirklich entscheidende Moment für den buddhistischen Glauben war nicht das irdische Ende des Meisters. Jener Moment lag um Jahrzehnte weiter zurück. Es war der Augenblick, wo nach heißem Ringen in der Nacht unter dem Baum der Erkenntnis die Erleuchtung und Vollendung von ihm gewonnen worden war. Dieser Sieg, und nicht das gleichgültige Ende des Erdendaseins, war das wahre Eingehen in das Nirvana: in jenes geheimnisvolle Jenseits, dessen Wesen unser Text, der von ihm seinen Namen führt, nicht zu deuten versucht, das zu erklären der Sprache der Buddhisten die Worte fehlen, wie sie unserer Sprache fehlen. —

Die Übersetzung Neumanns ist ernstlich bemüht, den weihevollen, dem Höchsten zugewandten Ernst des Originals würdig wiederzugeben. In aller Aufrichtigkeit muß ich doch aussprechen, daß mir das nicht ohne Einschränkung gelungen scheint. Von mancher Meinungsverschiedenheit über die Wege, die der Philolog in der sprachlichen Erklärung des Textes zu gehen hat, ist hier natürlich nicht der Ort zu reden. Neben der philologischen Aufgabe steht, vielfältig mit ihr verwoben, die schriftstellerische. Wir sollen eingeladen werden, Gedanken zu denken, Worte zu hören, aus denen kein Ich eines Verfassers, sondern der Gemeindegeist des alten Buddhismus spricht, der Feind jedes Ichbewußtseins. Stille Gedanken, leise, gemessene Worte, die allen Unfrieden des Kämpfens und Suchens hinter sich gelassen haben — Worte, die dem Schweigen zu gleichen scheinen. Dem Schweigen sind Neumanns Worte oft recht unähnlich. Er redet eine unruhige, nervöse, kapriziöse, zum Gesuchten neigende Sprache. Vielleicht irre ich nicht, wenn ich glaube, daß er — mindestens in seiner Übersetzung selbst — diese Eigenheiten ernstlicher als in mancher früheren Arbeit zurückzudrängen bestrebt gewesen ist. Ich glaube doch, daß aus der alten buddhistischen Maske noch allzu oft die sehr persönliche Stimme des modernen Autors herausklingt. Vollends in seinen Anmerkungen; nicht immer eine harmonische Begleitung zur friedevollen Melodie des alten Textes.

Unter dem Bilderschmuck, mit dem Neumann sein Buch reich und erfreulich ausgestattet hat, vermißt man leider eben das, was zu geben hier besonders nah gelegen hätte: die alten Reliefs, die Buddhas Eingehen in das Nirvana darstellen. Die primitive national-indische Kunst zwar, soweit wir ihre Werke kennen, hat sich von dieser Szene zurückgehalten. Es scheint, daß sie sie nicht dar-

stellen konnte. Wohl aus ehrfürchtiger Scheu hat man es in all den vielen auf Buddhas Leben und die Buddhalegende bezüglichen Reliefs der alten Schulen vermieden, die Gestalt des Meisters selbst zu zeigen. So müssen wir es ungern entbehren, eine Vorstellung davon zu erhalten, wie jene Kunst mit ihren kindlichen, unbehilflichen Darstellungsmitteln versucht hätte, dem großen Gegenstand gerecht zu werden. Die Sachlage ändert sich, wie im indischen Nordwesten jene merkwürdige Kunst auftritt, die unter dem allersichtbarsten Einfluß der Griechen, auf anderer Höhe des Könnens stehend als die national-indische, sich der buddhistischen Geschichte und Sage bemächtigt. Fouchers bedeutendes Werk „*L'art gréco-bouddhique*" lehrt uns eine Reihe von Reliefs kennen, die den Hingang des Meisters zeigen. Fast noch jugendlich anzusehen ruht er, ganz wie der heilige Text es schildert, auf der rechten Seite liegend, auf dem Lager, das die beiden Salabäume überragen. Seine Augen sind geschlossen. Ist der Tod schon eingetreten oder geht der Sterbende durch jene Ekstasen hindurch, von denen aus die gläubige Phantasie ihn in das Nirvana eingehen ließ? Laien und Mönche umstehen das Sterbelager; auch Götter sind zugegen. Einzelne der Anwesenden geben sich Ausbrüchen des Schmerzes hin. Andere bewahren die Ruhe der Weisen. Das sind jene Darstellungen, die dann durch alle Fernen des buddhistischen Asien wiederholt und weitergebildet sind, und die im Zusammenklang mit unserm Text zahllosen Beschauern den Gedanken verkörpert haben, den im Augenblick von Buddhas Eingehen in das Nirvana ein Gott in den Worten jenes oft wiederholten Verses ausgesprochen haben soll:

„Alle Gestaltung ist voll Unbestand,
Dem Werden, dem Vergehen untertan.
Sie ist geworden und sie schwindet hin.
Selig des Werdens und Vergehens Ruh'!"

Albert Hertel (Berlin): Gespräche mit Menzel.

Ich hatte das Glück, im Winter 1904/5 öfters und anhaltender mit Menzel zusammen zu sein als seit Jahren. An einem dieser Abende kam das Gespräch auf eine befreundete Frau, die sich absichtlich mit Einsamkeit umgab, und sich dadurch, mehr wie recht, gegen alle Welt verbitterte. Ich sagte:

„Wie unrecht! Sie verdirbt sich in ihrem hohen Alter ihre letzten Lebensjahre völlig, und ist dabei nicht sicher, im Moment des Todes nicht Reue zu fühlen darüber, daß sie sich manche irdischen Freuden entgehen ließ, zumal

keiner von uns der Freuden des Paradieses sicher ist. Wie leicht kann sie, wie viele andere auch, in die Hölle geraten, und wird sich dann schmerzlich nach den mancherlei mutwillig verscherzten Freuden zurücksehnen."

Menzel: „Sie ist auch eine von der Art, die nicht ans Sterben denkt, bis der Tod vor der Tür steht und anklopft, da es dann freilich zu spät ist für alle derartigen Gedanken. Aber nehmen wir einmal an, sie käme in die Hölle, wer weiß denn, ob sie dort nicht viel amüsantere Gesellschaft findet als hier, ja vielleicht und wahrscheinlicherweise die amüsanteste Gesellschaft aus allen Nationen und allen Zeiten, und ich kann mir denken, daß es dort gar nicht so übel zugehen mag!"

Ich: „Das gebe ich schon zu, aber meinen Sie denn nicht, daß es im Himmel bedeutend schöner und angenehmer zugehen wird?"

Menzel: „In welchem Himmel oder Paradies, in dem protestantischen oder katholischen?"

Ich: „Nun, in diesem Falle, in dem protestantischen, wenn auch die vielen frommen Konsistorialräte keinen so freundlichen Anblick bieten mögen, wie die rosenumkränzten katholischen Engel Fra Angelicos!"

Menzel: „Ja, von diesen Details ganz abgesehen, meine ich, daß die Gesellschaft und das Ensemble in der sogenannten Hölle bedeutend anziehender und amüsanter sein muß, und daß es dort gewiß ganz verteufelt geistreich zugehen wird."

Ich: „Mit dieser optimistischen Anschauung stellen Sie sich doch aber in Widerspruch mit all den mir bekannten Darstellungen aus der Hölle, wo es doch zum mindesten recht ungemütlich zugeht: Martern aller Arten, glühendes Blei wird eingeflößt, gesotten, gebraten, gerädert, gespießt und so weiter."

Menzel: „Ja sehen Sie, das, glaube ich, kommt auf das Konto der mittelalterlichen Maler-Phantasien, die ihren eigenen schlechten Instinkten die Zügel schießen ließen. Ich kann mir nicht denken, daß es in der Hölle jemals so zugegangen ist. Im Grunde genommen, gehört die Hölle nicht auch dem lieben Gott? Glauben Sie denn, daß Gott, der doch die oberste Vernunft, Gerechtigkeit und Liebe in Person ist, jemals eine seines hohen Wesens so unwürdige brutale Einrichtung zulassen würde? O nein, ich halte das alles tief unter seiner Würde, und diese Art Bilder sind kindische Übertreibungen menschlichen Raffinements. Ich glaube sogar, daß in Ihrem protestantischen Himmel mit den vielen wohlbeleibten Konsistorialräten eine ziemliche Langeweile herrschen muß, die die Insassen von Zeit zu Zeit neugierig und lüstern nach der Hölle machen muß, so daß ich mir denken kann, daß, wie bei uns im Sommer Ausflüge, Sonderzüge, ja, wie soll ich sagen — Ferienkolonie-Reisen, sogenannte Extrafahrten vom Himmel nach der Hölle

arrangiert werden, um aus der tugendhaften Langenweile herauszukommen und sich das Terrain dort unten mit den mancherlei interessanten Heiden und allerhand schlimmen Helden anzusehen, **natürlich alles mit Retourbillets!** — Ich gehe sogar noch weiter. Ja, du mein Gott, ich kann mir sogar denken, daß der liebe Gott selber, der doch von Zeit zu Zeit nachsehen muß, sich selbst an einem solchen Ferienausflug beteiligt, und die Gesellschaft in der Hölle selber inspiziert!"

Ich: „Die Kirche kommt dieser Ihrer Anschauung sogar entgegen mit dem Bericht von der Höllenfahrt Christi, der in der dreitägigen Zeit zwischen Tod und Auferstehung den Heiland die Seelen im Fegefeuer besuchen läßt."

Menzel: „Aha, wie stehe ich nun da? Nun müssen Sie selbst meine ahnungsvollen Mutmaßungen bestätigen!"

Danach kamen wir auf Rom und römische Künstler zu sprechen, und er fragte mich genau aus über den Eindruck, den ich von **Overbecks** Persönlichkeit gewonnen hätte. Als ich ihm mitteilte, daß Overbeck an den Besuchs-Sonntagen mit seinem Sammetkäppchen demütig bescheiden wie ein alter Küster vor alt und jung, reich und arm die Erklärungen für seine Sakrament-Kartons in frömmster Weise Gott zu Ehren abgab, sagte Menzel:

„Wenn es ihm so ernst und aufrichtig mit seiner Frömmigkeit war, dann hatte er auch ein Recht zu zeichnen und zu malen, wie er gemalt hat; und dann soll er dafür bedankt sein!"

Auch über **Böcklins** Charakter und Wesen verlangte er eifrig Aufschlüsse, und war erstaunt zu hören, daß Böcklin ein völlig schlichter, biederer, offner und gerader Mensch gewesen. Er fuhr dann fort:

„Er hat ein Bild gemalt, dafür ihm manches Andere verziehen sein soll, das ist das „**Schweigen im Walde**". Wie hat er in dem kleinen Bilde und in dem knappen Raum das ganze Waldwesen geschildert, den köstlichen Durchblick durch die paar Stämme, das Eichhörnchen, den Waldboden, und vor allem das köstliche Beest, dieses dumme Ungeheuer, so eine Art Wunderziege! Und wenn er nun nichts weiter erfunden hätte, wie dieses Beest, so würde er schon als großer Maler gelten müssen. Aber nun kommt das schlimme Ende! Wie konnte dieser Mann auf dieses Vieh und in dieses köstliche Bild hinein ein so vollkommen banales Frauenzimmer setzen, so ganz nichtssagend und konventionell!"

Von dem Werk eines neueren Malers, dessen nur oberflächlich andeutende Einzelstriche eines höchst prachtvollen Goldrahmens für würdig gehalten worden waren, die dem den Cicerone machenden Freunde das Zitat des lateinischen Sprichwortes: „*Cacutum non est pictum*" abnötigten, sagte Menzel, nachdem er erst, um sich zu vergewissern, eine äußerst drastische Übersetzung ins Deutsche damit vorgenommen:

„Nein, auch das nicht einmal! Gar nichts ist es!"

Sehr denkwürdig erscheint mir sein Schlußwort einer Unterredung mit Frau Duse, die er in unserem Hause hatte. Frau Duse, die rückhaltlose Menzel-Verehrerin war, hatte den Wunsch ausgesprochen, ihn persönlich kennen zu lernen, und nach erlangter Einwilligung veranstalteten wir diese Entrevue bei uns, die aber, da Menzel weder Italienisch noch Französisch, und Frau Duse nicht Deutsch konnte, sehr reichliche Ansprüche an das mir auferlegte Dolmetscheramt stellte. Am Schluß sagte Menzel zu mir:

„Sagen Sie der Frau, alles in allem hätte sie unklug gehandelt! Wenn auch einem ein paar Blümchen, die einem in den Weg kommen, gefallen, so soll man doch nicht das Mistbeet kennen lernen wollen, auf dem dieselben gewachsen!"

Er war ein leidenschaftlicher Verehrer Mozarts. Als ich ihm bei seinem letzten Besuch bei uns mitteilte, daß ich zwei vierhändig geschriebene Sonaten aus Mozarts letzter Zeit gefunden, die ihm für eine Spieldose bestellt waren, die ich aber in Größe und Stil weit über seine sonstigen Klaviersachen hinausgehend fände, und meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß dieses Genie für einen so geringen Zweck sein Allerbestes gegeben, erwiderte Menzel:

„Das ist eben das wahre Genie, das rückhaltslos zu jeder Zeit sein Bestes gibt. Es ist ein reichlich sprudelnder Quell, dem es ganz egal ist, ob Sie ihm ein Prachtgefäß oder einen Stalleimer unterhalten, es quillt eben fortwährend, und läßt sein Element über hoch und niedrig, reich und arm gleich reichlich fließen — es kann eben nicht anders!"

Trotzdem ich sie nicht zur Hand habe, kann ich nicht umhin, aus dem Gedächtnis die Worte eines französischen Schriftstellers zu zitieren, die anläßlich einer Pariser Menzel-Ausstellung vor reichlich einem Jahrzehnt geschrieben wurden:

„Wenn einmal der Tag kommen wird, wo Er nicht mehr unter uns weilt, werden wir einsehen, daß mit ihm nicht nur der größte Maler unseres Jahrhunderts dahingegangen, sondern eine der größten Intelligenzen aller Zeiten!"

Helmholtz-Dokumente.

Mitgeteilt von Julius Ruska in Heidelberg.

Unter den großen Männern, die W. Ostwald als Stützen für seine schulpolitischen Umsturzideen in Anspruch nimmt, befindet sich auch Hermann von Helmholtz. Als Quelle für seine Behauptungen dient ihm in erster Linie die große Helmholtzbiographie, die der vertraute Freund des

großen Naturforschers, **Leo Königsberger**, vor kurzem vollendet hat. Nach Ostwalds Theorie **muß** Helmholtz in den Sprachen wenig geleistet haben; folglich vergißt er, die fünf Stellen aus der Biographie anzuführen, die das Gegenteil beweisen. Er kann dafür mit dem *argumentum ex silentio* operieren, indem er sagt: „Was über Helmholtz' Leistungen in den alten Sprachen **im Abiturientenzeugnis** steht, verschweigt leider meine Quelle; es wird **also** vermutlich nicht ganz günstig sein."

Ich habe diese Insinuation schon in meiner Auseinandersetzung mit **Ostwalds** neuer Art, Gelehrtengeschichte zu schreiben, zurückgewiesen. Durch die große Liebenswürdigkeit von Geheimrat **Königsberger** bin ich aber jetzt in die Lage versetzt, das Abiturientenzeugnis *in extenso* auf Grund einer amtlich beglaubigten Abschrift zu veröffentlichen; es hat den folgenden Wortlaut:

Zeugniß der Reife

für den Zögling des Königl. Gymnasii zu Potsdam **Herrmann Helmholtz** aus Potsdam, 17 Jahr alt, evangelischer Confession, Sohn des Herrn Subrektor Professor Helmholtz, 8½ Jahr auf dem hiesigen Gymnasium, und 2 Jahr in Prima.

I. Sittliche Aufführung gegen Schüler, Vorgesetzte und im Allgemeinen.

Der Abiturient zeichnete sich stets durch ein höchst anständiges und bescheidenes Betragen aus. Sein äußerlich ruhiges und still gehaltenes Wesen ist mit großer Beweglichkeit des Geistes verbunden. Hierin gibt sich eine treffliche Mischung von klarer und besonnener Verständigkeit und tiefer Gemüthlichkeit zu erkennen. Seine Sitten zeugen von einer treubewahrten seltenen Reinheit und wahrhaft kindlicher Unverdorbenheit. Diese Eigenschaften machen bei der übrigen Reife und Kräftigkeit seiner geistigen Entwickelung einen ebenso wohlthuenden und herzgewinnenden Eindruck, als sie die begründete Hoffnung geben, daß ein solcher Grund und Boden des geistigen Lebens nur die besten und erfreulichsten Früchte tragen werde.

II. Anlagen und Fleiß.

Die oben erwähnten glücklichen Naturanlagen hat der Abiturient mit höchst lobenswerthem Fleiße zu bilden und zu entwickeln gesucht. Seine Regelmäßigkeit im Schulbesuche, seine Ordnungsliebe und Sorgfalt in Anfertigung und Ablieferung der schriftlichen Arbeiten, sein Streben nicht nur den Anforderungen der Klasse zu genügen, sondern auch über die von dem Klassenunterrichte gesteckten Grenzen hinaus sein Wissen zu bereichern, haben ihm die volle Zufriedenheit und den Beifall seiner Lehrer erworben.

III. Kenntnisse und Fertigkeiten.

1. Sprachen:

a) **In der deutschen Sprache** hat der Abiturient die Fähigkeit entwickelt, sich selbst tiefere fremde Gedanken so anzueignen, daß sie ihm produktiv werden für eigene Ideen: er faßt das Überkommene scharf und in seinen wesentlichen Theilen auf, und hat sich über die Sprache schon eine solche Herrschaft erworben, daß

er den Ausdruck der Gedanken frei und unbeengt aus sich gestalten kann, und obgleich in der Regel zu gedrängt und schmucklos schreibend, doch, wenn er will, selbst eines blühenden Styles Herr ist. Wenn sich das Interesse für Ausfeilung und scharfe Kritik des Einzelnen in der Form, so wie für den Ausbau der Perioden und symmetrische Anordnung noch mehr entwickelt, so wird er einst in Hinsicht auf Darstellung sehr erfreuliches leisten.

b) In der lateinischen Sprache. Der Abiturient hat die Fertigkeit erlangt, einen lateinischen Schriftsteller, auch einen schwierigeren, in so weit es das Sprachliche betrifft auch ohne weitere Vorbereitung zu übersetzen und zu erklären. Mit dem Horaz und dessen Metris hat er sich recht vertraut gemacht. Sein schriftlicher lateinischer Ausdruck giebt einen Beweis, daß er empfindet, wie sich die lateinische von der deutschen Ausdrucksweise unterscheide. Seinem Style geht zwar noch die völlige Correktheit ab, auch gelingt ihm noch nicht die periodische Formung und Abrundung der Sätze; aber überall zeigt sich Nachdenken und Lektüre. Sein mündlicher lateinischer Ausdruck ist befriedigend, obgleich er sich nicht ohne einige Schwierigkeit in demselben bewegt.

c) In der griechischen Sprache zeichnen sich seine Kenntnisse durch Gründlichkeit und einen beträchtlichen Umfang aus. Mit den wichtigeren Abschnitten der Grammatik hat er sich hinlänglich bekannt gemacht, und in der Lektüre eine solche Fertigkeit erlangt, daß er nicht nur einen leichteren attischen Schriftsteller mit lobenswerther Gewandheit und Leichtigkeit übersetzen, sondern auch in die Eigenthümlichkeiten eines schwierigern und über den Schulkreis hinausliegenden eindringen kann. In der Schule hat er die leichteren platonischen Dialogen, sowie mehrere demosthenische Reden gelesen; mit dem Homer, den er theilweise in der Klasse, theilweise für sich las, hat er sich vertraut gemacht, und durch eben diese Lektüre eine treffliche Grundlage für seine Bildung in der griechischen Sprache erlangt. Von Sophokles hat er in der Klasse nur die Antigone gelesen, späterhin konnte er an diesem Unterrichte nicht mehr Theil nehmen, weil die hebräischen Stunden damit collidierten.

d) In der französischen Sprache hat derselbe eine rühmliche Fertigkeit im Verständnisse der Autoren, sowie eine recht befriedigende Gewandheit im Sprechen und im schriftlichen Ausdruck erlangt.

e) Mit der englischen Sprache hat sich derselbe erfolgreich beschäftigt, so daß er nicht nur die moderne Prosa ohne Anstoß übersetzt, sondern auch Shakspeare und die andern Dichter mit den gehörigen Hülfsmitteln zu lesen im Stande ist.

f) In der italiänischen Sprache ist er nicht nur zum Verständnisse der modernen Prosa gekommen, sondern auch der älteren eines Boccaccio, so wie der modernen Werke eines Tasso u. s. w.

g) Im Hebräischen hat sich der Abiturient durch anhaltenden und gründlichen Fleiß einen nicht gewöhnlichen Umfang grammatischer Kenntnisse und eine solche Fähigkeit im Übersetzen erworben, daß er leichtere Stücke ohne Lexikon und Grammatik, sogleich zu verstehen und zu erklären vermag.

2. Wissenschaften.

1. Religionslehre. Er besitzt eine deutliche und wohlbegründete Kenntniß der

christlichen Glaubens- und Sittenlehre, eine speziellere Bekanntschaft mit den Büchern der heiligen Schrift, sowie eine allgemeine Übersicht der Geschichte der christlichen Religion.

2. Philosophische Propädeutik. Der Abiturient hat den elementaren Teil der Logik gründlich aufgefaßt, auch mit der Rhetorik sich bekannt gemacht und die Psychologie zu studieren angefangen.

3. Mathematik. Festigkeit in den Elementen, scharfe Auffassung und Gründlichkeit in eigenen Arbeiten haben es bei ihm möglich gemacht, daß er die Grenze des Gymnasialcursus überschreiten konnte. Seine gediegenen Kenntnisse in der Mathematik, und namentlich die erworbene Kraft durch Selbststudium sicher vorwärts zu schreiten, verdienen mit Auszeichnung genannt zu werden.

4. Geschichte und Geographie. In diesen Disciplinen hat sich der Abiturient nicht nur eine deutliche und zusammenhängende Übersicht des ganzen Gebietes, sondern auch eine genauere durch Chronologie und Geographie wohl unterstützte Kenntniß einzelner Theile, namentlich der griechischen, römischen, deutschen und brandenburgisch-preußischen Geschichte erworben.

5. Physik. In dieser Doctrin besitzt der Abiturient umfassende und gründliche Kenntnisse, welche durch eindringende Schärfe der Auffassung, durch inneren Zusammenhang und durch Anwendung der ihm zu Gebote stehenden mathematischen Hülfe auch für die Folge gesichert bleiben werden.

3. Fertigkeiten.

1. Im Zeichnen ist derselbe bei den Elementen stehen geblieben.

2. Dem Singunterrichte hat der Abiturient ununterbrochene Aufmerksamkeit gewidmet und daher auch in diesem Objekte lobenswerthe Fertigkeit und Sicherheit erlangt, sowie einen guten Grund in diesem Theile seiner ästhetischen Bildung gelegt. —

Die unterzeichnete Prüfungs-Kommission hat ihm demnach, da er jetzt das hiesige Gymnasium verläßt, um Medizin zu studieren,|

das Zeugnis der Reife

zuerkannt, entläßt ihn unter Bezeugung ihres Vorzüglichen Beifalls mit den besten Glück- und Segenswünschen zur Fortsetzung seiner so glücklich begonnenen Studien.

Uebrigens wird der Abiturient in Hinsicht seines Verhaltens bei der Ankunft auf der Universität und während der Dauer seiner academischen Studien, höherer Anordnung gemäß, auf die Artikel 1, 2, und 4 des Bundesbeschlusses vom 14 ten Novbr. 1834 (Gesetzsammlung 1835 Nr. 28 Seite 287—289) hiermit verwiesen.

Potsdam, den 19 ten September 1838.

Königliche Prüfungs-Commission.

Geheimrat Königsberger, gewiß der kompetenteste Richter in dieser Frage, bemerkt dazu, daß aus dem Zeugnis „die gänzliche Haltlosigkeit der Ostwaldschen Hypothesen klar ersichtlich ist — wobei noch

zu berücksichtigen ist, daß der Verfasser des Zeugnisses im Lateinischen und Griechischen der sehr strenge eigene Vater war."

Ich füge eine briefliche Äußerung von Helmholtz aus seiner Studienzeit an[1]), die ja freilich für Ostwald nur ein Beweis für die verheerende Wirkung der klassischen Bildung sein wird, aber andern doch in anderm Lichte erscheinen mag:

„Wir sind jetzt fertig mit allen unsern Kollegien bis auf Mitscherlich, welcher erst den nächsten Sonnabend schließen will. Ich muß deshalb diese Woche noch hierbleiben und sehen, wie ich die Zeit hinbringe; bis jetzt habe ich sie ausgefüllt durch Lesen von Homer, Byron und Biot, Kant; ich bin nur mit allen diesen Studien, besonders dem letzteren, etwas außer Zusammenhang gekommen und muß mich erst wieder hineinarbeiten; ist das erst geschehen, dann fesseln sie mich auch mehr; besonders habe ich vom Homer mich kaum wieder losreißen können, sondern in einem Abend immer zwei oder drei Gesänge hintereinander fast verschlungen."

Und zum Schluß ein Wort von L. Königsberger, das in ebenso vornehmer wie unzweideutiger Weise die ganze Ostwaldsche Position verurteilt:

„So trat nun Hermann Helmholtz, von Wissensdurst getrieben und von tiefer innerer Liebe zu den Naturwissenschaften beseelt, denen seine Zukunft geweiht sein sollte, in ein neues Leben ein, zu seinem eigenen Glück und zum Segen der wissenschaftlichen Welt nicht einseitig ausgebildet, sondern vermöge seiner individuellen Naturanlage und dank den rastlosen Bemühungen seiner Eltern, deren geistiges Niveau sich stets auf idealer Höhe gehalten, getragen von Begeisterung und Liebe für Musik und Poesie, für Kunst und Wissenschaft."

Die deutsche Schillerstiftung.

Von Dr. Oskar Bulle, Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung in Weimar.

Gegen die Verwaltung der Schillerstiftung sind zu Beginn dieses Jahres in einer Berliner Monatsschrift von einem jungen Schriftsteller Verdächtigungen geschleudert worden, die trotz ihrer zutage liegenden Leichtfertigkeit und Plumpheit auch in der breiteren Öffentlichkeit einigen Staub aufgewirbelt haben und wohl auch weiterhin manche berufene und noch viel mehr unberufene Federn in Bewegung setzen werden. Eine ausführliche Abwehr dieser Verdächtigungen, die zum Teil den Charakter völlig

[1]) L. Königsberger, Hermann v. Helmholtz, Volksausgabe S. 16.

grundloser Schmähungen tragen, habe ich schon an anderer Stelle[1]) veröffentlicht; sie konnte mir aber kaum die Gelegenheit bieten, auf einige für das Wesen und die Wirksamkeit der Schillerstiftung besonders wichtige Fragen näher einzugehen, da der Angriff selbst, den ich dort zunächst abweisen mußte, um diese Fragen wohlweislich herumgeschlüpft war. Ich folge daher gerne der liebenswürdigen Aufforderung der Redaktion der „Süddeutschen Monatshefte“, vor ihrem Leserkreise über die Tätigkeit der Schillerstiftung zu sprechen, und hoffe dadurch die öffentliche Erörterung dieser Angelegenheit auf eine positivere Grundlage, als jener Angriff sie darbietet, stellen zu können.

Auf die Einzelheiten des Angriffs nochmals an dieser Stelle einzugehen, verlohnt sich nicht der Mühe. Der Angreifer nimmt die Geste eines Titanen an und schleudert — nicht etwa wuchtige Felsstücke, nein, spitzfindig zusammengesuchte Verleumdungen und offenbare Unwahrheiten gegen die früheren und die jetzigen Hüter des „Nationalschatzes“, den das deutsche Volk zur Hilfeleistung für notleidende Dichter im Laufe der letzten fünfzig Jahre zusammengebracht hat. Damit glaubt er bewiesen zu haben, daß die Schillerstiftung in dem halben Jahrhundert ihres Bestehens zum größten Teil nur ganz minderwertige Schriftsteller unterstützt und also der Absicht ihrer Begründer und späteren Förderer direkt zuwider gehandelt habe. Einige wenige „Renommiernamen“ in der Liste ihrer Schutzbefohlenen kämen gegenüber dem großen Mißbrauche, den eine satzungswidrige Verwaltung die ganze lange Zeit her mit den Mitteln der Stiftung getrieben, nicht in Betracht. „Während von den Stürmen der jungen deutschen Literatur“ — so steht außerdem in einem verschämt hinter Klammern sich versteckenden Zwischensatz seiner Anklageschrift noch zu lesen — „von der Widergeburt unserer Kunst, von allen starken und großen Menschen, die elend mit dem Leben ringen mußten und heute noch ringen, diese allgemein beschränkte Versicherungsgesellschaft gegen das Talent, nichts hören, nichts fühlen, nichts wissen will.“

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in dieser Einschaltung den Ausgangspunkt und auch den Hauptpunkt des ganzen Angriffes erblicken. „Die starken und großen Menschen“ der jüngsten deutschen Literatur, besonders jene, welche „heute noch“ elend mit dem Leben ringen, sind sehr unzufrieden mit der Schillerstiftung, welche von ihrem „Talent“ nichts hört, nichts fühlt, nichts weiß. Denn die Hüter des Nationalschatzes sind ja zum größten Teil Beamte mit hohen Titeln und ahnen deshalb nichts von der Wiedergeburt der Kunst. Sie lesen keine Literaturzeitschriften, besuchen keine Literaturcafés, gehen unberührt durch den Lärm der Reklametrommeln und der

[1]) „Literarisches Echo“, 14. Jahrg. Heft 9, vom 1. Febr. 1912.

Ruhmesposaunen, von dem der Himmel der jüngsten deutschen Literatur widerhallt, ihres Weges dahin und haben nie etwas von der „wahren Dichtkunst“, wie sie erst nach den großen Stürmen der letzten Jahrzehnte erwacht ist, verspürt. Wie soll es ihnen, den „Perückenhäuptern“ — o Liliencron, hab Dank für diesen Ausdruck! — deshalb jemals in den Sinn kommen, den „ringenden poetischen Talenten“ des heutigen Tages hilfreich beizustehen?

Was konnte man nun gegen dieses Banausentum tun? Zunächst kam man auf den Gedanken, das, was die Schillerstiftung zu leisten so schnöde versäumte, durch eine ganz neue, unabhängig von ihr zu begründende andere Stiftung — eine Versicherungsgesellschaft für das „Talent“ — zur Verwirklichung zu bringen. Und da das deutsche Volk soeben das Andenken des in der Tat schwer gerungen habenden Dichters Heinrich von Kleist in tausend literarischen Leitartikeln feierlich begangen hatte, war wenigstens der Name für diese neue Versicherungsgesellschaft rasch gefunden. Aber das Mitgefühl dieses selben deutschen Volkes für die ringenden poetischen Talente läßt sich heute zwar in viele Leitartikel, aber nicht mehr so leicht in Taten umsetzen, wie das vor dreiundfünfzig Jahren, zu Schillers hundertjährigem Geburtstage, noch möglich war. Ob die Herzen der Menschen härter geworden sind oder ob nur die ideale Begeisterung für die nationale Bedeutung der Dichtung und der ringenden poetischen Talente abgenommen hat, wer kann das entscheiden? Kurz und gut, man öffnete die Hände, um dem in die Öffentlichkeit geworfenen Gedanken einer neuen Stiftung für notleidende Dichter Beifall zu klatschen, aber man schloß sie wieder, als es ans Geben ging. Die Schillerstiftung ist ja da! hörte man da auf einmal von allen Seiten her rufen. — Nein! sie ist nicht für uns da! schreit ihnen aber der Wortführer der ringenden Talente entgegen. Sie hilft nur den Papierbesudlern, die sich selbst nicht zu helfen wissen; nur mit ihnen und ihren Witwen und Waisen, Vettern und Basen hat sie Mitleid, nicht mit den großen und starken Menschen der jungen deutschen Literatur. Und doch — so fügt er dann in kläglich grimmigem Tone hinzu — „auch wir können uns nicht helfen!“

So steht es um diesen Angriff gegen die Schillerstiftung. Was soll nun eigentlich dabei herauskommen? fragt wohl ein ruhiger Leser, wenn er den Anklageartikel zu Ende gelesen. Lediglich der übliche literarische Lärm, der bald wieder über irgend einer anderen, Aufsehen erregenden Angelegenheit verhallt sein wird? — Nach den Andeutungen des Anklägers am Schlusse seiner Ausführungen will er dem „zersetzenden“ Teil seiner Aussprache über die Schillerstiftung auch einen „aufbauenden“ folgen lassen. Grundsätze zu einer gerechteren und im Sinne der Spende und Spender gehandhabten Verwaltung des Nationalschatzes will er aufzustellen versuchen. Für diese

Absicht könnte ihm die Schillerstiftung und mit ihr das deutsche Volk nur dankbar sein. Aber wird es ihm, der schon im „zersetzenden" Teil seiner Erörterung ein falsches Bild von dem bisherigen Wirken der Schillerstiftung gezeichnet hat, überhaupt möglich sein, im „aufbauenden" Teil ein besseres Bild von einem zukünftigen idealeren Wirken dieser Stiftung zu entwerfen? Setzt nicht jeder auf Beachtung Anspruch machende Vorschlag zur Verbesserung einer Einrichtung die volle und unbefangene Kenntnis von dem Werden und Wesen dieser Einrichtung voraus, von den Möglichkeiten und Bedingungen, unter denen sie sich betätigen kann, von den Grenzen, die der idealen Erfüllung ihrer Aufgaben schon von Natur aus und noch durch besondere Umstände gezogen sind? Jener Ankläger hat bei seiner Beurteilung der Schillerstiftung eine solche Kenntnis nicht an den Tag gelegt, obwohl er sie sich, wenn er ernstlich gewollt hätte, wohl hätte verschaffen können. Er geht von Vorurteilen und unrichtigen Voraussetzungen aus, die sich naturgemäß nun auch bei seinen Verbesserungsvorschlägen geltend machen müssen. Es wird deshalb gut sein, ehe man diese hört und erörtert, oder wenigstens gleichzeitig mit ihnen, auch das anzuhören, was ein Vertreter der Schillerstiftung über die Grundsätze und Bedingungen zu sagen hat, nach und unter denen sie arbeitet.

Zunächst einige Worte über ihre Entstehungsgeschichte! Der Gedanke, eine nationale Stiftung zur Hilfeleistung für notleidende Dichter und Schriftsteller zu begründen, litt von Anfang an, wie alle aus einer allgemeinen Begeisterung entsprungenen Gedanken, an der Unklarheit über seine praktische Ausführbarkeit. Durch einen Rückblick auf das Leben Schillers veranlaßt, dessen hundertjährigen Geburtstag ganz Deutschland festlich zu begehen sich anschickte, trat eine Schar von Männern aus allen Berufsschichten zusammen und erließ einen Aufruf zum Sammeln von Beiträgen zur Durchführung jenes zunächst nur in sehr allgemeinen Umrissen verkündeten Gedankens: Hilfe den deutschen Dichtern, die, wie Schiller, mit schwerer Lebenssorge zu ringen und wie er „dem Genius unseres Volkes in edler, die Mehrung der Bildung anstrebender Treue sich gewidmet haben!" Überraschend schnell kam eine beträchtliche Summe zusammen. In allen größeren Städten bildeten sich Vereine, die mit mehr oder weniger Erfolg, aber alle in der gleichen Begeisterung, die Sammlung der Gaben in die Hand nahmen. Eine vom Major Serre in Dresden veranstaltete Nationallotterie brachte sogar einen über alle Erwartung hohen Betrag. Genug, das Geld hatte sich rasch gefunden — aber sogleich erhoben sich auch die Meinungsverschiedenheiten über die Art der Verwendung dieses Geldes. Zwei grundsätzlich voneinander abweichende Ansichten traten von vorneherein einander gegenüber: die von Gutzkow in dem sogenannten „Akademieprojekte"

formulierte, den Hauptteil der zur Verfügung stehenden Mittel zur Dotierung von größeren Pensionen zu verwenden, welche an allseitig als hervorragend anerkannte Schriftsteller auf Lebenszeit verliehen werden sollten, und die andere: die Mittel von Fall zu Fall zu verteilen, das heißt notleidende Schriftsteller, welche sich um die Förderung der Nationalliteratur Verdienste erworben haben, in den Fällen schwerer über sie verhängter Lebenssorge sei es vorübergehend, sei es dauernd zu unterstützen. Beide Ansichten hatten das eine gemeinsam: daß die Schutzbefohlenen der Stiftung auf literarischem, besonders dichterischem Gebiete bereits verdienstlich gewirkt haben müßten. Dem Gutzkowschen Akademieprojekte fehlte die im Sinne der Spende doch von vorneherein liegende Voraussetzung der Bedürftigkeit der Pensionäre. Seine Durchführung hätte einen gewissen äußeren Glanz um die Stiftung gebreitet, ohne jedoch ihre eigentliche Aufgabe voll zur Erfüllung zu bringen. Denn die neben den Dichterpensionen übrig bleibende jährlich zur Verfügung stehende Summe wäre zu gering gewesen, um die schon damals an die Stiftung sich massenhaft herandrängende Dichternot auch nur einigermaßen zu mildern. Die andere Ansicht, die später in dem Grundparagraphen der erst nach fünfjährigem Kampfe endgültig festgestellten Satzungen der Stiftung zum Ausdruck kam, blieb aus diesem Grunde siegreich: das Moment der Bedürftigkeit der Gabenempfänger wurde zwar nicht in den Vordergrund gestellt, aber doch dem anderen Moment der schriftstellerischen Verdienstlichkeit ebenbürtig zur Seite gesetzt. Schon die Erfahrungen der ersten Arbeitsjahre der Stiftung hatten überdies gelehrt, daß es leichter sei, ein bestimmtes Urteil über die Notlage eines Dichters zu gewinnen, als über sein wirkliches Verdienst um die Nationalliteratur.

Noch ein anderer Umstand trug zum Durchdringen des Wohltätigkeitsgedankens gegenüber dem Akademieprojekte bei: Auf eine einheitliche Sammelstelle für die von den einzelnen Vereinen — den späteren Zweigstiftungen — aufgebrachten Summen war von vorneherein verzichtet worden, nur ein einheitlicher Verwaltungsrat wurde geschaffen, der aus den Vorständen der Zweigstiftungen alle fünf Jahre neu zu wählen ist und dem für die gemeinsamen Bewilligungen ein größerer Teil der Zinserträgnisse aus den einzelnen Kapitalen der Zweigstiftungen zur Verfügung gestellt wird. Damit war den Zweigstiftungen wenigstens für einen (kleineren) Teil der von ihnen aufgebrachten Beträge das freie Verfügungsrecht, aber auch nur innerhalb der von den Satzungen bestimmten allgemeinen Bedingungen, von vorneherein zugestanden. Nun ist es ganz selbstverständlich, daß die Mehrzahl der Zweigstiftungen mit den meist nur sehr geringen Mitteln, die sie zur selbständigen Verwendung übrig behalten, große literarische Ehrengaben

nur selten verleihen können. Aber sie können *rascher* helfen als der an ein umständliches Geschäftsverfahren gebundene Verwaltungsrat und sie können im kleinen helfen. Diese ganze Einrichtung war ja überhaupt von vorneherein in der ausdrücklichen Absicht getroffen worden, die Hilfeleistung der Stiftung bis in die feinsten Verzweigungen und Verästelungen des deutschen Schrifttums fließen zu lassen. Die Vorstellung von dem deutschen Sängerwalde, in dem auf jedem Baum ein Vogel sein Lied erklingen läßt, der eine lauter, der andere leiser, entsprach nicht nur dem Sinne jener Generation, die die Schillerspende zusammenbrachte, sondern sie entspricht auch heute noch dem Denken und Fühlen des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit. Die Betonung des Artistentums in der Dichtung ist im Grunde undeutsch. Und zum Schutze auch der kleineren Vögel im Sängerwalde waren und sind ja die Zweigstiftungen recht eigentlich berufen. Welch großer Teil unserer Nationalliteratur verbirgt sich doch in den nicht immer nur gut gemeinten, sondern oft auch wirklich gut gelungenen Bemühungen der sogenannten Lokaldichter! Sollten gerade sie, die zur Wacherhaltung des Sinnes für Poesie in den breiten Schichten des Volkes oft mehr beitragen als die nur selten wirklich ins Volk dringenden großen Sänger, von den Wohltaten jener Spende ganz ausgeschlossen bleiben? Von der Hauptstiftung konnten sie nur in ganz besondern Fällen berücksichtigt werden, aber bei den Zweigstiftungen mußten sie eine ihren bescheidenen Ansprüchen entsprechende Zuflucht finden. Mich dünkt, daß gerade dieser Gedanke der Organisatoren der Schillerstiftung seine Wurzeln in dem Sinne der Spender hatte. Und es war deshalb recht und billig, dem Grundparagraphen einen Zusatz zu geben, der in erster Linie für die lokale Tätigkeit der Zweigstiftungen berechnet ist und die Milderung des strengen literarischen Urteils in besonderen Fällen gestattet.

Die Befürchtung, daß durch diesen Zusatz auch im Verwaltungsrat der Stiftung der Wohltätigkeitsgedanke ungebührlich in den Vordergrund geschoben werden könnte, wurde von den Männern, die im Jahre 1864 endgültig die Satzungen feststellten, nicht gehegt. Und sie ist in der Tat in der ganzen Folgezeit durch nichts bewahrheitet worden. Die Untersuchung des Verdienstes um die Nationalliteratur hat stets im Vordergrund aller Gutachten und Aussprachen des Verwaltungsrates gestanden und nur eine sehr einseitige und befangene Kritik kann nachträglich höhnisch an ihren Ergebnissen herummäkeln. Daß sie mit Wohlwollen angestellt wurde, daß man gerne einem verdienstlichen Wirken nachforschte, auch wo es sich hinter Gestrüpp und Unkraut verbarg, kann der Verwaltung nur zur Ehre gereichen. Und daß die Strenge des Urteils sich in den *Abstufungen* zeigte, in denen man die den einzelnen Dichtern zugewendeten Gaben verteilte, muß dabei

im Auge gehalten werden. Wie ja auch in der Tat kein hervorragender deutscher Dichter der letzten fünfzig Jahre, wenn er der Gaben der Schillerstiftung bedürftig war, von ihr unberücksichtigt blieb.

Über die Geringfügigkeit oder auch über die Höhe dieser Gaben ist von jeher viel gespöttelt und auch viel gemunkelt worden. Ganz mit Unrecht. Denn den bedeutenden Dichtern hat die Schillerstiftung stets mit bedeutenden Gaben, besonders mit bedeutenden Altersgaben beigestanden, wenn die Notwendigkeit dafür vorlag. Die einmaligen oder mehrmaligen geringeren Gaben wurden und werden in der Regel in besonderen Bedarfsfällen, für die sie dann meistens genügen, den Empfängern zugewendet. Freilich hat der eine Empfänger diese, der andere jene Ansicht über das, was genügt. Deshalb erntete die Schillerstiftung nicht selten von dem einen überschwenglichen Dank für eine geringere Gabe, von dem andern nur Hohn und Spott für eine bedeutendere, ganz abgesehen von dem Zorn und der Feindschaft der vielen, denen sie keine geben durfte.

Eine ernstere Erwägung bedarf freilich die Frage, ob die Schillerstiftung nicht überhaupt die Zahl der Gaben verringern soll, um den Betrag derselben zu erhöhen. Schon das allgemeine Sinken des Geldwerts und die jährlich steigende Zahl der Schriftsteller, also auch der notleidenden unter ihnen, legt diese Frage nahe. In der Tat hat der letzterwähnte Umstand schon den nominellen Durchschnittsbetrag der Zuwendungen um etwas herabgedrückt, obwohl die große Spende der deutschen Frauen im Jahre 1905 eine Erhöhung der Zahl der Gabenempfänger zu rechtfertigen schien. Diese Erwägungen führen uns zu dem Punkte hin, der als der einzig positive und für die Schillerstiftung erörterungswerte aus dem jetzigen gegen sie gerichteten Angriff herausspringt.

Denn im Grunde handelt es sich in diesem Pamphlete doch nur darum, die an die Schillerstiftung zu richtende Forderung der Verleihung von großen Gaben in erster Linie an „ringende poetische Talente", also an solche, die sich erst ein Verdienst um die Nationalliteratur erwerben wollen, aus dem durch höhnische und unwahre Kritik „zersetzten" Boden herauswachsen zu lassen. Nicht einmal die Aufgabe, welche die Schillerstiftung als ihre vornehmlichste stets betrachtet hat, den wohlverdienten alten Schriftstellern eine Hilfe in der Zeit ihrer Arbeitsunfähigkeit angedeihen zu lassen, soll gegenüber dieser Forderung in Betracht kommen. „Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet" höhnt der Angreifer, ein Distichon Schillers mißbrauchend. Die „großen und starken Menschen" der jungen deutschen Literatur sollen die allein berufenen, die allein würdigen Empfänger der Gaben aus dem „Nationalschatze" werden. Alle anderen sind lediglich „Papierbesudeler".

Von dem übertriebenen, zum großen Teil auf literaturgeschichtlicher Un-

wissenheit beruhenden Selbstgefühl der jüngsten „Talente“ wollen wir dabei gar nicht reden. Was wissen sie denn im Grunde von dem, was schon früher geschaffen und geleistet wurde, trotz der vielen Neudrucke älterer Schriften, die heute veranstaltet werden! Aber von dem Mißbrauch, der überhaupt gegenwärtig mit dem Begriff „Talent“ getrieben wird, und den die Verwaltung der Schillerstiftung besonders lebhaft verspürt, sei hier ein Wörtchen geredet.

Kein Zweifel, daß nach den literarischen Stürmen der beiden letzten Jahrzehnte ein frischer Geist durch das dichterische Schaffen der Gegenwart weht. Für Inhalt und Form der Dichtung jeder Gattung sind neue Gedanken gewonnen, neue Ausdrucksfähigkeit erworben, neue Grundsätze aufgestellt, neue Maßstäbe eingeführt worden. Ein Streben nach Vertiefung, nach größerer Innerlichkeit, nach kräftigerem und wahrerem Erfassen der Erscheinungswelt wie des Seelenlebens durchzieht unser gesamtes geistiges Leben und tut sich auch in der Dichtung deutlich kund. Kein Zweifel aber auch, daß daneben eine Strömung der Veräußerlichung, der blinden Nachahmung, der kritiklosen Bewunderung hinläuft, wie sie wohl in keiner früheren geistigen Epoche in solcher Stärke ausgebildet war. Die Anmaßung, ein erhöhtes Menschentum zum Ausdruck zu bringen und bisher ungekannte schöpferische Kräfte zu entwickeln, hat einen Umfang angenommen, der nur in einer wirklich großen Zeit, von der wir doch noch weit entfernt sind, am Platze wäre, und ihr entspricht eine weitgehende Unselbständigkeit des allgemeinen literarischen Urteils und ein fast beschämender Verzicht der breiteren gebildeten Schichten auf alle Rechte nnd Pflichten, die aus dem gesunden und unbefangenen Denken und Fühlen erwachsen. „Jeder Lausbub hat heute Talent“, und schreit es, je geringer und wertloser es sich auf die Dauer erweist, mit um so stärkerer Lungenkraft in die Welt hinaus. Aus diesem lauten Chorus der Talente und Talentchen aber, die ihr Selbstbewußtsein an dem kritiklosen Beifall der Menge für jedes freche literarische Benehmen nähren — denn Frechheit und Geist gelten heute für gleichbedeutend — schallt am lautesten das Anathema heraus, das gegen jedes ruhigere und besonnene Urteilen geschleudert wird.

Die Schillerstiftung hat gegenüber jener Anmaßung, mit der jedes poetische Talentchen heute den Anspruch auf Verdienst um die Förderung der Nationalliteratur erhebt, einen besonders schweren Standpunkt. Sie verkennt keineswegs die vielen wertvollen und bedeutenden dichterischen Bestrebungen, die sich heute allerorten in unserem Volke kund tun, aber sie muß gerade deshalb um so energischer sich gegen die Zumutung wehren, die Nährmutter für alle die lauten Schreier zu sein, die im Gefolge der wirklichen Talente und als ihre äußerlichen Nachahmer mit einherlaufen. Die An-

sprüche, die nach dieser Seite hin oft an sie gestellt werden, sind ganz unglaublich. Irgendwelche Selbstkritik scheint unter den jüngeren Dichtern Deutschlands überhaupt nicht mehr vorhanden zu sein. Ahnungslose Jünglinge, die in wüsten Rhythmen ihr Übermenschentum oder ihre dunkel wühlenden Seelenstimmungen niedergelegt haben, kommen zu ihr und bestehen auf ihrem Rechte, von ihr die Mittel zur Vollendung ihrer „großen dichterischen Entwürfe" zu erhalten; junge Dramatiker, die ihre ganze Existenz auf die Annahme eines oft ganz unmöglichen Stückes an den Bühnen aufbauen, fordern von ihr den Lebensunterhalt bis zum Eintreten des „großen Erfolgs"; kleine Novellisten legen ihr den Plan für einen „großen" Roman vor mit der Bitte, ihnen zur Ausarbeitung desselben die nötige Muße zu verschaffen.

Ein gemeinsamer Zug geht durch alle diese Forderungen und Bitten hindurch: Die Sehnsucht nach Erlösung aus den „Berufsgeschäften". Die Begierde der Mehrzahl unserer heutigen dichterischen Anhänger, „freischaffende" Schriftsteller zu werden, ist eine der bezeichnendsten Begleiterscheinungen der „Wiedergeburt der Kunst". Nur gänzlich losgelöst von den realen Bedingungen, Härten, Kämpfen und Mühen eines bürgerlichen Daseins glauben diese Schriftsteller ihre „großen Kunstwerke" schaffen zu können. Sie erkennen nicht, daß die meisten unserer großen Dichter gerade aus dem Boden einer strengen nichtdichterischen Tagesarbeit, so sehr sie auch unter ihr seufzten, ihre beste Kraft gewonnen haben. Sie wissen nicht, daß gerade Schiller, auf dessen Ringen mit der Lebensnot sie sich immer wieder berufen, in demselben Alter, in welchem sie um das Befreitwerden von jedem äußeren Zwange betteln, die Notwendigkeit des Sicheinfügens in diesen strengen Zwang empfand und für zehn Jahre der dichterischen Beschäftigung gänzlich zu entsagen beschloß. Und er hatte doch damals schon vier unsterbliche Dramen geschaffen! Eine Aufpäppelung ihrer keimenden Talente verlangen jene. In ein literarisches Säuglingsasyl soll die Schillerstiftung das Altersheim umwandeln, über das sie den ganzen Hohn der Unreifheit ausgießen.

Die „ringenden poetischen Talente!" Wer kann entscheiden, ob ihr Ringen auch wirklich gekrönt sein wird? Und um was ringen sie in den meisten Fällen? Um wirkliche Vertiefung ihrer Kunst? Um wirkliche Förderung der Nationalliteratur? Aber nein! Erfolg! Erfolg! so lautet ihr einziger Wunsch. Gebt uns freie Zeit und Lebensunterhalt bis zur Erlangung des Erfolges! Des blendenden Erfolges auf den Bühnen, des Erfolges auf dem Büchermarkte, des Erfolges im äußeren Leben!

Kann man es der Verwaltung der Schillerstiftung verdenken, wenn sie solchen Wünschen gegenüber mit ihrer Hilfe zurückhaltend ist? Wo sie

ein echtes und ernstes poetisches Ringen findet, wird sie gerne nach ihren Kräften helfen, wie sie bisher auch in solchen Fällen stets geholfen hat. Aber zur Aufzucht von noch mehr „Berufsschriftstellern" und noch mehr „Berufsdichtern", als wir jetzt schon haben, kann und darf sie den Nationalschatz nicht hergeben. Ihr Archiv enthält allzu viele traurige Beispiele von dem schließlichen Erfolge einer solchen Aufzucht.

Keine noch so stürmisch vorgebrachte Forderung, das Schwergewicht ihrer Wirksamkeit auf die „ringenden Talente" zu legen und dafür die „invaliden Poeten" zu vernachlässigen, wird deshalb bei ihr Gehör finden. Wo sie ein Talent von wirklicher Schaffenskraft findet, wird sie es zu fördern suchen, sei es jung oder alt, möge es der oder jener literarischen Richtung angehören. Aber ein *wirkliches* Talent muß es sein, nicht nur eines der von der Laune des Tages als solches gepriesenes oder durch eigene Anmaßung als solches erklärtes Talentchen. Und dem wahren Talente auch durch größere Gaben die Entwicklungsmöglichkeit zu geben, ist ihr ernstliches Bestreben und ihre für die eigene Weiterentwicklung gehegte Hoffnung.

Rundschau.

Widmanndenkmal oder Widmannstiftung. Durch die Zeitungen geht die Nachricht, die Freunde des verstorbenen J. V. Widmann wollten ihm ein Denkmal errichten. Was würde der zu Ehrende selbst zu dieser Absicht sagen? Vielleicht dies:

„Ich danke euch, liebe Freunde, aber ich bitte euch das Geld, das ihr mir zu meinem siebzigsten Geburtstag vermeint habt, nun, da ich tot bin, nicht in einem Denkmal, sondern in einer Stiftung in meinem Sinne anzulegen. Was soll mir ein Denkmal? Mein ganzes Leben war auf unmittelbar lebendige Wirkung gerichtet: als Musikdirektor in Liestal, als Pfarrhelfer im Thurgau, als Schulleiter in Bern und als Redaktor am „Bund". Wenn irgend etwas von mir nach meinem Tode wirken soll, so kann es nur die künstlerische Leistung und das menschliche Streben meines Lebenswerkes sein. Wenn ihr also für mein Andenken etwas tun wollt, so macht eine schöne billige Auswahl aus meinen Schriften und Dichtungen, die jetzt bei einem halbdutzend Verleger zerstreut, zum Teil vergriffen sind. Keine Sämtlichen Werke! Ich weiß, daß das Gepäck nicht groß sein darf, das man in die bescheidenste Unsterblichkeit mitnimmt. Ich weiß auch, daß Leichtigkeit des Schaffens, Fabulierlust der Jugend, Amtseifer der späteren Jahre mich manches schreiben ließen, das meinen Freunden lieb und wert sein mag, meinem Fortleben aber nur ein hinderlicher Ballast wäre. Ich weiß aber auch, daß sich ein paar Bände Dichtungen, Novellen, Reiseschilderungen und Dramen aus meinen Werken zusammenstellen lassen, die verdienen, auch noch fünfzig Jahre nach meinem Tode gelesen zu werden.

Aber, liebe Freunde, als alter Feuilletonredaktor bin ich doch recht skeptisch gegen alles literarische Fortleben und darum möchte ich gern, daß von dem wunderlichen

Aggregatzustand, der als Josef Viktor Widmann durch diese schöne Welt lief, etwas, ein klein wenig nur, aber etwas Dauerndes und Wirkendes bleibe. Kein Denkmal darum, Freunde! Denkmäler für Schriftsteller sind Unfug. Fangen sie jetzt nicht an, sogar den Schauspielern Denkmäler zu errichten? Wo doch die Büste des Mimen nur ins Foyer des Theaters gehört, damit vielleicht nach Jahren einmal ein junges Mädchen oder ein Student im dritten Semester mit freundlicher Neugier davor stehe. Aber wir Schriftsteller! Wie wollt ihr uns auf ein Postament stellen? Im Bratenrock, in der Joppe, im Stehkragen, mit Hosen wie eine Ziehharmonika, am Ende gar mit dem Griffel in der Hand oder einer Lyra am Sockel? Wie wollt ihr eigentlich meinen Zwicker wiedergeben? Laßt ihr ihn weg, so fehlt meinem Kopf etwas. Ihr könnt höchstens eine einfache Platte aus Bronze machen; das geht. Aber wie wär's, wenn ihr diese Platte an einem kleinen, reinlichen Haus anbrächtet, über dem zu lesen wäre (nicht zu groß, aber anheimelnd): „Widmann-Stiftung. Asyl für greise Pferde und Hunde"? Lächelt nicht, Freunde, laßt mir meinen Sparren; ihr wißt, ich war alleweil ein Tierfreund, wie man mir ins Gesicht, ein Viechernarr, wie man hinter meinem Rücken sagte. Ich möchte auch nach meinem Tod noch etwas für die Tiere tun: für die geplagtesten, geduldigsten, anständigsten, die Pferde; und für die treuesten und anhänglichsten, die Hunde. Sie sollen irgendwo in der Nähe von Bern eine Austragstube, ein Greisenasyl, finden, wo sie ihre Tage friedlich zu Ende leben mögen. Ein altes braves Pferd soll nicht zum Schinder, sondern auf Kosten der Stiftung abgeholt und in einem reinlichen Stall untergebracht werden; es soll im Sommer noch auf einer grünen Matte weiden können; und der alte Hund soll, wenn ihm wirklich sein Herr das Gnadenbrot nicht geben kann, im Winter eine warme Stube, und im Sommer einen trockenen Fleck haben, wo er nach den Mücken schnappen kann. Ich denke mir die Stiftung nur auf die Schweiz beschränkt, aber ich zweifle nicht, daß sie in anderen Ländern nachgeahmt wird; sie ist auch nicht originell, denn in Amerika existiert schon etwas dergleichen. Meine Nörgler mögen spotten, daß auch diese Idee nicht von mir und nicht original sei. Als hätt ich's je drauf angelegt, originell zu sein! Wirken wollt' ich und will ich noch als Toter. Darum wäre es mir eine Befriedigung, wenn von der Schweiz aus, von der schon so mancher humane Gedanke in die Welt hinausgegangen ist, auch die humane Pflege alter Tiere propagiert würde. Es sind wohl auch Bäume auf dem Widmanngütli; Hecken umsäumen es, damit auch Vögel einen Unterschlupf finden. Man braucht ja den Gedanken nicht pedantisch, man kann ihn menschlich ausführen. Aber glaubt mir, wenn durch irgend eine geheimnisvolle Fernwirkung meinem Aschenhäuslein Kunde werden könnte, daß irgendwo im Bernerbiet Gäule friedlich grasen, alte Hunde die steifen Beine von der Sonne anscheinen lassen und daß sie das nicht tun könnten, wenn nicht gute Freunde und gute Menschen mir zulieb und mir zum Gedächtnis die paar tausend Franken zusammengelegt hätten, seht Freunde, dann würde es wie ein warmer Anhauch über das Restlein von mir hinwehen, ein Hauch vom Leben und vom Mitfühlen. Und, Freunde, ein Wörtchen ins Ohr: Die Stiftung wäre so recht nach meinem Sinn, weil keiner der stillen Pfründner von mir das geringste wüßte, keiner eine Zeile von mir lesen, keiner eine Pflicht der Dankbarkeit in sich entdecken müßte. Es wäre eine Wir-

kung ohne Warten auf Erkenntlichkeit, eine anonyme Wohltat, die nicht als Wohltat empfunden würde und dennoch eine wäre. Es hätte etwas Unschuldiges und Gütiges und dennoch wäre eine leise Ironie dabei. Aber vielleicht wäre gerade dies das Widmannische an der Sache."

J. H.

Eine Uraufführung in Wien. *Isôt als blanche mains*, die „weißhändige Isolde" ist seit je das Stiefkind der Tristandichter gewesen: neben der goldhaarigen Isolde von Irland, von deren Liebesbund mit Tristan begeisterte Lieder erklangen, mußte ihre Gestalt verblassen, mußte sie als die eheliche Gemahlin von *Tristan li amerous*, von Tristan, dem „Liebhaber *par excellence*", in den matten Schimmer des Korrekten, des Legitimen, Gewöhnlichen, um nicht zu sagen des Langweiligen gestellt erscheinen. Und doch hat man ihr damit Unrecht getan: nicht vom Standpunkt ehelicher oder sozialer Moral, sondern von dem menschlicher Teilnahme aus! Die Schmerzen der Eifersucht, die bittere Erkenntnis, zurückstehen zu müssen hinter einer andern, der sie an Adel, Alter, Schönheit, Gesinnung ebenbürtig war, das qualvolle Erlebnis in der Hochzeitsnacht, in welcher der ihr angetraute, abgöttisch verehrte Mann sie unberührt ließ, dies alles sind Momente, die einem modernen Dichter die Feder in die Hand drücken müssen.

Wie wichtig diese Figur schon den ersten Bearbeitern der Sage, dem eigentlichen Schöpfer der Tristansage gewesen sein muß, ersieht man aus der durch die jüngste Forschung festgestellten Tatsache, daß der älteste Kern der Sage (genau so wie es beim Gral-Parzival-Stoffe der Fall ist) ein einfaches Märchen war, und zwar in unsrem Falle die alte Geschichte von der „wahren und falschen Braut", also ein Märchen vom Typus der „Jungfrau Maleen", der „schwarzen und weißen Braut", in welchem also schon die beiden Frauengestalten, die goldhaarige Isolde und die „dunkle", die mit den weißen Händen, vorgezeichnet waren. — Es ist für den modernen Dichter freilich gleichgültig, woraus die Sage einst entstanden ist: für ihn ist das Problem gegeben durch die Charaktere und durch das grausame Los, dem sie alle verfallen.

Wie dies aber zu wenden, das ist seine Kunst.

Da hat vor einiger Zeit die Wiener Zeitschrift für Musik und Theater „Der Merker" (im 2. Hefte des II. Jahrgangs, Wien, Oktober 1910) ein Stück abgedruckt, „Der Tod des Tristan" von L. Andro, ein paar Szenen ohne Anspruch auf den großen Pomp einer Tragödie, auch ganz bescheiden bloß als eine Folge von „Szenen" bezeichnet, und doch von einer ans Herz greifenden Kraft und Schönheit. Es ist, um es gleich herauszusagen, das einzige Stück, in dem diese arg vernachlässigte Gestalt der zweiten Isolde zu ihrem vollen dichterischen Recht kommt. Jetzt ist es im Wiener Deutschen Volkstheater zur öffentlichen Aufführung gelangt. Die Tageskritik hat es abgelehnt; für das Publikum war es ein Erfolg.

Es wird wenige Stoffe geben, die so oft dichterisch behandelt wurden, wie gerade der „Tristan". Von den Epen Wielands und Aug. Wilh. von Schlegels angefangen, über die prachtvollen Romanzen Rückerts und besonders Immermanns geht der Weg über eine ganze Menge kleinerer Dichtungen: Wilh. Wackernagel, der be-

rühmte Germanist, der freilich mehr Begeisterung als poetische Begabung mitbrachte, K. Ph. Conz, Fr. Wilh. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden", A. L. Follen und andere sind da zu nennen. Noch größer ist die Zahl der Tristandramen. Hans Sachs steht obenan mit seiner siebenaktigen „Tragedia mit dreiundzwanzig personen von der strengen lieb herrn Tristrant mit der schönen königin Isalden", am Ende stehn Ernst Hardt und Emil Ludwig; auch unser unvergeßlicher Josef Kainz, eine wahrhafte Dichternatur, hatte sich (lange vor Hardt, schon in den neunziger Jahren) mit einem Tristandrama beschäftigt, von dem aber nur ein Akt fertig sein soll. Dazwischen aber liegt eine schier unübersehbare Menge von Dramen: Graf Platen, Friedrich Roeber, Josef von Weilen, Ludwig Schneegans, Albert Gehrke, Karl Robert (das dichterische Pseudonym für den Philosophen des Unbewußten, Eduard von Hartmann), Michael Rützel, A. Bessel, Ernst Eberhard, Albert Geiger, Eduard Seis und Emil Ludwig, um von den außerdeutschen nur ganz abzusehen, sind die Namen der Dichter. Aber den meisten von ihnen ist die Gestalt der weißhändigen Isolde eher im Wege gestanden und wo sie auftritt, wie zum Beispiel bei Seis, da kann man doch kaum sagen, daß ihr darin der ihr als dramatischer Figur gebührende Platz eingeräumt worden wäre.

Auch Emil Lucka hat den Stoff ergriffen in seinem Roman „Isolde Weißhand", den ich aber nicht als sein Bestes ansehen kann. Um das eigentliche Problem, die Nebeneinanderstellung der zwei Frauen, die auf Tristan scheinbar gleichwertigen Anspruch haben, ein Problem, das gewiß zum wertvollsten psychologischen Gehalt der alten Sage gehört, um diese tiefernste und würdige Frage ist Lucka (trotz des Titels!) eigentlich in etwas leichtfertiger Weise herumgegangen. Freilich darf man sich über die Schwierigkeit gerade dieses Teils der Handlung nicht täuschen: das Zusammentreffen der beiden Isolden müßte bedenklich an den Streit der beiden Königinnen in den Nibelungen gemahnen, und es war also gewiß vorsichtig, diese Reminiszenz, die bei der Erinnerung an Hebbels Darstellung zu einer erdrückenden Kritik hätte werden können, nicht heraufzubeschwören.

Aber gerade darin möchte ich die Stärke des Stückes von L. Andro sehen: die Königinnen stehen wirklich nebeneinander, nur streiten sie nicht um den Geliebten, denn der Streit ist in dem Augenblicke entschieden, als Isolde Blondhaar eintritt. Eine solch souveräne Behandlung des alten Gegenstandes ist überraschend. Gegenüber dem Verfahren der übrigen Tristandramatiker vor, um und knapp nach Wagner, die den Stoff nach gleichem Rezept in die „Gesetze" eines „Dramas" einzwängten, ihn „dramatisierten", bedeutet es das unbestreitbare Verdienst Ernst Hardts, nicht nur, daß er den Mut gehabt hat, sich mit seinem „Tantris" neben Wagners „Tristan" zu stellen, sondern daß er auf den Pulsschlag der alten Sage gehorcht hat, so daß es ihm gelingen konnte, aus dem alten Stoffe Szenen von tiefer Tragik und neuer erschütternder Bühnenwirkung hervorzuholen.

Wir sind freilich durch Richard Wagners unnachahmlich hohe Wendung des Gegenstandes, durch die der alte Sagengehalt scheinbar für immer alles rein Stoffliche, äußerlich Ereignishafte abgestreift hat, sosehr in das Milieu seiner Tristanstimmung gefesselt, daß wir das Antasten dieses Stoffes bei Hardt fast wie einen Frevel empfunden haben. Aber wenn ich auch in Wagners Bearbeitung nach wie vor

den Gipfelpunkt, den unerreichten und unerreichbaren Gipfelpunkt aller Tristandichtung sehe, so muß man es einem Dichter zugutehalten, wenn er aus dem überreichen Schatz der mittelalterlichen Tristansage ein neues dramatisches Moment schöpft. Vorausgesetzt nur, daß er ein Dichter ist! Und daran dürfen wir bei Hardt wohl kaum zweifeln, sicher nicht bei der Andro.

Und wie viel die alte Sage an latenter Dramatik enthält, wird jeder einsehen, der die prächtige neufranzösische Nacherzählung von Joseph Bédier zur Hand nimmt, die längst zum geistigen Besitz aller nach Poesie dürstenden, für wahre Schönheit empfänglichen modernen Menschen geworden sein sollte.

Im „Tod des Tristan" ist bloß das äußere Geschehnis durch die Sage vorgezeichnet: die kurze Ehe der von ihrem Gemahl verschmähten jungfräulichen Königin Isolde von Arund, und Tristans Verwundung und Tod durch die falsche Nachricht vom schwarzen statt weißen Segel, so daß Isolde Blondhaar zu spät kommt. Also bloß das schwermütige, tieftraurige letzte Kapitel der Sage, mit eben jener hochbedeutsamen Nebeneinanderstellung der beiden Isolden. Darauf, auf diese Parallele der zwei Frauen und ihrer Liebe, kommt es dem Dichter an. Nicht den Tod des Tristan will er erzählen, sondern er fragt sich: wem gehört Tristan eigentlich zu, der blonden, die ihn im Leben besessen, oder der weißhändigen, die nun alle rechtlichen, aber auch ebenso starke seelische Ansprüche an ihn hat?

Nur ein feiner Kenner weiblicher Psyche durfte sich an diese Frage wagen.

Im Mittelpunkt des Androschen Stückes steht Isolde Weißhand. Tristan hat um sie gefreit, weil auch ihr Name Isolde ist; sie hat seine Werbung angenommen, weil sie fühlte, wie stark Tristan lieben kann. Aber sie erkennt nur zu bald, daß Tristan ihr für das Leben verloren ist, und so muß — durch die Ereignisse meisterhaft geschürt — ihr Trachten darauf beschränkt sein, daß ihr, der Gattin, wenigstens seine Todesstunde zu eigen bleibe.

Es gehört zu dem Zartesten, was mir aus der dichterischen Entwicklung der Tristansage bekannt ist, wie Isolde Weißhand sich hier um den todwunden Tristan müht, wie sie kämpft, ihren rasenden Schmerz zurückzudrängen, um ihn, dessen Gedanken nur bei der blonden Isolde weilen, in dieser Stunde für sich zu gewinnen. Wie dann aber ihr weiblicher Stolz und ihre Eifersucht wieder hervorbricht und sie ihm zuruft: Isolde von Irland kommt nicht, sie hat dich vergessen! — sie „sitzt bei Herrn Marke und lacht, und die knotigen Hände des Alten fahren durch ihr goldenes Haar". Wie sie auf seine dreimaligen Fragen: „Ein weißes Segel?" absichtlich anderes antwortet und endlich die Kraft zu der Lüge gewonnen hat: „Das Segel ist schwarz — schwarz wie mein Haar!" Da hat sie allerdings sich seine Todesstunde erkauft, aber: durch seinen Tod! Seine letzten Worte sind Dank an sie, an „Isolde mit den weißen Händen".

Dieses Verbrechen an ihrer Liebe aber wird ihr gleich klar. Als Isolde Blondhaar hereintritt, kann die Weißhand ihrem Blick nicht entgegnen und schleicht in tiefster Scham davon, während Isolde Blondhaar, die kein Wort spricht, bloß durch ihr Kommen bewiesen hat, daß ihre Liebe die größere ist.

Wien. Victor Junk.

Von der Münchener Hofoper. Wir warten immer noch auf den Nachfolger Mottls. Nicht auf einen, der ihn „vollkommen ersetzen kann", sondern der im Gegenteil außer der musikalischen Naturanlage nichts mit ihm gemein hat. Was uns not tut, ist ein überlegener Organisator, ein zäher Arbeiter, ein Propagator des Guten, ein Hasser des Mittelmäßigen. Das alles ist Mottl in seiner Münchener Zeit nicht (oder nicht mehr) gewesen. Wohl wurde das Befremden über Mängel der Vorbereitung oft durch die Freude darüber aufgewogen, wie dieser eminente Mann aus der augenblicklichen Stimmung heraus mit einem großen Ensemble so rhythmisch, klangschön und plastisch zu musizieren verstand, aber die Mißgriffe seiner Kunstpolitik ließen sich nicht verdecken. Er hat als Münchener Hofoperndirektor nur die Mittelmäßigkeit tätig gefördert. (Dabei hat er aber das Gute nicht etwa gehaßt. Er war überhaupt kein Hasser, und so oft er sich zwischen zwei Werten zu entscheiden hatte, stand er mit vollem Herzen auf beiden Seiten und wählte dann in Gottes Namen den geringeren. Er hat Hans Pfitzner sein Leben lang für einen genialen Komponisten und Dirigenten gehalten und dann die „Sonnenwendglut" einstudiert und Fritz Cortolezis berufen.) Über die erzieherischen Folgen solchen Wirkens dürfen wir uns nicht täuschen. Das Ensemble ist durch das fortwährende »*al fresco*«-Spiel des feineren Musizierens entwöhnt worden, und das Repertoir enthält keines der wahrhaft großen neueren Werke außer den Wagnerschen. Hugo Wolfs „Corregidor", Debussys „Pelleas und Melisande" ruhen in der Bibliothek. Cornelius ist mit seinem „Barbier" lange nicht mehr zu Wort gekommen, und sein „Cid" wurde nach e i n e r e i n z i g e n Aufführung im Januar 1911 wieder weggelegt. Pfitzners „Armer Heinrich" und „Rose vom Liebesgarten" stehen immer noch auf dem Index, und daß Verdi einen „Othello" und einen „Falstaff" geschrieben hat, will heute niemand mehr wissen. Und was hat man uns dafür im letzten Jahre alles zugemutet! „Zlatorog" und „Don Quixote", ehrfurchtsvoll langweilende Werke zweier tüchtiger Akademiker, und — was noch viel bedauerlicher ist — „Musikant" und „Bergsee", zwei Arbeiten eines volkstümelnden Wiener Routiniers. Julius Bittner hat sich auch den Text seines Bergsees selbst geschrieben. Er kennt seine Leute. Er stellt ihnen Bauern auf die Bühne, kämpfende Bauern, betende Bauern, liebende Bauern, gesehen und gestaltet nach der Weise jenes a u c h süddeutschen Künstlertums, dem die Biederkeit im Herzen wohnt und gelegentlich der Schalk aus den Augen blitzt. Gundala, das Fischerkind, läßt sich vernehmen: „und die Blumen, die jetzt dort blühen, sprießen aus meinen Tränen." Und der alte Oberhofer äußert:

„Pfiat dich Gott, Sonnkar!
Pfiat dich Gott, See!
Und lacht's ihn nicht aus, den Oberhofer:
Er tut halt sein' Pflicht."

Das Traurigste ist dabei, daß der Mann unstreitig Bühnenbegabung besitzt. Das beweisen die zwei knapp und wirksam gefaßten Bauernszenen, um die die ganze Handlung herumgebaut zu sein scheint. Erste Szene: die Bauern weigern dem Feldhauptmann des Bischofs den Zins und rüsten sich zur Schlacht. Zweite Szene: die Bauern beschließen im Taumel des Sieges, zum Angriff auf Salzburg

hinunterzuziehen. (Kontrastfigur: der alte Oberhofer, der zur Besonnenheit rät.) Aber die Personen! Da ist der eiserne bischöfliche Feldhauptmann, der innerlich so gerecht und edel denkt; der alte Oberhofer, der gleichfalls ein so edler Mensch ist und zweiten Baß singt; da ist der verbohrte Bauernagitator, der Grünhofer heißen muß und einen Buckel hat (Tenor); da ist endlich zur Ausfüllung der Kampf- und Gebetspausen das Liebespaar, das allerdings noch einen besonders effektvollen Schluß ermöglicht: Gundala, das Fischerkind, reißt nämlich die Klause des Sees auf und läßt die Wasser in die Klamm stürzen, durch die der Liebste mit dem Häuflein der Bauern talabwärts steigt. Kürzer: Bergbauern als Zimmerschmuck des norddeutschen Heims.

Die Musik Bittners versucht nach wohlbekannter Methode, die moderne musikalische Allerweltssprache mit volkstümelnden Floskeln zu schmücken. Das Resultat ist ein peinliches Nebeneinander zweier entgegengesetzter Arten von Trivialität, modern-eklektizistischer Phrasen und empfindsamer Liedertafelei.

Um dieser routinierten Flachheit willen mußten die höchsten Werte, die wir seit Wagner kennen, zurückstehen, mußte ein Dirigent wie Bruno Walter von Wien nach München fahren. Die Zeitungen behaupten, daß er der neue Mann für unsere Hofoper sei, und es wäre ein Glück, wenn sie Recht behielten. Denn er hat schon vor wenigen Wochen Mahlers „Lied von der Erde" und zweite Symphonie mit dem gegenwärtig recht mittelmäßigen Konzertvereinsorchester so aufgeführt, daß unser Publikum vor aller Bewunderung erst staunend inne werden mußte, was überhaupt mit einem Orchester geleistet werden kann. Hatte Mottl alles gegeben, was mit dem klanglichen und rhythmischen Sinn, mit Formgefühl und Temperament zu erreichen ist, so zeigt Walter, wie man die subtilste Methode solistischen und kammermusikmäßigen Musizierens auch mit dem großen Orchester durchführen kann. Man muß es gehört haben, mit welcher Feinheit unter seiner Leitung beispielsweise „Der Einsame im Herbst" aus dem „Lied von der Erde" vorgetragen wurde. Die Delikatesse, die uns an Regers Art, am Klavier zu begleiten, schon in Erstaunen setzt, schien hier plötzlich für den Vortrag eines ganzen Orchesters selbstverständlich zu sein. Bruno Walter folgt den Intentionen des Komponisten noch dorthin, wo sie durch keinerlei Vortragszeichen mehr ausgedrückt werden können, sein künstlerisches Fühlen durchdringt das ganze Werk bis in die letzten, feinsten Verästelungen. Da gibt es keine Begleitungsfigur, in der er nicht das dynamische und agogische Auf und Ab des Melos nachzittern ließe, keine Füllstimme, die sich ihm nicht vom Hauch der Melodie belebte. Er ist der Meister jenes fast unmerklichen Anschwellens, aus dem man schon das folgende Piano heraushört, und jenes zarten Zurückgehens, das nur das Atemholen einer späteren Steigerung zu sein scheint. Dieser feine Künstler, in dessen Interpretation es keine tote Stelle, keine leere Floskel gibt, wird in jedem Wirkungskreise das allgemeine Niveau leicht und rasch heben können, da ihm das beste Erziehungsmittel zur Verfügung steht: das eigene lebendige Beispiel. Und darum wäre sein Kommen das größte Glück für unsere Hofoper wie für das musikalische München überhaupt. — Vorerst wollen wir uns freuen, daß die Hofoper im neuen Jahr den Spielplan durch Meyerbeers „Hugenotten" und Aubers „Stumme von Portici" belebt hat. Sie hat damit eine alte

fast verjährte und eine noch ältere, unverjährbare Schuld abgezahlt. Auber kann warten, Meyerbeer nicht. Er muß seine letzte Mission erfüllen: dem Zeitalter des Rosenkavaliers zu demonstrieren, was Bühnenwirksamkeit ist. Jahrzehntelang ist uns Meyerbeers Erscheinung verstellt und verschoben worden, und man hat sich noch heute durch einen Schwarm voreingenommener Historiker hindurchzuwinden, um zu ihrem ruhigen Anblick zu gelangen. Robert Schumann und Richard Wagner haben das verschuldet. Der verächtliche Zorn ihrer Verdammungsurteile hat die Erörterungen verwirrt und jene ästhetische Begriffsstutzigkeit erzeugt, die sich vor dem Hugenottenkomponisten mehr ethisch als ästhetisch gebärdet. Es ist ausgemacht, daß Meyerbeer den Effekt und die Frivolität erfunden und in die unter Rossini und Spontini so still und harmlos dahinlebende Oper getragen hat. Und wenn selbst eine Kapazität wie Hugo Riemann schreibt: „Sein Platz ist bei denen, die Handel im Tempel treiben", so wird man sich über das Pathos anderer nicht mehr wundern. Oft wurden ethische Mißbilligungen in so reichlichem Maße verausgabt, daß man sie durch übergroße Lobeserhebungen für die „eigentliche Genialität" Meyerbeers wieder decken zu müssen glaubte, und man vergaß dabei nur, sich die Frage vorzulegen, ob Meyerbeer überhaupt eine so große Begabung besessen hat, daß man seine Lebensarbeit als eine mißbräuchliche Vergeudung seines Talentes zu beklagen brauchte. Meyerbeer war ein erstaunlich intelligenter und temperamentvoller, aber kein originaler Musiker. Weber, Rossini, Spontini, Herold, Auber, Berlioz haben geholfen, seine Diktion zu bilden. Er spricht abwechselnd ihre Sprache, und seine Verwandlungsfähigkeit ist ungeheuer groß. Aber nur der fremde Tonfall und der wirkungsvolle Vortrag gehören ihm. Weder die Souveränität seiner Formbeherrschung noch sein fabelhaftes Bühnenraffinement können über den Eklektizismus seiner Werke hinwegtäuschen. Es zeugt daher von einer klaren Selbsteinschätzung, daß Meyerbeer sich nicht gescheut hat, eine Richtung abzuschließen, deren Hauptzweck die Unterhaltung des Publikums war. Überdies hat die Münchener Aufführung der „Hugenotten" gezeigt, daß die überlegene Intelligenz und Bühnenkenntnis ihres Komponisten immer noch schwer genug wiegt, alles, was heute außer Pfitzner und Debussy für die Oper schreibt, in die Luft schnellen zu lassen.

Aubers „Stumme" bedarf dieses Beweises nicht. Sie lebt durch ihren Eigenwert, und sie wird leben, solange es musikalische Menschen gibt. Hier ist nichts erklügelt und kombiniert. Jeder Takt dieser unendlich leidenschaftlichen und zugleich unendlich anmutigen Musik trägt die geistige Physiognomie seines Schöpfers, und jeder Takt ist ein Einfall. Mit Ausnahme jener einzigen Marschmelodie, die billigerweise längst von einem Coupletfabrikanten gestohlen worden ist, ist in diesem Werk nichts veraltet und abgeblaßt. Ja, es steckt mehr Zukunft in ihm als in irgend einer anderen „großen Oper". Wer Stücke wie den Trauungsgesang und das Schlummerlied „nur noch historisch" genießen kann, wer nicht außer sich geraten kann vor Entzücken über den Adel ihrer Linienführung und ihrer manchmal schon an César Frank gemahnenden Harmonik, der ist überhaupt nicht musikalisch.

Leider haben wir gegenwärtig in München für dieses Werk weder Interpreten noch Sänger und müssen uns mit leidenschaftslosen, schwerfälligen Aufführungen abfinden. Vielleicht haben diese Aufführungen die kritische Verwirrung mitver-

schuldet, in der man dem alten Auber sein Mißvergnügen ausgedrückt hat, daß er — der von dem skeptischen Wagner freudig Anerkannte — es wagte, heute noch den Münchener Referenten vor die Augen zu treten. Daß allen voran Alexander Dillmann die Größe Aubers nicht fühlt, kann man als wohltuende Ergänzung seiner begeisterten Bergseekritik empfinden. Man wird nicht mit ihm darüber streiten wollen, ob es ihm (Auber) „an inneren Werten fehlt", ob alles bei ihm (Auber) „überhaupt ziemlich oberflächlich" ist. Man wird daran denken, daß er eben Bittner verehrt und Debussy belächelt. Man wird sich gegenwärtig halten, daß er der eifrige und konsequente Propagator der Cortolezis und Mikorey und der eifrige und konsequente Verkleinerer des Wagnerinterpreten Franz Fischer ist. Und man wird sich erinnern, daß er neben vielen anderen Sätzen auch diesen Satz über Straußens Interpretation des Tristanvorspiels geschrieben hat: „Dieses Vorspiel schien wie die Brandung des unendlichen Meeres, das in stummer Trauer gleichförmig und doch ewig sich erneuend an den Strand der Tragik des Tristandramas rollt." Und dann wird man ihm verzeihen.

München. Alexander Berrsche.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Georg Kerschensteiner:
Die Volksschule der Vereinigten Staaten von Amerika.

3. Lehrmethoden.

Größere Verschiedenheit, als in den Prinzipien der Lehrplankonstruktion, zeigen in manchen Unterrichtsfächern die Lehrmethoden. Ich kann nicht behaupten, daß ich bei meinen vielfachen Besuchen eine unserer modernen bewährten Unterrichtsmethoden vermißt hätte. Im Gegenteil; die besseren öffentlichen Schulen in den großen Städten arbeiten schultechnisch in den meisten Fächern so modern, wie irgend eine gute Schule in Deutschland. Man kann den Amerikanern eher vorwerfen, daß sie nur zu leicht geneigt sind, auf neue Ideen einzugehen. Das ist keine schlimme Seite, wie manche meinen. Die gemachten Fehler korrigieren sich schon im Laufe der Jahre. Optimismus ist eben einmal ein glücklicher Grundzug des Amerikaners; den ewig nörgelnden Deutschen versteht er überhaupt nicht oder er sieht ihn sehr über die Achsel an. Er selbst ist immer lernbereit und immer bereit, von neuem zu beginnen, wenn ein altes Unternehmen fehlgeschlagen, nicht bloß im täglichen Leben, nicht bloß in der Geschäftswelt, auch in der Schule. Er nimmt das Gute, wo er es findet; er ist nicht eingebildet, wiewohl er „seine Schule" über alles hochhält. Er sammelt die pädagogischen Eier in der ganzen Welt und brütet sie mit seinen eigenen aus. Das amerikanische Schulwesen steht vielleicht in der Hauptsache auf dem Boden des deutschen. Aber es hat heute schon seine eigenen charakteristischen Züge entwickelt, höchst wertvolle, von denen wir Apostel der Pädagogik keine Ahnung haben. Über e i n e dieser echt amerikanischen Methoden die Achsel zu zucken, sind wir von vorneherein bereit, das ist die T e x t b u c h m e t h o d e. Sie hat zweifellos ihren Ursprung in den höchst primitiven Verhältnissen der alten amerikanischen Dorfschule. Viele Jahrzehnte lang war in den kleinen Orten aller Staaten der Lehrer genötigt, an Hand der Bücher, welche die Schüler zufälligerweise besaßen, seinen Unterricht zu erteilen. Wo vierzig bis fünfzig Knaben und Mädchen im Alter von vier bis zwanzig Jahren beisammen sitzen, bleibt kaum ein andrer Weg übrig. Die Schüler lasen aus ihren Büchern, während der Lehrer anderen Kindern Erklärungen gab und warteten, bis die Reihe auch an sie kam. Der große Vorteil, einesteils immer nur wenige gleichzeitig direkt zu unterrichten und andernteils den

Schüler frühzeitig zu gewöhnen, Geschriebenes und Gedrucktes selbst auffassen zu lernen, liegt so auf der Hand, daß es eine ganz natürliche Entwicklung ist, wenn auch in den größten Städten heute immer nur die Hälfte einer Klasse, auch wenn sie nicht über 30 Schüler zählt, unmittelbaren Unterricht erhält, während die andere Hälfte der Klasse sich still beschäftigt oder — in dem in Lektionen abgeteilten *"text book"* für den unmittelbaren Unterricht sich vorbereitet. Man darf diese Methode nicht von vorneherein verurteilen. Sie beabsichtigt nichts anderes, als daß die Stufe der Anknüpfung und der Darbietung statt durch das Wort des Lehrers einfach durch das Buch gegeben wird. Der amerikanische Knabe muß lernen, sich selbst zu helfen bei seinem Streben nach Unterweisung und deshalb, so meinen die amerikanischen Schulmänner, muß er schon seine Schulzeit gebrauchen, um die Kunst zu erwerben, Wissen auch aus Büchern zu schöpfen. In der Hand eines gut geschulten Lehrers habe ich nicht selten große Vorteile, namentlich im Geschichts-, Geographie- und Literaturunterricht, aus dieser Methode schöpfen sehen. Gefährlich wird sie nur da, wo die Wirklichkeit der beste Lehrmeister ist, in allen naturkundlichen Fächern, in der Heimatkunde, im Rechnen, und gefährlich wird sie überhaupt in der Hand von bequemen Lehrkräften. Eines aber ist sicher: der amerikanische Schüler lernt in ganz anderer Weise kritisch lesen, als beispielsweise der deutsche Schüler. Denn er liest in der Zeit seiner Schulpflicht — immer die guten Schulen der großen Städte vorausgesetzt — sicherlich das Zehnfache von dem, was unsere deutschen Schüler zu lesen bekommen, und wird in den unmittelbaren Unterrichtslektionen angehalten, sich und anderen Rechenschaft über das zu geben, was er aus den Büchern geschöpft hat.

Der Textbuchmethode kommt es nun in ausgezeichneter Weise zustatten, daß die amerikanischen Volksschulen ohne Ausnahme vollständige Lehrmittelfreiheit haben. Alles, was das Kind im Unterricht benötigt: Bücher, Hefte, Federn, Stifte, Farben, Atlanten und vor allem die ganze Haus- und Schullektüre wird jedem Kinde unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Jede Klasse hat insbesondere nicht bloß eine reiche Bibliothek von *reading books*, sondern auch von Lehrbüchern in Geschichte, Geographie, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik usw. Ich habe Oberklassen gefunden, in denen die vaterländische Geschichte der Vereinigten Staaten von Mace, die etwa fünfhundert Seiten umfaßt, in sechzig Exemplaren neben zwei anderen Geschichtswerken jedem Schüler für die stille Präparation zu den Geschichtsstunden zur Verfügung stand. Und so kann man es wohl begreifen, daß, obwohl die Kinder in allen

großen Städten und in allen Klassen nur 12½ Stunden direkten Unterricht haben, von dem vielleicht auf die Geschichte eine einzige Stunde in der Woche trifft, die Geschichtskenntnisse ebenso wie die Literaturkenntnisse dieser Kinder größer und sicherer waren, als in unseren deutschen Schulen. Anders freilich stand es mit den Kenntnissen und Fertigkeiten in den naturkundlichen Fächern, für die eben die Textbuchmethode absolut unzureichend ist.

Eine ganz eigenartige Entwicklung hat die Methode des Schreibleseunterrichts gefunden, und zwar einheitlich durch alle siebzehn Staaten, die ich besucht habe. Sie ist vollständig verschieden nicht bloß von unseren deutschen, sondern überhaupt von allen Einführungsmethoden in das Lesen und Schreiben in den Schulen des europäischen Kontinentes. Die Fibel fehlt; von der ersten Stunde an bekommt der Schüler ein Buch mit einer literarisch wertvollen, geschlossenen Erzählung in die Hand, *"Primer"* genannt[1]). (Da und dort sind einige ältere Formen in Gebrauch, welche mit isolierten Wörtern und Sätzen beginnen.) Der *Hiawatha Primer* gibt dem Kinde das Leben des Indianerknaben Hiawatha nach den hundertsechzig Versen in den gleichnamigen berühmten Epos von Longfellow. Der *McCloskey Primer* bringt vierzehn *Nursery classics* von dem bekannten Typus: *"This is the house, that Jack built. — This is the malt that lay in the house that Jack built. — This is the rat that ate the malt that lay in the house that Jack built. — This is the cat that killed the rat that ate the malt that lay in the house that Jack built"* usw.[2]). Beim Einführen in das Lesen, meint die Vorrede zu diesem Primer, hängt die Verwirklichung des gestellten Ideals, die Erreichung wertvoller Resultate, fast vollständig von der Auswahl und Anordnung des Lesematerials ab, welches im höchsten Grade drei Dinge vereinigen muß: Anziehungskraft für das Kind, technische Einfachheit und literarischen Wert. Das Material, welches am vorzüglichsten

---

[1]) Ich empfehle: Florence Holbrook, *The Hiawatha Primer*, London, Harrap & Co.; Margaret Arvis McCloskey, *The McCloskey Primer*, Boston, Ginn & Co; Georgine Burchill, *The Progressive Road to Reading, Book one*, New York, Silver, Burdett & Co.

[2]) Wir haben auch in der deutschen Sprache viele ähnliche Kinderreime. Ich erinnere mich z. B. an den folgenden: „Der Bauer schickt den Jockel aus, daß er den Haber schneide. Der Jockel schneid't den Haber nicht und geht auch nicht nach Haus. Da schickt der Bauer den Pudel aus, daß er den Jockel beiße. Der Pudel beißt den Jockel nicht, der Jockel schneid't den Haber nicht und geht auch nicht nach Haus. Da schickt der Bauer den Prügel aus, daß er den Pudel schlage. Der Prügel schlägt den Pudel nicht, der Pudel beißt den Jockel nicht, der Jockel schneid't den Haber nicht und geht auch nicht nach Haus usw. usw.

diese drei wesentlichen Qualitäten besitzt, ist die kumulierende Erzählung, die Erzählung, welche bei jedem Schritt vorwärts alle Schritte wiederholt, welche bereits gemacht wurden. Dieser eigentümliche, in allen Sprachen der Erde vorkommende Typus der Darstellung ist in hohem Grade dramatisch und dem primitiven Menschen angepaßt. Er ist gewöhnlich voll Humor und fließt mit entzückender Leichtigkeit dahin. Dies sind die Eigenschaften, welche zusammen mit unterhaltlichen Wiederholungen es vollständig rechtfertigen, dieses literarische Erzeugnis des Volkshumors den Kindern als eine unerschöpfliche Quelle der Freude und des Interesses beim ersten Leseunterricht darzubieten. Dazu kommt die Tatsache, daß unter allen Rassen und zu allen Zeiten diese Erzählungen den Hunger des Kindes nach Romantischem und Wunderbarem in hohem Maße befriedigt haben. In ihrem mechanischen Aufbau sind sie so sehr den Fähigkeiten des Abcschützen angepaßt, daß sie überhaupt nicht besser absichtlich hätten erfunden werden können. Das erste der Gedichte des McCloskey Primer *"The Song of the Kid"* enthält unter etwa zweihundertundfünfzig Wörtern auf sechs Seiten nur neunundzwanzig, das zweite Gedicht *"The Kid and the Cabbage"* unter dreihundert nur vierzehn, welche neu sind. So wächst langsam der Wortbildervorrat des Kindes, indem es von Geschichte zu Geschichte vorschreitet. Vor dem Beginn einer Geschichte wird sie vom Lehrer erzählt, von den Kindern wiederholt, womöglich auch gespielt oder dramatisch dargestellt; hierauf in einfachen Sätzen, welche bereits im Lesebuch sich vorfinden, oder vom Lehrer in Druckschrift an die Tafel geschrieben werden, festgelegt und diese einfachen Sätze, die mehr oder weniger dem Wortlaut des Buches angepaßt sind, bilden den Stoff der ersten Lesestunden. Die Kinder **prägen sich also zunächst lediglich Wortbilder ein**, von denen jede folgende Seite des Lesebuches immer nur einige Wörter bringt, während sie die früheren Wortbilder in anderen Verbindungen wiederholt. Eine große Anzahl von Hilfsmitteln dient dabei der Fixierung der einzelnen Wortbilder im Gedächtnis des Kindes. In guten Schulverwaltungen sah ich die ganze Methode glänzend durchgearbeitet und von ausgezeichneten Resultaten begleitet. Die große Einfachheit und Übersichtlichkeit des Wortbildes in englischer Schrift, deren Druckform sich überdies nur sehr wenig von ihrer Schreibform unterscheidet, kommt natürlich der Methode in hohem Grade zustatten. Das deutsche Kind hat mit seiner Fraktur-Druck- und Schreibschrift eine sehr viel schwierigere Aufgabe zu lösen. Es ist staunenswert, wie rasch die amerikanischen Kinder auf Grund dieser Methode sich Lesefertigkeit erwerben und welch hoher Grad von Leselust sich in ihnen entwickelt. Im ersten Schuljahr haben die Kinder

guter Klassen bisweilen schon sechzehn bis zwanzig vollständige Geschichten gelesen, von denen einzelne bis zu einer Länge von sechzig Seiten sich ausdehnen. Das einmal erwachte Lesebedürfnis, das durch die weiteren Methoden des englischen Sprachunterrichtes, vor allem durch die beständige Beschäftigung des unzweifelhaft vorhandenen Triebes aller normalen Kinder zur dramatischen Darstellung des Gelesenen, noch gefördert wird, können alle Kinder der großen Städte, die ich besucht habe, in einer für Deutschland bis jetzt unbekannten Weise befriedigen und zwar mit den besten literarischen Erzeugnissen. Denn nicht bloß die öffentlichen Bibliotheken haben große, stark frequentierte Abteilungen für das Lesebedürfnis der Volksschüler, auch die Volksschule selbst ist in Newyork, Boston, St. Louis glänzend mit Schülerbibliotheken ausgerüstet. Welcher Wert auf diese Schülerbibliotheken in den großen amerikanischen Städten gelegt wird, mag daraus hervorgehen, daß beispielsweise in Newyork die durchschnittliche Ausgabe für Instandhaltung der Schülerbibliotheken etwa 240000 Mark beträgt. (In München, dessen Bevölkerung etwa ein Neuntel der von Newyork beträgt, sind für diesen Zweck ca. 8000 Mark für die verschiedenen städtischen Schulen [Volks- und Mittelschulen] eingewiesen.) Die 484 öffentlichen Schulen der Stadt Newyork haben zurzeit 440 000 Bände für die Schüler und 150 000 für die Lehrer zu verleihen. Im Schuljahre 1908/09 wurden an die rund 660 000 Schulkinder 6,7 Millionen Bände aus den Schulbibliotheken ausgeliehen, darunter für das erste Schuljahr etwa 1,1 Millionen Bände Bilderbücher und Volkssagen. Dazu haben die Kinder aus den öffentlichen Bibliotheken 3,2 Millionen Bände entlehnt, so daß 660 000 Kinder im ganzen 9,9 Millionen Bücher aus den Bibliotheken genommen haben, d. h. jedes Kind entnimmt den Bücherbeständen jährlich etwa fünfzehn Bände. Dabei sind nicht eingerechnet die in allen Klassen in großer Zahl vorhandenen Textbücher.

Mit Hilfe dieser Bibliotheken und der in die Klassen eingestellten Textbücher gelingt es auch der amerikanischen Volksschule in den großen Städten, die Schüler der Volksschule in einer Weise in die englische Literatur einzuführen, sie mit den besten Schriftstellern des eigenen Landes wie fremder Länder bekanntzumachen, wie ich es kaum in einem anderen Lande beobachtet habe. Unter den Hilfslesebüchern der einzelnen Klassen finden wir:

Für die vierten Klassen: Kiplings Dschungelbuch und Kapitän Mutig; Burnetts Kleiner Lord; Hawthornes Erzählungen; Spyris Heydi, sowie Monika und der Geißbub.

Für die fünften Klassen: Longfellows Gedichte; Eduardo Amicis

Cuore; Coopers Der letzte Mohikaner; Ruskins Der König des goldenen Flusses; Andersens Märchen; Hawthornes Wunderbuch.

Für die sechsten Klassen: Shakespeares Geschichten; Longfellows Evangeline, Defoes Robinson; Swifts Gullivers Reisen; Märchen aus Tausend und eine Nacht.

Für die siebten Klassen: Longfellows Hiawatha; Schillers Wilhelm Tell; Homers Odysseus in der Ausgabe von Lamb; König Arthur und sein Hof.

Für die achten Klassen: Cervantes Don Quixote; Dickens Copperfield, Nickleby, Oliver Twist; Irvings Skizzenbuch; Scotts Ivanhoe, Kenilworth, Quentin Durward, Die Frau vom See, Das Lied des letzten Minnesängers; Shakespeares Julius Cäsar, Kaufmann von Venedig; Wallaces Ben Hur; Eliots Silas Marner.

Nicht selten wird diese Lektüre auch benützt zu dramatischer Gestaltung des literar-geschichtlichen wie profan-geschichtlichen Unterrichtes und zu eigenen Kompositionen und Festaufführungen der Kinder. Ich habe in dieser Beziehung in der *15. public school* in Newyork, die in dem riesig ausgedehnten hebräischen Viertel liegt, Leistungen gesehen, wie sie besser von Kindern der Volksschule überhaupt nicht mehr erwartet werden können. Dort sah ich auch an den oberen Klassen den starken Drang der Kinder, zu personifizieren, also nicht bloß alles Leblose sprechen zu lassen, sondern auch sich selbst mit den Helden und Heldinnen der Literatur und Geschichte zu identifizieren, in trefflicher Weise für die Entwicklung des sprachlichen Ausdruckes ausgenützt. In einer siebten Klasse hatten sich die Mädchen im Geschichtsunterricht mit dem Leben der vier berühmtesten Königinnen Englands (Elisabeth, Mary, Anne, Victoria) beschäftigt und waren mit Hilfe der Bibliothek für eine Menge von Einzelheiten interessiert worden. Das Ergebnis für den Sprachunterricht war ein von vier Mädchen verfaßtes Spiel, in welchem jedes sich mit einer der vier Königinnen personifizierte. Zu dem Festspiel, welches irgend einem Schulfeste gewidmet war, hatten zwei Mädchen der achten Klasse Prolog und Epilog gedichtet. In der achten Klasse hatten die Mädchen die prächtige Geschichte Washington Irvings *"Rip van Winkle"* vollständig dramatisiert. Zur Aufführung ihrer Dichtung diente der nackte Schulraum. Die Phantasie der Kinder baute die Garderobeschränke im Geiste zu Kulissen um und machte die Gänge zwischen den Bankreihen zu breiten Heeresstraßen. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den mir die Aufführung des Stückes *"The Charter Oak"* hinterließ, ein vaterländisches Spiel aus der Zeit der amerikanischen Freiheitskriege, das im siebten Jahrgang, fünftes Heft 1903, der New

York Teachers Monograph einem Aufsatz über „Den Gebrauch des Dramatisierens im Geschichtsunterricht" beigegeben war. Niemals habe ich eine schönere Geschichts- und zugleich Sprachstunde erlebt. Die Szene spielt unter einer Eiche auf freiem Feld. Ein Mädchen, der Vorsitzende der Versammlung freier Bürger von Connecticut, saß auf dem Katheder, links und rechts von ihm standen die beiden anderen Vorsitzenden des Hohen Rates, vor ihnen in den drei ersten Bänken die übrigen Mitglieder. Aus den Garderobeschränken kamen die englischen Gesandten, die Boten und Bürger. Im rückwärtigen Teil des Schulzimmers, unmittelbar vor den Garderobeschränken, waren die übrigen Schülerinnen das Publikum. Leidenschaftlich flogen die Worte hin und her. Eisig kalt und gemessen klang es vom Munde des englischen Gesandten. In stürmischen Zwischenrufen wie aus einem Munde unterbrachen die Massen der Ratsversammlung seine Rede, gestikulierend und aufspringend, nichts eingelernt, nichts gemacht; die Augen funkelten, die Wangen röteten sich, die ganze Seele war gepackt. Und das war eine Klasse von jüdischen Mädchen, von denen die Hälfte nicht einmal in Amerika geboren war, die aber die englische Sprache vollständig beherrschten und ganz erfüllt waren von vaterländischem Geiste. Den Nutzen dieser Methode des Dramatisierens, die so ausgezeichnet der kindlichen Seele liegt, hatte nicht bloß der Geschichtsunterricht, sondern vor allem auch der Sprachunterricht.

Im übrigen erzählte mir Miß Knox, die ausgezeichnete Leiterin dieser Riesenschule, daß die Kinder aller Klassen infolge der mannigfaltigen Anregungen des in der geschilderten Weise betriebenen Unterrichtes in der englischen Sprache *"plays"* schreiben, in welchen Blumen, Bäume, Tiere, Steine, Geräte usw. sprechen, wie in den Märchen von Andersen. Von dem deutschen Lesebuch, diesem Fleckerl-Teppich deutscher Literatur, zugestutzt und arrangiert nach ewig berühmten Mustern, bleiben die amerikanischen Volksschulkinder verschont. Sie schöpfen in den guten Schulen der großen Städte von Anfang an aus dem vollen Born der englischen Literatur, die ebenso reich als schön und sittlich wertvoll ist.

Zur Erklärung solcher Leistungen reicht übrigens die Zweckmäßigkeit der Methode und die Reichhaltigkeit der Schuleinrichtungen in Bibliotheken und Unterrichtsbüchern nicht aus. Zweifellos ist ein nicht geringer Teil des Erfolges auch auf den Umstand zurückzuführen, daß die amerikanische Volksschule bis zu den obersten Klassen hinauf ihre besten Schüler behält, denn die höheren Schulen setzen für Knaben wie für Mädchen im allgemeinen das Absolutorium der achten Volksschulklasse (die Graduation) voraus, so daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der Schüler in einem

reiferen Alter steht, als in unseren Volksschulen, (in den achten Klassen Newyorks mit 38000 Schülern befanden sich am Ende des Schuljahres 5000 zwölfjährige, 12000 dreizehnjährige, 12000 vierzehnjährige, 7000 fünfzehnjährige, 2000 sechzehnjährige Schüler und Schülerinnen, während in den achten Klassen Münchens am Ende des Schuljahres nur dreizehn- und vierzehnjährige etwa zu gleichen Teilen vorhanden sind), und endlich, daß die jüdische Rasse aus dem südlichen Rußland nicht nur eine begabte Rasse ist, sondern daß auch die Eltern dieser Kinder ungleich mehr Interesse haben und Anteil nehmen an der Erziehung ihrer Kinder, als die Bevölkerung der armen Stadtteile unserer großen deutschen Städte. Anderenteils steht dem freilich wieder ungünstig gegenüber, daß wir es hier zur Hälfte mit Eingewanderten zu tun haben, welchen die Sprach- und Landessitten, Geographie und Geschichte des neuen Vaterlandes völlig fremd waren. Die Ausnützung der dramatischen Instinkte für die Zwecke sprachlicher Bildung ist übrigens auch an den deutschen Schulen durchaus nichts Unbekanntes; nur finden wir sie bei uns nicht in diesem Umfang und nicht in dieser systematischen Weise durchgeführt. Dagegen ist die Art und Weise der Einführung des Schulkindes in die Kunst des Lesens, wie ich sie in allen amerikanischen Schulen ohne Ausnahme beobachtet habe, für Deutschland völlig neu, oder richtiger, sie war noch bis vor wenigen Wochen völlig neu. Ein deutscher Taubstummenlehrer, C. Malisch in Ratibor, hat in der letzten Zeit ein neues Büchlein herausgegeben „Der erste Lese- und Schreibunterricht an Sprachganzen", das gleichfalls versucht, die Kinder an ganzen Wortbildern in die Lesekunst einzuführen. Doch besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen seiner Methode und der in den Vereinigten Staaten gebrauchten. Einmal beginnt er mit der deutschen Schreibschrift und nicht mit der Druckschrift. Daher hat der Schüler erst eine sechs- bis zwölfwöchige Vorstufe zu durchlaufen, in welcher durch zeichnerische Tafelspiele die ersten Schreibübungen vorbereitet werden. Das ist schon ein nicht unbeträchtlicher Zeitverlust für die Einführung in das eigentliche Lesen, auf welches das Kind mehr begierig ist als auf das recht mühselige erste Schreiben. Ein anderer wesentlicher Unterschied ist, daß er es nicht wagt, von vornherein zwei oder mehr logisch zusammenhängende Sätze auf einmal anzubieten, während in allen amerikanischen gutgeführten ersten Klassen am ersten Tage schon die Kinder an ganze Geschichten herangeführt werden. Wie umständlich er auch sonst noch in der Verfolgung seiner scheinbar neuen Entdeckung ist, darin hat er vollständig recht, daß die amerikanische Methode psychologisch und technisch der deutschen Methode überlegen ist. Das ameri-

kanische Kind bekommt von vornherein das Wort als einheitliches Ganze mit der ihm spezifischen Gestaltsqualität. Es hat nicht den ungeheuren Umweg über die Lautiermethode zu machen, wie unsere deutschen Kinder. Die falsche Vorstellung, daß, wenn man die Buchstaben kennt und sie einzeln aussprechen kann, es auch keine größeren Schwierigkeiten bereitet, sie zum richtigen Wort zusammenzusetzen, ist von den guten Lehrern der Vereinigten Staaten abgelegt. Ich weiß nicht, von wem die amerikanische Methode ausging. Mit Jacotots Methode hat sie nichts zu tun. Denn Jacotot zerlegte seine Wörter in Silben und die Silben in Buchstaben. Davon ist bei den Amerikanern keine Rede. Sie beginnen sofort mit einer Geschichte. Wenn die Silbentrennung beginnt, haben die Kinder meist schon fünf bis sechs größere Geschichten gelesen. Die zweifellos im Anfang sich einstellenden Schwierigkeiten werden einesteils überwunden durch das persönliche Interesse, welches das Kind am Lesestoff nimmt. „Das Kind", sagte Professor John Dewey von der Columbia-Universität, „muß einen persönlichen Hunger zum Lesen haben und die persönliche Kraft, diesen Hunger zu befriedigen." Es ist die Kunst des Lehrers und die Wahl der Geschichte, die diesen Hunger erregt. Ist er einmal da, so lesen die Kinder unaufhörlich. Neben diesem natürlichen Reizmittel, wobei dem Kinde eine Menge von Lesehilfen von selbst zuströmen, wie eine geläufige Wortfolge, das Sprachgefühl, der logische Zusammenhang, der köstliche Antrieb der aufs höchste gespannten Neugierde, haben die Lehrer noch eine Fülle von Spielen und Übungen ausgearbeitet, die einmal gelesenen Wortbilder so einzudrillen, daß sie auf den ersten Blick erkannt werden. Phonetik, Rechtschreiben und Schönschreiben laufen dabei ihre eigenen Wege. Erst allmählich, im Laufe der Schuljahre, wenn auch der Aufsatz hinzutritt, schließen sie sich näher an den Lesestoff an. Im übrigen ist es gerade diese eigenartige Einführung in das Lesen, welche zugleich auch eine treffliche Einführung in die schwierige englische Orthographie gibt. Dies ist wohl verständlich. Ja, die amerikanische Lesemethode scheint mir der Bewältigung der englischen Orthographie geradezu angepaßt zu sein. Denn vom ersten Beginn an prägt sich das Kind das gesamte Wortbild ein, und wird nicht, wie bei uns zunächst, gewöhnt, es erst aus einzelnen Buchstaben zusammenzusetzen, was leicht dazu führt, daß die Orthographie eines Wortes mehr aus dem gedächtnismäßigen Wissen von der Zusammensetzung gewonnen wird, als aus einem mit der Gehörvorstellung immer wieder verknüpften Gesamtbild. Da die englische Druckschrift verhältnismäßig wenig von der englischen Schreibschrift verschieden ist, so entwickelt sich auch ziemlich rasch das Schreibvermögen,

sobald nur auch die Lesefähigkeit entsprechend vorgeschritten ist. Frühzeitig, schon in der ersten Klasse, beginnen besondere Übungen für das Schnellschreiben. Alle die Elementarformen der englischen Schreibschrift werden mit steilgestellter Feder, ohne daß sie zu bestimmten Buchstaben vereinigt werden, wie in den alten Kalligraphieübungen, die vor dreißig und vierzig Jahren in Deutschland im Schwunge waren, zusammenhängend in immer größerer Geschwindigkeit taktmäßig geübt. Diese Übungen kehren durch alle Klassen wieder und werden dann durch Schnellschreibübungen von Buchstaben und Wörtern ergänzt. Es war für mich sehr interessant, zu beobachten, wie sich diese Methode durch alle Staaten fortgepflanzt hat und wie ich in den Schulen von Boston, Chicago und Newyork dieselben charakteristischen schattenlosen, flüchtigen Schriftzüge wiederfand.

Die allerersten Schreibübungen werden von den Kindern weder auf Schiefertafeln noch auf Papier gemacht, sondern an die Schultafel, wo große, freie Bewegungen möglich sind. Diese großen Bewegungen stärken das Muskelgefühl und entwickeln leichter die Kraft, den Muskel in der rechten Weise zu beherrschen. Und das ist gerade für jene Kinder sehr wertvoll, welche durch ihre häuslichen Verhältnisse gehindert sind, frühzeitig ihr Muskelgefühl und ihre Muskelbeherrschung zu entwickeln. Der Umstand, daß in all den Hunderttausenden von amerikanischen Schulklassen die Klaßwände eine einzige, lange Tafel sind, kommt einer solchen Methode glänzend zu statten. Ich sah häufig zwanzig sechs- bis siebenjährige Kinder in einem gemessenen Abstand senkrecht vor den Tafeln stehen, um mit freiem Arm und klarer Übersicht über das Geschriebene ihre Schreibübungen zu machen. Von der ersten Unterrichtslektion ab läßt man die Kinder fühlen, daß sie kein Wort niederschreiben dürfen, bis sie wissen, wie es im ganzen aussieht und daß, wenn sie einmal begonnen haben, sie nicht aufhören dürfen, bis es vollendet ist. In manchen Klassen beginnen sie erst nach Ablauf eines halben Schuljahres mit großen weichen Bleistiften auf große Blätter zu schreiben. In der Seminarübungsschule des Lehrerseminars an der Columbia-Universität beginnt das Schreiben mit der Feder auf Papier erst im dritten Schuljahre. In der ersten Zeit sind auch die Kinder nicht genötigt, zwischen gezogene Linien zu schreiben. Sie sollen ihr Hauptaugenmerk auf die Buchstabenformen richten. Dann erst sollen sie gezwungen werden, diese Buchstabenformen zwischen Linien zu setzen. Vom Anfang an beginnen übrigens auch schon die Schnellschreibübungen. Wellenlinien, Schleifenzüge, Zickzacklinien, Ovale usw. werden in ungezählten Reihen taktmäßig und in den verschiedensten Tempos von Anfang an geübt und diese Übungen werden fortgesetzt durch alle Klassen bis zum letzten Schuljahre.

Welche Bedeutung den Schreibübungen beigelegt wird, mag daraus hervorgehen, daß ich in einzelnen Städten, so z. B. in St. Louis, besondere Schulinspektoren für Schönschreiben fand, wie denn überhaupt in den Vereinigten Staaten alle Unterrichtsgegenstände, welche reine Techniken sind, ihre eigenen Inspektoren, *"supervisors"* genannt, besitzen: Schönschreiben, Singen, Turnen, Schulküchenunterricht, Mädchenhandarbeit, Knabenhandarbeit, Zeichnen und Haushaltkunde.

Vor allem aber fällt beim Besuch der Volksschulklassen eines in die Augen. Jede Stoffbehandlung wird womöglich entweder direkt aus der Selbsttätigkeit der Schüler entwickelt oder doch aufs engste mit ihr verbunden. Das Arbeitsprinzip als Grundlage jeder Unterweisung bricht sich mit aller Gewalt in den amerikanischen Schulen Bahn. Das hängt nicht zum wenigsten damit zusammen, daß seit ungefähr zehn Jahren in den hervorragenden Lehrerseminaren die pädagogischen Anschauungen John Deweys, des Professors für Philosophie an der Columbia Universität, der sich während seines Aufenthaltes an der Universität von Chicago vor allem mit pädagogischen Fragen beschäftigt hatte, immer mehr zum Durchbruch kommen. Natürlich sah ich hier oft sehr unbehilfliche und sehr kindische Sachen, aber bisweilen auch ganz ausgezeichnete Durchführungen des Prinzips, dem natürlich die beständige Zweiteilung der Klassen äußerst zustatten kommt. Ich verfolgte es vor allem im Rechnungsunterricht, im Anschauungsunterricht, im Leseunterricht, in der Geographie, ja in Newyork selbst im Unterricht der Geschichte und der englischen Literatur. In den besten der Seminarübungsschulen, wie ich sie in Chicago und an der Columbia-Universität in Newyork sah, ebenso an der ethischen Schule der gleichen Stadt, ist das Prinzip heute zum vollständigen Beherrscher aller Unterrichtsmethoden geworden. An der Staatsuniversität des Staates Missouri, der Universität Columbia, hat Professor Meriam eine wenigstens für die drei ersten Klassen glücklich durchgeführte Methode auf dieser Basis ausgearbeitet.

Faßt man das Arbeitsprinzip richtig auf, so dient es zunächst der Einführung in neue Vorstellungsgebiete. Indem man den natürlichen Spiel- oder Tätigkeitstrieb der Kinder ausnützt, gewinnt man mit der von ihnen ausgelösten Spiel- und Arbeitsfreude bedeutende Kräfte für die Überwindung der ersten unterrichtlichen Schwierigkeiten. Allein wer lediglich mit dem Spieltrieb operieren wollte, läuft Gefahr, daß die damit ausgelösten Kräfte nicht mehr ausreichen, um die gewonnenen neuen Vorstellungen nun zum sicheren Besitz zu machen, der sich spielend reproduzieren läßt. Hier muß der Arbeits- oder Spieltrieb notwendigerweise ergänzt werden durch die anschließenden Drillübungen, die nun

einmal nicht zu vermeiden sind. In manchen Schulen der Vereinigten Staaten, die ich besuchte, mußte ich diese Drillübungen vermissen und damit aber auch die festen Unterrichtsergebnisse. In einigen dagegen, namentlich in St. Louis, waren sie mit Geschick durchgeführt. Um ein Beispiel zu geben: Man kann bei der Einführung in das Rechnen innerhalb zwanzig mit großem Vorteil sich des Spieltriebes der Kinder bedienen. Ich sah in Klassen Dominospiele, Kegelspiele, Wurfspiele, Ballspiele, Spiele mit dem Kaufladen für diese Zwecke ausgenützt. In einer zweiten Klasse in St. Louis, wo das Rechnen bis zur Zahl hundert als Lehrziel aufgestellt war, war ein Kaufladen eingerichtet und die meisten Rechenoperationen wurden unter Benützung dieses Kaufladens und des Kaufgeschäftes ausgeführt. Die Kinder hatten Spielmünzen aus Pappendeckel in allen Einheiten und jedes Kaufgeschäft, das sich vor den Schulbänken vollzog, wurde auch von jedem Kind in seiner Bank ausgeführt, indem es aus seiner Börse die entsprechenden Beträge entnahm und vor sich zur Kontrolle für den Lehrer hinlegte. Dabei konnten sich die Kinder einzeln als Verkäufer im Kaufladen ausgezeichnet im Messen und Wägen üben. Sie hatten Bänder, Schnüre, Stoffe auszumessen, Zucker, Kaffee, Mehl abzuwiegen. Das Interesse war natürlich während dieses Unterrichtsspieles ungeheuer lebhaft. Ich bin aber überzeugt, wenn den so gewonnenen Zahlenvorstellungen nicht ein entsprechender Drill gefolgt wäre, so wäre trotz alledem das Resultat nicht befriedigend, weil ja dem gesamten direkten Rechnungsunterricht einer Abteilung in der zweiten Klasse höchstens 4 × 30 Minuten zur Verfügung stehen.

In den oberen Klassen der ausgezeichneten *Horace Man School* in Newyork, einer Seminarübungsschule des *Teacher College* an der Columbia-Universität, dient dem Unterricht im kaufmännischen Rechnen und Buchführung der achten Klasse der Doppelschalter eines Bankgeschäftes mit Einnahme- und Ausgabestelle, der im Schulzimmer aufgestellt ist. Überhaupt wird in allen guten Schulen der großen Städte der Rechenunterricht, wo es immer möglich ist, auf den praktischen Boden des Kaufens und Verkaufens, des unmittelbaren Zählens, Messens und Wägens, auf Handarbeit aller Art und konstruktives Zeichnen gestellt. Die prinzipielle Einrichtung der Klasseneinteilung erleichtert in allen Schulen auch die Durchführung nicht bloß in Geographie und Naturwissenschaft, Handarbeit und Zeichnen, sondern vor allem auch in den alten Grundwerkzeugen aller Bildung, im Lesen, Schreiben und Rechnen. So gut übrigens das Arbeitsprinzip in den alten Lehrgütern der Volksschule durchgeführt war, so wenig befriedigend fand ich es gerade in jenen Unterrichtsgegenständen, die am unmittelbarsten dazu drängen, nämlich in

den verschiedenen Zweigen des naturkundlichen Unterrichtes. Das liegt nicht nur an der geringen Zeit, die diesen Unterrichtsgebieten zugeteilt ist, und an den mangelhaften Einrichtungen, sondern auch an der Vorbildung der Lehrer. Doch auch hierin wird ein Wandel eintreten. An den hervorragenden Lehrerseminarien in Chicago und Newyork sah ich beneidenswerte Einrichtungen für die Vorbereitung der Lehrer auf eine rechte methodische Durchführung der hier anfallenden Aufgaben. Aber sie sind offenbar allerjüngsten Datums. Ebensowenig befriedigend fand ich durchwegs die Methoden des Freihandzeichnens. Hier lag in allen Klassen in allen Städten der Fehler auf der Hand; die Aufgaben gingen auf jeder Stufe über die Kraft der Kinder hinaus. Ich will nicht davon reden, daß in ersten Volksschulklassen landschaftliche Stimmungen in Farben von den Kindern hergestellt wurden; das mag ein Mißgriff einer Lehrkraft sein, wenn schon ich diesen Mißgriff wiederholt beobachten konnte. Aber das Studium von Blättern, Blüten, Früchten, Blumen, Bäumen, Gräsern nach der Natur beginnt viel zu früh, ebenso wie die dekorative Behandlung der im Handarbeitsunterricht hergestellten Gegenstände. In der Volksschule wird Freihandzeichnen ausgedehnt auf Auffassung und Wiedergabe von Gebrauchsgegenständen, scharf und symmetrisch geformten Früchten, Blättern und einfachen Blüten, auf die perspektivische Darstellung von Gebäuden oder Innenräumen; aber dieser Unterricht kann nach meinen langjährigen Untersuchungen nicht vor dem zehnten Lebensjahre der Kinder mit Erfolg einsetzen. (Vergl. mein Buch „Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung“, München, Carl Gerber.) Ausnahmsweise begabte Kinder werden dabei immer in anderer Weise gefördert werden können. Dabei ist immer und überall strengste Darstellung der Form unerläßlich. Die impressionistische Methode in den amerikanischen Schulen führt zu keinem erfreulichen Ergebnis.

Des Königs Jagdhorn.

Erzählung von Lucy du Bois-Reymond (Potsdam).

7.

Droben auf dem Vorplatz, wo der dunkle Fleck auf der Diele war, saß Hugo, eine Axt zwischen den Knien. An der Tür bemerkte Rüdiger einen neuen starken Riegel; daneben hing sein Schwert, das er all diese Zeit über im Pilgerrock so schmerzlich vermißt. Freudig nahm er es vom Nagel, lockerte es in der Scheide und prüfte liebkosend die Klinge.

„Es ist scharf," sprach Agnete und schob den Riegel zurück: „Der Schmied hat es eben nachgeschliffen."

Drinnen war es warm und helle vom Kaminfeuer und der Lampe, die vor der Mutter Gottes brannte. Auf dem Tisch war ein geleerter Humpen, daneben das elfenbeinerne Horn. Seitwärts aber auf dem Bette lag sorglos hingestreckt ein Schläfer. Der heiße Würztrunk nach dem frostigen Ritt mochte ihn schwer betäubt haben; er rührte sich nicht beim Eintritt der Beiden. Waffen und Pelzrock hatte er in der wohligen Wärme von sich geworfen, seine hellen Locken wallten zurück und ließen das stolzgeschnittene Antlitz frei, das in der Auflösung dieser Ruhe fast knabenhaft jung erschien.

„Wie scheint dir mein Flachs?" frohlockte Agnete. „Reif zum Brechen? Otbert gibt dich frei: was zauderst du?"

Rüdiger war zurückgefahren. „Der König! So meinte ich es nicht, Agnete! Meuchlings im Schlaf?"

„Hat er meinen Schlaf verschont?" erwiderte sie mit funkelnden Augen. „Und du warst ausgeblieben. Jetzt, um so besser! mag er den Tod recht kosten."

Sie hob die Kerze und ließ das heiße Wachs ihm auf die vorgesunkene Hand tropfen. Jäh erwacht fuhr er auf, sah sich mit wiederkehrendem Bewußtsein um und begriff.

„Also das war die Meinung?" sagte er langsam, und sein Blick verweilte mit einer wohlgefälligen Anerkennung auf Agneten, die Rüdigers Blut zum Sieden brachte: „Ich hatte es mir wohl gedacht."

„Und doch kamst du?" sprach sie mit gerümpfter Lippe: „man sieht, die Katze läßt das Mausen nicht."

„Mein Wort hat kein Papst gelöst", gab er zurück. „Wenn es denn aus sein soll, lieber hier als in Augsburg. Dir verfalle ich wenigstens mit Recht, Arnsberg."

Rüdiger nickte ernst. „Also kennt Ihr dies Gemach, Herr König? So steht jetzt auf und kämpft um Euer Leben."

Doch Heinrich warf sich auf das Bette zurück: „Es wäre nicht das erstemal. Aber gegen dich, der es gerettet hat? Nein."

„Es wird das letztemal sein!" rief da Agnete und reichte ihm selbst sein Schwert, „nimm und wehre dich. Eins von uns dreien ist zuviel auf Erden. Gott wird richten."

Da sprang der König mit einem leichten Satz vor seinen Gegner hin. „Frauen soll man gehorchen. Zieh! Ich wehre mich!"

„Was? So im bloßen Hemde?"

Heinrich zuckte die Achseln. „Was für Umstände! Du willst doch Blut, denke ich?"

Da riß sich auch Rüdiger das Wams von den Schultern. Schweigend nahmen sie ihre Plätze ein und lagen aus, Fuß an Fuß, Aug in Auge: dann klirrten ihre Schwerter aufeinander. Beides geschulte Fechter, sah und wußte jeder von dem Augenblick an nichts anderes mehr als des Gegners Waffe und die eigene.

Agnete, starr wie das Muttergottesbild über ihr an der Wand, folgte mit weit aufgerissenen Augen dem blitzenden Spiel der Klingen, deren Zusammenprall Stoß auf Stoß von der niedrigen Wölbung widerhallte. Unbewußt regte sie die Lippen und ließ den Rosenkranz durch die Finger gleiten: was ihr Gebet war, hätte sie selbst nicht sagen können. Doch mit bebendem Herzen ward sie inne, daß Heinrich der gewandtere war. Geschmeidig wie eine wilde Katze wich er dem wuchtigeren Gegner aus und fing jeden seiner Hiebe auf, selber sich auf die bloße Abwehr beschränkend, während Rüdiger, von seiner Unverletzbarkeit gereizt, immer heftiger auf ihn eindrang.

In einer kleinen Lache, die das abtropfende Schneewasser seines Mantels auf dem Steinboden gebildet hatte, glitt plötzlich Heinrich aus, die Waffe entflog klirrend seiner Hand. Mit einem heiseren Triumphschrei warf sich Rüdiger über ihn her und drückte ihn vollends zu Boden, ein Knie auf seiner Brust, das Schwert über ihn gezückt.

Wehrlos auf den Rücken gestreckt, lag er vor dem Kamin an derselben Stelle, wo einst Agnete ihre Beichte getan, den Gnadenstoß erwartend. Es wurde eine tödliche Stille im Gemach: man hörte nur das Keuchen der beiden Männer, das Knistern des Feuers und den Holzwurm im Gebälk. Heinrich hatte die Augen geschlossen; das bleiche Gesicht mit dem bitteren Lächeln glich in dem wechselnden Schein schon dem eines Toten.

„Stoß zu!" knirschte er endlich hervor. „Meinst du, es ist angenehm, hier zu liegen?"

„Wollt Ihr nicht erst beten?" fragte Rüdiger mit erstickter Stimme.

Schaudernd bedeutete ihn Agnete: „Still, er ist im Bann —"

Aber Heinrich schüttelte den Kopf. „Es tut nicht not. Der König droben ist gerechter als ich und weiß Bescheid."

„Dann, Euer letzter Wille? Besinnt Euch: es ist Zeit."

„Gibst du meine Hände frei?"

Rüdiger erhob sich, doch die Spitze seines Schwertes blieb dicht über der Halsgrube des Überwundenen. Heinrich streifte das Reichssiegel von seiner Rechten.

„Für Euren Sohn?"

„Nein. Das soll mit mir ins Grab. Mag er selbst eines erwerben,

wenn er kann — so wie ich soll er nicht aufwachsen. Aber diesen hier —" er zog einen dünnen Reifen, den er darunter trug, vom Finger, und reichte ihn in stummer Bitte Agneten empor:

„Für Berta", sagte er sehr leise mit plötzlichem Erröten. Dann gelassen die Hände unter dem Nacken verschränkend: „So, mehr habe ich nicht zu vermachen. Bist du fertig, Arnsberg? So lange habe ich die armen Sünder nie warten lassen. Mut! Mir tust du vielleicht den besten Dienst. Nur —" jetzt zuckten ihm plötzlich doch die Lippen und verhaltene Tränen bebten in seiner Stimme, als er kaum hörbar abbrach: „mein armes Reich!"

Rüdigers Klinge blitzte unwillig über der nackten Brust. „Das habt Ihr selbst verspielt, Herr König!" sagte er schroff. „Wer sonst ist schuld, daß der Welsche unsere Händel schlichten darf und unterwegs ist, unsere Krone feilzubieten?"

„Und wer als ich kann ihn daran verhindern?" gab da Heinrich zurück mit so dringender Leidenschaft, daß Rüdiger betroffen das schon gezückte Schwert zurückzog.

„Könnt Ihr Wunder tun?" fragte er. „Wo ist Euer Heer, Euer Schatz, Euer königlicher Name?"

„Das alles braucht es nicht!" rief Heinrich mit neuem Feuer sich aufrichtend, „nur soviel Zeit, Gregor den Weg nach Augsburg abzuschneiden. Du weißt nicht, Arnsberg —"

„Höre nicht auf ihn," fiel da Agnete in höchster Seelenangst ein, „wenn du ihn anhörst, Rüdiger, sind wir verloren."

Aber der war schon zurückgetreten, die eigene Klinge gesenkt, den Fuß auf der des Gegners.

„Das sind Männersachen, Agnete. — Wißt Ihr noch eine Rettung, so sprecht. Bis dies Scheit da verlischt, geb ich Euch Zeit."

Heinrich war aufgesprungen. „So höre, was mir kam, auf dem Wege hierher, als ich zum ersten Male wieder durch meine freien Wälder ritt. Es ist noch nichts verloren: mit seinen eigenen Waffen zwinge ich Gregor. Vor allem ihm über die Alpen entgegen, daß er uns Deutschland nicht erst betritt. Ein Gerücht von Krieg sende ich voraus; er erwartet Gewalt — da plötzlich lieg ich ihm zu Füßen, allein, zerknirscht, in Sack und Asche — *mea culpa!* Es gibt genug zu büßen, wenn auch nicht, was er meint. Keine Kirchenstrafe soll mir zu hart sein; gehorsam küss' ich ihm den Schuh, Mathilden, wenn es sein muß, die Hand — begreifst du? Aber einen reuigen Sünder, hat mich schon Adalbert gelehrt, ist mehr Freude als über neunundneunzig Gerechte: was bleibt ihm übrig, ob er will oder nicht, als den verlorenen Sohn

wieder ins Vaterhaus aufzunehmen? Mathilde sorgt für das gemästete Kalb — ihre Tafel rühmte ja Herzog Gozelo —; Gregor gibt mir den Kuß des Friedens; wer weiß, wenn ich es recht anstelle, — er tut nichts halb — auch noch die Kaiserkrone dazu, und dann, Rüdiger" — mächtig griffen seine Hände aus, wie in die Zügel des Reichs, und aus den Augen loderte ihm plötzlich sieghaft die Flamme unbeugsamen Herrscherwillens —: „welche Heimkehr! Die Lombardei, heißt es, wartet nur darauf, mir zu huldigen; ehe noch die Glocken ausgeläutet haben, die das *Absolvo te* verkünden, ist auch halb Deutschland wieder mein — wehe dann Herzog Rudolf und allen meinen Peinigern! — Und gilt nur erst wieder Treu und Glauben im Land, steht Rom zu mir, statt gegen mich — o Rüdiger, was kann da nicht alles werden? Wie Morgenrot sehe ich es dämmern aus all dieser Wirrnis: endlich einmal Eintracht und Ordnung und sicheres Gedeihen; unsere Fluren wieder bestellt, unsere Marken wehrhaft, unsere Priester barmherzig —"

Eine stumme Bewegung Agnetens brachte ihn jäh zur Wirklichkeit zurück. Den starren Blick unverwandt in die Glut des Kamins gesenkt, war sie plötzlich zusammengezuckt: das Scheit zerfiel in Asche.

„Ein Traum!" seufzte er auf. „Aber so davon weg — Arnsberg, das wird noch drunten meine Seele brennen, heißer als alle Flammen, mit denen sie mir drohen."

Doch Rüdiger stieß mit leuchtendem Gesicht sein Schwert in die Scheide zurück. „So lebt und macht ihn wahr!" rief er. „Das ist nötiger als meine Rache. Ich geleite Euch selbst, noch heute, wenn Ihr wollt, mit allen meinen Knechten!"

Heinrichs dunkle Augen blitzten von unverhohlenem Triumph, während der andere sich bückte, ihm sein Schwert zurückzugeben.

Aber Agnete warf sich totenbleich dazwischen: „Rüdiger, das tust du mir an?"

„Es gilt das Reich!" beschwor er sie, „ich kann nicht anders."

Sie rang die Hände. „Besinne dich! Er narrt dich, wie er Gregor narren will. Wenn du ihn freigibst, wie lange hält er Treue?"

Heinrich fuhr auf wie unter einem Peitschenhieb. „Das von dir," rief er aus, „der ich sie heute gehalten habe mit Gefahr meines Lebens, ein im Mutwillen gegebenes Wort, weil es die einzige Sühne war, die mir blieb? Sieh, auch jetzt wäre ich frei: er läßt mich ziehen, aber ich gehe nicht ohne deinen Willen. Doch, Agnete —," der plötzlich gesenkte Ton drang ihr bis ins Mark und seine gebietenden Augen lasen so tief in ihren, daß sie sie in hülflosem Erglühen abwenden mußte — „ich weiß wohl, warum du so heiß mein Blut begehrst: nicht allein des

Vergangenen wegen. Aber wisse: damals hast du für mich gebetet — besinnst du dich? — Es war das erstemal, daß mir das geschehen ist, und — es ist nicht umsonst gewesen. Laß mich das jetzt entgelten. Dies neue Leben, das ich dir verdanke, gönne es mir wenigstens noch so lange, bis ich meine Krone rette und uns Frieden gewinne; dann richte darüber, wie dir gut scheint: es bleibe dir verfallen."

Sie stand in schwerem Kampfe. „Was gibst du mir deß' zum Pfande?" fragte sie endlich.

Schweigend kniete er nieder und schnitt mit der Schere, die ihr am Gürtel hing, eine Locke von seinem Haupte.

„Dies Teil von mir," sprach er. „Bis ich es durch solche Taten eingelöst, daß du selbst es mir zurückgibst, sei Rüdiger dein Vogt; der wird mich begleiten. In der Stunde, wo ich meiner Königspflicht vergesse, mag er mein Blut einfordern: ich werde es ihm nicht weigern."

Willenlos, wie in beklommenem Traum, empfing sie die blonde Strähne. „Bis ich selbst dir dies zurückgebe, wirst du deiner Pflicht getreu sein?" wiederholte sie wie aus tiefen Gedanken; dann plötzlich in der bleichen Verklärung eines großen Entschlusses das Haupt erhebend: „Schwörst du mir das bei dem gerechten König, den du vorhin im Angesicht des Todes bekannt hast? Rüdiger! Du bist Zeuge!"

Heinrich hob die Schwurhand. „So wahr ich Gnade hoffe in meiner letzten Not", gelobte er leise.

„Dann nimm dein Schwert zurück," sprach sie strahlenden Blickes, „zu mehr als irdischem Siege! O wenn mir das gelänge — wenn der Wundertraum Wahrheit würde: du und Gregor versöhnt an der Spitze der Christenheit — Rüdiger, nicht wahr? dann ist das alles nicht umsonst gewesen."

Heinrich neigte sich und küßte die Waffe, die sie ihm bot. „Berta wird es dir danken", flüsterte er.

Sie aber wandte sich rasch ab und schritt zur Tür. Doch als sie an Rüdiger vorbeikam, beugte sie sich plötzlich und zog seine Hand in leidenschaftlicher Bewegung an ihre Lippen. Überrascht sprang er auf und wollte ihr folgen; aber sie bedeutete ihn, bei dem Gast zu bleiben, und ging still hinaus.

Heinrich hatte sich indessen gesammelt und schritt lebhaft im Zimmer auf und ab, seinen Anzug ordnend, als wäre nichts geschehen.

„Hast du einen sicheren Boten," begann er, „daß wir die Königin benachrichtigen? Den Hugo lieber nicht; ich weiß nicht, was der gegen mich —"

„Nein," fiel Rüdiger rasch ein, „besser meinen Knappen — ein Herz von Gold. Hugo," rief er dem Wächter draußen, der seinen Posten nicht verlassen hatte, „schick uns den Burkhard herauf; er soll sofort verreiten. Habt Ihr ein Wahrzeichen ihm mitzugeben? Den Ring vielleicht? Ruf uns doch auch die Frau noch einmal, Hugo —"

„Die ist in der Kapelle zur Beichte," kam die Antwort von unten; „der Herr Pfarrer ist da mit dem Allerheiligsten für die alte Anne."

„Geht es der so schlecht?"

„Die Frau meinte nur, es könnte heute not tun."

„Gleichviel!" unterbrach Heinrich. „Zur Beglaubigung taugt auch mein Handschuh. Nur, daß wir keine Zeit verlieren — jede Stunde kann den Ausschlag geben. Die nahen Pässe sollen alle verlegt sein."

„Wen habt Ihr zum Gefolge für die Fahrt?" fragte Rüdiger.

Heinrich lächelte. „Meine Getreuen sind bald gezählt; Berta, der Kleine, und Dedi mein Rüde."

„Was, jetzt im Winter, die zarte Frau, das Kind?"

„Soll ich sie als Geiseln hier lassen? Ich hoffe, Fels und Frost werden barmherziger sein als meine Fürsten. Sage mir, wer kommt alles nach Augsburg? In Speyer ließ man mich nicht einmal erfahren, was vorgeht."

Er hatte sich an den Tisch gesetzt, wie daheim in seiner Pfalz zur Beratung, und forschte mit kurzen raschen Fragen alles aus, was Rüdiger auf seiner Fahrt vom Stand der Parteien und den Plänen der Widersacher vernommen hatte. Begierig lauschend, warf er hier und da ein scharfes Urteil, einen Vorschlag oder kecken Scherz dazwischen, so daß Rüdigern die Zeit nicht lang wurde, bis Burkhard zur Fahrt gerüstet sich meldete und unter strengen Ermahnungen zur Verschwiegenheit mit seinem Auftrag entsendet wurde.

„Er wird schlechte Wege haben, und wir auch", sagte Rüdiger, die Fensterlade öffnend, um nach dem Wetter zu schauen. „Ich glaube, morgen taut es endlich. Wollt Ihr jetzt schlafen? Wir brechen doch früh auf."

Der König lächelte ein wenig. „Gewiß. Nur, da ich doch nun weiterleben soll, darf ich deine Gastlichkeit um ein Stück Brot bitten? Es ist heute ein langer Tag gewesen."

„Hugo!" rief Rüdiger. „Kunz soll auftragen, was er hat — verzeiht, ich weiß nicht, wie ich das vergessen konnte. Mich wundert, daß Agnete nicht — wo ist die Frau, Hugo?"

„Eben hier zum Turm hinaufgegangen, Herr, zum Ausguck."

Er hatte noch nicht ausgeredet, als beide Männer zugleich zusammen-

fahrend die Augen unbewußt nach dem Fenster wandten; was war das gewesen? Ein sausendes Geräusch abwärts daran vorbei; gleich darauf von unten der dumpfe Schlag eines schweren Sturzes — ein schwacher gurgelnder Laut — dann Stille — die leere Stille der Winternacht. Hatte sich eine Schneemasse vom Dach gelöst?

Rüdiger war aschfahl geworden. „Entlaßt mich", wollte er sagen, aber es kam kein Ton aus seinem Munde. Schwerfällig erhob er sich und stürzte hinaus. Heinrich wollte ihm folgen, aber der Knecht draußen hatte die Tür schon wieder zugeschlagen und schob starrsinnig den Riegel vor. Kein Rufen half, kein Klopfen: sein Fragen verhallte ungehört.

Ein Grausen würgte ihm die Kehle. Mit bebenden Gliedern kroch er zum Fenster und versuchte, fest angeklammert, hinabzusehen, bis jäher Schwindel ihn zurückzwang — vergeblich, die Dicke der Mauer ließ nichts vom Boden drunten erblicken. Aber draußen wurde es lebendig, ein Widerschein von Fackeln irrte plötzlich an den Dachkanten über ihm und erleuchtete die beschneiten Äste drüben gegen den Nachthimmel. Unten schienen sich viele Schritte zu bewegen, doch nur gedämpfte Rufe, banges Geflüster drangen herauf; plötzlich ein erstickter Aufschrei: „Hier!" dann eine schauerliche Stille, — zuletzt verworrenes Schluchzen, und nun wieder die Schritte, eng aneinander geschlossen sich entfernend.

Dem Lauscher oben sträubte sich das Haar. Von Schauder überwältigt, wandte er sich ins Zimmer zurück, bei dem warmen lebendigen Feuer Zuflucht zu suchen. Aber hier sahen ihn die Wände, das Lager, der Kamin, das Heiligenbild von allen Seiten mit furchtbarer Anklage an, stumme Zeugen seiner Schuld. Kein Entrinnen — und nicht einmal Gewißheit. Doch: man brauchte es ihm nicht erst zu sagen; er wußte am besten, was sie in den Tod getrieben, er hatte sich ja nicht einmal gescheut, es ihr auf den Kopf zuzusagen in seinem Siegerbewußtsein, und nun —

Das Feuer erlosch. Er nährte es, so lange die Scheite reichten; dann hüllte er sich in seinen Mantel und versuchte zu schlafen.

Was war es schließlich so Großes? Ein allzu empfindliches Weib — er hatte doch schon mehr dergleichen auf dem Gewissen. Nur nicht daran denken, dann kommt der Schlaf schon — bis er aus kurzer Betäubung emporfuhr, wieder mit dem kalten Druck am Herzen. Tönte nicht ein Miserere aus der Kapelle herauf? Wenn es nur endlich tagen wollte! Ach, aber damals, als es tagte, hatte Agnete für ihn gebetet — und nun —

Damit begann die ganze Runde seiner Qual von neuem.

Wenn Hildebrand ihm jetzt ins Herz sehen könnte, und Mathilde, die tugendstolze Magd Gottes, wie würden sie sich daran weiden! In ohnmächtiger Auflehnung knirschte er da gegen die eigene Reue, gegen das unwiderbringliche Geschick. Behielten sie doch recht, die Selbstgerechten? Nein, sie nicht: sternenweit über ihnen, in der geheimsten Tiefe seines Inneren nur der unerbittliche Richter, dem sein trotziges Herz wider Willen heute nun schon zum dritten Male sich beugte.

Zuletzt überraschte ihn doch der Schlaf, unruhig, voll wirrer Träume. Es waren wieder die alten Tage auf Kaiserswerth, wo seine Mutter ihn unter den blühenden Kirschbäumen die zehn Gebote lehrte; aber ihm war heimlich angst, wenn sie zur Messe gingen, und er ihr das Weihwasser nicht reichen dürfte, möchte sie erkennen, daß er im Banne war. Doch als sie an die Kirchtür kamen, war das Münster ganz zerfallen und zerstört: drinnen aber stand zwischen Dornen und Nesseln ein verwitterter Sarg, dabei kniete ein Mönch im Gebet. Er konnte sein Gesicht nicht sehen, aber die Stimme kannte er: es war Rüdiger; und der im Sarge lag, das wußte er nun plötzlich auch, war er selbst. Drunten zogen murmelnd die grauen Wellen des Stromes vorbei, ihm zu Häupten Wolken, Wind und Sterne; und dazu ging unablässig die eintönige Weise des Requiem; da kam endlich Frieden in sein müdes Herz, daß er traumlos entschlummerte.

Es war schon hell, als er erwachte. In sein dämmerndes Bewußtsein klang das regelmäßige Tropfen der Gosse draußen; die Nacht hatte Tauwetter gebracht, und vom Dachrand über dem Fenster schmolz der Schnee in die trübe Nebelluft herab. Das Fenster — was war es doch gestern damit gewesen?

Da knarrte draußen der Riegel, Rüdiger stand vor ihm. Er sah grau und zerstört aus in dem stumpfen Morgenlicht; seine Augen waren gerötet und schwer von Tränen.

„Hier ist Euer Ring," sagte er, „sie hatte ihn noch am Finger."

Heinrichs verstörte Augen taten die Frage, die sein Mund nicht auszusprechen wagte. Rüdiger brachte auch die Antwort nicht über die Lippen.

„Wir können nun erst heute abend fort", sagte er nur.

„Du kommst also doch mit?" Heinrich durchfuhr eine flüchtige Hoffnung.

„Als ihr Vogt," sprach Rüdiger zwischen den Zähnen. „Wehe Euch, wenn Ihr Eures Eides auch nur einen Augenblick vergeßt! — Nun eßt. Ihr habt lange warten müssen."

Auf seinen Wink trat Hugo herein, widerwillig, drohenden Blicks, und setzte Brot und Wein auf den Tisch.

Heinrich schüttelte den Kopf. „Nicht bis ich weiß —"

„So komm und sieh", entgegnete Rüdiger und schritt vorauf, hinaus und hinunter. Tappend im Dunkel des Wintermorgens folgte ihm Heinrich die allzu bekannte Wendeltreppe hinab, von der Erinnerung mit Grausen und Ekel gepackt — abwärts bis unter die Erde, schien es ihm; dann geradeaus durch einen steinernen Gang, wo Rüdiger eine enge Tür öffnete. Dumpf strömte ihnen daraus Weihrauchduft entgegen, der Schein und Dunst vieler Kerzen, ein Gemurmel leiser Gebete.

„Hier hinein?" flüsterte der Gebannte scheu. Rüdiger würdigte ihn keiner Antwort, er trat ein, ihm den Blick in die Kapelle freilassend.

Am Altar betete der greise Pfarrer das Agnus Dei; umherkniend gab das Gesinde mit gedämpftem Schluchzen Antwort. Inmitten aber im Kerzenlicht hoch aufgebahrt lag, auf das Bärenfell gebettet, Agnetens zerschellte Gestalt, scheinbar unversehrt in dem langen faltigen Nonnenkleid. Das reine Antlitz, ergreifend jung in dieser starren Ruhe, schien zu lächeln, die Hände, auf der Brust gefaltet, hielten eine blonde Locke.

Tränenlos stand Rüdiger ihr zu Häupten und starrte, alles andere vergessend, unersättlich auf sie nieder.

Heinrich schaute hin, sank in die Knie und verbarg laut aufweinend sein Antlitz auf der Schwelle im Staube.

Agnete war zu ihrer letzten Ruhe gebracht. Am selben Nachmittag verließ der Zug der Reisenden die Burg. An der Spitze ritten Heinrich und Rüdiger, beide bis an die Zähne bewaffnet. An Rüdigers Gurt schwankte das elfenbeinerne Horn; Heinrich hatte es ihm selber umgehängt: „Wenn ich je vergessen könnte," flüsterte er dazu, „laß dies mich erinnern."

Schon sank die frühe Dämmerung. Durch den rieselnden Nebel klang das abendliche Gekrächz der Saatkrähen herab, ebenso wie gestern, da Agnete noch in warmem Leben blühte; ebenso wie morgen und allezeit fortan über ihrer Gruft. Rüdiger biß die Zähne zusammen. Kurz erteilte er im Burghof die letzten Befehle; die Zugbrücke rasselte nieder; dumpf dröhnte der Hufschlag unter der Wölbung des Tors.

Rüdiger wies stumm neben sich nieder auf den schmelzenden Schnee. In dem trüben Weiß, zwischen all den tief getretenen Stapfen, lief eine schmale rote Spur, Tropfen an Tropfen, immer an der Mauer entlang, bis unter den Turm.

Heinrich hatte sie schon selbst gesehen: er war bis in die Lippen erblaßt. „Rüdiger," sagte er, „hätte sie mich nicht schwören lassen, aus-

zuharren, bis sie selbst mich löste, dein Schwert sollte es jetzt tun. Aber so — Gott sei mir Zeuge! — soll es nicht umsonst gewesen sein."

8.

Schneidend weht der Nordost über den schneeigen Apennin und wälzt unerschöpflich bleiernes Gewölk, geballt wie phantastisches Schlachtgetümmel, über die zerrissenen Gebirgskämme her; dazwischen blitzt hier und da mit fahlem Schein die sinkende Sonne des Wintertags hervor. Auf dem Felszahn, der schroff den Grat überragt, steigt noch schroffer Mathildens unbezwingliches Schloß in den düsteren Himmel auf, trotzig umgürtet von seinen dreifachen Mauern, sicher verwahrt mit mächtigem Tor und Riegel. Drinnen, von der Schloßfrau gehegt, von ihren Mannen beschirmt, grollt Gregors apostolische Heiligkeit: draußen im Schnee, aller Christenheit zur Schau, tut Heinrich von Deutschland Buße schon den dritten Tag.

Bis hierher ist sein Anschlag geglückt: mit unsäglicher Mühsal zwar und Lebensgefahr für ihn und die Seinen; aber das Ziel ist erreicht, Gregor noch auf italischem Boden aufgehalten. Doch nun wie weiter? Das Tor bleibt verschlossen; seine Boten werden nicht gehört.

Auch andere noch suchen in reumütiger Unterwerfung Gregors Gnade — bekannte Gesichter: seine eigenen Bischöfe, die mit ihm sich aufgelehnt haben gegen das römische Gebot, um deren ihm untersagte Gemeinschaft er dem Bann verfallen ist. Hier kennen sie ihn nicht; sie stehen abseits und singen in unablässiger Folge ihre Bußpsalmen — aber auch sie ungehört. Wohl dringt von drinnen Geläut und vielstimmiger Meßgesang heraus: die Wehklage der Ausgestoßenen dringt nicht hinein.

Doch: der Bettler Flehen wird vernommen, deren ein ganzer Schwarm, Sieche und Krüppel aller Art, am Tor lagert. Täglich um Mittag kommen Mathildens Knechte mit großen Körben Brot zu ihnen heraus, in warme Kappen und Wämser von rotem Tuch gekleidet.

Rüdigern erinnerte ihr Anblick an das Scharlachgewand, in dem er zum ersten Mal den König erblickt. War das wirklich derselbe Heinrich, der dort barhaupt, im härenen Sack, mit seinem Rosenkranz vor dem geschlossenen Tor stand? War denn aber er selbst noch derselbe wie damals, nun all die frohe Glut seines Herzens so grausam ausgelöscht war?

Aber auch den tiefen Haß, mit dem er diese Fahrt angetreten, suchte er jetzt vergebens in seiner Brust. Drei Wochen dieser furchtbaren Winterreise, zusammen standhaft erlittener Hunger und Frost, gegenseitiger Beistand auf halsbrechenden Alpenpfaden über Gletscherschründen an vereisten Abgründen hin; abends am Feuer der Sennhütte das

gemeinsame Mahl und Nachtlager im Wohlgefühl der überstandenen Gefahr; vor allem aber Bertas immer gegenwärtige Güte und die von allen dreien geteilte Sorge für das Kind, das alles mußte auch den gerechtesten Groll endlich abstumpfen.

Und jetzt mit ansehen zu müssen, wie Mathildens stämmige Knechte ihre Brotkörbe auskramten, dem zankenden Lumpenvolk die heißen Laibe hinreichten, und wie in des Königs abgewandten Augen der unbezwingliche Hunger aufglomm — das ertrug Rüdiger nicht länger.

Heimlich rief er ein schwarzlockiges Bettelkind beiseite: „Geh, bring dem Mann da dein Brot. Du bekommst ein anderes dafür."

Es gehorchte. Heinrich strich ihm sanft über das dunkle Köpfchen. „Behalt es," sagte er lächelnd, „bald lädt mich der heilige Vater selbst an seinen Tisch."

Die Mutter aber riß schimpfend das Kind weg. „Rühr den Verfluchten nicht an!" schrie sie, „gib den Hunden das Brot, das er verschmäht hat."

Am Nachmittag fand man einen Hund verreckt im Schnee — weil er vom Brot des Gebannten gefressen, ging alsbald das Gerücht um. Ein lombardischer Lanzknecht aber band ihn auf seinen Spieß und trug ihn mit Geschrei durchs Dorf: „Seht, der hat das Brot bekommen, das eure Gräfin Herrn Heinrich zum Almosen geschickt hat!" Da liefen die Leute zusammen und gafften, bis der Abt von Clügny dazukam und dem Ärgernis ein Ende machte; — aber das unwillige Geflüster ging heimlich weiter.

Am zweiten Tage wurden die Bischöfe endlich vorgelassen. In langem Zuge schritten sie hinan, bis zum halben Leibe nackend, gelöschte Kerzen in den Händen, zugleich ein lächerlicher und trauriger Anblick. Orgelton und Gesang schallten stundenlang aus der Burg. Nachmittags kamen sie zurück, stolz im Ornat, mit Ring und Krummstab in die Heimat entlassen, dort öffentlich zu widerrufen, was sie selbst erst gelehrt.

Scheu bogen sie, wie durch Verabredung, so weit es nur der Weg erlaubte, vor Heinrich aus, und sangen lauter als je ihr Kyrie mit abgewandten Mienen, als sähen sie ihn nicht. Nur der jüngste von ihnen, dem Heinrich noch im vorigen Jahr an der Unstrut das Leben gerettet, machte keinen Umweg, sondern schritt dreist auf ihn zu und spie vor ihm aus, als er vorüberkam.

Des Königs Fäuste zuckten, eine jähe Flamme schoß aus seinen Augen, und wer weiß, ob er die christliche Langmut hätte bewahren können, die einem Büßer ziemt: aber im selben Augenblick schlug der Verräter auf dem Glatteis des Saumpfades mit einem Schrei lang

hin und wimmerte vor Schmerzen, als er sich erheben wollte; er hatte ein Bein gebrochen.

„Gottes Strafe!“ schrie das Volk, „warum hat er sich an seinem ihm von Gott gesetzten König versündigt?“ und mit Johlen und Steinwürfen folgte es der Bahre, auf der man den Verunglückten zur Herberge hinabtrug.

Aber in der Burg schien man diese Stimmen nicht zu hören. Immer wieder hatten des Königs Boten Einlaß begehrt, um wenigstens zu erkunden, von welchen Bedingungen Gregor seine Gnade abhängig machte: sie bekamen keine Antwort. Die Markgräfin, Bertas Mutter, war schon länger drinnen, um für die Ihren zu wirken: aber wo selbst Mathildens Fürsprache versagte, war von anderer nichts zu hoffen. Die lombardischen Städte schickten dringende Gesandtschaft: vergeblich. Von Tag zu Tag mehrte sich der Haufen, der, zwischen Dorf und Burg sich lagernd, so lange die Neugier gegen den eisigen Wind aushielt, mit wachsender Empörung dem unerhörten Schauspiel zusah.

Es war der Abend des dritten Tages, als Rüdiger den oft beschrittenen Pfad vom Dorf zur Zugbrücke von neuem hinanstieg. Der Schnee stäubte unter seinem Schritt; voll banger Sorge spähte er hinaus nach dem Himmel, ob nicht endlich ein milderer Wind diesen grausamen Frost lösen möchte? Viel länger konnten, trotz Bertas sorgender Pflege, Leib und Seele solcher Marter nicht widerstehen.

Vergeblich. Der Wind war gefallen, aber es war noch kälter geworden. Unter dem Gewölk leuchtete weit draußen ein schmaler Streifen türkisblauen Himmels, von dem sich in harter Klarheit die Schneezinken des Apennins abhoben. Mit Grauen blickte Rüdiger auf die unheimlich fremde Landschaft um ihn her: kein Baum, keine Wiese, wie daheim; lauter nackte, vom Regen steil ausgefressene Schluchten und Grate, noch schärfer gezeichnet durch den in den Tiefen festgehaltenen Schnee; unzugänglicher als selbst die Alpen; denn im zähen Ton dieser Hänge mußte auch der gewandteste Kletterer hülflos wie eine Fliege kleben bleiben.

Vorsichtig hielt sich Rüdiger auf dem gebahnten Wege, den Blick vorausgewandt, wo jetzt von Mathildens Palast eine feine Rauchsäule weiß zum düsteren Himmel emporkräuselte. Drinnen im Saal am Kamin saß wohl Gregor in seinem Sammetpelz, die Hände am goldenen Räucherbecken wärmend, indes draußen im Schnee — oder war die Erlösung endlich gekommen, während Rüdiger unten im Dorfe war?

Nein — da stand noch immer regungslos auf dem alten Fleck die hagere Leidensgestalt, nicht mehr aufrecht in stolzer Erwartung, wie am

ersten Tag: schon lange qualvoll in sich niedergezerrt von bleierner Ermüdung. Eine mitleidige Seele hatte ihm vom nahen Brunnentrog ein Brett hingeworfen, daß er nicht barfuß im Schnee stehen müsse; aber das war selbst ganz vereist und fast schon wieder im Schnee versunken, und die nackten verwöhnten Füße waren bläulich angelaufen und bluteten vom Frost. Den Kopf hatte er tief auf die Brust geneigt, die erloschenen Augen halb geschlossen; sein Bart und das Sacktuch seines Hemdes starrten von Reif, wo sein Hauch sie berührte; die steifen Hände hielten noch den Rosenkranz, aber er betete nicht mehr.

Rüdiger trat dicht an ihn heran und reichte ihm verstohlen, was er unter seinem Mantel so vorsichtig bis hierher getragen: das elfenbeinerne Horn, bis an den Rand voll dampfenden roten Weins.

„Verzeiht das Gefäß," sagte er, „sie wollten mir im Dorf für Euch keins geben. Ein Waidmann hilft sich, wie er kann; es wird auch zum Trinken taugen."

Heinrich starrte ihn wie erwachend in tiefer Ergriffenheit an. „Du, Rüdiger? Mir?"

„Gleichviel wer!" rief der ungeduldig. „Trinkt, ehe der Wein kalt wird. Frau Berta hat ihn selbst gewärmt."

In Heinrichs Augen kam ein weicher Glanz, den sie sonst nicht gekannt; aber er schüttelte den Kopf.

Das Volk umdrängte die beiden in aufgeregter Neugier. „Seht doch, hat ihm das der heilige Vater geschickt? Nein? Er sollte aber! So kann er es nicht mehr lange machen. Ist das christlich, einen Reuigen wie einen Hund auszusperren, bei solchem Wetter? Stürmt die Tore! Zwingt den Papst! In Pavia haben sie ihn abgesetzt, warum sollen wir ihn fürchten?"

Heinrich hörte nichts von dem allen. Er kämpfte mit sich; seine Nüstern sogen begierig den heißen Würzduft ein; das Verlangen rötete flüchtig sein fahles Gesicht.

„Trinkt, Herrlichkeit!" drängte Rüdiger, „Ihr sterbt uns sonst! denkt an Euren Eid."

Er aber starrte unbeweglich zu Boden, wo etwas von dem Trank übergeflossen war; dann verwandelte sich sein Antlitz; lächelnd faßte er plötzlich das Horn, wandte es und ließ langsam den Wein in den Schnee rinnen.

„Für sie!" flüsterte er Rüdiger zu, und wies auf die roten Tropfen in dem zertretenen Weiß.

Der Elendeste der Bettler aber warf sich mit einem kaum mehr menschlichen Schrei der Begierde vor ihn hin. „Nicht ausschütten!" lallte er, die Armstümpfe erhebend, „dem armen Aussätzigen geben!"

Rüdiger fuhr zurück und erhob die Scheide seines Schwertes, die Mißgestalt zu verscheuchen. Heinrich aber hielt inne:

„Auch so für sie!" sprach er, und bot gelassen mit eigener Hand dem lippenlosen Munde den Labetrunk.

Eine Bewegung ging durch die Umstehenden. Die Bettler drängten sich mit Segenswünschen herzu, die Frau, die Heinrich geschmäht, küßte niedergeworfen den Saum seines Büßerkittels: viele der Dorfleute weinten laut. Die lombardischen Gesandten, eben von neuem heraufziehend, jauchzten hell auf bei dem Schauspiel: »*Ecce dominus noster! Ave rex Heinrice! Heinrice imperator!*«

Drohungen und Flüche erhoben sich gegen die Burg, Steine flogen an das Tor, und die Ritter schlugen mit den Schwertern an ihre Schilde, daß die drinnen es endlich hören mußten.

„So nicht!" rief der Abt von Clügny von seinem Zelter herab in den Tumult. „Keine Gewalt, meine Kinder. Geduldet euch: ich werde droben melden, was ich hier gesehen."

Das Getöse verstummte; dem Allverehrten senkte sich die Zugbrücke, und er verschwand durch das Seitenpförtchen.

Endlos schien die bange Stille den Harrenden. Da plötzlich öffnete sich ein Fenster oben im Schloß; eine Frauenstimme sprach herab: Mathildis, die große Gräfin.

„Gregor kommt!" flüsterte es durch die Menge.

Langsam, feierlich hob da die große Glocke der Burgkirche zu läuten an; schrill erklangen dazu die nahenden Stimmen der Chorknaben; und draußen fiel die ganze Menge in leidenschaftlicher Verzückung ein:

»*Asperges me hyssopo, et mundabor!*
Lavabis me, et supra nivem albabor!«

Rasselnd ging die Zugbrücke nieder, und das Tor sprang auf.

Heinrich, hoch aufgerichtet, schritt hindurch: die hervorbrechende Sonne krönte mit ihrem letzten Gold sein Haupt, den Büßerkittel wandelte sie zum Purpur, und auf seinen Lippen war das Lächeln des Triumphs.

Rüdiger, allein zurückgeblieben, warf sich nieder und küßte die Tropfen im Schnee.

Dann setzte er das Horn an den Mund und blies ein langes Halali, das grell und wild in das Dröhnen der Glocken und den Jubel der Psalmen hineinklang und Bertas Herz drunten im Dorf in banger Hoffnung erbeben machte.

„So," sagte er dann, „du hast ausgedient!" und schleuderte es in blitzendem Bogen weit hinunter in den Abgrund: und da liegt es noch.

Stendhal-Beyles Triester Konsulat.

Österreichische Polizei- und Zensur-Akten.

Mitgeteilt von Anton Bettelheim.

Am 30. November 1830 richtete der Wiener Polizei-Präsident Graf Sedlnitzky an den Staatskanzler Fürsten Metternich folgende Note: „Aus den nebenliegenden Berichten des Mailänder General-Polizey-Direktors vom 22. und 23. l. M. belieben Euere Durchlaucht zu entnehmen, daß derselbe Franzose Henri Beyle, welcher im Jahre 1828 laut des beifolgenden Berichtes desselben General-Polizey-Direktors vom 29. Jänner 1828 als der Verfasser mehrerer unter dem apokryphen Namen eines Baron de Stendhal im Druck erschienenen revolutionären, besonders gegen Oesterreich feindselig geschriebenen Pamphlete aus Mailand und den k. k. Staaten abgeschafft wurde, dermal in der Absicht, um das ihm von der nunmehrigen königlich französischen Regierung zugedachte Amt eines französischen Generalkonsuls zu Triest anzutreten, auf der Reise dahin zu Mailand erschienen ist, und, ungeachtet seinem Reisepaß die Visa der k. k. Botschaft zu Paris fehlte, mit Zustimmung des Gouverneurs der Lombardie die Reise nach Triest fortgesetzt hat.

Um den Grad sowohl der Feindseligkeit dieses Franzosen gegen die k. k. österreichische Regierung als der Bedenklichkeit seiner mit dem Geiste unserer Politik sowie mit dem System unserer Staatsverwaltung unverträglichen politischen Maximen anschaulich zu machen, erlaube ich mir Ew. Durchlaucht die motivierten Zensurs-Decisa über drey seiner obengedachten Werke: *Histoire de la peinture en Italie*, Paris 1817, Didot — *Rome, Naples et Florence*, Paris 1826, Delaunay — und *Promenades dans Rome*, Paris 1829, hierneben zur gefälligen Einsicht zu überreichen.

Da ich voraussetzen zu dürfen glaube, daß Euere Durchlaucht sich bestimmt finden dürften, für den Fall als die königlich französische Regierung um das *Exequatur* für den in der Stelle eines Generalkonsuls zu Triest in verdoppeltem Maas bedenklichen Henry Beyle wirklich einschreiten sollte, die Erwirkung desselben unbedingt zu verweigern, so nehme ich mir die Freiheit, Hochdieselben um die gefällige Anhandlassung zu ersuchen, ob dieser aus den k. k. Staaten früher abgeschaffte Franzose gleichwohl bis zum Austrage dieser Angelegenheit in Triest geduldet werden müsse, oder was sonst seinethalben vorzukehren sey."

Die Berichte des Mailänder Polizei-Direktors Baron Torresani melden Sedlnitzky, daß der 1828 aus Mailand und Österreich verwiesene Henri Beyle am 20. November 1830 neuerdings an der Grenze Borgo Ticino bei Pavia erschien, „und zwar als kön. französischer Consul in Triest; wenigstens wies sein unterm 5.ten d. von dem kgl. französischen Ministerium

der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris erhaltene Paß diesen Karakter nach, obschon ihm die Legalisirung von Seite der k. k. Bothschaft daselbst fehlte; — ein Gebrechen, welchem Beyle, nach dem Beispiele anderer dadurch abzuhelfen bemüht gewesen, daß er sich in Genua die Visa vom k. k. österreichischen Consul Martignoni unbefugtermassen zu verschaffen wußte. In Abwesenheit des Polizei-Inspektors ließ ihn der dortige Zolleinnehmer über die Gränze und nach Pavia ziehen." In Mailand wandte sich Henri Beyle sofort an den dortigen „französischen General-Consul Baron Denois, dem er als französischer Consul in Triest untergeordnet ist und nahm in sicherer Rechnung auf Erfolg auch gleich einen Sitz auf dem abends nach Triest abgegangenen Eilwagen. Baron Denois unterstützte dessen Behauptung, bereits vor ein Paar Monaten die Ernennung zum Triester Consul erhalten zu haben und in dieser Eigenschaft der k. k. österreichischen Regierung bezeichnet worden zu sein. In Erwägung des Umstandes, daß Beyle sich einmal auf österreichischem Gebiethe befindet, daß seine Ernennung zum Consul in Triest keinem Zweifel unterliegt und daß wohl erst, falls er von der k. k. österreichischen Regierung nicht anerkannt würde, ohne Besorgniß von Reclamationen von Seite Frankreichs auf seine Rückkehr gedrungen werden könnte, befanden Se. Excellenz der Hr. Landes-Gouverneur ihm die Weiterreise nach Triest, wozu er schon Vorkehrungen getroffen hatte, die ohne Aufsehen nicht wohl rückgängig gemacht werden konnten, zu gestatten." Gleichzeitig mit diesem Bericht an Sedlnitzky hat Torresani den Polizei-Direktoren zu Venedig und Triest Anzeigen, den mißliebigen Fremden betreffend, zugehen lassen.

Die von Sedlnitzky mit seiner Note dem Staatskanzler übermittelten drei Censur-Decisa stammen aus den Jahren 1828 und 1829. Das erste Gutachten gilt der *Histoire de la peinture en Italie. Par M. B. A. A. 2 Tomes. Paris, Didot l'aîné 1817* und lautet:

„Der Titel dieser ausschweifenden Kunst-Rhapsodien ist gänzlich verfehlt. Er sollte heißen: „Versuch durch die widersprechendsten Ausfälle zu beweisen, der bildenden Kunst sei nichts nachtheiliger als die katholische Religion und das monarchische Princip; nur dann werden sie wieder emporkommen, wenn das constitutionelle Schöne" (vielleicht ein Schreibfehler für „System"), „vorherrschend und die 15 Millionen Italiener unter einer liberalen Constitution vereinigt sein werden (LXVII, 2. Th., S. 185)."

Obschon es S. LXIV ausdrücklich heißt, der pfiffige Italiener werde durch hochtrabende Phrasen nicht leicht getäuscht, so scheint es bey diesen revolutionären Bocksprüngen doch meistens auf Italien abgesehen, denn schon in der Einleitung S. LI wird es unter das größte politische Verbrechen der Päpste gerechnet, die Vereinigung der Italiener verhindert zu haben (nach

S. L unter den Klauen der traurigen Monarchie, die alles zu verschlechtern bestimmt sei) und S. LV versichert, die kleinen italienischen Staaten müßten durch die 2 Kammern unüberwindlich werden. Auch sey der arme Robertson, von dem Rienzo, der größte Karakter des Mittelalters, als aufrührerisch bezeichnet worden, ein verächtlicher Engländer (1/45) und unter dem Einfluß der alten Ideen, d. h. vor der Charte geschriebene Bücher verdienten nichts mehr, als ins Feuer geworfen zu werden ꝛc. (1/55).

Der kathol. Religion aber und den armen Päbsten geht es noch viel trauriger, denn um ihre Nachteile für die Kunst recht anschaulich zu machen, wird nicht nur der Vorzug des antiken Ideals hervorgehoben, sondern in der Einleitung und vorzüglich im 2. Th., S. 1—15 zum Behuf des Antik-Idealen eine eigene Künstler-Religion construirt, um ihr alle Gebrechen anreihen" — anrechnen? — „zu können, wodurch sie der Eigennuß und Despotismus der Geistlichkeit entweiht habe.

Daraus folgt nun, daß alle Theologie absurd sei (XV), daß die Bibel das Unglück des modernen Schönheits-Ideals ausmache (1/70), daß die Religion der Malerey einen ganz falschen Weg gezeigt habe (LXX), daß die Aufgaben des Christenthums zum wenigsten abgeschmackt und die italienische Malerei mit so traurigen Gegenständen zu bedauern wäre (1/74,153) und daß eine Religion, die eine vorherrschende Gottheit aufstelle, ihre Bildhauer selbst verhindere, Phidiasse zu werden, indem sie der Gottheit alle Güte, Gerechtigkeit und die übrigen liebenswürdigen Eigenschaften entziehe, damit ihr die wütendste Rachsucht, die finsterste Grausamkeit allein übrig bleibe (2/294). Die Geistlichkeit, der die ganze Erziehung in Italien obliege, sorge nicht einmal für die physische Gesundheit (LXVI). Ferrara habe unter den Päbsten sogleich seine Kunstschule verloren (LXVII), das jetzige hohe Alter der Päbste sey der Kunst schon überhaupt höchst nachtheilig (LXXIX) während von den fleischlichen Unterhaltungen der jüngeren Päbste schon XXXIX—XLV die schändlichsten Auftritte preisgegeben werden.

Von nicht minderer Verkehrtheit und Neuerungssucht zeigen alle politischen Ansichten des Verfassers. In einem Werke, in welchem eine glänzende Reihe von Regenten und Kirchenfürsten als die groß- und oft langmüthigsten Beschützer eines Giotto, Bramante, da Vinci, M. Angelo, Rafael, Tizian ꝛc. aufgeführt wird $\left(\frac{1}{49.\ 60.\ 173.\ 201.}\ \ \frac{2}{310.\ 334.\ 401.\ 421.}\right)$ wagt es der unverschämte Verfaßer zu behaupten, die ersten Talente wären immerdar nur in Republiken entstanden (1/22), in einer Monarchie, wäre der König auch ein Engel, würden keine Meisterstücke erzeugt, weil diese Regierung die Moral des Volkes vernichte und auf den Bürgerstand verderblich einwirke (LXXXII, 1/93). Daher müsse die Malerei in absoluten Monarchien immer nur mittelmäßig bleiben (LXXXV). Von den armen Deutschen, einer Nation, die ganz eigent-

lich auf den Knieen geboren zu sein scheine (LXXXIV), die sich 1816 noch nicht auf der conspirirenden Höhe befunden habe, wie Florenz 1293 (1/7) sey bey der großen Selbstverläugnung ohnehin nichts zu erwarten; die Aufschrift auf dem Favorit-Walzer der Kaiserin M. Louise von Parma zeige schon, daß das deutsche Herz ganz eigentlich von dem hohen Range gesättigt werde (1/267). Auch die Spanier würden erst durch eine Constitution Künstler bekommen (2/207) und so wird alles auf diese nun glückseligerweise entdeckte Regierungsform zurückgeführt (XV), ohne zu bedenken, daß aus diesem großen Meisterstücke in Frankreich bisher nicht viel mehr als der *Almanach des Gourmands* hervorging.

Über den literarischen Werth dieser Kunsturtheile dürfte schon die ungeschickte Verfolgung ihrer verderblichen Tendenz genugsam entscheiden und es kann hierüber ebensowenig eine ernsthafte Erörterung Statt finden, als bey den verwegenen Sprüngen und mutwilligen Schwingungen eines Affen an die Regeln der höheren Tanzkunst gedacht werden mag. Nur die traurige Wahrnehmung bestätigt sich, daß keine Wissenschaft und keine Kunst vom revolutionären Bestreben verschont bleibt, ihre wolthätigen religiösen Eindrücke zu zerstören und die hohen Eigenschaften in den Staub zu treten, wodurch ihre erhabenen Beförderer sich die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit und Verehrung ihrer Völker erwarben. Daher dürften durch eine gerechte Würdigung der unsterblichen Verdienste unserer Monarchen um die Kunst, deren größte Meisterwerke ohne ihre unmittelbare Inspiration gar nicht bestünden, auch unsere akademischen Feierlichkeiten gewiß auf das zweckmäßigste verherrlicht werden.

Am Schluß dieses famosen Buches (2. Th. S. 443) wagt es der Verfasser, zu behaupten, die Franzosen hätten die meisten Kunstschätze durch den Traktat von Tolentino erworben; die Allirten, im Gegentheile 1150 Gemälde ohne Traktat weggenommen. Auch dieser ungereimten, schon oft laut gewordenen Verunglimpfung sollte bey einer schicklichen Gelegenheit die verdiente, officielle Abfertigung zu Theil werden."

Wien, am 20. Febr. 828. (Ohne Unterschrift).

Das zweite, von der Polizeihofstelle abverlangte Gutachten ddo. 10. April 1828 beschäftigt sich mit Stendhals *Rome, Naples et Florence* (1826): „Dem Titel nach sollte man glauben, dem Verfasser wäre nur Rom, Neapel und Florenz der Gegenstand seiner Reise gewesen; allein fast den ganzen *1. Tom* füllen seine Bemerkungen über Mailand und am Ende über Bologna aus. Das ganze Werk besteht größtentheils aus Liebes- und andern Anekdoten und kühnen hämischen Urtheilen über die österreichische Regierung, über die Sitten, den Charakter, die Meynungen, über die Gelehrten der Mayländer rc. rc." Der Zensor versucht dieses Urteil durch seitenlange Anführung

von Proben zu begründen, sein Schlußwort lautet: „Da nun diese Schrift ihrem Hauptinhalte nichts weiter als eine Zusammentragung unsittlicher, wollüstiger Anekdoten und anderer flüchtigen kühnen Bemerkungen, besonders aber Schmähungen der österreichischen Regierung zu Mailand ist, welche der Verfasser S. 24 im 1. Theil *une république vexée par la présence de trois regiments allemands et obligée de payer trois millions à l'Empereur de l'Autriche* nennt: so glaubt der Unterzeichnete, daß dieselbe mit *Damnatur* zu notieren sey."

Kaster.

Glimpflicher ist das zuletzt allerdings gleichfalls halb verdammende Urtheil über die *Promenades dans Rome* 1829 gefaßt:

„Gegen Österreich hat der Verfasser nicht die beste Stimmung, hauptsächlich wegen Abschaffung des Karbonarismus, den er *I. p. 114* in ein milderes Licht zu stellen sucht. Allen Völkern wünscht er, um sie glücklich zu machen, die *Charte* (versteht sich die französische), besonders aber den Italienern, deren Unterdrückung ihm Kummer macht. Er sagt *I. p. 116* ausdrücklich: *La Russie et l'Italie pleureront jusqu'à ce qu'elles aient une charte.* Er sieht darum schon jetzt voraus, daß wieder eine Revoluzion ausbrechen wird. *(I. p. 9.)* Er weiß noch mehr: *La Romagna, Reggio, Modène et toute la haute Italie attend avec la patience de la haine le premier moment d'embarras qui surviendra à l'Autriche. La Lombardie espère alors faire cause commune avec les braves Hongrois; elle compte sur la France p. 282 (I.)*: ja er setzt sogar den Ausbruch dieser Revoluzion gegen die Jahre 1840 oder 1845 (*(I. p. 283)*. Die Neapolitaner sind *(I. 113)* für die konstituzionelle Gesinnungen viel empfänglicher als die Böhmen und zwar in dem Verhältniße, daß die ersteren in 10 Jahren so weit gekommen sein werden, als die Böhmen kaum in einem halben Jahrhundert. Hätte Neapel die 2 Kammern (*II. p. 240*), so würde Fürst Metternich im Jahre 1829 Frankreich nicht beunruhigen. Um die Mailänder für den Verlust ihrer Freiheit zu trösten, sucht Fürst Metternich sie durch Lustbarkeiten zu verführen *(II. p. 458)*, aber doch muß es ihnen beifallen, *qu'ils sont un peu esclaves (II. p. 460)*. An mehreren Stellen muß Fürst Metternich als Unterdrücker der politischen Freiheit erscheinen. In wie weit der freymüthige Brief aus Rom vom Jahr 1823, der hier aus einem englischen Journal aufgenommen ist, Wahrheit oder Übertreibung liefere, läßt sich nicht beurtheilen. Es ist darin häufig von Österreichs Einfluß auf die Pabstwahl die Rede.

In Beziehung auf religiöse Gegenstücke enthält das Buch nicht weniger anstößige Stellen, vorzüglich in der *tome I. p. 93* beginnenden Geschichte des Glaubens in Italien und hier weiter insbesondere *p. 100*. Die vielen hier eingestreuten Anekdoten und Gespräche enthalten großentheils Tadel der Päbste, Cardinäle, Priester und decken viele Skandale am römischen Hofe auf, z. B. unter Alexander VI. (*II. p. 320*), von dem schon *I. p. 43* gesagt

ist: *l'infame Alexandre VI, le seul homme qu'on ait pu croire une incarnation du diable.* Auch die Erzählung der Intriguen in Nonnenklöstern *II. p. 1* soll das Ehrwürdige solcher Institute entweihen. Luther ist dem Verfasser ein großer Mann *(II. p. 348)*, der endlich durchdringen konnte, ohne auf den Scheiterhaufen zu kommen. Überhaupt ist der Verfasser dem Protestantismus sehr geneigt und führt deshalb auch den alten oft gebrauchten Vers wieder an: *Accipe, cape, rape, sunt tria verba papae (II. p. 349)*. Mit dieser Gesinnung stimmt ganz die *II. p. 290* vorkommende Äußerung über die katholische Religion überein: *La religion actuelle, que le vulgaire croit antique, a été faite par les papes qui ont regné depuis le concil(e) de Trente.*

Der tadelnswerthen Stellen sind unzählige, aber auch der antiquarische und artistische Inhalt ist sehr wichtig. Dessenungeachtet glaubt der Gefertigte nur auf *Damnatur* erkennen zu dürfen, wenn nicht etwa die h. Hofstelle aus Rücksicht für den werthvollen Inhalt es thunlich finden sollte, dieses Urtheil etwas zu mildern. Wabruschek-Blumenbach m/p. 30. 8ber 1830."

Dieser letzte Censor läßt zum mindesten Stendhal-Beyles Kenntnisse und ästhetische Verdienste gelten; desto erbarmungsloser hat der Mailänder Polizeigewaltige Torresani vor Jahr und Tag nicht nur die Bücher, sondern die Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes mit dem Aufgebot seiner ganzen Macht verfolgt. 1899 hat Herr Alessandro d'Ancona, Professor an der Universität Pisa, aus den Mailänder Akten der österreichischen Polizei geheime, italienisch geschriebene Briefe Torresanis an den ehemaligen Gouverneur der Lombardei, Grafen Strassoldo, betreffend Stendhal-Beyle und seine Landesverweisung mitgetheilt.[1]). Das Wiener Haus-, Hof- und Staats-Archiv, dem sämtliche in diesem Aufsatz zum erstenmal veröffentlichte Noten, Gutachten, Depeschen entnommen sind, bewahrte auch den folgenden Bericht Torresanis an den Präsidenten der Obersten Polizei- und Censur-Hofstelle, Grafen Sedlnitzky, ddo. Mailand, 29. Januar 1828, auf:

„Euer Excellenz, Gnädiger Herr! In der Nacht vom 1. dieses langte der Franzose Heinrich Bayle (!) aus Süd-Italien zurückkommend hier an. Dieser unter der Bonapartischen Herrschaft mit der Stelle eines Auditors im Staats-Rathe bekleidete Fremde ist als der Verfasser des berüchtigten Werkes bekannt, welches den Titel *Rome, Naples et Florence par Mr. de Stendhal* führet und worin er nicht nur in politischer Rücksicht die verderblichsten Grundsätze äußerte, sondern auch durch verleumderische Angaben den Ruf mehrerer Individuen dieser Provinzen und anderer Staaten Italiens höchlich kompromittirte, ja selbst die Frechheit hatte, die sträflichsten Reden gegen die österreichische Regierung zu führen.

[1]) *Spigolature nell'archivio della polizia austriaca di Milano. Nuova Antologia.* Januar 1899. d'Anconas urkundliche Aufschlüsse gelten nicht nur Stendhal-Beyle. Sie zeigen, wie kleinlich Torresani Manzoni, Gioberti und den jungen Cavour ausspähte.

Als nun Bayle Gesundheit und Belustigung als die einzigen Zwecke seiner gegenwärtigen Bereisung der italienischen Halb-Insel angebend sich um einen Aufenthalts-Schein auf längere Zeit bewarb, wurde er angewiesen, augenblicklich die k. k. Erbländer zu verlassen. Auf seine über diese Maßregel erhobenen Klagen gab man ihm offen zu erkennen, daß er diese Behandlung nicht so sehr der Verwegenheit, womit er seine Galle gegen die Österreichische Regierung, welche ihrer Würde und Macht bewußt, die unsinnigen Diatriben der ausländischen Skribler nicht achtet, ausließ, als dem sträflichen Benehmen beyzumessen habe, womit er in seinem Werk den Ruf vieler achtbarer Personen und besonders unserer ehrwürdigen Damen Mailands, wo er vom Jahre 1816 bis 1821 volle Gastfreundschaft genoß, antastete.

Bayle (!) schien über diese Bemerkung sehr betroffen, bestand aber darauf, nicht der Verfasser des obgedachten Werkes zu seyn und äußerte das Vorhaben, aus Paris mittelst der k. k. Oesterr. Botschaft seine Rechtfertigung um so mehr hieher baldigst gelangen zu lassen, als er den Wunsch hege, sich in der Lombardie, deren Klima seiner Gesundheit sehr zuträglich sey, einzulassen.

Das innere Gefühl seiner Schuld hinderte ihn aber, bey dem Hr. Staats-Regierungs-Präsidenten gegen die im Einverständnisse mit ihm von mir getroffene Verfügung zu reclamiren, und er setzte sogleich seine Reise nach Frankreich über den Simplon fort.

Ich unterließ auch nicht, die unbedingte Zurückweisung dieses gefährlichen Fremdlings bey seinem allfälligen Wiedererscheinen auf der Gränze einzuleiten und auch den kais. kön. Polizey-Directionen in Venedig und Triest hievon die Mittheilung zu machen.

Unerheblich ist das Resultat der während des kurzen Aufenthaltes Bayles in Mayland veranlaßten Beobachtung desselben.

Von den vielen Bekannten, die er hierlands noch seit seinem früheren beynahe fünfjährigen Aufenthalte hat, besuchte er nur einen sichern Luigi **Buzzi**, in dessen Gesellschaft er ausschließlich fast die ganze Zeit seines Hierseyns zubrachte. Buzzi ist ein Mayländer von gemeiner Herkunft, welcher sich in den Epochen der französischen Revoluzion und des erloschenen Königreichs Italien durch Spekulazionen in Nazional-Gütern und Staats-Effekten bereicherte, und nun ein gemächliches Einkommen hat. Dessen politische Gesinnungen neigen sich zu dem modernen Liberalismus. Als ein Günstling des Glückes während der vorigen politischen Umwälzung Europas ist ihm wohl eine gerechte, jeden Unfug ahndende Regierung nicht die Liebste, aber so ziemlich zufrieden mit seiner gegenwärtigen ökonomischen Lage, erkennt Buzzi jedoch den Werth der Ruhe und des Friedens und er ist viel zu vorsichtig, um zu geheimen Machinazionen mitzuwirken, wenn er auch in seinem Innern eine Veränderung der gegenwärtigen Ordnung

der Dinge wünschen mag, um dann wieder im Trüben fischen zu können. Auch dessen strenge Beobachtung werde ich mir von nun an angelegen sein lassen[1]).

Schließlich habe ich noch unterthänigst zu bemerken, daß Bayle während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Mailand sich als irreligiöser, unmoralischer und gefährlicher Feind der Legitimität bewies, so daß man nicht begreyfen kann, wie er von meinen Vorfahrern so viele Jahre ungestört dahier belassen worden sey, zumal da er eben mit unseren berüchtigsten Liberalen in der freundschaftlichsten Berührung stand. Er wird auch allgemein als der Verfasser eines anderen äußerst verderblichen Werkes gehalten, welches im Jahre 1817 in Paris erschien und den Titel *Histoire de la peinture en Italie par M. B. A. A.* führt.

Ich gebe mir die Ehre, von diesem Vorfalle Ew. Exc. in Kenntniß zu setzen, indem ich in tiefster Ehrfurcht verharre

Ew. Exc.

Unterthänig-gehorsamster

Torresani."

Metternich beeilte sich nicht mit der Entscheidung; die hitzigen Anklagen Sedlnitzkys und des möglicherweise wie 1828, nun auch 1830 neuerdings von gesellschaftlichen, zumal weiblichen gehässigen Gegnern Stendhal-Beyles aufgestachelten Torresani beantwortete der Staatskanzler zunächst gar nicht und er traf auch keine Verfügung, als der küstenländische Gouverneur Fürst Porcia beim Finanzminister Grafen Nadasdy am 27. November 1830 Verhaltungs-Maßregeln erbat, wie er sich zu dem neuernannten französischen Konsul in Triest, einem Mr. Beyle stellen solle, der bei ihm vorgesprochen habe und sogleich die Geschäfte des Konsulats übernehmen wollte. Erst als der Geschäftsträger der französischen Botschaft in Wien das kaiserliche *Exequatur* für Beyles Anstellungs-Dekret erbittet, läßt Metternich an den österreichischen Botschafter in Paris am 21. November die Weisung ergehen:

Quelque disposée que soit la Cour d'Autriche à complaire au Gouvernement français, il est de l'interêt commun de l'un et de l'autre de ne pas conférer réciproquement la gestion des affaires publiques dans les États respectifs à des personnes, dont les principes et les antécédents soient faits pour exciter une juste méfiance.

---

[1]) Offenbar *Luigi Bussi* oder *Bucci*, dessen Stendhal-Beyle in mehreren seiner 14 Testamente gedenkt: im ersten Testament vom 26. August und 3. September 1828 heißt es: *Je donne à M. Luigi Bussi, Casa d'Adda, corso di Porta Nova à Milan les livres et les autres objets que j'ai à Milan.* Ein gleiches verfügt Beyle's drittes Testament vom November 1828. Und im zwölften Testament vom 8. Juni 1836 heißt es: *Je lègue ma bibliothèque de Milan à Mr. Luigi Bucci de Vigaro (actuellement Strada di Porta Nova, Milan).* Diese Testamente sind abgedruckt in dem Buch: *Comment a vécu Stendhal.* Paris, Villerelle, o. J.

Tel est cependant le cas du S^r. Beyle. V. Exc. n'ignore pas tout ce qu'il a fait imprimer sous le nom de Stendal contre le gouvernement Autrichien en Italie. L'admettre au poste qui lui a ète destinè par le ministre prècèdent[1]*, ce serait s'exposer de science à des compromissions immanquables et d'autant plus fâcheuses que de notre côtè nous avons à cœur d'èviter avec soin tout ce qui pourroit porter atteinte à la bonne harmonie qui subsiste entre les deux pays.*

Je Vous invite en consèquence, M^r le Cte, à faire valoir de la manière la plus convenable, ces raisons auprès du ministère actuel à fin de l'engager à retirer au Sr Beyle sondit brevet et à nommer un autre Consul dont la façon de penser et d'agir ne prèsente pas les mêmes inconveniens.

Les motifs d'exception que j'ai eu l'honneur d'allèguer sont trop èvidens, pour qu'ils puissent èchapper à la sagacitè du Cabinet français et pour que nous nourrissions le moindre doute sur le succès de Vos reprèsentations.

Schon am 7. Dezember 1830 kann Graf Apponyi dem Staatskanzler erwidern, daß der französische Minister des Auswärtigen, Graf Sebastiani, die Verweigerung des *Exequatur* für Beyles Ernennung zur Kenntnis genommen und eine befriedigende Lösung des Zwischenfalles in Aussicht gestellt habe.

Volle vier Monate später, am 6. April 1831, meldet Graf Sedlnitzky dem Staatskanzler, daß in Triest als neuer französischer Konsul Monsieur Levasseur bestellt, Stendhal-Beyle dagegen zum französischen Konsul in Civitàvecchia ernannt und auf sein Verlangen vom Triester Polizei-Gouverneur mit dem Visum seines Reisepasses über Venedig nach Rom versehen worden sei.

Auch diese Ernennungen machten böses Blut. „Das ist zu stark" soll Metternich ausgerufen haben. „Wir entledigen uns Beyles und man schickt uns an seiner Statt den Sekretär Lafayettes." — Der französische Botschafter in Wien, Marquis Maison, blieb die Antwort nicht schuldig: „Revolutionen, verehrter Fürst, bringen Legitimisten zur Welt, erst nachdem diese lang genug ausgetragen wurden." Eine gar zu verkünstelte Wendung, die der englische Biograph Stendhals, Andrew Archibald Paton, überliefert und als einziger Gewährsmann zu vertreten hat.

Wie wenig willkommen wiederum Stendhal-Beyle begreiflicherweise als abgesagter Feind der Priesterherrschaft im Kirchenstaat war, bezeugt uns glaubwürdiger eine gleichfalls im Haus-, Hof- und Staats-Archiv aufbehaltene, an den österreichischen Botschafter Grafen Lützow gerichtete Depesche vom 30. April 1831. Der Staatssekretär Bernetti wollte die Gründe erfahren, aus denen Beyle nicht im Kaiserstaat als französischer Konsul zugelassen wurde. Der vertrauliche Bescheid ging dahin: während des ziemlich langen Aufenthaltes, den besagtes Individuum in Mailand genommen, habe man Gelegenheit gehabt, ihn nicht nur als irreligiösen und unmoralischen Menschen,

[1]) Graf Molé hatte Stendhal-Beyles Ernennung vollzogen.

sondern auch als Feind der Prinzipien der Legitimität kennen zu lernen. Was ihn aber ganz besonders als gefährliches Subject erscheinen lassen mußte, waren die in verschiedenen ihm zugeschriebenen Büchern geäußerten, verwerflichsten Maximen. Diese auf einem Beiblatt sorglich verzeichneten Werke sind abermals: *Histoire de la peinture en Italie. Rome, Naples et Florence. Promenades dans Rome.*

Es wäre nicht unbegreiflich gewesen — und Stendhals treuester Lebensfreund, sein erster Biograph Colomb ist der erste, das zuzugeben — wenn die päpstliche Regierung sich gegen einen so ketzerischen Konsul zur Wehr gesetzt hätte. Der heilige Vater erhob indes keine Einwendung: „er hatte keine Armee hinter sich, die im Stande gewesen wäre, persönlichen Abneigungen eines *segretario di stato* entsprechenden Nachdruck zu geben" [1]).

Zum Schluß die Hauptfrage: wie nahm der am härtesten Heimgesuchte diese Händel hin? Äußerlich gleichmütig, erstaunlich gleichmütig, so sehr beidemal — 1828 bei der „Abschaffung" aus Österreich, 1830 durch Versagung des *Exequatur* — sein Lebensnerv verletzt wurde. Wohl stand Stendhal-Beyle's Wiege in der Dauphiné: das Herz des gebürtigen Grenoblers hing aber dermaßen an Italien, daß er letztwillig für seinen Grabstein, ohne eine Falschmeldung zu begehen, die Inschrift festsetzen durfte: *Arrigo Beyle, Milanese.* Siebzehnjährig war er in den Tagen von Marengo mit den Heeressäulen Bonapartes über den Sanct-Bernhard in die Lombardei gekommen. Die Herrlichkeit der Landschaft, der Siegesrausch der blutjungen Krieger, deren weltbezwingender Feldherr selbst erst unmittelbar vorher das dreißigste Jahr überschritten hatte, die Begeisterung der vermeintlich befreiten, eingeborenen Bevölkerung, italienische Sprache, italienische Musik, italienische Kunst, italienische Frauen, italienische Geselligkeit und Beweglichkeit, wirkliche und eingebildete Glut der fessellosen italienischen Leidenschaft, das und anderes mehr machte Italien für alle Zukunft zur Heimat seiner Seele. In Mailand erlebte der eigenrichtige Theoretiker des unergründlichen Vorwurfes *De l'amour* mit die aufregendsten Liebesabenteuer. Nach Mailand kehrte er wiederholt zu kurzem, 1816—21 zu jahrelangem Aufenthalt zurück, als in die hohe Schule des Geschmackes und Gefühles. Jeder Gang durch die Straßen, jeder Halt vor dem Dom, jedes Gespräch mit den geistigen und politischen Führern, jede Unterhaltung in der meisterhaft beherrschten Mundart mit den Bauern der Umgebung, zumal an den Geländen des Comersees, jeder Besuch der Scala und ihrer Logengäste, bescherte seinem Denken und Schaffen Anregung, mehrte die unübersehbare Fülle *des petit faits,* der von ihm so emsig gesuchten kleinen, der Wirklichkeit entstammenden Züge,

[1]) *Notice sur de Stendhal par M. R. Colomb.* Einleitung zu den *Romans et nouvelles. Paris,* 1854. S. LIV.

aus denen allein sich nach seiner künstlerischen Forderung ein glaubwürdiges dauerhaftes Ganzes aufbaut. Aus diesem Paradies jählings und für alle Zeit durch eine rohe Polizeifaust gestoßen, brach er nicht in weibische Klagen aus: von der Isola Bella meldete er in einem längeren Brief einem Bekannten nebenher: „als ich in Mailand ankam, theilte mir die Polizei mit: alle Schriftgelehrten wüßten, daß Stendhal und B. synonym wären; infolgedessen bäte sie mich, die Lande Ihrer apostolischen Majestät binnen zwölf Stunden zu meiden. Ich habe niemals so viel Zärtlichkeit bei meinen Freunden in Mailand gefunden. Mehrere von ihnen wollten an meiner Statt erwidern und für mich einstehen. Ich habe jedoch abgelehnt und bin nun am Fuße des Simplon [1]).“

Wennmöglich noch ruhiger trug der sonst so Widerspenstige die Unbill, die ihn aus seinem Triester Amte verjagte. Aus eigenem Antrieb wäre Beyle sicherlich nicht Konsul geworden. Nur bittere Lebensnot hatte ihn bestimmt, den Bemühungen seiner Freunde zu willfahren. Zwei Jahre vor Ausbruch der Julirevolution war er unverschuldet in solche Geldklemme geraten, daß er sich monatelang mit Selbstmordgedanken trug. Seine Jahres-Einnahme bestand aus einem erbärmlichen Ruhegehalt von 415 Francs und einer Leibrente von 1600 Francs: seine literarischen Erstlinge belasteten ihn aber mit ungedeckten Druckkosten von 3500 Francs und seine journalistischen Beiträge für eine englische Revue blieben durch das Falliment des Verlegers völlig unbezahlt [2]). Sein Lebenswunsch wär' es gewesen, von irgendeinem Nachfolger des Druckers der Rousseau'schen Werke, Rey, jährlich 4000 Francs zu beziehen und schaffen zu können nach Herzenslust. „Das wahre Handwerk des Thierleins wäre, in einer Dachkammer Romane zu schreiben, denn ich ziehe das Vergnügen, Thorheiten zu Papier zu bringen, der größeren Narrheit vor, ein gesticktes Staatskleid zu tragen, das 800 Franken kostet,“ heißt es in einem Brief Stendhals an Vetter Colomb aus Cività-vecchia, „wo er vor Langweile verreckt.“

Unstet, eine Nomaden-Natur, war er wenig geneigt, am grünen Tisch auszuhalten, täglichem Dienst-Zwang sich zu beugen. Am leiblichsten stellte er seinen Mann noch unter den Fahnen Napoleons, in aufgeregten Kriegszeiten, wo er in Braunschweig, Österreich und zumal während des russischen Feldzuges tapfer und tüchtig als Verpflegs-Beamter sich hervortat. Zu

---

[1]) *Stendhal, Souvenirs d'égotisme. Publiés par C. Stryienski. Paris 1892.* Brief an Gonsolin vom 17. Jänner 1828.

[2]) S. die Budgets und Buchhändler-Verrechnungen in dem Bande: *Comment a vécu Stendhal.* Der Abschnitt: *Ce que ses œuvres lui ont rapporté* ergibt, daß Stendhal in 22 Jahren nach Abzug aller Verlust-Posten 5700 Francs für seine ganze Schriftstellerei d. h. 250 Franken jährlich oder 75 Centimes täglich eingenommen hat. *L. c.* S. 181.

diplomatischen Geschäften glaubten ihn nur seine Freunde berufen. Ende der zwanziger Jahre hatte Stendhal-Beyle auf ihr Drängen für die kommende Papstwahl eine Denkschrift ausgearbeitet und da er bei der Heerschau über die Papabili den Cardinal Gregorio, den natürlichen Sohn Karls III. von Spanien, bevorzugte, das Wohlgefallen Karls X. dermaßen erregt, daß eine Weile der Plan bestand, Stendhal-Beyle in geheimer Sendung nach Rom zu schicken: ein Vorhaben, das aus Angst vor der Empfindlichkeit des damaligen Botschafters beim heiligen Stuhl, Chateaubriand, nicht verwirklicht wurde. Chateaubriand äußerte sich auch wirklich ziemlich abschätzig über diese Hirngespinste unberufener Ratgeber des auswärtigen Amtes. Die Pariser Würdenträger dachten indessen günstiger über die Orts-Kenntnisse und stilistischen Gaben des Unzünftigen und die Fürsprache wohlgesinnter Damen setzte in den Anfängen des Bürgerkönigthums tatsächlich die Verleihung des mit 15000 Franken dotierten Konsul-Postens in Triest an Stendhal durch.

Er hätte lieber entweder ein Konsulat in Neapel, Genua, Livorno oder eine Stelle als Gesandtschafts-Sekretär in Rom oder Neapel bekommen. Seine erste Amtshandlung nach der Ernennung vollzog er in Paris: er lud Sainte-Beuve für ein halbes oder ganzes Jahr zu sich, ein Ruf, dem der Kritiker nicht folgte. Meyerbeer gab Stendhal eine Empfehlung an die musikalische Gemahlin des Gouverneurs Fürsten Porcia mit: allein der nicht anerkannte Konsul sollte niemals die Salons der Triester Statthalterei betreten. Die jakobinisch gesinnnte Lady Morgan führte Stendhal brieflich bei der Frau des Kaufherrn Reyer ein, die Haus im großen Stil führte und von Wien her Beziehungen zum Kreise Grillparzers und Schuberts hatte, allein auch aus ihren Gesellschaften mußte der als Rebell verrufene mißliebige Mann bald verschwinden. Den großen Beschwerden gegen die literarischen Sünden Stendhals gesellten sich Spöttereien über seinen armseligen abgerissenen Aufzug und am Wirtstische des *Aquila nera*, wo er wohnte, gab buchstäblich seine schmutzige Wäsche Anlaß zu Klatschereien des Gesindes [1]). Kein Wunder, daß Stendhal, dem Triest zuerst durch seinen Zuzug aus der Levante, das Hafenleben und die bunten Trachten von Türken und Südslaven einen nicht üblen, halborientalischen Eindruck machte, sich immer weniger in der österreichischen Seestadt gefiel. Die Bora nahm ihn so bös mit, daß er nach Fiume und Venedig (in der Dogenstadt in regem Verkehr mit dem Dialektdichter Buratti) ausflog, um sich zu erholen. Der unfreiwillige Abschied von Triest wäre Beyle somit weiter nicht nahegegangen, wenn ihm, wie er das anstrebte, ein neuer Wirkungskreis in Palermo, Neapel, selbst Cadix

[1]) Über Stendhals Aufenthalt in Triest *Correspondance inédite*. Paris 1855, II, 103—132, Dezember 1830 bis März 1831, und *Andrew Archibald Paton, Henry Beyle, a critical and biographical study*, London 1874, Chapter XXX.

zuteil geworden wäre. Die Versetzung nach Civitá-vecchia traf ihn unversehens und verkürzte nach menschlichem Ermessen seine Lebensdauer. Sein Unglück war — wie er Balzac in seinem Dankbrief für dessen denkwürdige Verherrlichung der *Chartreuse de Parme* schrieb —, „daß dort nichts zu Gedanken anregte. Welche Zerstreuung kann ich unter den fünftausend Kaufleuten von Civitá-vecchia finden? Das einzig Poetische in der Ortschaft sind die zwölfhundert Galeeren-Sträflinge: unmöglich, aus ihnen eine Gesellschaft zu wählen. Die Frauen haben nur einen Gedanken: Mittel ausfindig zu machen, die ihre Männer vermögen, ihnen einen Hut aus Paris kommen zu lassen." Dazu traten arge Verdrießlichkeiten im Amte: sein Sekretär, griechisches Halbblut, kostete ihm schweres Geld und tat alles Erdenkliche, um ihn bei den pedantischen Pariser Vorgesetzten als lässigen Beamten zu verleumden und bei Pariser zu Gastbesuch einkehrenden Weltkindern als alternden, von der Tochter einer Wäscherin zurückgewiesenen Freier lächerlich zu machen. Die Einnahmen waren mindestens um 6000 Franken geringer als in Triest.

Wirtschaftlich bedrängt, geistig vereinsamt, wußte Stendhal-Beyle keinen anderen Ausweg, als, auf Halbsold beschränkt, ein paar Jahre nach Paris zurückzukehren und seine letzte Kraft zum größten seiner Werke, der *Chartreuse de Parme,* zusammenzunehmen. In einer Hauptgestalt dieses Romans, dem galanten, gewalttätigen, listenreichen Grafen Mosca glaubte Balzac den Doppelgänger Metternichs zu erkennen. Eine Vermutung, die Stendhal verächtlich zurückwies: „ich habe keineswegs Herrn v. Metternich copirt, den ich nicht gesehen habe, seit er 1810 in Saint-Cloud ein Armband aus den Haaren der dazumal so schönen C(aroline) M(urat) trug. Ich glaube, daß ich vielleicht 1860 oder 1880 einigen Erfolg haben werde. Dann wird man recht wenig von Herrn v. Metternich sprechen. Wer war erster Minister in England zur Zeit Malherbes? Wenn man nicht unglücklicherweise zufällig auf Cromwell stößt, bin ich sicher, daß Niemand Antwort wissen wird." Leibhaftig mag Stendhal die Anstifter und Werkführer der gegen ihn gerichteten Hetze nicht zum Stichblatt genommen haben. Wer aber die *Chartreuse de Parme* nicht nur als Roman, sondern geziemendermaßen als Zeiturkunde ohnegleichen Blatt um Blatt prüft, erkennt in dem feilen, zu jedem Rechtsbruch und Justizmord bereiten Polizeigewaltigen vom Schlage Rassis; im Ränkespiel der Maitressen des Staatsministers und Fürsten; in dem schmachvollen Mißbrauch des Paßzwanges; in der nichtswürdigen Quälerei politischer Gefangener; in der ganz und gar nicht pathetischen, nur durch die Wucht der tatsächlichen Vorgänge glaubhaft überzeugenden Darstellung der wirklichen italienischen Zustände im Vormärz, daß Stendhal-Beyle an den Leuten, die er genau gekannt, die einzige Art der Vergeltung geübt hat, die

seinem Wesen gemäß war: Künstler-Rache. So lang ein Denkender und Fühlender die *Chartreuse de Parme* lesen wird, so lang kann der Ekel vor Schergen und Schurken vom Schlage Rassis sowenig erlöschen, wie die Bewunderung vor der Meisterhand, die solche Fratzen mit solcher Festigkeit und Wahrhaftigkeit allen kommenden Geschlechtern vor Augen gestellt hat, — wie es im alten Zivilprozeß heißt: als Beweis zum ewigen Gedächtnis.

Max Joseph (Stolp): Zionismus und moderne Kultur.

Die Juli- und Augustnummer der „Süddeutschen Monatshefte" brachten einen Artikel von Hermann Schnell, „Judentum und moderne Kultur", in dem der Verfasser sich gegen den Zionismus wendet und bei seiner Kritik des Zionismus wesentlich an mein 1908 erschienenes Buch „Das Judentum am Scheidewege" (M. Poppelauer, Berlin 1908) anknüpft. Die Leser dieser Zeitschrift dürfte es interessieren, die zionistische Bewegung nun auch von der andern Seite beleuchtet zu sehen.

Der Verfasser setzt mit seinem Interesse am Judentum eigentlich erst bei den Emanzipationsbestrebungen ein. Was man sich im Hinblick auf gebildete jüdische Emanzipationskämpfer von der künftigen Entwicklung des Judentums zu versprechen schien, das bildet für ihn den Ausgangspunkt der Betrachtung. Die Juden hatten doch aber vor der Emanzipation eine bereits mehrtausendjährige, bedeutsame Geschichte hinter sich, und es ist doch unmöglich, die treibenden Motive derselben völlig außer acht zu lassen. Es ist ein großer Irrtum, mit Schnell zu glauben, das jüdische Volk sei „längst tot". Die gesamte religiöse Entwicklung des Judentums war von Anfang an von dem starken nationalen Lebenswillen des jüdischen Volkes getragen. Die religiöse Regeneration des Judentums wurde von den Propheten stets nur als Vorbedingung der nationalen Renaissance gefordert, an der sie mit ihrer ganzen Seele leidenschaftlich interessiert waren. Darum ist auch der national-messianische Glaube, der das Vertrauen auf die künftige Erlösung und Erhöhung Israels lehrte, stets ein Kernglaube des Judentums gewesen. Das lehrt die gesamte alttestamentliche Wissenschaft, das lehrt ebenso die spätere jüdische Geschichte. Der national-messianische Glaube ist während des ganzen jüdischen Mittelalters, das heißt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, das Herz des jüdischen Gebetes gewesen. Daß noch heute die Millionen Juden in Rußland, Galizien, Rumänien und im Orient an diesem Glauben festhalten und ein, durchaus kulturell nationales Leben führen, ist bekannt. Es ist also schon mit dieser einen großen Grundtatsache nicht vereinbar, wenn Schnell meint, das jüdische Volk sei längst tot.

Erst mit den beginnenden Emanzipationsbestrebungen beginnen auch, allerdings nur bei den westeuropäischen Juden, nationaler Glaube, nationales Leben und nationaler Lebenswille zu schwinden. Der Freiheitstaumel und die moderne Kultur draußen benebelten die Köpfe und Herzen gebildeter Juden dermaßen, daß die eigne Kultur und das nationale Bewußtsein mehr oder weniger rasch verdämmerte und versank. Gleichberechtigung und moderne Bildung wurden die wichtigsten Forderungen des Tages, denen gegenüber alles andere in den Hintergrund gedrängt wurde.

Gewiß meinten jene gebildeten Juden es ehrlich, wenn sie vielfach die Hoffnung auf ein Schwinden des nationalen Charakters des Judentums erregten. Es geht aber nicht an, daraus mit Schnell zu folgern, daß darin allein das Recht der Emanzipation gelegen habe. Müssen denn die Deutschen in den Vereinigten Staaten erst ihren nationalen Charakter aufgeben, ehe sie amerikanische Staatsbürger werden können? Die Juden zurückzuweisen, auch wenn sie ihr nationales Leben hätten festhalten wollen, lag kein Grund vor. Im Gegenteil war es gerade bei ihnen, die sonst kein Vaterland hatten, ein Akt der gewöhnlichsten Humanität, wenn man ihnen die Gleichberechtigung erteilte. Die nötige Bürgschaft für die Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten durfte man in ihrer Religion sehen, die sie zum strengen Gehorsam gegen das Staatsgesetz ihres Wohnlandes, geschweige denn ihres Vaterlandes verpflichtet.

Was die Zionisten betrifft, so gilt ihnen die Treue gegen ihr Vaterland ebensosehr als moralische Pflicht, wie die Treue gegen ihr Blutsvolk, das zu erhalten sie in ihrem Gewissen sich verbunden fühlen und für dessen bessere Zukunft durch nationale Wiederherstellung auf dem Boden der Väter angelegentlichst Sorge zu tragen sie mehr als einen Grund haben.

Welches sind die Gründe des Zionismus? Schnell meint ausschließlich die materielle und die moralische Judennot, das ökonomische, physische und politische Elend der Juden im Osten und das durch Zurücksetzungen aller Art beleidigte Ehrgefühl der Juden im Westen. Nun ist es ganz sicher richtig, daß diese Gründe in sehr hohem Grade mitwirksam sind. Die materielle Judennot hat im Anfang einen Teil der Massen und auch der Gebildeten unter den westeuropäischen Juden, letztere wohl noch mehr die moralische Judennot, zu Zionisten gemacht. Sie wollten für ihre jüdischen Brüder, soweit sie sich bedrängt und gehemmt fühlen, die Möglichkeit einer freien, ungehemmten Entwicklung bereiten. Die materielle und die moralische Judennot waren aber von Anfang an nicht die allein wirksamen Motive. Sie waren vor allem nicht die ideale treibende Kraft, ohne die eine Bewegung mit so großen, schwer zu erreichenden Zielen auf die Dauer gar nicht möglich ist. Diese ideale treibende Kraft, die mit dem

Fortschritt oder Rückgang des Antisemitismus in keinem notwendigen Zusammenhang steht, ist durchaus nationaler Natur. Das zeigt die hebräische Renaissance in Rußland schon vor dem Beginn der neueren Verfolgungen und das Ausmünden derselben in den national-zionistischen Gedanken. Das zeigt der im Osten so sehr wirksame Kulturzionismns eines Achad-haam, der es durchaus nur mit der Erhaltung und Erhöhung der jüdischen Volksseele und Kultur zu tun hat und sich wenig mit der materiellen Judennot befaßt. Wer die zionistische und neuhebräische Literatur genauer studiert, wer das Leben in den neuen jüdischen Siedelungen Palästinas betrachtet und das fast wunderbare Wiedererwachen des Hebräischen als nationale Verkehrssprache erwägt, der wird sich bald überzeugen, daß das, was in den Herzen und Köpfen der Zionisten gährt, das Verlangen ist, ihr mit hoher Kulturkraft ausgestattetes Volk zu erhalten, das Verlangen nach eigenem, freiem, nationalem Leben, nach nationaler Renaissance auf dem Boden der Väter, als Grundlage eines gesunden und innerlich freien persönlichen Lebens.

Doch gleichviel, worin die Gründe für den Zionismus liegen mögen, ich selbst habe in meinem Buche zugegeben, daß der Zionismus, der ein ganz in der gleichen Weise in der Weltgeschichte noch nicht dagewesenes Werk unternimmt, schwerlich hoffen durfte, ohne die stets stimulierende Wirkung der materiellen Judennot zu einer Massenbewegung zu werden. Wird es aber an dieser stimulierenden Wirkung in absehbarer Zeit und überhaupt, solange die Juden in ihrer psychischen Eigenart bestehen, je fehlen? Der Antisemitismus mag mancherlei, und in verschiedenen Zeiten und Ländern auch verschiedene Motive haben, das Haupt- und Grundmotiv aber liegt in der A n d e r s a r t i g k e i t der Juden, die, obwohl sie überall eine schwache Minorität bilden, sich nicht aufgeben wollen und können. Sie w o l l e n mit ihrer großen Vergangenheit nicht brechen, aus Gewissensgründen ihrer alten ruhmreichen Geschichte nicht untreu werden. Sie k ö n n e n sich schwer aufgeben, denn ihr psychischer Typus ist infolge einer mehrtausendjährigen Isolierung viel zu sehr ausgeprägt und gehärtet, als daß er in eine ihm wesensfremde Art leicht eingehen könnte. Es ist etwas Wahres daran, wenn Nietzsche die Juden als die innerlich stärkste Rasse in Europa ansieht. Darum werden aber auch die Reibungen mit der Umgebung nicht schwinden, um so weniger, als die Juden durch ihre wirtschaftlichen Fähigkeiten immer wieder den Neid erregen. Die Bedrückung und Zurücksetzung der Juden wird also nicht aufhören. Eine genauere Prüfung zeigt übrigens, daß die Judennot heute überall in der Zunahme begriffen ist, und so kann diese freilich trübe Quelle, die den Zionismus der Massen speist, nicht versiegen, und der nationale Gedanke und Wille hat unterdessen genug und übergenug Zeit, sich so weit zu klären und zu vertiefen,

daß er schließlich auch bei den geistig und moralisch weniger hoch entwickelten Elementen ohne die Krücke des Antisemitismus wird bestehen können.

Schnell verkennt die gesunde und starke Kraft, die im Zionismus wirksam ist. Natürlich findet der nationale Gedanke das reifste Verständnis in der jungen Intelligenz. Wenn Schnell mit der inneren Geschichte des neuesten Judentums mehr vertraut wäre, wenn er insbesondere die über die eignen Kreise weit hinausgreifenden, auch von Gegnern anerkannten wohltätigen Wirkungen des Zionismus in rein moralischer Hinsicht kennen würde, dann würde er den Zionismus gewiß nicht eine „modische Seifenblase" und ein „Zerrbild des Nationalismus" nennen. Letzteren Ausdruck und das darin ausgesprochene Urteil hat Schnell von Prof. Walther Schücking übernommen. Schücking hat, beiläufig bemerkt, dieses Urteil später, weil aus Unkenntnis hervorgegangen, widerrufen (vgl. „Jüdische Rundschau" 1908, Nr. 14). Vielleicht würde auch Schnell bei genauerer Kenntnis der Verhältnisse mit seinem Urteil, der Zionismus sei eine Utopie, mehr zurückhalten. Wir Zionisten vertrauen auf die Lebenskraft des jüdischen Volkes und erwägen seine durch brutale unabänderliche Notwendigkeit bestimmte Lage. Wenn ein Volk recht will und muß, dann schreckt es vor Hindernissen nicht zurück. Die praktischen Anfänge sind übrigens nicht ganz so unbedeutend, wie Schnell meint; sie haben jedenfalls das ihrige getan, mancherlei über das zu regenerierende Volk und Land herrschende Vorurteile zu zerstören. Das Vorurteil, es fehle den Juden an staatenbildender Kraft, ist bei ihnen selbst im Schwinden begriffen. Der positiv jüdisch, nicht gerade religiös gerichtete Wille ist in ihnen erstarkt, das Interesse für die Kolonisation Palästinas mächtig gestiegen, Hebräisch als Verkehrssprache wieder neu erstanden, und der alljüdische Geist und das alljüdische Interesse ist neu belebt worden. Was endlich die Türkei betrifft, so liegen die zionistischen Bestrebungen so sehr in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse, daß Vorkommnisse im letzten Jahre nur dann richtig beurteilt werden können, wenn man weiß, daß leider Gottes jüdische Gegner des Zionismus die öffentliche Meinung im Orient über den Zionismus falsch orientiert haben. Es ist eine absichtliche Irreführung, wenn verbreitet wird, die Zionisten erstreben einen selbständigen Judenstaat, und ebenso ist es entweder Unkenntnis oder Schlimmeres, hier zwischen früher und später unterscheiden zu wollen. Von dem ersten Augenblicke ab, wo der Zionismus als öffentliche Bewegung auftrat und sein Programm aufstellte, war sein Bestreben nicht auf den Judenstaat, sondern auf eine „öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte" für die Juden in Palästina gerichtet. Zur Erreichung dieses Zieles soll Palästina mit Juden besiedelt werden. Es handelt sich also um Kolonisation, nur daß diese Kolonisation nicht von einem Mutterlande aus,

sondern von der zu diesem Zwecke organisierten Judenheit der Diaspora geleitet wird.

Schnell fragt, was denn dabei herauskommen solle, wenn der Zionismus sein Ziel erreiche. Die rechte Antwort ist die, die ich auch in meinem Buche gegeben habe: Das jüdische Volk wird nicht nur von Not und Schmach befreit und in seiner Ehre wiederhergestellt sein, ein kulturkräftiges Volk von welthistorischer Bedeutung wird sich auch wiederum frei von innen heraus entfalten, sich völlig seiner Eigenart entsprechend entwickeln und so sowohl selbst gedeihen als auch der Menschheit den besten ihm möglichen Beitrag zur allgemeinen Weltkultur leisten können. Die andern Völker werden zu den Juden wieder in ein normales Verhältnis treten, und der Antisemitismus wird aufgehört haben, eine besondere, den Juden schmerzliche und der Kulturvölker unwürdige Erscheinung zu sein. Vor allem aber wird das jüdische Volk vor Siechtum oder Untergang gerettet und an den Anfang einer neuen Entwicklung gestellt sein, von der jeder Jude, je nach seiner Anschauung, denken und träumen mag, was er will.

Was Schnell auf die Frage nach den letzten Zielen der nationalen Erneuerung des jüdischen Volkes mich antworten läßt, beweist nur, daß er den Zionismus wenig kennt. Der Zionismus, wie er allgemein verbreitet ist, kennt nur das nationale Interesse und nimmt zur Frage der Religion überhaupt keine Stellung. Es soll durchaus jedem einzelnen Juden überlassen bleiben, in religiösen Dingen zu denken, wie er will. Schon hieraus wird der Leser abnehmen können, wie gänzlich verfehlt es ist, wenn Schnell hier seine Darlegungen mit den Worten schließt: „Das geistige Kulturideal des Zionismus zeigt sich uns als Feind der wissenschaftlichen Weltanschauung". Die Zionisten denken bei aller Wertschätzung der religiösen Vergangenheit ihres Volkes auch nicht entfernt daran, auch nur eines Haaresbreite von den wissenschaftlichen Errungenschaften der modernen Kultur und ihrer eigenen intellektuellen Freiheit zu opfern. Was aber speziell meine Gedanken über Zionismus und Religion betrifft, so hat mich Schnell arg mißverstanden. Zu meinem großen Bedauern muß ich jedoch, wegen des beschränkten, mir hier zur Verfügung stehenden Raumes darauf verzichten, eine berichtigende Darstellung zu geben.

Die Zionisten wollen das jüdische Volk in seiner Eigenart erhalten, darum verurteilen sie die Assimilation aufs schärfste, was Schnell seinerseits nicht zu billigen vermag. Die jüdische Assimilation ist freilich auch an und für sich eine abstoßende Erscheinung. Eine unbewußte Assimilation an die Umgebung findet, wie zum Beispiel bei Auswanderern, alle Tage statt, und dagegen wird sich nicht allzuviel einwenden lassen, obwohl heute wenigstens jede große Nation, wenn auch überwiegend aus politischen

und wirtschaftlichen Motiven, darnach strebt, ihre Auswanderer bei ihrer Nationalität festzuhalten. Also selbst der unbewußten Assimilation entstehen bei steigendem, gehobenem Nationalgefühl sofort Hemmungen. Auch bei den Juden hat während der ganzen Diaspora eine unbewußte Assimilation stattgefunden, wenn auch meist nur in Dingen, die mehr an der Peripherie des Lebens liegen und den innersten Menschen im ganzen unberührt lassen. Etwas anderes aber ist die bewußte, gewollte Assimilation, die Assimilation als Ideal, als selbstgewählte Wegrichtung. Eine solche ist ohne den Verlust gesunden Ehrgefühls, ohne Würdelosigkeit, und bei durchschnittlicheren Menschen, wo die Tragik des inneren Konflikts fehlt, ohne Selbstwegwerfung und Selbstbeschimpfung gar nicht möglich. Eine bewußte, erstrebte Assimilation gab es im Judentum zum Beispiel in den Tagen der Makkabäer, und über den moralischen Wert derselben hat die Geschichte ihr Urteil längst gesprochen. Und eine solche haben wir auch seit Mendelssohn, und diese ist es, die jetzt glücklicherweise nicht bloß von den Zionisten, sondern von weit ausgedehnteren Kreisen des Judentums energisch bekämpft und insbesondere von der intelligenten Jugend in wachsendem Maße als schmachvoll empfunden wird.

Noch weit bedenklicher als vielleicht irgendsonst muß die Assimilation als Ideal auf die Juden wirken, die ein Volk mit großer Vergangenheit und ererbtem starkem Stammesstolz sind. Denn die einander schroff entgegengesetzten Werturteile von einst und jetzt müssen hier viel verheerender aufeinanderprallen, grinsende Selbstironie und nicht selten schamlose Selbstverhöhnung hervorrufen. Es geht also nicht an, den Juden zu sagen, daß sie ihre angestammte Art ablegen sollen. Das ist ohne Geringschätzung ihrer selbst nicht möglich, und wer sich selbst geringschätzt, den werden auch die andern nicht achten können; er geht moralisch zugrunde.

Und weiter! Jeder Mensch ist nicht nur Individuum, sondern auch Gruppenwesen, und im allgemeinen ist die soziale Geltung noch immer von letzterer Eigenschaft in hohem Maße abhängig. Wie nirgends sonst, ist dies gerade bei der sozialen Wertung des einzelnen Juden durch die Umgebung der Fall, und daran wird, so lange die mißliche Lage des jüdischen Volkes andauert, nicht viel geändert werden können. Die bewußte Assimilation übernimmt in ihren letzten Ausläufern mit allen Werturteilen der Umgebung schließlich auch das über die Juden, und eben das hat die so verächtliche Spielart der jüdischen Antisemiten gezeitigt.

Wenn wir noch weiter berücksichtigen, daß der Jude von seiner Umgebung nicht gerade mit offenen Armen aufgenommen wird, dann sind die Früchte der Assimilation: Kriecherei, Zu- und Vordringlichkeit, geistlose Nachäffung, Verwüstung des eigenen Bodens, ohne im neuen festwurzeln

zu können, also moralische und geistige Heimatlosigkeit, innere Haltlosigkeit, und das alles mündet zuletzt in eine ideallose, materialistische Lebensrichtung. Mit einem Worte: Die Assimilation als Ideal führt zu einem Prozeß der Verwesung.

Man wird es also wohl verstehen, wenn die Zionisten mit vielen andern Denkenden und die Verantwortung fühlenden Juden die bewußt gewollte Assimilation bekämpfen. Dabei bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß dies Verhalten mit der Beurteilung europäischer und deutscher Kultur nicht das geringste zu tun hat. So ist zum Beispiel bei den deutschen Zionisten die Hochschätzung der deutschen Kultur und die Dankbarkeit gegen dieselbe ganz allgemein verbreitet.

Und nun zum Schluß noch kurz ein Wort über das Verhältnis des Judentums zur modernen Kultur. Schnell spricht von dem versöhnenden Charakter der modernen Kultur, die Völker und Rassen einander näher bringe und angleiche. Das ist ohne Frage bis zu einem gewissen Grade der Fall. Nicht nur in der äußeren Zivilisation, auch in der Denkweise wird die moderne Kultur die Völker und Rassen einander ähnlicher machen. Daß aber darüber die Völker ihre Eigenart gänzlich verlieren werden, das werden wir weder erwarten noch wünschen. Nicht erwarten, denn die ganze neuere Geschichte zeigt uns eine immer stärkere Betonung des Nationalitätsprinzips und des Individualismus. Auch sorgen Sprache, Tradition, geographische und politische Lage, das besondere Blut und die besondere Vergangenheit für die Erhaltung der Eigenart der Völker. Wir werden es aber auch nicht wünschen. Denn das menschliche Leben wäre dann um einen wesentlichen Reiz ärmer. Amerika beneidet Europa nicht grundlos um sein buntes, farben- und formenreiches Völkerleben. Auch ist eine Menschheit, in der jedes Volk je nach seiner Art und Begabung die Weltkultur bereichert, einem Völkerbrei gewiß vorzuziehen. Nicht Völkerverschmelzung, sondern Völkerverbrüderung muß hier das Ziel sein, ein Zustand, in dem die Völker einander in ihrer Eigenart und ihren Interessen achten und, durch die Idee der Menschheit getrieben, zum Ganzen streben.

Ist dem aber so, warum soll denn gerade ein so kulturkräftiges, höchst eigenartiges Volk den Schauplatz der Weltgeschichte räumen! Die Juden, deren alte Geschichte für die Menschheit doch nicht ganz ergebnislos geblieben ist und die ein Volk von mehr als elf Millionen Menschen bilden! Wir fragen jeden besonnenen, die Tragik des jüdischen Volkes fühlenden Beurteiler, ob es eine leidlich anständige Möglichkeit und ob es ein moralisches Recht gibt, ein solches Volk dem Untergang preiszugeben! Was uns Schnell für unsere Volksexistenz eintauschen lassen will, das sind Palliative, die unsern Tod nicht aufhalten können und für die wir daher

verbindlichst danken müssen. Die Zionisten fühlen ihre Verantwortung gegen Volk und Menschheit und sie haben das Werk der Renaissance ihres Volkes, so schwierig es auch sein mag, längst in Angriff genommen, in der Erkenntnis der äußeren und moralischen Notwendigkeit und im Vertrauen auf den starken Lebenswillen der alten Gottesstreiter. Im Vertrauen auch auf die moralische Unterstützung durch die öffentliche Meinung der Kulturwelt, an der es ihnen hoffentlich nie fehlen wird.

* * * * * *

Dazu schreibt uns der Verfasser des Aufsatzes „Judentum und moderne Kultur":

Den sachlich gehaltenen und objektiven Ausführungen des Herrn Einsenders bin ich mit lebhaftem Interesse gefolgt. Indessen muß ich es mir versagen, auf seine Darlegungen erschöpfend einzugehen: in den Spalten einer Zeitschrift wäre kein Raum hierfür vorhanden, es wäre nötig, ein Buch zu schreiben. Ob ein solches von praktischer Bedeutung wäre, darf sehr bezweifelt werden; denn die Streitfrage, um die es sich hier handelt, wird nicht mit der Schärfe der Gedanken, mit logischen Gründen und Gegengründen ausgefochten, sondern unter dem Einfluß gefühlsmäßiger Stimmungen und leidenschaftlicher Erregungen, bis freilich schließlich nach manchem Gelingen und noch mehr Mißlingen, nach vergeblichem Hoffen und enttäuschendem Harren die Erkenntnis der höheren Zweckmäßigkeit doch einmal den Sieg erringen wird.

Vielleicht darf ich aber auf die Anschauungen Dr. Josephs mit einigen Worten erwidern.

Der Kern des Problems läßt sich etwa in die Form fassen: Ist es richtig, daß heute im Judentum — wie zweifellos bei Tschechen, Polen und zahlreichen anderen Nationalitäten — ein nationaler Lebenswille, ein elementarer Wunsch nach volklicher Entfaltung vorhanden ist, und existieren die Vorbedingungen eines solchen nationalen Lebens, eigene Sprache, eigenartige politische, geistige, soziale Kultur?

Oder aber ist der Wunsch der Juden nach nationaler Gemeinschaft lediglich ein Produkt der moralischen und materiellen Notlage?

Der Gegensatz in der Beantwortung dieser Fragen trennt meinen Standpunkt von dem Dr. Joseph's. Weder für die Gegenwart, noch für die Vergangenheit seit etwa tausend Jahren kann ich eine von äußeren Dingen unabhängige „Zionssehnsucht" anerkennen. Wo ist sie zu entdecken, als es den Juden „im Schatten der Alhambra" so gut ging, in den für sie günstigen Perioden in der Türkei, in Polen, und ferner im 19. Jahrhundert, besonders in Frankreich, England, Italien, Amerika und so weiter? Sogar im Osten werden die Zionschwärmer, die wir in den Erzählungen Karl Emil Franzos' und anderer finden, nur als Originale betrachtet!

Das Gebet als Beweis für einen wirklichen inneren Trieb nach nationaler Eigenart anzusehen, muß ich ablehnen; hier handelt es sich nur um eine künstlerische Ausdrucksform, um Symbolik gewordene Tradition zur Erzielung allgemeiner seelischer Erhebung und Läuterung.

Und wenn auf die Wiedererweckung der hebräischen Sprache, und die mannigfachen Versuche einer national-jüdischen Kunst und Wissenschaft hingewiesen wird, so sind dies fast nur künstliche Produkte, von der Begeisterung und Phantasie getragene Schöpfungen, welche der Jammer über diejenigen Zustände erzeugt hat, die man unter dem Sammelnamen Antisemitismus versteht. Das Studium dieser Erscheinung berechtigt nun zur Behauptung, daß sie nicht gleichmäßig räumlich und zeitlich vorhanden ist, sondern daß ihre Wirkungen ganz bestimmten Ursachen entsprechen, und demgemäß kommt man zum Schlusse: *cessante causa cessat effectus.* Deshalb muß der Ansicht, die Reibungen würden nicht schwinden, in dieser Allgemeinheit aufs schärfste widersprochen werden. Vielmehr wird genau in dem Maße, in welchem des Herabsehen der Juden auf die anderen Volksgenossen und die Ablehnung der Vermischung mit ihnen ein Ende nimmt, ferner vor allem der prinzipielle Verzicht auf die Ausnützung der jüdischen wirtschaftlichen Überlegenheit zu ungunsten der Gesamtheit als eherne Notwendigkeit angesehen werden wird, auch die Befehdung aufhören. Mit dem Vermischungsprozeß braucht an sich weder Würdelosigkeit noch Selbstironisierung verbunden zu sein, und wenn solche Fälle vorkommen, was natürlich nicht geleugnet werden soll, ist dies noch kein Beweis, daß es so sein muß. Im Geiste der Assimilation haben unter vielen anderen ausgezeichneten Männern auch Gabriel Rießer und Berthold Auerbach ihr ganzes Leben lang gewirkt und gekämpft und es heißt das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man wegen möglicher Verirrungen das ganze geistige Leben der Juden des 19. Jahrhunderts verdammt. Dies tut aber mein Herr Gegner unbedingt — *nolens volens.* Denn die deutsche jüdische Intelligenz der letzten Generationen hat eben das bewußte Bestreben gehabt, die Art ihrer Umgebung anzunehmen. Daß solche Urteile in unseren Tagen möglich sind, könnte den Humanisten und Soziologen mit Schmerz erfüllen, wenn nicht die absolute Gewißheit vorläge, daß auf diese Anschauungen und geistigen Strömungen wieder andere ihnen um so schärfer entgegengesetzte folgen werden. Denn dafür liegen die zum Teil glänzenden Resultate der Vermischung doch gar zu offen am Tage.

Noch eine andere Seite des Problems zu berühren, darf nicht unterlassen werden. Es soll das Unmögliche einmal als möglich angenommen werden, daß es gelänge, in Palästina unter türkischer Oberherrschaft eine große jüdische Kolonie mit hebräischer Sprache und nationaler Kultur zu begründen.

Was wird nun die Folge sein, wenn — was sehr rasch geschehen würde — Palästina übervölkert wäre und der überschüssige Teil der Nationaljuden wiederum in die anderen Länder sich zerstreuen würde? Müßte dann die Lage nicht die gleiche werden, wie sie jetzt ist? Oder wollen die Kolonisten, die ja sogar von vorneherein auf Selbständigkeit verzichten, Europa und Amerika den Krieg erklären?

Man wird natürlich sofort einwenden, daß ja schon durch die Tatsache der Kolonisation selbst die Vorbedingungen geschaffen würden, um die Ursachen des heutigen Judenhasses zu beseitigen.

Nun wohl, so mögen wir die **Kolonisation pflegen**, uns aber vom **Zionismus fernhalten**: in diesem Sinne wurde der sogenannte Jtoismus, die Organisation der jüdischen Ansiedlung in überseeischen Ländern, warm empfohlen. Allerdings würde diese Art der Kolonisation eine Assimilation der Juden begünstigen. Selbst wenn diese aber bis zum Aufgehen in anderen Völkern führen sollte, könnte ich diese Entwicklung nicht als „Untergang" des Judentums bezeichnen, ebensowenig wie man vom „Untergang" der griechischen oder römischen Kultur sprechen kann. Und wenn die günstigen jüdischen Anlagen und Eigenschaften der Kulturmenschheit zu eigen werden und durch diesen Prozeß sowohl Artdifferenzierung wie Völkerverbrüderung gefördert werden, so scheint mir dies ebenso ehrend zu sein, wie die Existenz einer jüdischen Nation, welcher auch die ausschweifendste Phantasie die Tugend der Einigkeit nicht wird voraussagen wollen — trotz der musterhaften Ordnung in den Bauernkolonien Palästinas.

Doch ich komme in die Versuchung, das oben erwähnte Buch zu schreiben und muß abbrechen.

Nur auf ein paar Schlußbemerkungen darf ich nicht verzichten.

Wenn Dr. Joseph sich beschwert, daß die Meinung verbreitet wird, die Zionisten würden einen selbständigen Judenstaat erstreben, so haben sie sich dies selbst zuzuschreiben. Denn der Ausdruck „öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte" ist sehr vieldeutig. Durch die öffentliche Gewalt gesichert ist in den Kulturstaaten, ja in allen Ländern, in denen keine Anarchie herrscht, überhaupt jede Stätte. Es wird also wohl ein gewisser Grad von Selbst**verwaltung** gefordert werden wollen, unter Verzicht auf politische Oberherrschaft. —

Sehr interessant waren mir die Darlegungen Herrn Dr. Josephs über die religiösen Verhältnisse im ersehnten Staatswesen. Daß dort auch für völlig ungläubige Juden Platz zu sein scheint, habe ich allerdings bisher nicht angenommen. Welche Fülle von Konfliktsmöglichkeiten eröffnet sich hier!

Wenn meine Ausführungen von beiden Parteien, von den extremen Nationalisten und Rassenfanatikern rechts wie links, teilweise mit lächelnder

Überlegenheit und eleganter Handbewegung abgelehnt werden, so darf ich vielleicht ebendeshalb hoffen, von dem schmalen, steinigen und dornenvollen Pfade der ausgleichenden Gerechtigkeit nicht allzusehr abgewichen zu sein.

München. Hermann Schnell.

Die Wünschelrute.

Von Dr. med. Adam Voll in Furth im Wald.

Die vielumstrittene Wünschelrute muß als ein Präzisionsinstrument aufgefaßt werden; als solches ist sie ganz bestimmten Gesetzen unterworfen. Solange diese nicht genau erforscht sind, müssen Fehlresultate auftreten. Diesen Satz möchte ich als Leitmotiv an die Spitze der folgenden Abhandlung setzen.

Als Wünschelrute benutzt man einen möglichst elastischen, gabelförmigen Zweig irgendeiner Staude oder eines Strauches; besonders bevorzugt sind Weide und Haselnuß; aber auch Eichenschößlinge, die nicht dicker als 5—6 mm sind, kann man mit viel Erfolg verwenden. Die modernen Rutengänger biegen sich irgend einen elastisch federnden Draht, zum Beispiel die Speichen eines Fahrrades oder auch die Streben von Schutzblechen schleifenförmig zurecht. Fast alle Rutengänger fassen die gabelförmigen Enden mit Untergriff und ziehen sie bogenförmig auseinander. Ich verwende nur den Aufgriff; sehr wenig Begabte nehmen Kniebeugestellung an und pressen die Arme in Untergriff fest auf die Knie. Geht man nun über eine Wasserader, so schlägt die Rute bei den meisten senkrecht nach abwärts, bei einigen aber steigt sie senkrecht in die Höhe. Aber nicht nur Wasser zeigt die Rute an, sondern noch eine Menge anderer Stoffe. Bei mir zeigt die Rute sämtliche Mineralien und noch die Elektrizität an, dabei nimmt die Spitze der Rute immer einen ganz bestimmten Winkel zur Horizontalen ein, dessen Größe vom spezifischen Gewicht der Körper, sowie davon abhängig ist, ob die Stoffe elektropositiv oder -negativ sind. Natürlich kann nicht jeder einzelne chemische Körper seinen eigenen Winkel haben, sondern die Rute faßt alle Stoffe in einzelne Gruppen zusammen, welche ganz genau mit denen der Chemie übereinstimmen. Die einzelnen Glieder dieser Gruppen können dann durch die Himmelsrichtung voneinander unterschieden werden, nach welcher man sich drehen muß, um den Ausschlag der Rute zu erhalten. Bei den Edelmetallen, Gold, Silber, Kupfer und so weiter geht die Rute senkrecht in die Höhe, jedoch bei Gold am stärksten dann, wenn man sich genau nach Norden richtet; bei Silber muß man nach Süden sehen, für Kupfer sind die Zwischenrichtungen NO, NW und so weiter erforderlich. Dies Gesetz gilt jedoch nur dann, wenn man sich in Ruhe befindet. Wenn

man geht, also zum Beispiel ein Feld abschreitet, ist man nicht an eine Himmelsrichtung gebunden.

Besonderen Wert hat es, die Tiefe einer Wasserader zu bestimmen. Auch hiezu ist die Rute zu verwenden. Nähert man sich nämlich einer Wasserader, so fühlt man auf einmal, daß gewissermaßen etwas in der Gabel lebendig wird; plötzlich macht sie einen kurzen Ausschlag und kündigt so die Nähe der Quelle an. Dieser Ausschlag wiederholt sich noch einmal. Über der Ader selbst erhält man den Hauptausschlag. Beide Arten des Ausschlags sind leicht auseinanderzuhalten. Dreht man sich nämlich im Kreise, dann erhält man bei der Ankündigung den Ausschlag nur in der Richtung auf die Ader zu, während man den Hauptausschlag fast immer hat; hier verschwindet er bloß an einer Stelle und diese gibt dann die Richtung an, nach welcher die Ader strömt. Die Entstehung des ersten Ankündigungsstrahles vom Hauptausschlag gibt die halbe Tiefe der Wasserader an.

So weit scheint alles einfach zu sein. Doch kommen noch eine Reihe von Momenten in betracht, welche sich gelegentlich recht unangenehm bemerkbar machen. So ist der Gesundheitszustand und die Gemütsstimmung des Rutengängers recht wichtig. Kranke oder aufgeregte Menschen können kein gutes Resultat erzielen. Auch der Einfluß des Wetters kann nicht geleugnet werden. Die meisten sind an hellen, klaren Sonnenschein gebunden. Regenwetter oder sogar eine trübe Wolke können vielen hinderlich sein. Ist der Boden gefroren, so kann man überhaupt nichts machen. Recht gefährlich ist es auch, die Rute anderen anzuvertrauen. Hat sie nämlich ein Unbegabter in der Hand gehabt, so verliert sie ihre Brauchbarkeit und zwar um so länger, je weniger der Betreffende begabt war. Um die Brauchbarkeit der Rute zu erweisen, hat man vielfach Zimmerversuche angewandt; es wurden Gegenstände versteckt und der Rutengänger sollte sie suchen. Diese Proben mußten mißlingen; man vergaß, daß solch gekünstelte Experimente niemals den natürlichen Verhältnissen gleichen und daß sich immer störende Einflüsse geltend machen. So beeinflussen sich die Gegenstände untereinander. Es macht sich zum Beispiel stets der Einfluß der Wände geltend, oder es finden sich starke Wasseradern, Erzgänge oder sonst etwas der Reaktion Hinderliches im Boden. Es ist auch nicht gleichgültig, wer die Sachen verlegt; hat es ein Unbegabter getan, so findet man sie nicht mehr. Auch kann man einen Körper nur ein einziges Mal benutzen, hierauf wird er unbrauchbar und muß erst längere Zeit ruhen, ehe man ihn wieder verwenden kann. Es gibt also Fehlerquellen genug, durch welche ein Irrtum erzeugt werden kann. Noch komplizierter wird die Sache dadurch, daß die Gegenstände Spuren auf ihrer Unterlage zurücklassen, und

zwar auf um so länger, je intensiver die Berührung stattgefunden hat. Legt man zum Beispiel eine goldene Uhr auf ein Blatt Papier, so kann man noch fünf Minuten nach ihrer Entfernung mit der Rute nachweisen, daß sie dort gelegen hat. Noch merkwürdiger ist aber folgende Erscheinung: Beschickt man die beiden Enden eines langen Brettes mit einem goldenen und einem silbernen Gegenstand, so ergibt sich bei der Untersuchung mit der Rute eine scheinbare Vertauschung; man erhält also über Gold den Silberausschlag und umgekehrt.

Auch Elektrizität wird von der Rute angezeigt, und zwar hat die positive genau den entgegengesetzten Ausschlag wie die negative. Ganz genau den gleichen Ausschlag wie bei der Elektrizität erhält man über dem Menschen. Der eine reagiert positiv, der andere negativ; ein Einfluß der Geschlechter auf diese Reaktion ist nicht zu erkennen. Dagegen konnte die sehr interessante Tatsache konstatiert werden, daß fruchtbare Ehepaare unter sich ungleich reagierten, während bei kinderlosen der Ausschlag über beiden Gatten gleich war. Auch den Kleidungsstücken wird diese Reaktion übertragen. So vergnügte sich mein Söhnchen einmal damit, mir den Gürtel meiner Joppe abzuknöpfen und zu verstecken. Am anderen Morgen fand ich zufällig an einer Stelle den mir zukommenden Ausschlag statt des Ankündigungsstrahls einer Wasserader; hier lag auch tatsächlich der Gürtel. Ja, noch mehr, man kann mit der Rute auch den Weg verfolgen, den ein Mensch genommen hat. Das Analogon mit dem Witterungsvermögen der Tiere ist außerordentlich naheliegend. Wir müssen also notgedrungen annehmen, daß vom menschlichen Körper Strahlungen ausgehen, welche mit der Elektrizität identisch oder wenigstens sehr nahe verwandt sind.

Damit sind wir bei den Erklärungsversuchen für das Phänomen der Wünschelrute angelangt. Sie sind gar nicht so einfach zu geben, zumal sich ja die Wissenschaft unserem Problem gegenüber absolut ablehnend verhält und die Strahlenforschung sich erst noch in ihren Anfängen befindet. Man muß sich also mit laienhaften Bemühungen zufrieden geben.

Nun ist es eine allbekannte und absolut feststehende Tatsache, daß alle Stoffe Jonen, das heißt elektrische Strahlen, aussenden und zwar die Metalle positive, die Nichtmetalle meistens negative. Um nun die Wünschelrute zu erklären, müssen wir annehmen, daß vom Körper des Mediums eine Strahlung in die Rute gehe. Ist diese positiv, dann muß die Rute vom Wasser und den Nichtmetallen angezogen werden, das heißt nach abwärts gehen; über Erzen aber wird sie nach aufwärts steigen, weil die positiven Erzstrahlen die positive menschliche Strahlung abstoßen. Die Tatsache aber, daß der Mensch tatsächlich Strahlen aussende, ist ziemlich leicht nachzuweisen. So ist es zum Beispiel eine allgemein bekannte Tatsache, daß man es sehr bald

merkt, wenn man von jemand fixiert wird. Es geht da gewissermaßen eine drahtlose Telegraphie von den Augen des einen Menschen zu denjenigen eines anderen. Die Firma Lumière in Lyon, welche die bekannten hochempfindlichen Momentplatten erzeugt, behauptet, daß es Menschen gebe, welche die photographischen Platten beeinflussen. Reichenbach fand bei seinen odischen Versuchen, daß das menschliche Haupt eine Strahlenkrone abscheide und führt darauf den Heiligenschein zurück. Nach meinen Erfahrungen würde der vielgeschmähte und verlachte Forscher eine ernsthafte Nachprüfung verdienen. Jedoch die Gelehrten haben ihn zu Tode verurteilt und eine Wiederaufnahme des Verfahrens ist so schnell nicht zu erwarten. Mit der Rute selbst kann man nachweisen, daß vom Menschen Strahlen in sie hineingehen, denn sonst könnte man die Tatsache nicht erklären, daß sie durch die Benützung eines Ungeeigneten ihre Brauchbarkeit verliert. Die Theorie der menschlichen Strahlung hat also manches für sich. Gibt man sie aber zu, dann ist die Wünschelrute ganz leicht zu erklären[1]).

Jedenfalls sollte man endlich einsehen, daß die Rute ein sehr wertvolles Rüstzeug der Geologie ist und daß der Bergmann mit ihrer Hilfe gar manchen Irrtum vermeiden kann. Die schauerliche Blamage von Stockheim hätte man sich sparen können, wenn man die Rute rechtzeitig zu Rate gezogen hätte. Durch einen unglücklichen Zufall hat man dicht neben der Grenze die Bohrtürme aufgestellt; 100 m näher an Stockheim, und man hätte in 250 m Tiefe ein mächtiges Lager gefunden.

Ähnlich ist es mit Erbendorf, wo ein viel größeres und weitaus besseres Kohlenflötz ist als in Stockheim; nur zieht eine gerade Spalte durch dasselbe hindurch. Die Tücke des Schicksals fügte es aber, daß man 1861 gerade in diesem Spalt niederstoßen mußte, wodurch das Bergwerk zum Stillstand gebracht wurde. In nächster Nähe des Kohlenlagers befinden sich mächtige Silber- und Kupfererze; obendrein gibt es dort feuerfesten Ton in Hülle und Fülle, so daß alle Vorbedingungen für einen gewinnreichen Bergbau gegeben sind.

Im Zwischendeck.

Um wegen einer geplanten Arbeit mit italienischen Rückwanderern aus Oberitalien bekannt zu werden und um gleichzeitig die Verhältnisse im Zwischendeck kennen zu lernen, fuhr ich im Juni 1911 von Newyork nach

[1]) Wer sich genauer über die Einzelheiten unterrichten will, dem sei empfohlen: Rothe, Die Wünschelrute (mehr theoretisch). Jena, bei Diederichs. Voll, Die Wünschelrute und der siderische Pendel. Leipzig, Altmann.

Hâvre auf dem Dampfer *La Savoie* der *Compagnie générale transatlantique*. Während die Passagiere der ersten und zweiten Klasse eine Stunde vor Abfahrt an Bord gehen, war die Vorschrift für die dritte Klasse, wie das Zwischendeck euphemistisch heißt, sich zwei Stunden vor Abgang einzufinden. Jeder mußte sein Gepäck selber tragen, nur den Frauen wurde es von den Stewards abgenommen. Oben angekommen wurde ich gefragt, ob ich allein führe und bekam dementsprechend einen Platz in der Männerabteilung im Vorderschiff. Dort belegte ich mir eine Hängematte an den Fenstern, in der Hoffnung die frische Luft genießen zu können. Ein Steward wies unterdessen Italienern und Kroaten der Reihe nach ihre Plätze an. Als er zu mir kam, sagte er, daß mein Bett schon tagsvorher belegt worden wäre. Deshalb mußte ich umziehen und fand mein Bett neben einem französischen Schreinergesellen, auch an den Luken. Wir waren imstande alle Angriffe auf die unteren Betten abzuwehren und schliefen in der oberen Hängematte. Die Hängematten waren zum Teil zerrissen; sie enthielten ein Kopfkissen, dessen Bezug nicht überall sauber war, und eine Wolldecke.

Im ganzen waren wir 459 Zwischendecker, darunter vielleicht 30 Frauen und 20 Kinder. Mit mir schliefen, saßen und aßen in einem Raum von 2400 qm 160 Personen. Bei gutem Wetter ist der Aufenthalt, wenigstens tagsüber, erträglich, bei schlechtem Wetter, Sturm oder Regen, wenn man nicht an Deck gehen kann, ist die Sache anders. Denn es sind nicht genügend Bänke zum Sitzen da, die Leute müssen sich in die Hängematten legen, um unterzukommen und die Luft ist abscheulich. Es war ein interessantes Völker- und Massengemisch. Vier Araber aus Mokka hatten in den Vereinigten Staaten nicht das Eldorado gefunden, sie, ebenso wie einige Armenier und ein Grieche, kehrten in die Türkei zurück. Acht Montenegriner waren heimgerufen worden, um sich an dem Krieg gegen die Türkei zu beteiligen. Serben und Kroaten, Spanier, Belgier, wenige Franzosen, Schweizer und Deutsche kehrten für immer ins Vaterland zurück. Drei Juden aus Rumänien und fünf Italiener aus Süditalien hielten sich von der Masse der Passagiere fern. Ein jüdischer Schuhmacher aus Bukarest hatte wegen Kurzsichtigkeit die Erlaubnis zum Landen in den Vereinigten Staaten nicht bekommen. Ferner war ein siebzehnjähriger Maurerlehrling aus Forli in der Romagna wegen Mittellosigkeit und Analphabetismus deportiert worden, auch waren drei Piemontesen, weil sie untauglich zu harter Arbeit waren, von der Landung in Newyork ausgeschlossen worden. Sie wurden frei bis Hâvre befördert, ob die Compagnie sich weiter um sie kümmerte, war an Bord nicht zu erfahren. Meine interessantesten Reisegenossen waren achtzig bis neunzig Italiener aus Oberitalien. Die französische Linie ist von der italienischen Regierung besonders zur Beförderung von Italienern ermächtigt,

wenn sie den italienischen Gesetzen über Unterbringung, Verpflegung und Fürsorge der Auswanderer nachkommt. Alle Dampfer, die direkt zwischen Italien und den Vereinigten Staaten fahren, haben einen Marinearzt an Bord, der als *Commissario reale* sich um die Zwischendecker kümmert. Die französische Linie hat einem ihrer Angestellten den Titel *Commissaire* gegeben, der mir aber im Zwischendeck nie vor die Augen kam und zu dem man in der Regel nur nach Rücksprache mit dem Obersteward des Zwischendecks gelangte. Ich sah ihn nur einmal, als er mir Geld unter Kurswert einwechselte. Von irgendwelcher Fürsorge von seiner Seite war ebensowenig zu merken, wie von der des Arztes. Dieser erschien zwar regelmäßig zu seiner Sprechstunde, von einer Befragung der Leute und Aufsicht über die hygienischen Verhältnisse an Bord hielt er sich fern. Wir hatten einen schwindsüchtigen Kroaten in unserer Abteilung, dessen Husten und Spucken nachts den Schlaf lange von uns scheuchte. Wenn irgend jemand, so gehörte dieser ins Hospital. Die Hospitaleinrichtungen waren genügend, nur fehlte jede Badeeinrichtung sowohl in der Frauen- als in der Männerabteilung. Isolierräume waren zahlreich vorhanden, sowohl im Stern als im Heck. Ein sehr intelligenter Pharmazeut und eine Frau waren als Pflegepersonal angestellt. Der Betrieb soll sehr viel besser für die Auswanderer sein auf der Reise nach Newyork, wenn mit den amerikanischen Vorschriften gerechnet werden muß. Die Belegung der Räume ist dann geringer, Überzählige werden in der zweiten Klasse untergebracht, Offiziere und Beamte kümmern sich dann ganz regelmäßig um die Auswanderer. Der Arzt ist ganz besonders besorgt, denn ein Krankheitsfall könnte der Gesellschaft durch Quarantäne großen Schaden verursachen. Wir hatten mehrere Leute unter uns, die zweiter Klasse hatten fahren wollen, aber wegen Platzmangels mit dem Zwischendeck hatten vorlieb nehmen müssen. Zwei von diesen, ein Professor schwedischer Abkunft von der Universität Pensylvanien und] ein jüdischer Geschäftsreisender aus der Bukowina, hielten es nicht eine Stunde unten aus. Der Obersteward des Zwischendecks brachte sie zum Arzt, an den sie Mark 48.— zahlten, wofür sie krank geschrieben wurden und im Hospital die Verpflegung der zweiten Klasse erhielten. Ob der Arzt diese Mark 48.— mit dem Commissär teilte oder sie der Compagnie ablieferte, konnte ich nicht feststellen. Jedenfalls wurde die ganze Sache sehr diskret behandelt, die beiden Kranken sollten sich nicht viel öffentlich zeigen. Der Professor erschien erst nach Einbruch der Dunkelheit an Bord. Die Höchst-Belegungsziffer unseres Schlafraums war nicht angeschrieben, weil die nach den amerikanischen Vorschriften zulässige Höchstbelegung bei der Heimreise nicht beachtet zu werden pflegt. Nur wenige Rettungsgürtel waren in dem Raum vorhanden. Kein Zwischendeck-Passagier wußte, wohin er sich im Augenblicke der Gefahr zu begeben

hätte. Ist es da merkwürdig, daß so häufig von einer Panik im Zwischendeck bei Schiffsunfällen gesprochen wird? Gegessen wurde in zwei Schichten an langen Tischen mit zerrissenem Linoleumbelag, auf dem nachts die Gepäcke und Kleidungsstücke der Passagiere lagen. Servietten und Messer wurden nicht geliefert, selbst nicht den Frauen und Kindern, die doch Taschenmesser nicht zu tragen pflegen. Eine große Suppenschüssel nahm nacheinander die verschiedenen Speisen auf, gekocht wurde im ganzen gut, nur das Fleisch war nicht immer von guter Beschaffenheit. Die Mannschaft des Schiffes bekam bessere Kost als wir, vor allem besseres Brot. Es gab mehr als genug, Brot und Wein wurden geliefert soviel man davon haben wollte. Frauen und Kinder mußten ebenfalls Wein trinken und konnten selbst nicht für Geld Tee bekommen. Das Trinkwasser war meist sehr warm, obwohl Kühlung durch Meerwasser leicht möglich gewesen wäre, für 300 Leute im Vorderschiff gab es nur ein Trinkgefäß. Viel von den Speiseresten wurden einfach auf den Fußboden geworfen. An Deck mangelte es sehr an Sitzgelegenheiten, ich war deshalb sehr froh, als ich mir einen Stuhl für einen Franken kaufen konnte. Viel promenieren konnte man nicht, da das Deck fast vollständig von den Zwischendeckern und der dienstfreien Schiffsbesatzung angefüllt war. Gewisse Stellen wurden zeitweise gesperrt, früh morgens, wenn die Leute in der ersten Klasse noch schliefen, und zur Zeit des Essens. Man könnte es den Zwischendeckern nicht verargen, wenn sie beim Anblick der wohlgefüllten Tafeln und des Luxus etwas wie Neid fühlten, jedoch hörte ich nur selten bittere Bemerkungen. Von irgendwelcher Rücksichtnahme auf die Passagiere der dritten Klasse war wenig zu merken. Die schlimmsten Übeltäter waren das Küchenpersonal und die Jungens, die die Kabinen der Offiziere rein hielten. Diese gossen die Kübel mit Schmutzwasser ins Meer, wo es ihnen am bequemsten war, so daß der Wind den Inhalt uns zum Teil ins Gesicht wehte. Ein Schiffsjunge, den ich deshalb zur Rede stellte, fiel vor Erstaunen auf den Rücken, daß ein Zwischendecker sich erlaubte, eine Bemerkung zu machen. Das seemännische Personal war freundlich und höflich. 1/24 Uhr gab es die letzte Mahlzeit ebenfalls reichlich. Zwischen 4 Uhr abends und 6 1/2 Uhr morgens konnte man sich aus der Kantine versorgen, wo ziemlich viel Bier getrunken wurde. Die Leute rauchten viel an Deck, Italiener und Montenegriner spielten Karten. Serben und Kroaten sangen ihre schwermütigen, melodiereichen Heimatslieder, einige wenige lasen italienische Räubergeschichten. Getanzt wurde gar nicht. Gegen 8 Uhr gingen die ersten zu Bett, es gab auch Leute, die krank und seekrank waren und nur bisweilen zu den Mahlzeiten aufstanden. Die Seekranken im gemeinsamen Wohn- und Schlafraum übergaben sich einfach auf den Fußboden, außerdem wurde fortgesetzt gespuckt, Spucknäpfe und Speibecken gab es nicht. Die Luftverhältnisse waren un-

erträglich, da die Luken kurz nach 6 Uhr geschlossen wurden, obwohl die Sonne erst gegen 8 Uhr unterging. Der säuerlich süßliche Geruch war unausstehlich; da außerdem gegen 1/2 9 Uhr der Fußboden mit Wasser zur Reinigung überschwemmt wurde, kam eine nicht unbeträchtliche Menge von Wasserdampf hinzu. An Ausziehen war nicht zu denken. Die verschiedenen Völkergruppen sangen und erzählten sich ihre Erlebnisse in den Vereinigten Staaten, besonders betonten sie immer wieder, mit welch ungeheurer Geringschätzung man sie behandelt hatte. Ihre Kenntnisse im Englischen beschränkten sich meist auf Fluchworte. Sie waren sich fast alle einig darüber, daß man drüben bei angestrengter intensiver Arbeit mehr verdient, daß man aber an Lebensfreude fast gar nichts hat. Das Bestreben aller derer, die wieder nach der Union zurückzugehen beabsichtigen, war zumeist, sich drüben soviel zu erwerben, daß sie bis zu ihrem Lebensende später in Europa verhältnismäßig gesichert leben können. Morgens um 6 Uhr begann das Aufstehen, die Wasch- und Abortverhältnisse waren grauenhaft, selbst Frauen und Kinder mußten sich mit Meerwasser waschen, Handtücher fehlten gänzlich. Bereits am zweiten Tag war kein Papier für die Aborte mehr vorhanden. Diese bestanden aus je fünf durch Bretter voneinander getrennten Löchern, jedem Blicke zugänglich; selbst die Frauen, die gesonderte Wasch- und Aborträume hatten, konnte man sehen, wenn die Türen geöffnet wurden. Durch Bestechung wurde es mir möglich, mich an anderer Stelle mit Süßwasser zu waschen und die Toilette zu benutzen. In dem stinkendem Schlafraum mußte 1/2 7 Uhr morgens Kaffee getrunken werden, weil die Luken erst um 7 Uhr geöffnet wurden. Es gab süßen Kaffee, Brot und Butter, ab und zu Milch, wenn unser Steward solche bekommen konnte. Mir und den anderen lag sehr daran, etwas mehr frische Luft zu haben, und ich wandte mich deshalb an den stellvertretenden Kapitän, der mir, dem Zwischendeckfahrgast, ziemlich grob antwortete, daß das Reglement vorschreibe, daß um 6 Uhr die Lucken geschlossen und um 7 Uhr geöffnet werden. Einige wurden überhaupt nie geöffnet, denn wir konnten ja plötzlich Nebel bekommen. Bei Nebel werden die anderen auch sofort geschlossen. Das wäre ja erträglich, wenn für ordentliche Ventilation gesorgt wäre. Das ist aber nicht der Fall, obwohl die Schiffe stets genügend elektrische Kraft zur Verfügung haben, die für die Lufterneuerung im Zwischendeck ausgenützt werden könnte. Kroaten und Italiener, Schweizer und Spanier waren derselben Meinung in bezug auf frische Luft, Abort- und Waschverhältnisse. Am Sonntag wurde früher aufgestanden, damit die Zimmer gereinigt würden, weil darin Messe gelesen werden sollte. Wir hatten an Bord mehrere Geistliche, sie kümmerten sich aber nie um die Zwischendecker, Messe lasen sie recht eindrucksvoll. Die Kroaten waren mit ganzer Seele dabei, während die

Italiener, besonders nachts vorher, ihre Witze machten. In der Abteilung für Verheiratete schlafen immer mehrere Familien zusammen, nur unverheiratete Mädchen sind für sich. Wo Kinder sind, ist der Geruch noch unerträglicher, da sie ihre Bedürfnisse einfach auf den Fußboden ihres Wohn-, Schlaf- und Eßzimmers befriedigen. Die Nacht vor unserer Ankunft wurde der Fußboden nicht mehr gereinigt. Die Stewards weckten die Leute sehr früh am Morgen, um noch bis zur Ankunft möglichst viel Arbeit leisten zu können. Sie forderten als ihr Recht ein Trinkgeld. Leute, die nichts oder wenig gaben, wurden sehr schlecht behandelt.

Mich interessierten meine Genossen sehr, die Eindrücke, die sie drüben empfangen hatten und die Gründe, aus denen sie zurückgingen. Wenn die Zeitungen das Bestehen ungünstiger wirtschaftlicher Verhältnisse abstreiten, braucht man nur unter den Rückwanderern nachzufragen, da erfährt man Genaueres über die Arbeitsverhältnisse, die sich im letzten Jahr ganz bedeutend verschlechtert haben.

Unter den Italienern gab es manche, die auf Urlaub während der toten Saison nach Hause gingen. Viele kehrten für immer in die Heimat zurück, zum Teil als vermögende Leute, die entschlossen waren, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben, als sie selbst genossen hatten. Für Politik war nicht viel Verständnis vorhanden, obwohl nicht wenige Bürger der Vereinigten Staaten geworden waren. Viel Interesse zeigte sich für Sozialismus, von dessen Einfluß in den Vereinigten Staaten die meisten eine ganz übertriebene Vorstellung hatten.

Der Zwischendecker zahlt Mark 140.— und wird dafür sehr schlecht behandelt. Briefe und Telegramme an ihn werden meist als unbestellbar zurückgeschickt. Er erfährt nichts von dem, was in der Welt vorgeht, während die Passagiere der ersten und zweiten Klasse täglich ihre Funkentelegramme lesen. Für Mark 100.— mehr wird man als anständiger Mensch behandelt, für Mark 180.— mehr lebt man wie ein amerikanischer Millionär. Durch Bestechung kann man sich zwar bessere Bedingungen verschaffen, aber alle können sich das nicht leisten. Die Stewards sagen, daß die Leute es gar nicht besser oder reinlicher haben wollen, aber die große Mehrzahl, vor allem die Frauen, wären für bessere hygienische Einrichtungen sehr dankbar. Auf unseren deutschen Linien ist es besser und reinlicher, es gibt Badegelegenheit für die dritte Klasse, Offiziere, Ärzte und Stewards sorgen in hervorragender Weise für die nach Nationalität getrennten Fahrgäste. Daß wir Fahrgäste waren, vergaß man gänzlich auf der «*Savoie*».

Chicago. Victor von Borosini.

Rudolf Borchardt:

Auf eine angeschossene Schwalbe, die der Dichter fand.

Da liegst du nun, gebrochner kleiner Pfeil.
Die Sehne ist dir durchgeschlagen,
Und keine Schwinge mehr ist heil,
Denn eine Schwinge taugt nicht, dich zu tragen.

Du richtest meinem ungeheuren Nahn
Den weiten Blick der Not entgegen,
Mein Stutzen heißt dir Fang und Zahn,
Mein Niederbeugen Hunger deinetwegen,

Und keine Flucht mehr; denn du bist nicht schnell.
Das Leben könnt Ihr nur gewinnen,
Weil du und weil dein Nestgesell
Den überholen mögt, und Dem entrinnen, —

Feindselig durch die Wüste Eurer Welt
Hinschießend, immer vor dem Feinde,
Im Ruf, der gellt und widergellt,
Hängt Ihr zusammen, einsame Gemeinde!

Wie sich in meiner Hand, die Wärme flößt,
Das lebenschwarze Auge wundert!
Ich bin nicht Gott, der dich verstößt,
Wie Hundert jeden Tag und Aberhundert, —

Es gab dir Flug und was dich fristen mag
Er, deines Feinds gleichmütiger Frister, —
Dem Fleck, wo deine Ohnmacht lag,
Vorüber fuhr dein Gott, flog dein Geschwister,

Und die du nie gewürdigt deines Raubs,
Wenn du im Blau die Bahn gerundet,
Schon kroch an dir Geburt des Staubs —
Ihr bist du Aas, sieht sie dich nur verwundet. —

Zünglein, das mir schon dreist vom Finger schmaust,
Du bist voll Botschaft ohne Sprechen:
Damit du einmal Stärkeren traust,
Muß Gott durch seine eigne Fügung brechen:

Sich einzulenken, wenn ihn selbst des Hohns
Im eignen Werk, der Unbill jammert,
Bedarf er seines großen Sohns,
Den das gemeine Reich nicht ganz umklammert.

Hier dankt er mir, was er mir zugewandt:
Daß er mir seine Vollmacht gönnte,
Hat zwischen ihm und dir entspannt
Die Brücke, die er selbst nicht bauen könnte:

Der allen Leib in seine Grenzen wies,
Läßt sich die eignen nicht verwetten:
Es schuf, der das Geschöpf verstieß,
Noch das Geschöpf, Verstoßnes zu erretten.

Grabschrift der Schwalbe.

Ich, die verwundete Schwalbe, drei Tage des Menschen Genossin,
Sahe den schrecklichen Tod freundlicher werden und starb.
Schwestern im Blau, fliegt schweigend hier überhin, wo sich das Geistlein
Schüttelt und ringt nach Ruf, wenn es Euch Rufende hört.

Hermann von Staden: Die neue Hauptstadt von Indien.

Die Verlegung der Hauptstadt Indiens von Kalkutta nach Delhi ist ein Ereignis von unübersehbarer Tragweite für die Herrschaft Englands in Indien, für das britische Weltreich und für die Zukunft des ganzen Erdkreises. Der *Spectator*, eine der ältesten und angesehensten Zeitschriften Englands, beginnt seinen Leitartikel *"The new Capital of India"* mit den Worten:

„Die Verlegung der Hauptstadt Indiens von Kalkutta nach Delhi ist eins der bedeutungsvollsten Ereignisse in der Geschichte unserer Herrschaft in Indien. Will man über das Ereignis reden und auf die Folgen hinweisen, soweit diese sich voraussehen lassen, so muß man vor allem Eins bedenken: der Schritt ist unwiderruflich. Ob zum Glück oder zum Unglück: die Würfel sind gefallen, und nichts als Unheil würde angerichtet werden, wollte man auch nur den Versuch machen, den Gedanken anzuregen, die Regierung könnte jetzt noch von ihrem verpfändeten Worte zurücktreten."

Aus jeder dieser Zeilen spricht die Erkenntnis der Folgenschwere des vollzogenen Schrittes, und der dreifache Hinweis auf seine Unwiderruflichkeit enthält *implicite* den Wunsch: wäre er doch widerruflich! wäre er doch nicht geschehen!

Aber der Verfasser hütet sich, das auszusprechen. Er hat das auch nicht nötig; denn seine englischen Leser verstehen ihn schon und teilen seine Sorge. Er weist daher in seinen weiteren Ausführungen auch garnicht auf die Folgen hin, „soweit diese sich voraussehen lassen", und vermeidet es vor allem, über die Rückwirkung des Ereignisses auf das Britische Reich und seine Weltpolitik zu sprechen. Er hebt im Gegenteil die Punkte hervor, die der neuen Hauptstadt vor Kalkutta den Vorzug geben, so daß es den Anschein hat, als sei er mit der Verlegung durchaus einverstanden; er betont die hohe Verantwortung, die England mit der Herrschaft über Indien übernommen habe und der zu entsprechen das einzige Ziel der britischen Politik in Indien sein müsse, und meint, die Erhebung Delhis zur Reichshauptstadt zeige der Welt, daß England, weit entfernt davon, seine Koffer zu packen und Indien aufzugeben, vielmehr entschlossen sei, seine Herrschaft in Permanenz zu erklären, soweit bei menschlichen Einrichtungen von Permanenz die Rede sein könne.

Mit diesem letzten Gedanken berührt der *Spectator* den Punkt, von dem man ausgehen muß, wenn man die Bedeutung der Erhebung Delhis zur Reichshauptstadt ermessen will. Was England getan hat, ist in der Tat die feierliche, vor der ganzen Welt abgegebene Erklärung, daß das Britisch-Indische Reich von Dauer sein soll. Was bedeutet das für Indien, für Großbritannien, für die Welt?

Für Indien bedeutet es, daß das Schicksal seiner 300 Millionen noch fester als bisher an England gekettet wird, daß seine Rassen, Völker und Fürsten die Hoffnung auf eine baldige Befreiung von der Fremdherrschaft aufgeben, dafür aber versuchen müssen, die Autokratie Englands auf gesetzlichem Wege, also durch Ausbau einer parlamentarischen Verfassung, abzulösen und das Kaiserreich Indien allmählich in einen Staatenbund umzuwandeln, in dem England solange die Leitung behält, bis die indischen Völker politisch so weit herangereift sind, daß sie mit einiger Aussicht auf dauernden Erfolg nach eigenem Entschluß einem indischen Fürsten die Führerschaft übertragen können. Das wird aber nach menschlicher Voraussicht noch lange dauern. Der Unterschied der Völker, Sprachen, Kasten und Religionen ist gar zu groß. Dazu fehlt den allermeisten Indiern einstweilen noch jedes staatsbürgerliche Interesse. Sie leben nur für ihre Kaste. Und wenn auch die Mohammedaner und eine Oberschicht modern gebildeter Hindu die Selbständigkeit Indiens bewußt anstreben, so ist doch zu beachten, daß besonders die Mohammedaner nach Religion und Gewöhnung Anhänger des Absolutismus sind und noch lange sein werden. Bis sie dahin gebracht werden, mit den als Götzendienern verachteten Hindu politisch zusammen zu arbeiten und ihre durch die Ernennung Delhis zur Hauptstadt neu gestärkten Ansprüche auf Alleinherrschaft aufzugeben, wird noch viel Wasser die Dschamna hinabfließen.

Immerhin wäre die Erziehung der indischen Völker zur politischen Selbständigkeit eine Aufgabe, die den Engländern als dem politisch reifsten unter den großen Völkern der Erde wohl anstände. Aber es handelt sich um eine Riesenaufgabe, wie sie bis jetzt auch nicht im entferntesten von einem Volke der Erde unternommen worden ist, und wenn England das Riesenwerk tatsächlich planmäßig in Angriff nehmen will, dann wird es einen unerhört hohen Aufwand von materieller, geistiger und moralischer Kraft daransetzen müssen.

Auch der *Spectator*, wiewohl er naturgemäß kein Wort von dem idealen Endziel dieser Aufgabe sagt, deutet den Ernst der Aufgabe an: „Indien im britischen Interesse auszubeuten, würde ein Verbrechen schlimmster Art sein und mit Recht durch den Zusammenbruch unseres Reiches geahndet werden. Indien zu regieren im Interesse der Regierten, ist heilige Pflicht, und von dieser Pflicht dürfen wir uns weder durch inneren, noch durch äußeren Druck abbringen lassen." Kein Zweifel: es besteht in England in gewissen Kreisen schon lange das Bewußtsein der hohen Verantwortung, die es mit der Herrschaft über Indien übernommen hat. Dieses Bewußtsein der Verantwortlichkeit wird sich jetzt beträchtlich erweitern und vertiefen müssen, wenn es das englische Volk zu den moralischen Anstrengungen und den materiellen Opfern willig machen soll, welche die politische Erziehung Indiens erfordert.

Nun ist aber die Voraussetzung jeder fruchtbringenden Erziehung, daß derjenige, der erzogen werden soll, den Eindruck gewinne, daß ihm die Anstrengungen des Erziehers gelten. Diesen Eindruck haben die Völker Indiens von der britischen Herrschaft bisher nicht gehabt. Wir dürfen die Herrschaft Englands über Indien nicht mit dem Ausdruck „Ausbeutung" abtun; das Ausbeutungssystem hat mit dem Bestehen der Ostindischen Kompagnie, also seit mehr als fünfzig Jahren, aufgehört, die Verwaltung trägt durchweg den Charakter der Menschlichkeit, und Brutalitäten und Rechtsbrüche sind selten, bei den sorgfältig ausgewählten höheren Beamten sogar äußerst selten. Auch von einem bewußten Raubbau kann nicht gesprochen werden; denn wenn England auch große Vorteile aus Indien zieht, so hat es dem Lande dafür auch vieles gebracht: ein Eisenbahnnetz, größer als das Deutschlands, ein geordnetes Postwesen, ein staatliches Medizinalwesen, die Anfänge europäischer Bildung und Wissenschaft, Verbesserung der Landstraßen, der Bewässerungssysteme, die Anfänge systematischer Forstwirtschaft (zum Teil durch deutsche Forstleute) und manches andere; vor allen Dingen aber hat es dem vielfach zerrissenen Lande Einheit, Ordnung und eine fünfzigjährige Friedenszeit gebracht, und gerade darauf tut sich England auch nicht wenig zugute.

Aber an eben diesem Punkte setzt auch die Kritik ein. Denn die lange Friedenszeit hat wohl dem englischen Handel gedient, sie hat auch die indischen Aufkäufer, Zwischenhändler und Finanzleute reich gemacht, aber der gesamten Volkswirtschaft ist der Aufschwung des Handels nicht zugute gekommen, und die Verteilung des Vermögens ist in Indien heute noch mindestens ebenso ungleich wie vor 160 Jahren, als die britische Herrschaft noch nicht bestand. Ja, in Indien kann man bei den Eingeborenen oft genug die Meinung hören, daß Armut und Elend unter dem Volke während der englischen Herrschaft zugenommen habe. Das wird sich zwar schwer beweisen lassen, aber soviel steht fest: der indischen Landwirtschaft geht es trotz der Zunahme des Anbaues schlecht, sehr schlecht; das Handwerk fristet ebenfalls ein äußerst kümmerliches Dasein, und im privaten Wirtschaftsleben ist Verschuldung und Pumpwirtschaft längst zu einer Selbstverständlichkeit geworden.

Fragt man nun, weshalb England gerade die beiden wichtigsten der erwerbenden Stände so vernachlässigt hat, so liegt für Handwerk und Industrie die Erklärung nahe: England braucht Absatz für seine eigene Industrie und hat deshalb für die Entwicklung des indischen Gewerbes ein geringes Interesse. Für den Mangel an systematischer, durchgreifender Förderung der Landwirtschaft aber läßt sich, da ja diese Förderung auch für England von der allergrößten Bedeutung wäre, keine andere Ursache erkennen als die Ungeschicklichkeit der englischen Nationalökonomen in der Behandlung landwirtschaft-

licher Fragen; die Engländer haben im eigenen Lande die Landwirtschaft seit Generationen als Stiefkind behandelt und deshalb nicht bedacht, daß eine Hebung des indischen Wohlstandes nicht beim Handel, sondern bei der Landwirtschaft einsetzen muß.

Hier wird also England ganz besondere Anstrengungen machen müssen, um das seit 150 Jahren Versäumte nachzuholen. Da gilt es, noch fünfzig Millionen Hektar unbebauten, aber brauchbar zu machenden Landes unter den Pflug zu nehmen; es gilt, an die Stelle der primitiven und extensiven Wirtschaft eine moderne und intensive zu setzen; es gilt, zu diesem Zwecke die 200 Millionen ackerbautreibender Menschen zu dieser neuen Methode fähig und willig zu machen; es gilt, die unglaublich vernachlässigte Viehwirtschaft von Grund aus zu verbessern; es gilt, um den Bauern erst einmal Luft zu schaffen, eine Reform der Steuergesetzgebung, die so schwer auf der Landwirtschaft lastet, sowie endlich eine viel energischere Hebung der Volksbildung. Alle diese Maßnahmen aber sind dringlich und vertragen keinen Aufschub, weil ohne sie eine Besserung der wirtschaftlichen Lage nicht zu erhoffen ist.

Zuletzt sei noch auf eine Aufgabe hingewiesen, die sich aus der Verlegung der Hauptstadt ganz unmittelbar ergibt, auf den Ausbau von Delhi. Es muß ein ganz neues, anglo-indisches Delhi geschaffen werden, das aller Welt die Macht und Größe des Kaiserreichs Indien vor Augen führt. Kaiserstädte zu schaffen, ist überall nicht leicht; wir Deutsche wissen das aus eigener Erfahrung. In Indien aber ist es eine Riesenaufgabe. Gewaltige Denkmäler haben die verschiedenen Kulturen errichtet, unter deren Einfluß Indien im Laufe seiner Geschichte gestanden hat. Die Stupas des alten Buddhismus, die Felsentempel, die Jainatempel, die Tempelpyramiden der Dravida, die Moscheen und Paläste der Mohammedaner, sie alle sind grandios und original und verkünden den Charakter und die Tatkraft des Geistes, der sie schuf. Das Britisch-Indische Reich darf hinter diesen Denkmälern nicht zurückbleiben, wenn es sich nicht vor der Geschichte blamieren will. Und bis jetzt hat England in Monumentalbauten wenig Imposantes, nichts Originelles geleistet, nichts, was den Geist des neuen Kaiserreiches ausprägt. Gewiß man merkt die englische Kultur überall an den technischen Werken, an den Eisenbahnen, den kühnen Gebirgsbahnen, den Hafenbauten, den gewaltigen Flußbrücken, und Kalkutta, Madras und Bombay weisen auch stattliche öffentliche Gebäude auf. Aber die technischen Bauten sind rein praktischen Bedürfnissen entsprungen, und die öffentlichen Gebäude, so groß und gefällig manche unter ihnen auch sind, sie sind doch weder originell noch imposant zu nennen; es fällt das nur nicht so sehr auf, weil gerade die drei Hauptstädte jüngeren Ursprungs sind und keine nennenswerten Denkmäler indischer Kunst besitzen.

Ganz anders Delhi. Delhi und seine Umgebung ist nicht nur das größte Ruinenfeld der Erde, sondern es weist auch noch eine Unmenge mehr oder minder gut erhaltener Bauwerke auf, deren Pracht und Riesenmaße noch heute die einstige Herrlichkeit und Macht des bisher größten indischen Reiches, des Mogulreiches, offenbaren. Will England seine Macht und Größe zum Ausdruck bringen, so darf es hinter diesen Werken nicht nur nicht zurückbleiben, sondern es muß versuchen, sie in den Schatten zu stellen. Sonst ist's gefehlt. Denn gerade die indischen Völker wollen die Majestät sichtbar verkörpert sehen, und wenn es auch nicht nötig ist, daß alsbald im ganzen weiten Lande Prachtbauten entstehen: Delhi braucht solche Prachtbauten, Delhi braucht moderne, gewaltige und originale Bauwerke, die, aus dem Geiste des neuen Reiches geboren, die Augen aller indischen Völker auf sich ziehen und ein unzweideutiger Ausdruck des mächtigen Willens sind, der die Geschicke des Reiches leitet. Ist aber dieser Wille wirklich (wie der *Spectator* schreibt) auf das Wohl der indischen Völker gerichtet, und ist die Sorge für das Wohl der Völker identisch mit ihrer Erziehung zur Selbständigkeit, dann wird in Delhi außer dem neuen Palast für den Vizekönig, dem Zentral-Regierungsgebäude und all den übrigen Zentral-Verwaltungsgebäuden auch ein monumentales Parlamentsgebäude erstehen müssen, das die noch erst zu schaffende indische Volksvertretung aufnimmt. Denn ohne eine Volksvertretung bleibt die englische Herrschaft eine Fremdherrschaft und wird sich trotz aller Anstrengungen nie das Vertrauen der indischen Völker erwerben. Ohne eine Volksvertretung, in der die indischen Fürsten und Völker ihre Wünsche aussprechen und an der Gestaltung ihrer Zukunft mitarbeiten können, wird die geheime Hoffnung auf ein gewaltsames Ende der englischen Herrschaft nicht abnehmen, sondern immer bedrohlicher anwachsen, und ein solcher Zustand ist weder für Indien noch für England wünschenswert.

Damit ist auch schon angedeutet, daß der neue Kurs, der sich mit der Verlegung der Hauptstadt nach Delhi ankündigt, auch für die gesamte englische Politik und damit für die politische Weltlage überhaupt von weittragenden Folgen sein muß. Mag England versuchen, in der bisherigen autokratischen Weise weiter zu regieren, oder mag es für das Kaiserreich Indien ein parlamentarisches System inaugurieren: die Aufgabe ist so groß, erfordert einen so gewaltigen Aufwand an Geld und Menschenkraft, daß England auf Generationen hinaus den Gedanken an einen europäischen Krieg aufgeben und sich einer ernstgemeinten Friedenspolitik zuwenden muß.

Hans von Glümer:

Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Gnadenbrot.

Im Stübchen neben der Kammer darf ich schlafen. Der größere Bub zuckt zusammen, als ich mich zu ihm lege. Alle Gespenster dieser Nacht erschraken vor meinem Grauen. Erst der Tag beschwichtigte sie und der Mittag hieß mich willkommen mit einem müden mitleidsvollen Lächeln. Die Menschen legten ihre Hände auf meine Wunden, sie durch Schweigen zu schützen. Andere gaben meinen Feinden Fußtritte, mich dadurch froh machen. In mir selbst suchte die Frechheit zu frohlocken, um andere Stimmen zu übertönen: das trübselige Heldentum von der Galeere her, das jeder Verbrecher an sich trägt wie einen Nimbus. Den Pensionsherren meiner Hausleute — junge Beamte mittleren Grades, neue Gesichter — bot ich ein pornographisches Feuerwerk, mit dem Geächtete die bösen Geister des Gewissens und der Schande bannen möchten. Wenn einer gehängt wird, sagt er: „nur nicht sentimental sein" und zieht eine Fratze fürs Volk.

Mit Heinz las ich im katholischen Katechismus vom Findelkind Moses und anderen biblischen Buben, die große Männer wurden. Das ist ein Stichwort für ihn und er holt eine Schachtel her, in der seine großen Männer verwahrt sind. Die hatte er mit dem starken Sinn unverängstigter Kinder für sich gefordert, als die Mutter die Sachen Glümers, der verschwunden und verschollen schien, zusammenpackte. Wenn die Mutter erzählt, wie der Bub damals von Sinnen war, ist ihr Gesicht ein zuckendes Spiel von Schrecken und Stolz. Die Gendarmen hatten mein Zimmer verriegelt und Heinz glaubte es nicht. In der Frühe, im Hemdchen, aus dem Bette heraus, kam er vor die Tür, klopfte, rüttelte und flehte: „Lümer, mach uff!" Nachts ließ es ihm keine Ruhe. Er schrie und fieberte und wanderte am Tag wieder im ganzen Haus um, durch alle Stuben und Stockwerke, bis hinauf zum alten Wäschmareile, das er bei der Hand faßte und zur Treppe zog: „Lümer suchen!" In Waldshut, während der Untersuchungshaft, als ich noch bürgerliche Kleider tragen durfte, hat Heinz mich besucht und in lachender Freude seine samtfeinen Händchen um meinen Hals gelegt, der doch schon für den Scharfrichter gerichtet war. Wie anders standen des Buben Augen später in der Freiburger Besuchszelle vor dem eisernen Gitter und dem weißhaarigen Oberaufseher, der eine goldverzierte Uniform und Ehrenzeichen trug. Wie sah neben ihm der Sträfling aus: im sacksteifen

Zwillich, bruſtwärts die Eiſenblechnummer, in der Hand die Geſichtsmaske, womit man Kinder wohl grauſen machen kann. Heinz konnte damals nicht loskommen von dem ſtarren Blick und dem Schoße der Mutter. Draußen dröhnte das ſchwere Gefängnistor und erſchütterte die junge Seele.

Nun ſind wir wieder vereint und Kinderlippen liebkoſen mein Geſicht. Aber des Buben Haus kann doch nur ein Gefängnis für mich ſein, verſchloſſener faſt als das Freiburger, wo doch zweimal täglich der Einzelhof ſeine Gitter geöffnet hatte, als Käfig für Freiluft. Die Bonndorfer Gaſſen dürfen mich nicht ſehen, keinen Fuß breit vor die Tür, wo die Gier, mich zu erſpähen, auf Lauer liegt wie eine Katze im Sprung. Manchmal kommt dieſe Neugier und ſtreckt ihr Sammetpfötchen in mein Gefängnis. Die Lüberline ſchaut mich an, als ob ſie ſagen wollte: menſchlich iſt alles. Pfendlerbäck, der in der Freiburger Beſuchszelle die Tränen nicht hatte verheben können, läſtert jetzt das heilige Geſetz: was kann Gutes dabei herauskommen, wenn ſchon ein Paragraph zehntauſend Menſchen unglücklich macht? Das Wäſchmareile ſtreichelt mich mit den Worten: „Dees iſt des Ärgſcht no lang it“ — als ob ſie in hintergründigen Gedanken von anderen was Ärgeres wüßte, und nicht plaudern dürfe. Und Schoſſele, ihre Tochter, die mit heißen Lippen eine armſelige Jugend trägt, ſpricht nur wieder in Blicken: weshalb biſt du nicht zu m i r gekommen? Und die im Haus und im engſten Kreiſe erzählen von Leuten in der Stadt überall, von hochmütigen Herren und Zentrumsbauern, daß über meiner Tat ihr Mitleid ſteht wie ein flatterndes Tuch zu Abſchied und Friedensſchluß. Sie ſagen von der Tat: ein dummer Streich, eine ſchwache Stunde. Das iſt nicht tief, aber barmherzig. Auch das Geſetz iſt nicht tief, und doch grauſam dazu.

So unerhört neu iſt dieſes Erbarmen für einen, der als landſtreichender Flüchtling durch Frankreich ſich nur als Verworfener fühlte und in zehn Gefängniſſen ein Büßender war und dem dort wie hier die ſtrafende Gerechtigkeit vor Augen ſtand als Furie oder Friedensengel. Und nun kommt das Volk und ſeine Stimme umſchmeichelt mich wie göttliches Recht: du biſt gefallen und nicht geſunken. Wir kennen dich ja und haben dich lieb.

Du auch von mir verkannte und verachtete Stadt Bonndorf, ich preiſe dein Volk, das geiſtlich arm und ſo reich an innerſtem Chriſtentum iſt.

Hätte ich hier nicht bleiben und aus zertrümmerten Steinen ein neues Heim bauen ſollen? Heinz wäre mein Halt und der zurückgelegte Weg meine Warnung geweſen. Die Waldarbeiter von Dillendorf hätten

mich wohl als ihresgleichen angenommen und ich hätte aus kleinem Tagwerk mich hinausarbeiten können zu versöhnenden Dingen.

Doch hielt es mich kaum acht Tage lang im Hause der besten Gastleute, von denen ich meinte, sie gönnen mir das Gnadenbrot nicht, das ich in großen Portionen vertilgte. Da jeder Strafhäusler auch ein Vielfraß wird. So floh ich von den Freunden und suchte die fremden Fernen.

Das Mitleid der anderen hatte dem Geächteten Mut gemacht und er ging tapfer zur Bonndorfer Bahn, zum ersten Frühzug, während die dunklen Gassen im letzten Atem der Nacht liegen. In der Stationshalle stand als scharfer Schatten ein schlanker schöner Mann mit großem Hute: der Bonndorfer Vikar und Zentrumsredakteur, der neben dem Gotteshause seine Teufelsküche hält. Wir schauten aneinander vorbei wie zwei feige Tiere und im Zuge konnte ich das Gefühl nicht los werden, daß der andere wie eine Tigerkatze mir im Genick sitzt. Wie jung und mächtig ist dieser Mann! Politisch der Gewaltigste im ganzen Bezirk. Seine Seelsorge umklammert das Schicksal aller Hörigen der Kirche. Ist nicht auch mein Opfer bei ihm im Beichtstuhl gesessen und hat seine Unkeuschheit vor ihm ausbreiten müssen, ehe Gendarme und Richter die arme Jugend prostituierten? Was wußte er damals von ihr und von mir? Eines Priesters Wissen ist wie ein Grab. So unergründlich verschwiegen ist nichts wie das Beichtgeheimnis. Aber der Beichtiger ist auch nur ein Mensch und dieser leitet den Vinzenzverein. Dessen Vereinsdienerin trägt auch das liberale Amtsblatt aus. Sie und ihr Töchterchen. Darf man nicht gelegentlich fragen, wer dem roten Redakteur die Zeitung bringt? Nun ja, das Töchterchen macht auch sonst Gänge für den Glümer und bekommt Geld dafür. Dieser Mensch soll ja ein Kindernarr sein.

So ist der Herr Vikar Herr über Leben und Tod. Ich aber bin ein armer erbärmlicher Mensch und sehe Gespenster im Verfolgungswahn. Ein Falscheid soll geschworen worden sein mir zuleide, um meine Verderber zu decken. Ich soll Rache für Rache nehmen, sagt ein Zeugender. Aber das Unglück muß moralisch sein: halt reinen Mund und laß die Tigerkatze dein Genick zerfleischen.

In Station Neustadt ist der Vikar mit seinen Bauern verschwunden. Die Fahrt durchs Höllental bleibt ohne Erlebnis. Feierlich grüßt den Fliehenden das winterschwere Gebirge. Erst in Freiburg klirren meine Ketten wieder.

Noch einmal muß ich ins Landesgefängnis. Heute hat das mächtige hochummauerte Haus doch ein ander Gesicht. Die Aufseher im Torbau sagen „Grüß Gott" und sind wie Hotelleute zu einem bewährten Gast.

Der Direktor, Major Kopp (unter General Glümer war er Leutnant im großen Kriege), fragt ohne Amtsstil nach Wohlsein und Wegziel und freut sich über den frischen Mut des Entlassenen. Er wünscht alles Glück und sagt dazu doch: „Es ist schwer." Der Entlassene aber lacht ihn an und nimmt die fünfundzwanzig Mark Reisegeld wie einen Königslohn.

Nun sehe ich zum letzten Male den düstern Korridor dieses Hauses, wo die Züchtlinge mit der Maske vor dem Gesicht gegen die Wand stehen müssen.

Nordwärts geht die Fahrt zum letzten Male durch Badener Bezirke. In sieben Schwarzwaldjahren hatte der arme Amtsblattredakteur die Residenz und die große Handelsstadt nie gesehen, das Heidelberger Schloß nur als Schubgefangener. Wie hell ist dein Gesicht, du gutes Land, in dem Arbeiter und Minister so besondere Menschen sind. Dein finsterer Gesell sitzt grad bei mir im Abteil: Wacker, der Gewaltige. Es ist eine Lust, den dreifach gekrönten König der Ultramontanen bei der furchtbaren Arbeit zu sehen: am Schreibbrett im D-Zuge. Unter der mächtigen Braue, die wie Stacheldraht ist, streckt sich der Blick wie eine Kanonenmündung durchs Fenster in die Ferne und meißelt dann den stahlharten Gedanken aufs Papier. Den Waldshuter Albboten sieht er in meiner Hand und zerschmettert Zeitung und Leser. Er erinnert sich vielleicht einer Wackerversammlung auf der oberen Alp bei Bettmaringen-Stühlingen, als sein Reisegenosse von heute dreist genug war, dem Despoten zu sagen, er müsse dem katholischen Mann Gedankenfreiheit geben. Es reizt mich, ihm wieder Rede zu stehen: daß ich nun ein gebrochener Mensch bin, also Vertrauen verdiene. Der Pfarrherr von Zähringen aber bleibt unzugänglich. Ich helfe dem Feinde, weil er klein und fett ist, dann in den Mantel und erzwinge eine freundliche Miene.

Durch Mitteldeutschland grüßen spärliche Erinnerungen. In diesen Breiten ist man zur Welt gekommen, und hat das Geburtsland nie gesehen mit bewußten Augen. Schon das halbjährige Büblein mußte auf Wanderschaft gehen — so fahrig war dieses Leben vom ersten Alter an.

In einer kleinen Stadt, unweit der großen am Main, war der Zweiundzwanzigjährige zum ersten Male Redakteur; mit Schere und Kleistertopf in der Setzerstube des Herborner Tageblattes. Ohne Verantwortung pfiff er den Spottvogel unterm Strich, trug Papierkragen, ein Hemd von Februar bis April und einen Revolver, weil die Herborner Buben ihn verprügeln wollten. Er kam geradewegs aus der Mutter Schoß und war ein losgelassener grüner Junge, konnte das Bier nicht vertragen, trank viel Schnaps und zog zur Nacht vor das Haus einer

Jungen, Feinen, in die er sich verbissen hatte. Dann rief eine romantische Weisung zum Schwarzwald, wo man verantwortlich zeichnen und ein großer Politiker sein durfte, mit fünfundsiebenzig Mark Gehalt und Wahlreisespesen aus eigner Tasche.

In Frankfurt ist großer Aufenthalt und man hält Gedenkfeier an die erste Einkehr in der merkwürdigen Stadt: auf der Schubreise, die zwischen Flucht und Gefängnis lag und von Ostende, Brüssel, Herbestal, Eupen her auch hier Nachtstation machte. Im heiligen Köln war die vornächtige gewesen mit großpreußischem Empfang an der Bahn: fünf Polizisten für mich winziges Kerlchen und gefesselt obendrein; im Gefängnis schnauzige Unteroffizierei vor allen Zellen. Wie sauber und still war dagegen die entchristete Mainstadt: der Schubwagen hielt unauffällig vor dem Arrestlokal. Man wurde in bürgerlicher Begleitung zu einer Zivildroschke geführt und fuhr offen, neben sich den leutseligen Transporteur, durch den leuchtenden Abend zum Kerkergasthaus, wo der Aufnahmebeamte lustige Reden führte und duldete und eine alte sinnige Frau einen heißen Kaffee servierte, der so gut war, daß man nicht schlafen konnte.

Von Frankfurt geht heute die Fahrt durch eine lange Nacht Nordhausen zu. Unterwegs ist schon eine Karte an den Freiburger Gefängnisdirektor geschrieben, daß die Schwester am Nordhäuser Bahnhof mich abholte. Die Karte kommt am Reiseziel in den Kasten und ist eine Lüge. Nur der Schwager wartet in der toten Bahnhofshalle. Er läßt sich nichts merken. Die Straßen sind noch dunkel und ganz still. Das ist die rechte Stunde für Verfluchte. Mir rieselt das Grauen über den Rücken. Muß jeder Gang schwerer werden? Weshalb bin ich hierher gekommen? Ich habe den Verwandten geschrieben, daß ich es nur von der Landstraße her wagen könnte. Aber die Stadt weiß ja nichts von mir. Nur in dem Haus an der Grimmelallee warten die Gespenster: Vater und Mutter, die von Göttingen gekommen sind, um nach acht Jahren ihr traurigstes Kind zu umarmen. Die einzige Schwester, die den Lieblingsbruder als große Hoffnung ihres Lebens gefeiert und ihn nun zehn Jahre lang nicht gesehen hat. Ihre fünf Töchter, von denen die erste so alt ist wie mein Opfer. Wissen die Kinder darum?

Im Hausgang steht die Schwester, mit einem grauen Gesicht wie Frau Sorge. Sie will durch Tapferkeit die Tränen zwingen. Was ist aus dem blühenden Weibe geworden? Die Eltern in der Stube tragen eine starke Seele heiter zur Schau. Sie sind ganz greisenhaft geworden, so klein und vertrocknet, wie Mumien. Der Vater ist ein Zittergreis und hat Haar und Bart noch wirrer als früher. Mutter schaut durch dicke

Brillengläser ganz von innen heraus, als ob die Augen unter einem Glassarg lägen. Auf dem Sofa, in Nachtkitteln, hocken wie Orgelpfeifen fünf Mädchen scheu und forschend. Des Schwagers Mutter ist auch da und eine ganz fremde Frau für mich.

Ich habe den Nichten nichts mitgebracht. Weil das Geld nimmer langte. Mutter steckt mir draußen eine große Düte zu. Ich soll die Kinder anlügen, das sei von mir. „Das ist für euch", sage ich und helfe mir so mit gequälter Miene.

Die Mädchen sind zur Schule gegangen und der verlorene Sohn darf nun den starken Mann markieren: daß er eine wache Nacht durchfahren kann ohne Beschwerde und in dreihundert Flucht- und Gefängnisnächten fett und rosig geblieben ist. Er war bei der Fremdenlegion und überhaupt eigentlich ein Held.

In dieser Stadt scheine ich einigermaßen sicher zu sein. Der Steckbrief gegen mich war in Norddeutschland nur durch Göttinger und Berliner Blätter gegangen. Das Haus der Schwester erreichte nur die Kriminalpolizei und der Briefhaftbefehl. Mein Name scheint noch nicht geschändet in dieser Stadt. Doch die Angst ist auch hier und wagt anfangs nur nächtliche Straßen. Auch die Freiheit will geübt sein. Göttingen liegt nahe und mir ist, als ob jedes Kind mein Kainszeichen sähe und jeder Bekannte des Schwagers Mitwisser sein müßte. Unstet sind auch die drei Nordhäuser Wochen. Wo man hingeht, schnüffelt der Wahn, verfolgt und erkannt zu werden. Ruhsam ist nur die Kirche in ihrer dämmerigen Stille, mit dem großen freien Raum für die Seele. Not lehrt beten und das Zuchthaus erzieht zur Gottesfurcht. Weil der Glauben an die Welt uns dort verlassen muß. Dem Sträfling war leicht und froh, wenn er im Isolierkasten des Kirchenraums sich verbohren konnte in die köstlichsten Märchen der Menschheit. Das hinkt dem Entlassenen nach wie eine verliebte Gewohnheit. Er krampft sich an himmelferne Trostworte wie jenes, das der Nordhäuser Prediger am ersten Sonntage spricht: Tiefer kann kein Mensch fallen als in Gottes Arme!

Die Eltern und die andern machen verwunderte Gesichter zu dieser Wandlung und meinen wohl, daß ich zu allem noch ein Heuchler geworden bin. Sie haben mich nicht erzogen in Furcht vor Gott, und daß ich dadurch lernte, jede Autorität zu verachten, rächt sich nun an ihnen selber. Daß ich fehlerhaft und schwach bin, dürfen die Eltern nicht sagen, ohne zu hören, daß ich von ihnen bin. Ich kann dann grimmig werden wie einer, der Rache nimmt an seinen Erzeugern. Jeder Zeugende ist verantwortlich für sein Kind. Die Verworfenheit meines Lebens geht bis vor die Geburt. Der Vater ist der Feind. Was kann ich da-

für, daß sein Trieb in mir unselige Gestalt genommen hat. Es gibt nichts Dümmeres als die Sittlichkeit der Eltern, nachdem sie sich an uns vergangen haben. Wer Kinder in die Welt setzt, muß sie ernähren, erkennen und leiten können. Wie jammervoll hilflos stehen die meisten Väter vor ihren Bildwerken — Künstler und Vandalisten, die zur Rute greifen. Die Mutter war das Opfer, gewiß, und hat in Schmerzen geboren. Aber auch mütterliche Affenliebe ist ein Übel. Die zärtlichsten Mütter sind gefährlich, wenn sie meinen, sie müßten uns halten in ihrem Schoß, bis sie des Kindes Liebe ganz ausgekostet haben. Auch Mutterliebe ist nichts als der Trieb, die eigenen Sinne zu sättigen. Das alles müssen meine Eltern hören von ihrem Jüngsten.

Als Mutter jetzt zurück muß nach Göttingen, weil sie im Armenhaus Lampenputzerin ist, zieht sie mich in eine dunkle Kammer und weint: „Nun soll ich wieder leben ohne dich!" Sie ist wie ein junges Weib, das vom Liebsten Abschied nimmt.

Ich bleibe im Hause des Schwagers, sitze, ohne es zu verdienen, am Tisch und vertilge das Gnadenbrot in großen Rationen. Die Schwester macht kein Hehl aus meiner Gefräßigkeit und hält mich an, für ihren strengen Mann, der nur arbeitende Menschen gelten läßt, kleine Dienste zu tun: Kohlen klopfen, Holz hacken und Schweine füttern, die seine Lieblinge sind. Handarbeit und niedrige Verrichtung hat man ja nun gelernt in Freiburg vom Dütenkleben und Zellenreinigen und von der Untersuchungshaft her, wo Schuldige und Unschuldige ihre Kloakenkübel eigens leeren müssen.

Mit den Nichten ist Onkel Hans doch rasch in ein vertrautes Verhältnis gekommen. Wenn auch auf beiden Seiten Mißtrauen lauernd bleibt. Die beiden Ältesten konnten wohl nicht ganz überhören, was die Eltern seit einem Jahr in Schrecken und Entrüstung hielt. Sie sind in einem Alter, die den am Kinde Gescheiterten vorsichtig machen gegen die Mädchenpsyche, das Feuer fangen kann schon am grünen Holze. Kinder werden im Spiel erobert. Der Onkel tummelt und balgt sich mit den Nichten, zur Kurzweil und Gymnastik und weil es die Sinne ableitet von hungrigen Phantasien, die monatelang eingemauert waren und nun nach Erlösung schreien. Die Großmutter schüttelt oft verstohlen den Kopf und warnt ihren Sohn durch Blicke, weil Hans so ausgelassen mit den Kindern ist. Abends sitzt er an ihren Betten und hört oder erzählt Geschichten. Die Zweitälteste, die Zwölfjährige, ein schlankes stilles Mädchen von großen Träumen, ist seine Favoritin geworden und möchte geliebkost sein.

Eine junge Küchenhelferin aus dem ersten Stock, die schöne Augen und

goldglänzende Haare hat, trifft den Hausgast täglich im Keller. Die beiden suchen sich dort. Aber in ihm ist die Starrheit der Menschen, die zur Enthaltsamkeit gezwungen und durch Liebeselend störrisch geworden sind. Eine Frau mit üppigen Gliedmaßen kommt manchmal zur Schwester. Ihr Mann ist Schnapshändler. Alkohol und Vielweiberei sind ihm ins Mark gebrochen. Die Frau muß unleiblich wie eine Nonne sein. Sie und Hans begegnen sich in einem Drange. Aber es fehlen Gelegenheit uud unbelauschte Winkel, die Diebe und Liebe machen. Bei einem Sonntagstreffen hat er eine Bekannte der Schwester gesehen, ein feines süddeutsches Mädchen, in deren Augen jene Seele liegt, die Unendliches geben kann. Und nun erkenne ich, daß meine Hand sich nicht ausstrecken darf nach einem keuschen Wesen für ehrliche Werbung. Dennoch zieht es mich zum Weibe in jeglicher Gestalt, so stark, daß die eigene Schwester von meinem Kusse erschrecken muß und des Schwagers Eifersucht nicht nur töricht scheint.

Neben der Schmach des Gnadenbrotes steht nun die Geldsorge auf. Ende Dezember ist ein für mich beträchtlicher Wechsel der Bonndorfer Hausleute fällig. Den ersten hat der Schwager mit hundert Mark bezahlt. Mein Kredit bei den Verwandten ist erschöpft. Die Eltern haben ihren letzten Sparpfennig geopfert für Pariser Hungertage und die Landstraßenflucht ans Ärmelmeer, schon vor der Gefängniszeit. Der Freiburger Bezirksverein für Jugendschutz und Gefangenenfürsorge deckt den zweiten Wechsel mit einem unverzinslichen Darlehen. Der Waldshuter Albbote, die Freiburger und Frankfurter Zeitung haben kleine Resthonorare geschickt. Ich kann den Nichten etwas zu Weihnachten kaufen und nach Berlin fahren. Die Weltstadt ist doch der Unterschlupf der Entgleisten. Sie müssen das Meer der Häuser und Menschen suchen, das weit und tief ist im Schweigen. Auch ein zertrümmertes Schifflein kann treiben im Sturm. Noch hält uns die Planke. Ein Eiland muß doch in der Nähe warten, um Unseligen eine Insel der Seligen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe.

Eine städtebauliche Studie von Hans Schmidt in Karlsruhe.

Hätten wir die Kunst gelernt, aus dem Straßennetz einer Stadt ihre Geschichte zu lesen, müßte uns Karlsruhe mit besonderer Deutlichkeit von den Bedingungen seiner Gründung und seines Wachstums erzählen. Denn wie kaum in einer anderen Stadt haben hier die einzelnen Epochen geschichtlichen Fortschreitens ihren Ausdruck im Stadtplane gefunden. Das Bemerkenswerteste des Karlsruher Planes, die sogenannte Fächerform, ist nur der Teil einer größeren Form, ein Ausschnitt aus der Anlage des großen Kreises, dessen Mittelpunkt das ehemalige Jagdschloß des Markgrafen bildete. Fassen wir Stadt, Park und Wald als Bestandteile einer einzigen architektonischen Anlage auf, so wird deutlich, welch reizvolle künstlerische Fassung der Gedanke gefunden hat, daß der Fürst in jedem Sinn das Zentrum dieser Gründung sei. Seine Residenz war Ausgang und Mittelpunkt des Verkehrs, es war ganz natürlich, daß die Straßen alle vom Schlosse ausgingen. Auch im geistigen Sinne fühlte sich der Fürst durchaus Herr und Zentrum dieser Siedelung: er versah die einzelnen Straßen gewissermaßen mit seinem Wahrzeichen, indem er sie in strenger Stilisierung auf den Turm seines Schlosses zulaufen ließ. Dadurch erhielten sie ein Augenziel, das die Zugehörigkeit zu ihrem Schöpfer deutlich kennzeichnete. Als Verbindungen dieser Radialstraßen wurde eine kreisrunde Ringstraße, der Zirkel angelegt, die zwar jenes Augenziel vermissen ließ, aber doch jedem, der in ihr wandelte, die Empfindung eines strengen Systems zum Bewußtsein brachte, das den Willen eines Mannes verkörperte. Gerade im Vergleich zu anderen Stadtanlagen von entsprechenden Bildungsbedingungen, zum Beispiel Mannheim, wird diese hier so selbstverständlich scheinende Radialanlage, die einer strahlenden Sonne ähnlich ist, als eigenartige Schöpfung ihres Gründers empfunden, die glücklicher als jede andere seine absolute Souveränität ausdrückte: das auf die Erde geschriebene Symbol eines *»roi soleil«*.

Es kann nicht wundernehmen, daß eine so geistreiche Grundrißidee auch künstlerisch in den Einzelheiten gut gelöst worden ist in einer Zeit, in der alle Dinge der Kunst, auch des Städtebaues, noch ihre sichere Tradition besaßen. Wer einmal das Schloß, das in allen Teilen seiner Bildung so beachtenswert ist, auf die Bedingungen seiner Anlage hin angesehen hat, weiß, wie schön die repräsentative Vorderseite ist, mit den zwei großen, gleichsam wohlwollend nach der Stadt ausgestreckten Flügeln, die einen so guten Platzabschluß bilden. Die übergroßen Dimensionen des Platzes selbst sind — freilich erst in späterer Zeit — durch die glücklichen Baumanlagen in drei Sonderplätze abgeteilt, einer zum Schloß gehörig, die anderen beiden

in den Anlagen. In ihrer wohlabgewogenen Abgrenzung geben sie dem Auge Sicherheit und Halt, ohne die festlich großen Verhältnisse des Platzes zu unterdrücken. Die schöne Einheitlichkeit der gegenüberliegenden Platzwand war in jener Epoche selbstverständlich. Und auch die Radialstraßen gewinnen künstlerisch durch das Schauziel des Schloßturmes ihren Halt, der sie als gerade Straßen erst erträglich macht.

Dies älteste Karlsruhe, die Fürstenstadt in ihrer Ausdehnung bis zum Zirkel, ist Kern und stilisierte Grundform jenes Stadtplantypus, der, mit Wien angefangen, sich unzählige Male, auch in nordamerikanischen Städten, wiederholt. Ein Zentrum, verkehrstechnisch wie geistig genommen, das die Verbindungs-Straßen strahlenförmig nach der Peripherie aussendet. Die Verbindungsstraßen legen sich als konzentrische Ringe um die Mitte herum. Freilich, Städte wie Wien oder Boston sind langsam und unbewußt in dies System hineingewachsen: krumme Straßen und unregelmäßige Plätze mußten entstehen, während Karlsruhe — gegründet in einem rationalistischen Zeitalter, das die landschaftlichen Reize der Ebene entdeckte — ganz nach weit vorausschauenden Plänen angelegt ist. Daher die symmetrische Strenge, die einem Freund mittelalterlich romantischer Bildungen so leicht langweilig vorkommen mag. Mit Unrecht: jede Unregelmäßigkeit, jede absichtliche Unabsichtlichkeit wäre fehlerhaft gewesen bei einer Anlage, für die ein einheitlicher Bebauungsplan entworfen war.

Es mag befremdlich erscheinen, daß Camillo Sitte in seinem berühmten Buch über Städtebau den Plan Karlsruhes in die Zahl jener Stadtpläne einreiht, die wegen einer geistlosen oder spielerischen Schematisierung unvorbildlich sind.

Sollte Sitte die Konsequenzen seiner eigenen Untersuchungen nicht scharf genug gezogen und selbst eine geistvolle Bildung nicht erkannt haben, nur weil sie geradlinig und symmetrisch ist? Dagegen sprechen Entwürfe Sittes selbst, die streng symmetrisch sind.[1]) Der Grund ist wohl anderswo zu suchen: In dem Zwiespalt, der dadurch entstand, daß neben der fürstlichen Residenz die junge Bürgerstadt heranwuchs. Sie brachte ein neues Zentrum, den Marktplatz, und um ihn ein neues Stadtgebilde, für das allerdings das alte auf das Schloß bezogene Strahlensystem in seiner nunmehr als Fächer empfundenen Teilform keinen rechten Sinn mehr hatte. Obgleich weit über die Bürgerstadt hin ausgedehnt, verkörpert es einseitig die Interessen des Fürsten. Historisch ein reizvolles Zeugnis für die Bedeutung des Herrschers noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, ist es doch städtebaulich ein Nonsens. Die immer selbst-

[1]) Bezeichnend ist allerdings dabei, daß diese Entwürfe über die begrenzten Dimensionen einer Platzanlage nicht hinausgehen.

ständiger werdende Bürgerstadt hätte einen eigenen neuen Plan gefordert, der den Bedürfnissen ihres eigenen Lebens ebenso entsprochen hätte wie seinerzeit das Radialsystem denen des Fürsten. Die friedliche Durchdringung der beiden Komplexe war aber auch eine ungemein schwierige Aufgabe. Sie hat ein weiteres Opfer gefordert, das diesmal wie ein Entgelt den unerfüllten Bedürfnissen der Bürger zugute kam: die Kaiserstraße. Dies Hauptrepräsentativum der Bürgerstadt durchschneidet mit einer Geradlinigkeit, die unendlich rücksichtslos ist, das alte System, nach dem sie hätte krumm werden müssen.[1]) Auch sie ist dafür städtebaulich schlecht; an den sehr schrägliegenden Radialstraßen entstehen spitze und stumpfe Winkel, die von jedem Architekten als ungünstig gemieden werden. Ihre überlange Geradelinigkeit ohne bedeutendes Augenziel wirkt langweilig und macht eine einheitliche Ausbildung — von Weinbrenner seinerzeit für eine geringere Ausdehnung in einem sehr bemerkenswerten Entwurf mit Säulenstellungen vorgeschlagen — unmöglich oder mindestens außerordentlich schwierig. So ist denn auch das bunte Wesen aus ihr geworden, das eine Musterkarte von guter und schlechter Architektur der verschiedensten Stilarten nebeneinander vorstellt: der schönen Läden und der großen Häuser wegen für manches ländliche Gemüt ein staunenerregender Eindruck, als reizende Promenade zwischen 12 und 1 Uhr von den jungen Damen geschätzt, ist sie für ein Auge, das an alter Städtebaukunst geschult ist, ein fatales Gebilde.

Der Fächer der jüngeren Stadt und die Kaiserstraße, diese beiden Kompromisse bei der Überleitung der Fürstenstadt in die Bürgerstadt, sind Fehler des Städtebaues, die vermutlich das absprechende Urteil Sittes veranlaßt haben.[2])

Wollten wir auch hier aus den Zügen, die Karlsruhe in jenen Tagen erhalten hat, *historisch* lesen, so mögen sie uns wohl davon sagen, daß der dritte Stand sich nicht ohne Härten aus dem fürstlichen Absolutismus gelöst und zu selbständiger Bedeutung emporgerungen hat.

Gleichsam als einen Ersatz für die Verquickung der beiden Pläne haben Fürst und Bürger die einzige Möglichkeit einer gemeinsamen künstlerischen

---

[1]) Es ist dabei ohne Belang, daß die Straße vom Fürsten selbst angelegt ist (auf Grund eines vorhandenen Weges); denn er *mußte* sie bauen im Interesse der Bürgerstadt, die unter der starren Fortentwicklung seines Systems nicht lebensfähig geworden wäre. Tatsächlich bewies ja auch die spätere leidenschaftliche Besitznahme der Kaiserstraße durch die Bürger ihre Notwendigkeit. Der Knoten war aber nicht gelöst sondern durchschnitten worden.

[2]) Beachtung und Verständnis findet neuerdings der alte Stadtplan von Karlsruhe in den Büchern von: R. Unwin, Grundlagen des Städtebaus, und Brinckmann, Deutsche Stadtbaukunst.

Arbeit am Bau der Stadt aufgegriffen und eine Straße geschaffen, die künstlerisch vollendet ist: die Karl-Friedrichstraße. Wer so glücklich war, diese Straße noch in ihrer alten Einheitlichkeit zu sehen mit dem längst abgerissenen Ettlinger Tor, der konnte die Feinheit ihrer Anlage persönlich erleben. Heute müssen wir uns ihr Bild aus Plänen und Abbildungen rekonstruieren. Wenn man durch das Tor eintrat, fand man sich zunächst in einer kleinen Straßenerweiterung: gleichsam im Vorplatz dieses großen Hauses, dessen Wände die Häuser, dessen Zimmer und Säle die Plätze waren. In der Ferne lockte der Turm des Schlosses und hielt die Spannung wach, während man bis zum Rondellplatz vorschritt, dem eigentlichen Vestibül der Stadt, das die Stimmung sammelte und vorbereitete auf das nahe gelegene Forum: den Marktplatz. Alle drei Plätze progressiv größer werdend und ebenso gesteigert in der künstlerischen Ausstattung: wie reizvoll begann schon die Straße mit dem strengen Ernst des römisch-klassizistischen Tores! Gewann dann der Rondellplatz im Portikus des markgräflichen Palais einen bedeutenden Akzent, so war der Marktplatz mit dem großen schönen Rathaus, der bedeutenden Komposition der protestantischen Kirche, den beiden sich entsprechenden Türmen und den für damalige Zeiten sehr hohen und stattlichen Wohnhäusern ein außerordentlich eindrucksvolles Städtebild. Ein Unkundiger hätte hier den Schluß der schönen Reihe vermuten können, wenn ihn nicht der Schloßturm weitergeführt und ihm die letzte und schönste Überraschung bereitet hätte: den Schloßplatz, dessen festlich hohe Stimmung alles andere beherrscht. Die weise Steigerung der Eindrücke, die Einheitlichkeit der Straße, die Geschlossenheit der Plätze ist ein Meisterwerk bewußter Städtebaukunst, wie es kaum ein Gegenstück in Europa hat.

Diese Straße mit ihren Plätzen und Bauten ist die Schöpfung eines einzigen Mannes, des Architekten Friedrich Weinbrenner, der gleichsam ein Wächter seines Werkes, am Torplatz in einem Haus mit ernstem Giebel wohnte. Die Karl-Friedrichstraße ist die Krönung seiner Lebensarbeit, die an phantasievollen und eigenartigen Gebäudekompositionen ebenso reich ist wie an Feinheit der Innenausbildung und kunstgewerblichem Geschmack. Für ihn war die Karl-Friedrichstraße eine reine *via triumphalis.*

Ist wohl der Marktplatz in seiner freien und ungehinderten Ausbildung so nahe dem Schloßplatz ein Zeichen der bürgerlichen Selbständigkeit, so liegt er doch in der Achse des Schlosses, in der repräsentativen Zufahrtsstraße des Fürsten; die Einordnung in diese Straße gibt dem Marktplatz die deutliche Note der alten Abhängigkeit vom Fürsten. Nicht zu seinem Nachteil! Denn hier haben wir wieder ein Beispiel, daß große Unternehmungen am besten gelingen, wenn sie von dem Willen eines einzelnen ausgehen. Der Herrscher war glücklich genug, die Elemente der Bürgerstadt

in seine Repräsentationsmittel einbeziehen zu können, während die Bürger ihrerseits durch den großen Wurf der fürstlichen Ideen nur gewannen. So läßt sich sagen: obwohl im ganzen mit bürgerlichen Mitteln geschaffen, ist die Karl-Friedrichstraße doch ein Werk aus dem Geist des Fürsten. Und mit ihr das Karlsruhe jener Tage! Eine Art Sinnbild jenes Zustandes, in dem das Bürgertum, obwohl zur Selbständigkeit erstarkt, noch gern die Strahlen der fürstlichen Gnadensonne auf sich ruhen läßt.

In diesem Zusammenhange ist es lehrreich, zu untersuchen, was aus Karlsruhe geworden ist, seitdem der Hof seine Mitarbeit am Weiterbau der Stadt aufgegeben hat. Es existieren allerdings noch Pläne zu einer Stadterweiterung etwa um 1800 über die damaligen Grenzen: Kriegstraße, Durlacher- und Mühlburgertor, hinaus. Besonders beachtenswert ist der des Ingenieuroffiziers Tulla,[1]) der in Weiterführung der alten fürstlichen Traditionen die Stadt südlich in der Achse der Karl-Friedrichstraße weiter baute. Das Strahlensystem sendet seine letzten Ausläufer hinein, während im übrigen ein ganz selbständiges Gebilde entsteht, ein Halbkreis, der Gottesaue, Beiertheim- und die jetzige Lessingstraße berührt und das alte Ettlingertor zum Mittelpunkt hat. Überraschend, aber sehr gut ist der Gedanke, dorthin auch den zukünftigen Marktplatz zu legen; denn die notwendige Einseitigkeit der Entwicklung nach dem Süden — der Norden war durch Park und Wald für immer begrenzt — hätte auch das Stadtzentrum weiter südlich verschieben müssen. Murg und Alb sind zusammengeleitet zu einem Fluß, der die neue Stadt belebt! Ein großer langer Platz, ein Stadion für sportliche Spiele, ist angeordnet, zu ähnlichen Zwecken zwei Rundplätze! Das Straßennetz, obwohl hauptsächlich im Blocksystem geplant, gewährt durch eingeführte Diagonalen einen bequemen Verkehr und sieht eine organische Verbindung mit der Altstadt vor. Die Straßen selbst sind ihrer Bestimmung als Wohn- oder Geschäfts- und Verkehrsstraßen in verschiedene Breiten abgestuft, teilweise mir Arkaden versehen. Das Ganze umzogen von einer stattlichen Anlage, die an die moderne Forderung des Wald- und Wiesengürtels erinnert. Die Modernität dieses so wenig bekannten Planes überrascht außerordentlich. Die Einheitlichkeit des Baugedankens, die sinnreiche Anlage von Straßen und Plätzen erweckt die Vorstellung, daß sich das Leben in dieser Stadt so gemütlich gestaltet hätte, wie nur immer in einem wohlangelegten eigenen Haus. In diesem Plan war die natürliche Überleitung der Fürstenstadt in die Bürgerstadt gefunden!

Leider ist die Entwicklung Karlsruhes ganz andere Wege gegangen. Die Eisenbahn legte einen Schienenstrang um die alten Grenzen der Stadt, der eine Erweiterung im Sinne Tullas unmöglich machte. Zwischen den verschie-

[1]) Ehrenberg, Baugeschichte Karlsruhes.

denen Bahnkörpern, die nach auswärts führten, wurden neue Stadtteile gebildet, die in den Jahren der schnellen Entwicklung nach dem Siebziger Krieg rasch in die Höhe wuchsen. Die Südstadt, der Stadtteil vor dem Durlachertor, der beim Kadettenhaus, der hinter dem städtischen Gaswerk und gegen den Kühlen Krug zu, der beim neuen Vinzentiuskrankenhaus, sie alle werden wie Einzelteile empfunden.

Abgesplittert vom Kern der Stadt, sind sie weder in sich selbst durch ein Straßennetz gegliedert, das einen deutlichen Gedanken verrät, noch lassen sie die Möglichkeit einer zukünftigen organischen Verbindung zu einem neuen Ganzen erkennen, geschweige denn, daß sie zu der Altstadt in eine innere Beziehung gebracht wären, die den Überlieferungen entsprochen hätte und tatsächlich noch im Plan Tullas festgehalten war. Dies wird jeder um so schmerzlicher empfinden, der die Reize des Alten lieben gelernt hat. Angesichts dieser Zerrissenheit, dieser kalten Einzelgrundrisse, die entweder wie die älteren meist in viereckige, für den Verkehr nicht einmal zweckmäßige Blocks aufgeteilt sind, oder wie die neueren nun um jeden Preis krumme Straßen und gewollte Unregelmäßigkeit zeigen, als ob dies allein schon Werte seien, im Vergleich hierzu erscheint die alte Stadt selbst mit ihren Fehlern ideal und der Gedanke an sie erwärmt förmlich das Herz. Die neuen Straßenzüge, was können sie uns sagen? Es sind die ausschließlichen Schöpfungen des Bürgertums. Sie befriedigen allein das nackte Wohnbedürfnis und tragen höchst unfreiwillig den Stempel einer ausdruckslosen Gleichgültigkeit.

Diese Erkenntnis ist betrübend. Man wird zugeben: die Aufgabe war außerordentlich erschwert durch die Eisenbahn. Man nimmt aber auch nirgends den Versuch wahr, dies Hindernis zu überwinden, trotz allem ein Stadtgebilde zu schaffen, das als einheitlich empfunden werden konnte durch die Idee, die es gliederte, und nicht infolge einer späteren rein mechanischen Ausfüllung der Lücken. Es ist freilich, seitdem Camillo Sitte unser Auge für die Häßlichkeit moderner Anlagen geschärft hat, kein besonderes Verdienst auf solche Schwächen aufmerksam zu machen. Indessen die Art, wie gerade in Karlsruhe die Verpflichtungen einer individuellen Tradition außer acht gelassen werden, machten den Hinweis auf diese Dinge schon lange unentbehrlich. Nicht nur, daß neuerdings gegen Beiertheim zu ein Straßennetz projektiert ist mit einer einförmigen Aufteilung in rechteckige Blocks, bei deren Anblick man vermeint Albdrücken zu bekommen, nicht einmal der Charakter der einzelnen abgesplitterten Stadtteile ist richtig gewahrt: das Viertel, das die Fortsetzung des vornehmsten Wohnbezirks in Karlsruhe bedeutet, ist durch die Kadettenanstalt, die Grenadierkaserne, das neue Krankenhaus peinlich gestört. Die neuen vereinzelten guten Bauwerke, auf die Karlsruhe so stolz ist, stehen ohne Zusammenhang umher und gehen einer einheitlichen Gesamtwirkung verlustig.

Der Wettbewerb um Stadterweiterungspläne aus dem Jahre 1906 [1]) bewies schon durch die Programmstellung, daß gerade die wesentlichsten Fehler nicht erkannt waren. Anstatt daß eine zusammenfassende Bearbeitung des gesamten Erweiterungsgebietes gefordert war, handelte es sich wieder nur um die Ausbildung von weit auseinanderliegenden Einzelteilen. Die dazwischen liegenden Gebiete waren nicht einmal beachtet. Und obwohl schon damals in den Verhandlungen des Preisgerichtes der unbefriedigende Gesamterfolg des Wettbewerbes ausdrücklich bemerkt wurde, hat seitdem kein neuer Wettbewerb stattgefunden. Unter lockerer Zugrundelegung des mit dem I. Preis gekrönten Entwurfs von Billing und Vittali wird nun die Vergrößerung der Stadt vom städtischen Tiefbauamt schrittweise weiter bearbeitet. Daß die Pläne vor ihrer Ausführung einer von erfahrenen Architekten gebildeten Kunstkommission vorgelegt werden, zeugt von dem heutigen Bestreben der Stadt, gegen Fehler sich zu salvieren. Dies Verfahren verspricht im besten Falle neue gute Einzelschöpfungen im Stadtbild zu bringen. Besonders wenn ein fähiger Privatarchitekt den Mut und Ehrgeiz besitzt, eine vereinzelte Möglichkeit im neuen Straßensystem rasch auszunützen und durch Erwerb eines ganzen Platzes seine einheitliche Architektur zu sichern, wie dies Heinrich Sexauer beim Haydnplatz getan. Man mag im einzelnen anders empfinden als der Architekt, die Ruhe und Sicherheit der Architektur verlangen unbedingte Zustimmung. Um so mehr als Sexauer eine gärtnerische Anlage geplant hatte, die im Geiste seiner Architektur entworfen, einen anziehenden Mittelpunkt in dem vielbewunderten Stier von Böhle gefunden hätte [2]), der in der gedrungenen Kraft seiner Formen der Architektur des Platzes eine wesensverwandte Ergänzung geworden wäre. Die gegenwärtige Anlage bleibt ihr fremd und es ist nur zu wünschen, daß die Stadtverwaltung früher oder später den Plänen des Architekten wieder näher trete. Sollte dann schließlich auch die Südwand des Halbrundes nach dem Entwurf Sexauer's geschlossen werden, wäre Karlsruhe um einen Platz bereichert, der, eine würdige Ergänzung der alten Plätze, dem Erbauer den bleibenden Dank der Stadt sicherte.

Diese einzelne erfreuliche Leistung im neuen Städteplan war zustande gekommen nur durch den Willen eines Privaten. Die Tätigkeit der Stadt verspricht in keiner Weise Besserung zu bringen da, wo es am meisten nottut: an der einheitlichen Bearbeitung des Gesamtgebietes. Sollte es der Stadt Karlsruhe unmöglich sein, einen erneuten Wettbewerb unter diesem Gesichtspunkt auszuschreiben, wie es unzählige andere Städte heute in Deutschland getan? Nur dann wäre die Gewähr für eine groß ange-

[1]) Der Städtebau, Jahrgang 3, Heft 8.

[2]) Deutsche Bauzeitung, Jahrgang 1909, Nr. 96.

legte Neuschöpfung gegeben. Das mit der Verlegung der Eisenbahn frei werdende Gelände bietet die verschiedensten Gelegenheiten zu reizvollen Anlagen.[1]) Dann müßte sich auch die Möglichkeit finden, die neuen Teile sowohl unter sich wie mit dem Kern der Stadt in tunlichst organischen Zusammenhang zu bringen, zu einem Ganzen, und so den alten Traditionen zu entsprechen.

Die Erkenntnis, wie schön die alten Anlagen sind, und der Wunsch, sie nicht nur zu schützen, sondern die neuen Schöpfungen ihrer würdig zu gestalten, wachsen immer mehr. Und nicht nur in den Köpfen der Architekten! Möchte diese Erkenntnis dazu beitragen, die neue Stadt so zu bilden, daß eine kommende Generation in ihren Zügen nicht Kleinlichkeit und ängstliches Wesen, sondern den klaren, einheitlichen Willen einer gebildeten Bürgerschaft herauslesen möge.

Im vorliegenden Falle der Erweiterung handelt es sich um ganz energische Entschlüsse und Schritte. Ein erneuter allgemeiner Wettbewerb mit sorgfältig ausgearbeiteten Unterlagen ist der einzige Weg zu Lösung.

Albert Hertel (Berlin): Erinnerungen an Menzel.

Menzel sprach zu mir anläßlich der ihm durch Seine Majestät im Neuen Palais widerfahrenen Ehrung über „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch".

Menzel: Ich hatte das Bild seinerzeit in der Ritterstraße unter mannigfachen Entbehrungen gemalt. Immer wieder kam meine Schwester ins Atelier und mahnte mich an den Broterwerb, da die Ersparnisse durch mein Illustrationswerk: Titel und Vignetten zu den Werken Friedrichs des Großen aufgebraucht waren. Begonnen habe ich das Werk genau am Jahrestage von Hochkirch (14. Oktober) mit einer Baumstudie auf dem Tempelhofer Felde, und dieser Baum mit den Flammen dahinter war auch das erste, was ich auf dem Bilde malte. Ich hatte sechs Jahre an den Illu-

[1]) Die Veröffentlichung eines Sexauerschen Planes in der Deutschen Bauzeitung zur Bebauung des freiwerdenden Platzes am alten Bahnhofe und das soeben während der Korrektur vorliegender Arbeit herausgegebene Projekt von Professor Moser zu derselben Aufgabe beweisen das tatsächlich vorhandene Interesse der hiesigen Architekten. Um von anderen Vorschlägen zu einer neuen Bebauung zu schweigen, die über die Absicht dieser Studie hinausgingen, sei nur darauf hingewiesen, wie sehr durch Anlage eines kleinen geschlossenen Platzes an der altkatholischen Kirche dem jetzigen Bahnstrang zu die Gruppe von Pfarrhaus und Kirche im Eindruck gesteigert und die heute so ungünstige Verkehrslinie Mühlburgertor—Haydnplatz—Kaserne verkehrstechnisch verbessert werden könnte.

strationen gearbeitet, und begann Hochkirch bloß aus glühender Lust zur Malerei im großen — ohne jegliche Anregung, geschweige Bestellung, sondern sogar mit der fast sicheren Aussicht, dieses Riesenbild einer Niederlage, die damals durchaus nicht hoffähig war, niemals an den Mann zu bringen. — Ich habe dann später, durch Not gezwungen, doch viel antichambrieren müssen, und das Bild für einen relativ geringen Preis an Friedrich Wilhelm IV. endlich verkauft, und dann noch Gott von Herzen dafür gedankt. Dank muß ich aber auch Friedrich Wilhelm IV. wissen, denn seinem Auftrag der Illustrationen (als Illustrator ließen sie mich alle gelten) verdanke ich, daß mir die tragische Größe Friedrichs, die mich in diesem Gegenstande so reizte, aufgegangen ist.

Also zum Bilde selbst! Wie gesagt: es ist in der Ritterstraße entstanden. Für die große Akademische Ausstellung hatte ich es angemeldet und bis zum Eröffnungstag Aufschub dafür erlangt. Am Vorabend endlich mußte es hingeschafft werden, und da zeigte es sich, daß das Bild viel zu groß war, um über die Treppen hinunter und hinauszukommen. Es wurde also — naß, wie es war — von den beiden Schmalseiten des Blendrahmens losgelöst und acht Menschen trugen es die Treppen hinunter. Unten aber war das Geländer derart, daß es auch so nicht zur Hoftür hinauskonnte. Da sprang endlich mein Hauswirt, der auch bei dem Transport war, herzu und sägte mit eigener Hand den unteren Treppenpfosten ab für freie Bahn. Und diese Tat soll dem braven Mann für ewig unvergessen sein und bleiben! Nun waren wir endlich auf der Straße und es war inzwischen — gottlob — dunkel geworden. Es mußten Fackeln herbeigeschafft werden. Ich ging voran als Fackelträger, dann kamen die acht Träger, breitgehend, damit das naß herunterhängende Bild den Fußboden nicht berühre, dann der Wirt, wieder mit Fackel, als Nachtrab! Dieser *quasi* Leichenzug ging über den Dönhoffplatz nach der Alten Akademie unter den Linden, die natürlich vollkommen geschlossen war — es mochte inzwischen ungefähr 10 Uhr abends geworden sein! Mit Mühe konnten wir den Kastellan heraustrommeln, der mürrisch öffnete und uns in den Uhrsaal hinaufließ, wo der Rahmen bereits auf dem Fußboden vor der Uhr lag. Wir breiteten das auseinander genommene Bild auf dem Fußboden glatt aus und ich ging — relativ sehr mit mir zufrieden — langsam nach der Ritterstraße zurück, das Bild Gott befehlend!

Den anderen Morgen machte ich mich in aller Gottesfrühe auf, um danach zu sehen. Und wie ich in der Akademie ankam, war die Ausstellung schon eröffnet! Und mein Bild stand oder hing an der Wand vor der Uhr fix und fertig im Goldrahmen, eine Menge Beschauer davor, darunter die meisten meiner Kollegen. Der selige Krüger war der erste, der mich entdeckte. Er holte mich heraus, und alle, ich kann wohl sagen

alle gratulierten mir zu meinem Werk, das ich nun erst selbst einmal in Ruhe zu sehen begehrte. Man ließ uns in einem weiten Kreise allein, nur Krüger (dem wohl das meiste Verdienst an der vorzüglichen Placierung zuzuschreiben war) wich nicht von meiner Seite. Am Rande des Bildes waren vom Transport einige unwesentliche Stellen beschädigt worden, zu deren Reparierung Krüger seine eigene Palette aus der Behrenstraße hatte kommen lassen, die noch im Winkel des Saales rechts lag. Ich examinierte mein Bild genau, und entdeckte eine Stelle, an der ich gern eine mir wichtige Änderung vorgenommen hätte, und wandte mich an Krüger: „Würden Sie mir wohl auf einen Augenblick Ihre Palette leihen? Ich möchte gern da und da noch eine kleine Verbesserung vornehmen.“ Und langte nach der Palette. Aber da faßte mich Krüger mit eiserner Faust, hielt mich fest, und sagte: „Nicht einen Schritt, und nicht einen Strich!“ drehte mich herum, und, da ich mich sträubte, warfen mich die guten Freunde eigentlich buchstäblich aus der Ausstellung hinaus, mit der Erklärung, daß ich sonst wohl noch drei Wochen im Uhrsaal malen würde, womit sie schließlich nicht so ganz unrecht haben konnten.

So hat das Bild ohne diese Schlußnote seinen Platz behauptet und mir viel Ehre, aber auch manche Anfeindung eingebracht. Ich hatte eine förmliche Sehnsucht nach großer, malerischer Betätigung meiner Friedrich-Vorarbeiten; und die zahlreichen lebensgroßen Studien von unten aus beleuchteter Gliedmassen und Gipsmasken — alle bei Lampenlicht! — die Sie noch heute an den Wänden meines Ateliers sehen können, verdanken ihren Ursprung den Bestrebungen: meine Hand und meinen großen, breiten Pinsel einzuexerzieren an großer pastoser Malerei, und an die eigentümliche Beleuchtung von den Flammen ringsum.

Wie gesagt: der Eröffnungs-Moment der Ausstellung war der Glanzpunkt meines Erfolges, aber das Antichambrieren und Petitionieren war das unliebsame und demütigende Nachspiel. Es wurde noch übertroffen durch den Platz, den die nichthoffähige Niederlage im blitzblauen Marinezimmer nach dem Hof hinaus erhielt, in dem bei Hofbällen die Lakaien die Teetassen wuschen, und so gewissermaßen als Hohepriester der Kunst auf dem Teetisch-Altar vor meinem Schmerzensbild funktionierten!

* * *

Es will einem fast bedünken, daß Menzel durch das eigentliche beispiellose Aufgehen in die Persönlichkeit des großen Königs etwas von der Art Friedrichs II., namentlich im Alter, angenommen habe. Streng, wie dieser Fürst, herbe, fast gefürchtet von ihm nahe tretenden Fremden, unerbittlich in seiner gänzlich freimütigen, meistenteils sarkastischen Kritik, war

er dennoch innerlich zart, weich und voll Rücksichtnahme der besten Art, ein Kinderfreund und liebevoller Tierbeobachter. Als auffällig ist mir eine Äußerung aus seinem Alter im Gedächtnis geblieben anläßlich der Vignettierungen des Friedrich-Werks: „Alles in allem bin ich doch froh, mit dem König nicht zusammen gelebt zu haben, denn es muß nicht gut Kirschen essen mit ihm gewesen sein!"

Nun, auch mit Menzel mußte man erst sehr lernen, Kirschen harmlos zu essen.

Aus der durch „Hochkirch" für uns berühmt gewordenen Ritterstraße ist mir ein Geschichtchen in Erinnerung, das eine große Tierliebe dokumentiert. Eine Maus hatte die Nachtruhe der Familie wiederholt gestört und im Familienrat wurde beschlossen, eine Falle aufzustellen, in der das Tier sich auch alsbald fing. Das *corpus delicti* wurde auf den runden Tisch unter der Hängelampe gestellt, um den sich die ganze Familie versammelte, um sich das niedliche Tier anzusehen, das Menzel natürlich sofort zeichnete. Da erschien endlich Menzels Schwester, um der „sentimentalen" Sitzung ein Ende zu machen und den Störenfried in einem Eimer Wasser nach dem Jenseits zu befördern. Menzel aber und sein Schwager Krigar protestierten auf das heftigste und beantragten unbedingte Freilassung, wogegen wieder die Gegenpartei heftige Vorstellungen erhob. Da nahmen Menzel und Krigar einen Stock, den sie durch das Oberteil der Falle steckten, gingen nachts die öde Ritterstraße hinab, bis sie am Kottbuser Felde endigte, in welches sie noch bei finsterer Nacht ein Stück hinausgingen, wo sie dann die Maus in Freiheit setzten. Stolzerfüllt über ihr gutes Werk, kehrten sie sehr spät zurück und waren freilich nach Jahren sehr betrübt, zu erfahren, daß die Maus wahrscheinlich gleich verhungert wäre, da Feldmäuse und Hausmäuse ganz andere Nahrungsbedingungen haben.

Diese Liebhaberei, ja Liebe für selbst unscheinbare und unauffällige Tiere bewies auch der große Mann in dem berühmten „Kinderalbum", das, ursprünglich einzig und allein für seinen Neffen und Nichte bestimmt, in langen Zwischenräumen zwischen größeren Arbeiten, wohl auch abends gearbeitet wurde.

Allen Japanern weit voran, läßt er sein Verständnis für Kinder- und Tierpoesie, auch der unscheinbarsten Geschöpfe, Goldfischchen, Vögelchen, Bremsen, Fliegen, selbst Ratten, glanzvoll malerisch leuchten. Die Bestien des Zoologischen Gartens sind die Heroen dieser Sammlung, Schweine, Kälber, Gänse, Hunde — die Mitteltruppen. Es scheint fast, als ob der Maler, der in seinen Hauptarbeiten von tausend historischen Fachstudien umklammert war, sich hier einmal ganz Maler, aber auch ganz Poet zu sein erlaubte! Die Papageien, Fasanen, Bäche, der Sonnenschein, alle fürs Kindergemüt speziell erfunden und mit einem sittlichen Ernst, als ob es das Höchste gelte,

durchgeführt, sind wahre Perlen schwelgerischer Farbengebung. — Rührend war auch seine Vorliebe für sein jeweiliges eigenes Heim. Er war durchaus häuslich. Einige Durchblicke aus seinen Fenstern auf Höfe, Hinterhäuser, unscheinbare Gärten, mit einem Sperling im Vordergrunde — alle jetzt als „Perlen" geschätzt, legen Zeugnis davon ab.

Von seiner eigenen Jugend sprach er selten. Seine Briefe und einige Äußerungen zeugen allerdings von einigen, wenn auch fast immer flüchtig vorübergehenden Neigungen zu Repräsentantinnen jugendlicher Frauenwelt, die aber von ihm später ironisch abgetan wurden. Unauslöschlich wird mir der Eindruck sein, den ich in einer glanzvollen Gesellschaft bei Gustav Richter empfing, die sich durch einen seltenen Kranz erlesener jugendlicher Schönheiten ersten Ranges auszeichnete (Amerikanerinnen, Engländerinnen) und uns zu der Frage ermutigte, ob er nicht Vergnügen an diesen „junonischen" Erscheinungen empfände. Er sagte kühl: „O ja!" und ergriff eine zufällig vor ihm liegende Photographie des zweiten Richterschen Kindes — im Profil — behufs folgender Reduktion: „Ja, es ist merkwürdig, wie für den Maler die Schönheit des Menschen erst in einem gewissen Alter beginnt. Sehen Sie z. B. an diesem hübschen Kindergesicht den übergroßen Raum zwischen Nase und Ohr, eigentlich: eine wahre Einöde! ja, im Alter, da passieren darin tausend interessante Dinge, die merkwürdigsten Kombinationen von Falten usw., wobei einem das Herz im Leibe lacht, z. B. bei der Mama X.", und nun nannte er den Namen einer würdigen alten, uns allen wohlbekannten Frau, die aber von der Mehrzahl ihrer Nebenmenschen für das Gegenteil aller Schönheit gehalten wurde.

Wie gering er sinnliche Untertänigkeit unter den Frauen schätzte, geht aus folgender Besprechung von Schillers „Wallenstein" hervor.

> „Dieses Schillersche Werk ist wirklich famos, hätte aber noch viel bedeutender sein können, wenn nicht Schiller jedesmal in interessanter Entwicklungsphase seinen Liebling, den schönen Tenor Max mit seinen langweiligen Amouren dazwischen kommen und das Stück aufhalten ließe!"

* * *

Das hat ihn indessen nicht abgehalten, auch jugendlichen weiblichen Schönheiten, z. B. auf den Hoffesten, seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, Arbeiten, die selbst der größte Frauenkenner unter den Berliner Malern, der sinnenfreudige Gustav Richter, für Meisterleistungen erklärte. Auffällig war auch, daß auch sein ganz spezieller Familiensinn ihn immer wieder in den Kreis seiner eigenen Familie zurückführte, den er eigentlich in allen Phasen und in allen Persönlichkeiten vollkommen ausgeschöpft hat.

Rührende Pietät, Liebe, Wärme des Herzens belebte dann seinen Stift,

der dann sogar zu manchmal zu vollkommen idealisierenden Schöpfungen sich aufschwang. Das Herz war dann der Hauptfaktor, der seinem Malerauge zur Seite stand.

Im Alter isolierte er sich fast völlig auch davon und lebte ganz seiner eigenen allerernstesten Arbeit, pflichtgetreu, wie sein Vorbild, der große König, sein pünktliches Tagewerk-„Pensum“ mit „Exerzieren“ und „Studieren“ wie der Jüngsten einer zwischen den großen Arbeiten absolvierend und die Nächte der gewissenhaften, niemals banalen Erledigung seiner sehr ins Große angewachsenen Korrespondenz opfernd.

* * *

Seine Erholung war die bei zunehmendem Wohlstand jährlich ausgenutzte Reisezeit, die ihn fast ausschließlich nach Süddeutschland führte. Er hat es mir selber als seinen ersten köstlichsten Genuß geschildert, im „Goldenen Kreuz“ in Regensburg zu wohnen und auf dem Markt davor angesichts des Domes unter freiem Himmel den ersten Rettich (Radi) von einer alten Marktfrau zu kaufen und zu verzehren.

München liebte er besonders seiner malerischen Kirchen wegen. Es war die einzige Zeit, die er im Jahr „bummelte“. Aber dieses „Bummeln“ dauerte nie lange. Gewöhnlich fing ihn sehr bald eine der ausgesucht malerischen (Rokoko)-Kirchen ein, mit deren Küstern er alsbald allenthalben Freundschaft geschlossen hatte, deren einer ihm zu seinem großen Entzücken als Aquarellnapf stets eine große Waschschüssel brachte. „Das ist erst die ‚wahre‘ Aquarellmalerei!“

Von diesen Kirchenmalereien ausgehend, sagte Exzellenz Menzel einst bei uns zu Exzellenz Dryander bei der gegenseitigen Vorstellung:

„Ja, ich bin auch ein fleißiger Kirchenbesucher, aber vielleicht nicht in dem von Ihnen gewünschten Sinne; ich stecke gewöhnlich im Hochsommer hinter den Altären, wenn kein offizieller Gottesdienst, mache mir da mit meiner Malerei zu schaffen und glaube auch damit Gott zu dienen!“

Ein einziges Mal hat Menzel das „gelobte“ Land Italien betreten, allein, ohne Führer und Sprachkenntnisse. Veronas Marktplatz hielt ihn gleich fest und er bearbeitete denselben mit unzähligen Studien für sein reiches Bild „Piazza d'Erbe“. Was für ein jugendlicher Reisender er aber trotz seines Alters war, erhellt aus dem Bekenntnis, daß er in Domagliare, dem Austritt der Veroneser Klause in die Ebene, neben dem Wärterhäuschen einen großen, alten Feigenbaum fand, der ihn zu einer ausführlich angelegten Zeichnung begeisterte.

„Am liebsten wäre ich überhaupt dageblieben.“ Aber die Schaffner zwangen den Widerstrebenden in den schon verspäteten Zug.

Nächst München zog es ihn aber mit fast jährlicher Regelmäßigkeit nach seinem vielgeliebten Salzburg, für welche Stadt er eine ungemeine Pietät hegte, die zum Teil vielleicht von seiner Herzensschwärmerei für den von ihm vergötterten Mozart herrührte.

Er wohnte in den letzten Jahren im „Goldenen Schiff" neben dem Dom, dessen Springbrunnen für eine seiner letzten Bleistiftbilder das Motiv gegeben, früher im kleinen „Hotel zur Krone", Mozarts Geburtshaus gegenüber. Die Spuren von Mozarts Kindheit und Jugend wurden von ihm mit emsigster, wahrhaft „Menzelscher" Sorgfalt aufgesucht und malerisch ausgebeutet. Der Illustrator, der Musikenthusiast, der fröhliche Tourist gingen dabei Hand in Hand. Über Salzburg hinaus kam er dann einige Jahre zu meinem Schwiegervater Magnus Herrmann nach Hofgastein. Auf einer Fahrt dorthin zeigte ich nach links, wo die Feste Hohensalzburg in fahlem Licht vor dem schwarzblauen Geisberg lag, und wagte hinzuzufügen: „Ist das nicht ein Poussinscher Effekt?" Da drehte mich Menzel heftig nach rechts, zeigte mir einen Misthaufen dicht am Wege und sagte: „Ach was, Poussin! hier das sehen Sie sich an!"

Die malerischen Qualitäten Hofgasteins reizten ihn ungemein und begeisterten ihn zu seinem berühmten „Rogessionsbilde".

Eine „reine" Landschaft ist der Blick vom Balkon meines Ateliers in der Villa Carolina, den er in einem Tage, allerdings von früh morgens bis spät abends, gemalt hat. Die damals noch urwüchsige Tiroler Bevölkerung, der patriarchalische Komfort des Ortes, das Leben in den winkligen Gassen zogen ihn mehr an als die Größe der Berge, die er mehr platonisch bewunderte. Im letzten Jahre wohnte er sogar in unserer Villa und legte dabei eines Tages eine Probe von Zartgefühl ab, die mancher ihm ferner Stehende nie zugetraut haben würde.

Die Seinen und wir hatten eines Tages eine weitere Partie gemacht. Meine Frau war unseres kleinen Kindes wegen zu Hause geblieben, desgleichen Menzel, der die Strapazen vorschützte. Nach Tische kam ein Gewitter über die Berge und Menzel klopfte plötzlich am Kinderzimmer. Meiner Frau Gewitterangst war ihm bekannt und er erklärte kategorisch: „Liebe Frau, es paßt mir gerade, nehmen Sie das Kind auf den Schoß, ich will es zeichnen." Und er begann eifrig, zerriß zweimal das Blatt und drehte meine Frau fern vom Fenster in den Schatten und zeichnete immer emsig weiter. Das Gewitter stand nun schon über Hofgastein, da ertönte plötzlich die Gartenglocke und wir alle kehrten gewitterregendurchnäßt zurück. Sogleich schlug Menzel sein Skizzenbuch zu, erklärte die Zeichnung für verunglückt, aber — „nun waren ja alle da!" Die Zeichnung galt als vernichtet wie ihre beiden Vorläufer, hat sich aber im Nachlaß vorgefunden

und durch die Güte der Erben den schönsten Platz unter den Augen meiner Frau gefunden, die ihre Rührung über diese Zartheit des so ernsten Arbeiters und Meisters niemals vergessen kann und wird.

In früherer Zeit machte er im Gasteiner Tal noch ziemlich anstrengende Bergpartien voll Freudigkeit, Humor und Lebenslust mit den jüngeren Mitgliedern unserer Familien, fast immer in Begleitung seines Schwagers Krigar, den er sehr schätzte und liebte. Er war ein guter Läufer, der einstmals in Babelsberg meine Frau, die damals sehr behende und leichtfüßig war, glänzend besiegte. Von einer Hofgasteiner Partie kehrten alle ohne Menzel zurück, der sich beim Abstieg „ausgeruht“ hatte. Er zeichnete, in einem Graben sitzend, seine eigenen „Kraxelstiefel“, und zwar recht *con amore*, und erschien unbemerkt und erstaunt über die „Spätigkeit“ mitten in der Mahlzeit mit der sprichwörtlich gewordenen „Unpünktlichkeit“. Der rastlose Arbeiter trat also auch hier in der Sommerfrische überall zutage bei ihm. Man war im Begriff abzureisen — der Wagen stand vollbesetzt und bepackt vor dem Hotel —, da erschien endlich als Letzter Menzel, entdeckte beim Trinkgeldgeben eine Syenitsäule aus dem vierzehnten Jahrhundert, „die er bisher unerhörter Weise übersehen“, zog die Handschuhe aus und begann zur Verzweiflung der Seinen, aber vollkommen ruhig die Säule zu zeichnen, bis er zufrieden war.

Waren die früheren „Plaudereien“ dem großen Maler, dem geistreichen Menschen gewidmet, so sollen diese „familiären“ Bilder das zarte und intime Gemüt dieses nach außen hin oft so herrisch, ja tyrannisch dareinschauenden Mannes vor Augen führen allen denen, die ihn nicht bloß bewundern, sondern auch — und wäre es auch *»post festum«*! — von Herzen lieben lernen wollen.

Deutsches Elend.

Die Wahlen zum Deutschen Reichstag und zum Bayerischen Landtag sind vorüber. Die anständigen Menschen atmen auf.

In einem Aufruf der bayerischen Liberalen, in dem um Geldbeiträge für den geistigen Kampf gegen das Zentrum ersucht wurde, las man Huttens Wort: „Die Geister sind wach geworden; es ist eine Lust zu leben.“ Die bayerischen Liberalen finden das Leben heute schon weniger lustig.

In der ultramontanen „Pfälzer Zeitung“ war am Tage nach den Landtagswahlen zu lesen: „Das Ministerium, das einem eigensinnigen, rechthaberischen Manne zuliebe, dem Regenten die Auflösung der Kammer vorschlug, hat die wohlverdiente Abfuhr erhalten. Es hat seine Demission eingereicht, die zweifellos genehmigt wird, und dann kommt ein Ministerium

ohne Frauendorfer, vielleicht auch ohne Pfaff. Das bayerische Volk läßt sich nicht ungestraft reizen, es weiß sich seiner Haut und seiner Rechte wohl zu wehren ... Wir beklagen den Verlust von Speyer ... Gewiß haben sich unsere Mannen redlich gewehrt, sie sind wohl sämtlich an die Urne gegangen, aber aus dem gegnerischen Lager bekamen wir keinen Zuzug. Vom Regierungsdirektor angefangen bis zum untersten Beamten gingen alle liberalen Beamten zur Wahl, brachen den Diensteid und wählten sozialdemokratisch." Denunziationen fallen in Bayern nicht mehr auf. Auffallend aber ist die Kühnheit des Speyerer Redakteurs: Der Herausgeber der „Pfälzer Zeitung" ist nämlich derselbe Mann, der jenes Wahlbündnis des pfälzischen Zentrums mit der pfälzischen Sozialdemokratie offiziell abgeschlossen hat, über das sich dann später an der Kaisergruft des Doms von Speyer Herr von Vollmar und Herr Domkapitular Dr. Zimmern, unverbindlich, besprachen.

Zu der unglaublich blamablen Präsidentenwahl im Deutschen Reichstag (9. Februar) schrieb die demokratische Berliner Morgenpost: „Die Niederlage, die der schwarzblaue Block bei den Wahlen zum Reichstag erlitten hat, hat sich bei den Wahlen im Reichstag wiederholt. Zum ersten Male seit Simson hat ein Bürgerlicher das Präsidium bestiegen, zum ersten Male seit dem Bestehen des Reichs sitzt kein Adeliger im Präsidium." Diesem Blatt ist entgangen 1. daß der am 8. Februar gewählte Präsident des Reichstags, Dr. Spahn, vom schwarzblauen Block gegen die Linke zum Präsidenten gewählt wurde, 2. daß, wenn Georg von Vollmar erster Vizepräsident geworden wäre, im Präsidium ein Adeliger sitzen würde.

Der gleiche Anlaß bewirkte bei der preußischen Konservativen Korrespondenz folgenden Ausspruch: „Die Haltung der konservativen Fraktion ging dahin, im Präsidium die arbeitsfähige Mehrheit des Reichstags auf nationaler Basis zum Ausdruck zu bringen. Diese Haltung konnte bei der Wahl des ersten Präsidenten durchgeführt werden. Sie scheiterte bei der Wahl des ersten Vizepräsidenten dadurch, daß sich anscheinend die Polen der Stimme enthielten, wodurch das Mehrheitsverhältnis des Reichstags verändert wurde und der linke Flügel die Mehrheit erhielt." Die Konservative Korrespondenz erzählt hier ihren Freunden, die Polen, Welfen, Elsässer und der Däne Hanssen gehörten zur „arbeitsfähigen Mehrheit des Reichstags auf nationaler Basis". Sie erzählt es, damit es von den Interessenten geglaubt werde.

Aus Bayern wird uns berichtet, jungliberale Wanderredner hätten bestimmt darauf gerechnet, daß der Bauernbund dem altbayerischen Zentrum die meisten seiner Landtags-Mandate wegnehmen würden. Diese Wanderredner wissen nicht, daß auch der tüchtigste Raufbold nichts Rechtes mehr leistet, wenn er sich im Zustande der Agonie befindet.

Wir können nicht den Beweis erbringen, daß das Gros der Wähler und Zeitungsleser im Reich und im zweitgrößten Bundesstaat notorisch dumm ist. Wohl aber ist zu beweisen, daß die Parteien, als Organisationen der Wähler, auf eine sehr weitgehende Dummheit der Wähler spekulieren. Die Wähler zu betrügen ist nicht nur das berechtigte Bestreben der Gegenpartei, sondern auch der Wille der eigenen Parteileitung, die ihrerseits genau weiß, daß sie von den Wählern wieder betrogen wird.

Im Reichstag ist eine verständige Mehrheit unmöglich geworden, und jede Partei erklärt in beinahe blöder Großmannssucht, sie gebe den Ausschlag. Der Kanzler aber setzt eine Thronrede auf, die von Optimismus überfließt, die Erfolge der Sozialdemokratie ignoriert und die Mitarbeit des ganzen Reichstags erbittet. Eine Woche später kanzelt der Kanzler die Parteien des Reichstags herunter, wie wenn das Parlament aus wertlosem Gesindel bestünde. Gleichzeitig geht von Berlin an sämtliche Bundesstaaten das Ersuchen, gegen die Roten scharf zu machen. In Bayern hat das Zentrum zusammen mit den Konservativen mehr als zwanzig Landtagsmandate verloren, worauf der Prinz-Regent, was seit Ludwig I. nicht dagewesen ist, einen Führer der Ultramontanen zum Ministerpräsidenten ernannte.

Hat es einen Sinn, in dieses Dunkel hineinleuchten zu wollen, wenn man nicht einer von den drei oder vier Männern ist, die das Ganze inszeniert und durchgesetzt haben? Hat es einen Sinn zu fragen, wohin eigentlich die verbündeten Regierungen in der inneren Politik steuern wollen? Hat es einen Sinn, einen entlassenen Minister zu befragen darüber, warum er entlassen worden ist? Hat es einen Sinn, darüber nachzudenken, ob Freiherr von Hertling im 69. Jahre seines Lebens die Fähigkeit besitzt, einen unparteilichen, überparteilichen Staatsmann abzugeben?

Diese Dinge muß man sich entwickeln lassen und dabei vertrauensvoll in die Zukunft blicken. Denn die Zähigkeit und Widerstandskraft des deutschen Volkes ist, das wissen die Regierenden, über alle Maßen groß; dies Volk kann nie an äußeren Feinden untergehen, nachdem es seinen inneren Freunden trotz nunmehr vierzigjähriger Bemühungen nicht gelungen ist, es zu ruinieren. Das deutsche Volk besteht nämlich aus Menschen, an denen die Zeit spurlos vorübergeht, aus Menschen, an denen die Vernunft spurlos vorübergeht, aus Menschen, an denen jede eigene ruhige Überlegung spurlos vorübergeht und aus Menschen, denen alles gleichgültig ist; den Rest bilden jene Enthusiasten, welche die oben klassifizierten Menschen amtlich oder rhetorisch behandeln und die daraufhin, gewiß nach Verdienst, ihre Vorgesetzten werden oder aber sei es in den Reichstag, sei es in den Bayerischen Landtag als Abgeordnete eindringen. Von den Wahlen wollen wir sprechen.

Den Skeptikern geben sie kein Rätsel auf. Doch das Volk interessiert sich für Wahlen und findet sie spannend wegen der Überraschungen. Wir aber wissen: Überraschungen treten nur ein, wo auf die Wählermassen mit Argumenten eingewirkt und von den Wählermassen aus Instinkten das Gegenteil von dem Gewünschten, Argumentierten getan wird. Das erklärt sich einfach daraus, daß die Wähler vor der Hauptwahl mehrere Jahre lang mit Instinkten eingerieben werden, und drei Tage vor der Stichwahl mit einem Male für gedankenhaltige Wortbildungen gewonnen werden sollen, bei denen der Begriff „Taktik" mitspielt. Derartige Überraschungen hat es bei den letzten Reichstagswahlen in großer Zahl gegeben, was manchen viel Freude gemacht hat, weil es von einer gesunden und damit schönen Bauernschlauheit der Wähler zeugt. Aber das ist eine kümmerliche Freude.

Was war doch die Parole für die Reichstagswahlen von 1912? Der schwarz-blaue Block. Zentrum, Konservative, Reichspartei und Wirtschaftliche Vereinigung bildeten den schwarz-blauen Block, der im alten Reichstag über eine hübsche Mehrheit verfügte und sich diese Mehrheit zu erhalten wünschte. Dazu schlossen die genannten Parteien ein Bündnis, das sie, nebenbei gesagt, mustergültig eingehalten haben. Gegen sie wurde der andere Block geschaffen; er hatte nur die eine einzige, natürlich rein taktische Aufgabe: die Mehrheit des schwarz-blauen Blocks zu brechen. Wenn das gelungen wäre, hätte man möglicherweise damit begonnen, das reaktionäre Regiment wenigstens da, lokal, zu zertrümmern, wo es den besonderen Interessen der gegen den schwarz-blauen Block verbündeten Parteien schädlich war. Die vereinigten Parteien waren: Sozialdemokraten, Fortschrittliche Volkspartei und Nationalliberale. Die letzteren waren durch die maßlose Propaganda des Bundes der Landwirte von rechts abgedrängt worden, während die Fortschrittliche Volkspartei aus Prinzip nach links strebte und schließlich Preßäußerungen zur Welt brachte, die eine perverse Liebe zur Sozialdemokratie (Masochismus) bezeigten.

Seit der Entlassung des Fürsten Bülow, welcher sich ins Fäustchen lachen dürfte, waren die zwei großen Schlachtkolonnen gegeneinander losgezogen, und es hat anläßlich der Wahlbewegung eine allgemeine Verpöbelung des politischen Lebens gegeben, wie sie in früheren Jahrzehnten nicht denkbar gewesen ist. Da nämlich auf beiden Seiten große Ideale, heilige Güter und die bekannte Kultur (*non olet*) auf dem Spiele standen, mußte wohl der Kampf der Geister mit den schofelsten Mitteln der Verhetzung, der Verleumdung, der persönlichen Ehrabschneiderei, des geschäftlichen Boykotts und des niederträchtigsten Wahlschwindels durchgeführt werden. Wer in den letzten Wochen vor den Wahlen etwa von der Teufelsinsel des Majors Dreyfus nach Deutschland in eine Wählerversammlung kam, mußte aus den Schilderungen vom

Gegner den Eindruck gewinnen, aus einer absolut reinen, mit lauterstem Edelmut parfümierten Atmosphäre mitten in ein Reich der Briganten, Lumpen und Staatsverbrecher versetzt zu sein.

Alles das wäre, mit dem kalten Auge des Politikers angesehen, schließlich in Ordnung gewesen, wenn in der Sache ein System oder wenigstens ein Grundsatz gewesen wäre, wenn, mit anderen Worten, alle Wähler gewußt hätten, worum es sich handelt, und daß es in einer speziellen Angelegenheit der Nation oder, von uns aus, auch nur der Fraktion galt, etwas Bestimmtes zu wollen und zu tun, um etwas Bestimmtes zu erreichen. Die grauenerregende Verwilderung des Wahlkampfes hätte sich trotz ihrer Roheit so rechtfertigen lassen: Es mußte dem Beobachter feststehen, den Leuten handelt es sich um das Letzte und für sie Höchste. Deshalb stoßen sie, das Äußerste wagend und katastrophaler Konsequenzen ganz bewußt, die zwei einzig möglichen Schlachtrufe unablässig aus: Hie: für die Erhaltung des schwarz-blauen Blocks, und hie: für die Zertrümmerung des schwarz-blauen Blocks!

Dagegen konnte, nach den Äußerungen der Parteisekretäre zu schließen, für die Parteien die Parole des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg nicht in Frage kommen, die sogenannte Sammelparole, unter der sich alle bürgerlichen Parteien gegen den Umsturz, also die Sozialdemokratie, vereinigen sollten. Da das teils einschläfernde, teils irritierende Narcotikum einer nationalen Gefahr nicht aufzutreiben gewesen war, fehlte den Deutschen, die 1907 zur Freude des Zentrums auf ein Block-Experiment hereingefallen waren, scheinbar diesmal die von der Regierung erwartete Naivität, und im alten Reichstag lachten die Bürgerlichen rechts und links und in der Mitte über die durchaus schwärmerische Kindlichkeit der Reichskanzler-Parole. Sie lachten, ehe die letzten Wahlabmachungen getroffen waren. Denn für alle Parteien war damals ja die Hauptsache: die Stellung zu dem mehrfach genannten Block. Ihn zu sichern oder ihn zu stürzen war höchster Patriotismus. Rechts- oder Linksblock: das war Deutschlands Untergang oder Rettung, das bestimmte die Zukunft des Deutschen Reichs.

Es war somit am 12. Januar, vormittags 10 Uhr, eine Schicksalsstunde angebrochen für das deutsche Volk.

Am nächsten Tage sah es kurios aus. Die Sozialdemokraten hatten kolossal zugenommen, das Zentrum stand breitbeinig da, mit einigen Schrammen, aber sonst wohlauf, die Polen und Welfen hatten sich gut gehalten. Indessen war kein Mann von der Fortschrittlichen Volkspartei gewählt worden, und nur vier Nationalliberale waren durchgegangen, von denen einer, auf seinen Wunsch, die Stimmen aller Zentrumsmänner erhalten hatte. Die Konservativen mußten schwere Verluste beklagen und die Reichspartei das Los aller anständigen Parteien erleben: sie war so gut wie aufgerieben. Wie

war das möglich? Die Liberalen hatten seit zwei Jahren, vom Hansabund mächtig gefördert, wie die Wilden gegen die Schwarz-Blauen agitiert; wie kam es nur, daß ihre Erwartungen so jämmerlich enttäuscht wurden? An der Organisation konnte es nicht liegen, die war gut geworden; an der Agitation konnte es nicht liegen, die war sogar sehr gut gewesen. An der Regierung lag es auch nicht, denn die war nicht besser oder populärer geworden und hatte sich in den Wahlkampf kaum eingemischt.

Es lag an den Wählern. Die Wähler sind zum Teil dümmer, zum Teil weniger dumm, als man denkt.

Das deutsche Volk besitzt das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht. Seitdem es sich dieses Wahlrechts erfreut, hält es, oder doch wenigstens seine intelligente Minorität, sich für politisch mündig und reif, und es will auch von der Parteileitung entsprechend angesehen werden. Den Führern des Zentrums, der Konservativen, der Polen und der Sozialdemokraten freilich fällt es nicht im Traum ein, ihre Wähler als politisch mündig zu behandeln, und deshalb bekommen sie Mandate. Die Liberalen dagegen sind auf die Freiheit und Heimlichkeit der Wahl so stolz, daß sie es gar nicht glauben können, wie Leute diese Freiheit und Heimlichkeit dazu benützen, um nicht liberal zu wählen. Sie versprechen sich viel von der Aufklärung der Wähler, aber sie müssen nachträglich fast immer erkennen, daß die Zahl ihrer Mandate im umgekehrten Verhältnis zu der Masse von Aufklärung der mandatschaffenden Wählerschaft steht.

Wir haben uns nicht darum zu sorgen, auf welche Weise die einzelnen Parteien zu Macht und Einfluß gelangen; wir haben nur festzustellen, auf welche Weise in Deutschland Wahlresultate zustandekommen. Zunächst: Freibier und Bestechung spielen eine ganz untergeordnete Rolle, wir können diese Mittel der sachlichen Überredung demnach beiseite lassen. Maßgebend für das Ergebnis von Wahlen im Jahre 1912 ist auch nicht die Geschichte vom Rücktritt des Fürsten Bülow oder der Streit um die geistliche Schulaufsicht; maßgebend ist einzig und allein die Behandlung von zwei Themen:

a) Der liebe Gott. b) Der Geldbeutel.

Ad a) Der liebe Gott macht beim Zentrum die Wahlen. Den Wählern dieser Partei wird alle fünf Jahre mitgeteilt, der liebe Gott sei bedroht, und die zu seiner Verherrlichung getroffenen Veranstaltungen, seien es nun Individuen oder Immobilien, durch die Gegner des Zentrums gefährdet. Wüßten die Zentrumswähler von Warburg-Högter auch nur das Geringste von dem Zwist Graf Oppersdorff-Martin Spahn, sie täten alle liberal wählen. Wüßten die Zentrumswähler von Daun-Prüm-Bitburg (Zentrum 20657 Stimmen, sämtliche Gegenparteien zusammen 637 Stimmen) etwas von dem Konflikt zwischen Köln und Berlin, sie täten alle liberal wählen. Wüßten

die Zentrumswähler in Essen, was Rom mit den christlichen Gewerkschaften vorhat, sie täten alle den Sozialdemokraten wählen, und für den Zentrumskandidaten Giesberts würden nur mehr die nationalliberalen Herren vom Bergbaulichen Verein ihre Stimmen abgeben. Die Wähler von Warburg-Höxter haben sich am 12. Januar den Luxus von drei Zentrumskandidaten geleistet. Diese Drei hatten zusammen 15321 Stimmen; die Gegner alle zusammen 1730 Stimmen. Diese Wähler erfahren in großen Umrissen etwas über die schwer bestürmte Position des lieben Gottes. Das genügt ihnen auch; denn sie sind mühsam dazu erzogen, daß sie von Martin Spahn und Oppersdorff nicht das geringste verstehen können. Die Wähler wissen, daß sie sind, und daß sie in den Himmel wollen. Man sagt ihnen, daß sie nur dann in den Himmel kommen, wenn sie Zentrum wählen. Warum sollen sie sich die ihnen wohlbekannten Lustbarkeiten des himmlischen Lebens durch Abgabe eines falschen Stimmzettels verscherzen? Die deutschen Reichsbürger in Warburg-Höxter, Neunburg v. W. und Schwarz-Blaubeuren werden noch Zentrum wählen, wenn es gar kein Zentrum mehr gibt. Zentrumwählen ist für sie eine Art natürlicher Funktion, wie Essen, Verdauen und Schlafen.

Auf diese Weise kommen viele sichere Mandate zusammen. Die Liberalen meinen, die Zahl dieser sicheren Mandate ließe sich mit der Zeit durch Aufklärung verringern. Aber das ist, vorerst noch, eine irrige Meinung.

Ad b) Der Geldbeutel. Hier muß unterschieden werden α) die Agitation mit dem Positiven: Einnahmen, β) die Agitation mit dem Negativen: Ausgaben.

Das Zentrum hat es nicht nötig, sich an dieser Species von Agitation zu beteiligen, weil es ja seine Geschäfte gerade im Hinblick auf die Erreichung eines angenehm geschäftslosen und doch sehr genußreichen Zustandes macht. Die positive Geldbeutel-Agitation betreiben die Parteien der Rechten, insbesondere die Agrarkonservativen. Sie sprechen zu ihren Wählern keineswegs von den Deklaranten des Novembers 1908, sondern von dem, was die von der Landwirtschaft lebende Bevölkerung durch die protektionistische Wirtschaftspolitik erreicht hat: Steigen der Grundrente, gute Getreide- und Viehpreise und Festigung des Bauernstandes. Das sind Tatsachen, die durch das unverstandene Geschrei von den schwer verständlichen Liebesgaben nicht aus der Welt geschafft werden, und an denen die kultivierten Schädel der Freihändler langsam zerschmettern werden. In der Sozialdemokratie hat man längst eingesehen, daß das alte Marxistische Landarbeiterprogramm verschimmelte Theorie und höchst schädlich geworden ist (vgl. den interessanten Aufsatz von Dr. Arthur Schulz im zweiten Heft 1912 der Sozialistischen Monatshefte). Die alte Wucht der konservativen Propaganda hat sich eben, zur Überraschung der Liberalen, in Altpreußen, Pommern und dem westlichen Mitteldeutschland trotz der intensivsten Gegenagitation von neuem bewährt.

Die Konservativen können darauf hinweisen, daß sie den Bauernstand erhalten haben. Was läßt sich dagegen sagen?

Auf die Massen der städtischen, zumal der industriellen Arbeiterbevölkerung aber wirkt am sichersten das bβ)-Argument: das negative Geldbeutelmoment. Die vier Millionen sozialdemokratische Stimmen erklären sich nicht allein aus der Solidarität des Proletariats, sondern auch aus der unbestreitbaren bedenklichen Verteuerung aller Lebens- und Genußmittel, aus den unbestreitbaren Fehlern der neuen Reichs-Steuergesetzgebung, aus der schweren Belastung des Volkes mit indirekten Steuern bei ungleicher Verteilung dieser Lasten, aus den Tatsachen der Fleischnot und der Spekulation in Nahrungsmitteln. Man sagt: Es ist ein Skandal, daß das Leben Geld kostet. Das Huhn im Topfe muß gratis gegeben werden, sonst verhungern wir. Keine Propaganda ist leichter und dankbarer als diese, und mit keiner Propaganda bringt man leichter weit hinaus über die eigentlichen Arbeiterkreise bis tief in den ewig verstimmten Mittelstand hinein. Wer ein tüchtiger Agitator ist, braucht weder eigene Vorschläge, noch etwaige Leistungen seiner Partei zu bringen; er braucht nur zu schimpfen, und er gewinnt dadurch Vertrauen und Liebe derjenigen Wähler, welche nicht zu a) oder zu bα) gehören.

Die Liberalen, ja sogar die Nationalliberalen haben den Versuch gemacht, einmal negative Geldbeutelagitation zu treiben. Aber sie haben dabei den Fehler begangen, an Stelle ungerechter Steuern sogenannte gerechte Steuern (Erbschaftssteuer) zu verlangen. Dadurch ist die Eindruckskraft ihrer Agitation naturgemäß sehr geschwächt worden; außerdem aber muß, und zwar zu ihrer Ehre, gesagt werden, daß die Liberalen einfach nicht so das Talent fürs Negative haben wie die Sozialdemokraten und damit nicht die Fähigkeit, die Wähler bei dem, auch vom Liberalismus geforderten, Zug nach links durch heftiges Bremsen zum Stehen zu bringen gerade noch, ehe sie in den fröhlichen roten Bahnhof einfahren.[1]) Hiernach ist über die für alle Liberalen

[1]) Wie sehr die Liberalen durch ihre, den Gegensatz zur Sozialdemokratie gänzlich verwischende, radikale Opposition gegen die Reichsfinanzreform sich selbst geschadet und den Sozialdemokraten genützt haben, läßt sich nach den Hauptwahl-Resultaten ziffernmäßig vielfach nachweisen. Wir greifen willkürlich ein paar Wahlkreise heraus: **Mannheim** 1907: Lib. 16900, Soz. 25969, Zentr. 8173; 1912: Lib. 16136, Soz. 31560, Zentr. 8842. **Hof** 1907: Lib. 14983, Soz. 11785, Kons. 112; 1912: Lib. 9147, Soz. 14694, Kons. 248. **Bayreuth** 1907: Lib. 7914, Soz. 8278, Bd. L. 4581; 1912: Lib. 6012, Soz. 10953, Bd. L. 5712. **Bremen** 1907: Lib. 28006, Soz. 27362, Kons. 1142; 1912: Lib. 27783, Soz. 35862, Kons. 3397. **Eschwege-Schmalkalden** 1907: Lib. 5424, Antis. 8946, Soz. 7262; 1912: Lib. 5801, Antis. 6522, Soz. 11313. Wo die Liberalen, wie in Altpreußen, sehr stark an Stimmen gewonnen haben, verdanken sie das ihrem positivem Agrarprogramm und der Weltfremdheit sozialdemokratischer Agrar-Reformer.

ungünstigen Resultate bei den Hauptwahlen zum Deutschen Reichstag kein Wort weiter zu verlieren.

Nun ist noch von den Stichwahlen zu sprechen. Und da muß doch ehrlich zugegeben werden: es war im Großen und Ganzen eine Schweinerei. Nachdem jahrelang für und wider den schwarz-blauen Block agitiert war, mußten die Parteien a und bα zusammengehen und gegen die vereinigten bβ losziehen, und andererseits hatten die bβ-Wähler unter allen Umständen und allen Mandat-Lockungen zum Trotz gegen die Schwarz-Blauen versammelt zu bleiben. Was aber geschah? Ein ungeheurer, schmachvoller Handel begann. Während die Parteien der Rechten alle Mandate von vornherein gut eingeteilt und nur in ganz wenig Fällen in Konkurrenz mit einander kamen, standen Kandidaten der Linken in zahllosen Fällen zur Stichwahl einander gegenüber. (War das vorher wirklich nicht bedacht worden?) Sie brauchten also Hilfe, und die Hilfe mußte von rechts kommen. In einer Reihe von Wahlkreisen wurde diese Unterstützung abgelehnt aus Wut über die bürgerliche Konkurrenz oder auch nicht gewünscht, in anderen wurde sie heftig erbeten. Wo die Parteileitung das nicht tat, besorgten die Herren Wähler das Nötige, entweder aus natürlicher Neigung oder aber aus grenzenlosem Schrecken über den unheimlichen Wahlerfolg der Sozialdemokraten. So groß war dieser Schrecken, daß in vielen Wahlkreisen die Liberalen, die mit den Sozialdemokraten zu einem taktischen Bündnis vereinigten Liberalen, blindlings Konservative, Ultramontane und Antisemiten wählten gegen den Sozialdemokraten. Über Nacht war die große Mission des liberalen Bürgertums: den schwarz-blauen Block zu zertrümmern, vergessen und, wie früher, der alte Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Sozialdemokratie zur Triebfeder der Stichwahlaktion geworden.

Der Deutsche Reichsanzeiger hat ein amtliches Verzeichnis der Wahlergebnisse gebracht (Nr. 28 vom 30. Januar 1912). Aus diesem Verzeichnis möchten wir feststellen, in welchen Wahlkreisen Geschäfte gegen den Geist des Block-Abkommens abgeschlossen wurden und in welchem Maße die Wähler die von den Parteileitungen ausgegebene Parole nicht befolgt haben. Die Reihenfolge ist ein wenig kunterbunt, aber das liegt daran, daß bei der mühevollen Zusammenstellung der Resultate nach Bundesstaaten der allmählich überhandnehmende Abscheu vor dem Inhalt der Zusammenstellung deren systematische Ordnung unmöglich machte.

Mit einiger Bestimmtheit kann auf Grund der offiziellen Ziffern behauptet werden: Bei den Stichwahlen zum Reichstag haben gestimmt:

Nationalliberale für Rechtsparteien (Schwarz-Blau) gegen Sozialdemokraten: in Kalau-Luckau (1/2), Hildesheim, Rinteln-Hofgeismar, Kreuzberg-Rosenberg, Elberfeld, Freiberg i. S., Borna 7

Nationalliberale für **Zentrum** gegen **Sozialdemokraten**: Bochum, Dortmund (1/2), Höchst a. M., Wiesbaden, Duisburg, Düsseldorf (1/2), Essen (1/2), Köln (1/3) 8
Nationalliberale für **Zentrum** gegen **Polen**: Beuthen-Tarnowitz 1
Nationalliberale für Fortschrittliche gegen Sozialdemokraten: Dithmarschen . 1
" " Antisemiten " " : Erbach-Bensheim 1
" " Konservative " Polen: Czarnikau 1
Zentrum für **Sozialdemokraten** gegen Fortschrittliche: Frankfurt a. M., Balingen, Heidelberg (1/2?) 3
Fortschrittliche für **Wild** gegen **Sozialdemokraten**: Landeshut-Jauer, Bielefeld (1/2) 2
Fortschrittliche für Rechtsparteien incl. Reichsparti und Antisemiten gegen **Sozialdemokraten**: Grünberg-Freistadt (1/2), Bautzen (1/2), Oschatz-Grimma (1/2), Heilbronn (1/2?), Hagenow (2/3), Kottbus (1/2), Königsberg i. N. (1/2) Eschwege-Schmalkalden (1/2), Hersfeld-Rothenburg, Ruppin-Templin (1/2), Westprignitz (1/3), Usedow-Wollin, Bitterfeld-Delitzsch (1/3), Jerichow I und II (1/2), Potsdam (3/4), Zauch-Belzig (1/2), Mansfeld, Rothenburg-Hoyerswerda (1/2), Sagan-Sprottau (1/2), Striegau-Schweidnitz (1/2), Gießen, Sachsen-Altenburg (2/3), Mühlhausen i. Th. (1/2) 23
Fortschrittliche für **Elsässer** gegen **Sozialdemokraten**: Colmar. . . . 1
Fortschrittliche für **Sozialdemokraten** gegen **Nationalliberale**: Darmstadt (1/2). 1
Antisemiten (Wirtschaftl. Vereinigung) für **Fortschrittliche** gegen **Sozialdemokraten**: Weimar, Meiningen, Lennep-Mettmann 3
Landwirtebund für **Nationalliberale** gegen **Sozialdemokraten**: Blumenthal, Goslar, Göttingen, Leipzig, Böblingen, Eisenach, Wolfenbüttel, Schwarzburg-Sondershausen 8
Welfen für **Nationalliberale** gegen **Sozialdemokraten**: Nordheim-Einbeck 1
Reichspartei für **Fortschrittliche** gegen **Sozialdemokraten**: Karlsruhe, Schaumburg-Lippe, Pinneberg 3
Reichspartei für **Nationalliberale** gegen **Sozialdemokraten**: Liebenwerda 1
Konservative für **Welfen** gegen **Nationalliberale**: Lüneburg. 1
" " **Nationalliberale** gegen **Fortschrittliche**: Tondern . 1
" " " " **Sozialdemokraten**: Frankfurt a. O., Guben, Celle, Neuhaus a. d. O. (Diederich Hahn), Aschersleben, Sangershausen, Wolmirstedt, Landsberg-Soldin, Eßlingen, Schwerin . . . 10
Konservative für **Fortschrittliche** gegen **Sozialdemokraten**: Oberbarnim (1/2), Querfurt-Merseburg (1/2), Görlitz (2/3), Lauenburg, Danzig-Stadt (2/3), Nagold, Gmünd-Göppingen (1/2), Malchin, Rostock, Güstrow (1/2) 10
Sozialdemokraten für **Konservative** gegen **Nationalliberale**: Osterburg-Stendal (fraglich) 1
Sozialdemokraten für **Fortschrittliche** gegen **Nationallib.**: Schleswig . 1

Sozialdemokraten für Reichspartei gegen Konservative: Marienburg (von Oldenburg). 1
Sozialdemokraten für Reichspartei gegen Reichspartei: Ostprignitz. . 1
" " Polen gegen Konservative: Czarnikau. 1
" " Antisemiten gegen Konservative: Arnswalde (fraglich). 1
" " Kons. Litauer gegen Nationallib.: Memel (1/2) 1
" " Bayer. Bauernbund gegen Zentrum: Straubing. 1
Demokratische Vereinigung für Sozialdemokraten gegen Liberale: Berlin I, Altena, Dessau, Bernburg. 4

Das Großblock-Abkommen wurde gehalten in folgenden Wahlkreisen: Minden, Hamm, Saarbrücken, Ottweiler-St. Wendel, Kalau-Luckau (1/2), Kottbus (1/2), Königsberg i. N. (1/2), Ruppin (1/2), Westprignitz (2/3), Zauch-Belzig (1/2), Züllichau Krossen, Hildesheim (1/2), Melle-Diepholz, Norden-Emden, Osnabrück, Dillkreis, Fritzlar, Oberlahnkreis, Gumbinnen-Insterburg, Königsberg-Land, Labiau-Wehlau, Memel (1/2), Greifswald, Rügen, Düsseldorf (1/2), Cöln (2/3), Kreuznach, Moers-Rees, Wetzlar, Bitterfeld (2/3), Jerichow I und II (1/2), Mansfeld (1/2), Mühlhausen i. Th. (1/2), Osterburg-Stendal (1/2), Schweinitz-Wittenberg, Breslau-Land, Glogau, Grünberg (1/2), Lüben-Bunzlau, Rothenburg-Hoyerswerda (1/2), Sagan-Sprottau (1/2), Striegau-Schweidnitz (1/2), Apenrade, Landau, Germersheim, Kaiserslautern (1/2), Kronach, Ansbach, Schweinfurt, Würzburg-Augsburg, Immenstadt, Freudenstadt, Hall-Öhringen, Ulm, Konstanz, Donaueschingen, Lörrach, Freiburg i. Br., Kehl, Lauterbach-Alsfeld, Parchim, Güstrow (1/2), Strelitz, Straßburg-Land, Zabern, Metz. Das sind 67 Wahlkreise.

Dagegen wurde die vom Reichskanzler ausgegebene Parole der Sammlung aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie in rund 80 Wahlkreisen befolgt von sämtlichen oder doch von einem guten Teil der entweder auf Begeisterung für oder auf Haß gegen die Sozialdemokratie eingeschworenen Wähler.

Absolutes Dunkel liegt über den Wahlkreisen Ülzen-Lüchow und Löwenberg (Schlesien): hier scheint es zu höchst widernatürlichen Vereinbarungen gekommen zu sein.

Es ist genug. Die amtlichen Ziffern beweisen, daß die unsittliche Institution der Stichwahlen noch nie zu so unsittlichen Machinationen geführt hat, wie Ende Januar dieses Jahres, als das politisch mündige Volk in zwei Heerlager streng und feindlich geschieden war. Bewiesen ist, daß einerseits die Parteileitungen die Wähler düpiert haben, indem sie ihnen vorredeten, der Kampf gegen den schwarz-blauen Block beziehungsweise gegen das Zentrum beziehungsweise gegen die Sozialdemokratie sei die allerheiligste Sache von der Welt. Bewiesen ist, daß die Wähler die Parteileitungen düpiert haben, indem sie ihnen vormachten, sie kümmerten sich um die ausgegebene Parole, in Wirklichkeit aber das Gegenteil davon taten. Bewiesen

ist, daß die Parteileitungen einander düpiert haben, indem sie nach zwei Seiten abstimmen ließen: sowohl nach rechts, als auch nach links, damit keiner von beiden später sagen könne, man sei nicht für ihn eingetreten, damit man den Verzweifelten spielen könne über die Disziplinlosigkeit des betreffenden Teils der Wähler.

Solche Täuschungen müssen in vielen, vielen Fällen vorgekommen sein, und leider in größerem Maße bei den liberalen Parteien. Zentrum und Konservative haben sich überall rückhaltlos unterstützt, haben auch bei Stichwahlhilfe für Liberale sehr gnädig und herablassend getan, und die Sozialdemokraten sind, wo sie nicht mit einem Liberalen in Stichwahl standen, fast überall stolz für Liberale eingetreten.

Es scheint das Schicksal der Mittelparteien zu sein: wenn sie von der Bildfläche verschwinden wollen, müssen sie unsaubere Stichwahlgeschäfte machen.

Da sind nun die liberalen Jünglinge vor zwei Jahren mit tausend Masten in den Ozean des Kampfes gegen die Reaktion gezogen, und haben alle ihre Illusionen an diesen Kampf gehängt. Ihnen hat das Zurückdrängen der agrar-konservativen Reaktion wie der ultramontanen Ansprüche auf die Schule und auf den Staat wirklich noch etwas bedeutet. Sie haben ihre bourgeoisen Bedenken gegen eine Koalition mit den Sozialdemokraten gewaltsam beschwichtigt und haben sich gesagt: Dies eine Mal tun wir's, und nur weil der Kampf gegen die Reaktion derzeit das Wichtigste ist für Deutschland.

Was sollen die liberalen Jünglinge nun anfangen? Sollen sie so tun, als sei unsere Zusammenstellung der Schwindel-Stichwahlen ein Stichwahlschwindel? Oder sollen sie von den paar tapferen und klugen Männern, die auf den Bänken der Liberalen im Reichstag sitzen, die seit langem fällige Wiedergeburt des Liberalismus erwarten? Sollen sie ihr hartes Urteil über die Regierungen revidieren und wieder vertrauen: die Regierung, die im Reich dem Volk Katastrophenrätsel aufgibt und dabei höhnisch lächelt, und diese Regierung, die in Bayern, mit, o! wie schlauer Paritätssucht, ein Zentrumsministerium ermöglicht hat, dessen führende Männer beim Zentrum fast noch unbeliebter sind als bei den Liberalen?

Nein, sie sollen weder hoffen, noch klagen. Wir haben eine Zeit toller und nutzloser Aufregungen hinter uns. Die Schlacht ist geschlagen; die Feinde der Reaktion herrschen ebensowenig, wie die Träger der Reaktion. Die Siegesgewissen haben sich blamiert; hatten sie den guten Glauben? Schachergeschäfte haben das Wahlergebnis gefälscht. Die Wähler, die man in einen heiligen Krieg geschleppt hatte, sind heimgekehrt: ohne Lorbeer, entmutigt, angeekelt von der Unwahrhaftigkeit und Ziellosigkeit des politischen Marktes. In der Ferne ruhen die ewigen guten Geister der Nation; sie werden nicht sterben, solange draußen noch Feinde stehen. Aber was jetzt zunächst vor

uns liegt, ist trostlos, und mächtig gewachsen ist die Partei der Wähler a. D., der künftig entschlossenen Nichtwähler, die sich zum zweiten Male voll Überdruß abwenden von der lärm- und dreckerfüllten Welt. Die Entwicklung des politischen Lebens hat ihnen die Erkenntnis gebracht, daß in diesem politischen Leben so ziemlich alles beschissen ist.

Deutschland und die Verwilderung Italiens.

L'oltracotata schiatta, che si indraca
Retro a chi fugge, e a chi le mostra il dente
Ovver la borsa, come agnel si placa .....
Dante.

„Die frevelmütige Brut, die hinter dem Fliehenden als Drachen rast, und vor jedermann der ihr die Zähne weist oder den Säckel, sich schmiegt wie ein Lämmlein" — mit diesen Worten schneidender Verachtung, die Dante im Paradiese seinem Ahnherrn über ein Florentiner Adelsgeschlecht in den Mund legt — ein deutschbürtiges dazu, wie die Gelehrten wollen, — haben vom verflossenen Oktober an italienische Zeitungen wiederholt die Ausbrüche deutscher Preßerregung über die tripolitanischen Vorgänge vor ihren Lesern abgefertigt. War das Publikum über die ungewöhnliche Heftigkeit der deutschen Mißbilligung — zumal sie mit der englischen gleichzeitig und fast gleichlautend sich äußerte, — bis zur Niedergeschlagenheit bestürzt, so ließen Journalisten und Korrespondenten, die sich als Kenner deutscher Verhältnisse gaben, eine Methode der Beruhigung sich angelegen sein, die wir zum ersten Male jenseits der Alpen gewahren. Dieser Sturm, so hieß es in tausend Tonarten, werde vorüberbrausen, wenn das italienische Volk nur kalten Kopf und feste Nerven behielte; diese sittliche Entrüstung sei bestellte und bezahlte Mache, und wie alles Bestellte und Bezahlte, für den Mehrzahler und bessern Kunden wiederum käuflich: nur wer Deutschland die Zähne wiese, oder ihm zu verdienen gebe, nur wer auf seinem Wege, sei es der beste oder der schimpflichste, rücksichtslos fortfahre, könne diesem Volke imponieren und daher in leidlichen Formen mit ihm verkehren; schnelle große Erfolge seien dazu zwar erwünscht und würden die Rückwandlung des Drachen in das Schaf noch eklatanter beschleunigen, seien aber auch entbehrlich; man sei dort in bezug auf echte Erfolge ganz unverwöhnt, und verkaufe schon beim leisesten Anzeichen eines bevorstehenden Machtumschlages sein gestriges Pathos zu zwanzig Prozent vom Nennwert. Italien solle endlich aufhören, hinter dem deutschen Namen Überzeugungstreue, Idealität, kategorische Imperative, als seine Repräsentanten Schiller, Kant,

Luther zu vermuten. Die Götter, die in jeder deutschen Etagenwohnung ihren Hausaltar hätten und ihre Menschenopfer entgegennähmen, hießen Geld, Erfolg, Genuß, Geltung; und mit solchen Göttern ließe sich reden. Italien sei auf dem besten Wege, seine Emanzipation durchzusetzen, indem es den schäbigen moralischen und politischen Requisitenplunder eines Volkes von sechzig Millionen Erfolgsanbetern brutal für das nehme was er wert sei; für schäbig, für Plunder, für ein Maskenkleid, das eine gierige Hand verbirgt und schlecht verbirgt; wehe der italienischen Nation, wenn sie sich von solchen Gesten, von den Vogelscheuchen einer an allen Börsen bar bezahlten Presse oder von den Trümpfen einer deutschen Auslandspolitik verschüchtern ließe, die eben in der Marokkopartie durch überlegene Spieler gezwungen worden sei, ihre dreisten Trümpfe aufzugeben. Damit wäre der Verzicht auf italienische Beherrschung der Adria endgültig besiegelt. Man wolle den Dreibund? Man solle einmal damit aufhören, ihn in falscher Weise zu wollen, durch Nachgiebigkeit, Gefügigkeit und Verzichte. Man solle die Stärke der eigenen Lage ausnutzen und sich endlich davon überzeugen, daß man Deutschland um so akzeptabler werde, je mehr man es diese Stärke fühlen lasse. Deutschland, das den Dreibund nach Algeciras weiter gefristet und nach der Kriegserklärung gegen die Pforte geschützt habe, könne ihn nicht entbehren; es könne gar nicht gegen ein viertes Kabinett zu den dreien ihm ohnehin feindlichen den Kampf aufnehmen; allen gegenteiligen deutschen Behauptungen, die nur auf Störung der italienischen Aktion und Brechung der nationalen Front abgezielt seien, ohne doch im Ernstfalle mit radikalen Lösungen des Dreibundwirrsals rechnen zu wollen, solle man unbekümmert die äußerste Rücksichtslosigkeit der militärisch politischen Aktion und die absolute Geschlossenheit und Einmütigkeit der Volksfassade entgegenstellen; nur diese Dinge hießen in Berlin „Realitäten" und man sei gewohnt sie zu respektieren. Wolle man den Dreibund nicht, gedächte man aber den Übergang Italiens zur Dreimächtekombination, der ja zur historischen Fatalität geworden sei, auf einen für Italien günstigeren Moment zu verschieben, so sei gleichfalls die angeratene Taktik die beste. Denn in diesem Falle stünde die Wahl des fraglichen Momentes ausschließlich bei Italien, und Deutschland werde, könne aus so begreiflichen wie prekären Gründen, den Bruch weder beschleunigen noch provozieren. Auch von diesem Standpunkte aus sei die energische Betonung der italienischen Aktionsfreiheit und Entschlossenheit das beste Mittel, an Stelle der neuerlichen unverschämten Sprache deutscher Preßorgane wieder die alte Dreibundshymne von Berlin und Frankfurt her zu vernehmen; und wenn in dieser Hymne auch wirklich alle Argumente wiederkehren sollten, mit denen die deutsche Heuchelei das Bündnis als vitalstes Interesse I t a l i e n s zu demonstrieren pflegte —

was liege an Worten? Man solle diese Tiraden dann lesen, ohne mit der Wimper zu zucken, und mit der Uhr in der Hand die Stunde abwarten, in der die Worte ein Ende hätten und der Handelnde in sein Recht träte.

Von dem Zeitpunkte, in dem solche und ähnliche Gedankengänge — und wir haben uns in ihrer Wiedergabe eher gemäßigt als gehen lassen — die italienische Presse erfüllten, trennen uns keine vier Monate, und bereits ist die gesamte italienische Prophezeiung, soweit sie die Haltung der deutschen öffentlichen Meinung, ja soweit sie die wahrnehmbare der deutschen Diplomatie betrifft, in Erfüllung gegangen. Wohl begegnet man hie und da in deutschen Zeitungen, die kurz nach der Kriegserklärung ihren antiitalienischen Standpunkt vehement betont hatten, Worten des Spottes und der Mißbilligung, aber sie werden durch hundert respektvolle Anerkennungen der politisch-militärischen Wiedergeburt Italiens, der Einmütigkeit des italienischen Volksentschlusses, ja durch mehr oder minder zaghafte Anerkennungen der italienischen Zwangslage, der berechtigten italienischen Kriegsgründe mehr als aufgewogen. Der französisch-italienische Preßkampf, der sich an die Kaperung französischer Dampfer durch italienische Schlachtschiffe geknüpft hat, ist in Deutschland einmütig dazu benutzt worden, dem bereits totgesagten Dreibunde unendliche Mengen von Lebensblut in Gestalt von Zeitungstinte zuzuführen, und unter vernichtenden Hieben gegen das buhlerisch verräterische Frankreich Italien vorzuhalten, daß in der Stunde der Not nur die Mächte des Dreibundes der Consulta jetzt, wie künftig, wie von jeher zur Verfügung stünden. Man läßt sich bereits über die tiefgehenden Umschläge in der italienischen Volksstimmung berichten, bauscht jeden Zeitungsartikel machtloser Abgeordneten und Publizisten, der dem Dreibunde das Wort redet, zu demonstrativen Ereignissen auf und macht kein Hehl aus dem Wunsche, durch einen baldmöglichen halbschürigen Friedensschluß die doppelte Kundschaft zu retten, Konstantinopel nicht zu verlieren und Rom wieder zu gewinnen, zugleich die Komödie des Bündnisses mit Italien und die Tragödie der Beschützung des Orientes fortzuspielen. Für eine solche Taktik scheint die unabhängige deutsche Presse amtlicher Richtlinien kaum zu bedürfen; bedürfte sie ihrer, so liegen sie in den Auslassungen der Offiziösen deutlich zu Tage. Die letzteren von Berlin aus gebotene Zurückhaltung in dreibundsrettender Prosa scheint aufgegeben worden zu sein; von der milden Rüge gegen antiitalienische Hitzköpfe geht man immer deutlicher zu Bekundungen der Wunsches über, „daß an den Grundlagen unserer Bündnispolitik nichts geändert werden möge“. Und die Tage, in denen die zornige Überraschung Aller den italienischen Überfall auf die afrikanischen Provinzen der Pforte als tückischen Angriff auf deutsche Positionen, schlimmer noch, als eine alle Beteiligten schwer kompromittierende deutsche Niederlage empfand und laut bezeichnete, diese

Tage scheinen vergessen. Es hat wirklich den Anschein, als sei das deutsche Volk nicht mehr imstande, in einer historischen Spannung des Affektes aus sich heraus zu verharren, zu verharren, ohne daß ständige neue Erregungen, wie der afrikanische Kriegsschauplatz sie schwerlich bieten kann, diese Saiten des Innern täglich wieder in Vibrationsfähigkeit versetzen; es scheint, als sei man nicht mehr fähig, aus der Geschichte des Tages zu lernen und auf der Straße empfangener historischer Lektionen fortzuschreiten. Jeder dürftige Vorwand, der sich bietet, wird vielmehr freudig benutzt, um dieser Straße, weil sie gewaltsamen Lösungen zuführen könnte, zu entgleiten und in die Trägheit zweideutiger Zustände zurückzutaumeln, denen man immer noch nicht anmerken will, daß sie gleichfalls zur gewaltsamen Lösung, aber der katastrophischen, schicksalsmäßig führen müssen. Man hat vergessen, daß man schon einmal zum eignen Schaden das schon einmal richtig Erkannte vergessen hatte, und daß die Kanonade von Tripolis das alte Echo von Algeciras in aller Erinnerungen geweckt hatte; man will sich nicht mehr daran erinnern, daß im einen wie dem andern Falle nicht die eine oder andere afrikanische Provinz und das Wie? ihrer künftigen Beherrschung kritisch geworden war, sondern durch Italiens Schuld das Bündnis mit Italien, durch die konsequente Unzucht italienischer Politik die Weltstellung Deutschlands und seiner Traktate.

Was an dieser verhängnisvollen Bestimmbarkeit des deutschen Urteiles die Schuld trägt, und ob die schweren ethischen Vorwürfe, die Italien gegen uns erhebt, für die denkende Mehrzahl des deutschen Publikums zutreffen, das zu entscheiden ist Sache des politischen Moralisten, den wir um sein Geschäft nicht beneiden. Der realpolitische Beobachter, der sich zur Aufgabe gestellt hat, in diesem und den folgenden Heften das deutsche Volk über die Trostlosigkeit einer in deutschen Landen weder übersehenen noch richtig gewerteten Situation endgültig zu informieren, kann gleichwohl wenigstens einen der Gründe für die von Extrem zu Extrem schwankende Haltlosigkeit der deutschen Beurteilung Italiens nicht unerörtert lassen.

Wenn die deutsche Politik in Italien seit mehr als fünfzehn Jahren von einem Fehler zum andern geschritten ist, wenn die deutsche Position im großen italienischen Publikum von Jahr zu Jahr sich gemindert hat, so kann die Schuld hierfür nicht dem politisch Unreiferen der beiden Teile aufgebürdet werden, sondern der politisch Reifere hat sie zu verantworten. Das Land, das jahraus jahrein Tausende deutscher Besucher sieht, dessen Kunstschätze, Landschaften, Geschichte den Gegenstand einer lawinenartig wachsenden gelehrten und populären Literatur bilden, ist als politischer und nationaler Faktor für die verantwortlichen wie für die unverantwortlichen deutschen Kreise absolute *terra incognita*, und es ist indifferent, entspringt aber in beiden Fällen dem

gleichen Versagen der Kenntnis, wenn seine Beurteilung durch Deutsche einmal von der törichten geringschätzig protegierenden Phrase, das anderemal, wie eben jetzt geschieht, von der nicht minder törichten überschätzenden beherrscht wird. Die Kenntnisse, die es uns ersparen würden, aus diesem Wetterwinkel tückischer Überraschungen heraus unaufhörlich düpiert zu werden, mögen schwer zu gewinnen sein, und der Schreiber dieser Zeilen hat sie weder rasch noch leicht gewonnen; aber wir unterhalten für Gewinnung und Übermittlung dieser Kenntnisse an unseren Aktionszentralen ein sehr beträchtliches Personal mit einem sehr beträchtlichen Aufwande, und dürfen uns vor Ereignissen wie den nunmehr sich gewohnheitsmäßig wiederholenden, mit allem Rechte fragen, warum dieser Aufwand so schmählich vertan wird. Wir dürfen allen Ernstes fragen, warum der Palazzo Caffarelli eine deutsche Botschaft, das tarpeische Haus deutsche Institute von ehemals weitreichendem, nicht lediglich wissenschaftlichem Einflusse beherbergt, warum die großen und nicht nur die großen deutschen Zeitungen in der italienischen Hauptstadt und nicht der Hauptstadt allein höchst kostspielige Agenturen unterhalten. Wir dürfen weiter fragen, wie es bei Unterhaltung eines so umfangreichen und vermutlich sachverständigen Informationsstabes möglich sein kann, daß eine vitalsten deutschen Interessen tödliche, monatelang im ganzen Lande besprochene, geförderte, beschlossene, eingeleitete Aktion in vierundzwanzig Stunden explodieren kann, ohne daß ein zeitiger und besonnener Alarm es dem deutschen Volke und seiner verantwortlichen Geschäftsführung erspart, vor einem neuen blamabeln „Zu spät" zu stehen. Und man wird schließlich die entsetzte Frage nicht unterdrücken können, mit welchem Mute und welcher Stirne die soeben ihrer gänzlichen Unfähigkeit, uns vor Schaden zu wahren, überwiesenen Vertreter des deutschen Publikums und des deutschen Volkes heut eine Erregung abzuwiegeln und mit lügnerischen Hoffnungen zu überschminken wagen, deren Anlässe durch eben ihre Unfähigkeit erst zur bedrohlichsten Gefahr geworden sind, wie sie es wagen können, als ständige Repräsentanten dieser durch ihre Unbelehrbarkeit perpetuierten Gefahr an Stellen zu bleiben, an denen wir das Auge des Lynkeus und des Argus, die schlagfertige Kompetenz des Geschäftsmannes und den energischen Exponenten unserer gesamten nationalen Wehrkraft wünschen müssen.

Auch der Mann, der seit fast zwei Jahrzehnten die Zunge an der Wage der italienischen Politik bildet, auch der französische Botschafter Barrère ist Journalist von Metier. Journalisten füllen das italienische Parlament und beherrschen es von den Ministertischen aus, durch den Journalismus führt jeden ehrgeizigen Advokaten, jeden Abenteurer, ja fast den Beamten und den Offizier der Weg zum Einfluß. Keine Form des Journalismus, kein Typus des Journalisten sollte in diesem Lande versagen dürfen — keine außer der deutschen,

und die Gründe dafür sind so offensichtlich wie fatal. Der Vertreter einer Macht an exponierter Stelle gilt genau soviel wie die Summe von Macht, die er hinter sich hat, wie das Prozent der Summe, das er im Notfalle imstande ist, für sich zu engagieren. Der Vertreter des Daily Mail und des Matin vertreten vorübergehend in der italienischen Hauptstadt eine dort wohlbekannte und richtig abgeschätzte politische Macht, mit deren Inhabern sie in politischer Beziehung sind und bleiben, die sie keineswegs immer im journalistischen Ressort verwandt hat, zu verwenden braucht, verwenden wird; für sie liegen die Bedingungen genau wie für die italienischen Kollegen, denen sie heute in der Metamorphose des Advokaten, morgen der des Berichterstatters, übermorgen des Ministers, dann des Conférenciers, dann des titellosen und einflußreichen Coulissiers begegnen; sie bilden einen homogenen Teil dieser völlig volublen, plastischen Masse, die immer gleichzeitig formt und geformt wird, sind im Milieu dieser Masse geschmeidigt, bereit, seine Gestalten anzunehmen und selbst gestaltend zu werden, sich geltend zu machen und zu entgleiten. Die Kraft dieses ungreifbaren politischen Journalismus, der unaufhörlich an allen Punkten der Welt unser Gewebe zerstört, um uns Netze zu spinnen, liegt nicht nur in seiner gesellschaftlichen Reife und Assimilierbarkeit, der wir nur teils Ungeschick, teils billige Kopien entgegenzusetzen haben, sondern vorwiegend in seiner ständigen Bewegung, Wandlung und Erneuerung. Für den Engländer, den Franzosen, den Italiener ist der Journalismus dieses Ranges ein Durchgangsbecken, das sich durch Auslaß und Einlaß ständig frisch erhält, das alle jugendliche Kraft an sich zieht, aber keine oder nur die niedere dauernd verpflichtet, das die sprudelnden Gäste eines Jahres oder eines Jahrzehntes an die Literatur, die Verwaltung, die Geschäfte, die Diplomatie weitergibt, sobald sie sich den Emissaren zugetrieben fühlen. Der deutsche Journalismus ist der Beruf, das Verharren im stehenden Wasser; der deutsche Berichterstatter ist nicht Exponent einer politischen Macht, sondern der avancierte Beamte einer Nachrichtenanstalt von prekärer politischer Druckkraft. Er hat Berufspflichten, aber weder Aufgaben, noch Programme, noch Zukunft. In diesem versatilen Elemente der römischen Gesellschaft und des italienischen Volkes, wo alles handelt und unterhandelt, wo ein Blick und eine Andeutung dem Erfahrenen zur Verständigung genügt, steht er wie im luftleeren Raume, lächelnd, kopfschüttelnd, fast schwindlig. Er ist froh, in der Advokatenhorde des Café Aragno, der Klatschfiliale des Parlamentes, ein Korridorgeheimnis erlauschen zu können, er steht vor irgend einem blankäugigen eleganten Schlingel von Privatsekretär, den irgend ein Minister zwischen einem Stelldichein und einem Bittstellerempfang damit betraut, ihn zu „informieren", ehrfürchtig wie im trauten Berlin vor Herrn Geheimrat Hammann, und telegraphiert triumphierend das nichtssagende Gewäsche an seine Redaktion.

Er kennt römische Kneipen, aber keine römischen Häuser; an drei oder vier Empfängen von drei oder vier großen Familien steht er wohlwollend zwischen hunderten und aberhunderten Unbekannter in den eisigen Sälen und ist froh, wenn ein befreundetes Gesicht in einer Fensternische ihm ein Schwätzchen verheißt. Täglich durchpflügt er den brachen Acker der Zeitungen auf der Suche nach Telegraphierbarem oder nach *faits divers* für die Konfektion des nächsten „römischen Briefes". Denn römisch müssen diese Briefe wohl für den sein und bleiben, der Rom fast nie verläßt, der die Landschaften dieses Landes, in dem die Landschaften fast alles bedeuten, bestenfalls als Tourist kennen gelernt hat, der die Stimmung der in Venedig, in der Spezzia, in Sizilien im stillen leitenden Personen so wenig als diese Personen selber kennt und nicht ahnt, von welchen Händen viele der römischen Puppen dirigiert werden, vor deren buntem Theater er sich als selten amüsierter, meist gelangweilter, weil verständnisloser Zuschauer mit dem Gefühle befindet, das alles sei um seiner willen da und er dürfe, je nachdem, klatschen oder pfeifen. Daß man über Politik nur in dem Maße, in dem man selber Politiker ist, zweckdienlich informieren kann, daß man in der Aktion gestanden haben oder noch stehen muß, um politischen Blick, politische Gewandtheit, einen politischen Willen an sich zu entwickeln, für eine solche Einsicht pflegt die Routine seiner Zeitung ihn längst verdorben zu haben. Und in welcher Aktion soll er stehen, in welcher gestanden sein, in welcher noch zu stehen erwarten? Sein Schicksal ist besiegelt und er hat aufgehört, an fremde Schicksale zu glauben. Er ist ein Rad in einem Geschäftsbetriebe, das mit Politik kaum etwas zu tun hat, und nur dem Dienstälteren verantwortlich, ein Aktuar des Feuilletons für Bürgersleute und der Depesche für hastende, gleichgültige Augen.

Dieser deutsche Journalist in Italien existiert nicht als Person; daß er als Typus existiert, weiß jeder Italiener und mancher Deutscher. In wie übermütiger Weise die italienische Abschätzung der Würde deutscher Berichterstattung sich in gereizten Momenten Luft zu machen beginnt, haben die Ereignisse des verflossenen Jahres gezeigt. Der ungezogene Entrüstungssturm, den eine harmlose Feuilletonnotiz des Lokalanzeigers über die Florentiner Porträtausstellung hervorrief und der sofort in politische Reservekammern geleitet wurde, zwang Herrn Rudolf Müller, den wir zu kennen nicht den Vorzug haben, der aber, wie wir bei dieser Gelegenheit erfahren, das riesige halboffizielle deutsche Blatt in Rom vertritt, zu öffentlichen Beteuerungen, die wir mit gemischtem Vergnügen in italienischen Blättern lasen. Ein Redakteur der Frankfurter Zeitung, Herr Walter Weibel, wurde von italienischen Zeitungslümmeln, unter ihnen Redakteure erster Organe, in einem offenen Billett per „Du" traktiert, auf Unterlassung der korrekten Formen hingewiesen, die „Halunken, wie er" von „Gentlemen, wie sie" nicht beanspruchen dürften,

und ihm schließlich anbefohlen, den nächsten Dampfer zur Abreise zu benützen, falls er „sein Gesicht vor ihrem Speichel retten wolle". Das Berliner Tageblatt mußte seinen langjährigen römischen Vertreter, Herrn Barth, einen nicht unverdienten und beim Publikum römischer Kneipen wohleingeführten Mann, auf Druck der Regierung von Rom zurückziehen, obwohl selbst enragierte Patrioten gegen die vorsichtige Prosa dieses mit seiner römischen Stellung in harmloser Weise verwachsenen Tagesschriftstellers Erhebliches nicht einzuwenden haben konnten. Von ähnlichen, nicht Deutsche betreffenden Fällen ist uns nur die Ausweisung des Korrespondenten eines Londoner Pöbelblättchens, des Daily Mirror, und zwar nicht aus Italien, sondern nur vom Kriegsschauplatze, bekannt geworden, und dies zu einer Zeit, in der die gesamte Presse der Welt, die englische voran, die leichtfertige Politik des verwildernden Landes unter ihr Feuer nahm.

Es ist leicht, dies völlige Versagen und diese Machtlosigkeit der deutschen Preßvertretung in Italien auf die heillosen Schäden der deutschen Zeitungsorganisation im allgemeinen, und die noch heilloseren der deutschen politischen Verhältnisse zurückzuführen; denn wenn schon die politische Betätigung in der Heimat eine Sackgasse ist, aus der kein Weg zu verantwortlicher öffentlicher Tätigkeit führt, so kann begreiflicherweise die Lockung des Journalistenberufes im Auslande unseren Bedürfnissen nicht die brillanten Kräfte zuführen, über die an solchen Stellen das Ausland mehr als nur verfügt. Solchen Begabungen, wie diese Aufgaben sie verlangen, pflegt natürlicher- und schicklicherweise ein Ehrgeiz und ein Verantwortungsbedürfnis beigegeben zu sein, das die Auftraggeber außerstande wären zu befriedigen. Aber es darf Wunder nehmen, wie wenig Einsicht in die Schäden der eigenen Auslandsorganisation dieselben Organe besitzen, die nicht müde werden, die Prinzipien, nach denen das Reich amtliche und halbamtliche Stellen des Auslandsdienstes besetzt, einer objektiv leider nur zu berechtigten Kritik zu unterziehen. Denn wenn die Organisation der deutschen Zeitungsmaschine es auch unmöglich macht, den geeigneten Mann an der geeigneten Stelle des Auslandes zu unterhalten und mit dem Einfluß auszustatten, auf den nur der Routinier verzichtet, so sind ihre Möglichkeiten damit lange nicht erschöpft. Jeder hervorragende deutsche Geschäftsmann in Italien, jedes kultivierte deutsche Mitglied der vornehmen römischen Gesellschaft, jeder Konsul ist über das, was im Lande vorgeht, besser, direkter und in einem größeren Zusammenhange unterrichtet als der Korrespondent und wird es in der Mehrzahl der Fälle sogar an literarischer Befähigung mit ihm aufnehmen. Aber es gehört zu den Philistergewohnheiten deutscher Zeitungen, eine Redaktion zu verwalten wie ein Baubureau, in das Unbeschäftigten der Eintritt verboten ist, und den Outsider höchstens, nach

mißtrauischer Prüfung, in den durch das Feuilleton abgesperrten Vorzaun einzulassen. Drei Wochen vor dem Ausbruche des tripolitanischen Krieges, während die deutsche Presse sich in dummen Redensarten über die „afrikanischen Träume" Italiens mit wenig Witz und viel Behagen erging, erhielt, wie wir erfahren haben, ein großes deutsches Organ von einem gut empfohlenen Kenner italienischer Verhältnisse einen eingehenden Bericht über die Lage, über das unmittelbare Bevorstehen der Kriegserklärung, über den ganzen Zusammenhang der den deutschen Interessen drohenden Gefahr. Sie sandte ihn, in ein gedrucktes Ablehnungsformular gehüllt, schleunigst zurück, um sich die Hände nicht daran zu verbrennen und fuhr unbewegt mit dem Abdrucke versöhnlicher Briefchen ihres menschenfreundlichen römischen Korrespondenten fort. Vierzehn Tage später öffnete sie die Schleusen ihres Zornes, da Herr von Jagow, durch Kanonendonner geweckt, seine Baderuhe mit der römischen Septemberglut hatte vertauschen müssen, und dort, von Pontius zu Pilatus geschickt, als unliebsamer Gast an verschlossene Türen klopfte.

Aber die deutsche Presse hat auf dem Boden Italiens wenigstens keine glorreiche Tradition zu wahren, denn die deutschen Zeitungen, um die es sich hier handelt, erblicken schwerlich in Karl Hillebrand einen geistigen Vorfahren. Wer auf italienischem und vorzugsweise römischem Boden ein solches Erbe zu verwalten hat, läßt es verfallen, und deutsche Sympathien, die sonst auf dem Kapitole Zentren der Sammlung und Ausstrahlung hatten, haben sich verflüchtigt. Immer noch ist Rom durch seine eigentümliche Verbindung Aller mit Allen *caput mundi*, immer noch ist es auf römischem Boden unmöglich, das was man ist, anders als vielseitig, anders als repräsentativ, anders als mit einer mächtigen Linie nach außen zu sein, und Frankreich und England wissen wohl, warum sie zu Leitern ihrer halb wissenschaftlichen, immer auch halb gesellschaftlichen Institute nicht in erster Linie Fachleute, sondern Repräsentanten des glänzendsten bestellen, was die Heimat zu bieten hat. Niebuhr und Bunsen haben dort in ihrer Weise Preußen so eindrucksvoll dargestellt, wie Carolus Duran heute Frankreich, der große Gelehrte grenzte an den Gesandten, der Gesandte an den gelehrten Kenner, Frauen vermittelten, zogen an, bildeten und lösten Kreise. Das Geheimnis solcher Imponderabilien, die in Italien und Rom alles modifizieren können, und zu denen heute noch das der von Frankreich etwa mit größter Virtuosität benutzten Presse kommt, scheint in Berlin verloren gegangen zu sein. Die Leitung des römischen archäologischen Institutes, die nichts bedeutet, wenn sie nur bedeutet, was sie zu bedeuten scheint, die aber zehnmal mehr sein kann als sie bedeutet, hat alle Fühlung mit der Gesellschaft eingebüßt. Aus einem großen geistigen Institut, das an der Annäherung der beiden Völker einen noch längst nicht hinreichend gewürdigten Anteil gehabt, das den beherr-

schenden Mittelpunkt aller humanistischen Interessen Roms gebildet und dem Italiener mindestens soviel wie dem Deutschen bedeutet hat, sinkt es, genau wie die deutsche Universität in Deutschland, zu einer indifferenten Fachschule herab, auf deren Herde das Feuer verlöscht. Man besitzt eine Kraft ersten Ranges, die durch Umstände und Anlage dazu prädestiniert erscheint, der großartigen alten Anstalt ihren Glanz zurückzugeben. Georg Karo steht in der ersten Reihe der lebenden Archäologen, ist auf italienischem Boden geboren, durch Familienbeziehungen mit der guten Gesellschaft Italiens enge verbunden und vereinigt in einziger Weise die besten Vorzüge des gelehrten Deutschen mit der Anmut des Mannes von Welt. Alles Gründe, um ihn an der Spitze des Schwesterinstitutes in Athen zu belassen und festzuhalten, statt ihn unter Brechung jedes auch berechtigten Widerstandes an diejenige Stelle zu versetzen, an der seine Persönlichkeit im deutschen Interesse erfordert ist. Hat es hiernach noch einen Sinn, einen Blick auf die Botschafter zu werfen, die in der uns hier angehenden Periode am Ruin der deutsch-italienischen Beziehungen gearbeitet haben?

Wir wissen nicht, welche Einflüsse es dem Fürsten Bülow anscheinend unmöglich gemacht haben, den römischen Posten, dessen Gefährlichkeit er aus eigenster Erfahrung kennen gelernt hatte, aus einem Ruhesitze für diplomatische *otia sine dignitate* wieder in eine Arbeitsstelle zu verwandeln. Es wird uns versichert, daß er es an Versuchen, den unfähigen, indolenten, der Lage in keiner Weise gewachsenen Mann zu entfernen, der dort sein Nachfolger wurde, nicht hat fehlen lassen, daß aber die persönlichen Beziehungen zu Mächtigen, über die Graf Monts selbst dann noch verfügte, als die Westmächte und ihre Vertreter seine Position beim Quirinal auf ein Minimum reduziert hatten, alle patriotischen Absichten des Kanzlers zu nichte machten. Ohne Fühlung mit dem diplomatischen Korps, das unter dem Einflusse der übermächtigen französischen Gesandtschaft den kühlen Ton gegen die deutschen Vertreter in Mode brachte, und bei der famosen Enthüllung des Streberleinschen Goethedenkmals durch nahezu völlige Abwesenheit glänzte; ohne wirkliche Kooperation selbst mit den österreichischen Kollegen, die trotz der hölzernen Unergiebigkeit des Grafen Lützow zum Dekorum des Dreibundes noch das wesentlichste tun mußten; ohne Verbindung mit der Gesellschaft, in der ihm der Spitzname „Montons" anhaftete — was ebensowohl der große Monts, als etwas weniger Schmeichelhaftes bedeuten konnte — und in der seine gesellschaftliche Repräsentation aus besonderen Umständen nicht in Frage kam; von jedem neuen Schritte der Ententepolitik regelmäßig überrascht, durch jedes neue Ereignis in seinen Voraussagen regelmäßig desavouiert, hat dieser verhängnisvolle Mann, in dessen Amtsperiode Algeciras fiel und den diese Schande nicht aus dem

Amte warf, passiv und aktiv das Seine dazu getan, die Schleifung der beiden Dreibundsmächte durch Italien vorzubereiten, die sich im Oktober vor unseren Augen vollzogen hat.

Und Herr von Jagow? Es war ja Sommer, und im Sommer und Spätsommer ist eben kein Mensch in Rom; die laufenden Geschäfte waren ja im Winter und Frühjahr erledigt worden: Anfangs des Jahres war die italienische Regierung nach Besprechungen mit dem deutschen Botschafter in Berlin vertraulich zu dem Zwecke vorstellig geworden, man möchte seinen Einfluß in Konstantinopel dazu benutzen, Italien in friedlicher Weise zu gewissen Genugtuungen in Tripolitanien zu verhelfen, deren Beibringung sonst unliebsame Folgen haben könnte. Hierauf hatte Berlin geantwortet —.

Aber was Berlin geantwortet hatte, läßt sich noch später sehen; man war mit der Antwort zufrieden gewesen; im deutschen Sinne, im März, waren bindende und befriedigende Erklärungen abgegeben worden, im Parlamente, vom Ministertische aus, wo bekanntlich nie gelogen wird. Als dann der Sommer kam und es heiß wurde, fuhr Herr von Jagow davon, *quasi re bene gesta*. Es passierte ja doch nichts, das kleine Kanonenbötchen in Agadir war ja nicht die Mühe wert. Kriegsparteien in Italien? Unsinn! Nationalisten? Schwätzer und Literaten. Der Zeitungslärm? Zeitungslärm. Die Rüstungen in Tarent und Syrakus, die Flotten, die fieberhaft Proviant einladen, die Intendanturen, die noch fieberhafter an Tropenausrüstungen für zwei Armeekorps arbeiten? Militärische Demonstration, um ökonomischen Forderungen Nachdruck zu geben. Das hat gestern Pansa in Berlin dem Staatssekretär erklärt. Ja, wenn er nun aber gelogen hätte? Das kann Herr von Jagow sich eben von ihm nicht denken; dann müßte ja der Marchese von S. Giuliano auch gelogen haben, der im März von der Ministertribüne aus erklärte, „Italien wünschte und müsse wünschen, daß Tripolis und die Cyrenaica dauernd türkische Provinzen blieben". Und dessen ist doch ein Minister nicht fähig.

Solche Botschafter unterhält das deutsche Volk im Lande der Renaissancebösewichte, Macchiavells und Cavours. Während Herr von Jagow im Bade saß, arbeitete eine große Partei, von deren Existenz er vermutlich nichts ahnte, den Plan, das Land über den Haufen zu werfen, aus und Guicciardini, der eigentliche Dirigent der großen Farce, berechnete seinen Triumph nach Tagen. Wir werden zusehen, worauf die Rechnung basiert war und wie sie auslief.

Rom. Spectator Germanicus.

Stahlkrisis?

Aus Düsseldorf kommt die Kunde: Der eiserne Ring, der die Stahlwerke Deutschlands zusammenschließt und der ihren Verkauf auf gemeinschaftlicher Grundlage regelt, soll gesprengt werden. Vom 1. Mai des Jahres ab sollen die Werke frei sein zu Verkäufen nach eigenem Ermessen. An diese Nachricht werden dann weitgehende Befürchtungen geknüpft betreffs der weiteren Entwicklung unseres gesamten Wirtschaftslebens.

Was bedeutet der eiserne Ring? Steht seine Sprengung in Aussicht? Welches werden die Folgen sein? Das sind Fragen, die offenbar von allgemeinstem Interesse sind.

* * * * * *

Der eiserne Ring.

Der eiserne Ring heißt in dem Ausdruck der Kaufleute „Stahlwerks-Verband". Es ist nun acht Jahre her, daß die 32 wichtigsten Stahlwerke Deutschlands sich zusammentaten, um den wesentlichsten Teil ihrer Erzeugnisse gemeinschaftlich zu verkaufen und um wegen des Verkaufes der übrigen Erzeugnisse gewisse Beschränkungen sich aufzuerlegen. In ihrem technischen Jargon unterscheiden die Kaufleute zwischen den Fabrikaten, die syndiziert und denen, die nur kontingentiert sind. In gemeinverständliches Deutsch übertragen, bedeuten diese Ausdrücke das folgende:

Der starre Ring.

Die syndizierten Produkte werden gemeinschaftlich von einer gemeinsamen Verkaufsstelle, dem sogenannten „Stahlhof" in Düsseldorf, aus verkauft. Die Werke selbst haben sich des Rechtes des eigenen Verkaufes begeben. Die so zusammengeschlossenen Artikel umfassen in allererster Linie Schienen und das sonstige für den Eisenbahnoberbau in Betracht kommende schwere Material, ferner den zum Häuserbau und sonstigen Eisenkonstruktionsbau erforderlichen schweren Stahl, die sogenannten „Träger", und schließlich das schwere Walzmaterial, das seitens der großen Stahlwerke an die kleinen Stahlwerke des In- und Auslandes zwecks Weiterverarbeitung als sogenanntes „Halbzeug" verkauft wird. Die Gesamtheit dieser Artikel wird zusammengefaßt unter dem Sammelnamen der „Produkte *A*". Der Verkaufswert dieser Produkte *A* betrug im letzten Geschäftsjahr des Verbandes 450 Millionen Mark.

Der eiserne Ring ist also ein recht schwerer. Brechen die Werke den Ring auf und verkauft jeder für sich selbständig, so wird bei gleichen Verkaufsmengen aus dem Rechnungsbetrage von 450 Millionen ein Rechnungsbetrag von etwa 350—400 Millionen pro Jahr werden, so daß den Stahlwerken zugunsten der Konsumenten der runde Betrag von 50—100 Millionen pro Jahr verloren geht. Mit anderen Worten: die Staatsbahn, die Bau-

herren, die kleinen Stahlwerke kaufen billiger ein. Ob zum Nutzen der Gesamtwirtschaft, soll weiter unten erörtert werden. Diese „Produkte *A*" bilden den eisernen Ring im eigentlichen Sinne.

* * *

Der elastische Ring.

Daneben haben die erfindungsreichen Stahlwerke sich einen zweiten Ring geschmiedet, der aber sehr viel elastischer ist als der andere und innerhalb dessen die Bewegungsfreiheit des einzelnen eine sehr viel größere ist. Diese sogenannten „Produkte *B*" umfassen, um es möglichst kurz zu sagen, alle diejenigen Stahl- und Eisenfabrikate, die sich den Fertigfabrikaten entweder nähern oder die selbst schon Fertigfabrikate sind: die ungezählten Arten von sogenannten Handelseisen (Stabeisen), ferner alles, was an sogenannten Blechen — in das Gemeinfaßliche übersetzt: „Stahlplatten" — gebraucht wird für die Herstellung von Kesseln, Behältern, Schiffen und Konstruktionen aller Art; alle Drahtwaren, das unendliche Gebiet der Röhren, das gesamte Gebiet von rollendem Eisenbahnmaterial, von Schiffswellen und dergleichen. Der Verkauf ist bei diesen Produkten *B* kein einheitlicher, vielmehr verkaufen die Werke diese Produkte von ihren kaufmännischen Bureaus aus. Eine Beschränkung haben sie sich nur insoweit auferlegt, als sie bestimmte, für die Dauer des Verbandes festgelegte Beteiligungsziffern nicht überschreiten dürfen, ohne eine Tonnenabgabe zu bezahlen. Diese Tonnenabgabe von 20 Mk. per Tonne ist freilich so hoch, daß Überschreitungen des sogenannten Kontingentes zu den Ausnahmen gehören. Diese sogenannten Produkte *B* überwiegen quantitativ bereits bei weitem die Produkte *A*; mit anderen Worten: der elastische Ring ist größer geworden als der starre. Es ist bezeichnend für den Vergrößerungsdrang, der unserer schweren Industrie innewohnt, daß die Stahlwerke immer mehr zu einer Vergrößerung des elastischen Ringes auf Kosten des starren hindrängen, um sich ihre Bewegungsfreiheit, insbesondere für den Export, immer mehr zu vergrößern. Das Verhältnis des starren zum elastischen Ring, der Produkte *A* zu den Produkten *B*, war zu Beginn des Verbandes wie 58%:42%, während inzwischen das Verhältnis sich nahezu umgekehrt hat, wie die gegenwärtigen Verhältniszahlen von 47%:53% beweisen. Die Entwicklungsrichtung ist in diesen Zahlen klar gekennzeichnet. Das von den großen Werken zu Beginn des Verbandes an die außenstehenden kleineren Werke gelieferte Rohmaterial (Halbzeug) wird teils infolge von Vergrößerungen der liefernden Werke selbst, teils infolge von immer weiter um sich greifenden Fusionen dem Markt immer mehr entzogen und bei den Werken selbst zu Fertigfabrikaten verarbeitet. Der Eisenbetonbau entwickelt sich mit einer geradezu erstaunlichen Geschwindigkeit. Die Verwendung ganz leichten und dünnen Baueisens nimmt immer mehr zu, und zwar auf Kosten der

syndizierten schweren Träger. Das Schwergewicht der Interessen der Werke wirft sich immer mehr auf die Fertigfabrikate. Der Zeitpunkt läßt sich absehen, in dem der Verkauf von Rohstahl (Halbzeug) auf ein Minimum reduziert sein wird. Der starre eiserne Ring umfaßt dann nur noch das schwere Eisenbahnmaterial und die relativ in den Mengen zurückgehenden Träger. Dieses Tempo der Mengenverschiebung zugunsten der Produkte *B* gerät allmählich in ein wahres Eiltempo, wie die neuen Anmeldungen für den neuen Verband beweisen. Im ganzen liegen Neuanmeldungen vor in Höhe von 4½ Millionen Tonnen. Das bedeutet gegenüber der bisherigen Gesamtziffer der Produkte *A* und *B* von 12½ Millionen Tonnen 36%. Hiervon entfallen allein auf Produkte *B* 28%. Die Mehrforderungen in Produkten *B* erreichen damit eine solche Höhe, daß die Unmöglichkeit gegeben erscheint, wegen der Produkte *B* noch zu irgendwelcher Verständigung zu gelangen. Der elastische Ring ist zu elastisch geworden. Er hat im Grunde schon jetzt aufgehört wirksam zu existieren und wird kaum wieder neu geschmiedet werden.

Folgen der Sprengung.

Bleibt noch der starre Ring. Wie würde die Lage sich gestalten, wenn auch er springt? Die Folgen sind oben bereits angedeutet. Die Eisenbahnverwaltungen und die anderen Kunden des Verbandes würden ihren Bedarf billiger eindecken können. Die Werke wären frei, auch in den Produkten *A* weiter zu expandieren. Ein wildes Rennen um die Aufträge wäre die Folge. Das besteingerichtete Werk, das mit den niedrigsten Selbstkosten zu rechnen hat und das am rücksichtslosesten geleitet wird, würde seine Lieferungen auf Kosten der übrigen Werke über seinen bisherigen Anteil hinaus vergrößern. Eine Verschiebung der Absatzrelationen zueinander würde sich geltend machen. Die Preise würden eine Art von Deroute erleben. Es wäre mit Abschlägen von 10 bis 20 Mark per Tonne zu rechnen. Die Käufer hätten den Vorteil, aber nicht auf lange. Ein derartiges Wettrennen um die Aufträge seitens unserer größten Werke und Gesellschaften würde unser gesamtes Wirtschaftsleben auf das stärkste beeinflussen. Noch jede Konjunktur bei uns war abhängig von dem Gang der Dinge bei der schweren Industrie, in erster Linie bei der Stahl- und Eisen-Industrie. Verluste, wie sie oben angedeutet wurden, können über das hinausgehen, was die vereinigten Werke zur Zeit als Dividende verteilen. Die Dividende, wie sie der Stahlwerks-Verband seinen Mitgliedern ausschüttet, beträgt noch nicht 10 Mark auf die Tonne. Eine Krisis unseres Wirtschaftslebens wäre unvermeidlich. Durch eine solche aber wird die Kundschaft der schweren Eisenindustrie mindestens genau in dem gleichen Umfange getroffen wie diese selbst. Die Eisenbahn verliert unverhältnismäßig mehr an Frachten, als sie durch den billigeren Einkauf der Materialien verdienen kann. Die Baulust läßt nach. Trotz der ge-

ringeren Einkaufspreise müssen zahlreiche Baufirmen ihr auf der Basis des Kredits aufgebautes Geschäft liquidieren. Das Vertrauen sinkt. Es bedarf einiger Jahre, ehe derartige Verhältnisse sich wieder klären und ehe der gesamte Markt sich an die veränderten Verhältnisse gewöhnt. Inzwischen sehen die Werke ein, daß sie einen Fehler begangen haben. Der nach dreijährigem Chaos auf dem Roheisenmarkt wieder zustande gekommene Roheisenverband beweist, wie schnell ein Bedürfnis zum Zusammenschluß sich wieder geltend macht. Nach wenigen Jahren würde der eiserne Ring wieder fester geschmiedet sein als je, und es bleibt alsdann gegen früher nur der Unterschied, daß innerhalb der deutschen Stahlwerke die Machtverhältnisse zu Gunsten der einen, zu Lasten der anderen sich verschoben haben, und daß das Wirtschaftsleben durch Jahre hindurch in einem Zustande fortwährender Beunruhigung sich befunden hat. Ein Vorteil allerdings bliebe zu buchen zu Gunsten des Auseinandergehens. Als der vorige Roheisenverband in die Brüche ging, hob sich der Export des deutschen Roheisens in stärkstem Maße. Jeder Hochofen arbeitete mit voller Kraft, jeder Hochofenleiter arbeitete auf Quote für den in der Zukunft schlummernden, inzwischen zum Leben erweckten Verband. Jede Tonne exportierten Eisens bedeutet, solange der deutsche Markt ausschließlich vom Inland versorgt wird, einen wirtschaftlichen Machtzuwachs für Deutschland. So würde es auch seitens der deutschen Stahlwerke gehen. Diese würden in noch rücksichtsloserer Weise, als dies schon durch den Verband geschieht, den Export betreiben. Die Schienen- und Trägerlieferungen nach dem Auslande würden eine gewaltige Ausdehnung erfahren und dieser Aktivposten in der deutschen Handelsbilanz käme als Aktivposten dem neuen Verband zugute. Auf Kosten freilich der Gefahr, daß die internationalen Verständigungen, wie sie im vorigen Jahre in Brüssel, entgegen allen offiziellen und offiziösen Dementis, offenbar getroffen worden sind, inzwischen in die Brüche gegangen und schwer wieder zu erneuern wären. Es bleibt zu untersuchen, ob eine Wahrscheinlichkeit für das Sprengen und Springen des Ringes gegeben ist.

******

Es geht mit den Werken einer gemeinsamen Industrie wie mit den Völkern: sie halten Frieden und vertragen sich, solange sie nicht glauben, daß sie für den Krieg genügend gerüstet sind. Eine Organisation, wie sie in dem eisernen Ring zur Darstellung gelangt, ist auf die Dauer selbstredend unhaltbar. Sie wäre nur möglich bei völliger Gleichheit der Produktionsbedingungen und bei völliger Nivellierung der führenden Persönlichkeiten. Solange es in der Eisenindustrie Unterschiede in den Herstellungskosten gibt, wie sie sich ergeben für die lothringisch-luxemburgischen Werke, verglichen mit

Wer sprengt den Ring?

den Werken im toten Winkel des Ostens, und solange es Männer von der himmelstürmenden Energie und Rücksichtslosigkeit gibt, wie sie sich etwa in Persönlichkeiten wie Stinnes und Klöckner darstellen, solange wird immer auch über dem eisernen Ring das Damoklesschwert hängen, das von Zeit zu Zeit den immer wieder neu sich bildenden Ring zerschlägt. Zentrifugale Kräfte sind immer vorhanden, und sie wirken zur Zeit vielleicht stärker als je. Ob sie die Kraft haben, den Ring in diesem Augenblick zu sprengen, hängt von den drei Faktoren ab:

der technischen,
der organisatorischen und
der finanziellen

Kriegsbereitschaft der Werke.

Erst wenn die führenden, zu weiterer Expansion treibenden Werksleiter auf den drei genannten Gebieten gleicherweise die Kraft in sich fühlen, den Kampf zu bestehen, erst dann wird der Verband aufgelöst werden, um neuen Machtverschiebungen Raum zu schaffen. Es fragt sich, ob die Waffen hinreichend geschmiedet und geschliffen sind.

Technik. In technischer Beziehung ist die Bereitschaft der Werke über jeden Zweifel erhaben. Genau wie in der chemischen und wie in der Elektrizitätsindustrie, so marschiert auch in der Stahl- und Eisenindustrie Deutschland durchaus an der Spitze aller Völker. Die überraschenden Produktionsziffern der Vereinigten Staaten dürfen da nicht irreführen. Diese Zahlen verdanken ihre Entstehung den ungeheueren Anforderungen innerhalb eines geographisch so gewaltigen Reiches und der Uniformität der zur Verwendung gelangenden Materialien. Die Amerikaner rechnen mit einem Eisenbahnrad, wo bei uns 20 Typen vorhanden sind; sie verlangen eine Schiene, und immer wieder die gleiche Schiene, in Tausenden und Hunderttausenden von Tonnen da, wo der Deutsche Walze auf Walze umbauen muß. Gerade diese Vielseitigkeit des Bedarfes der deutschen Kundschaft hat die technische Leistungsfähigkeit unserer Stahl- und Eisenwerke auf das höchste Maß der Vollkommenheit gebracht. Die Selbstkosten sind niedriger als selbst in den Vereinigten Staaten, was für den Kampf auf dem Weltmarkt von elementarer Bedeutung ist. In allen Hüttenwerken wird gebaut und ist gebaut worden, daß dem harmlosen Besucher der Atem stille steht. Jede Verbesserung, kaum erfunden, findet ihre praktische Anwendung. Sieht man von den schlesischen Werken und von einigen außerhalb der eigentlichen Industriezentren gelegenen kleineren Hüttenwerken ab, von welchen wirtschaftlich schwächeren Seiten eine ernste Gefahr dem Verband nicht droht, so arbeiten alle unsere Stahlwerke unter nahezu analogen technischen Bedingungen. Vorteile in der Erzlage werden ausgeglichen durch Nachteile in der

Kohlen- und Frachtlage. Die technische Kriegsbereitschaft der Werke ist eine derartige, daß man getrost sagen kann: wäre die militärische und maritime Kriegsbereitschaft der Völker Europas im vergangenen Sommer gleich groß gewesen, das Jahr 1911 wäre kaum so friedlich verlaufen; der Friedensring wäre im vergangenen Jahr gesprengt worden.

Die organisatorische Kriegsbereitschaft der Werke ist durchaus ungleichartig. Seit dem Tage, da die Späte[r], Röchling und de Wendel dem ersten Verband mit einer geschlossenen Händlerorganisation beitraten, seit diesem Tage ist die sogenannte Händlerfrage nicht zur Ruhe gekommen. Die alten Werke, wie Haniel, Krupp, Stumm, Phönix, Bochum, Peine ignorieren nach wie vor mit lässig vornehmer Gebärde den Handel. Die großen Kapitäne sind vorsichtiger: Thyssen und Stinnes haben sich ihre eigene Organisation geschaffen; der Dritte hat, ähnlich wie sein Nährvater Späte[r], erst aus dem Handel den Sprung in die Industrie gemacht. Es steht außer Zweifel, daß die für den Verkauf ihrer Träger organisierten Werke bei freiem Markt einen Vorsprung haben werden vor jenen, die mit Geringschätzung auf den Handel herabsehen. Trotzdem wissen auch diese, was sie tun. Sie wissen, daß, wo immer die Industrie mit dem Handel sich unmittelbar verbindet, die Gefahr vorhanden ist, daß der bewegliche Handel das Übergewicht erlangt und dem Mutter- oder Tochterwerk die volle Bewegungsfreiheit raubt. Sie wissen auch, daß wo man sich daran gewöhnt hat, einen Träger von Stumm zu beziehen, der Umstand, daß der Händler dazwischen fährt und einen Träger anderer Provenienz zu verkaufen sucht, noch lange nicht zum Erfolge führt. Sie kennen den Wert ererbter Kundschaft und festgefügter Tradition, und da ihre handelsgewandten Rivalen ihren eigenen Vorteil nicht überschätzen werden, so ist aus dieser Verschiedenheit der Kampfbereitschaft eine Auflösung des Verbandes nicht zu erwarten. Organisation.

Bleibt die finanzielle Kriegsbereitschaft. Für sie gilt nahezu das Umgekehrte, wie für die organisatorische. Die älteren und mehr oder weniger saturierten Werke verfügen zum Teil über die fabelhaftesten Mittel. Wenn der Juliusturm des Reiches relativ so viel enthielte wie der Kriegsschatz von Krupp, so müßte er in die Milliarden gehen. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so gigantisch wie bei Krupp, liegen die Verhältnisse bei den Werken, die analog wie Krupp als eigentliche Familienwerke anzusehen sind, bei Haniel, Röchling, Stumm, de Wendel, Peine, ähnlich aber auch bei den vorsichtig geleiteten älteren Werken Rheinland-Westfalens, wie Phönix, Bochum, Hösch und anderen. Ganz anders dagegen bei den Himmelstürmern. Bei ihnen werden noch etliche Jahre vergehen müssen, ehe sie in Hinsicht der finanziellen Kriegsbereitschaft ihren älteren Rivalen gleichkommen. Zwar an dem Märchen ist kein wahres Wort, daß mit dem Stahlring gleichzeitig, oder Finanzen.

doch bald darauf, auch die gewaltig getürmten Gebäude, wie sie Stinnes und Thyssen in schwindelnde Höhe hinauf errichten, zusammenbrechen würden wie ein Kartenhaus. So sehen solche Dinge nur aus der Froschperspektive aus, und Männer wie Thyssen, Stinnes und Klöckner werden der Froschperspektive immer verzerrt erscheinen. Aber unbequem, sehr unbequem, würden die Verhältnisse doch selbst für diese Rechenkünstler sich gestalten. Kein Werk würde zum Erliegen kommen, keine Zahlungseinstellung würde zu registrieren sein, aber der schöne Kurs der Aktien, mit denen man jetzt so vielerlei, so lukrative und so zukunftsfrohe Fusionen und Fusiönchen vornimmt, würde einer Bewertung Platz machen müssen, die das finanzielle Übergewicht der finanziell gerüsteten Werke zu ungunsten der anderen noch erhöht; und da die eigentliche Gefahr für den Ring bei den Himmelstürmern, nicht aber bei den Saturierten liegt, da diese ihren ganzen Instinkten nach mehr auf Erhalten hinstreben als auf Umsturz, so ist aus der Ungleichheit der finanziellen Kriegsbereitschaft der maßgebenden Faktoren auf ein Zusammenbrechen des Verbandes ebenfalls nicht zu schließen.

* * * * * *

Outsiders. So deutet alles darauf hin, daß die zentripetalen Kräfte die zentrifugalen überwiegen, daß man noch einmal, noch zweimal sich verständigen wird. Freilich könnte von außen her noch Gefahr drohen, von Werken, die, inzwischen erstanden, oder, in ihrer Bedeutung gewachsen, dem Ring noch nicht angehören. Handelte es sich um den elastischen Ring, so wäre solche Möglichkeit außerordentlich vermannigfaltigt. Ein Beispiel für viele: der größte Röhrenproduzent Deutschlands steht außerhalb des Verbandes. Wer will den kleinen Mann zwingen, in dem die ungeheure Expansion der Mannesmannröhren-Werke Fleisch geworden ist? Da es sich aber wohl nur um den starren Ring handelt, so sind nur zwei Outsiders von Belang vorhanden: der Fürst Donnersmarck und der Fürst der A. E. G.

Rathenau läßt sich nicht mehr daran genügen, an der Spitze des ersten Elektrizitätskonzerns der Welt zu stehen. Durch sein neuerworbenes Drahtwerk in Mülheim ist er nun auch in die Stahl- und Eisenindustrie eingedrungen und rüstet in Luxemburg zum Kampfe. Er baut dort ein Werk, mit dem er den Großen recht unbequem werden könnte. Aber Rathenau ist viel zu klug, um einen solchen Weg zu gehen. Ein überzeugter Syndikatshasser, wird er in diesem Falle vom Saulus zum Paulus werden. Denn die schwere Eisenindustrie gehört zu seinen besten Kunden. Noch sind längst nicht alle Walzenstraßen elektrifiziert. Keine Industrie Deutschlands hat ein größeres Interesse daran, daß es der Stahlindustrie gut gehe, als gerade die elektrische Industrie. Darum wird sich der Große vom Friedrich-Karl-Ufer mit den Stahlgroßen immer verständigen.

Und der Fürst Donnersmarck hat sein Stahlwerk am Niederrhein gründlich satt. Von dem Tage ab, da er seinem Stettiner Kraftwerk die Niederrheinische Hütte angliederte, läßt ihm die Sorge um dieses früher so gesunde und nunmehr infizierte Kind keine Ruhe mehr. Er weiß es längst, daß ohne Roheisenverband und ohne Stahlverband seine Niederrheinische Hütte schwere Zeiten durchmachen würde. Sein vielgewandter Generaldirektor hat schon manchen Gang getan, um neuen Kombinationen die Wege zu finden. Schon oft ist er als Brautwerber aufgetreten, aber noch immer hat in dem Moment, da er der erwählten Braut seine zierlichste Verbeugung machte, der Rosenkavalier von Kratzwieck die Silberrose in den Korb legen müssen, den er mit davon nahm. So droht auch von dieser Seite dem eisernen Ring keine Gefahr.

* * * * * *

Die Entscheidung fällt im Frühjahr, in der Zeit, da das Singen anhebt:

Es ist ein Reihen geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan.

So werden sie am ersten Maien, da die Hyazinthen blühen und die Tulpen glühen, um das große Beet in der Königsallee den Ring wieder schließen und den neuen Stahl-Reigen eröffnen:

Die Welt ist groß! Was ist dabei!
Habermus und Kindergeschrei!
Schnell die Patschhand schlingt den Tanz —
Ringel Ringel Rosenkranz.

Dr. J. Wobbe.

Rundschau.

Karl Voll: Anmerkungen.

Brehms Tierleben in vierter Auflage, herausgegeben von Professor Otto Strassen (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1911.) Eine der wichtigsten Erscheinungen auf zoologischem Gebiet ist heuer die Neuauflage von Brehms Tierleben, die Professor Strassen im Verein mit andern Fachmännern besorgt. So wird der alte Brehm in mannigfacher Weise modernisiert, wie er es ja selbst getan hätte, wenn er noch am Leben wäre. Wir können heute noch nicht ermessen, was dieses umfangreiche Werk in der Kultur des 19. Jahrhunderts bedeutet. Aber ahnen kann man die Bedeutung wenigstens, wenn man die „Naturgeschichte" älterer Ordnung mit ihren endlosen Fabeleien zum Vergleich heranzieht. Unendlich viel Aberglaube ist durch Brehm ausgerottet, unendlich viel Wahrheit in Kreisen verbreitet worden, die sonst gerade in bezug auf ihre tägliche Umgebung kritiklos jeden Irrwahn bis dahin gepflegt und geglaubt hatten.

Aber seit Brehm seine große populärwissenschaftliche Arbeit begonnen hat, sind

viel neue Einzelentdeckungen gemacht worden, und ist vor allem prinzipiell viel an unserer Auffassung über die Tiere, besonders über ihre Entwicklungsgeschichte, geändert worden. So mußte sein Werk gründlich umgearbeitet werden und es zeigte sich daher wie so oft, daß sich heute ein einzelner Mann nicht mehr so breite Aufgaben stecken kann wie früher. Brehm hatte schon einzelne Mitarbeiter, aber nun sind eine Anzahl Spezialisten zusammengetreten, um sein Werk aus seiner sozusagen familiären Haltung zu der Solidität der rein wissenschaftlichen Betrachtung zu führen. Das war schwierig genug; denn der ursprüngliche Charakter des Buches, das jedermann etwas zu bringen wußte, durfte nicht geändert werden.

Mich interessiert nun diesmal die Ausstattungsfrage. Es ist ohne Zweifel hier wieder so viel und so gutes an Abbildungen geboten worden, wie nur zu bieten war, und es sind eine Menge von Abbildungen teils neu dazugekommen, teils den heutigen Anforderungen angepaßt worden. Es sind, abgesehen von weiteren technischen Verschiedenheiten, zwei Verfahren, um die es sich handelt: um die photographische Aufnahme der Tiere und um die freie Wiedergabe durch den Menschen. Bei dem mir bis jetzt vorliegenden Band, der die erste Abteilung der Vögel enthält, ist wohl fraglos die photographische Wiedergabe in vielen Fällen die zuverlässigste; denn ein so bewegliches Volk die Vögel auch sind, so gibt es unter ihnen viele Arten, die sich leicht auf die photographische Platte bringen lassen, was bei den anderen Tieren häufig recht schwer ist. Da diese Abbildungen auch genügend groß und da sie sehr zahlreich sind, so kann die Ausstattung des Bandes in der Hinsicht nur gelobt werden. Vor allem die Brutbilder sind sehr gut gelungen, und unter ihnen möchte ich vor allem den Nistplatz des Albatros nennen als ein Muster einer fast intim wirkenden, sehr anziehenden Naturaufnahme. Aber es handelt sich eben in diesem Band um Tiere, die leicht aufzunehmen sind, und ob bei anderen Abteilungen sich die Photographie gerade so bewähren wird, muß noch abgewartet werden. Die prinzipielle Frage liegt bei der Neuauflage von Brehms Tierleben offenbar so, wie sie überhaupt bei den illustrierten Tierbüchern heute immer liegt, gleichviel ob sie populär oder hochwissenschaftlich, ob sie mit billigen Mitteln oder mit allem Kostenaufwand hergestellt sind, den die großen amerikanischen oder auch die europäischen Institute aufzuwenden imstande sind. Wohin man schaue, begegnet man bei den seriösen Publikationen dem Streben, nicht nur gute, sondern auch schöne Abbildungen zu liefern, und was bemerkenswert ist, nicht nur schöne, sondern auch gute Abbildungen zu bringen. Man will beides, weil man spürt, daß beides nötig ist, und weil man diese Verbindung für nötig hält, so sagt man sich — mit Recht —, daß sie möglich ist oder ermöglicht werden muß.

Sehen wir nun einmal die von Menschenhand allein angefertigten Abbildungen an, die Holzschnitte und Farbendrucke, ob sie diese Verbindung bereits herstellen. Gewiß nicht. Die Holzschnitte, meist älterer Ordnung und Provenienz, können allenfalls dem Kenner ein genügendes Bild geben, aber dem Laien nicht, und noch weniger positive Arbeiten kann der Laie aus den Farbendrucken entnehmen, obschon gerade auf sie die meisten Kosten verwendet sind und obschon sie offenbar vom Verlag mit besonderer Vorliebe behandelt wurden. Ich will nicht darüber handeln, ob sie schön oder nicht schön seien, und zwar will ich diese Geschmacksfrage nicht

anschneiden, weil ich mir davon keine Aufklärung verspreche. Ich erhebe auch nicht den Anspruch große Meisterwerke der Kunst um den geringen Preis von je 12 Mark für den umfangreichen und reichlich illustrierten Band zu erhalten: nur die Frage soll wenigstens erhoben werden, ob die in den Farbendrucken reproduzierten Aquarelle der Tiermaler wirklich so künstlerisch sind, wie viele glauben. Das sind sie nicht. Sie sind im besten Falle nett und gefällig, aber sind ohne Charakter sowohl im Hinblick auf den Maler wie auf das gemalte Tier. Ich brauche das nicht zu begründen; jedermann weiß das, und insbesondere ist es in den Kreisen unserer naturgeschichtlichen Verleger bekannt, daß die Abbildungen, mit denen sie ihre Bücher ausstatten, weit abliegen von dem, was in irgend einem Lager heute Kunst genannt wird.

Man möchte diesem Übelstand auch gar zu gern abhelfen, und gerade die Neuauflage von Brehms Tierleben zeugt davon, daß die guten Verleger nicht beim Wunsch allein stehen bleiben: aber es fehlt zur Zeit an der Möglichkeit, eine allgemeine Besserung herbeizuführen; denn wir haben überall auf diesem Gebiet mit alten Vorurteilen und hergebrachter Schablone zu tun. Die naturwissenschaftlichen Abbildungen sind gar zu lange den Gelehrten überlassen gewesen. So hat sich ein bestimmter Vorrat von feststehenden Zeichen herausgebildet, an denen der Gelehrte wohl alles sieht, was er von dem Bau einer Pflanze oder eines Tieres wissen will, die aber dem Laien ein sehr unvollständiges, jedenfalls nicht anregendes Bild geben. Dabei hat sich ein solcher Gegensatz zu der Art, wie ein Künstler eine Blume oder ein Tier zeichnet, eingestellt, daß weder der naturgeschichtliche Zeichner mehr mit der Art des Künstlers einverstanden ist noch der Künstler überhaupt versteht, was ein nach naturgeschichtlicher Methode arbeitender Zeichner oder Maler gibt oder will. Die Misere ist groß, wird aber noch größer dadurch, daß die für solche Abbildungen maßgebenden Kreise dem Wahne leben, sie könnten die von ihnen ja wirklich sehr ehrlich erstrebte Besserung erreichen, indem sie sich von der gegenwärtig herrschenden Kunstanschauung ausschließen. Diese ist mehr oder weniger ausgesprochen heute impressionistisch. Ob das zu preisen oder zu tadeln ist, wollen wir hier nicht untersuchen; jedenfalls besteht die Tatsache, daß jetzt und noch wohl die nächste Zeit mit dem Impressionismus zu rechnen ist. Darum ist ohne ihn kein Fortschritt in unserem System der naturgeschichtlichen Abbildungen möglich. Aber es besteht nun in den Kreisen der Verleger der Glaube, daß beim Impressionismus keine Deutlichkeit im einzelnen denkbar und daß also auf ihn nicht eine Zeichnungsmethode aufzubauen sei, die wissenschaftlich klar sei. Darüber mit Worten zu streiten, hat keinen Wert. Da kann nur der Versuch entscheiden. Ich glaube aber nach meinen Beobachtungen sagen zu dürfen, daß jener naturgeschichtliche Verleger einen weiten Vorsprung über seine Kollegen haben wird, der zuerst den Anschluß an die heute herrschende Kunstanschauung gewinnen wird.

Die photographische Wiedergabe der Vorgänge in der Natur des Lebens der Tiere und der Pflanzen hat ja gewiß nicht wenig für sich. Wir sehen das an dem großen Erfolg, den Schillings berühmtes Buch „Mit Blitzlicht und Büchse“ gehabt hat. Es entspricht unserem Sinn, daß wir durch unverfälschte Darstellungen die Tiere so kennen lernen, wie sie sich wirklich benehmen, und wir sind durch

besondere, sehr sinnreiche Einrichtungen in der Lage, automatisch ausgelöste Aufnahmen von den Tieren zu bekommen, wo uns deren intimstes Leben enthüllt wird. Aber der Photographie haften mancherlei Mängel an. Die Momentaufnahmen sind meistens sehr klein und wurden darum in älterer Zeit namhaft vergrößert, wie das aus dem verbreiteten Buch *All about animals* ja bekannt ist. Diese Vergrößerung war mehr dekorativ als nützlich. In den letzten Jahren werden immer mehr die nicht vergrößerten und nicht retuschierten Momentaufnahmen verwendet, denen man den nicht mit Unrecht bestrittenen Beinamen Naturkunden gegeben hat. Ein besonderes Verdienst hat sich in dieser Hinsicht R. Voigtländers Verlag in Leipzig erworben, indem er das bereits vier Bände umfassende Werk **H. Meerwarth: Lebensbilder aus der Tierwelt** herausgab. Es sind außerordentlich geschickt aufgenommene und ausgewählte Aufnahmen, zu denen dann gewöhnlich sehr anschaulich geschriebene biologische Aufsätze kommen, die mitunter kleine Kunstwerke der Tierschilderung sind.

Dieses Werk, das noch nicht ganz abgeschlossen ist, bietet alles, was man an Treue und Zuverlässigkeit verlangen kann, und doch macht sich hier derselbe Umstand geltend, wie bei den schablonisierten Zeichnungen: man sieht nicht genug Details.

Der Grundcharakter des Werkes ist der Wunsch nach Zuverlässigkeit. So wie die Kapitel über die einzelnen Tiere von speziellen Kennern geschrieben sind und sich darum mitunter, wie bei dem Elch, zu Abhandlungen auswachsen — was mir übrigens nicht im Sinn der Popularisierung des Buches zu liegen scheint —, so sind auch die Abbildungen derart ausgewählt, daß man sich unbedingt auf sie verlassen darf. Die Tiere werden von den Photographen in völliger Freiheit aufgenommen, so daß hier eine Tat von jener liebevollen und zugleich energischen Hingebung an eine Sache vorliegt, wie sie wohl nur in unserer Zeit vorkommt. Es ist schon schwer genug, in den zoologischen Gärten die Tiere in geeigneter Haltung vor die photographische Platte zu bringen; aber ein Wiesel im Bau oder junge Adler im Horst zu photographieren, das hat doch noch seine ganz besonderen Schwierigkeiten. Das braucht nicht nur Geduld, sondern auch vollkommene Sachkenntnis und Vertrautheit mit den Gewohnheiten der Tiere. Wenn ich noch hinzufüge, daß der Herausgeber die photographischen Platten, die ihm aus Amerika so gut wie aus Deutschland zugeschickt werden, nicht retuschieren läßt, so ist alle nur zu erwartende Treue gewährleistet.

Man hat darum auch diese Aufnahmen Naturkunden genannt, eine Bezeichnung, die zuerst viel Zustimmung gefunden hat, aber dann doch ziemlich lebhaft bestritten wurde. Es ist ihnen in der Tat auch etwas zu viel Ehre angetan worden, als man sie so nannte; denn es ist mit seltenen Ausnahmen nicht möglich, sie einigermaßen groß zu machen; so haben sie neben vielen Vorzügen doch den einen immerhin nicht unerheblichen Fehler, häufig gerade im Tierbild unklar zu sein. Auch bei ihnen fehlt es oft an der Wiedergabe der Details, so daß sie in dieser Hinsicht sich mit den von Menschenhand nach der bis jetzt üblichen Methode gemachten Zeichnungen berühren. So wird man wohl sagen dürfen, daß diese Naturkunden noch unvollkommen sind: aber wenn man einmal bessere Tierzeichnungen machen wird als heute, und wenn man neben sie eine treue Photographie stellen kann, dann

wird wohl das Höchstmaß an künstlerischer und zuverlässiger Ausstattung unserer Tierbücher erreicht sein.

Karl Wörmanns Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. (Leipzig, im Verlag des Bibliographischen Instituts.) Nun ist der lang erwartete dritte Band von Wörmanns allgemeiner Kunstgeschichte erschienen, und ein Werk vollendet, das seinesgleichen nicht hat. Die Aufgabe, die der gelehrte Verfasser sich gestellt hat, spricht sich im Titel nur zum kleineren Teil aus: er will nicht nur die Kunst aller Zeiten und Völker in ihren Hauptzügen zusammenfassen, sondern will schildern, was er gesehen hat, will schreiben, was er als Resultat persönlicher Nachforschung an Ort und Stelle, man darf fast sagen überall auf der Welt, gefunden hat. Dazu gehört nicht nur, daß Wörmann sehr viel und sehr weit gereist ist, sondern auch, daß er eine Kenntnis der kunstgeschichtlichen Literatur besitzt, wie außer ihm wohl kein zweiter. Damit ist nun auch die Stellung des Werkes innerhalb der sehr verschiedenartigen neueren Handbücher der Kunstgeschichte gegeben. Wörmann hat erst einmal die besten Eigenschaften der alten Schule zusammenwirken lassen, um als Einzelner das zu leisten, was heute von einer Gruppe von Gelehrten in Einzeldarstellungen der Kunstgeschichte geboten wird. Es ist sozusagen ein polyhistorischer Betrieb. Das mag seine Fehler haben, die aber im wesentlichen nur bei Nebenumständen, zum Beispiel durch eine gar zu bilderreiche, im Bewundern schwelgende Sprache, bemerkbar werden. Der Hauptzug ist die unverbrüchliche Ehrlichkeit und die auf dem Gebiete der Kunstgeschichte heute sehr seltene solide, alles umfassende Gelehrsamkeit.

Wer so wie Wörmann als Direktor einer der größten Sammlungen von Gemälden alter und moderner Künstler mitten in der Praxis steht, wer außerdem die gesamte kunstgeschichtliche Literatur bis auf den heutigen Tag verfolgt hat, bleibt natürlich nicht blind gegen die Vorzüge unserer lebenden Kunst; aber in der Hauptsache ist das Werk nun doch die Tat eines Mannes, dessen Kunstanschauung um 1870 gebildet wurde. So steht er, trotz seines ungeheuchelt warmen Interesses für die neuere Kunst, doch nicht gerade auf dem Boden der eben jetzt herrschenden Meinung: es mag darum in der Anlage des Buches manches veraltet sein. Dafür hat es den Vorzug ein Nachschlagewerk zu sein, wie es zur Zeit kein anderes gibt. Man wird wenigstens, was die alten Meister betrifft, nicht mit ein paar Schlagworten abgespeist, sondern erhält fast immer eine historische Würdigung, mit Angabe der Begründung und der einschlägigen Literatur. Es waren Tausende von Künstlern und Kunstwerken zu besprechen. Da ist ein gewisser Telegrammstil nicht immer zu vermeiden. Das wollen wir gegenüber dem Umstand vergessen, daß nur dadurch die große Vollständigkeit erzielt werden konnte, die nun einmal einen Hauptwert des Werkes bildet.

Es ist selbstverständlich, daß eine Kunstgeschichte heutzutage reich und gut illustriert ist. So brauchte man hierüber eigentlich kein Wort verlieren: aber eigens sei doch gesagt, daß die vielen und trotz des oft kleinen Umfanges scharfen Reproduktionen nicht das Übergewicht haben. Wörmann hat nicht darauf verzichten wollen, sein Buch reich auszustatten, aber er war nicht wie so viele andere darauf angewiesen, hauptsächlich mit den Abbildungen zu wirken: er hat auch was zu sagen.

Paul Ganz: Holbein der Jüngere, des Meisters Gemälde in 252 Abbildungen. (Stuttgart 1912.) Als zwanzigster Band der bekannten Klassiker-Ausgaben, die die Deutsche Verlagsanstalt herausgibt, ist nun die Holbein-Monographie von Paul Ganz erschienen. Der Verfasser ist den Lesern unserer Zeitschrift schon durch einen wichtigen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte von Holbeins Frühzeit bekannt. Jetzt hat er das gemalte Werk des letzten Großmeisters der deutschen Renaissance zusammengestellt und damit der Holbeinforschung eine neue Basis gegeben. Jahrzehnte sind seit der zweiten Auflage von Woltmanns großartiger Holbeinbiographie vergangen. Noch immer behauptet dieses Werk seinen Rang als eine der besten und auch feinsten Leistungen der deutschen kunstgeschichtlichen Forschung: aber in vielen Einzelheiten sind wir heute anderer Ansicht geworden und viel Material hat sich zu dem gefunden, das Woltmann zu verarbeiten hatte.

So war eine völlig neue Darstellung nötig. Diese hat Ganz gegeben, der mit Fug als der zuverlässigste Holbeinkenner gilt. Wenn man auch nur flüchtig vergleicht, was Woltmann und was Ganz an authentischen Werken des Meisters kennen, so kommt ein ungeheurer Überschuß zugunsten des heutigen Standes der Wissenschaft heraus. Nicht wenige dieser Bilder sind erst in den letzten Jahren entdeckt worden, und die Kenntnis von manchem von ihnen danken wir den Nachforschungen von Ganz. Alle diese altbekannten und neugefundenen Gemälde sind in dem schönen Band reproduziert und zwar in einer sehr angenehmen Weise. Der Verfasser teilt Holbeins Stil nach den verschiedenen Reisen ein, die er teils als Lernender, teils als ein auf den Erwerb Bedachter gemacht hat. Sie ergeben zwanglos immer besondere Stilgruppen. Jede dieser Gruppen enthält eine Anzahl datierter Werke und diese werden allemal für sich zusammengestellt. An sie reiht dann Ganz immer die undatierten Gemälde und so gibt er nicht nur eine klare, sondern auch eine sehr zuverlässige, im wissenschaftlichen Sinn sehr beruhigende Vorstellung von Holbeins Kunst und Entwicklung. Ein knappes Vorwort geht im wesentlichen darauf aus, gerade dieses Wachsen und Reifen des Meisters historisch zusammenzufassen.

Für München hat der Band viel, allerdings nicht immer erfreuliche Bedeutung. Von den vier Bildern, die bis vor kurzem in Rebers Katalog der Alten Pinakothek als Werke von Holbeins Hand geführt werden, ist von Ganz — sowie auch im neuesten, unter Tschudis Leitung provisorisch angelegten Katalog — nur noch ein einziges als von Holbein herrührend anerkannt. Zunächst sind die Flügel des Sebastiansaltars dem Vater Holbein zurückgegeben worden. Dann ist das Bildnis des Sir Bryan Tuke, über das ich im 2. Bande des Jahrgangs 1905 unserer Zeitschrift die größten Zweifel ausgesprochen hatte, nun endgültig als Kopie dargetan. Ganz konnte das Original, nach dem ich vergeblich gefahndet hatte, in London bei Miß Guest of Inwood nachweisen. Endlich, was das bedauerlichste ist, hat sich auch das unter Rebers Direktion für die Pinakothek erworbene Porträt als eine — alte? — Kopie nach dem Bildnis der Derich Berck bei Lord Leconfield in Petworth erwiesen. Dieser Nachweis hat mich, wenn ich das beifügen kann, mit einer etwas bitter schmeckenden Genugtuung erfüllt; denn ich hatte das Münchener Gemälde im Bureau von Adolf Bayersdorfer stehen sehen

und schon damals behauptet, daß es eine Kopie oder Fälschung sein müsse, hatte aber keine Beachtung gefunden.

Sehr erfreulich ist dagegen, daß, nachdem unser Besitz an Holbeinbildern so sehr geschmälert worden ist, ein neues in München entdeckt wurde. Hans Buchheit fand beim Katalogisieren der Miniaturen des Nationalmuseums, daß ein kleines Porträt, das bis jetzt als Selbstbildnis von Hans Mülich galt, eine Miniatur von Hans Holbein sei. Es ist in der Tat ein Wunderwerk von einer trotz des geringen Umfangs großzügigen Ausführung. Dieser Fall ist nicht ohne ein nur scheinbar nebensächliches Interesse. Die Gunst des Erfolges ist auch in der Wissenschaft sehr verschieden. Vor zwei Jahren wurde im kunstgeschichtlichen Seminar der Münchener Universität ein angeblicher Matthias Grünewald entdeckt, der seitdem ein vielumstrittenes, von manchen geglaubtes, von vielen bezweifeltes Bild ist. Diese etwas fragwürdige Entdeckung ging mit viel Applaus durch die gesamte Presse. Aber von dem unzweifelhaft echten Holbein, der, soweit ich weiß, nicht bestritten wurde, nahm die Presse keine Notiz, und doch ist Holbein ein größerer Meister als Grünewald und ist die kleine Miniatur viel bedeutender als die Verspottung Christi, die jetzt als Grünewalds frühestes Bild in der Pinakothek hängt.

Gustav Pauli: Max Liebermann, des Meisters Gemälde in 304 Abbildungen. (Stuttgart 1911.) Der 19. Band der Stuttgarter Klassikerausgaben gilt wieder einmal einem lebenden Künstler. Von den verschiedenen, denen man unter den Lebenden diese Ehre erwiesen hat, scheint mir Liebermann sie am meisten zu verdienen; denn er hat nicht nur durch sein Beispiel, sondern auch sonst durch Wort und Tat mehr als ein anderer dazu beigetragen der neuen Kunst in Deutschland den Weg zu ebnen. Er gehört noch zu den Jungen. Was er heute schafft, ist noch immer Gegenstand des anregenden Interesses im Betrieb der sich munter um ihn, auch über ihn hinaus entwickelnden Kunst. Er ist durch eine lange Reihe von Gemälden eine klar und fest ausgeprägte Erscheinung, und doch zittert sein Bild noch immer im beweglichen Spiel des Lichtes unserer aktiven Kunst.

Gustav Pauli hat einen großen Teil von Liebermanns Gemälden in der Abbildung vereinigt: im Vorwort brachte er dann als Textillustrationen eine Anzahl seiner Zeichnungen, leider nicht so viele, wie wohl er selbst und der Leser gewünscht hätte; denn er sagt es mit Recht, daß Liebermanns Zeichnungen seinen Gemälden an künstlerischem Wert oft genug ebenbürtig sind. Im übrigen behandelt das sehr klug geschriebene Vorwort das Problem zu zeigen, „wie ohne den Charakter seiner Kunst zu ändern Liebermann aus einem Dunkelmaler zu einem Maler der Atmosphäre und des Lichtes geworden ist". Das ist in der Tat auch ein wesentlicher Umstand in diesem Künstlergeschick. Ich erinnere mich noch, wie ich als Würzburger Gymnasiast mit Grausen in den Zeitungen über den Schwarz- und Schmutzmaler Liebermann las. Es war mir so wenig wie den betreffenden Kritikern klar, wie nur ein vernünftiger Mensch auf die Idee kommen könnte, die schöne Gotteswelt immer nur schwarz und schmierig zu malen. Ich erinnere mich aber auch noch des starken Eindruckes, den ich 1897 in der Berliner Ausstellung am Lehrter Bahnhof in dem prachtvollen Liebermann-Saal hatte; ich stand nun wieder vor einem Rätsel. Wie konnte man nur von diesen Bildern und vor allem von diesem Künst-

ler sagen, daß sie die Welt schwarz und trüb wiedergäben! Aus welchen Irrtümern haben wir uns doch herausarbeiten müssen und wie viele von ihnen sind im wesentlichen gerade von Liebermann durch Wort und Bild beseitigt worden. Nicht nur unsere Kunst, sondern auch unsere Kultur dankt dem beweglichen, nervösen, widerspruchsvollen, aber stets geistreichen Mann sehr viel.

Pauli weiß natürlich und sagt, daß Liebermann aus den Verhältnissen der Berliner Kunst hervorgegangen ist, von Steffeck und von Menzel kommt; aber im ganzen reiht er doch Liebermann in die Schar der internationalen europäischen Künstler ein und sucht ihn von diesem Standpunkt aus dem Leser nahezubringen. Das ist fraglos berechtigt: aber ich glaube, das Problem wäre viel reizvoller und würde eine viel schärfere Lösung geben, wenn man Liebermann möglichst eng im Zusammenhang mit der Berliner Schule auffassen wollte. Es geht eine direkte Linie von Chodowiecki und Schadow über Krüger, Steffeck und Menzel zu Liebermann, und dieser erscheint in seinem künstlerischen Naturell, das doch schließlich die besten Faktoren seines Stiles gibt, als ein reiner Berliner auch noch in seinen späteren Werken. Freilich kommt der Tag in seinem Schaffen, wo er schließlich nur noch er selbst ist, aber da ist er eben auch nicht mehr ein Abkömmling der Franzosen oder Holländer.

Was seine Kunst so rein und interessant macht, ist die stilvolle Vereinigung von Intelligenz und Geschmack, die bei Schadow genau so war wie bei Menzel, wenn dieser als Künstler und nicht bloß als Beobachter arbeitete. Die nahezu absolute Sicherheit des Instinktes und zugleich auch des Bewußtseins sind ein besonderer Vorzug von Liebermanns Stil und ich wüßte unter den Künstlern des 19. Jahrhunderts keinen, von dem er das übernommen haben könnte. Das ist sein persönliches Naturell, wie es dann sich unter den Berliner Verhältnissen entwickelt hatte.

Wenn man diesen Wurzeln von Liebermanns Kunst nachgeht, wird man seine Beziehungen zu fremdländischer Kunst mehr in seiner, nun allerdings großartigen Tätigkeit als Sammler und Kunstfreund feststellen können, als in seinem persönlichen Wirken. Er hat von den Franzosen und Holländern unserer Zeit in der Ausübung seines Berufes weniger gelernt als man glaubt, und so gut wie nichts von ihnen genommen. Er hat sich an ihnen kultiviert, wie er ja bei seinem Lieblingsmeister Rembrandt auch im breitesten Sinne des Wortes sehr viel Anregung gefunden und ihn doch niemals — selbst nicht in seiner sogenannten altmeisterlichen Epoche — nachgeahmt hat. Liebermann als den unmittelbaren Fortsetzer von Menzel zu entwickeln und zu zeigen, daß er vieles durchgeführt hat, was jener nur angedeutet hatte, das ist eine Aufgabe, die die neuere Kunstgeschichtsschreibung sich stellen sollte. Man würde dann viel Aufschluß über unsere ganze deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts erhalten und außerdem sehen, daß der Stil dieses so ganz auf sich gestellten Mannes eine historische Notwendigkeit gewesen ist.

A. L. Mayer: El Greco. Im neubegründeten Delphinverlag zu München erschien im Herbste 1911 ein kleines Büchlein über El Greco, das Dr. Mayer verfaßt hat, der Autor einer sehr gewissenhaften Ribera-Monographie. Mayer ist lange Zeit in Spanien gewesen, dessen öffentliche und private Sammlungen er gut kennt. So war er besser als andere, die den vielbesprochenen, aus Venedig nach Toledo

übersiedelten Maler nur aus den wenigen zu uns gelangten Bildern kennen, imstande, die künstlerische Stellung des merkwürdigen Mannes richtig zu fassen. Mit vollem Rechte betont Mayer, daß Greco ein Venezianer geblieben sei und in der Malweise, besonders in der Farbe nichts von den Spaniern angenommen habe. Damit erledigen sich auch die Schlußfolgerungen, die man im Hinblick auf Velasquez aus der vermeintlichen Einfühlung des Venezianers in spanische Art hat ziehen wollen. Farbig mag Velasquez vielleicht sich an Greco inspieriert haben, aber gewiß nur in sehr allgemeiner Art.

Mayer kennt den Künstler und die Literatur über ihn. So ist das Büchlein trotz des geringen Umfanges zunächst einmal im Tatsachenmaterial sehr zuverlässig: höher schäke ich die Selbständigkeit des Urteils, die sich Mayer nach allen Seiten hin gewahrt hat. Es tut einem in diesen Zeiten einer sehr überstiegenen Greco-Verehrung sehr wohl, auch einmal ein ruhiges Urteil zu hören, das mit dem interessanten, aber wunderlichen Maler nicht durch dick und dünn geht.

Ich möchte nur in einem Punkte widersprechen. Mayer sagt, daß der Kunsthandel nicht an der kürzlich inszenierten Greco-Hausse schuldig war. Das ist eine optimistische Auffassung. Wir müssen leider die Tatsache konstatieren — und ich könnte kuriose Details darüber erzählen —, daß der Kunsthandel die Grecomanie inszeniert hat und daß die ernsthafte Wissenschaft ihrer strengen Würde vergaß und mit den Narren durch die Straßen lief, bis sie zum Gespötte wurde. Tatsache ist freilich auch, daß das nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht in Grecos Bildern vielerlei wäre, was dem Geschmack der heutigen Künstler, Kunstfreunde und Snobs entspricht.

Ludwig Emil Grimm: Lebenserinnerungen. (Herausgegeben von Adolf Stoll, bei Hesse und Becker Leipzig 1911.) Die Memoirenliteratur unserer deutschen Künstler ist heuer durch eine ungemein sympathische Publikation sehr schätzenswert vermehrt worden. Professor Adolf Stoll hat die Lebenserinnerungen des Malers und Radierers Ludwig Emil Grimm herausgegeben, der ein Bruder der zwei großen Philologen Jakob und Wilhelm Grimm gewesen ist. Sein eigenes Lebenswerk kann sich nicht mit dem seiner Brüder messen. Überdauert haben ihn nur seine Radierungen und auch diese eigentlich weniger wegen ihrer künstlerischen Bedeutung, als weil sie vielfach Bildnisse aus Deutschlands großer Dichterzeit geben. Sie sind bis zur Mattheit zart.

Wenn nun auch der Künstler Ludwig Grimm nicht viel bedeutet, so war doch der Mensch sehr wertvoll. Sein Haus ist gewissermaßen der Sammelplatz der Familie gewesen. Seine großen Brüder lebten, so lang es ging, mit ihm zusammen und zogen aus seiner warmen gescheiten Menschlichkeit viel Gewinn.

Dieser treffliche Mann, der in seinem Leben viel gesehen hat, hinterließ in seinen Erinnerungen ein sehr interessantes Bild der Verhältnisse, in denen er und seine Brüder, dann die Männer der damaligen Kunst und Literatur lebten. Es sind keine tiefgründigen Berichte, er arbeitet keine scharfen Charaktere heraus, und macht nicht aus einem flüchtigen Ereignis eine systematisch wichtige Begebenheit, aber weil er nun eben doch nicht nur ein geschickter, sondern auch ein künstlerischer Mensch war, so gewinnen seine Erzählungen eine große Glaubwürdigkeit. Es fehlt ihnen alles Überstiegene, was so oft bei derartigen Lebenserinnerungen peinlich wirkt.

Für uns Münchner hat ein besonderes Interesse die Schilderung seiner Reise von den Jahren 1815—1817, die ihn auch nach München führte. Eine kleine Bemerkung über den mit ihm befreundeten Peter Heß sei hier angeführt. „Peter Heß ging in keine Konzerte; er sagte, wenn ich nach Hause kam, lachend: ‚Du warst im Konzert?‘ ‚Ja und warum du nicht?‘ ‚Das fehlte mir noch, so ein paar Stunden zu stehen und die ewigen Einerleigesichter ansehen zu müssen! Da gehe ich wahrhaftig lieber ins Lipperltheater.‘“

Das ist doch ein schlagendes Bild aus jener Zeit begeisterten, aber urwüchsigen Künstlertums und die Erzählungsweise ist auch charakteristisch für Grimms klugen, ganz ehrlichen, aber nie spöttischen oder kritisierenden Ton. Sehr erfreulich ist auch das lange Kapitel über das Nürnberger Dürerfest von 1828.

Man darf dieses Buch nicht besprechen, ohne des Herausgebers mit der größten Anerkennung zu gedenken. Stoll hat alle Bemerkungen und Berichte von Grimm, wenn es irgendwie ging, kontrolliert und gibt, wenn es nötig ist, in den zahlreichen Aufklärungen weiteren Aufschluß. Auch gab er sich die Mühe, über alle beschriebenen Kunstwerke, Gebäude usw. kurze Notizen zu erlangen; hier hat er sogar wohl des Guten mitunter zu viel getan und es sind ihm — selten — kleine Irrtümer unterlaufen. Höchst wertvoll ist dann endlich der sehr umständliche biographische Apparat, der es verdiente, bei einer neuen Auflage nicht in den über die Seiten verstreuten Anmerkungen, sondern in deinem alphabetisch geordneten Anhang eigens gebracht zu werden. Man findet da viele Notizen über die damaligen Künstler, die nicht leicht anderswo aufzufinden wären.

Sir Walter Armstrong: Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland. Deutsche Übersetzung von E. Haenel. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart. Je bequemer das Reisen selbst wird, desto mehr wachsen die Arbeiten für die Vorbereitung auf die Reise an. Ein internationales Verlegerkonsortium gibt jetzt eine Serie von handlich ausgestatteten Monographien heraus, die die Kunstgeschichte der einzelnen Länder im Abend- und Morgenland behandeln. So weit man bis jetzt sehen kann, werden bewährte Fachleute gewählt, von denen man sicher sein kann, daß sie das Material völlig beherrschen und darum auch in gedrängter Übersicht ein großes Gebiet im wesentlichen lückenlos darstellen. Die Reihe eröffnet der bekannte englische Gelehrte Walter Armstrong mit einer Geschichte der englischen Kunst. Architektur, Plastik, Malerei, auch das Kunstgewerbe werden entwicklungsgeschichtlich betrachtet. Der Hauptakzent fällt, wie das bei Armstrong natürlich ist, auf die Malerei. Man muß dem Verfasser, der nicht ohne patriotischen Stolz schreibt, zugeben, daß er aus dem schwer greifbaren Thema gemacht hat, was in der kurzen Fassung möglich war. Allerdings kommt hier auch die am Kontinent wohlbekannte und doch so oft verhüllte Tatsache zur Geltung, daß englische Malerei zumal in den früheren Jahrhunderten ein sehr unsicheres Gebiet ist. Man kann den Charakter dieser Künstler, die in mehrfachem, auch in ungünstigem Sinn des Wortes Modemaler gewesen sind, schwer fassen und so bekommt Armstrongs Darstellung etwas Verschwommenes. Um so schärfer ist

Corrado Riccis Geschichte der Kunst in Oberitalien, die von Dr. L. Pollak übersetzt ist. Die Arbeitskraft und Vielseitigkeit des berühmten italienischen

Generaldirektors der Altertümer und schönen Künste ist erstaunlich und sie spricht sich auch in diesem Bande aus. Obschon Ricci nur eine zusammenfassende, das Allgemeine herausarbeitende Geschichte dieses höchst wichtigen Gebietes italienischer Kunst geben will, hat er Gelegenheit gefunden, recht oft etwas Neues zu sagen, so daß nicht nur der Reisende, sondern auch der Fachmann in dem hübschen Band mit Nutzen sich über Riccis Ansicht erkundigen kann. Als dritter Band kam dann eben heraus: **Louis Hourtricq, Geschichte der Kunst in Frankreich,** übersetzt von Gustave Teissèdre. Auch hier ist eine umfangreiche, sehr schwierige Materie mit vollkommener Sachkenntnis behandelt; dazu kommt eine ausgezeichnete schriftstellerische Form. Der Verfasser weiß die sprödesten Themen wie die technischen Neuerungen der gotischen Architektur oder der impressionistischen Malerei in ungemein anschaulicher, lebendiger Weise zu entwickeln und bleibt dabei doch immer sachlich. Diese Kunstgeschichte von Frankreich ist ein würdiges Gegenstück zu Salomon Reinachs berühmtem Apollo. Bei aller Feinheit der Schilderung hat sich Hourtricq aber ein ganz unbefangenes Urteil gewahrt, das wissenschaftlich und künstlerisch gut begründet ist. Von patriotischen Erwägungen läßt er sich durchaus nicht leiten. Im Gegensatz zu einer in Frankreich herrschenden Richtung, französische Kunst über alle anderen zu stellen, wägt er sehr gerecht ab. Wenn er zum Beispiel bei der Kunst des späten 14. und dann des 15. Jahrhunderts französische Plastik und Malerei mit der niederländischen zu vergleichen hat, gibt er neidlos der fremden den Vorzug, er übt sogar eine recht wohltuende Kritik an der französischen Sucht einzelnen Meistern jener Zeiten, zum Beispiel dem bekannten Fouquet, eine höhere Bedeutung beizumessen als ihnen zukommt.

Alle diese drei Bände sind sehr reich mit kleinen scharfen, gut gedruckten Abbildungen ausgestattet und außerdem geben sie eine höchst willkommene stattliche Literaturangabe am Schlusse jedes Kapitels.

Josef Hofmiller: Anmerkungen.

(Ein neuer Artikel von Josef Kohler — *Cathedral Towns of Italy.* — Über die Grenzen von Literaturgeschichte und Kritik. — Zwei autorisierte Übersetzer.)

In der Septembernummer der „Süddeutschen Monatshefte" hat Ernst Traumann das Gerede des Geheimen Justizrats Josef Kohler über Hamlet in einer Weise abgefertigt, daß man hoffen durfte, besagter Herr werde seine hemmungslose Vielschreiberei einschränken. Die Hoffnung war trügerisch. In Nummer 288 des „Tag" schreibt Herr Kohler über Bergamo, abermals mit einer Oberflächlichkeit, die wohl zu den achtzig Zeilen paßt, welche seine Werke im Literaturkalender füllen, nicht jedoch zu der Vorstellung, die man bisher von einem deutschen Gelehrten hatte. „Bergamo" ist der Aufsatz betitelt. Dabei handelt kaum eine Spalte (13 Zeilen) von Bergamo als Stadt. Herr Kohler findet sie „wunderhübsch". Er ist nämlich im Auto vom Iseosee herübergefahren und, wie er nach weiteren sieben Zeilen verkündet, im Auto in die obere Stadt von Bergamo hinaufgefahren; natürlich sieht er von Bergamo soviel wie ein Autofahrer sieht, nämlich nichts. Denn die Acca-

demia Carrara, der er zwei seines acht Spalten umfassenden Artikels widmet, ist wirklich nicht Bergamo. Italienische Städte sind nämlich nicht identisch mit der wichtigsten ihrer Galerien, so sehr auch der Durchschnittsreisende sich das einbilden mag. Bergamo, die „wunderhübsche kleine" Stadt (sie hat gegen 30000 Einwohner), wäre ohne die Accademia Carrara genau so besuchenswert, wenn auch nicht im Auto. Herr Kohler weiß das natürlich nicht. Er hat keinen Blick für den historischen und modernen Reiz des Gegensatzes zwischen Ober- und Unterstadt. Er hat keine Zeile übrig für die strenge Schönheit, in welcher diese Oberstadt erhaben und einsam den Traum ihrer Größe träumt. Er hat kein Organ für das stolze *Odi profanum volgus*, mit dem Altbergamo über jene lombardische Ebene hinblickt, deren regelmäßige Bepflanzung Herr Kohler der Römerzeit zuschreibt; keinen Blick für den wundervollen alten Marktplatz, wo, ähnlich wie in Pisa, vier herrliche Gebäude eine architektonische Einheit von höchstem Reize bilden, der Palazzo Vecchio, Santa Maria Maggiore, der Dom und die Kapelle, in der Colleoni und seine Tochter ruhen. Er kommt im Auto, läuft durch die Galerie wie ein richtiger deutscher Professor, prunkt mit Bildernamen und Malern, und fährt im Auto davon, nachdem er uns auf einer Spalte Boccaccios Novelle von Griselda schlecht erzählt und auf vier (!) weiteren uns mit seinen irrelevanten Ansichten über unsittliche Kunstwerke und den juristischen Normalmenschen belästigt hat. Dieses überhaupt nicht disponierte Potpourri heißt er „Bergamo". Eine glatte Vorspiegelung falscher Tatsachen! Wenn Herr Kohler über eine Stadt wie Bergamo uns etwas sagen will, dann komme er zunächst bescheiden mit der Bahn; suche sich sein Hotel; mache seine Augen auf; gehe (gehe! nicht Auto!) einmal acht Tage lang jeden Tag von seinem Hotel durch diese köstlich ansteigende Straße in die Oberstadt und sage sich: Welches Glück, daß ich Bergamo erlebe! Gehe meinetwegen, wohin er mag, aber ohne kunsthistorischen Apparat, denn er ist myop, hat sich seine Augen an Dokumenten verdorben. Er gehe auf den Markt, horche auf den Dialekt, plaudere mit den Leuten, mache, wie Goethe in Rom, „große, große Augen", lasse den Füllfederhalter im Hotel, betrachte all die schweigenden Paläste, betrachte all die stumme Schönheit eines ungeheuren Horizonts gegen Süden und edler Linien gegen Norden; kaufe sich in der Stamperia delle Arti Grafiche vielleicht die Monographie über Bergamo, setze sich still und andächtig in Kirchen, vor Bilder, auf die Piazza Garibaldi und bemitleide den Fapresto-Reisenden, der sich zwischen zwei Zügen (oder zwischen zwei Autos) einbildet, etwas, nur irgend etwas von einer fremden Stadt zu sehen! Wenn er so acht Tage zugebracht hat, wird es immerhin wenig sein. Aber Herr Kohler wird dann wenigstens von Bergamo reden, und nicht vom Normalmenschen, mit welchem Bergamo wirklich nichts zu tun hat; und wenn er dann in den „Tag" schreibt, wird es nicht rein in den Tag hinein geschrieben sein, und wir werden uns nicht genieren müssen vor englischen und französischen Journalisten, die im kleinen Finger mehr Kultur des Schreibens haben, als Herr Kohler.

Eine Kleinigkeit zum Schlusse: „Das geschmacklose Donizetti-Denkmal, so geschmacklos, wie die Opern des oberflächlichen Maestro" ..... Hat Herr Kohler eine Ahnung, daß ein Takt, e i n Takt Lucia di Lammermoor seine sämtlichen achtzig Zeilen Kürschner umbläst?

Der Zufall legt ein Beispiel jener englischen Literatur über Italien neben den Artikel Kohlers: *Cathedral Cities of Italy, written and illustrated by W. W. Collins, R. J.* (London, Heinemann). Fünfundzwanzig Artikel über alle bedeutenderen Kathedralstädte, Artikel ohne gelehrte Absicht, geschrieben nur zu dem Zwecke, den enteilenden Genuß festzuhalten, den eigenen mitzuteilen. Man lese einmal die Seiten von Collins über Bergamo und vergleiche Kohler damit, um den Unterschied zwischen dem genießenden und dem hastigen Reisenden zu erkennen: der erste, rein Auge, sucht vor allem die Stadt; der andere, rein Bädeker (ich brauche nicht zu versichern, wie hoch ich Bädeker stelle!), sucht gleich die Galerie und übersieht darüber die Stadt. Collins' Buch liest sich angenehm und leicht; das Architektonische ist genau gesehen und anschaulich beschrieben. Die sechsundfünfzig Aquarelle treffen die Stimmung des Gegenstandes völlig und sind vorzüglich wiedergegeben; sie allein schon sind wert, daß der Italienliebhaber das Buch kaufe, wenn auch den ganzen Genuß erst der des Englischen mächtige Leser haben wird, der sich von einem so sachkundigen und angenehmen Führer durch die schönsten der *cento città* geleiten läßt.

Von Alfred Bieses deutscher Literaturgeschichte (München, Beck), erschien vor einiger Zeit der dritte Band, der von Hebbel bis zur Gegenwart führt. Es ist dadurch in aller Stille ein Werk fertig geworden, das zugleich in seiner Art vollendet ist, so vollendet eine bis auf die unmittelbare Mitzeit geführte Literaturgeschichte überhaupt sein kann. Denn auch Biese entgeht nicht ganz der Gefahr des Literarhistorikers der jüngsten Zeit: der Überschätzung. Ich kann nicht umhin, offen zu sagen, daß in einer Literaturgeschichte, die so fein, so treffend Grabbe, Hebbel, Ludwig, Reuter, Groth, Heyse, Wagner, Stern, Keller, Fontane, der François, der Ebner die schönsten und abgerundetsten Kapitel widmet, ein großer Teil der heutigen Literatur einen fatalen Eindruck macht. Jene ältere Zeit des abgelaufenen Jahrhunderts freilich, da die Dichter noch Dichter waren, und noch nicht Industrielle, Lieferanten, da die Grenzen zwischen Dramatik und Termingeschäft noch respektiert wurden, diese schöne Zeit unserer Literatur erweckt Biese aufs eindringlichste. Seine Monographien, denn nur monographisch läßt sich diese Zeit darstellen, sind mit dem ganzen Wissen eines Kenners und mit dem ganzen Behagen eines Genießers geschrieben. Die Ruhe und Gleichmäßigkeit der Darstellung, die Sorgfalt und Feinheit der Porträts, die völlige Abwesenheit alles geistreichelnden Feuilletonismus, vor allem aber das persönliche und herzhafte Verhältnis, in welchem Biese zu den großen Dichtern des abgelaufenen Jahrhunderts steht, machen sein Buch auch dem Leser wertvoll, der ihm nicht in jeder Einzelheit beizupflichten vermag. Die Kapitel über unsere großen Dramatiker und Erzähler lesen sich wie ebensoviele formschöne abgerundete Essays: das schönste davon ist wohl das über Wilhelm Raabe. Von Neueren freilich — niemand kann aus seiner Haut — wird er manchem Süddeutschen nicht gerecht. Er unterschätzt Ludwig Thoma gewaltig; und wer den Undramatiker Wedekind so ernst nimmt wie er, müßte den gestaltenden Dramatiker Ruederer viel höher stellen, als er es tut. Hans Raithel, der feinste unserer jüngeren Bauerngeschichtendichter, wird ebensowenig genannt, wie der geniale Sprachgestalter Karl Kraus. Die Novellen Wilhelm Weigands gar nicht zu erwähnen, die Romane der Handel-Mazzetti so kurz abzutun, wenn man für die Er-

zählungen August Sperls eineinhalb Seiten übrig hat, ist zum mindesten einseitig. Hauptmann gegenüber hat Biese noch nicht den Mut, ganz offen zu sein. Die „Elga" soll für sein übergrübeltes Traumstück „Und Pippa tanzt" „reichlich entschädigen" (S. 528); ich bilde mir nicht ein, über Hauptmanns Werke in meinen „Zeitgenossen" eine Meinung gesagt zu haben, von der es keine Appellation gibt, außer betreffs der Elga: an dieser schlampigen Verballhornung Grillparzers ist wirklich nichts zu retten; hier, wo es sich lediglich um ein gutes Original und eine miserable Kopie handelt, habe ich meine Meinung so scharf bewiesen, daß ich mich wundere, wenn ein so geschmackvoller Literarhistoriker einen ausgesprochenen Kulissenreißer über ein zwar verfehltes, aber doch dichterisches Werk stellt. Oberflächlich ist, was über R. A. Schroeder gesagt ist, dessen Erscheinung so wenig mit ein paar Zeilen abgetan werden kann, wie die manches andern. Es ist die alte Geschichte: der Literarhistoriker lasse die Gegenwart aus dem Bereiche seiner Darstellung. Die Produktion der Gegenwart ist nun einmal noch nicht historisch. Darum wird, wer sie historisch bewerten will, immer Gefahr laufen, die Distanzen zu verwischen, wenn er nicht, was auch Biese gelegentlich tut, sich damit begnügt, die „hoffnungsvollen" Namen aufzuzählen. An dieser Gefahr ist ein so kluger Kopf und ungewöhnlich kenntnisreicher Gelehrter wie Richard M. Meyer gescheitert und jeder scheitert daran. Der Kritiker, nicht der Literarhistoriker, hat es mit den Lebenden zu tun; er will wirken, auf den Autor, auf das Publikum; darum wird er oft zum Polemiker, zum Pamphletisten. Lebendiges kann nicht mit dem Auge des Historikers gesehen werden, ohne daß sich die Horizonte verschieben, die Linien verwischen, die Entfernungen verzerren, die Dimensionen verfälschen. Wenn sich Literarhistoriker (in Preiskommissionen und Seminaren z. B.) mit allerneuester Literatur abgeben, hauen sie fast immer bös daneben. Die berühmtesten Musikhistoriker waren gegen Beethoven, gegen Wagner. Es hat gar keinen Sinn, dem Publikum eine Meinung über Stefan George auf ein paar Seiten kleinzuschneiden, während es sehr wohl einen Sinn hat, über Stefan George zu schreiben, wenn man schreibend sich selbst zwingen will, sich über ihn eine ganz scharfe und ganz klare Meinung zu bilden. Der Kritiker bespricht die Sezessionen, die Kollektivausstellungen, die neuen Bilder; den Kunsthistoriker gehen sie erst etwas an, wenn sie in der Pinakothek hängen. Es besteht eine genaue Frist, ich weiß nicht mehr ob vierzig oder fünfzig Jahre, daß die Bilder aus der Luxembourg-Sammlung nicht in den Louvre kommen dürfen. Ich kenne keinen großen Literarhistoriker, der zugleich ein großer Kritiker gewesen wäre; eher noch, aber auch selten, umgekehrt. Beides setzt gänzlich verschiedene Begabungen und Neigungen voraus. Ich halte es daher auch für Unfug, wenn in manchen Universitätsseminaren unbärtige Jünglinge angeleitet werden, Romane und Dramen von vorgestern literarhistorisch zu präparieren und zu sezieren, bis kein Knochen mehr am andern und kein Fetzen Fleisch mehr am Gerippe ist. Was die Werke unserer Tage brauchen, ist leidenschaftliche Anteilnahme eines Publikums; ob Liebe oder Haß, gleichviel. Ein Theater, in welchem die Galeriebesucher sich am liebsten prügeln möchten, und die Damen, ohne Rücksicht auf ihre Handschuhe, nach dem Dichter klatschen, bis die Nähte springen; ein Konzertsaal, in dem vor Entrüstung auf Hausschlüsseln gepfiffen wird;

ein Trambahnwagen, in welchem sich unbekannte Leute ansprechen, weil sie den nämlichen Roman lesen: das, und nicht die Gelehrtenstube, ist die Atmosphäre, in welcher die Urteile vorbereitet werden, die dann, nach dreißig Jahren, der Literarhistoriker entweder überrascht sich zu eigen macht oder ärgerlich ablehnt. Das literarhistorische Generalstabswerk wird erst geschrieben, wenn der Kampf der neuen Generation gründlich vorbei ist; und meist sieht die Sache dann ganz anders aus als nach der einzelnen Schlacht. Ich möchte daher allen Ernstes vorschlagen, daß die Literarhistoriker, zu der schöneren und vornehmeren Gepflogenheit früherer Zeiten zurückkehrend, ungefähr ein Menschenalter vor der unmittelbaren Gegenwart haltmachen. Wenn sie zu einem neuesten Autor ein persönliches Verhältnis haben, sei es ein ausgesprochenes Ja oder ein glattes Nein, mögen sie in einem Essay so ausführlich und liebevoll über ihn schreiben, wie sie wollen, aber nicht in einer Literaturgeschichte. Denn der Lebende verlangt mit Recht viel mehr Raum für sich als der Tote; und doch wäre es ungebührlich in einer Literaturgeschichte z. B. über Hofmannsthal mehr zu sagen als über Moerike. Ich wollte diese Meinung schon seit längerem einmal offen aussprechen. Das treffliche Werk Bieses bot mir endlich dazu Gelegenheit.

Man kann den Leuten, die sich in Deutschland autorisierte Übersetzer nennen, wirklich nicht scharf genug auf die Finger sehen. Denn so ungeschickt diese Finger meist sind, die Feinheit des Urbilds nachzupausen, so flink sind sie manchmal darin, Teile, die über ihrem Verständnis stehen, zu eskamotieren. Wir ergeben uns darein, daß sie stümpern; aber daß sie unterschlagen, brauchen wir uns doch nicht gefallen zu lassen.

Kommt einmal her, F. Le Bourgeois und J. Wahl, die ihr für die Reclamsche Universalbibliothek *Le Crime de Sylvestre Bonnard* von Anatole France übersetzt habt. „Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen" nennt ihr euer Machwerk. Aber ich will euch nicht einmal all eure mißverstandenen Ausdrücke, eure schiefen und falschen Wendungen vorrücken, ihrer sind zu viele und meine Zeit zu kostbar. Aber was fällt euch denn ein, die feinsten Partien einfach wegzulassen? Gerade die Partien, in denen Anatole France am meisten er selbst ist, vielmehr er selbst wird, in denen sich der ironische Denker ankündigt, der uns eines Tages die *Histoire contemporaine* schenken wird! Ich will nicht von Kleinigkeiten sprechen, sie sind zahllos. Aber Seite 79 der illustrierten Ausgabe zum Beispiel laßt ihr das ganze Tagebuchblatt über die Schönheit der Pariser Uferstraßen, das über zwei Seiten Lexikonoktav füllt, glatt weg. Seite 102: Die Beschreibung des Zimmers des Gelehrten (50 Zeilen); Seite 105: Die Betrachtungen über das Licht (45 Zeilen); Seite 113: Die Abschweifung über wissenschaftliche Unerbittlichkeit (27 Zeilen); Seite 114: Das reizende Katzenabenteuer (128 Zeilen); Seite 117: Die ironischen Betrachtungen über den problematischen Charakter der Geschichte als einer Wissenschaft (96 Zeilen).

Was macht ihr für ein verschmitzt verlegenes Gesicht, wie Schlingel, denen man nur hinter ihre harmloseren Streiche gekommen ist? Ihr atmet erleichtert auf, seid erfreut, so leichten Kaufs entwischt zu sein? Aber ihr habt euch zu früh gefreut, Wahl und Bourgeois: sagt, wohin haben sich denn in eurer autorisierten Übersetzung

Seite 63—72 des Originals verflüchtigt? Was habt ihr aus dieser niedlichen Liebesgeschichte gemacht, die, nebenbei gesagt, nichts geringeres als die Basis des ganzen Romans bildet? Knappe sieben Zeilen: „Auf dem Heimwege erzählte ich, wie ich Clementine kennen gelernt und wie ich sie verloren hatte. Politische Meinungsverschiedenheiten entzweiten unsere beiden Familien und trennten auf immer zwei Herzen, die sich liebten. Eines Abends verließ Clementines Vater nach einer heftigen Auseinandersetzung unser Haus, um es nie wieder zu betreten." Über sieben Seiten durch nicht einmal sieben Zeilen zu übersetzen, das ist wirklich das Nonplusultra einer Übersetzerroheit, die mit dem Original schaltet und waltet, wie es ihr beliebt, weil ja doch kein Mensch, der das Original lesen kann, zur Übersetzung greift, und der Bedauernswerte, dem nur solche Übersetzungen zugänglich sind, fast nie in der Lage ist, das Original zur Kontrolle heranzuziehen: ein bequemes, ungefährliches Handwerk in der Tat, ihr autorisierten Übersetzer und Unterschlager!

Notizen.

Zum Stand der neugriechischen Sprachfrage. Wir „Europäer" (mit Einschluß der Slawen), die wir uns des Besitzes einer wohlausgebildeten und modernen, den Bedürfnissen unserer Kultur und unserem lebenden Sprachgefühl angepaßten Schriftsprache erfreuen, erleben in unseren Tagen das Schauspiel, daß ein Volk, das sich ebenfalls als ein Glied der europäischen Kulturwelt betrachtet, noch um eine neue Sprachform ringen muß, die, frei von den Fesseln einer zweitausendjährigen Tradition, ihre Kraft aus der lebenden Sprache des Volkes schöpft. Die heutigen Griechen stehen heute noch am Ausgang ihres Mittelalters: denn die Frage, die von den romanischen Völkern schon längst entschieden wurde, — ob die überlieferte Sprache des Altertums (das Latein) oder die lebende Nationalsprache das Ausdrucksmittel des schriftlichen Verkehrs und der Literatur sein soll —, diese Frage ist für das heutige Griechenland noch nicht gelöst, wenn auch in der jüngsten Zeit eine offizielle Entscheidung im Sinne des Mittelalters erfolgt ist. Welche Bedeutung die Sprachfrage für das griechische Volk hat, und wie der Sprachkampf in der jüngsten Zeit sich entwickelt und zugespitzt hat, mag der Leser aus den klaren und vortrefflichen Ausführungen eines Griechen im Januarheft erfahren, der durch philologische und sprachwissenschaftliche Schulung und positive Leistungen im Gebiete der neugriechischen Sprachforschung sich den Anspruch darauf erworben hat, daß seine Meinung gehört werde. Die europäischen Gelehrten, die sich mit der mittel- und neugriechischen Sprache nicht als Amateure, sondern als Forscher beschäftigen, stehen fast ausnahmslos auf der Seite der volkstümlichen Sprachreform und haben das wiederholt und deutlich kundgegeben. Welcher Behandlung sie sich dadurch aussetzen, sieht man aus den jüngsten Vorgängen, die Herr Triandaphyllidis erzählt; wer einigermaßen über griechische Sprachgeschichte orientiert ist, lächelt über die dilettantischen und unwissenschaftlichen Anschauungen, mit denen die Anhänger der offiziellen Sprache — der Athener Professor Mistriotis an der Spitze — ihre Sache vertreten, und wundert sich über die geringe Einsicht und Selbstachtung, die sie durch Beschimpfung ihrer Muttersprache, eben der Volkssprache, beweisen. Es ist

nicht der Mühe wert, auf diese Dinge näher einzugehen. Wer sich darüber unterrichten will, lese das Buch des verstorbenen K. Krumbacher „Das Problem der griechischen Sprachfrage" (München 1903), worin die Geschichte der Frage ausführlich dargestellt, die Notwendigkeit einer Reform eindringlich begründet ist; für diese wissenschaftliche und zugleich vom wärmsten Interesse an Griechenland inspirierte Leistung wurde allerdings Krumbacher verhöhnt und verleumdet, wird noch das Andenken des zu früh verstorbenen ausgezeichneten Gelehrten beschimpft. Wer in kürzerer Darstellung den Sprachkampf und seine Motive kennen lernen will, sei auf zwei frühere Aufsätze von mir verwiesen: „Die jüngsten Unruhen in Athen und die neugriechische Bibelübersetzung" in den Grenzboten 1902 (1) 137 ff. und „Zur neugriechischen Sprachfrage" in den neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 17 (1906) 246 ff. Was ich bereits vor Jahren gesagt habe, gilt auch für die neueste Phase des Sprachkampfes.

Wenn die Gelehrten, die sich mit der neugriechischen Sprache aus rein wissenschaftlichem Interesse beschäftigen, nicht Freunde, sondern Feinde des aufstrebenden Volkes wären, so würden sie eine aufrichtige Schadenfreude über die neuesten „Kulturtaten" der heutigen Hellenen empfinden: ein Volk, das in solcher Weise das Gut der Geistesfreiheit behandelt und das sich außerdem seiner eigenen Muttersprache schämt, kann man sich selbst und seiner „Zukunft" überlassen. Aber trotzdem werden die Kenner des neugriechischen Volkes nicht an dessen Zukunft zweifeln: die frischen Kräfte des Fortschrittes sind vorhanden, wenngleich sie noch von einer reaktionären Mehrheit in ihrer Entfaltung gehemmt werden. Es steht offenbar um die Sache der offiziellen Sprache sehr schlecht, wenn man sie durch gesetzgeberische Gewaltmaßregeln schützen muß, wenn man die Anhänger des Fortschrittes durch die Polizei oder — durch den Pöbel mundtot macht. Jeder Tag liefert neue Beweise für die Knebelung des Geistes, deren sich die Anhänger der traditionellen Sprache schuldig machen. Man mag an sich über die Sprachfrage denken, wie man will — aber alle Gebildeten müssen wenigstens darin einig sein, daß in dem „Kulturkampf" um eine neue Sprachform (die NB echt national ist!) die Kampfmittel verwerflich sind, deren sich die griechischen Reaktionäre bedienen. Kulturfragen werden nicht durch Polizei- oder Pöbelgewalt entschieden.

Dr. Albert Thumb, Professor der Indogermanischen Sprachwissenschaft
an der Universität Straßburg.

In der Überzeugung, daß der kulturelle Fortschritt des jungen Griechenlands an seine Volkssprache gebunden ist, stimmen den gegen die unwürdige Unterdrückung der griechischen Volkssprache gerichteten Darlegungen von Dr. Triandaphyllidis und Professor Dr. Thumb die Unterzeichneten zu:

Dr. Karl Brugmann
Professor der Indogermanischen Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig.

Dr. Albert Ehrhard
Professor der Kirchengeschichte an der Universität Straßburg.

Dr. Paul Marc
Redakteur der „Byzantinischen Zeitschrift", München.

Dr. Wilhelm Meyer-Lübke
Professor der Romanischen Philologie an der Universität Wien.

Ein Manko in der Kasse der katholischen Fachabteilungen? Wir erhalten folgende Zuschrift vom 7. Februar 1912:

„Mit Bezugnahme auf Ihren Artikel in Ihrem letzten Januarheft ersuchen wir, Sie unter Berufung auf den § 11 des Preßgesetzes die nachfolgende Richtigstellung in Ihrer Zeitschrift abzudrucken.

„Die Behauptung, daß der Verband der katholischen Arbeitervereine, Sitz Berlin, mit seinen beruflichen Fachabteilungen in letzter Zeit etwa 75000 M. verloren habe, ein Manko, das teilweise Kardinal Kopp gedeckt haben soll, ist eine blanke Unwahrheit. Denn weder die Verbandskasse, noch eine Kasse der Wohlfahrtseinrichtungen des Verbandes haben ein Defizit aufzuweisen gehabt. Nach dem im Verbandsorgan „Der Arbeiter" usw. veröffentlichten Geschäftsbericht betrugen im Jahre 1910 die Gesamteinnahmen des Verbandes 1223027,46 M., die Gesamtausgaben 1079130,44 M. In den Einnahmen figurieren lediglich die wöchentlichen Beiträge der Mitglieder, sowie die Einnahmen aus den Verlagsartikeln des Verbandes. Das Verbandsvermögen betrug Ende 1910 insgesamt 458897,02 M. Weder jetzt noch früher haben die Verbandskassen von irgendeiner Seite aus freiwilligen Zuwendungen auch nur einen Pfennig erhalten, was ja auch natürlich nicht notwendig war.

Hochachtungsvoll

Verband der katholischen Arbeitervereine, „Sitz Berlin"

gez. Lic. Fournelle, Generalsekretär."

Die inkriminierte Stelle des letzten kirchenpolitischen Briefes heißt:

„Was Giesberts, ein Führer der christlichen Gewerkschaften, schon lange gesagt hat, daß die Finanzwirtschaft der katholischen Fachabteilungen sehr anfechtbar sei, bewahrheitet sich in erschreckender Weise. Die Kasse der Fachabteilungen hat in letzter Zeit Verluste von etwa 75000 M. gehabt, von denen die Mitglieder und die Öffentlichkeit bis heute nichts wissen. (Kardinal Kopp soll einen Teil des Mankos gedeckt haben.)"

Welcher Leser hat sich danach vorgestellt, daß im Geschäftsjahr 1910(!) ein aus dem gedruckten Geschäftsbericht ersichtlicher Verlust durch eine aus dem gedruckten Geschäftsbericht ersichtliche Zuwendung des Kardinal Kopp zum Teil gedeckt worden sei? Wir bezweifeln nicht, daß dem Berliner Generalsekretariat, wenn es dies erklärt, von einer Zuwendung des Kardinal Kopp an eine Verbandskasse nichts bekannt ist. Will es aber beweisen, daß eine solche Zuwendung nicht erfolgt ist, so muß es versuchen, den Kardinal Kopp zu einer Erklärung zu veranlassen: er habe keine derartige Zuwendung gemacht. Da der Kardinal vielleicht vorziehen dürfte, diese Erklärung nicht an uns, sondern an die Germania zu senden (Adresse der Redaktion Berlin C, Stralauerstraße 25), so sind wir gerne bereit, sie in loyaler Weise von dort zu übernehmen.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.-G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.